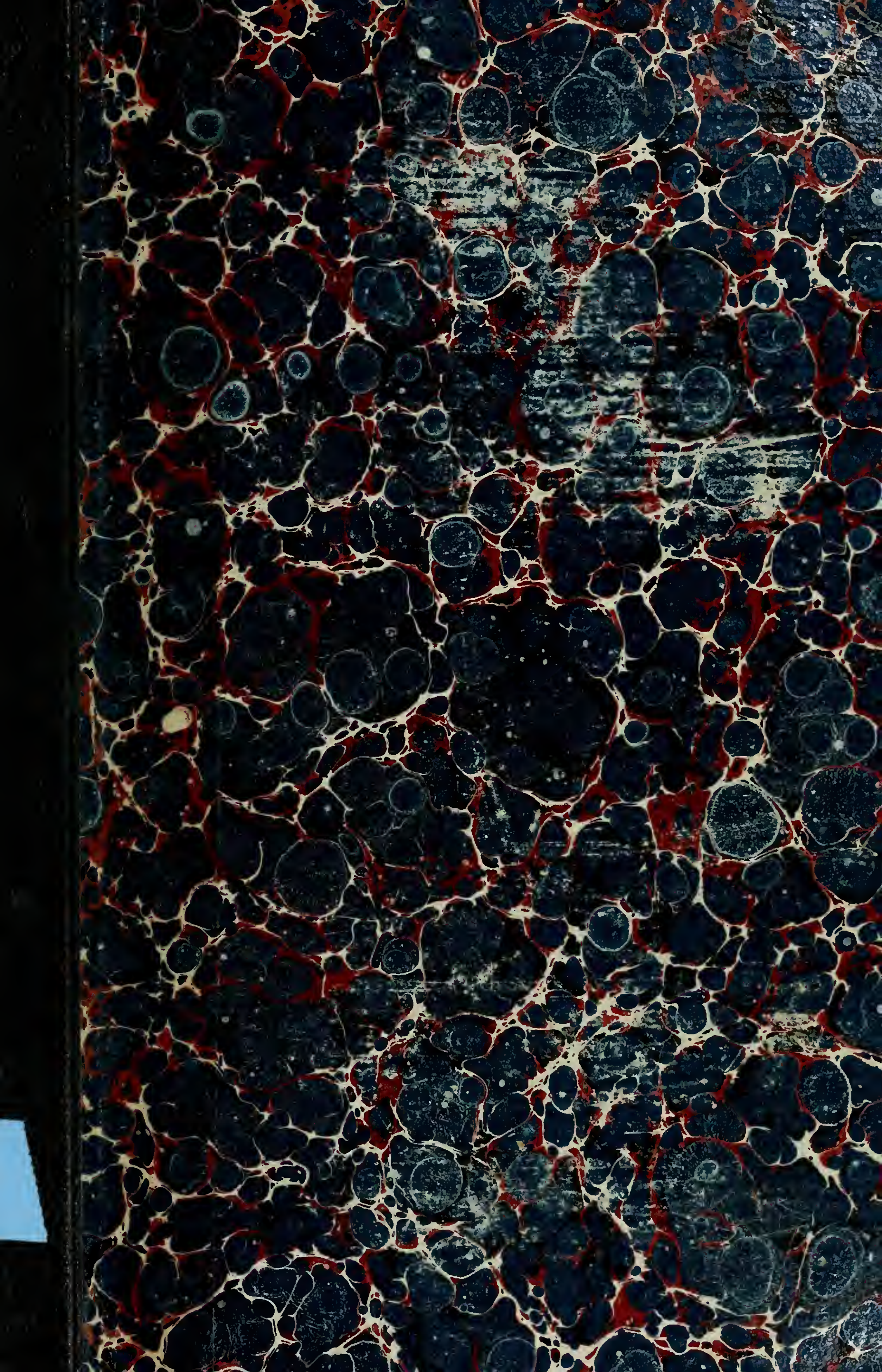
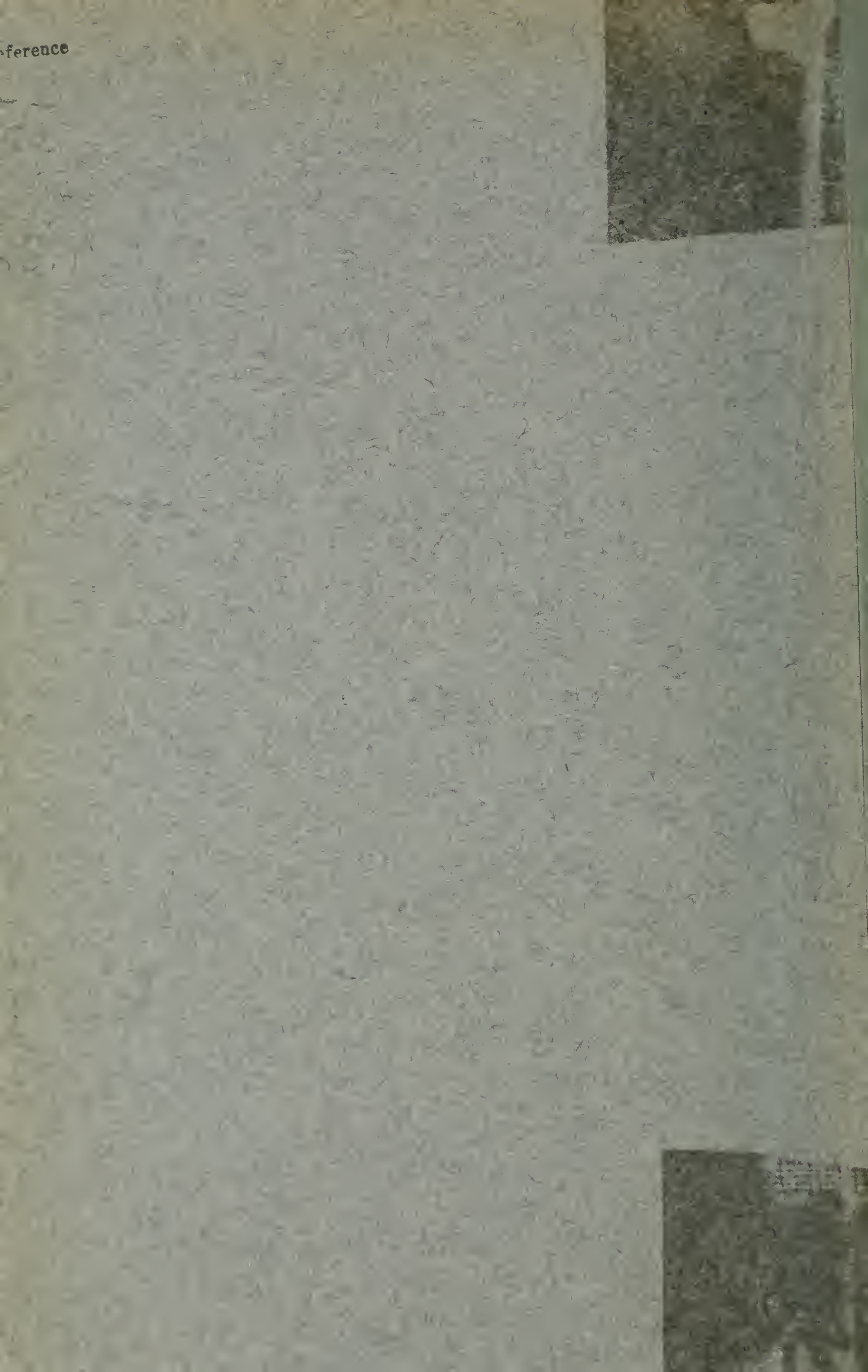
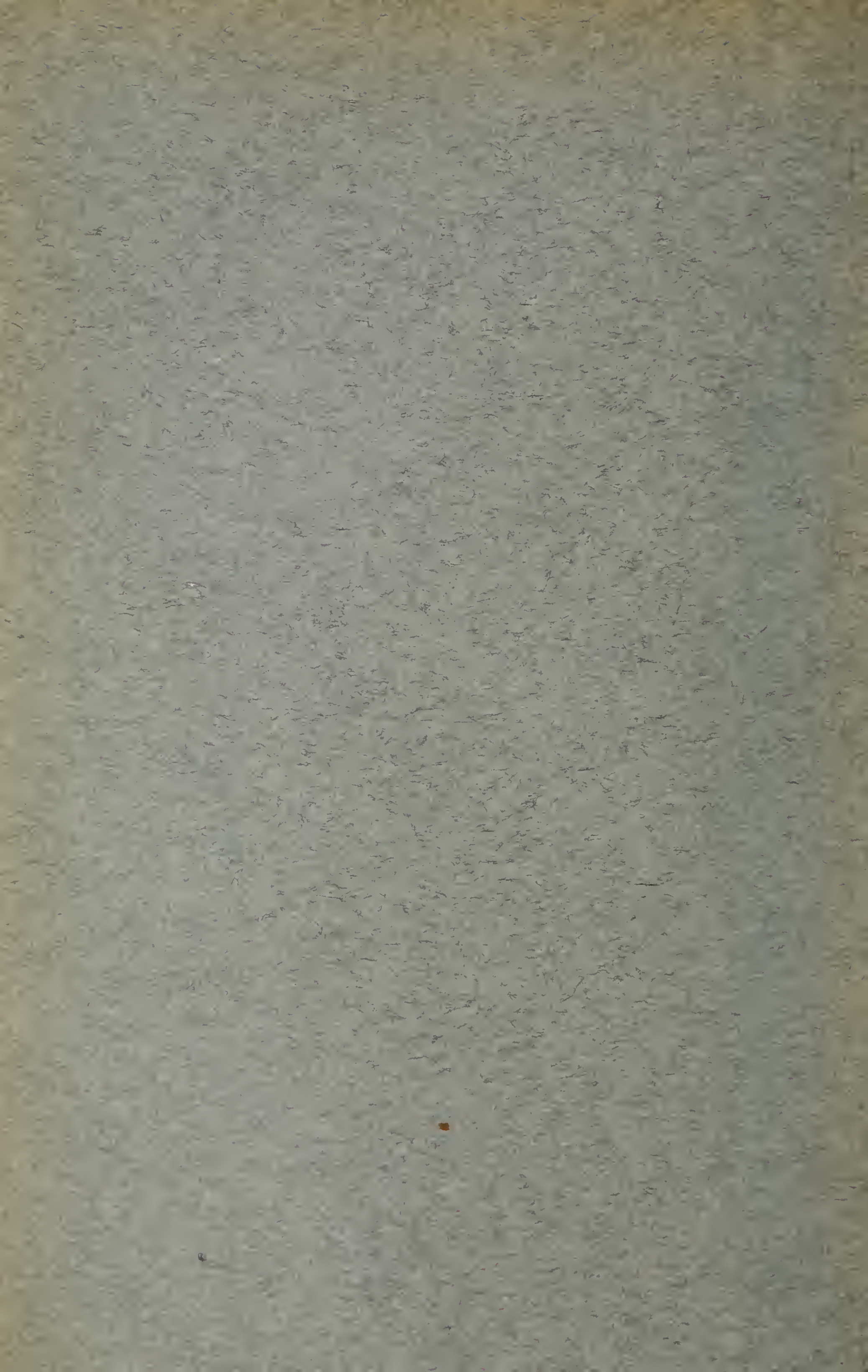




ference

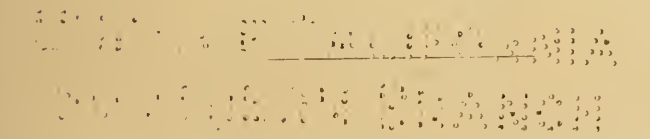


Allgemeine
Deutsche Biographie.

Einundzwanzigster Band.

Kurfürst Maximilian I. — Mirus.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.



Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1885.

Maximilian I., Herzog, dann Kurfürst von Baiern, geb. am 17. April 1573 zu München, † am 27. September 1651 zu Ingolstadt. Eltern: Herzog Wilhelm V. von Baiern und Herzogin Renata von Lothringen. 1580 erhielt M. als ersten Lehrer den aus Salzburg berufenen Wenzel Petrsik (Petraeus) aus Budweis. Zum Hofmeister wurde Ulrich v. Preysing ernannt, an dessen Stelle jedoch schon 1581 Wilhelm Schliederer v. Lachen, ein Rheinländer, trat. Am 13. October 1587 bezog M. die Universität Ingolstadt, begleitet von dem in Theologie und Philologie bewanderten Juristen Johann B. Fickler, einem zunftmäßig gelehrten und die jesuitisch-katholische Richtung sehr schroff vertretenden Manne, der ihn in den Alten, in der Geschichte und im Recht unterwies. Von Vorlesungen hörte er, soviel bekannt, nur die Ethik bei dem Jesuiten Christof Marianus. Sein Stallmeister Astor Leoncelli lehrte ihn Italienisch und Französisch, der Ingenieur Carlo Detti Mathematik und die Hülfswissenschaften der Kriegskunst. Als Hofmeister wurde ihm bald statt Schliederers der Freiherr Philipp v. Laubenberg, ein Schwabe, beigeordnet. Am 3. April 1591 verließ er Ingolstadt, doch setzte er in München unter Fickler's Leitung die Beschäftigung mit dem Recht und mit der Geschichte fort. Zugleich aber wurde er nun in die Regierungsgeschäfte eingeführt und wenn sich sein Vater außer Landes begab, zu dessen „Statthalter" verordnet. Ende Februar 1593 stellte er sich in Prag dem Kaiser Rudolf II. vor und reiste dann nach Rom, um dem Papste die Abberufung seiner im Herbst 1592 dorthin gesandten, dem geistlichen Stande bestimmten Brüder weniger empfindlich zu machen. In der Absicht, längeres Verweilen jener zu erwirken, schickte Clemens VIII. Schwert und Hut, die er in der letzten Christnacht geweiht hatte, an M., doch ließ sich Wilhelm V. nicht umstimmen. Am 11. Mai reiste M. mit seinen Brüdern von Rom ab. Wie vorher den Kaiser, so hatte er auch den Papst durch sein Wesen sehr für sich eingenommen. Gemeinsam besuchten die Brüder Loretto. Dann reiste M. allein über Mailand nach Einsiedeln und von dort nach Nancy zu seinem Oheim, Herzog Karl von Lothringen. Für dessen Tochter Elisabeth faßte er damals warme Neigung, welche am 6. Februar 1595 zur Vermählung führte.

Nach seiner am 3. Juli 1593 erfolgten Heimkehr wurde M. in wachsendem Maße zu den Regierungsgeschäften herangezogen. Verfügungen über innere Angelegenheiten erfolgten nun immer häufiger in seinem Namen und seit dem October wurde dies die Regel. Im December beschloß dann Wilhelm V. auf einem Landtage zu Landshut, die Regierungsarbeit ganz auf seinen Sohn zu übertragen und sich nur die Aufsicht zu bewahren. Die Einleitung zu einer derartigen Anordnung bildete es, daß Wilhelm die Landstände am 11. Januar 1594 dem Erbprinzen huldigen ließ. Die Ausführung verzögerte sich bis zum

1. Januar 1595, da man die Verheirathung Maximilians abwarten zu müssen meinte und dieser vom 9. Mai bis zum 29. Juli 1594, ohne jedoch eine hervorragende Rolle zu spielen, dem Regensburger Reichstage beiwohnte. Nach seiner Verheirathung wurden ihm auch die Angelegenheiten der auswärtigen Politik überwiesen. Wilhelm enthielt sich jedoch nicht, fort und fort in die Verwaltung einzugreifen und dadurch erwuchsen bald so arge Mißstände, daß M. im Sommer 1596 seinem Vater nahe legen ließ, er möge vollständig abdanken. Nach längerem Zögern fertigte Wilhelm am 15. October 1597 die gewünschte Urkunde aus und nachdem daraufhin der Kaiser M. belehnt hatte, trat dieser am 4. Februar 1598 die Regierung an.

Der junge Fürst sah sich einer äußerst schwierigen Aufgabe gegenüber. Ungeheure Schulden lasteten auf der Landschaft und auf der Hofkammer. Die Ausgaben überstiegen die Einnahmen um die Hälfte. Die Steuerkraft des Landes war schon in sehr hohem Maße angespannt und Wilhelm hatte den Ständen für sich und seine Erben versprechen müssen, daß ihnen keine neuen Leistungen zugemuthet werden sollten. In der gesammten Verwaltung herrschten heillose Verwirrung, Unordnung und Nachlässigkeit, welche durch die Umbildung des mittelalterlichen Lehnstaates in einen absolutistischen Beamtenstaat erzeugt und durch die schlaffe Gutmüthigkeit Wilhelms V. gesteigert worden waren. Die höchsten Behörden waren unzureichend besetzt, die übrigen mit unfähigen und trägen Leuten überfüllt. Das öffentliche und wirthschaftliche Leben des Landes erforderte eine durchgreifende Neugestaltung seiner Formen und Gesetze. Der Wohlstand war im Sinken, Ueppigkeit und Bettel, Unbotmäßigkeit und Laster nahmen überhand. M. wußte jedoch dieser Mißstände, soweit es nur die Zeitverhältnisse gestatteten, Herr zu werden. Er schlug nicht neue Bahnen ein, sondern verharrte ganz im Gedankenkreise seiner Zeit. Aber was vor ihm schon geplant oder versucht worden, was nothwendig oder nützlich schien, führte er mit fester Hand durch, er schuf und erhielt Ordnung, er bildete sich einen tüchtigen Beamtenstand und hielt denselben in straffer Zucht, er beutete die alten Einnahmequellen sorgfältiger aus und eröffnete neue und er beobachtete die strengste Sparsamkeit, welche von den an sinnlose Verschwendung gewöhnten Zeitgenossen mit Unrecht als Geiz verschrieen wurde, denn für Zwecke, die ihm würdig schienen, war seine Hand allezeit offen, sein Hofstaat war, bis der 30jährige Krieg seine verderbliche Wendung nahm, noch zahlreicher als der seines Vaters und bei besonderen Anlässen entfaltete er in vollstem Maße die Pracht, welche seine Würde zu fordern schien. Zahllos sind die Anordnungen, Verfügungen und Gesetze, welche der neugestaltenden Thätigkeit Maximilians entsprangen. 1616 erschien nach langen Vorarbeiten der Codex Maximilianeus, ein alle Gebiete der Rechtspflege und des öffentlichen Lebens behandelndes Gesetzbuch, welches bis 1751 in Geltung blieb. Die bedeutendsten Erfolge erzielte er im Geldwesen. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung wußte er die Ausgaben und Einnahmen ins Gleichgewicht zu setzen und nachdem dann die Landschaft 1605 die von Wilhelm V. herrührenden Schulden großentheils übernommen und seine Einkünfte gebessert hatte, vermochte er jährlich bedeutende Summen zurückzulegen. Noch 1630 enthielt sein Schatz 2 270 000 Gulden, ja sogar 1640 hatte er noch eine „ansehnliche Baarschaft“ in Vorrath, obwol der 30jährige Krieg so außerordentliche Anforderungen an ihn gestellt und er stets mit der Säumigkeit der Ligamitglieder in Entrichtung der Bundessteuern zu kämpfen gehabt hatte. Seit 1612 hatte er daneben auch die Landschaft zur Abtragung der von ihr übernommenen Schulden angehalten, indem er ihre Geldverwaltung seiner Aufsicht unterwarf. Die Einkünfte der Landschaft betrachtete er als Staatsgut und alle staatlichen Rechte derselben erschienen ihm als Uebertragungen der fürstlichen Gewalt, welche wegen

Mißbrauchs widerrufen werden könnten. Daraus folgerte er, daß die Stände unbedingt verpflichtet seien die für den Staat nothwendigen Steuern zu bewilligen und daß sie sich ihrer Rechte nur zum Besten des Staates bedienen dürften. Dieses Beste aber zu bestimmen, stand seiner Auffassung nach dem Landesherrn zu. Den Ständen Antheil an der Regierung zu gewähren, war er nicht geneigt. Nur um die Grundlagen für die von ihm beabsichtigten neuen Gestaltungen zu schaffen, berief er sie 1605 und 1612; später ließ er sich die erforderlichen Steuern durch den ständigen Ausschuß der Landschaft bewilligen. Thatsächlich wurde mithin Baiern unter ihm eine unbeschränkte Monarchie. Von dem Gesichtspunkte einer solchen faßte er überhaupt sein Verhältniß zu den gesammten Unterthanen auf. Das öffentliche und besondere Leben derselben erachtete er in allen Beziehungen der Gewalt des Herrschers unterworfen und er war der Ansicht, daß jedes Mitglied des Staates diesem mit äußerster Anspannung seiner Kräfte dienen und dessen Zwecken seinen eigenen Nutzen unbedingt unterordnen und opfern müsse. Seine Herrschaft war daher streng und vielfach hart und er wurde mehr gefürchtet als geliebt, aber sein Walten war im großen Ganzen heilsam und minder drückend als die schlaffere und weniger geordnete Regierung der meisten anderen Fürsten seiner Zeit. Zugleich gab es ihm die Möglichkeit, eine weit über das Verhältniß des Umfanges und der natürlichen Hülfsmittel Baierns hinausgehende politische Machtstellung zu gewinnen.

Die Aufgaben der inneren Neugestaltung mit ihrer ungeheueren Arbeitslast nahmen während der ersten zehn Jahre seiner Regierung, in welchen sie der Hauptsache nach gelöst wurden, Maximilian's Thätigkeit und Aufmerksamkeit beinahe ausschließlich in Anspruch und sein politisches Wirken wurde vorzugsweise durch territoriale Interessen bestimmt. Den ausgedehnten politischen Briefwechsel, welchen sein Vater gepflogen hatte, stellte er ein und der Einmischung in auswärtige Angelegenheiten ging er geflissentlich aus dem Wege. Nur dann befaßte er sich mit solchen, wenn er von anderer Seite dazu genöthigt wurde. Sogar den großen Parteistreitigkeiten des Reiches schenkte er wenig Beachtung, obwol sie seit 1598 eine so schroffe und verhängnißvolle Entwickelung nahmen. Er begnügte sich, den jeweiligen Angriffen der evangelischen Bewegungspartei gegenüber die Reichsverfassung und die katholische Auffassung des Religionsfriedens zu vertreten, und weit entfernt, unter den katholischen Ständen eine leitende Stellung einzunehmen oder auch nur anzustreben und die Bemühungen seines Vaters um eine festere Einigung jener fortzusetzen, löste er am 4. März 1599 den Landsberger Bund auf und bewies er noch in den Jahren 1605 und 1606 gegenüber den an ihn gerichteten Aufforderungen, ein Bündniß der deutschen Katholiken zu betreiben, geringe Geneigtheit. Die einzigen auswärtigen Angelegenheiten, welchen er aus eigenem Antriebe lebhaften Antheil widmete, waren der Türkenkrieg, der von 1593 bis 1606 durch Kaiser Rudolf II. geführt wurde, und der 1605 ausbrechende ungarische Aufstand. Auch da aber bestimmte ihn vorzugsweise der Umstand, daß Baiern nächst den kaiserlichen Landen zumeist gefährdet erschien. Um jenes mit diesen zu sichern, bemühte er sich fort und fort eifrigst, daß das Reich mit dem Kaiser seine ganze Kraft gegen den Erbfeind wende, und zu diesem Zwecke suchte er sogar mit den hervorragenden protestantischen Fürsten nähere Beziehungen anzuknüpfen. Zugleich ließ ihn die Furcht vor den Türken und Ungarn die schon unter Wilhelm V. vorbereitete Bildung einer tüchtigen Landwehr anstreben. Aehnliche Bemühungen wurden, wenngleich meist aus anderen Gründen theils schon früher, theils zur selben Zeit in fast allen deutschen Gebieten unternommen. M. widmete ihnen jene rege und nachdrückliche Thätigkeit, welche er bei Allem, was er begann, entwickelte, und jede Niederlage der Kaiserlichen ließ ihn seine Anstrengungen steigern.

Der Gedanke an einen künftigen Krieg mit der protestantischen Bewegungspartei aber lag ihm in jenen Jahren so fern, daß er sämmtliche Reichsstände zu veranlassen wünschte, die gleichen Einrichtungen wie er zu treffen. Auch beabsichtigte er nicht, durch jene geworbenes Kriegsvolk überflüssig zu machen und etwa ein stehendes Volksheer zu bilden. Sie sollten vielmehr, wie schon ihr Name „Landesdefensionswerk“ andeutet, nur die Möglichkeit gewähren, Baiern gegen streifende Schaaren zu schützen und einem Angriffe zu widerstehen, bis durch geworbene Truppen und Hülfe der Reichskreise Rettung gebracht werde. Die geringe Kriegstüchtigkeit, welche, wie es in der Natur der ganzen Einrichtung lag, bei der Landwehr erzielt wurde, verbot von selbst ihr größere Aufgaben zu stellen, und M. stellte ihr solche auch dann nicht, als seine Politik die engen Schranken der Territorialinteressen verließ.

Die Umwandlung seiner Politik veranlaßte der Kampf um Donauwörth. In dieser kleinen schwäbischen Reichsstadt wurde am 25. April 1606 eine katholische Bittfahrt trotz einem Schutzbefehle des Kaisers von Bürgern, Handwerksgesellen und Buben unter Gewaltthaten und Beschimpfungen gesprengt. Der Rath suchte sich gegenüber einem neuen Befehle des Kaisers damit auszureden, daß „die Obrigkeit dem gemeinen Gesindlein nicht allzeit steuern könne“. Darauf bevollmächtigte der Kaiser unseren Herzog als Nachbar darüber zu wachen, daß die Katholiken in der Ausübung ihres Gottesdienstes nicht gestört würden. Das geschah ohne Vorwissen Maximilian's und dieser übernahm den Auftrag, ohne eigennützige Hintergedanken und weitsichtige Pläne daran zu knüpfen, lediglich deshalb, weil es ihm als Pflicht erschien, seinen Glaubensgenossen beizuspringen. Wie er einem Auftrage des Kaisers zufolge in den Jahren 1602 und 1604 sich bemüht hatte, den „Beschwerden“ der Katholiken zu Kaufbeuren abzuhelfen, so hatte er in Donauwörth ausschließlich dieses Ziel im Auge, als er zu einer Kreuzfahrt, welche im April 1607 stattfinden sollte, seine Subdelegirten abordnete. Diese wurden jedoch durch die sich gegen den nachgiebigen Rath auflehnenden Bürger beschimpft und verjagt. Dadurch erhielt die Angelegenheit, welcher M. bis dahin kein Gewicht beigemessen hatte, in seinen Augen eine ganz außerordentliche Bedeutung. Ihm, der ein sehr starkes und empfindliches Gefühl seiner fürstlichen Hoheit besaß, war in seinen Subdelegirten Schmach angethan und schwere Einbuße drohte dem Ansehen des Kaisers, auf welchem dessen Einfluß im Reiche und der Bestand der Reichsverfassung gutentheils beruhten und in welchem die Katholiken bis dahin vielfach mächtigen Rückhalt gefunden hatten. M. beantragte, daß der Kaiser die bereits früher angedrohte Achtserklärung gegen die Stadt sofort erlasse. Dann pflog er jedoch auf Wunsch des Kaisers mit dem Rath noch dreimal Verhandlungen. Er suchte durch dieselben aufrichtig und ernstlich einen Ausgleich, wenn er auch seine Forderungen zu Gunsten der Katholiken immer mehr steigerte, je mehr er über die denselben auferlegten Beschränkungen unterrichtet wurde. Seine Bemühungen scheiterten jedoch jedesmal durch die Unbotmäßigkeit der Bürgerschaft und durch die kurzsichtigen Rathschläge protestantischer Nachbarstände. Da ließ er endlich am 12. November 1607 die ihm durch den Kaiser zugestellte Achtserklärung veröffentlichen und am 17. December zwang er durch ein rasch gebildetes Heer die Stadt zur Ergebung. Als er sie in Händen hatte, kam ihm der Gedanke, sie zu behalten, und er wußte es dahin zu bringen, daß sie ihm vom Kaiser am 3. Juni 1609 als Unterpfand für seine Executionskosten, welche die Stadt nicht bezahlen konnte, überwiesen wurde. Darauf wurde die reichsstädtische Selbstverwaltung thatsächlich abgeschafft und die evangelische Bürgerschaft durch harte Bedrückung allmählich zur Annahme des Katholicismus genöthigt.

Die Besetzung Donauwörths richtete die Augen von ganz Deutschland auf den Herzog, welcher eine Thatkraft entwickelt hatte, die seit Menschengedenken im Reiche unerhört war. Ihm selbst aber eröffnete der Donauwörther Handel das Verständniß für die Verhältnisse im Reich, indem mehr und mehr evangelische Stände sich einmischten, die Bürger zum Trotze verleiteten und ihre die katholische Auffassung des Religionsfriedens und die kaiserliche Gerichtsbarkeit bekämpfenden Grundsätze immer schroffer kundgaben. Nun begann M. einzusehen, daß die Parteistreitigkeiten im Reiche aus principiellen und unausgleichbaren Gegensätzen entsprangen, daß die Bestrebungen der protestantischen Bewegungspartei zum Untergang des Kaiserthums, der bestehenden Reichsverfassung und des deutschen Katholicismus führen mußten und daß die Entwickelung der Dinge im Reiche zu einem großen inneren Kriege hintrieb. Diese Erkenntniß wurde ihm befestigt und vertieft durch den Reichstag des Jahres 1608, wo die Protestanten ihre Ansichten und Forderungen schroffer als je zuvor kundgaben und die Versammlung durch ihren Abzug sprengten, als die Katholiken sich die Ansprüche, die sie kraft des Religionsfriedens zu besitzen meinten, auch für die Zukunft wahren wollten. In Folge davon nahm M. den Gedanken an die Errichtung eines katholischen Bündnisses auf. Er beabsichtigte anfangs, dasselbe unter die Leitung des Kaisers zu stellen. Da jedoch der österreichische Hausstreit ausbrach und vorauszusehen war, daß dieser die Macht des Kaisers auf lange Zeit lähmen werde, während er die Gefahr im Reiche steigerte, änderte M. seinen Plan. Um indes nach Möglichkeit im Rahmen der Reichsverfassung zu beharren, wollte er die Anregung zu dem Bündnisse durch den Reichserzkanzler, den Kurfürsten von Mainz, als den berufenen Vertreter der Stände gegeben sehen. Erst als dieser zögerte, nahm er die Sache in die Hand und betrieb sie nun mit gewohntem Eifer. Furchtsamkeit, Opferscheu und kurzsichtige Rücksichtnahme auf den Kaiser bereiteten ihm bei den geistlichen Ständen große Schwierigkeiten. Seine Beharrlichkeit und kurpfälzische Gewaltthaten brachten es jedoch schließlich dahin, daß nach vorbereitenden Abschlüssen im J. 1609 am 10. Februar 1610 die drei geistlichen Kurfürsten, mehrere Bischöfe und einige Prälaten zu Würzburg mit ihm eine katholische Defension oder Union schlossen, für welche — zuerst wol im Munde der Gegner — der Name Liga in Gebrauch kam. Zu Directoren wurden für Niederdeutschland Kurmainz, für Oberdeutschland M. erwählt; im Kriege sollte Letzterer allein den Oberbefehl führen. Alle katholischen Mitglieder des Reiches sollten zum Beitritt, Spanien und der Papst zu Beisteuern, Frankreich zur Neutralität bewogen werden. Der Zuziehung reichstreuer Protestanten widerstrebte M. dagegen, weil zwischen diesen und den Katholiken doch in wichtigen Fragen Meinungsverschiedenheit bestehe; er wollte mit ihnen nur ein weniger enges Verhältniß eingehen. Der Zweck der Liga war ein rein vertheidigender, die Abwehr nämlich von Verletzungen des Land- und Religionsfriedens von Seite der protestantischen Bewegungspartei.

Bald wurde die Leistungsfähigkeit des Bundes auf die Probe gestellt, indem die protestantischen Unirten sich mit ausländischen Mächten verbündeten, um den Erzherzog Leopold aus Jülich zu vertreiben, und das Unternehmen durch Einfälle in verschiedene Bisthümer einleiteten. Rudolf II. forderte auf Anrathen eines eben in Prag versammelten Fürstentages M. auf, mit dem Kurfürsten von Sachsen die Execution gegen die Friedensstörer zu übernehmen. Der Herzog war sehr geneigt, den Frieden des Reiches durch Niederwerfung der Bewegungspartei für die Zukunft zu sichern; da er jedoch nirgends ausreichende Unterstützung bereit fand, lehnte er den Auftrag ab. Indes zwang er die Mitglieder der Liga durch die Drohung, das Bundesoberstenamt niederzulegen, zu umfassenden Vorkehrungen für ihre Vertheidigung und trug dadurch wesentlich dazu bei,

daß die Unirten nach der Einnahme Jülichs auf weitere Unternehmungen verzichteten und durch eine nach München abgeordnete Gesandtschaft Frieden suchten. Am 24. October 1610 wurde derselbe geschlossen, denn auch M. wünschte ihn dringend, da die Liga keineswegs in der Verfassung war, den Kampf mit den Gegnern aufzunehmen. Durch sein Geschick und seine Festigkeit wußte er jedoch zu bewirken, daß die Liga und insbesondere er mit vermehrtem Ansehen aus den Verhandlungen hervorgingen.

Eine neue Probe seiner entschlossenen Thatkraft gab M. im folgenden Jahre gegenüber dem Erzbischofe Wolf Dietrich von Salzburg. Nach vielfachen früheren Reibungen kam es zwischen den beiden Nachbarn zum Bruch, als M. den Erzbischof zur Kündigung eines 1594 errichteten, für Baiern ungünstigen Salzvertrages drängte und Wolf Dietrich im Verfolg des Streites, statt sich auf die Vertheidigung seines guten Rechts zu beschränken, die Probstei Berchtesgaden, deren Inhaber des Herzogs Bruder Ferdinand war, mit Kriegsvolk besetzte. Rasch bildete darauf jener ein Heer, rückte Ende October 1611 in das Erzstift ein und ließ den Erzbischof, der in kopfloser Angst flüchtete, gefangen nehmen und durch sein Domcapitel, welchem der tyrannische, wunderliche Herr ebenso verhaßt war wie seinen Unterthanen, zur Abdankung zwingen. Dann hielt er denselben bis zum Tode in harter Haft, damit er nicht die Wiedererlangung des Stiftes versuchen oder andere Ungelegenheiten bereiten könne. Mit dem Capitel schloß M. alsbald einen neuen Salzvertrag, der seinen Wünschen entsprach, den erhofften Nutzen jedoch nicht völlig brachte, da manche frühere Abnehmer des Salzburgischen Salzes während der vorausgegangenen Streitigkeiten, die dessen Ausfuhr hinderten, sich an andere Bezugsquellen gewandt hatten. Der Kaiser und der Papst wagten gegen des Herzogs Vorgehen nicht ernstliche Einsprache zu erheben, zumal Wolf Dietrich längst durch sein kirchliches, sittliches und politisches Verhalten das Mißtrauen und den Unwillen der jesuitisch-katholischen Partei erweckt hatte. Dagegen scheiterte Maximilians Bemühen, das reiche Erzstift an ein Mitglied seines Hauses zu bringen, an dem Gegenwirken des österreichischen Hauses und er mußte sich begnügen die Wahl eines ihm genehmen Domherrn zum Erzbischof zu erwirken, der dann freilich in der Folge gleichwol an Oesterreich Rückhalt gegen den unbequemen Nachbarn suchte.

Die Eifersucht, welche die Habsburger von jeher gegen Baiern hegten, wuchs mit dem steigenden Ansehen und mit jedem Erfolge Maximilians. Vor Allem stellten sie sich seinen Bundesbestrebungen hemmend in den Weg. Gleich anfangs verlangten die Spanier für den Erzherzog Ferdinand Antheil am Directorium und Rudolf II. zeigte sich der Liga überhaupt abgeneigt, weil er von ihr Beeinträchtigung der kaiserlichen Gewalt besorgte. Aus demselben Grunde und vor Allem, um einen Rückhalt gegen die aufsätzigen, protestantischen Stände der Hauslande zu gewinnen, suchte dann Khlesl, seit Matthias Kaiser geworden, die Liga dessen Einfluß zu unterwerfen, während Erzherzog Albrecht, der Statthalter der spanischen Niederlande, welcher ihr beitrat, sie in der Jülicher Frage und gegen die Holländer auszubeuten trachtete. M. wollte jedoch den Bund nicht im Dienste der habsburgischen Hausinteressen seine Kräfte verbrauchen lassen; beim Kaiser glaubte er auf eine entschiedene und kräftige Vertretung der Zwecke des Bundes nicht rechnen zu dürfen und die Theilung der Oberleitung an drei Directoren hielt er um so mehr für verderblich, als er voraussah, daß der ängstliche und in unklaren Vermittelungswünschen befangene Kurfürst von Mainz in allen Fragen ihn mit Oesterreich niederstimmen werde. Die Entwickelung der deutschen Verhältnisse bestärkte ihn immer mehr in der Ueberzeugung, daß man früher oder später den Fortbestand des deutschen Katholicismus und der Reichsverfassung mit den Waffen gegen die Union werde vertheidigen müssen,

und für diesen Kampf wollte er die Kräfte der katholischen Stände zusammenfassen. Die deutschen Habsburger sollten dem Bunde nur als einfache Mitglieder unter Ausschluß ihrer Hausinteressen beitreten. Wie er selbst jede Einmischung in den österreichischen Hausstreit und in die Kämpfe, welche Rudolf und Matthias mit ihren Ständen zu bestehen hatten, abgelehnt, so sollte nach des Herzogs Meinung auch die Liga sich auf die Abwehr der im Reiche drohenden Gefahr beschränken. Mit Hülfe des Kurfürsten von Mainz setzten es jedoch die Habsburger 1613 durch, daß die Bildung eines dritten Directoriums für den Erzherzog Maximilian beschlossen und der Liga eine Verfassung gegeben wurde, welche sie in ein confessionsloses, vom Kaiser abhängiges Bündniß verwandeln sollte. Das schwächte des Herzogs Hoffnung auf eine kräftige Wirksamkeit derselben. Vollends aber schwand ihm diese durch das Verhalten der meisten geistlichen Stände, welche sich trotz seinen Bemühungen nicht zu den Leistungen verstehen wollten, die er für unerläßlich erachtete. Er schloß daher im März 1614 mit einigen eifrigen oberdeutschen Stiftsherren ein Sonderbündniß, um wenigstens deren Macht mit der seinen zur nachdrücklichen Vertheidigung bereit zu halten. Als dann in der Folge die Lässigkeit der meisten geistlichen Stände andauerte, Erzherzog Maximilian aber sein Directorium zu beschränken und demselben einen seiner treuesten Bundesgenossen zu entziehen suchte, da legte er am 14. Januar 1616 das Bundesoberstenamt nieder, denn er wollte nicht eine Aufgabe übernehmen, deren Lösung er unter den gegebenen Verhältnissen für unmöglich hielt. Gegen einen im selben Jahre gestellten Antrag des Erzherzogs Maximilian, ein großes katholisches Heer im Reiche zu bilden, sprach er sich mit aller Entschiedenheit aus, theils weil dadurch die katholischen Stände erst recht den habsburgischen Sonderabsichten dienstbar werden müßten, theils und vor Allem, weil man so den Angriff auf die Protestanten beginnen werde. Sein Zweck war nach wie vor lediglich, eine ausreichende Vertheidigung vorzubereiten. Für diesen aber zu wirken, wurde er nicht müde. Als Kaiser Matthias die Auflösung der Liga befahl und diese nun völlig verfiel, schloß M. alsbald am 12. Mai 1617 an Stelle des durch Erzherzog Maximilians Umtriebe gesprengten Sonderbündnisses von 1614 mit vier oberdeutschen Prälaten insgeheim einen nachbarlichen Schirmverein und trotz allen Kränkungen war er stets entschlossen, auch den übrigen Glaubensgenossen im Falle der Noth nach Kräften beizuspringen.

Seine ganze auswärtige Politik wurde in erster Reihe durch die Besorgniß vor den Umsturzplänen der Union bestimmt und es gelang ihm, dieser einen Verlust von großer Bedeutung zu bereiten. Schon 1599 scheint M. die Hoffnung gehegt zu haben, den Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg durch die Heirath mit seiner Schwester Magdalena dem Katholicismus zu gewinnen. Ein zwei Jahre später zu Regensburg veranstaltetes Religionsgespräch zwischen bairischen und neuburger Theologen endete freilich mit der Niederlage jener und der donauwörther Streit entfremdete die beiden Höfe einander. Als indeß Wolfgang Wilhelm später mit dem Markgrafen von Brandenburg, welcher neben ihm von der jülicher Erbschaft Besitz ergriffen hatte, zerfiel und sein Gegner von der Union und den Holländern unterstützt wurde, suchte er seinerseits Rückhalt bei katholischen Mächten und warb um die Hand Magdalenens. M. machte den Uebertritt des Pfalzgrafen zur Bedingung und bemühte sich persönlich, denselben zu belehren. Am 19. Juli 1613 trat Wolfgang heimlich, und am 25. Mai 1614, nachdem er sich mit Magdalena vermählt hatte, öffentlich zum Katholicismus über. Dadurch brach er mit der Union und die große Gefahr, welche der Uebergang der jülicher Lande in protestantische Hände für die westdeutschen Katholiken geschaffen hatte, wurde paralysirt.

Die Unirten verkannten nicht, daß M. ihnen ein gefährlicher Gegner sei. Im Februar 1618 kam Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz selbst nach München, um ihm die Kaiserkrone anzubieten und ihn dadurch den Habsburgern zu verfeinden. Eine schwere Versuchung trat damit an den Herzog heran. In früheren Jahren hatte er nach der höchsten Würde der Christenheit, die schon einer seiner Vorfahren besessen hatte, Verlangen getragen. Jetzt konnte das Unternehmen, sie zu erwerben, gelingen. Er selbst hielt es für wünschenswerth, die ständischen Rechte vor den zunehmenden Uebergriffen der Habsburger zu sichern. Für Ferdinand II., der nach den Plänen jener auf Matthias folgen sollte, hegte er keineswegs eine innige Freundschaft. Derselbe hatte ihn bei ihrem Zusammensein in Ingolstadt beleidigt und M. war nicht danach angethan, dergleichen zu vergessen. Vor Allem aber hielt er sich mit bitterem Groll stets alle jene Kränkungen und Beeinträchtigungen gegenwärtig, welche seine Vorfahren und er von den Habsburgern erlitten hatten; frisch stand die Bekämpfung seiner Stellung in der Liga vor seiner Erinnerung und er zweifelte nicht, daß das Haus Oesterreich auch in Zukunft ihm ebenso mit Undank lohnen und sein Emporkommen ebenso zu hindern suchen werde, wie es dies seinen Vorgängern gegenüber gethan habe. Aber er erwog, daß, falls er die Kaiserkrone annehme, Ungarn und die österreichischen Lande, die Vormauer der Christenheit, dem Türken zur Beute fallen könnten, daß er seine Wahl von den Unirten auf Kosten des Katholicismus und der Reichsverfassung werde erkaufen müssen und daß er in schweren Krieg mit den Habsburgern gerathen werde. So lehnte er denn mit aller Bestimmtheit unbedingt ab und die erneuten Versuche der Kurpfälzer, welche nicht aufhören wollten zu glauben, was sie wünschten, erfuhren immer wieder nur die gleichen, entschiedenen Zurückweisungen, obwohl der böhmische Aufstand die Aussicht auf Erfolg vermehrte.

Dieser Aufstand bot dem Herzoge zugleich die Möglichkeit, aus dem Zusammenbruch der habsburgischen Herrschaft die einst von Oesterreich Baiern entrissenen Gebiete wiederzugewinnen und sich darüber hinaus zu vergrößern, während ein Eintreten für Matthias und Ferdinand ihn zugleich mit diesen ins Verderben stürzen konnte. Seine Familie, seine Räthe und seine Landschaft empfahlen ihm, neutral zu bleiben. Er selbst schwankte. Aber schließlich entschied die Erwägung, daß mit Oesterreich der Katholicismus und das Reich fallen würden. Seine eigene Macht erschien ihm indeß nicht ausreichend, um den Kampf aufzunehmen, da er nicht zweifelte, daß der böhmische Aufstand sich in die anderen Hausländer fortpflanzen und die Union ihre Waffen mit Unterstützung auswärtiger Mächte zur Durchführung ihrer alten Pläne erheben werde. Seit Ende 1618 mahnte er daher immer dringender Spanien, den Papst und die katholischen Reichsstände zur Mitwirkung, während er einstweilen den Kaiser mit Geld und Kriegsbedarf unterstützte. Es gelang ihm, zu bewirken, daß die Liga erneuert und ihm für den Kriegsfall der unbeschränkte Oberbefehl über das Bundesheer übertragen wurde. Die Rüstungen der Liga, welche er darauf veranlaßte, sollten das Schwert der Union in der Scheide halten. Seinerseits aber versprach er Ferdinand II. gleich nach des unentschiedenen Matthias Tode bewaffnete Hülfe gegen dessen aufständische Unterthanen. Nachdem dann jener zum Kaiser und Friedrich V. zum König von Böhmen erwählt worden war und damit der Entscheidungskampf unvermeidlich wurde, schloß M. zu München am 8. October 1619 in seinem und der Liga Namen ein Bündniß mit Ferdinand, welcher hingegen für sich und sein Haus auf jede Beschränkung oder Behinderung der dem Herzoge durch die Liga übertragenen Vollgewalt verzichtete und alle Kosten, welche jener über seine Bundessteuern hinaus aufwenden werde, sowie etwaigen Verlust an Land zu ersetzen versprach, überdies aber mündlich

dem Herzoge den Besitz der Reichsgebiete, die er etwa erobern werde, und die Uebertragung der pfälzischen Kur an Baiern zusicherte. Mit dem letzten Zugeständnisse hatte Ferdinand die der Lage der Dinge nach selbstverständlichen und mäßigen Forderungen Maximilians aus eigenem Antriebe ergänzt und der Herzog nahm das Anerbieten, ohne die verhängnißvollen Folgen, welche dessen Erfüllung nach sich ziehen mußte, zu würdigen, an, weil es dem Katholicismus großen Vortheil in Aussicht stellte und weil er, wie er schon in früheren Jahren kundgegeben hatte, der Ueberzeugung war, daß die Kur von Rechts wegen Baiern gebühre. Auch jetzt erhob er jedoch noch nicht die Waffen. Er wollte des Erfolges soweit wie möglich sicher sein, ehe er Alles aufs Spiel setzte. Während er seine und der Liga Rüstungen mit größtem Eifer betrieb, verdoppelte er seine Bemühungen, ausgiebige Unterstützung zu gewinnen, und ihnen vor Allem war es zu danken, daß sich der Papst zu einer beträchtlichen Geldhülfe verstand und Spanien und der Kurfürst von Sachsen sich zur Theilnahme am Kriege entschlossen. Wie jedoch M. Friedrich durch die dringendsten Warnungen von der Annahme der böhmischen Krone zurückzuhalten gesucht hatte, so versuchte er auch die Ausdehnung des Krieges auf das Reich zu verhüten und durch seine Festigkeit und Entschiedenheit brachte er es, von einer französischen Gesandtschaft unterstützt, wirklich dahin, daß die Union am 3. Juli 1620 einen Neutralitätsvertrag mit der Liga abschloß. So im Rücken gesichert, zog er dann an der Spitze eines auserlesenen Heeres nach Oberösterreich und Böhmen. Obwohl er nicht verkannte, daß ihm Feldherrngaben fehlten, und er daher die Leitung der Kriegsunternehmungen ganz den Officieren überließ, glaubte er doch durch seine Anwesenheit nützen zu können, und in der That war gutentheils sie es, welche trotz der sich entgegenstellenden Schwierigkeiten und trotz der allzu bedenklichen Vorsicht des kaiserlichen Oberbefehlshabers die Schlacht am Weißen Berge ermöglichte, durch welche die Macht der Pfälzer zertrümmert und die Herrschaft des Kaisers über seine Hauslande hergestellt wurde.

Die Politik Maximilians in den folgenden dreißig Jahren ist noch nicht genügend erforscht. Es kann daher hier nur ein Versuch, ihren Gang darzulegen, unternommen werden.

Nach dem Prager Siege wünschte M. die Herstellung des Friedens und er war unter der Voraussetzung, daß ihm die Kur zu Theil werde, zur Verständigung mit Friedrich V. geneigt. Wenn er Ansprüche auf dessen Lande geltend machte, so geschah das nur, um die Forderung der Kur zu unterstützen. Die Haltung des Pfälzers und seiner Anhänger gab ihm jedoch die Ueberzeugung, daß diese den Frieden nicht wollten und lediglich danach trachteten, den Krieg fortzuspinnen und auszudehnen. Deßhalb hielt er jede Verhandlung für unzulässig, wenn nicht Friedrich sich vorher unterwerfe und vollständig abrüste, und insbesondere verwarf er einen Waffenstillstand, weil ein solcher die Kräfte des Kaisers und der Liga, die gerüstet bleiben müßten, erschöpfen, den Gegnern aber die Gelegenheit geben werde, in katholischen Gebieten lagernd, ihre Rüstungen zu vervollständigen und nach allen Richtungen hin feindselige Umtriebe anzustellen. Völlige Niederwerfung jener schien ihm der einzige Weg zum Frieden und um so dringender geboten, als die Haltung mancher evangelischen Reichsstände und der auswärtigen Mächte wie insbesondere Dänemarks zu ernstlichen Besorgnissen Anlaß boten. Diese Ansicht vertrat er gleich anfangs in Bezug auf Mansfeld, der zuerst in Böhmen und dann in der Oberpfalz den Krieg im Namen Friedrichs V. fortsetzte. Irrungen zwischen ihm und dem Kaiser und die Nothwendigkeit, sein Heer zu verstärken, ließen ihn indeß erst im September 1621 zum Angriff schreiten. Rasch besetzte das Heer, welches er wiederum selbst begleitete, die Oberpfalz. Mansfeld zog jedoch, einen mit M. geschlossenen Ver-

trag brechend, an den Rhein, um dort den Krieg fortzusetzen. Dadurch sah sich M. gezwungen, ihm Tilly nachzusenden, denn es galt nun, die rheinischen Mitglieder der Liga zu schützen, zumal auch der Administrator Christian von Halberstadt zum Angriff rüstete. Das Erscheinen des Ligaheeres am Rhein bestimmte den Markgrafen von Baden-Durlach, die Waffen zu ergreifen. Tilly schlug 1622 ihn und den Halberstädter, nöthigte diesen und Mansfeld den Reichsboden zu verlassen und eroberte die rechtsrheinische Pfalz. Damit war jedoch die Gefahr noch nicht beseitigt. Mansfeld setzte sich in Ostfriesland, der Halberstädter in Niedersachsen fest; ein Theil der Stände dieses Kreises beobachtete eine zweideutige Haltung; Landgraf Moriz von Hessen-Kassel und einige thüringische Fürsten rüsteten. M. hielt es daher für nothwendig, durch rasches Vorgehen den feindselig Gesinnten zuvorzukommen, die Schwankenden zum Anschluß an den Kaiser zu nöthigen und die ruhelosen Bandenführer vom Reichsboden zu vertreiben. Erst im Mai 1623 erhielt jedoch Tilly vom Kaiser die gewünschte Vollmacht. Darauf besetzte er Hessen, trieb Christian von Halberstadt durch den Sieg bei Stadtlohn nach Holland und bestimmte die niedersächsischen Stände zur Entwaffnung. Mansfeld anzugreifen hinderten ihn verschiedene Rücksichten, doch sah sich dieser gleichwohl gezwungen, sein Heer aufzulösen und aus Deutschland zu weichen. Kein Feind stand nun mehr dem Kaiser und der Liga im Reiche gegenüber.

Inzwischen hatte Ferdinand II. auf Andringen des Papstes am 22. September 1621 die Kur durch ein geheimes Schreiben auf M. und dessen Erben übertragen. Die öffentliche Belehnung erfolgte auf einem Reichsdeputationstage zu Regensburg am 25. Februar 1623. Dort wurde jedoch die endgültige Entscheidung über die Kurfrage einem künftigen Kurfürstentage vorbehalten, dessen Spruch sich zu unterwerfen, M. geloben mußte. Daß der Kaiser ihm insgeheim den Besitz der Kur für alle Fälle auf Lebenszeit zusicherte, konnte ihm nicht als ausreichender Ersatz für diese Niederlage erscheinen, die durch den Widerstand der evangelischen Kurfürsten, durch die Nebenbuhlerschaft des nächsten Agnaten der Kurpfälzer, Wolfgang Wilhelms von Neuburg, durch die vermittelnde Haltung des Kurfürsten von Mainz und gutentheils durch das Entgegenwirken Spaniens herbeigeführt worden war. Spanien wurde durch die alte Furcht, daß in M. den Habsburgern ein gefährlicher Nebenbuhler im Reiche erwachsen könne und durch sein Streben nach einer engen Verbindung mit England bestimmt. Es hatte sich aber auch bereits ein unmittelbarer Gegensatz zwischen seiner Politik und der des neuen Kurfürsten herausgebildet. Spanien wünschte, wie man wenigstens glaubte, die seit 1620 von ihm eroberte linksrheinische Pfalz, welche für die Verbindung seiner niederländischen und italienischen Besitzungen so hohen Werth hatte, zu behalten; gemeinsam mit Erzherzog Leopold, dem Bruder des Kaisers, hatte es ferner die Päffe aus Italien nach Tirol, das Veltlin und das Engadin besetzt; endlich verlangte es vom Kaiser und von der Liga bewaffnete Hülfe gegen die Holländer. M. dagegen hegte allerdings den Wunsch, daß Spanien, wie es seiner Meinung nach dessen eignes Interesse erheischte, mit ganzer Macht für das Kaiserthum und den deutschen Katholicismus eintrete, aber er wollte darum doch nicht das Reich den habsburgischen Hausinteressen dienstbar machen und es in auswärtige Kriege verwickeln lassen. Ebensowenig war er geneigt, Spanien Einfluß auf die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu gestatten. Schon aus diesem Grunde widerstrebte er der Ueberweisung der Pfalz an jenes. Zudem fürchtete er, daß dieselbe die deutschen Protestanten, welche vom tiefsten Mißtrauen gegen Spanien erfüllt waren, zur Erhebung der Waffen antreiben könne. Endlich verkannte er von vornherein nicht, daß die Behauptung der Pfalz und der Graubündner

Pässe durch die Habsburger Frankreich zum Kampfe herausfordern werde. Von diesem aber besorgte er die größte Gefahr für die Sache, die er vertrat. Deshalb suchte er einerseits die Räumung der bezeichneten Gebiete zu bewirken, andrerseits knüpfte er mit Frankreich Beziehungen an, welche hauptsächlich bezweckten, dasselbe von der Unterstützung der deutschen Protestanten abzuhalten, nebenbei aber auch ihm und der Liga einen Rückhalt gegenüber den Habsburgern verschaffen sollten. Daß Spanien sich der Uebertragung der Kur an Baiern widersetzte, steigerte Maximilians Verstimmung gegen die Macht, welche er einst als den Hort des Katholicismus verehrt hatte, doch widerstand er den Lockungen Frankreichs, sich von Spanien und dem Kaiser zu trennen, denn er wollte nicht die Interessen, welche ihm die höchsten waren, preisgeben. In Folge davon mißglückte sein Versuch, Frankreich für ein Bündniß mit der Liga zu gewinnen; indes trug seine Annäherung wesentlich dazu bei, daß sich jenes einer entschiedenen Unterstützung der Anhänger des Pfälzers enthielt.

Immer bedrohlicher gestalteten sich jedoch seit Ende des Jahres 1623 die Verhältnisse durch die Politik Spaniens und durch die Besorgnisse, welche die Erfolge der kaiserlichen Waffen bei den deutschen Protestanten und bei den auswärtigen Mächten hervorriefen. Unter jenen griff mehr und mehr die Geneigtheit Platz, sich der wachsenden katholisch-kaiserlichen Uebermacht zu erwehren. Unter diesen bereitete sich ein großes Bündniß gegen die Habsburger vor. Schon im Frühjahr 1624 besorgte man einen Angriff von Dänemark und Schweden und um dieselbe Zeit trat Richelieu an die Spitze der Regierung Frankreichs, dessen Haltung sofort entschlossener und feindseliger wurde. M. erkannte rasch die Gefahr der Lage, über welche man sich in Wien noch lange täuschte. Während er daher einerseits die Liga und den Kaiser zu Rüstungen drängte und rasches Vorgehen wider die verdächtigen Stände befürwortete, bemühte er sich anderseits, eine Verständigung mit Friedrich V., für welchen eine achte Kur geschaffen werden sollte, herbeizuführen. Dadurch hoffte er nicht nur England von der Einmischung in die deutschen Angelegenheiten abzuhalten, sondern namentlich auch Feindseligkeiten Frankreichs zu verhindern, denn er sah immer deutlicher, daß es diesem vor allem darum zu thun war, die Spanier nicht in den dauernden Besitz der Pfalz gelangen zu lassen. Als die Verhandlungen mit Friedrich V. nicht zum Ziele führten, suchte er deshalb wenigstens die Pfalz den Händen der Spanier zu entwinden. Zugleich setzte er ununterbrochen die Verhandlungen mit Frankreich fort und nahm dessen Dienste für die Herstellung des Friedens in Anspruch. Ein Schiedsrichteramt in den deutschen Streitigkeiten, wie es Richelieu wünschte, wollte er jedoch demselben nicht zugestehen: sein Ziel blieb dasselbe, welches er schon vordem in den Beziehungen zu Frankreich verfolgt hatte. Der Einfluß, den Spanien auf den Wiener Hof ausübte, erregte je länger desto mehr sein Mißfallen. Schon Ende 1624 machte er den Vorschlag, ein Reichsheer zu schaffen, damit man nicht länger von Spaniens Hülfe abhängig sei und gegenüber den vom Kaiser unterstützten Aufforderungen Spaniens, dem europäischen Bündnisse wider Habsburg einen großen katholischen Bund entgegenzustellen, beobachtete er unerschütterlich eine entschieden ablehnende Haltung, weil er nicht verkannte, daß jener Bund die Liga der Leitung des Kaisers unterwerfen, ihre und des Reiches Kräfte der spanischen Politik dienstbar machen und Deutschland in den drohenden Weltkrieg verwickeln solle. Seine Absicht war, daß das Reich seine Angelegenheiten sobald wie möglich friedlich und zwar unabhängig von fremden Mächten ordnen solle und zu diesem Ende wünschte er die Abhaltung eines Reichs- oder Deputationstages herbeizuführen. Das gelang ihm nicht. Dagegen trug seine Politik wahrscheinlich nicht wenig dazu bei, daß Richelieu, welcher die Liga nicht zum

rückhaltlosen Anschlusse an die Habsburger treiben wollte, von einem Angriff auf Deutschland Abstand nahm. Indes konnte sie freilich nicht verhindern, daß jener andere Feinde gegen den Kaiser ins Feld zu hetzen suchte und den König von Dänemark bestimmte, die Waffen zu erheben. Diesem Angriffe gegenüber ließen die Interessen des Katholicismus und des Reiches sowie seine eigenen dem Kurfürsten keine Wahl. Obwol die Kräfte der Liga zu erlahmen begannen und obwohl die Lage anfangs eine überaus gefährliche war, nahm er den Kampf auf. Und wieder war das Glück ihm günstig. Nach einer Reihe von Siegen drangen das Heer der Liga und das ihm zur Seite getretene Wallensteins bis nach Jütland hinein vor und der ganze niedersächsische Kreis wurde unterworfen.

Unter diesen Erfolgen reifte in der katholischen Partei der Plan, die Streitfragen über den Sinn des Religionsfriedens, welche seit dessen Abschluß die Ruhe des Reiches am meisten gestört hatten, durch kaiserlichen Machtspruch im Sinne der Katholiken entscheiden zu lassen und eine umfassende Rückgabe der Kirchengüter, welche seit 1552 von Protestanten in Besitz genommen worden waren, durchzuführen. M. hatte diesen Gedanken noch 1625 abgewiesen, wie er denn auch die rücksichtslose Restauration in den kaiserlichen Hauslanden bis zur Schlacht bei Lutter widerrieth und mißbilligte. Die Lage der Verhältnisse schien ihm damals zu gefährlich, als daß man die reichstreuen Lutheraner mißtrauisch machen und mit feindseliger Gesinnung erfüllen dürfe. Seit Ende 1627 aber betrieb er selbst die gewaltsame Unterdrückung des Protestantismus in der Ober- und Rheinpfalz und gleichzeitig begann er mit dem ganzen Gewichte seines Ansehens und Einflusses an dem widerstrebenden Wiener Hofe für jene allgemeine Restitutionsforderung einzutreten. Er glaubte, daß die Katholiken nunmehr die Macht besäßen, dieselbe zu verwirklichen und deshalb erschien es ihm als Pflicht, der Kirche das ihr nach seiner Auffassung widerrechtlich Entrissene zurückzugewinnen, Hunderttausende von Seelen vom ewigen Verderben zu erretten und dem Katholicismus für die Zukunft das Uebergewicht im Reiche zu sichern. Mit nicht minderem Eifer drang er daneben darauf, daß die Reformirten dem Wortlaute des Religionsfriedens gemäß im Reiche nicht länger geduldet werden sollten, denn die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bei Katholiken und Lutheranern immer allgemeiner herrschend gewordene Ansicht, daß jene „blutdürstige und aufrührerische Sekte“ die Ursache aller Unruhen in Deutschland sei, hatte sich in M. durch das Verhalten der Kurpfälzer seit dem Ausbruche des böhmischen Aufruhrs und durch die Einsicht in ihr 1620 zu Prag erbeutetes Archiv zum unumstößlichen Grundsatz befestigt. Seine Vorstellungen trugen wesentlich dazu bei, daß der Kaiser am 6. März 1629 das Restitutionsedikt erließ und der Erfolg gab Anfangs seinem Urteil über die Möglichkeit Recht. Ueber die reiche Beute aber, welche das Edikt eintrug, entstand bald unter den Siegern selbst Zwiespalt. Sowol der Kaiser wie die Liga wollten die nicht reichsunmittelbaren Stifte bis zur Wiedererstattung ihrer Kriegskosten in Händen behalten oder besteuern und während Ferdinand II. aus den niedersächsischen Stiften eine reiche Secundogenitur für seinen dem geistlichen Stande bestimmten Sohn schaffen und damit zugleich eine feste Stütze für die Kaisergewalt in Norddeutschland gewinnen wollte, trachtete M. danach, einen Theil derselben dem Sohne seines jüngeren Bruders zuzuwenden und so die Machtstellung, welche sein Haus bereits durch seine geistlichen Mitglieder in Niederdeutschland gewonnen hatte, zu erweitern und zu befestigen.

Dieser Zwist verschärfte den weit ernsteren und bedeutenderen, den Wallenstein veranlaßt hatte. M., der dem Kaiser dringend zur Aufstellung eines Heeres gerathen hatte, war anfangs ernstlich bemüht, gutes Einvernehmen mit dem „wunderlichen“ Friedländer zu erhalten. Schon Anfang 1626 schöpfte er

jedoch Mißtrauen und immer mehr erfüllte er sich in der Folge mit der Ueberzeugung, daß Wallenstein darauf aus sei, die sämmtlichen Reichsstände durch Kriegssteuern und Einquartierungen zu Grunde zu richten, das Ligaheer zur Auflösung zu bringen und ein „absolutes Dominat" im Reiche herzustellen, und daß, wenn auch nicht der Kaiser, so doch ein Theil seiner Räthe diese Pläne theile. Die althergebrachten ständischen Rechte und sein und seines Hauses ganzes Dasein dem Kaiser oder dessen Feldherrn zu opfern, war jedoch M. nicht gesonnen und hatte er die bestehende Reichsverfassung gegen Kurpfalz und andere „Rebellen" vertheidigt, so wollte er sie ebenso gegen den Habsburger und den böhmischen Edelmann schützen. Längere Zeit hielt er sich indes zurück, um den Fortgang des Krieges nicht zu hemmen und um vom Kaiser die erbliche Uebertragung der Kur zu erlangen. Als er aber diese im Februar 1628 erkauft hatte, indem er Oberösterreich dem Kaiser zurückgab und sich mit dem erblichen Besitze der rechtsrheinischen und der Oberpfalz für seine Kriegskostenforderung abfinden ließ; als der Sieg im Felde entschieden schien und als der Kaiser die Herzogthümer Mecklenburg dem Friedländer verpfändete und gegen den Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel einen Proceß, der dessen Absetzung bezweckte, einleitete, wodurch der Anfang zur Beseitigung des alten Reichsfürstenstandes gemacht schien: da trat M. an die Spitze der sich gegen die Bedrückungen Wallensteins und gegen den kaiserlichen Absolutismus auflehnenden Stände und als seine Vorstellungen in Wien nicht den gewünschten Erfolg erzielten, faßte er bald mit den Ligagenossen den Beschluß, sich nöthigenfalls mit den Waffen Wallensteins zu erwehren. Zu dem tiefen Zwiespalte, welcher so zwischen dem Kaiser und seinen Verbündeten erwuchs, gesellte sich dann aber auch ein nicht minder schroffer Gegensatz in Bezug auf die auswärtige Politik, da Ferdinand theils durch Wallenstein, theils durch die Spanier auf Bahnen geführt wurde, welche M. und die anderen Ligisten für verderblich erachteten. Mit Dänemark wurde unter Beiseiteschiebung der Liga ein Frieden geschlossen, der dieselbe um die Vortheile betrog, welche sie dem Gegner abzunöthigen gehofft hatte. Nach Holland wurde ein kaiserliches Heer gesandt, welches den Niederländern zu einem siegreichen Einfall in das Reich Anlaß gab. Ein anderes Heer unterstützte den König von Polen gegen Gustav Adolf von Schweden, welcher darauf mit jenem Frieden schloß und zu einem Zuge nach Deutschland rüstete. Wegen der mantuanischen Frage gerieth Ferdinand in Italien mit Frankreich in Krieg und er rüstete, um jenes vom Rhein her anzugreifen. So trat die Gefahr, daß das Reich in einen Weltkrieg verwickelt werde, unmittelbar nahe. Sie abzuwenden, war stets Maximilians eifrigstes Bestreben gewesen und am wenigsten wollte er sie lediglich um spanischer Interessen und österreichischer Herrschaftsgelüste willen zur Verwirklichung gelangen lassen. Er und seine Bundesgenossen wünschten den Frieden und hielten ihn wegen der Erschöpfung Deutschlands und zur Durchführung des Restitutionsedictes für geboten. Wie gegen Wallenstein und gegen den kaiserlichen Absolutismus, glaubten sie sich auch gegen die auswärtige Politik Ferdinands mit den äußersten Mitteln widersetzen zu müssen. Und gerade die Wirkungen jener ermuthigten M. dazu. Der Kaiser konnte nicht wagen, mit der Liga zu brechen und gleichzeitig den Kampf gegen Frankreich, Schweden und Holland zu führen. Schon hatte Frankreich der Liga einen Vertrag über wechselseitige Hülfeleistung angeboten. M. hatte ihn nicht unterzeichnet, denn in erster Reihe war es ihm nach wie vor nur darum zu thun, einen Angriff auf das Reich zu verhüten, aber er wußte, daß er auf Unterstützung zählen durfte, wenn der Kaiser oder dessen Feldherr die Waffen gegen die Liga kehrte. Ueberdies drohte ein allgemeiner Aufstand der durch das Restitutionsedikt aufs Aeußerste getriebenen

deutschen Protestanten und derselbe mußte unfehlbar zum Ausbruch kommen, falls die Sieger selbst einander bekämpften. Diese Lage der Verhältnisse war es, welche die Liga unter der Führung Maximilians auf dem Kurfürstentage zu Regensburg i. J. 1630 einen beinahe vollständigen Sieg erringen ließ. Ferdinand mußte Wallenstein verabschieden, sein Heer außerordentlich vermindern, Tilly mit dem Oberbefehl über dasselbe betrauen, die bestehende Reichsverfassung und insbesondere die Vorrechte des Kurfürstencollegs zu beobachten versprechen, mit Frankreich Frieden schließen und dem Kriege gegen Holland entsagen. Nur der einen Forderung vermochte er sich zu erwehren, daß sein Heer in ein ständisches verwandelt und der unbeschränkten Leitung des bairischen Kurfürsten untergeben werde.

Maximilian's Ansehen und Einfluß standen in ihrem Zenith. „Er ist so mächtig und gefürchtet", schrieb damals der pfälzische Agent Rusdorf, „daß der Kaiser, dessen Räthe und die Kurfürsten zu ihm aufblicken und sich von seiner Autorität und Entscheidung abhängig fühlen. Ich hätte nie geglaubt, daß dieser Fürst so angesehen, so geehrt und so geachtet sein könnte." Schon war jedoch inzwischen in Pommern der Krieg von Gustav Adolf begonnen worden, vor welchem der Stern seines Glückes sich neigen sollte. M. und die Ligisten zögerten nicht, sich mit dem Kaiser zum Kampfe wider den König zu verbinden, denn sie begriffen, daß bei der Stimmung der deutschen Protestanten alle Errungenschaften des zwölfjährigen Krieges auf dem Spiele standen, wenn jener Erfolge von Belang davontrug. Der erbärmliche Zustand des kaiserlichen Heeres und die ungenügenden Leistungen Ferdinand's und der meisten Ligisten für den Unterhalt und die Ausrüstung der Truppen hinderten jedoch Tilly lange Zeit an entschiedenem Vorgehen, und indem dann Magdeburg in dem Augenblicke, wo es in seine Hände fiel, durch den schwedischen Befehlshaber und einen Theil der Bürger vernichtet wurde, verlor er nicht nur die Vorrathskammer für sein nothleidendes Heer, sondern auch den festen Stützpunkt für seine Stellung in Norddeutschland. Dadurch wurde in der Folge der Anschluß des Kurfürsten von Sachsen an Schweden ermöglicht, dem am 17. September 1631 jene furchtbare Schlacht bei Breitenfeld folgte, in welcher Tilly und seine Truppen der genialen Taktik des großen Gegners erlagen und das sieggewohnte Ligaheer nahezu vernichtet wurde. M. hatte keinen Augenblick verkannt, wieviel von der Haltung Kursachsens abhing. Von vornherein hatte er dieses, um es nicht zum Bruch mit der katholischen Partei zu treiben, gegen das Restitutionsedict sicher stellen wollen und er hatte sogar widerrathen, ihm das Erzstift Magdeburg zu entziehen. Nachdem dann Gustav Adolf den Krieg eröffnet hatte, war er rasch zu der Einsicht gelangt, daß es geboten sei, durch Milderung oder Suspension des Edicts eine Verständigung mit den Protestanten und insbesondere mit Kursachsen und Kurbrandenburg herbeizuführen. Schon während des Regensburger Kurfürstentages soll er diese Meinung gehegt haben. Der Eigennutz und der blinde Glaubenseifer Ferdinand's und der übermüthige Fanatismus der meisten geistlichen Stände hatten jedoch seiner Besonnenheit keinen Raum gelassen, wie denn auch seine vor der Breitenfelder Schlacht an Tilly erlassenen Weisungen, unbedingt jede Feindseligkeit gegen Sachsen zu vermeiden, durch gegentheilige Befehle des Kaisers aufgehoben worden waren. Nach jener Niederlage drang er alsbald auf einen Vergleich mit den Protestanten und suchte Verhandlungen in dieser Richtung anzubahnen. Der rasche Siegeszug Gustav Adolf's an den Rhein überholte jedoch dieselben. Des Kurfürsten Lage war nun eine überaus gefährliche. Das Ligaheer zählte nur mehr 5000 Mann, befand sich im elendesten Zustande und war wie Tilly selbst tief entmuthigt. Die Gebiete der meisten Ligisten waren in der Hand des Feindes. Böhmen besetzten die Sachsen. In

Oberösterreich drohte ein Aufstand der Bauern. Am kaiserlichen Hofe war man ohne Mittel und wußte keinen anderen Ausweg zu finden, als daß man zur Bildung eines Heeres Wallenstein aufforderte, von welchem M. eher Feindseliges als Unterstützung für sich erwartete. Im Mai 1631 hatte der Kurfürst, um das Bündniß Frankreichs mit Schweden zu lockern und um für alle Fälle Rückhalt gegen die über sein Auftreten am Regensburger Tage erbitterten Spanier zu gewinnen, mit Frankreich einen Vertrag über wechselseitige Hilfeleistung gegen Angriffe geschlossen: jetzt lehnte jedoch Richelieu dessen Erfüllung ab und verweigerte ebenso die Vermittelung eines allgemeinen Friedens, um welche M. bat; nur zur Erwirkung eines Neutralitätsvertrages zwischen Schweden und der Liga erklärte er sich bereit. Unter diesen Umständen glaubte M. auf einen solchen unbeschadet seiner Pflichten gegen Kaiser und Reich eingehen zu dürfen und zwar um so mehr, als er dadurch dem Schweden die Hilfsmittel der sonst nicht zu rettenden ligistischen Gebiete zu entziehen und den Frieden zu beschleunigen hoffte. Sogar der Kaiser, den er von seinem Entschlusse unterrichtete, fand denselben berechtigt. Aber Gustav Adolf war nicht gesonnen, seine Beute fahren zu lassen und seinen gefährlichsten Gegner zu schonen. Er stellte Bedingungen, welche M. mit seiner Ehre und seinen Pflichten unvereinbar fand. Da entschloß sich dieser, auf alle Gefahr hin den Kampf fortzusetzen. Eine gegen seine Ansicht ausgeführte Unternehmung Tilly's beschleunigte den Angriff des Feindes, das mit äußerster Anstrengung wieder verstärkte bairische Heer, welches M. persönlich begleitete, wurde am 15. April 1632 bei Rain geworfen und unter fürchterlichen Verwüstungen, die des Landes Kraft brechen sollten, drang Gustav Adolf in Baiern ein. München selbst wurde besetzt. M. führte nach der Niederlage bei Rain sein Heer nach Regensburg, um sich die Verbindung mit Wallenstein zu sichern, der inzwischen ein großes Heer gebildet hatte. Umsonst flehte er jedoch denselben um Hilfe an. Erst Mitte Juni wandte sich Wallenstein gegen Gustav Adolf und vereinigte sich in der Oberpfalz mit dem ihm entgegengezogenen M. In einer Weise, die Bewunderung erregte, wußte der stolze Fürst dem Emporkömmling gegenüber, welchen er als seinen erbitterten Feind betrachtete, Selbstbeherrschung zu üben. Er ordnete sich dessen Oberbefehl unter, streckte ihm eine bedeutende Summe zur Bezahlung der Truppen vor, fügte sich Anordnungen, die seiner Ansicht widersprachen, und ertrug gelassen die Launen und feindseligen Aeußerungen des Friedländers. Erst als Gustav Adolf sich nach den Kämpfen bei Nürnberg wieder nach Baiern wandte und Wallenstein dessen Verfolgung verweigerte, trennte sich M. von diesem, der ihn, wie er sagte, wohl abgetödtet hatte, und eilte, sein Land zu schützen. Der Abzug des Feindes nach Sachsen überhob ihn eines neuen Kampfes. Nachdem dann Gustav Adolf gefallen und auch Friedrich V. von der Pfalz gestorben war, hoffte M. auf Frieden, hielt indes, um denselben zu fördern, zunächst ein entschiedenes Vorgehen für nothwendig. Neutralitätsanträge Frankreichs wies er mit Entschiedenheit zurück, obgleich er nicht mehr den Rückhalt der Liga, die inzwischen zergangen war, besaß. Aber Wallenstein blieb unthätig in Böhmen liegen und wieder ließ er es geschehen, daß die Schweden unter grauenhaften Verwüstungen in Baiern eindrangen. Ja, während er einen beträchtlichen Theil der bairischen Truppen bei sich zurückbehielt, schickte er dem Kriegsvolke unter Aldringen, welches er dem Kurfürsten überlassen hatte, erst spät schwache Verstärkungen und gebot denselben obendrein, sich unbedingt auf die Abwehr von Angriffen zu beschränken. Es war natürlich, daß M. sich unter solchen Umständen mehr und mehr mit Groll und Mißtrauen gegen Wallenstein erfüllte. Schon im Juli 1633 trug er sich mit dem Gedanken, dessen Absetzung zu beantragen. Nichtsdestoweniger blieb er aber bemüht, gutes Einvernehmen mit dem Friedländer zu er-

zielen, und unterstützte mit dem größten Theil seiner Truppen ein die Sicherung Vorderösterreichs bezweckendes Unternehmen. Auch dieses mißglückte indes durch die von Wallenstein befohlene Haltung Aldringen's und in Folge davon konnte Bernhard von Weimar im November das so überaus wichtige Regensburg und eine Reihe bedeutender bairischer Plätze nehmen. Wieder hatte M. Wallenstein vergebens um Hilfe beschworen und als jener sich endlich in Bewegung setzte, rückte er nur bis an die Grenze der Oberpfalz und führte dann sein Heer in die Winterquartiere nach Böhmen und Mähren zurück; zugleich wies er den aus dem Elsaß zurückziehenden Truppen und verschiedenen Regimentern, deren Beistand gegen die Schweden er früher dem Kurfürsten versagt hatte, ihre Winterquartiere in Baiern an, wo ohnehin die Bauern durch das Hausen der kaiserlichen Truppen während des ablaufenden Jahres schon wiederholt zu Aufständen veranlaßt worden waren. Da glaubte M. nicht länger Geduld tragen zu dürfen. Er meinte durch den Friedländer sich und sein Land, das Reich und den Katholicismus dem Verderben entgegengeführt zu sehen. So schickte er denn einen Gesandten nach Wien, um Wallenstein's Absetzung zu verlangen, und dessen Vorstellungen trugen wesentlich dazu bei, daß der Kaiser sich zu jener entschloß.

Als dann nach Wallenstein's Ermordung der Krieg vom Kaiser mit Nachdruck aufgenommen wurde und bald auch Frankreich als Bundesgenosse der Schweden und der im Widerstande verharrenden deutschen Protestanten offen in denselben eintrat, betheiligte sich M. an ihm mit all seiner Macht. Seine Truppen hatten wesentlichen Antheil an den Erfolgen, die errungen wurden, und in den Jahren 1637/38 war vorzugsweise er es, der durch die äußersten Anstrengungen den Krieg am Oberrhein trug. Ferdinand III. verlieh ihm dafür 1638 die württembergische Herrschaft Heidenheim, die Donauwörther Reichspflege und die Anwartschaft auf einige italienische Lehen. Ueber die Politik des Kurfürsten in dieser Zeit sind wir nicht unterrichtet. Der kaiserliche Hof scheint ihn seit der Nördlinger Schlacht und namentlich seit dem Prager Frieden beiseite geschoben zu haben. Nichtsdestoweniger und obwol der Wiener Hof ihm auch sonst Anlaß zu Klagen gab, wirkte M. 1636 zur Wahl Ferdinands III. bereitwillig mit und stimmte den Beschlüssen des damaligen Kurfürstentages zu, welche in Hinsicht auf Krieg und Frieden ganz den Wünschen des Kaisers entsprachen. Seit 1639 aber finden wir ihn im Gegensatz zum kaiserlichen Hofe. Die Niederlagen der beiden letzten Jahre und die Wahrnehmung, daß Ferdinand III. im kaiserlichen Geld- und Heerwesen so wenig wie sein Vater Besserung zu schaffen wußte, ließen ihm den Frieden mit Frankreich und Schweden geboten erscheinen. Dieses wollte er durch Verpfändung oder lehensweise Uebertragung eines Theiles von Pommern abfinden; jenes, meinte er, werde sich zufrieden geben, wenn man auf die Unterstützung Spaniens gegen Frankreich und Holland verzichte. Mindestens wünschte er mit einer der beiden Mächte zur Verständigung zu gelangen, damit man der anderen desto eher widerstehen könne, und zwar dachte er zunächst an Schweden; erst als dieses keine Geneigtheit verrieth, wandte er seine Wünsche auf Frankreich. Vor Allem aber erschien es ihm unerläßlich, einerseits durch Zugeständnisse an die protestantischen Stände, in welchen er sehr weit zu gehen bereit war, die Einigkeit im Reiche herzustellen und so dessen Kräfte, die sich bisher gegenseitig gelähmt hatten, zusammenzufassen, andererseits die Unordnung im kaiserlichen Kriegswesen, die entsetzlichen, Fürsten und Unterthanen zu Grunde richtenden Ausschreitungen der Truppen und die das Interesse von Kaiser und Reich beiseite setzende Habgier der Generale abzustellen. In Bezug auf Schweden und die inneren Verhältnisse Deutschlands wurden des Kurfürsten Absichten am kaiserlichen Hofe getheilt. Dagegen fehlte dort Kraft und Ernst um die Mängel des Heerwesens abzustellen, und namentlich wollte man sich nicht

von Spanien lossagen, denn dieses galt als die festeste Stütze der österreichischen Macht, sein Einfluß war bei den kaiserlichen Räthen außerordentlich groß, die Gefahr der Lage unterschätzte man in Wien und man war überzeugt, daß Frankreich Elsaß, Lothringen, die Freigrafschaft und Burgund, ja wol gar die Kaiserkrone an sich zu bringen beabsichtige. Das Festhalten Ferdinands III. am spanischen Bündnisse und seine Lässigkeit in Bezug auf das Heer erregten dem Kurfürsten heftigen Unwillen. Ueberdies fand er, daß die kaiserliche Regierung auch in anderen Beziehungen die Interessen des Reichs denen der Hauslande unterordne und daß sie sich Beeinträchtigungen der Reichsverfassung und der ständischen Rechte erlaube. Schon 1639 faßte er daher den Gedanken, daß die Stände nöthigenfalls den Kaiser, soweit es nur ihre Pflichten gegen denselben gestatteten, zwingen müßten, die unerläßlichen Reformen im Heerwesen vorzunehmen, sein Reichsregiment zu bessern und vor Allem das spanische Bündniß aufzugeben, denn, schrieb er, „wo es am Haupte mangelt, da müssen die Glieder selbst sich erhalten, wenn sie nicht den ganzen Leib wollen in die Grube kommen lassen". Auf dem Kurfürstentage von 1640 und auf dem ihm folgenden Reichstage wollte er diesen Plan verwirklichen und er brachte es dahin, daß den protestantischen Ständen eine „Generalamnestie" angeboten und beschlossen wurde, mit Frankreich und Schweden zugleich über den Frieden zu verhandeln und die Spanier zur Räumung des Reichsbodens aufzufordern. In den nächsten Jahren bemühte er sich, die Vertheidigung Westdeutschlands, damit man nicht von den kaiserlichen Truppen und der kaiserlichen Politik abhängig sei, in die Hände der Stände zu legen, und es gelang ihm wenigstens, daß der bairische, schwäbische und fränkische Kreis sich zur Unterhaltung seines Heeres verbanden. Zugleich gewann er die geistlichen Kurfürsten für selbständige Anbahnung der Friedensverhandlungen mit Frankreich. Seine Erfolge und seine Vorstellungen bestimmten endlich auch den Kaiser, sich mehr und mehr für den Frieden mit jenem zu entscheiden. Sofort unterstützte ihn darauf M. wiederum mit seiner ganzen Macht im Felde und mit seinem ganzen Einflusse im Reiche. Mit Genehmigung des Kaisers suchte er zunächst durch Sonderverhandlungen am Pariser Hofe eine versöhnliche und nachgiebige Stimmung zu erwecken. Als das mißlang, drängte er Frankreich zur Kundgabe seiner Bedingungen und dann den Kaiser zur Gewährung derselben. Wie schwere Verluste auch dem Reiche durch sie zugemuthet wurden, es schien dem Kurfürsten, wie er schon 1640 gesagt hatte, besser, das nicht zu Behauptende aufzugeben, als Alles zu verlieren. Der reißende Verfall der spanischen Macht, welcher durch den Abfall Portugals und durch die Aufstände in Katalonien und Neapel herbeigeführt wurde, die kopf- und kraftlose Kriegsführung des Kaisers, welche Niederlage auf Niederlage folgen ließ, die Neutralitätsverträge Kurbrandenburgs und Kursachsens mit Schweden, die steigende Unlust zum Kriege, welche sich bei den anderen reichstreuen Ständen geltend machte, und die zunehmende Erschöpfung des eigenen Landes bestärkten ihn in der Ueberzeugung, daß die Fortsetzung des Krieges nur noch schwerere Verluste für das Reich und vielleicht dessen Untergang herbeiführen werde. Im Hintergrunde standen bei den Verhandlungen mit Frankreich freilich auch die Sorge, daß Spanien und der Kaiser ihn in der Kurfrage im Stich lassen könnten, und die Hoffnung, daß Frankreich die Erledigung jener zu seinen Gunsten befördern werde, aber wenn er sein Interesse über das des Reiches und des Katholicismus hätte setzen wollen, so hätte er es wirksamer durch einen Sonderfrieden mit Frankreich und Schweden fördern können. Einen solchen lehnte er jedoch trotz allen Lockungen Frankreichs und trotz dem Drängen seiner Landstände, Unterthanen, Offiziere und Räthe, ja sogar seiner Gemahlin immer ab. Erst als sein Land

von einem französischen und schwedischen Heere zum Theil erobert und grauenhaft verwüstet wurde, als er es flüchtend verlassen mußte und als der Kaiser sich nicht geneigt zeigte ihm beizustehen, trat er in Verhandlungen über einen Waffenstillstand ein. Dieser sollte seiner Absicht nach das ganze Reich umfassen und den Friedensschluß einleiten. Da indeß der Wiener Hof, an welchem wieder der spanische Einfluß das Uebergewicht erlangt hatte, den Beitritt verweigerte, schloß M. am 14. März 1647 für sich allein ab, weil er keinen anderen Weg sah, von seinem Lande das äußerste Verderben abzuwenden und weil er so den Kaiser zur Rückkehr auf den verlassenen Weg zu nöthigen hoffte. Kaum aber nahm er wahr, daß in Folge seiner Haltung die Schweden und Protestanten ihre Forderungen bei den Friedensverhandlungen steigerten und auch Frankreich diese störte, als er trotz den schweren Kränkungen, welche ihm der Kaiser inzwischen zugefügt hatte, wieder die Waffen erhob. Ungeachtet der entsetzlichen Leiden, die dadurch über sein Land aufs neue hereinbrachen, und ungeachtet der mangelhaften Unterstützung, die ihm von Seite des Kaisers wurde, setzte er den Kampf fort. Mit erhöhtem Eifer betrieb er zugleich aber auch den Friedensschluß und als der Kaiser diesen um der spanischen Interessen willen zu verzögern suchte, nöthigte er denselben durch jene von ihm schon 1639 geplante Vereinigung der Stände zur Unterzeichnung der Verträge.

M. hatte die großen Ziele seiner Politik nicht erreicht, aber wie es gutentheils ihm zuzuschreiben ist, daß der Katholicismus aus dem furchtbaren Kriege mit mannigfach erweitertem und nur an wenigen Stellen geschmälerten Besitzstande hervorging, so hat seine opferwillige Reichstreue wesentlichen Antheil daran, daß das Reich nicht völlig zertrümmert wurde und wenigstens die Form seines Bestandes rettete, wodurch unserem Volke die Möglichkeit der Wiedererhebung bewahrt blieb. Ihm selbst sicherte der Friede den Besitz der zweiten weltlichen Kur, der Oberpfalz und der Grafschaft Cham. In diesen Gebieten hätte er den Bestimmungen des westphälischen Friedens zufolge die protestantische Glaubensübung dulden sollen; da er jedoch erklärte, daß er lieber Land, Leib und Leben daransetzen und den Krieg erneuern wolle, wurde ihm von gegnerischer Seite freie Hand gelassen. Die letzten schwedischen Besatzungen zogen 1650 ab. Von seinen eigenen Truppen übernahm den größeren Theil Spanien, einen anderen Venedig, das mit den Türken in Krieg lag. Den Rest seines Lebens verwandte M., um den Wohlstand seines Landes, welches namentlich durch die letzten Kriegsjahre großentheils in eine menschenleere Wüste verwandelt worden war, wieder zu heben. Er befahl, die von den Einwohnern erlittenen Kriegsschäden zu verzeichnen, und war Willens, sie nach Kräften zu vergüten. Wie weit er dazu noch den Anfang machen konnte, ist nicht bekannt. Mitten im Schaffen raffte ihn eine kurze Krankheit hinweg.

Nachdem seine erste Gemahlin am 4. Januar 1635 kinderlos gestorben war, hatte M. sich am 15. Juli desselben Jahres mit der Erzherzogin Maria Anna verheirathet. Von dieser hinterließ er zwei Söhne, Ferdinand Maria und Maximilian Philipp.

M. war von mittlerer Größe, schlank, nicht kräftig, aber zähe. Sein scharfgeschnittenes, geistreiches, nicht unschönes Antlitz mit lichtbraunen Augen umrahmten im männlichen Alter lang herabfallende dunkelblonde Haare; Schnurr- und Knebelbart waren von hellerer Farbe. Seine Stimme glich der eines Weibes. Er sprach langsam, als überlege er noch im Reden. In seinem Benehmen mischten sich fürstliche Würde und Herablassung; er war gütig und freundlich gegen Jedermann, aber mit schneidender Schärfe konnte er tadeln und der Eindruck der Strenge überwog immer, zumal er ungemein zurückhaltend, schweigsam und verschlossen war. Weder zu seiner Familie noch zu Männern seiner Um-

gebung scheint er in einem innigen und vertraulichen Verhältnisse gestanden zu haben, wenn er sich auch gern bei der Tafel „melancholische" Stimmungen durch seine heitere Gemahlin Elisabeth verscheuchen ließ. Mit durchdringendem Verstande, rascher Auffassung, staatsmännischem Blick, Urtheil und Geschick, umsichtiger Besonnenheit und zäher Thatkraft war er in ungewöhnlichem Maße ausgestattet. Ein vortreffliches Gedächtniß befähigte ihn, alle Regierungsangelegenheiten bis in die kleinsten Einzelheiten hinein zu beherrschen. Er sprach fließend lateinisch, italienisch und französisch und lernte noch in höherem Alter das Spanische. Auf allen Gebieten des Wissens seiner Zeit war er bewandert, doch findet sich nicht, daß er irgend einem Fache der Gelehrsamkeit näheren Antheil widmete. Wenn er sich eifrigst bemühte, daß eine tüchtige Geschichte seines Landes und Hauses geschrieben werde, so leitete ihn dabei vor Allem der Gedanke, daß der Ruhm der Vorfahren das Ansehen der Nachkommen erhöhe, und wenn er die von seinem Großvater begründete Bibliothek emsig vermehrte, so entsprang das der damals herrschenden Neigung, Seltenheiten und Kostbarkeiten zu sammeln. Es kann daher weder befremden noch ihm den Zeitanschauungen nach zum Vorwurf gemacht werden, daß er dem Papste Gregor XV., welchem er Dank schuldete und dessen Unterstützung ihm zur Erlangung der Kurwürde höchst wünschenswerth war, auf sein dringendes Ansuchen die Heidelberger Bibliothek schenkte. Tiefes Verständniß und warmen Sinn besaß M. dagegen für alle Künste und diesen wandte er die regste Pflege zu. Insbesondere war er ein feiner Kenner und eifriger Sammler von Gemmen und Gemälden und ein begeisterter Verehrer Dürer's, wie er denn überhaupt den älteren Meistern vor denen seiner Zeit den Vorzug gab. Er selbst beschäftigte sich, namentlich in seinen jüngeren Jahren, mit Malen, Elfenbeindrechseln und Orgelspiel. Wenn München als die schönste aller deutschen Städte galt, wenn es an Reichthum und Werth der Kunstschätze keiner nachstand, und wenn es im Kunstgewerbe erfolgreich mit Augsburg und Nürnberg wetteiferte, so hatte daran M. mehr noch als sein Vater und Großvater Antheil. Außer der Beschäftigung mit den Künsten kannte er keine andere Erholung als kurze Spazierfahrten und die Jagd, welche er leidenschaftlich liebte, indeß nur mäßig ausübte. Seine ganze Kraft widmete er den Aufgaben der Regierung.

Sein Wirken in dieser wie überhaupt die Eigenart seiner Persönlichkeit sind nur von seiner kirchlichen Gesinnung aus zu verstehen. Von frühester Kindheit an hatte er nicht allein in seinen Eltern das Beispiel bigottester Frömmigkeit vor Augen, sondern es wurde auch mit größter Sorgfalt und mit allen Mitteln darauf hingearbeitet, ihn ganz mit dem Geiste der „jesuitisch-katholischen" Richtung zu durchdringen. So wurde in ihm eine Frömmigkeit gepflanzt und entwickelt, welche sich in Gebeten, kirchlichen Uebungen und „guten Werken" nicht ersättigen konnte, welche sich — namentlich in seiner Marienverehrung — zu schwärmerischer Ueberschwänglichkeit steigerte, welche ihn nicht nur jede Ausschweifung, sondern auch alle die damals an den Höfen herrschenden üppigen Vergnügungen meiden, die härteste Askese pflegen und sein Privatleben wie sein Hofwesen klösterlich einfach und streng gestalten ließ und welche ihn mit wärmster Ergebenheit an die Kirche und mit andächtiger Verehrung für deren Vertreter bis zum geringsten Priester herab erfüllte. Diese Frömmigkeit hinderte ihn indes nicht, die Hoheitsrechte des Staates der Hierarchie gegenüber zu behaupten und sich ein freies, nicht selten sehr scharfes Urtheil über dieselbe bis zur Curie und den Päpsten hinauf zu bewahren. Auch hatte die Erziehung, die er empfing, nicht vermocht, die Kraft seines Wesens zu beeinträchtigen. Er besaß eine Festigkeit des Charakters, eine Unabhängigkeit des Willens und eine Selbständigkeit des Urtheils, wie sie selten

einem Menschen gegeben sind. Für die Jesuiten, welche er in der Jugend als die vollendeten Vertreter kirchlicher Vollkommenheit verehren gelernt hatte und in welchen er die bewährtesten Vorkämpfer der Restauration sah, hegte er bewundernde Vorliebe; er begünstigte sie in jeder Weise, er wählte aus ihnen seine Beichtväter, er bediente sich ihrer als Rathgeber und Gehülfen in kirchlichen Dingen und er forderte auch in staatlichen Angelegenheiten, mit welchen kirchliche oder Gewissensfragen verknüpft waren, ihr Gutachten, um festzustellen, ob eine von ihm beabsichtigte Entscheidung nicht gegen die Gesetze Gottes oder der Kirche verstoße: beherrschen oder leiten ließ er sich jedoch nicht von ihnen. Er hörte sie, wie er in weltlichen Dingen seine Räthe hörte, deren Freimuth er liebte und deren Gründen er bereitwillig seine Meinung unterordnete, während keiner von ihnen maßgebenden Einfluß besaß. Sein eigenes, nach reiflicher Prüfung gewonnenes Urtheil allein gab überall den Ausschlag. Aber sein ganzes Denken wurde durch jene religiösen Anschauungen beherrscht, welche im Jesuitenorden ihre ausgeprägteste Vertretung fanden. Sie waren ihm zu freiem Eigenthum, zu Grundsätzen geworden und wie sie ihm den leitenden Gedanken seines gesammten Lebens und Wirkens gaben, so bestimmten sie auch dessen weitere Gestaltung. Dieser Gedanke war der, in jeder Beziehung nach äußerstem Vermögen seine Pflicht zu thun und sich dadurch die ewige Seligkeit zu verdienen. Ihm entsprang die rastlose Thätigkeit, welche er — wiederholt bis zur Ueberarbeitung — den Staatsgeschäften widmete. Auch das Geringfügigste beachtete er dabei, stets von sich und anderen fordernd, daß nur das Zweckdienliche, dieses aber in vollendeter Weise geschehe. Die Fürstenwürde betrachtete er als ein ihm von Gott verliehenes Amt, von dessen Verwaltung er im Jenseits strenge Rechenschaft abzulegen haben werde. Die erste ihrer Pflichten sah er darin, die Ehre Gottes, die katholische Religion und das Seelenheil der Unterthanen, für welches er verantwortlich sei, zu fördern. Demgemäß nöthigte er seine protestantischen Unterthanen durch die härtesten Maßregeln zum Uebertritt oder zur Auswanderung und schuf ein Zwangskirchenthum, welches durch die drückendste, das kirchliche und sittliche Leben des Volkes nach allen Richtungen hin bis ins Einzelnste umklammernde Polizeigewalt und durch ein nach dem Vorbilde der Jesuiten ausgebildetes, ungeheuerliches Spioniersystem das Volk zur Heiligkeit zwingen sollte, ein Bestreben, welches freilich sein Ziel nicht erreichte und das geistige Leben des Volkes ersterben ließ, den Anschauungen der Zeit aber entsprach. Als zweite Pflicht betrachtete er die Sorge für das zeitliche Wohl seines Landes. Wie er derselben Genüge zu thun bemüht war, ist bereits angedeutet worden. Von seinen Beamten und von seinen Unterthanen forderte er dabei die gleich ernste und angestrengte Pflichterfüllung wie von sich selbst. Sein Absolutismus aber wurde durch sein aufrichtiges und warmes Wohlwollen für die Unterthanen und insbesondere für den „gemeinen Mann“, durch seine Gewissenhaftigkeit und durch das Bewußtsein der Verantwortlichkeit vor Gott, gemildert und in Schranken gehalten. Als dritte Pflicht eines Fürsten endlich erschien ihm die Handhabung unparteiischer und unbestechlicher Rechtspflege und auch hier bewährte sich sein Eifer zugleich mit seinem Wohlwollen. Er war stets geneigt, Reuigen Gnade zu gewähren, mißbilligte die damals so häufigen und grausamen Hinrichtungen und verbot die ärgsten Scheußlichkeiten der Hexenprocesse, in deren Steigerung die gleichzeitigen Obrigkeiten fast ohne Ausnahme wetteiferten. In gleicher Weise wie für sein eigenes Leben und die Landesverwaltung war ihm die Pflicht auch für seine Politik maßgebend. Sie wurde ihm hier einerseits durch die Interessen des Katholicismus, andererseits durch die bestehende Reichsverfassung bestimmt, durch welche er sich berechtigt fühlte, die hergebrachten ständischen „Freiheiten“ zu wahren und zu vertheidigen, zugleich aber verpflichtet

sand, treu zu Kaiser und Reich zu halten. Er war ehrgeizig und begierig nach Macht und Besitz, Kränkungen seiner Würde und Beeinträchtigungen seiner Interessen empfand er ungemein lebhaft, mit bitterem Groll trug er sie, nie vergessend, nach und leicht loderte sein Zorn auf. Nur einer seiner Eigenschaften vermochte er jedoch nicht immer Herr zu werden. Er besaß ein schroffes und beinahe leidenschaftliches Rechtsgefühl. Wol benutzte er mitunter, durch die juristische Bildung, die er empfangen hatte, und durch die Casuistik der Jesuiten, die ihn beriethen, verleitet, den Buchstaben des Gesetzes oder allgemeine Theorien, um das Recht zu umgehen. Wo er jedoch dasselbe erkannte, konnte kein Vortheil und keine Rücksicht ihn bestimmen, es zu verletzen oder zu beugen. Ebenso aber empörte ihn Unrecht, welches ihm widerfuhr, und wo er sich im Recht glaubte, konnte er sich jeder Erwägung bis zur Halsstarrigkeit verschließen. Im Uebrigen dagegen wußte er stets sein Empfinden und Begehren unter das Joch der Pflicht zu beugen. Allerdings war er sorgsam darauf bedacht, sich keinen mit jener vereinbaren Gewinn entgehen zu lassen, aber auch ohne Aussicht auf solchen, ja mit Beiseitesetzung seines Vortheils und mit den schwersten Opfern that er, was „die Ehre Gottes“ und die Reichsverfassung von ihm zu fordern schienen. Dazu bestimmte ihn, obwol seine Frömmigkeit überschwänglich war und er lebendiges Nationalgefühl besaß, nicht ideale Schwärmerei, sondern neben dem ihn nun einmal ganz und gar durchdringenden strengen Pflichtgefühl die realistische Berechnung, daß die Einbuße an vergänglichen Erdengütern ihm vielfältigen ewigen Lohn im Himmel sichern werde. Von blindem Fanatismus hielt er sich, obschon sein kirchlicher Eifer der Richtung seiner Zeit entsprechend unduldsam und schroff war, in jeder Hinsicht frei, und ebenso war ihm das bei seinen deutschen Glaubensgenossen häufig vorhandene, vermessene Vertrauen, daß Gott „seiner“ Kirche schließlich den Sieg verleihen müsse, vollkommen fremd. Nur dann entschloß er sich zu kühnem, Alles aufs Spiel setzenden Wagen, wenn dies der einzige Weg schien, Kirche und Reich zu retten. In allen anderen Fällen wog er sorgsam die Möglichkeit des Gelingens ab und wo ihm diese nicht vorhanden zu sein dünkte, fühlte er sich nicht zum Handeln verbunden. Ebenso trug er kein Bedenken, Ansprüche seiner Kirche, die er für berechtigt hielt, preiszugeben, wenn ihm die hartnäckige Vertretung derselben den Bestand jener und des Reichs zu gefährden schien. Seine strenge, eifrige und doch nüchterne Pflichttreue, seine Selbstbeschränkung und Selbstbeherrschung machen ihn zu einer ganz eigenartigen Erscheinung. Er besaß nicht die freie, schöpferische, kühne Genialität, wie sie Männern eigen ist, welchen die Geschichte den Beinamen des Großen verleiht. Aber unzweifelhaft war er der gewissenhafteste, beste und bedeutendste deutsche Fürst seiner Zeit.

J. P. Lotichius, Super .... Maximiliani ...... Excessu ...... Panegyricus. 1651. C. Piscator, Christliche Lob- und Leichpredigt u. s. w. 1653. Andreas v. S. Theresia, Christlicher Lebens- und Tugendspiegel u. s. w. 1663. Joh. Adlzreiter (Joh. Vervaux), Boicae gentis Annales p. III, 1662 (1664). P. Ph. Wolf, Geschichte Maximilian's I. und seiner Zeit, 4 Bände, 1804 ff. C. M. v. Aretin, Bayerns auswärtige Verhältnisse, Bd. I, 1839. Derselbe, Geschichte des bairischen Herzogs und Kurfürsten Maximilian I., Bd. I, 1842. Söltl, Der Religionskrieg in Deutschland, 3 Bände, 1842. Fr. A. W. Schreiber, Maximilian I., der Katholische, u. s. w. 1869 (völlig unbrauchbar). Söltl, Fürsten-Ideal der Jesuiten, 1870. Otto v. Schaching, Maximilian I. der Große u. s. w. 1876. F. Stieve, Der Ursprung des dreißigjährigen Krieges, Bd. I, 1875. Derselbe, Das kirchliche Polizeiregiment in Baiern unter Maximilian I., 1876. Derselbe, Die Politik Baierns 1591 bis 1607, Bd. IV und V der Briefe und Acten z. Gesch. d. dreißigj. Krieges

1878 und 1883. Derselbe, Kurfürst Maximilian I. von Bayern. Akad. Festrede 1882. Daneben zahlreiche Einzel-Abhandlungen und Beiträge, die allgemeine Litteratur über den Zeitraum bei Waitz, Quellenkunde, und Archivalien. Die besten Bildnisse des Kurfürsten sind der Stich bei Custos, Atrium heroicum, Bd. I, (Jugend), die Stiche in den verschiedenen Ausgaben von Gewold, Genealogia Boiariae Ducum (Mannesalter), der Stich bei Khevenhiller, Conterfet, Bd. I, (höheres Alter), das Gemälde von Niklas Prugger in der Alten Pinakothek (desgl.) und eine Broncebüste in der Michaelskirche zu München (Mannesalter). Stieve.

Maximilian II. Emanuel, Kurfürst von Baiern, geb. zu München am 11. Juli 1662, der älteste Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria und der Adelheid Henriette von Savoyen. Schon in jungen Jahren ließ er erkennen, daß sich nicht des Vaters Bedächtigkeit auf ihn vererbt hatte, sondern das sanguinische Temperament der Mutter, das sich in Energie und Thatkraft, aber auch in Hang zu Glanz und Prunk und in Unstetigkeit der Empfindungen und Anschauungen kundgab. In den höfischen Künsten des Siècle Louis XIV. wurde er von einem Franzosen, Marquis Beauveau, in Behandlung öffentlicher Geschäfte von einem trefflichen bairischen Beamten, dem geheimen Rath Corbinian Prielmayer, unterwiesen. Kaum zum Jüngling herangereift, verlor er den Vater (1679), und nur ein Jahr führte im Namen des Siebzehnjährigen der Oheim Herzog Max Philipp die Regentschaft; schon am 11. Juli 1680 übernahm M. E. selbst die Regierung und sah sich eine Laufbahn eröffnet, die auch ehrgeizigsten Plänen und kühnsten Begierden Befriedigung verhieß. Denn da der Ausbruch entscheidenden Kampfes zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon unvermeidlich bevorstand, buhlte man förmlich auf beiden Seiten um die Neigung des jungen Fürsten, der, obwohl nur Regent eines kleinen Territoriums, über wohlgefüllte Zeughäuser und Schatzkammern verfügte. Ludwig XIV. erbat für seinen Dauphin die Hand Maria Annas, der Schwester des Kurfürsten; diesen selbst wünschte er mit der Tochter des Herzogs von Orleans zu vermählen. Allein bei einer Zusammenkunft mit Kaiser Leopold in Altötting verpflichtete sich M. E., seinen eigenen Degen und das bairische Contingent dem Erzhause zur Verfügung zu stellen; dagegen eröffnete ihm der Kaiser Aussicht auf die Hand seiner einzigen Tochter aus erster Ehe, Maria Antonia, und eine beträchtliche Subsidienzahlung zur Vermehrung der bairischen Streitkräfte. Bald bot sich Gelegenheit, die Bundestreue zu erproben. Mit 12,000 Mann zog M. E. 1683 zur Befreiung der von den Türken schwer bedrängten Kaiserstadt Wien; an der Entscheidungsschlacht vom 12. September nahmen die Baiern, die den Sturm auf Nußdorf und Heiligenstadt auszuführen hatten, ehrenvollen Antheil. Im Frühjahr 1685 wurde in Wien die Vermählung mit der Erzherzogin gefeiert. Die Braut mußte jedoch nicht nur auf die österreichischen, sondern für den Fall kinderlosen Ablebens Karls II. auch auf die spanischen Erblande Verzicht leisten, nur die spanischen Niederlande sollten ihr und ihrem Gemahl zufallen. Unmittelbar nach der Hochzeit eilte M. E. wieder ins Feld und erwarb sich in den nächsten Feldzügen gegen die Türken hohen Kriegsruhm. Im Treffen bei Gran, bei den Stürmen auf Neuhäusl und Ofen, in der großen Schlacht bei Mohacs, vor Allem bei Einnahme der Hauptfestung Belgrad zeichnete er sich durch eine an Waghalsigkeit streifende Kühnheit aus, auch von Geistesgegenwart und Scharfblick in der Schlacht legte er rühmliche Proben ab, an Ausdauer in Ertragung aller Strapazen wetteiferte er mit abgehärteten Veteranen. Auch als Ludwig XIV. 1688 das deutsche Reich angriff, trat M. E. mit Eifer und Thatkraft für die Sache des Kaisers und den Schutz des Reiches ein. Nach dem Tode des Herzogs von Lothringen wurde ihm sogar der Oberbefehl über die Reichsarmee übertragen, allein ebenso durch

die verrottete Heeresorganisation, wie durch eifersüchtige Umtriebe der deutschen Fürsten wurden alle Bewegungen gelähmt, so daß die trefflich geschulten und einheitlich geleiteten französischen Armeen die Oberhand behielten. Bis zum Frieden von Ryswick (1697) stritt M. E. jedes Jahr am Rhein oder in Italien oder in den Niederlanden; die Wintermonate verbrachte er entweder in Venedig, wo die Karnevalsfreuden für den genußsüchtigen Fürsten den Anziehungspunkt bildeten, oder in Brüssel, der Hauptstadt der spanischen Niederlande, zu deren Statthalter er durch ein Decret Karls II. vom 12. December 1691 ernannt worden war. Seine Verwaltung wurde von den Zeitgenossen nicht unrühmlich beurtheilt, wie es ihm überhaupt an Eigenschaften, die einen Fürsten zur Größe emporheben könnten, nicht gebrach. „Er war kein Feldherr, aber ein kriegstüchtiger General und der tapferste Soldat; er war vergnügungssüchtig, aber nicht in solchem Maße, daß er nicht für alle Zweige der Regierung ein lebhaftes Interesse gezeigt hätte; er war verschwenderisch, doch war er es vor Allem in der Belohnung fremder Dienste; er besaß, so kann man kurz den Heerführer, wie den Staatsmann charakterisiren, fast zu viel Eifer, aber zu wenig Ernst." Noch höhere Aufgaben schienen ihm beschieden zu sein. Trotz des Verzichtes stand seine Gemahlin, nach spanischen Rechtsbegriffen die rechtmäßige Erbin, dem spanischen Throne am nächsten und seit sie vollends am 28. October 1692 ihrem Gatten einen Sohn, Joseph Ferdinand, geschenkt hatte, befreundete man sich in Madrid immer allseitiger mit dem Gedanken, diesem bairischen Prinzen vor den übrigen Prätendenten den Vorzug einzuräumen. Je günstiger sich aber die Aussichten in Spanien gestalteten, desto mehr lockerte sich das Freundschaftsverhältniß Maximilian Emanuels zum kaiserlichen Hofe, zumal da seine Gemahlin († 12. December 1692 zu Wien) ein Testament hinterließ, das eine förmliche Ausschließung ihres Gemahls von ihrem Erbe anordnete. Zwei Jahre nach dem Tode der ersten Gattin schritt M. E. zur Vermählung mit einer Tochter des Polenkönigs Johannes Sobiesky, Therese Kunigunde. In Folge dieser Verbindung eröffnete sich für ihn nach dem Tode Sobieskys (1696) Aussicht, die polnische Krone zu erlangen; er war jedoch nicht zu bewegen, offen als Bewerber aufzutreten, hauptsächlich weil er nicht um des Principats in einem zerrütteten Wahlreich willen eine glorreichere Erhöhung seines Hauses in Frage stellen wollte. Denn die bairische Partei in Madrid war in steter Zunahme begriffen und endlich führte das Bekanntwerden des zwischen Frankreich und den Seemächten geschlossenen Vertrags, der für den Fall kinderlosen Ablebens des letzten Habsburgers in Spanien im Voraus eine Theilung seines Reiches festsetzte, die entscheidende Wendung zu Gunsten der bairischen Bewerbung herbei: ein am 28. November 1698 errichtetes Testament Karls II. ernannte den Kurprinzen Joseph Ferdinand zum Universalerben, zum Thronfolger der ganzen spanischen Monarchie. Allein gerade während die Uebersiedelung nach Spanien vorbereitet wurde, starb der Knabe zu Brüssel am 6. Februar 1699. Damit war das spanische Erbe in seiner Gesammtheit für M. E. verloren, denn nur der Sohn der Maria Antonia, nicht der Kurfürst, nicht die Söhne aus zweiter Ehe hatten darauf Anspruch. Um wenigstens einen Theil zu retten, schenkte M. E., der Aussicht auf eine Königskrone alle anderen Rücksichten opfernd, den mit Verheißungen freigebigen französischen Agenten Gehör. Zwar gab er, als der Enkel Ludwigs XIV., durch ein zweites Testament zum Erben Karls II. ernannt, den spanischen Thron bestieg und französische Truppen die Niederlande besetzten, seine Stellung auf und kehrte nach Baiern zurück, aber schon am 9. März 1701 gingen er und sein Bruder Josef Clemens, Kurfürst und Erzbischof von Köln, mit Frankreich einen geheimen Vertrag ein, der den Besitz Belgiens als erblichen Königreichs und für den Fall des Ablebens oder der

Entthronung Leopolds die Hilfe Frankreichs zur Erlangung der Kaiserkrone zusicherte. Die alte Reichsordnung zu zertrümmern und dem Wittelsbach'schen Hause die Stellung, welche bisher die Habsburger in Deuschland und in Europa eingenommen hatten, zu erkämpfen: dieses Ziel hoffte M. E. im Bunde mit Frankreich unschwer zu erreichen. Als schon der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausgebrochen war, wollte er, um für seine Rüstungen Zeit zu gewinnen, weder für, noch wider den Kaiser Partei ergreifen. Vielleicht hätte ihn — so versicherte er wenigstens selbst später — ein freigebigeres Entgegenkommen des Kaisers doch noch in zwölfter Stunde zur Neutralität bewogen, aber Leopold zeigte sich zu erheblichen Zugeständnissen an seinen Eidam wenig geneigt. Endlich lüftete M. E. die Maske, indem er die Reichsstadt Ulm durch bairische Truppen überrumpeln und besetzen ließ (am 9. September 1702). Im nächsten Jahre war seine Lage, da sich die französische Hilfe verzögerte, überaus kritisch. Ein rechtzeitiger Ueberfall Baierns durch die überlegenen kaiserlichen Truppen würde schon damals dem Kurfürsten sein Land gekostet haben, allein die Schwerfälligkeit des österreichischen Operationsplanes brachte ihm Rettung. Ungehindert vollzog sich die Vereinigung der kurfürstlichen Streitkräfte mit der von Villars durch den Schwarzwald geführten französischen Armee. Aber auch M. E. versäumte nunmehr, den entscheidenden Schlag gegen den Kaiser zu führen. Wahrscheinlich hätte ein rascher Vorstoß die Einnahme Wiens und damit ein siegreiches Ende des Feldzuges erzielt. Dagegen trennte sich M. E. wieder von Villars, dessen rechthaberischer Dünkel ihm unerträglich schien, und wandte sich einem Unternehmen zu, dessen Schwierigkeit er weit unterschätzte, der Eroberung Tirols. Nur mit 12,000 Mann zog er nach Einnahme der Grenzfestung Kufstein das Innthal hinauf, auf dem Brennerpaß wollte er sich mit der von Italien kommenden Armee Vendome's vereinigen, aber diese verspätete sich, dadurch gewann der Tiroler Landsturm Zeit, auf den Südabhängen des Brenners die beabsichtigte Verbindung zu verlegen, und binnen Kurzem stand auch ganz Nordtirol in Waffen. Der Kurfürst war nicht im Stande, diese elementare Gewalt niederzukämpfen und mußte sich mit großen Verlusten aus dem Bergland zurückziehen. Durch solchen Mißerfolg war zwar viel werthvolle Zeit verloren gegangen, allein im eigenen Lande erlangte M. E. auch wieder die alte Kraft, am 20. September 1703 schlug er die Oesterreicher unter Styrum in der Donauebene bei Höchstädt. Jedoch auf der nämlichen Wahlstatt endete die Schlacht am 13. August 1704, in welcher sich die vereinigten französich-bairischen und englisch-österreichischen Heere gegenüberstanden, mit glänzendem Sieg des Prinzen Eugen und des Herzogs von Marlborough. M. E. schlug zwar drei Angriffe der von Prinz Eugen selbst geführten kaiserlichen Kerntruppen ab und warf die Brandenburger nach heißem Ringkampf zurück, allein die Erstürmung Blindheims durch Marlborough entschied die Niederlage des französischen Centrums und damit das Schicksal des Tages: die Zukunft des deutschen Reichs, ja, Europa's hing unzweifelhaft in jener Stunde von der Geistesgegenwart des englischen Feldherrn ab. Die wilde Flucht der Franzosen machte auch weiteren Widerstand des von den Baiern formirten linken Flügels unmöglich; nur der Besonnenheit des Kurfürsten war es zu danken, daß sich der weitere Rückzug der geschlagenen Armee in leidlicher Ordnung vollzog. „Nachdem seine einsichtige und feurige Leitung im Gewühle der Schlacht Außerordentliches geleistet", urtheilt Noorden, der ebenso den Fähigkeiten und Vorzügen des Kurfürsten Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie er die Schattenseiten des Charakterbildes nicht bemäntelt, „ragte er bei der Leitung des Rückzuges durch gelassene Ruhe und feste Selbstbeherrschung hervor; es bedurfte solcher erschütternder Krisen, um einen Mann von des Kurfürsten Art aus weichlicher und flatterhafter Lebensgewöhnung heraus-

zureißen und zu der ganzen Höhe geistiger Spannkraft emporzuschnellen, deren der Charakter Maximilian Emanuels von Jugend auf fähig gewesen war. In der Nacht vom 13. zum 14. August und in den Tagen, welche dem unseligen Kampfe bei Höchstätt folgten, offenbarte sich, daß, in größere Verhältnisse gestellt, dieser Wittelsbacher Großes gewirkt haben würde." Es gelang ihm, aus den weithin zerstreuten Ueberresten der Franko-Bavaren wieder ein schlagfertiges Heer zu bilden, die Schwarzwalddefiléen glücklich zu passiren und dadurch wenigstens zu verhindern, daß die Niederlage zur entscheidenden Katastrophe wurde. Immerhin sah er sich vor die bittere Alternative gestellt: entweder sich rückhaltlos dem Kaiser zu unterwerfen oder sich gegen Preisgebung Baierns vorerst freie Hand zu wahren, um auf anderem Kriegsschauplatz eine glücklichere Wendung zu erkämpfen. In der Hoffnung, Kaiser Leopold werde mit der Tochter Sobiesky's glimpflicher verfahren, übertrug er seiner Gemahlin die Regentschaft. Vielleicht hätte sich noch, da die meisten festen Plätze in den Händen der Baiern waren, am Widerstand festhalten lassen, aber die Landstände drangen auf Kapitulation, die Kurfürstin gab nach und schloß den Vertrag zu Ilbesheim, wonach ihr das neutral erklärte Rentamt München verbleiben, das übrige Baiern von den Kaiserlichen besetzt werden sollte. Als schwersten Schlag empfand der Kurfürst, daß seine Gemahlin, um mit ihrer Mutter zusammenzutreffen, plötzlich Baiern verließ und sich nach Venedig begab. Wie er erwartet hatte, wurde ihr, als sie heimkehren wollte, der Eintritt ins Land verwehrt, München besetzt und eine kaiserliche Behörde eingesetzt, die im Lande schaltete wie in einer mit Oesterreich vereinigten Provinz. Unter Leopolds Nachfolger, Joseph I., einem leidenschaftlichen Gegner des Kurfürsten, wurde das trotz aller schmerzlichen Erfahrungen seinem Landesherrn treu ergebene Landvolk noch schroffer behandelt, und da die Opfer endlich unerträglich schienen, erhob sich die Bauernschaft in Ober- und Niederbaiern, die kaiserlichen Garnisonen wurden zurückgedrängt, die Bürger in den meisten Städten schlugen sich auf Seite der Aufständischen, die Hauptstadt sollte durch einen kühnen Handstreich genommen und der Kurfürst in das befreite Land zurückgerufen werden. Allein der von den Oberländern am 25. December 1705 gewagte Anschlag auf München schlug fehl, auch die niederbairischen Rotten wurden geschlagen und zerstreut, mit äußerster Strenge die letzten Regungen des Aufstandes unterdrückt. Der Kurfürst hatte wol einmal aus den Niederlanden, wo er mit französischen Streitkräften den Kampf gegen die Verbündeten fortsetzte, einen Vertrauten nach Baiern geschickt, um über Organisation und Aussichten der Bewegung Kunde einzuziehen, allein in Folge des entmuthigenden Berichts sich jeder weiteren Einmischung enthalten. Dessenungeachtet war auch die Volkserhebung in Baiern eine Karte, die vom kaiserlichen Hofgericht zu Ungunsten des Kurfürsten ausgespielt werden konnte. Trotz offenen Protestes Karls XII. von Schweden als Herzogs von Zweibrücken und trotz der Einwendungen Preußens gegen so schroffe kaiserliche Reichspolitik wurde am 29. April 1706 über die beiden wittelsbachischen Brüder die Reichsacht verhängt, Maximilian Emanuels „unglücklicher Leib" aus des Reiches Schutz verstoßen und dem Unfrieden preisgegeben, beiden Brüdern jegliches Reichslehen abgesprochen. Auch die Schlacht bei Ramillies (29. Mai 1706) ging für Villeroy und den Kurfürsten verloren, obwol M. E. wie bei Höchstädt den ihm gegenüberstehenden Feind geworfen und Frankreichs Heer vor Vernichtung gerettet hatte. Nach dieser Niederlage mußte auch Brüssel, wo er seither in den Wintermonaten im Namen Philipps V. als Statthalter residirt hatte, geräumt werden; wider den Rath Maximilian Emanuels wurde von Villeroy auch auf Vertheidigung der festen Städte Gent und Brügge verzichtet, des Kurfürsten berechtigte Klagen über die Kriegführung der französischen Marschälle konnten die Lage nicht mehr bessern.

Franz Rakoczy, der in Ungarn eine mächtige nationale Bewegung wachgerufen hatte und sich mit wechselndem Glück gegen die zur Unterwerfung der „conföderirten Stände des Königreichs Ungarn“ bestimmten kaiserlichen Truppen vertheidigte, bot dem Kurfürsten von Baiern wiederholt die ungarische Krone an, aber das Project fand in Versailles nur laue Zustimmung, so daß auch der Kurfürst Bedenken trug, der Einladung Folge zu leisten und an die Spitze der Insurgenten zu treten. Im Sommer 1708 leitete er mit leidlichem Erfolg die Operationen am Rhein, dagegen mißlang ein im November gegen Brüssel unternommener Handstreich. Nach der Niederlage der tüchtigsten französischen Armee unter Villars bei Malplaquet (11. September 1709) konnte sich der Statthalter nicht länger in den Niederlanden behaupten; er mußte zufrieden sein, daß ihm König Ludwig eins seiner Schlösser in Compiègne zum Aufenthalt anwies. Die ihm vertragsmäßig zugesicherten Renten flossen in Folge der traurigen Finanzlage Frankreichs so dürftig, daß es am Hofe des Verbannten nicht selten am Nöthigsten fehlte. Tage lang gab es, wie er seiner noch immer in Venedig weilenden Gemahlin klagte, weder Futter für die Pferde, noch Brot für die Dienerschaft, an Vergnügungen und Luxusausgaben war nicht mehr zu denken. Dessenungeachtet ließ er die Hoffnung auf Wiedereinsetzung, ja sogar auf reicheren Gewinn keineswegs sinken; in Versailles und im Haag, in Madrid und in London suchte er unermüdlich durch Briefe und Agenten das Interesse an seiner Sache wachzuhalten. Nach dem Tode Josephs I. begannen sich wirklich die Wolken zu lichten. Als König Ludwig mit England und Holland Friedensunterhandlungen anknüpfte, gab er seinem Bundesgenossen neuerdings das Versprechen, nicht eher die Waffen niederzulegen, als bis er Wiedereinsetzung seiner Freunde in alle Würden und Rechte erwirkt hätte. Am 2. Januar 1712 trat König Philipp urkundlich den Anspruch Spaniens auf die Niederlande an M. E. ab, ja, es schien sich sogar eine freundschaftliche Annäherung des kaiserlichen Hofes vorzubereiten. Graf Löwenstein, der bisher im Namen des Kaisers die bairischen Lande administrirt hatte, sondirte bei einer Zusammenkunft mit M. E. zu Namur, ob nicht der Fürst geneigt wäre, gegen anderweitige Entschädigung, sei es durch die Niederlande, sei es durch Neapel und Sicilien, auf das Kurfürstenthum Baiern zu verzichten oder doch zu Vereinigung des östlichen Grenzgebietes mit Oesterreich seine Zustimmung zu geben. M. E. ließ sich zwar nicht auf bestimmte Zusage ein, wies aber immerhin einen Tauschhandel nicht von vorneherein zurück, sodaß Josef Clemens von Köln, von der Begierde seines Bruders nach königlichen Ehren das Schlimmste besorgend, durch Proteste in Paris und London der Preisgebung des Stammlandes vorzubeugen suchte. Die Eifersucht der Mächte ließ jedoch ohnehin Realisirung solcher Pläne nicht zu, auch die in Utrecht stipulirte Abtretung Sardiniens an M. E. zur Entschädigung für den Verzicht auf die Niederlande mußte im Friedensschluß zu Rastatt (7. März) fallen gelassen werden. „Nur aus Bewegnissen des allgemeinen Ruhestandes“ willigte der Kaiser ein, daß den geächteten Kurfürsten von Baiern und Köln die Länder und Würden, die sie vor dem Kriege innegehabt hatten, zurückerstattet würden. Im Frühjahr 1715 kehrte M. E. nach Baiern zurück, am 15. April hielt er in München Einzug. Unmittelbar bevor er Frankreich verlassen hatte, war zwischen ihm und seinem Gönner ein neuer Bundesvertrag aufgerichtet worden, demzufolge Frankreich für den Fall der Erledigung des Kaiserthrones dem Hause Baiern thatkräftige Unterstützung und vorläufig behufs Erhaltung einer stärkeren Truppenmacht beträchtliche Subsidien zuwenden sollte. Trotzdem mußte die Steuerkraft des ausgesogenen Landes aufs Aeußerste angestrengt werden, um die Kosten der luxuriösen Hofhaltung und die Verzinsung der auf 30 Millionen Gulden angewachsenen Schuldenlast zu bestreiten. Mit dem kaiserlichen Hofe wurden äußer-

lich freundschaftliche Beziehungen wieder angeknüpft. 1717 sandte M. E. seine Söhne Karl Albert und Ferdinand mit einem wohlgerüsteten Armeecorps nach Ungarn, damit sie am Feldzug der kaiserlichen Truppen gegen die Türken Theil nehmen und in Prinz Eugens Feldherrnschule Strategie und Taktik erlernen sollten. Prinz Eugen selbst ließ sich eifrig angelegen sein, daß die Verhandlungen wegen Vermählung des Kurprinzen mit einer Erzherzogin zu günstigem Ergebniß führten: 1722 konnte Karl Albert mit Amalia, Kaiser Josephs I. Tochter, Hochzeit halten. Jedoch die alten hochfliegenden Pläne waren von M. E. keineswegs aufgegeben, und nur durch engste Verbindung Baierns mit Frankreich glaubte er sie durchsetzen zu können. Nicht nur ließ er seine vier Söhne der Einladung zur Hochzeit Ludwigs XV. mit Maria Lescinszka (September 1725) Folge leisten, sondern empfahl auch in Briefen an den Kurprinzen ausdrücklich die verhängnißvolle Politik, in deren Bahn dieser nach dem Erlöschen der männlichen Linie des habsburgischen Hauses wirklich einlenkte. Der unselige Rath kann als des Kurfürsten politisches Testament gelten; bald nach der Heimkehr der Söhne starb er am 26. Februar 1726.

Lipowsky, Kurfürst Maximilian Emanuels Statthalterschaft in den Niederlanden und Feldzüge (1820). — Noorden, Europ. Gesch. im 18. Jahrhundert (1870). — Froboese, Achterklärung der Kurfürsten von Baiern und Köln (1874). — Coremans, Miscellanées de l'épocque de Maximilien Emmanuel (1846). — Bormans, Maximilien Emmanuel de Bavière, comte de Namur (1875). — Höfler, Abhandlungen zur Geschichte Oesterreichs unter den Kaisern Leopold I., Josef I. und Karl VI., 2. Thl., Habsburg und Wittelsbach; Archiv f. österr. Gesch., 44. Bd., 279. — Heigel, verschiedene Abhandlungen in den Sitzungsberichten der bair. Akad. d. W. Heigel.

Maximilian III. Josef, Kurfürst von Baiern, geb. 28. März 1727. Der Vater Kurfürst Karl Albert, seit 1742 röm. Kaiser, bestimmte zum Erzieher seines ältesten Sohnes den Jesuiten P. Daniel Stadler, ließ ihn aber auch den Unterricht des vormaligen Würzburger Professors Johann Adam Ickstatt genießen, und dieser gewann seinen Schüler für eine ethische Auffassung des Menschen- und Fürstenberufs, wie sie sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts Bahn brach. Ickstatt und Stadler wußten sich auch, als ihr Zögling zur Regierung gekommen war, Autorität und Einfluß zu wahren. Daraus läßt sich eine hie und da zu Tag tretende auffällige Wandelbarkeit der Regierungsprincipien erklären; es kam vor, daß unmittelbar an eine offenbar im Sinne der Aufklärung beabsichtigte Reform eine Anordnung, in welcher die Tendenz der Gegenreformation ausgeprägt war, sich anreihte. Nach dem Tode des Vaters übernahm M., erst achtzehn Jahre alt, die Regierung über ein durch vierjährigen Krieg gänzlich zerrüttetes und zum größeren Theil von den Feinden besetztes Land. Unmittelbar nach dem Begräbniß des Vaters war er gezwungen, vor den aufs Neue gegen München anrückenden Oesterreichern nach der neutralen Reichsstadt Augsburg zu entfliehen. Seine eigene Umgebung war förmlich in zwei feindliche Lager getheilt. Seine Mutter Maria Amalia, Kaiser Josephs I. Tochter, der kaiserliche Feldmarschall Graf Seckendorff und die meisten bairischen Minister und Räthe wünschten und forderten Aussöhnung des jungen Kurfürsten und Frieden mit Oesterreich. Dagegen wurde von dem unter Kaiser Karl einflußreichen Minister und Feldmarschall Grafen Törring und vom französischen Gesandten eingewendet, daß jetzt, nachdem Baiern einmal so große Opfer gebracht, der Krieg wenigstens noch so lange fortgesetzt werden müsse, bis wenigstens ein Theil der Ansprüche Karls VII. durchgesetzt wäre. Auch König Friedrich von Preußen ermahnte den jungen Kurfürsten dringlich, auszuharren, und stellte ihm seine Kurstimme und eifrige Betreibung der

Kaiserwahl zu Gunsten Baierns in Aussicht. Dessenungeachtet entschied sich M. für den Frieden. König Friedrich schrieb den überraschenden Entschluß dem Einfluß Seckendorff's zu und glaubte sogar die Summen nennen zu können, womit dieser im Mittelpunkt der Parteien stehende Kriegs- und Staatsmann von der Königin von Ungarn bestochen worden wäre. Ein abschließendes Urtheil wird sich erst fällen lassen, wenn aus den Münchner und Wiener Archiven über die geheimen Verhandlungen, die dem Abschluß des Füssener Friedens (23. April 1745) vorausgingen, das authentische Material zu Tage gefördert sein wird. Ohne Zweifel war ein wichtiger Factor die Gemüthsart des Kurfürsten selbst, der nicht glanzliebend und ehrgeizig wie sein Vater und sein Großvater, in Erhöhung des Hauses und Vergrößerung des Landes die wichtigste Aufgabe und das höchste Ziel seines Lebens erblickte, der auch schon in jungen Jahren an sich selbst die bittere Erfahrung gemacht hatte, wie „nach Salz schmeckt das fremde Brot und wie so hart der Gang, die fremden Treppen auf- und wieder abzusteigen". Im Frieden von Füssen gab der Kurfürst alle Ansprüche auf das Erbe Karls VI. auf und versprach dem Großherzog seine Kurstimme, während von österreichischer Seite nur die Räumung Baierns und eine unbeträchtliche Subsidienzahlung in Aussicht gestellt wurden. Der Erbfolgekrieg hatte auf Baiern eine Schuldenlast von 40 Millionen geladen; zeitlebens gab sich M. redliche Mühe, den Finanzstand zu heben, ohne die Steuerschraube allzu peinlich für die Unterthanen anzuspannen. Er gab allen Ernstes dem wunderlichen Gedanken Raum, selbst in spanische Dienste zu treten, damit sein Land die Kosten der Hofhaltung sparen könnte. Auch die Ueberlassung von bairischen Truppen an Holland und Oesterreich durch förmliche Kaufverträge (1745 u. 1749), sowie die 1756 dem französischen Hof gegen ein Jahrgeld gegebene Zusage, sein Verhalten in allen Reichsangelegenheiten nach dem Willen Frankreichs einzurichten, darf mit Rücksicht auf die damals herrschenden Anschauungen und auf den außerordentliche Hilfsmittel heischenden Nothstand schonender beurtheilt werden. Um den Staatscredit zu heben, schlug er nach berühmten Mustern neue Wege ein. Insbesondere Hebung der Industrie wurde angestrebt, die er jedoch, wie sein großer Zeitgenosse König Friedrich überwiegend im Licht der mercantilistischen Handelsbilanz auffaßte: durch Anlage von möglichst vielen Manufacturen sollte fremdes Geld ins Land gebracht und das eigene dem Lande erhalten werden. Für industrielle Unternehmungen, wie für Viehzucht und Ackerbau wurden ins Detail gehende Betriebsvorschriften erlassen, wobei nicht selten die durch die Beschaffenheit des Landes und der Bevölkerung gezogenen Schranken gewaltsam durchbrochen wurden. Auch viele andere Verordnungen bezweckten Förderung der Landescultur; der Gedanke: Das Volk muß durch den Staat erzogen werden, war oberstes Verwaltungsprincip. Eine neue Zoll- und Mautordnung (1765) wurde erlassen, ein eigenes Commerzcollegium zur Hebung des Handels errichtet. Eine Reihe von trefflichen legislatorischen Arbeiten verdankt Baiern dem Kanzler Freiherrn v. Kreittmayr. Der 1751 herausgegebene Criminalcodex bedeutete immerhin im Vergleich mit der Malefizordnung von 1616 einen Fortschritt; in der 1753 veröffentlichten Gerichtsordnung und im Landrecht von 1756 bewährte der Gesetzgeber eine unübertroffene Kenntniß der Eigenart des Volkes und der Bedürfnisse des Landes. Unheilvollen Einfluß übte der Vicehofkammerpräsident von Berchem aus; durch ihn wurde 1760 das genuesische Lotto eingeführt. Ein frischer volkswirthschaftlicher Aufschwung Baierns war überhaupt nicht möglich, so lange nicht gewisse, seit Jahrhunderten festgewurzelte Mißstände ausgerodet werden konnten. Die Steuerlast war fast ausschließlich dem Bürger und dem Bauer aufgebürdet; als die Regierung einen Versuch wagte, auch Klerus und Adel zu erheblicheren Leistungen heranzuziehen, verklagte der landständische Ausschuß, der nicht mehr auf Wahrung

der Volks=, sondern nur noch der Standesrechte bedacht war, den eigenen Landesherrn wegen Schädigung „wohlerworbener Rechte“ vor dem Kaiser. Von der lächerlichen Ueberfüllung des kleinen Staates mit Beamten und Stellenjägern sei als Beispiel nur erwähnt, daß allein bei den obersten Landescollegien in München mehr als tausend Beamte angestellt waren, was selbstverständlich erst recht einen schleppenden, schwerfälligen Geschäftsgang zur Folge hatte. Dazu kam, daß es dem Lande an Capacitäten, ja überhaupt an unternehmungslustigen und arbeitsfreudigen Elementen gebrach, und damit in engstem Zusammenhang stand die Thatsache, daß zum Schutze einer nicht auf das Göttliche, sondern auf das Sinnliche gerichteten Glaubensübung jeder freie Luftzug abgewehrt wurde, das wissenschaftliche Leben versumpft, das Landvolk in dumpfen Aberglauben versunken war. Die Verwilderung der geistigen Zustände Baierns wird in Westenrieder's Schriften mit düsteren Farben geschildert. Ein rühmlicher Fortschritt ist zunächst einigen Gelehrten zu danken, die, mit edler Eifersucht das Fortschreiten von Wissenschaft und Kultur im Norden Deutschlands betrachtend, gleichsam als Heerd für Bildung und ernste Studien in Baiern 1759 die Akademie der Wissenschaften gründeten. Aber auch M. J. selbst war ein aufrichtiger Freund des neuen Unternehmens und schützte dasselbe in schweren Zeiten gegen gefährliche Feinde. Auch auf der Hochschule des Landes suchte Ickstatt die Freiheit der Wissenschaft einzubürgern, ohne daß es jedoch gelang, das in der deutschen Nation neue erwachte Geistesleben ganz und voll in das noch in mittelalterlichen Formen steckende höhere Unterrichtswesen einzuleiten. Glücklicher war die Reform der Elementar= und Mittelschulen; eine neue Aera des Schulwesens in Baiern beginnt 1771 mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht und der Unterordnung der Volksschulen unter staatliche Aufsicht. M. J. war ein ergebener Sohn der katholischen Kirche und durchaus nicht Willens, das Princip der Glaubenseinheit in Baiern anzutasten. Im Hausvertrag von 1771 ist ausdrücklich ausbedungen, daß künftig auch Fürsten der pfälzischen Linie für das rechtsrheinische Baiern die kirchenpolitischen Bestimmungen Herzog Albrechts V. aufrecht halten, insbesondere niemals protestantische Räthe und Beamte dorthin versetzen sollten. Auch das Verbot der Ansässigmachung von Protestanten in Baiern und andere Beschränkungen der Freizügigkeit im Interesse der Glaubenseinheit wurden keineswegs aufgehoben, theilweise sogar verschärft. Dagegen unterschied M. J. überraschend streng zwischen religiösen und klerikalen Interessen und suchte den Staat von allen kirchlichen Einflüssen zu emancipiren. Mit Handhabung des landesherrlichen Placet wurde erst unter Maximilian Josefs Regierung Ernst gemacht. Als 1770 der Bischof von Freising eine mit Zustimmung des Kurfürsten erschienene Schrift des geistlichen Raths Osterwald über die Immunität des Klerus in weltlichen Dingen zu unterdrücken suchte und das Verbot an den Thüren aller Kirchen seines Sprengels anheften ließ, befahl M. J., die Placate abzureißen, und erließ ein Mandat, daß künftig keine bischöflichen Verordnungen ohne landesherrliche Bewilligung veröffentlicht, im Falle der Nichtbeachtung des Verbots aber die Temporalien gesperrt werden sollten. Das Buch Osterwald's ging er, ehe es in neuer Auflage erschien, selbst mit der Feder durch; er milderte zwar hie und da den Ausdruck, ließ aber die dem Bischof anstößigen Stellen unverändert stehen. Mehrere Verordnungen bezweckten Regelung der weltlichen Stellung des Klerus und Abwehr von Uebergriffen in staatliches Gebiet. Obwohl kein Gegner der geistlichen Orden, suchte M. J. doch übermäßige Ausbreitung des Klosterwesens zu verhindern. Umfassende Bestimmungen über klösterliche Disciplin und Ordnung wurden erlassen, die Klosterjustiz aufgehoben, die Erbfähigkeit der todten Hand beschränkt, die Aufnahme von Ausländern in die bairischen Klöster erschwert. Auch die Aufstellung

eines eigenen Censurcollegiums 1769 sollte, wie die Besetzung mit Beamten und Klerikern von freisinniger oder doch gemäßigter Richtung beweist, nicht so fast eine Bevormundung der Presse bedeuten, sondern vielmehr allzu weitgehende Prohibitivmaßregeln der geistlichen Gewalt verhindern. Die Censur wurde denn auch von Männern wie Osterwald, Oefele, Kennedy, Edlweck, Vacchiery u. A. durchaus nicht mit übertriebener Strenge gehandhabt, erst später zeigen sich Spuren einer engherzigeren Beschränkung der geistigen Mittheilung. Ueberhaupt tritt in den letzten Regierungsjahren Maximilian Josefs, zumal seit Ickstatt's Tod (1776), ein Wiedereinlenken in die Kirchenpolitik der Vorfahren da und dort zu Tage. Zwar wurde 1774 die Bulle Dominus ac redemptor noster in Baiern sofort verkündet und das gesammte Vermögen der aufgehobenen Jesuitencollegien zur Ausstattung von Schulen und wissenschaftlichen Anstalten bestimmt, aber die Exjesuiten blieben nach wie vor in einflußreichen Stellen, und die Organisation des Schulwesens, die unter den Auspicien von Heinrich Braun, Bucher u. A. freisinnigen Anlauf genommen hatte, wurde von der Tagesordnung wieder abgesetzt. Kein wirklicher oder vermeintlicher Mißgriff der Regierung war jedoch im Stande, die seltene Popularität des Fürsten zu erschüttern; daß er selbst bei allem Thun und Lassen nur von reinsten Absichten geleitet war, wurde von Niemand in Zweifel gezogen. Als 1770 eine entsetzliche Hungersnoth, durch Mißwachs, Kornwucher und mißverstandenen Merkantilismus heraufbeschworen, Baiern heimsuchte, zeigte sich die Herzensgüte des Fürsten in hellstem Licht. Um zu helfen, legte er überall selbst Hand an; einige Kornwucherer verurtheilte er mit ungewohnter Strenge zum Tode; in seinen Thiergärten ließ er alles Wild schießen; um in Holland sofort Getreide kaufen zu können, verpfändete er seine Pretiosen. Auf volksfreundliche Absichten lassen sich auch seine Bemühungen um Regelung der Erbfolge zurückführen. Seine Ehe mit Maria Anna von Sachsen war kinderlos geblieben. Um nun jeder fremden Einmischung, insbesondere von Seite Kaiser Josefs II., zu dessen Lieblingsplänen Abrundung der deutsch-österreichischen Lande durch Baiern gehörte, vorzubeugen und den bairischen Stamm vor Octroyirung unpopulärer Neuerungen zu schützen, schloß M. J. mit dem nächsten Agnaten, Karl Theodor, Kurfürsten von der Pfalz, 1766 einen Erbfolgevertrag, worin u. A. ausbedungen war, daß München als die ältere Residenz der Wittelsbacher auch nach Vereinigung von Pfalz und Baiern der gewöhnliche Wohnsitz der Nachfolger im Kurfürstenthum bleiben müsse. 1771 und 1774 wurde der Vertrag erneuert. Dessenungeachtet blieb M. J. die Wahrnehmung nicht erspart, daß sein präsumtiver Erbe durchaus nicht Willens, jene Einung in ihrem vollen Umfang zu respectiren, ja daß schon zwischen den Höfen von Wien und Mannheim wegen Abtretung bairischen Gebiets an Oesterreich insgeheim verhandelt werde. Eben wollte M. J. zur Vereitlung dieses Handels die erforderliche Einleitung treffen, insbesondere für genauen Vollzug der Hausverträge mächtige Garanten suchen, die im Stande wären Oesterreichs Ansprüchen entgegenzutreten, da erkrankte er plötzlich am 8. December 1777. Der unwissende Leibarzt Dr. Sänftl, der die Behandlung des Kranken ausschließlich für sich in Anspruch nahm, glaubte, es seien nur unbedeutende Masern im Anzug, während es, wie die übrigen Aerzte bald constatiren konnten, die Pocken waren. Nach entsetzlichen Leiden verschied M. J. am 30. December 1777. Wohl selten ist der Tod eines Fürsten so aufrichtig betrauert worden, und nicht höfischer Panegyrismus, sondern die Stimme des Volks gab dem Letzten des jüngeren wittelsbachischen Stammes den Beinamen des „Vielgeliebten".

Rothammer, Maximilian III. v. B. (1785). — Westenrieder, Gesch. d. b. Akademie d. W. (1807). — Lipowsky, Leben u. Thaten Maximilian Josefs III. (1833). — (Häusser,) Pfalzbaiern gegen Ende des 18. Jahrh.;

Raumer's Hist. Taschenbuch, Jahrg. 1865, S. 486. — Kluckhohn, Der Freiherr v. Ickstatt und das Unterrichtswesen in Baiern unter Kurf. M. J. III. (1869). — Seb. Brunner, Der Humor in der Diplomatie und Regierungskunde des 18. Jahrhunderts. (1872). — Erhard, Drei bairische Gedenktage; Beilage z. Allg. Ztg., Jahrg. 1877, Nr. 364 u. 1878, Nr. 37.

Heigel.

Maximilian Josef I., König von Baiern, geb. am 27. Mai 1756 zu Mannheim. Sein Vater Herzog Friedrich Michael, Herzog von Zweibrücken, stand als Oberst des Regiments d'Alsace in französischen, dann als General in österreichischen Diensten; 1746 wurde ihm von seinem Bruder Christian IV. die Grafschaft Rappoltstein abgetreten, im nämlichen Jahre vermählte er sich mit Maria Franziska Dorothea, Prinzessin von Sulzbach. Der dritte Sohn, nach seinem Pathen, dem Kurfürsten von Baiern, M. J. genannt, verlebte seine Jugendzeit in Mannheim und Zweibrücken. Von seinen Erziehern und Lehrern übte Abbé Salabert, später pfälzischer Minister, nachhaltigsten Einfluß. Manche Mängel und manche Vorzüge der Regierungsthätigkeit des nachmaligen Königs erklären sich daraus, daß ihm bis zum reiferen Mannesalter keine Aussicht eröffnet war zur Stellung eines Souverän zu gelangen, daß er demgemäß auch nicht zum Regenten erzogen war. Der nachgeborne Sohn eines nachgebornen Prinzen, mußte er die Einladung, in französische Dienste zu treten, annehmen. Gleich seinem Vater wurde er 1777 Oberst des Regiments d'Alsace und wohnte bis zum Ausbruch der Revolution fast ununterbrochen in Straßburg, wo ihm der sogenannte Zweibrücker Hof an der Broglie-Promenade gehörte. Das Project einer Heirath mit einer Gräfin von Brionne scheiterte am Widerstand der verwandten Kurfürsten von Baiern und Kurpfalz. 1785 vermählte er sich mit Wilhelmine Auguste, Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Seines jovialen Charakters wegen war der deutsche Prinz in militärischen wie in bürgerlichen Kreisen beliebt; mit den Offizieren der Garnison stand er in cordialstem Verkehr. Auch als König erinnerte er sich noch gern an jene Straßburger Tage. Während die übrigen deutschen Fürsten nur durch die Erfolge der napoleonischen Waffen zu Franzosenfreunden umgewandelt wurden, entsprach bei M. J., der die glücklichsten Jahre seines Lebens in Frankreich und in französischen Diensten verlebt hatte, die Politik der persönlichen Neigung. Unruhen bei Ausbruch der Revolution nöthigten den Prinzen, mit seiner Familie nach Mannheim überzusiedeln. Sein Haus, früher Eigenthum der Freiherrn v. Venningen, war allen Emigranten gastlich geöffnet, sodaß der Prinz, der nur über eine spärliche Rente verfügte, in Schulden gerieth und von den Ständen Baierns mehrmals Geldgeschenke erbitten mußte. Als sich die Franzosen anschickten, Mannheim zu belagern, wandte sich M. J. nach Darmstadt, später nach Rohrbach an der Bergstraße. Durch das unvermuthete Ableben des älteren Bruders Karl August (1. April 1795) wurde er regierender Herzog von Zweibrücken, verfügte jedoch vorerst nur über einen leeren Titel, da das Herzogthum von den Franzosen besetzt war. Nun konnte er auch als präsumtiver Erbe des kinderlosen Kurfürsten von Pfalz-Baiern gelten; er besuchte auch wiederholt München und wurde hier um so populärer, da es bekannt war, daß er trotz finanzieller Bedrängniß große Summen, die ihm vom Wiener Hof für Zustimmung zur Abtretung baierischen Gebiets angeboten waren, ausgeschlagen hatte. 1796 erhob er gegen neue Tauschpläne Oesterreichs, die er aus Mittheilungen eines Generals der österreichischen Rheinarmee kennen gelernt hatte, offen am Regensburger Reichstag Protest, was einen förmlichen Bruch zwischen Karl Theodor und seinem Erben zur Folge hatte. Um sich gegen die geplante Verkürzung zu sichern, trat M. J. mit dem Berliner Hofe in Verbindung. Allein trotz aller Warnungen und Proteste dauerten die

Verhandlungen zwischen Karl Theodor und dem Wiener Cabinet fort, österreichische Truppen blieben mit Zustimmung des Kurfürsten auch nach dem Friedensschluß von Leoben in Baiern, die Katastrophe schien bevorzustehen, da starb unerwartet Karl Theodor (16. Februar 1799) und M. J. übernahm sofort die Regierung. Mit ihm hielt, kann man sagen, die neue Zeit Einzug in Baiern; unter keinem Fürsten seit Kaiser Ludwig erfuhr das Land so tiefgreifende Veränderungen, wie unter dem ersten Regenten aus der Zweibrückener Linie. Der Münchener Hof gewann rasch ein anderes Aussehen. Die Lippert und Zedtwitz wurden von ihren einflußreichen Aemtern entfernt, die bisher für die einzelnen Landestheile bestehenden Ministerien aufgehoben und Fachminister an die Spitze der Departements der auswärtigen Angelegenheiten, der Justiz, der Finanzen und der geistlichen Angelegenheiten gesetzt, die Leitung des Kriegswesens behielt sich der Kurfürst selbst vor. Daß er bei Ausbruch des zweiten Coalitionskriegs auf Seite Oesterreichs trat und sich zur Reichshilfe bereit erklärte, mußte nach dem Vorausgegangenen fast überraschen. Bald sah er sich gezwungen, vor den in Baiern eindringenden Franzosen nach Amberg zu flüchten. Die Franzosen drangen ein, das österreichisch-bairische Heer wurde bei Hohenlinden geschlagen, erst nach dem Friedensschluß von Luneville (9. Februar 1801) konnte der Fürst in seine Hauptstadt zurückkehren. Den deutschen Reichsfürsten war officielle Theilnahme an den Friedensunterhandlungen nicht gestattet, allein aus französischen Regierungskreisen gelangte an M. J. ein Wink, daß das Wiener Cabinet wieder mit den alten Wünschen hervorrücke und diesmal sogar Einverleibung von ganz Baiern bis an den Lech anstrebe. Als Act der Nothwehr läßt sich demnach entschuldigen, daß M. J. am 24. August 1801 mit der französischen Regierung einen Separatvertrag einging, wonach er die ohnehin schon seit Jahren von den Franzosen besetzten pfälzischen Territorien an Frankreich abtrat, während ihm der Besitzstand auf dem rechten Rheinufer garantirt und für das linksrheinische Gebiet angemessene Entschädigung in Aussicht gestellt wurde. Durch den Reichsdeputationshauptschluß von 1803 wurden denn auch die säcularisirten Hochstifte Regensburg, Freising, Augsburg, Bamberg und Würzburg und Theile von Passau und Eichstädt mit dem Kurfürstenthum Baiern vereinigt. Nicht minder wichtig als dieser Verlust und Zuwachs für den Staatskörper war die Umwälzung, die sich im Innern auf allen Gebieten des kirchlichen, politischen und socialen Lebens vollzog. Während der Besetzung Münchens durch die Franzosen machte eine weitverzweigte Partei Anstrengungen, um mit Hilfe Frankreichs die Republikanisirung Süddeutschlands durchzuführen. In Proclamationen und Pasquillen wurden gegen den neuen Kurfürsten die heftigsten Vorwürfe erhoben, daß er seine Pfälzer ungerecht bevorzuge, mit den französischen Emigranten conspirire, durch einen Subsidienvertrag mit England seine Landeskinder verkauft habe, enorme Privatschulden dem Lande aufbürde ꝛc. Die revolutionäre Bewegung scheiterte an der Weigerung Moreau's, auf die Pläne der Clubisten einzugehen, und am gesunden Sinn der Mehrheit des Volkes. Im Gegensatz zur Illuminatenhetze unter Karl Theodor verschmähte M. J., nach dem Abzug der Franzosen jenen geheimen Umtrieben nachzuspüren und zum Schutze des Bestehenden Häscher und Tribunale in Bewegung zu setzen. Die Regierung erkannte vielmehr ihre Aufgabe darin, die Forderungen der neuen Zeit, die seit der großen Revolution in allen Staaten immer lauter erhoben wurden, anzuerkennen und darnach, soweit es mit der Autorität der Dynastie vereinbar, die Gesetzgebung einzurichten. „Neuerungen aufzuhalten, welche das unaufhaltsame Fortschreiten des menschlichen Verstandes und das Bedürfniß der Zeit jeder achtsamen Regierung abnöthigen, liegt so wenig in der Macht der Regierungen wie das Gebot, einen Strom stillstehen zu lassen. . . . Mit Klugheit und Entschlossenheit sind die Be-

wegungen zu leiten, welche vielleicht auch eine Zeit lang, aber doch nur mit großem Nachtheil, vielleicht nur mit Verlust des Ganzen zurückgedrängt werden könnten." Diese Worte des Postulatrescriptes vom 11. Februar 1800 enthalten das Programm desjenigen Ministers, der die Seele der neuen Bewegung war, Montgelas. In der Biographie dieses Staatsmannes wird daher die innere Rechtsgeschichte Baierns in dieser wichtigen Reformperiode näher zu erörtern sein. Hier soll nur in Kürze darauf hingewiesen werden, welche Stellung M. J. in dem alle Volkskreise aufregenden Kampfe des Neuen mit dem Alten einnahm. M. J. war in den Ideen des Zeitalters Ludwigs XVI. aufgewachsen und zu vertraut und befreundet mit französischer Litteratur, als daß er sich dem strengen Confessionalismus, den er in Baiern antraf, hätte fügen können. Nicht blos Gewissensfreiheit sollte in seinem Lande herrschen, sondern auch jede Bevorzugung der einen oder anderen Religionspartei sollte aufhören, der Werth eines Staatsbürgers fortan nicht nach dem bemessen werden, was er glaube, sondern nach dem, wie er handle. Von solcher Ueberzeugung beseelt, griff der Fürst selbst in einzelnen Fällen energisch ein, z. B. als es sich darum handelte, den Widerstand des Magistrats und des landständischen Ausschusses gegen die Ansässigmachung eines Protestanten in München zu brechen. Sowol das in dieser Angelegenheit an den Münchener Stadtrath gerichtete, — vom rechtlichen Standpunkt ohne Zweifel anfechtbare — kurfürstliche Handbillet vom 29. Juli 1801, als auch das Rescript auf die Vorstellungen des landständischen Ausschusses vom 26. August 1801 bewiesen, daß M. J. die Bahn des aufgeklärten Absolutismus einzuschlagen gedenke, und daß fortan auch in Baiern das Staatskirchenrecht nach denjenigen Grundsätzen geregelt werden sollte, die in Preußen schon seit Friedrich II., in Oesterreich seit Josef II. zur Herrschaft gekommen waren. Im Allgemeinen war also die vom Minister verfolgte Kirchenpolitik auch diejenige des Monarchen, dagegen läßt sich, wenn man den friedliebenden Charakter des Fürsten in Rücksicht zieht, schwer begreifen, wie gerade unter seiner Regierung in Religions- und Kirchenangelegenheiten so willkürlich und gewaltthätig verfahren werden konnte. Denn auch die Freunde des neuen Systems klagten „über die rohe Art der Ausführung, über den Beamtenvandalismus, über die leichtfertige Verschleuderung der vielen Millionen, die man aus den eingezogenen Stiftern und Klöstern gewann". Zur Entschuldigung solcher Hast und Härte verweist Perthes auf „die Verderbtheit der früheren Obrigkeit" und die Zähigkeit des Widerstandes der klerikalen und feudalen Kräfte. Auch ein gewisser Widerwille Maximilian Josephs gegen Geschäftsdiscussionen mochte dazu beitragen, daß nicht blos dem aufgeklärten Staatsmann Montgelas, sondern auch seinen rationalistischen Beamten keine Schranken gezogen wurden. Freilich ist es arge Uebertreibung, wenn Herr v. Lang den Sachverhalt so darstellt, als hätte sich M. J. um die Regierung überhaupt nicht gekümmert und nur selten und nur mit Montgelas über Staatsangelegenheiten verhandelt; die Acten aller Ministerien enthalten ja tausend eigenhändige, häufig sehr ausführliche Signate, die von der eigenen Regierungsthätigkeit Maximilian Josefs keineswegs ungünstiges Zeugniß geben. Ebenso ungerecht ist der von Gams erhobene Vorwurf, M. J. habe um des Beifalls der „frivolen Aufklärer" willen „Baiern um den Ruhm und das Bewußtsein eines katholischen Staates gebracht". Freilich wurde mit den Liga-Erinnerungen gründlich gebrochen, aber M. J. regierte auch nicht mehr über das Kurfürstenthum Maximilians I., sondern über einen Staat, der außer den altbaierischen Erblanden beträchtliche protestantische Territorien umfaßte. — Schon auf dem Congreß zu Regensburg, der sich mit Regelung der Entschädigungen für die am Luneviller Frieden Betheiligten zu beschäftigen hatte, trat die Absicht Bonaparte's

zu Tage, aus Baiern einen Mittelstaat zu bilden, der gegen Oesterreich gute Dienste leisten, selbständig aber sich nicht vertheidigen konnte und deshalb auf Frankreichs Hilfe angewiesen war. Die freundschaftlichen Beziehungen der bairischen Regierung zu den Tuilerien blieben dem Wiener Cabinet nicht verborgen, in Folge davon gab es fort und fort Differenzen zwischen den beiden Nachbarn, ja Kaiser Franz wollte sogar schon zur Besetzung der Oberpfalz schreiten, und nur russische Intervention verhinderte den Ausbruch der Feindseligkeiten. Dessenungeachtet war M. J., als Oesterreich an Frankreich 1805 den Krieg erklärte, keineswegs fest entschlossen, an der Seite Frankreichs gegen den Kaiser zu fechten. Er wollte dem Beispiel Preußens folgen, aber eine Zeile Napoleons an Talleyrand: „Ich will nicht leiden, daß Baiern neutral bleibt!" (13. August 1805) zog jenem Wunsche eine Schranke. Treitschke tadelt nicht blos im Allgemeinen, daß die baierische Regierung, den Befehlen Napoleons gehorsam, die österreichischen Unterhändler durch erheuchelte Friedensbetheuerungen so lange zu täuschen suchte, sondern erhebt speciell gegen den Kurfürsten den schweren Vorwurf, er habe sein Ehrenwort dafür, daß seine Truppen keinen Schwertstreich führen würden, mithin für eine bewußte Unwahrheit verpfändet. In den Memoiren des Ministers Montgelas wird der Sachverhalt folgendermaßen aufgeklärt. Allerdings war das Bündniß mit Frankreich schon geschlossen (29. August 1805), aber die Vorstellungen des im Auftrag des Kaisers Franz nach München gekommenen Fürsten Schwarzenberg wirkten auf den Kurfürsten so erschütternd, daß er sich zur Absage an Napoleon und zur Annahme der österreichischen Anträge entschloß; nun warf aber Montgelas seinen ganzen Einfluß in die Wagschale und bat um seine Entlassung; der Kurfürst wagte nicht, sie anzunehmen, und wechselte neuerdings seinen Entschluß, zur Bestürzung der Gesandten Oesterreichs und Rußlands, die sich schmählich mystificirt glaubten. In der Nacht vom 8. September flüchtete der Kurfürst nach Würzburg; von hier aus erließ er einen Aufruf, der die Verbindung mit Frankreich als Act der Nothwehr gegen Oesterreichs heimliche Anschläge rechtfertigen sollte. Die Oesterreicher besetzten München, aber bald darauf hielt Napoleon festlichen Einzug, wieder wenige Wochen später wurde die Entscheidungsschlacht bei Austerlitz geschlagen, unmittelbar darauf der Friede zu Preßburg geschlossen (26. December 1805). Der Bundesgenosse Frankreichs erhielt beträchtlichen Antheil an der Kriegsbeute, u. A. die Markgrafschaft Burgau, das Fürstenthum Eichstädt, die Grafschaft Tirol mit Vorarlberg und viele schwäbische und fränkische Reichsstädte und Herrschaften; auch die Markgrafschaft Ansbach wurde von Preußen abgetreten, während auf Würzburg und Berg verzichtet werden mußte. Erst durch diese Erwerbungen in Schwaben und Franken war zu einer freieren Entwickelung Baierns als eines modernen Staates die Grundlage geboten, aber freilich war es immer noch eine schwierige Aufgabe, aus so heterogenen Bestandtheilen ein einheitliches Ganzes zu bilden. Im Preßburger Vertrag war festgesetzt, M. J. sollte zwar Mitglied des Deutschen Reichs bleiben, aber den Königstitel annehmen; eine Proclamation vom 1. Januar 1806 gab kund, daß sich der bairische Staat „zu seiner ursprünglichen Würde emporgehoben habe". Die Auflösung der alten Reichsverfassung war unvermeidlich, der 12. Juli 1806 brachte die Katastrophe. Der neue König Baierns und 15 andere deutsche Fürsten traten dem Rheinischen Bund unter Napoleons Protectorat bei; bald darauf sagten sie sich ausdrücklich von der Gemeinschaft mit dem Deutschen Reiche los. Die Stiftung des neuen Bundes brachte wieder zahlreiche Gebietsveränderungen, für Baiern den wichtigen Gewinn der Reichsstadt Nürnberg. Den Rheinbundfürsten war zwar dem Namen nach volle Souveränetät eingeräumt, aber selbstverständlich durften sie keine andere Politik treiben als die von Napoleon vorgezeichnete, ihre Truppen waren Soldaten

der „großen Armee", ihre Gesandten nur Gehilfen der französischen Diplomatie. Aus den oben dargelegten Gründen erhellt, warum sich M. J. zu einer Rolle, die nach legitimistischer Auffassung für eine der ältesten Dynastien Europa's etwas Demüthigendes hatte, leichter als andere Fürsten verstand. Es kostete nicht viel Mühe, ihn zu überreden, daß er, um die Verbindung mit Frankreich durch Bande des Bluts fester zu knüpfen, seine Tochter dem Stiefsohn Napoleons, dem Sohne des Generals Beauharnais, zur Gattin gab. Man pries in München die Fügung, daß wieder eine baierische Königstochter, wie einst Theodelinde, des Langobarden Autharis Braut, nach Italien zog, um einen Königsthron zu besteigen, daß gerade ein Herrscher, der in Ideen und Thaten Karl dem Großen nacheiferte, das von diesem Frankenkönig an Baiern verübte Unrecht zu sühnen geneigt war. Im November 1807 nahm M. J., von seiner Gemahlin, dem Kronprinzen und Minister Montgelas begleitet, an den glänzenden Festen Theil, die zu Ehren Napoleons und Eugens in Oberitalien gefeiert wurden. Auf Hin- und Rückreise besuchte er Tirol; sein joviales, leutseliges Wesen ließ ihn gerade hier die Gunst des Volkes rasch gewinnen, aber allzugroße Freigebigkeit mit Zusagen und Versprechen blieb nicht ohne schädliche Folgen. Es machte böses Blut, daß die für das ganze Königreich geltende Verfassung von 1808 alle Corporationen und Privilegien der einzelnen Provinzen aufhob, während doch wenige Monate vorher der Monarch selbst erklärt hatte, an der landständischen Verfassung Tirols werde niemals gerüttelt werden. Auch in anderen Fällen waren Milde am unrechten Ort und Wohlthätigkeit ohne sorgfältige Prüfung vom Uebel; während oft zu den wichtigsten Dingen die Mittel fehlten, hatten die Bettler und Parasiten im Ueberfluß. Andrerseits waren die patriarchalische Einfachheit und die Leutseligkeit des Königs gerade in jenen bewegten Jahren auch politisch wichtige Factoren. Die allgemeine Zuneigung ließ leichter über manche Härte hinwegsehen. Wenn auch in den an Baiern gefallenen Reichsgebieten, deren manches eine glorreiche Geschichte aufzuweisen hatte, der Sondergeist nicht auf einmal erlosch, so regte sich doch keine Feindseligkeit gegen einen so wohlgesinnten Regenten, Baierns Heinrich IV., wie ihn der von Kiel an die Landshuter Hochschule berufene Jurist Feuerbach nannte. Es gab keine Bambergische oder Ansbachische Faction im Lande, nur die Tiroler, insbesondere durch die kirchlichen Neuerungen gereizt, erblickten in der Vereinigung mit Baiern eine schmähliche „Unterjochung". Als sich Oesterreich 1809 noch einmal zum Krieg mit Napoleon aufraffte, erhob sich auch das Volk der Berge zu verzweifeltem Kampf, um die Herrschaft der „Freimaurer" abzuschütteln. M. J. wäre auch diesmal lieber neutral geblieben. Montgelas wies aber darauf hin, daß sich Baiern mit Frankreich zu weit eingelassen habe, als daß es sich im bevorstehenden Entscheidungskampf eine passive Haltung erlauben dürfte, und M. J. ließ sich auch diesmal überreden. Als die Oesterreicher den Inn überschritten, begab er sich nach Dillingen, wo er mit Napoleon zusammentraf und durch die glänzendsten Versprechungen getröstet wurde. Napoleon bewährte auch in den Treffen um Regensburg seine oft erprobte Ueberlegenheit; die Niederlage bei Aspern konnte auf einen Augenblick Zweifel wachrufen, aber der Sieg bei Wagram zerstreute alle Besorgnisse. Der Wiener Friede vom 14. October 1809 brachte aufs Neue beträchtlichen Gewinn, die Markgrafschaft Baireuth, das Inn- und Hausruckviertel, die ehemals geistlichen Territorien Salzburg und Berchtesgaden; nur Südtirol war an das Königreich Italien abzugeben. Furchtbare Opfer hatte die Behauptung des Alpenlandes gekostet. Vergebens suchte Kronprinz Ludwig im Auftrage des Vaters dem wenigstens nach Niederwerfung Oesterreichs völlig nutzlosen Blutvergießen Einhalt zu thun. Als endlich der Aufstand erdrückt war, drang Napoleon darauf, die störrischen Bauern durch strengeres Regiment gefügig zu

machen, aber M. J. wollte lieber auf Beschwichtigung und Versöhnung hinwirken. Ueber das Verfahren der Franzosen, die ihm, wie er sagte, seinen Hofer erschossen, war er empört; den Sohn Speckbacher's ließ er auf seine Kosten studiren. Im Allgemeinen war die Politik des bairischen Cabinets nur darauf gerichtet und konnte vorerst nur darauf gerichtet sein, sich durch Gefügigkeit und Pünktlichkeit die Gunst des Protectors zu wahren. Allein schon regte sich auch in Baiern eine Partei, die in der Abhängigkeit von einer fremden Macht eine Demüthigung erblickte und auf die Wiedervereinigung der deutschen Stämme ihre Hoffnung setzte. Dem Könige lag zwar solche Auffassung fern, aber gerade er mußte schmerzlich empfinden, daß der nimmer endende Krieg so viele Menschenopfer forderte. Auch Handel und Gewerbe konnten sich bei der Unsicherheit aller Verhältnisse nicht erholen, trotz aller Siege ging der Wohlstand zurück, Abgaben und Schulden stiegen auf beängstigende Höhe. „Mein Land ist sehr unglücklich", sagte M. J. schon 1809 zu General Rapp, „wenn es so fortgeht, bin ich genöthigt, den Schlüssel unter's Thor zu legen und davonzugehen." Bei Stiftung des Rheinbundes hatten die Fürsten der Hoffnung Ausdruck verliehen, daß der mächtige Protector „nur Befestigung der inneren und äußeren Ruhe sich angelegen sein lassen werde." Seither hatten sie vollauf Gelegenheit gehabt sich zu überzeugen, daß das napoleonische System mit ruhigen und friedlichen Zuständen ein für allemal unvereinbar, daß die Aufgabe der souveränen Bundesgenossen in Wahrheit darin bestehe, die immer weiter greifenden Eroberungspläne eines willkürlichen Gebieters ausführen zu helfen. Als der Krieg gegen Rußland begonnen und soeben ein bairisches Contingent von 30,000 Mann den Marsch nach Polen angetreten hatte, kam Graf Mercy-Argenteau als französischer Botschafter nach München. Obwol gerade er durch den Systemwechsel von 1813 peinlich betroffen wurde, spricht er in seinen Denkwürdigkeiten doch nur mit Achtung von Baiern und zollt insbesondere den liebenswürdigen Eigenschaften des Königs Anerkennung. Der Gesandte möge ihn recht oft besuchen, bat M. J. bei der ersten Audienz, aber ja alle Etiquette zu Hause lassen. Die Worte des Königs sind überaus charakteristisch für dessen Sinnesart. „Ich bin nicht den ganzen Tag König, ich war nicht dazu bestimmt es zu werden, und bin glücklich, wenn ich Augenblicke finden kann, in denen ich es vergessen darf, um mit Männern von Ihresgleichen vertraulich zu plaudern, — kommen Sie also zu mir, so oft Sie wollen, und vor Allem ohne Ihre Ministeruniform, die ich nur bei Festlichkeiten sehen will; anderen Falls würden Sie mich verpflichten, ebenfalls meine Uniform anzulegen, und das paßt mir gar nicht." Er sprach nur mit Bewunderung vom genialen Kaiser, klagte aber auch unverhohlen über dessen schwer zu ertragende Willkür, sowie über die Brutalität einiger französischer Beamten und Generäle. Als die große Armee immer weiter ins Innere Rußlands vordrang, wurde M. J. ängstlich. Wenn man es nicht mit dem Kaiser zu thun hätte, meinte er, müßte man die Lage höchst bedenklich finden, „aber er hat uns an Wunder gewöhnt"! Als aber doch der Feldzug scheiterte, erklärte sich zwar der König zu neuen Opfern bereit, und es war gewiß nicht Verstellung, wenn er in seinen Briefen an Napoleon Anhänglichkeit und Ergebenheit betheuerte; immerhin ließ er geschehen, daß sein Ministerium in Fühlung mit dem neutralen Oesterreich trat, um für alle Fälle den baierischen Besitzstand sicher zu stellen. Durch den Uebertritt Oesterreichs auf Seite der Verbündeten wurde diese Verbindung wieder gelöst und die glänzenden Siege Napoleons bei Großgörschen und Bautzen ließen den König lebhafte Genugthuung empfinden, daß er der Versuchung, von Napoleon abzufallen, widerstanden hatte. Rasch änderte sich jedoch die Lage. Die Prager Conferenzen zerschlugen sich, ein starkes österreichisches Corps rückte an die baierische Grenze, General Wrede bezeichnete seine Stellung am Inn als

gänzlich unhaltbar. Ungeduldig drang nun auch der König in den französischen Gesandten, er möge doch seinem Hofe die wehrlose Lage Baierns schildern und ausgiebige Unterstützung fordern. „Napoleon fuhr jedoch fort", — diese Worte Mercy's enthalten die bündigste Rechtfertigung des Königs — „von Baiern eine Treue zu beanspruchen, die bald geradezu unmöglich werden mußte." Die Prinzen Ludwig und Karl bestürmten den Vater, die günstige Offerte des Wiener Hofes rechtzeitig anzunehmen, die öffentliche Meinung verlangte immer allseitiger Anschluß an die Verbündeten, das französische Hauptquartier aber ließ alle Anfragen und Bitten einfach unbeachtet. Da gab der König in einer Conferenz im Landhaus des Ministers Montgelas zu Bogenhausen am 7. October 1813, durch die dringenden Vorstellungen Wrede's überwunden, seine Einwilligung zu einem Vertrag mit Oesterreich, der am 8. October zu Ried zum Abschluß gedieh. Baiern wurde der Fortbestand als unabhängiges Königreich und der ungetheilte Besitz aller Provinzen, in geheimen Artikeln für den Fall, daß Gebietsabtretungen nothwendig werden sollten, ausreichende Entschädigung zugesichert. Bei einer Zusammenkunft mit dem Gesandten Mercy in Mainz machte Napoleon dem heftigsten Unwillen über den „Verrath" des Königs von Baiern Luft. „Der König wird mich nächstes Jahr wiedersehen und soll sich daran erinnern; es war ein kleiner Fürst, den ich groß gemacht, es ist ein großer Fürst, den ich klein machen werde!" Jedoch nicht Napoleon fand Gelegenheit nach Deutschland zu kommen, sondern die bairischen Truppen zogen an der Seite ihrer natürlichen Bundesgenossen in der französischen Hauptstadt ein. Durch den Pariser Vertrag vom 3. Juni 1814 gelangte gegen Abtretung von Tirol und Vorarlberg das Großherzogthum Würzburg abermals in Besitz Baierns. Den Fürstencongreß in Wien besuchte auch M. J. mit seinen beiden Söhnen. La Garde überliefert in seinen Denkwürdigkeiten anziehende Züge aus dem Verkehr des Monarchen in den Wiener Volkskreisen. In den Conferenzen verhielt sich Baiern gegenüber den Bemühungen um festere Vereinigung der deutschen Stämme am feindseligsten, ja noch während des Congresses wurde von Baiern und Württemberg insgeheim mit Frankreich verhandelt, und nur die Warnung der gleichgesinnten und befreundeten Kronprinzen beider Staaten unterdrückte das Wiederaufleben rheinbündischer Gelüste. Namentlich von Seite Baierns wurde aber daran festgehalten, daß den Fürsten volle Souveränetät bleiben müsse und deshalb nur ein lockeres Band die deutschen Staaten umziehen dürfe. Nicht als Gesetz, sondern nur als völkerrechtlicher Vertrag wurde die Wiener Bundesakte in Baiern verkündigt. Andrerseits konnten trotz der Bemühungen des Wiener Cabinets nicht alle Zugeständnisse des Rieder Vertrags durchgesetzt werden. Baiern erhielt zwar für Abtretung des Inn- und Hausruckviertels an Oesterreich einen Theil der alten Pfalz zurück, allein auf die durch jenen Vertrag in Aussicht gestellte Contiguität des bairischen Gebiets mußte vorerst verzichtet werden; nach Erlöschen der männlichen Linie des badischen Hauses, tröstete Metternich, werde sich an Einlösung jenes Versprechens denken lassen. In der inneren Politik Baierns schien ein wichtiger Umschwung bevorzustehen; gerade in Baiern, das bisher nach rein absolutistischen Principien verwaltet worden war, gewann es den Anschein, als sollte dem immer lauter hervortretenden Verlangen nach Mitwirkung des Volks an der Regierung Beachtung geschenkt werden. Schon 1814 war eine Commission damit betraut worden, die Constitution von 1808, deren wichtigste Bestimmungen gar nie ins Leben getreten waren, den veränderten Bedürfnissen entsprechend umzuarbeiten. Es kam jedoch nur ein an veralteten Begriffen festhaltender Entwurf zu Stande. M. J., auch hierin der Ansicht des Thronfolgers nachgebend, verwarf denselben und ordnete neue Vorbereitungen an. Offenbar leitete dabei die Absicht, Beschlüssen des Wiener Congresses bezüglich der Constitutionen zuvorzukommen und

eine ungelegene Einmischung in die inneren Landesangelegenheiten abzuwehren. Als sich jedoch herausstellte, daß die Constitutionsidee weder in Wien, noch in Berlin Gönner finden werde, blieb es vorerst auch in Baiern bei dem Projecte; nicht M. J., wol aber Montgelas erblickte in solcher Mündigerklärung des Volkes eine Gefährdung des Thrones. Solange der genannte Minister am Ruder stand, wurde auch im Verkehr mit Rom auf Wahrung der Kronrechte vorsichtig Bedacht genommen. Die Curie hatte schon 1802 den Kampf gegen die kirchenpolitischen Neuerungen in Baiern aufgenommen, ohne jedoch die Bestrebungen der Regierung zum Stillstand bringen zu können; mit dem Religionsedict von 1809 war das bairische Staatskirchenrecht in der Hauptsache zum Abschluß gebracht. Dagegen wünschte M. J. dringend, zur Regelung der Rechte der katholischen Kirche in Baiern einen friedlichen Vergleich mit dem heiligen Vater abzuschließen; mehrere Concordatsentwürfe wurden ausgearbeitet, die Verhandlungen mit Rom wenigstens niemals gänzlich abgebrochen. Allein erst als Montgelas aus der leitenden Stellung ausgeschieden war, gewann die Curie im diplomatischen Kampfspiel die Oberhand. Ein Handbillet des Königs vom 2. Februar 1817 zeigte plötzlich dem Nichts ahnenden Minister an, daß er „auf sein wiederholtes und dringendes Ansuchen" entlassen sei. Der Sturz des mächtigen Staatsmannes war das Werk des Kronprinzen Ludwig und des Marschalls Wrede, die in der heimlichen Bundesgenossenschaft Baierns mit Frankreich eine Schmach für den Staat und im Verhalten des Ministers gegen Rom eine Gefahr für die Religion erblickten. Auch am Wiener Hofe, den M. J. nach Vermählung seiner Tochter Karoline Auguste mit Kaiser Franz besuchte, wurde er bestürmt, mit dem rheinbündischen und rationalistischen System, das durch Minister Montgelas repräsentirt werde, zu brechen. Ein Brief des Kronprinzen an den König, worin Klage geführt war, daß sich gewisse Diener des Königs zwischen Vater und Sohn zu drängen suchten, gab den Ausschlag. M. J. war sich darüber nicht im Unklaren, daß er durch sein Vorgehen gegen einen Staatsmann, der so klug und energisch für Vergrößerung und Selbständigkeit des Staates Baiern gewirkt hatte, undankbar handle; es gelang jedoch, seine Bedenken durch die Vorstellung zu beschwichtigen, daß der verdiente Beamte Rang und Gehalt ungeschmälert behalte, und der in der Presse ertönende Jubel über den Sturz des hartnäckigsten Gegners der Verfassungsfreunde beruhigte den Monarchen vollends. Die höchste vollziehende Gewalt wurde nun fünf Fachministern übertragen, die höchste berathende Stelle sollte ein Staatsrath bilden, an dessen Sitzungen auch König und Kronprinz häufig Theil nahmen. Bald traten wichtige Folgen des Systemwechsels zu Tage. Am 5. Juni 1817 wurde vom bairischen Bevollmächtigten, Bischof Häffelin, zu Rom ein Concordat unterzeichnet, das der römischen Kirche alle „nach Gottes Ordnung und den canonischen Vorschriften" gebührenden Rechte zusicherte. Da folgerichtig dadurch die Gleichberechtigung der christlichen Confessionen einfach aufgehoben gewesen wäre, verweigerte M. J. seine Zustimmung. Er unterzeichnete jedoch einen neuen Vertrag vom 24. October 1817, obwol das Concordat auch in dieser Fassung eine Verleugnung mancher bisher festgehaltener kirchenpolitischer Grundsätze bedeutete. Die bairischen Protestanten befürchteten deßhalb Schmälerung der Rechte, die ihnen von Seite des bairischen Staates vertragsmäßig zugesichert waren; M. J. selbst glaubte sich überlistet und forderte seine Minister nachdrücklich auf, zur Beschwichtigung der Protestanten geeignete Vorkehrungen zu treffen. Eine officielle Interpretation des Concordats wurde in Aussicht genommen, und die bequemste Handhabe bot die Einlösung des Versprechens einer Verfassung. Das Concordat sollte zugleich mit einem constitutionellen Edict, welchem im Wesentlichen das Religionsedict von 1809 zu Grunde läge, publicirt werden. Auch andere Motive ließen raschen Abschluß des Verfassungswerkes wünschens=

werth erscheinen; es galt, Baden in der Gunst der öffentlichen Meinung zu überflügeln, und auch der Zerrüttung der Staatsfinanzen war nach des Kronprinzen freimüthiger Erklärung nur noch durch Berufung von Ständen und einmüthiges Zusammenwirken von Volk und Regierung abzuhelfen. Am 26. Mai 1818 wurde die Verfassung proclamirt; Tags darauf legten der König, der Thronfolger und die Kronbeamten den Eid auf das neue Grundgesetz ab. Als jedoch im Januar 1819 zum ersten Mal die Kammern einberufen wurden, weigerten sich einige Geistliche, den Verfassungseid zu leisten oder wollten sich doch nur mit weitreichenden Vorbehalten zu Gunsten des Concordats dazu verstehen. Darüber erhob sich aufs Neue Streit mit der Curie und erst eine zu Tegernsee am 15. September 1821 erlassene Erklärung des Königs, daß sich der Constitutionseid lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse beziehe und die Katholiken dadurch zu Nichts verpflichtet seien, was den katholischen Kirchensatzungen zuwiderlaufe, stellte vorläufig Ruhe her. Auch die leitenden Staatsmänner der deutschen Großmächte ließen es an Versuchen nicht fehlen, die constitutionelle Entwicklung Baierns zu hemmen. Der stürmische Verlauf des ersten Landtags von 1819 ließ die Warnungen der Gentz und Metternich gerechtfertigt erscheinen. Die Oppositionspartei der zweiten Kammer erregte insbesondere durch die Forderungen der Beeidigung des Heeres auf die Verfassung und der Rechenschaftsablage über die Finanzverwaltung vor Gewährung der Verfassung den Unwillen des Königs. Wenig fehlte, so hätte sich M. J. den Vorstellungen Metternich's gefügt, nur der Kronprinz, der dem österreichischen Minister den Mißerfolg der Pläne zur Wiedergewinnung der badischen Pfalz nicht verzeihen konnte und die Mitwirkung der Volksvertretung an Regelung der Finanzen nicht missen wollte, wendete eine Katastrophe ab. Aus der volksfreundlichen Gesinnung des Königs selbst erklärt sich, daß die auf die Karlsbader Conferenzen folgenden politischen Processe in Baiern durchaus nicht mit drakonischer Strenge geführt wurden. M. J. pflegte sich die wegen demagogischer Umtriebe Verhafteten nach der Voruntersuchung vorführen zu lassen; in den meisten Fällen wurde sodann die ganze Untersuchung niedergeschlagen und nicht selten den Angeklagten noch ein Geldgeschenk zur Heimreise zugestellt. In manchen Fällen wurde freilich die fast an Schwäche streifende Gutherzigkeit des Königs häßlich mißbraucht. Allein auch trübe Erfahrungen vermochten weder im König eine Sinnesänderung hervorzurufen, noch der treuen Anhänglichkeit des Volkes Eintrag zu thun. Ueber den patriarchalischen Verkehr des Fürsten mit Angehörigen aller Stände gingen zahllose Anekdoten von Mund zu Mund. Mit herzlicher Freude blickten Alt und Jung auf den stattlichen Greis, der, allem Prunk und aller Etiquette abhold, in einfachem, dunkelblauem Rock, grauen Beinkleidern und halbhohen ungarischen Stiefeln wie ein behäbiger Bürger in allen Theilen der Stadt lustwandelte, für jeden Gruß freundlich dankte, jeden Bekannten anredete und auch mit Unbekannten gern ein paar fröhliche Worte wechselte. Im Herbst 1825 kehrte er von Tegernsee, wo er wie gewöhnlich im Kreise seiner Familie den Sommer zugebracht hatte, nach München zurück. Am 12. October wohnte er einem ihm zu Ehren vom russischen Gesandten veranstalteten Feste bei, in der darauf folgenden Nacht verschied er.

Wolf, Kurze Lebens- und Regierungsgeschichte König Max Josephs I. (1836). — Söltl, M. J., K. v. B., sein Leben und Wirken (1837). — Lerchenfeld, Gust. v., Gesch. Baierns unter König M. J. I. (1854). — Archivalisches Material. Heigel.

Maximilian II., König von Baiern, geb. am 28. November 1811, † am 10. März 1864. Er verlebte die Jugendtage in Innsbruck, Salzburg und Würzburg, wo der Vater, Kronprinz Ludwig, abwechselnd das Amt eines Gouverneurs inne hatte. Die ersten Lehrer waren der von Sailer empfohlene

Mac Iver aus dem Schottenkloster zu Regensburg, für welchen Ludwig 1817 eine originelle, vor Allem die deutschnationalen Fürstenpflichten betonende Instruction entwarf, der nachmalige Bibliothekvorstand Lichtenthaler, Professor Erhard und Hauptmann von Hohenhausen. Im Herbst 1829 bezog der Prinz die Universität Göttingen, die sechsundzwanzig Jahre früher auch den Vater zu ihren Schülern gezählt hatte. M. oblag den Studien mit jenem gewissenhaften Fleiß, welcher ihm sein ganzes Leben lang eigen, ja der am schärfsten ausgeprägte Zug seines Wesens war; der Culturhistoriker Riehl, der viele Jahre hindurch Gelegenheit hatte, die Eigenart seines fürstlichen Gönners zu ergründen, sagt: „Er hatte nur eine Leidenschaft: zu lernen." Schon in jungen Jahren schloß er sich am liebsten an Männer der Wissenschaft an, und die Achtung vor Gelehrsamkeit ließ ihn die Schwächen der Gelehrten-Kaste großmüthig übersehen. Es war nicht blos ein Compliment, wenn er später einmal zu Bluntschli sagte: „Wäre ich nicht in einer Königswiege geboren, so wäre ich am liebsten Professor geworden." Mit besonderer Vorliebe studirte er Geschichte, welche zu Göttingen in Heeren und Dahlmann vortreffliche Vertreter hatte. In dieser Neigung wurde er von seinem Vater ermuntert. „Ich bin erfreut", schrieb derselbe, „daß du dich so fleißig mit Geschichte abgibst: sie soll des Fürsten Brevier sein." Dagegen sah König Ludwig nur mit Mißbehagen, daß auf seinen Sohn der protestantische Geist, in welchem die Göttinger Lehrer die Geschichte auffaßten, überraschend tiefen Eindruck machte. M. selbst erzählte später wiederholt, wie mächtig er durch Heeren's Vorlesung über Reformationsgeschichte ergriffen worden sei, um so mächtiger, da diese Epoche in seinem früheren Religions- und Geschichtsunterricht nur cursorisch behandelt worden war. Die protestantische Anschauung erschien ihm nunmehr so verehrungswürdig, daß er in jugendlichem Drange das Für und Wider einer Convertirung erwog. Mit Recht warnte Dahlmann vor einem entscheidenden Schritt, der für den jungen Fürsten verhängnißvoll werden konnte; mit Unrecht trug man in manchen Kreisen jene den Jüngling ehrenden Gewissenskämpfe auch noch dem reifen Mann, dem König, nach. Denn obwol ein entschiedener Gegner des curialistischen Systems, war er der katholischen Kirche treu ergeben; als Beweis möge der folgende wohlverbürgte Vorgang gelten. Als an M. die Versuchung herantrat, sich der durch den Verfassungseid übernommenen Verpflichtung zu entledigen, richtete er an den damaligen Erzbischof von München-Freising, P. Gregor Scherr, die Frage, ob sich ein Staatsstreich mit den Vorschriften des Gewissens und der Kirche vereinigen lasse. Als der Erzbischof diese Möglichkeit entschieden bestritt, opferte M. sofort der besseren Ueberzeugung des Kirchenfürsten die Wünsche des weltlichen Souveräns. (Döllinger.) Im Herbst 1830 begab sich der Prinz nach Berlin, um unter Raumer's und Ranke's Anleitung seine Studien fortzusetzen. Er wurde am preußischen Hofe ein willkommener Gast, und zwischen den beiden Kronprinzen knüpfte sich in jener Zeit ein Freundschaftsbündniß, das alle nachmaligen Verstimmungen zwischen den beiden Regierungen überdauerte. Auch dem damaligen Docenten an der Berliner Hochschule, Dr. Dönniges, schenkte M. seine Freundschaft; der lange dauernde Einfluß Dönniges' auf den König ist auf jene Berliner Tage zurückzuführen. Ebenso dem Wunsche des Vaters, wie dem Herzensdrang folgend ging M. nach Ablauf der Studienzeit nach Italien. Sein Interesse weckten insbesondere diejenigen Stätten, an welche sich historische Erinnerungen knüpften. Der Bildhauer Martin Wagner, von König Ludwig beauftragt, den Kronprinzen während des Aufenthalts in Rom zu beobachten, konnte die Belesenheit und die Wißbegierde des jugendlichen Gastes auf Villa Malta nicht genug rühmen. Dagegen berichtet er verdrießlich, daß sich der Prinz vor dem — freilich hie und da ausgelassenen — Treiben der

deutschen Künstlerkolonie scheu zurückziehe. Vielen durch Natur oder Kunst geweihten Stätten widmete M. innig empfundene Verse. Er dachte von seiner poetischen Begabung nicht gering und war auch Willens, seine Gedichte zu veröffentlichen; dennoch ließ er, als Geibel freimüthig abrieth, „der besseren Einsicht sich fügend", den Plan fallen. Denn geistig ungemein regsam, von ebenso vielseitiger, wie gründlicher Bildung, auch voll warmer, zuweilen sogar leidenschaftlicher Empfindung, neigte er sich doch gerne fremdem Rath. Eine liebenswürdige, man kann sagen, vornehme Bescheidenheit, der Widerwille gegen alle Ostentation waren ihm angeboren. Zwar fehlte ihm die urwüchsige, schöpferische Kraft des Vaters, aber sein rastloser Fleiß und seine Gewissenhaftigkeit in Allem ersetzten ihm die Genialität. Jedenfalls darf er ein großer Charakter genannt werden, denn wahrhafte Größe quoll „aus dem späteren pflichttreuen Kampf mit sich selbst, aus der Selbstbezwingung, die ihn zur Leidenschaft des Lernens führte und die sich eben so gut in den traulich ernsten Unterhaltungen mit seinen Poeten und Gelehrten aussprach, wie in dem späteren Umschwung seiner Regierungspolitik" (Riehl). Von den Münchener Gelehrten gewann vor Allen Schelling durch Form und Inhalt seiner Lehre die Achtung, die Zuneigung des Prinzen. M. empfand schmerzlich den Zwiespalt zwischen exacter und philosophischer Weltanschauung; er erachtete die Freiheit und Unabhängigkeit der Forschung als nothwendig, aber die Skepsis, die das Christenthum nur zu einer auf einem kleinen Stern sich abspielenden Episode herabwürdigen will, berührte ihn peinlich. Nun glaubte er hocherfreut im Schelling'schen System eine Vermittlung im Streit zwischen der Philosophie und den Naturwissenschaften gefunden zu haben. Er bewunderte den glänzenden Geist, den hohen sittlichen Ernst, die stolze Zuversicht des Philosophen und empfand es wie persönliche Beleidigung, wenn über ihn im anderen Lager unglimpflich geurtheilt wurde. So lange Schelling in München lebte, stand M. mit ihm in innigstem persönlichem Verkehr, und nach Uebersiedlung des Philosophen nach Berlin vermittelte ein vertraulicher Briefwechsel den geistigen Verkehr zwischen Lehrer und Schüler. Schelling's Anregung vor Allem weckte in M. den Plan, dereinst an seinem Hofe eine Heimstätte der Wissenschaft zu gründen. Liebe flößte ihm die Wissenschaft, Achtung die Kunst ein, und er huldigte auf beiden Gebieten Grundsätzen, die zur Uebung des Vaters in diametralem Gegensatz standen. In seinen Jugendjahren bevorzugte er vor allen anderen Stilen den sogenannten gothischen. Zum Verdruß des Vaters bestand er auf dem Wunsche, daß der zum Aufenthalt für den jeweiligen Kronprinzen bestimmte Wittelsbacher-Palast in gothischem Stil gebaut werde. „Im Spitzbogenstil ist der Palast," schrieb König Ludwig an Martin Wagner, „der aber weder des Baumeisters, des verstorbenen Gärtner, Wahl, noch meine war, sondern nach dem Wunsche meines ältesten Sohnes, für den ich ihn bestimmte, im Aeußern und Innern angeordnet und durchgeführt wurde; für Kirchen finde ich ihn geeignet, nicht für uns". In altdeutschem Geschmack ließ auch der Prinz die 1832 angekaufte Burg Hohenschwangau wiederherstellen. In anmuthigem, von hoch aufragenden Bergen umschlossenen und durch blitzende Seen belebtem Thal unmittelbar an der bairisch-tirolischen Grenze erhob sich die an geschichtlichen Erinnerungen so reiche Burg wieder aus den Trümmern. Bei Ausschmückung der inneren Räume mit Darstellungen aus der Geschichte der ruhmvollen Geschlechter, zu deren Besitz einst Schwangau gehört hatte, der Welfen, Staufer, Schyren und Schwangauer, gab der Prinz selbst für Alles und Jedes genaue Anordnung, so daß die ganze Schöpfung so recht als Ausdruck des Geschmacks und der Sinnesweise des fürstlichen Bauherrn gelten kann. Im friedlich stillen Bergasyl verlebte M. alljährlich die Sommermonate. Er war empfänglich für die Reize der Natur und nur deshalb auch ein Freund

des Waidwerks, brachte es ihn doch in unmittelbare Berührung mit der Alpenwelt, die er scherzweise sein „Brückenau und Karlsbad“ nannte. Im Schwanenrittersaal oder auf der „Pindarhöhe“ am Alpsee versammelte sich nicht selten ein erlesener Kreis. Thiersch recitirte griechische Verse; der „Fragmentist“ gab Reiseerinnerungen zum Besten, Ranke brachte in geistsprühendem Vortrag weltgeschichtliche Episoden zur Anschauung. „Er ist ein Edelmann im wahren Sinne des Wortes,“ urtheilt Fallmerayer, den Niemand byzantinischer Schönfärberei bezichtigen wird, über den Kronprinzen, „ein seltener Seelenadel durchdringt all sein Thun und Handeln, und er besitzt Eigenschaften, die ihn ganz zum Regenten befähigen, hohe Gewissenhaftigkeit, unwandelbaren Rechtssinn, unvergleichliches Wohlwollen für alle Menschen und vollkommene Sittenreinheit.“ Im Allgemeinen hielt sich der Prinz von Staatsgeschäften fern. Als Freund der Wissenschaft konnte er mit dem kirchlich-politischen System, das seit Abel's Berufung ins Ministerium zur Herrschaft gekommen war, unmöglich einverstanden sein. Es gereichte der protestantischen Bevölkerung Baierns zum Trost, daß sich Kronprinz M. gerade in jenen Tagen, da von allen Seiten Klagen über Beeinträchtigung der protestantischen Kirche laut wurden, mit einer Prinzessin aus dem preußischen Königshause vermählte. Im Sommer 1841 traf er auf einer Reise nach Norddeutschland zum erstenmal mit Marie, der Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm Karl von Preußen, in Darmstadt zusammen. Am 23. Februar 1842 verlobte er sich mit der Prinzessin; am 5. October fand zu Berlin die Procura-Vermählung statt, wobei Prinz Wilhelm von Preußen, der jetzige deutsche Kaiser, Stellvertreter des Bräutigams war, am 12. October die Trauung nach katholischem Ritus in der Allerheiligen-Kirche zu München. An die Hochzeit reihten sich die Eröffnung der Walhalla und die Grundsteinlegung zur Befreiungshalle, Feste von edelster nationaler Bedeutung, welchen König und Kronprinz beiwohnten. In der Burg zu Hohenschwangau verlebte fortan das neuvermählte Paar glückliche Tage, aber die noch heute im Nachlaß vorhandenen, überaus zahlreichen Excerpte, Frag- und Antwortbogen, Pläne zu Unternehmungen für Wissenschaft und Kunst u. s. w. beweisen, daß der Fürst seine Lehrzeit noch keineswegs als abgeschlossen betrachtete. Schon damals ließ er durch Baurath Metzger den Plan zu einem „Athenäum“, einem Institut zur Heranbildung der fähigsten jungen Baiern, ausarbeiten; die Meinung Bluntschli's, daß die erste Anregung von ihm ausgegangen sei, beruht auf Irrthum. Von den übrigen weitsehenden Plänen des Prinzen sei nur derjenige einer Colonisation ausgedehnter Landstriche in der Türkei durch Deutsche hervorgehoben; der Prinz erbat sich dazu 1845 thatkräftigen Beistand des Königs von Preußen, aber dieser rieth ab, da die Colonisten in mahomedanischen Landen leicht dem Christenthum entfremdet werden könnten. Daß M. den Gang der Ereignisse in Baiern mit wachsamem Auge verfolgte, bewies er in den Tagen der Krisis, die aus der hochgehenden confessionellen Bewegung erwuchs. Als im Staatsrath, sowie in der ersten Kammer der Kampf gegen das herrschende System entbrannte, trat M. offen als Gegner Abel's auf und stimmte für die auf Schwächung des clerikalen Einflusses zielenden Anträge des Fürsten Karl Wrede. Friedrich Wilhelm fühlte sich gedrungen, für diesen Freimuth mit warmen Worten zu danken. „Jetzt weiß Bayern, ja Teutschland, was es von Dir zu erwarten hat!“ Auch der Historiker Schlosser schrieb in ähnlichem Sinne an den Prinzen, und M. antwortete: „Was an meiner schwachen Kraft liegt, das will ich, so lange ich lebe, daran setzen, um an Deutschlands verdunkeltem Horizont den rettenden Stern entdecken zu helfen.“ Rascher, als man damals vermuthen konnte, bot sich dem Prinzen Gelegenheit zum Beweise, daß er nicht bloß mit „verjährter Zeiten Bedeutsamkeit“, sondern auch den „Wünschen des Tages“ vertraut sei. Die

Märzstürme des Jahres 1848 riesen ihn auf den Thron. Am 20. März 1848 legte Ludwig I. die Krone nieder; er fühlte, daß es ihm unmöglich sein werde, sich mit einem Constitutionalismus, wie ihn die neue Zeit forderte, abzufinden. Der Thronfolger theilte principiell den Standpunkt des Vaters, konnte sich aber nicht verhehlen, daß gegen die mächtige politische Bewegung, welche Fürsten und Völker neuen Geschicken entgegentrieb, Widerstand unmöglich, daß, um das Aeußerste abzuwehren, eine Reform in volksfreundlichem Sinne unerläßlich sei. Wenn sich also der neue König bei Eröffnung des Landtags für liberale Grundsätze aussprach, so war es nicht so fast eine Kundgebung der eigenen Ueberzeugung, wie ein Versuch, die widerstreitende Ueberzeugung zu bezwingen und in die Bahnen der neuen Zeit einzulenken. Die Volkswünsche waren hauptsächlich auf Ausbildung des constitutionellen Systems im eigenen Lande und Mitwirkung der Regierung bei Schöpfung einer deutschen Reichsverfassung gerichtet. Beides wurde von dem am 25. März 1848 berufenen Ministerium Thon-Dittmer in Aussicht gestellt. Preßfreiheit, Ministerverantwortlichkeit, Schwurgerichte, Reform des Wahlgesetzes, Beeidigung der Armee auf die Verfassung wurden zugestanden. Das neue Wahlgesetz vom 4. Juni hob die Vertretung der grundherrlichen Gerichtsbarkeit und den Unterschied zwischen Stadt und Land, also die alte ständische Zusammensetzung auf; wichtige Befugnisse wurden den Kammern eingeräumt, die Gesetzgebungsausschüsse, welche für die weitere Entwickelung der Gesetzgebung unter M. so große Bedeutung gewinnen sollten, ins Leben gerufen u. s. w. „Ich bin stolz, mich einen constitutionellen König nennen zu können." „Mein Wahlspruch soll sein: Freiheit und Gesetzmäßigkeit!" Weiter reichende Zugeständnisse sollten aber nicht mehr gemacht werden. In einer vertraulichen Unterredung, welche der König (6. Juli) dem Schweizer Bluntschli gewährte, bezeichnete er seine Politik ausdrücklich als „conservativ-liberal"; er habe bewilligt, was mit Recht gefordert wurde, wolle aber gegen unbillige Forderungen energisch einschreiten. Mehr Schwierigkeiten als die innere Reformthätigkeit bot die deutsche Frage. Allen war es klar, daß eine stärkere Centralgewalt von Nöthen, um endlich auch dem Deutschen ein Vaterland zu geben, doch fehlte es ebenso an Kenntniß der einzuschlagenden Wege, wie an Opferwilligkeit. Die Ehre des deutschen Namens war auch für M. eine Herzenssorge; es erwies sich als leerer Klatsch, wenn man den König zeitweise undeutscher Rheinbundgelüste bezichtigte. Allein er hielt eine Mitwirkung an der Umwandlung Deutschlands in einen kaiserlichen Einheitsstaat für unvereinbar mit Rechten und Pflichten seines Königthums. Wenn er insbesondere einer Hegemonie Preußens sich zu erwehren trachtete, so geschah es in vollster Uebereinstimmung mit dem Volkswillen, denn es galt in ganz Süddeutschland als etwas Ausgemachtes, daß der Schwerpunkt der Wehrkraft, wie der Volkswirthschaft Deutschlands im Süden, nicht im Norden liege. In Zusammenhang mit solcher Auffassung stand die „Triasidee" des Königs, der Plan, neben den beiden großen Mächten Deutschlands einen Bund der Mittel- und Kleinstaaten unter Führung Baierns aufzurichten und die Centralgewalt einem dreigliedrigen Directorium zu übertragen. Mit Recht freilich wies schon damals Prinz Wilhelm von Preußen, den M. für solchen Vorschlag gewinnen wollte, darauf hin, daß dadurch nicht bloß die nöthige Raschheit von Entschließung und Ausführung in Frage gestellt, sondern auch die Besorgniß ganz und gar nicht gehoben werde, daß im Streitfall doch wieder nur der Wille des mächtigsten der Mitglieder entscheide. Den auf eine deutsche Volksvertretung gerichteten Bestrebungen trat die baierische Regierung nicht feindselig entgegen, ja sie erließ zuerst unter den Bundesstaaten die Aufforderung zu Wahlen für das Frankfurter Parlament. Als durch Reichsgesetz vom 28. Juni einem Reichsverweser die oberste Executivgewalt zuerkannt und die Wahl auf Erzherzog Jo-

hann gefallen war, richtete M. an diesen ein Glückwunschschreiben und stellte ihm die baierischen Truppen zur Verfügung. Bald trat jedoch zu Tage, daß die vom Parlament betonte Souveränetät des deutschen Volkes mit den Lebensbedingungen der Fürstengewalt nicht vereinbar sei, und nun betheiligte sich auch M. an jenen Maßnahmen der Fürsten, welche den Sturz der soeben aufgerichteten Centralgewalt zur Folge haben mußten. Noch Anfangs September war M. mit der von Friedrich Wilhelm geplanten Gründung eines Fürsten- oder Königs-Collegiums, „welches mit der Centralgewalt die höchste Souveränetät von Teutschland darstelle“, einverstanden und entwarf selbst den Plan eines „deutschen Staatenhauses“, welchen Friedrich Wilhelm als „Meisterstück“ begrüßte. Schon im nächsten Monat aber forderte der König von Preußen auf, „gegen die Usurpation der jetzigen und künftigen Centralgewalt und gegen die jetzige und künftige Nationalvertretung, gegen Haupt und Reichstag Front zu machen,“ und M. pflichtete dieser Anschauung bei. Am 1. December 1848 schied Thon-Dittmer aus dem Cabinet, weil er in wichtigen Fragen nicht mehr der Zustimmung des Monarchen sicher war. Bald darauf wurden die Wahlen zum erstenmal nach der neuen Wahlordnung vollzogen. Die Liberalen, welche sich von weiterer Ausdehnung des Wahlrechts große Vortheile versprochen hatten, sahen sich getäuscht, denn wenigstens in den altbaierischen Provinzen gewann das conservativ-ultramontane Element glänzenden Sieg. Die Thronrede vom 22. Januar 1849 war farblos; der Nationalversammlung und der Grundrechte des deutschen Volkes wurde gar nicht gedacht. Schon in den nächsten Tagen entspannen sich leidenschaftliche Kämpfe im Landtag. Das Ministerium, dessen schwankende Haltung keine Partei befriedigte, wurde entlassen, an die Spitze des neuen Cabinets, das jede Unterwerfung unter Beschlüsse der Reichsgewalt von vornherein verwarf, trat der bisherige Ministerpräsident des Königreichs Sachsen, von der Pfordten. Der König schätzte die Geschäftsgewandtheit und den Scharfblick dieses Mannes ungemein hoch, aber der Staat zog aus dessen Diplomatenkünsten nicht die erhofften Vortheile. Das baierische Cabinet wirkte fortan offen gegen das Frankfurter Parlament, insgeheim gegen Preußen in Wien, gegen Oesterreich in Berlin, und nebenher in London und Paris. Auch M. selbst schrieb im März 1849 an den König von Sachsen, es sei an der Zeit, sowol der ohnehin nicht mehr lebensfähigen Frankfurter Versammlung durch einen Collectivschritt der deutschen Fürsten ein Ende zu machen, als auch gegen ein „Klein-Deutschland“ entschieden Front zu machen; Friedrich August mahnte aber, vorerst Alles zu unterlassen, was Preußen verletzen und der Demokratie in die Arme treiben könnte. Als am 28. März zu Frankfurt die Uebertragung der erblichen Kaiserwürde an den König von Preußen beschlossen wurde, richtete M. unmittelbar an Friedrich Wilhelm ein Schreiben, worin der Hoffnung Ausdruck gegeben war, Preußen werde die von der Demokratie gebotene Hand nicht annehmen: Friedrich Wilhelm gab die beruhigende Versicherung, die „inqualificable Frankfurter Deputation“ werde so empfangen werden, daß die deutschen Fürsten wol endlich ihr Mißtrauen ablegen könnten. Um so mehr sei es jetzt Pflicht der legitimen Regierungen, dem Monarchen des stärksten rein deutschen Staates als Commissär der rechtmäßigen Obrigkeiten eine provisorische Centralgewalt zu übertragen, damit nicht länger Erzherzog Johann als Commissär der Revolution eine unberechtigte Gewalt ausübe. Hiermit erklärte sich M. einverstanden, allein die Unterhandlungen nahmen rasch ein Ende, da es in Baden und in der bairischen Pfalz zu offenem Aufruhr kam. Damit war zu strengem Vorgehen gegen die bisher tonangebenden Politiker die Handhabe geboten. Der bairische Landtag wurde, als sich Stimmen gegen das particularistische Ministerium von der Pfordten erhoben, am 10. Juni aufgelöst;

mit den politischen Processen, welche nach rascher Dämpfung der Unruhen in der Pfalz und in Franken nicht nur gegen die Theilnehmer, sondern auch gegen wirkliche und angebliche „Urheber“ des Aufstandes eingeleitet wurden, begann der Rückschlag auf die stürmische Bewegung des abgelaufenen Jahres. M. war nicht minder streng gegen Staatsverbrecher, als sein Vater, denn er sah darin eine politische Nothwendigkeit. „Wenn auch durch äußerste Strenge“, signirte er auf ein Begnadigungsgesuch, „sind Ordnung und Ruhe vor Allem herzustellen; Milde kann nicht gegen Einen obwalten, wo es sich um Pflichten gegen Viele handelt.“ Der im September 1849 eingerufene Landtag bot eine völlig veränderte Physiognomie; eine starke Mehrheit ging in allen Fragen Hand in Hand mit dem Ministerium. Die Thronrede selbst berührte zwar „das Bedürfniß nach einer neuen Gesammtverfassung Deutschlands“, aber diese Frage sollte eine interne Angelegenheit der Höfe bleiben. In Uebereinstimmung mit den Wünschen des Königs arbeitete von der Pfordten an einer Coalition der Mittelstaaten. Als aber die sogenannte Münchener Punctation vom 27. Februar 1850, wonach die Centralgewalt einem aus sieben Mitgliedern bestehenden Directorium übertragen werden sollte, nicht die Billigung der preußischen Regierung fand, schloß sich Baiern enger an Oesterreich an, ja, man konnte häufig den Vorwurf hören, der bairische Minister sei österreichischer gesinnt als die österreichischen. M. selbst kam im October 1850 mit Kaiser Franz Josef zusammen. Bald darauf rückten bairische und österreichische Truppen in Kurhessen ein, um das Ministerium Hassenpflug im Kampfe gegen die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes zu unterstützen; es folgte die für die trüben Zustände Deutschlands so charakteristische „Schlacht von Bronzell“. Es war gewiß eine merkwürdige Erscheinung, daß König M. vorwiegend norddeutsche Gelehrte und Poeten, welche an den deutschen Beruf Preußens glaubten und Toleranz und Geistesfreiheit forderten, um sich versammelte und, wie Bluntschli erzählt, mit der Idee eines Bundes der Aufgeklärten sich trug, gleichzeitig aber der österreichischen Regierung sich aufs Engste anschloß und dem „bewährten“ Metternich'schen Stabilitätssystem zu Liebe die ultramontanen Mächte im eigenen Lande gewähren ließ. Riehl glaubt für den auffälligen Dualismus, der auch in zwei Personen, Dönniges und Pfordten, verkörpert war, in den Regierungsgrundsätzen des Königs die Erklärung zu finden. „Er faßte sich gleichsam als eine doppelte Person und gestattete seiner einen Hälfte mehr Initiative des Handelns als der anderen. In jener Culturpolitik, die er unabhängig von Ministern und Kammern, lediglich kraft seiner persönlichen Autorität und seiner privaten Geldmittel verfolgen konnte, gab er ganz sich selbst und ging entschieden vor nach der Eingabe seiner eigensten Ueberzeugung; bei Staatshandlungen hingegen, wo die Kompetenz verschiedener Gewalten in Frage kam — wie eben auch angesichts der Kirche — oder wo es einen Act der Gesetzgebung galt oder die Uebung eines Hoheitsrechtes im engeren Wortsinne, glaubte er als constitutioneller Fürst vielmehr die verantwortlichen Minister gewähren lassen zu müssen, in welchen er keineswegs immer sich selber wiederfand; nicht Unentschlossenheit, sondern Gewissenhaftigkeit brachte ihn zu dieser Maxime, die er selbst gewiß oft nur mit schwerem Kampfe durchführte.“ Aus Bluntschli's Aufzeichnungen erfährt man, daß die Lieblinge des Königs nicht selten scharfe Angriffe gegen die reactionäre Politik des Ministeriums richteten, allein der Monarch betonte, um der Erhaltung willen müsse man lieber auf die Verbesserung verzichten, und verwies gegenüber der modernen Auffassung des Constitutionalismus auf die religiöse Begründung der Staatsidee, die ihn Schelling gelehrt hatte. Uebrigens trat Baiern, obwol namentlich seit Eintritt des Grafen Reigersberg ins Ministerium übertriebene Bevormundung und kleinliche Plackereien zu gerechten Klagen

Anlaß boten, auch in dieser Periode aus der Bahn einer vorwärts schreitenden Entwickelung nicht ganz heraus. Am Princip der Gleichberechtigung aller Confessionen hielt M. unerschütterlich fest. Er glaubte, daß gerade Baiern, wo die örtliche Mischung der Bekenntnisse am auffälligsten hervortrete, ein Beispiel geben müsse, wie vollständige Gleichheit der Rechte beider Theile zu wahren sei, und am Grabe des Königs konnte als dessen eigenstes Verdienst gerühmt werden, daß sich Baiern eines ungetrübten religiösen Friedens erfreue. Auch die Verfassung durfte nicht angetastet werden. Zwar trat einmal, wie schon erwähnt wurde, an den König die Versuchung eines Staatsstreiches heran; Bluntschli erzählt von einem Gutachten, wonach der König mit Rücksicht auf die anwachsende revolutionäre Bewegung des Eides auf die Verfassung entbunden sei, aber gerade der Glaube an die göttliche Mission des Königthums hielt ihn von jeglicher Octroirung und gewaltsamen Unterbrechung des Verfassungsrechts zurück. Die Zeit der Reaction in den Fünfziger Jahren war zugleich eine Zeit der Vorarbeit, der wissenschaftlichen, künstlerischen, ökonomischen und socialen Reform. Die Rechtspflege wurde in einheitlichem und humanem Sinn verbessert, die Verwaltung vereinfacht, auf rationelle Landwirthschaft durch praktische Gesetze glücklich eingewirkt. Die eigentliche Bedeutung der Regierung Maximilian's II. liegt aber in seinem Einfluß auf die geistige Entwickelung des Volkes. Wie er selbst unermüdlich sein Denken und Wissen zu erweitern, sein Empfinden zu veredeln trachtete, war ihm auch die Aufklärung seines Volkes eine Herzenssorge. Er rief aus allen deutschen Gauen Dichter und Gelehrte zu sich, aber sein Hof sollte nur den Boden gewähren, die Frucht wollte er mit der Nation theilen. „Er wollte", sagt Döllinger, „der nachwachsenden Generation eine Schule eröffnen, welche dann später aus den eigenen einheimischen Kräften sich erhalten und ergänzen könnte, er wollte zugleich jene geistigen Kräfte wecken und beleben, an welchen der bairische Volksstamm keineswegs arm ist, welche aber freilich nur allzu oft schlummern oder unentfaltet und ungebraucht allmälig verkümmern." Diese Absicht des Königs wurde aber in weiten Kreisen des Volkes verkannt. Auch nicht die strengsten Regierungsmaßregeln riefen so tiefgreifende Mißstimmung hervor, wie die Berufung zahlreicher, meist protestantischer „Ausländer" an den Hof und die Münchner Universität. Die einheimischen Lehrer fühlten sich zurückgesetzt, auch wurden im Großen und Ganzen die „norddeutschen Einflüsse" auf den König weit überschätzt. Heute ist man sich längst darüber klar, welchen Gewinn die Ansiedlung von wirklichen Meistern der Wissenschaft und Kunst für Stadt und Land gebracht hat, und die Kluft zwischen den Eingebornen und der „Fremdencolonie" ist längst überbrückt. Damals aber wurde das Hereinziehen eines neuen Culturelements auch von manchem Wohlwollenden als „Gefahr", das allzu selbstbewußte Auftreten des Einen und Andern als unerträgliche Demüthigung empfunden. Auch über die sogenannten „Symposien", Gesellschaftsabende in einem Rococozimmer der Residenz, zu denen der königliche Freund edler geistiger Genüsse allwöchentlich an Dichter und Gelehrte Einladung ergehen ließ, herrschten irrige Vorstellungen. Anfangs war es ein Dichterkreis. Geibel, Heyse, Schack, Bodenstedt, von den Einheimischen Kobell und Graf Pocci waren die ständigen Gäste. Mit Liebig kam ein lehrhaftes Element hinzu, dasselbe gewann mehr und mehr das Uebergewicht, und schließlich war es eine gelehrte Tafelrunde, die sich um den König sammelte. Sybel, Riehl, Thiersch, Carriere, Siebold, Bischoff, Gietl, Schafhäutl, Dollmann, Löher, Pettenkofer, Hermann u. A., einige Cavaliere des königlichen Dienstes, Spruner und von der Tann, auch Kaulbach, Piloty und Klenze gehörten ihr an. Sowol in Vorträgen, als in zwanglosem Gespräch wurden Fragen aus den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft erörtert, Jeder genoß das Recht freier Meinungs-

äußerung, und Jeder fand beim König unermüdliche Aufmerksamkeit und unparteiisches Urtheil. Ueber wissenschaftliche Fragen, welche ihn besonders anregten, pflegte er auch schriftliche Gutachten, „die Quintessenz", zu verlangen. In seinem Nachlaß befinden sich Tausende von solchen Gutachten, Bücherauszügen, Recensionen u. s. w. Auch auf Reisen pflegte der König ein paar Genossen seiner Tafelrunde um sich zu haben; von einer solchen „Königsreise", einer reizvollen Wanderung im Sommer 1858, die sich auf das ganze bairische Alpenland von Lindau bis Berchtesgaden erstreckte, hat Bodenstedt ein liebenswürdiges Bild entworfen. Im anregenden Verkehr mit seinen Gästen gewann der König mehr und mehr die Ueberzeugung, daß Baiern, das seit dem westfälischen Frieden unverhältnißmäßig geringen Antheil am geistigen Aufschwung der deutschen Nation genommen hatte, eine Ehrenschuld einzulösen habe. Durch Förderung der Wissenschaften hoffte er dem geistigen Leben im eigenen Lande rascheren Puls und neue Impulse zu geben. Wie kein anderer Fürst hatte er für diese Zwecke freigebige Hand und weiten Blick. Zahlreiche, zum Theil großartige wissenschaftliche Unternehmungen wurden „mit persönlicher Liebe und mit persönlichen Opfern" ins Leben gerufen. Es sei hier nur an zwei der Akademie der Wissenschaften eingefügte Commissionen, wenn ihre Gründung auch erst in die späteren Regierungsjahre des Monarchen fällt, erinnert, die naturwissenschaftlich-technische, die dafür sorgen sollte, daß auch auf dem weiten Gebiete der Technik methodische Forschung und Kritik Platz greife, und die historische, die ein Mittelpunkt für die deutsche Geschichtsforschung werden sollte. „Die Geschichte", sagt Doellinger, „war der Geistesrichtung des Königs am meisten verwandt." Das irenische Element der Geschichte war's, was ihm diese Wissenschaft vor allen theuer machte. Ranke nach München zu ziehn, war sein herzlichster Wunsch. Friedrich Wilhelm, dem königlichen Freunde nachempfindend, gelobte „Passivität", und so erging denn im März 1853 an den großen Historiker die Einladung. Nun nahm zwar Ranke den Ruf nicht selber an, bewirkte aber, daß sein bedeutendster Schüler, Sybel, 1856 an die Münchner Universität berufen wurde. Auch war Ranke allzeit dem König bei seinen wissenschaftlichen Unternehmungen mit Rath und That behilflich. Auf Ranke's Anregung kam die Stiftung einer Akademie, in welcher die maßgebenden Vertreter historischer Studien von ganz Deutschland zusammenwirken sollten, zu Stande. Die seither von der „Historischen Commission" herausgegebenen Werke — auch die Allgemeine Deutsche Biographie darf den wichtigsten Unternehmungen beigezählt werden — liefern den Beweis, daß diese Schöpfung des bairischen Königs in der That dem deutschen Nationalwerk der Monumenta Germaniae historica ebenbürtig zur Seite steht. „Ja, es waren gute Tage," — mit diesen Dankesworten beschließt Sybel in der nach fünfundzwanzigjähriger Wirksamkeit der Commission erschienenen Festschrift die Darstellung der ersten Unternehmungen, — „in denen wir unter der Leitung unseres geliebten Altmeisters im Sonnenschein fast unbegrenzter Hoffnungen die Keime zu so vielen fruchtbaren Schöpfungen pflanzen durften. Gesegnet sei das Andenken des huldreichen Fürsten, dessen ideale Gesinnung uns den Boden dafür bereitete und schirmte, der, ein strenger und sparsamer Haushalter, für jedes geistige Streben reiche Mittel bereit hielt, und während er sich selbst niemals genug that, jedes Wirken der durch ihn vereinten Arbeiter mit dem Ausdrucke dankbaren Wohlwollens belohnte und dadurch zu immer gesteigerter Regsamkeit anspornte." Es mindert weder den Werth solcher Friedenswerke, noch das Verdienst des Stifters, daß auch ein politisches Motiv maßgebend war: durch liebevolle Culturpflege wollte der König die Berechtigung einer Mittelmacht, wie Baiern es war, darthun und deren Ansehen kräftigen und heben. Er „sah seine private Bildungspflege", sagt Riehl, „als mit seiner bairischen und deutschen

Politik unlösbar verbunden an", und edelster Ehrgeiz ließ ihn glauben, daß er nicht blos für Baiern, sondern durch Baiern für Deutschland eine besondere Culturmission zu erfüllen habe.

Ein Umschwung der äußeren Politik schien sich im Jahre 1852 vorzubereiten. Namentlich der Eifer Baierns für Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein reizte Preußen zur Kündigung des Zollvertrags. Die Fortdauer des Zollvereins war ernstlich gefährdet. Nun richtete wieder Friedrich Wilhelm an M. selbst ein dringliches Mahnwort. Die deutschen Fürsten, legte er dar, seien die Erhaltung des Vereins nicht nur der materiellen Wohlfahrt ihrer Völker schuldig, sondern es sei auch eine nationale Pflicht, gerade in der Zeit, da der Präsident der französischen Republik das alte Schlagwort von den natürlichen Grenzen Frankreichs hervorsuche, nicht das letzte Einigungsband der Deutschen zu zerreißen. Wirklich wies M. unmittelbar nach Empfang dieses Schreibens den widerstrebenden Minister an, für den Fortbestand des Zollvereins in seiner bisherigen Gestalt einzutreten, um nicht dem Nachbar „das traurige und wenig Achtung einflößende Bild unserer eigenen Zerrissenheit zu gewähren". Im Juli 1853 ging M. selbst nach Berlin, um sich mit Friedrich Wilhelm zu verständigen, welche Haltung die deutschen Cabinete gegenüber dem Kreuzzugsmanifest des Zaren beobachten sollten. Friedrich Wilhelm weihte auch in der Folge den königlichen Freund in die vor Ausbruch des Krieges zwischen den Großmächten gepflogenen Verhandlungen ein. Dem Wunsche des Oheims entsprechend verwandte sich M. in Wien nachdrücklich dafür, daß man über dem Conflict im Osten nicht die von Frankreich drohende Gefahr vergesse: ein großes Centrum im Herzen Europa's werde mit gemeinsamen Kräften im Osten, wie im Westen Frieden dictiren können. In das im April 1854 zwischen Oesterreich und Preußen geschlossene Schutz- und Trutzbündniß trat jedoch Baiern nicht ein, sondern die leitenden Minister der Mittelstaaten, die in Bamberg zu einer Conferenz zusammentraten, hofften durchzusetzen, daß dem Deutschen Bund als einer selbständigen Großmacht Sitz und Stimme im Friedenscongreß eingeräumt werde. Da jedoch den kleineren Staaten eine leitende Stellung Baierns nicht sympathisch war, gelangte auch diesmal das Triasprogramm nicht zur Ausführung. Aber auch das einträchtige Zusammengehen der deutschen Großmächte war nicht von langer Dauer, schon im Herbst 1854 war das Bündniß zerrissen, und es wäre vielleicht zu offenem Streit gekommen, wenn nicht M. in Wien für Annahme der russischen Anerbietungen mit Erfolg gewirkt hätte. Inzwischen hatte sich in Baiern ein heftiger Kampf zwischen der zweiten Kammer und dem Ministerium entsponnen. Von den zu Armeezwecken geforderten Summen wurde kaum die Hälfte bewilligt, der Entwurf eines neuen Wahlgesetzes abgelehnt, dagegen Trennung von Justiz und Verwaltung, sowie Festsetzung kürzerer Finanzperioden stürmisch gefordert. Weder durch Auflösung der Kammer, noch durch verschärftes Einschreiten gegen Presse und Vereinswesen war die Bildung einer gefügigeren Kammer zu erreichen, Mißstimmung drang in immer weitere Volkskreise. Das schroffe Vorgehen der Regierung gegen den Landtagsausschuß, der eine neue Strafgesetzgebung vorbereiten sollte, führte zu offenem Bruch. Nicht blos wurde der Ausschuß im März 1858 aufgelöst, sondern auch der Referent Dr. Weis, Professor des Staatsrechts in Würzburg, zur Strafe als Appellationsgerichtsrath nach Eichstädt versetzt. Als bald darauf der Landtag wieder eröffnet wurde, wählte die zweite Kammer demonstrativ den gemaßregelten Staatsdiener zum Präsidenten. Umsonst wurde der Landtag abermals aufgelöst, auch die neue Volksvertretung hielt an dem mißliebigen Präsidenten fest. In einer von der Mehrheit an den König gerichteten Adresse wurde dem Groll und dem Mißtrauen gegen den Kronrath offen Ausdruck gegeben. Den König verletzte so

leidenschaftlicher Widerstand aufs Tiefste. Er weigerte sich, die Adresse anzunehmen. Der Landtag wurde (26. März 1858) neuerdings vertagt, und die Abschiedsworte des Königs ließen dessen schmerzliche Erregtheit erkennen. Schon der nächste Tag aber brachte die überraschende Kunde, daß von der Pfordten seines Ministerpostens enthoben und zum Bundestagsgesandten ernannt sei. Am 9. April wurde ein neues Cabinet mit Neumayer als Minister des Innern und v. Schrenck als Minister des königlichen Hauses und des Auswärtigen berufen. Es wurde bekannt, daß der König nach schwerem Kampf sich selbst diese Nachgiebigkeit abgerungen und seinen Entschluß mit den schönen Worten begründet habe: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!" Auf ganz falschen Voraussetzungen beruht die da und dort ausgesprochene Vermuthung, der König habe sich — etwa in Folge zunehmender Kränklichkeit — durch eine Anwandlung von Quietismus bewegen lassen; alle Eingeweihten stimmen darin überein, daß er durch Unterordnung des eigenen Willens unter das Gebot der constitutionellen Staatsform eine peinliche, aber unabweisbare Pflicht zu erfüllen glaubte. Riehl bezeichnet diesen Act der Selbstüberwindung geradezu als „den tragischen Conflict im Leben des Königs". Als bald darauf der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich ausbrach, begehrte die Mehrheit des bairischen Volkes, in Aufrechthaltung der österreichischen Herrschaft in Italien eine Ehrensache Deutschlands erblickend, daß die Regierung sich unverzüglich bereit erkläre, Bundeshilfe zu leisten. Auch M. wünschte Zusammengehen mit Oesterreich, aber zu entschiedenem Vorgehen konnten sich auch diesmal die in München und Würzburg tagenden Vertreter der Mittelstaaten nicht einigen. Um diese Zeit stellte der Abgeordnete Völk in der Kammer den Antrag, die Regierung möge auf Reform der Bundesverfassung und Bildung einer starken Centralgewalt mit Volksvertretung hinwirken. Zwar wurde die Forderung im Landtag abgelehnt, doch die Rührigkeit der Minorität beunruhigte den König. Er wurde sogar irre an den litterarischen Bundesgenossen, die er selbst nach München berufen hatte. Sybel, der anerkannte Stimmführer der Fremdencolonie, wurde zu politischem Glaubensbekenntniß aufgefordert. Als ein Memorandum, das die Aussichtslosigkeit der großdeutschen Idee betonte, beim König ungnädige Aufnahme fand, verzichtete Sybel auf sein Lehramt und verließ das Land; Bluntschli folgte seinem Beispiel, Dönniges war schon früher mit einem auswärtigen diplomatischen Posten betraut worden. Die Symposien wurden seltener, die litterarischen Unternehmungen eingeschränkt. Im Lande gewann diese Entsagung auf innerste Neigungen dem König auch die bisher spröden Herzen, denn von der Mehrheit des Volkes waren die „gothaischen" Rathgeber gefürchtet. Außerhalb Baierns aber genoß M. wegen seiner streng constitutionellen Haltung wie kein Anderer den Ruf eines volksthümlichen Fürsten. „Ob König Max", sagt Riehl, „nicht dennoch eigentlich das Bedeutendste und Eigenste, was die volle Signatur seines Charakters giebt, geleistet hat in jener früheren Periode, wo er es fast keinem Menschen recht machte, aber seinen eigenen Idealen rastlos zu Dank arbeitete, das wird das Urtheil einer späteren Zeit entscheiden." — Eine Königspflicht erblickte M. auch in der Pflege der Kunst. Ein künstlerisches Problem beschäftigte ihn ganz bebesonders; er wünschte nämlich, daß ein neuer Baustil, der das charakteristische Gepräge unserer Zeit trüge, gefunden werde. Schon bald nach 1850 war für ein zur Aufnahme einer höheren Bildungsanstalt bestimmtes großartiges Gebäude eine Preisconcurrenz eröffnet worden, um den lebenden Architekten „neuen Anlaß und Gelegenheit zu bieten, bei diesem Ringen der Gegenwart nach einer nationalen Neugestaltung der Architektur ihren Neigungen und Kräften gemäß sich zu betheiligen". Ein Berliner Architekt, Wilhelm Stier, erhielt den Preis,

aber der von ihm entworfene Plan wurde bei Erbauung des Maximilianeums, das die vom Könige projectirte neue Straßenanlage krönen sollte, nicht zu Grunde gelegt. Nach Ansicht des königlichen Bauherrn war auch hierbei von den bekannten Baustilen nicht in erwünschtem Maß Umgang genommen. Die Idee des Königs wurde heftig angegriffen, — der kunstsinnige Vater spottet über die Bauten in der Maximiliansstraße in einem Briefe an Wagner: „Neu ist der Styl; daß er noch nicht war, ist gut!" — von anderer Seite lebhaft begrüßt. Friedrich Wilhelm sandte dem Neffen 1852 selbstentworfene Risse, auf welchen die Formen der bairischen Gebirgshäuser für monumentale Steinbauten angewendet waren. „Der neue Styl verhielte sich zum Styl der bayerischen Hochlandshäuser, wie der vollendete griechisch-klassische Styl zu dem des ursprünglichen Holzbaues der altgriechischen Wohnhäuser." Eines glücklichen Erfolgs hatte sich die anbefohlene Suche nach Neuem und Zeitgemäßem nicht zu erfreuen. Den einzelnen Gebäuden der Maximiliansstraße ist weder günstige decorative Wirkung nachzurühmen, noch werden dieselben den praktischen Anforderungen gerecht. Immerhin war es eine dankenswerthe Idee, den Fluß durch eine mit Blumen und Bäumen ausgestattete Promenade mit dem Herzen der Stadt in unmittelbare Verbindung zu setzen, und die englischen Anlagen, welche der Isar weithin das Geleite geben, sind ein herrliches Geschenk des königlichen Naturfreundes. Eine großartige Schöpfung ist das Nationalmuseum, eine Sammlung der geschichtlichen und künstlerischen Schätze der im Königreich Baiern vereinigten deutschen Stämme von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart; weder das Hotel de Cluny zu Paris, noch das Kensingtonmuseum in London haben so reiches Material zum Studium von Kunst und Sitte der Vergangenheit zu bieten. Weniger glücklich war die schon berührte Gründung des Athenäums oder Maximilianeums, eines Instituts zur Heranbildung der besten Talente zu staatsmännischer Wirksamkeit; jedenfalls wäre Hebung der in Baiern darniederliegenden Mittelschulen nothwendiger und ersprießlicher gewesen. Ein auf der Höhe bei Neuberghausen errichtetes Pensionat für Töchter unbemittelter Beamten und viele andere Anstalten und Stiftungen sind ehrende Denkmäler der Großmuth und der Mildthätigkeit des Fürsten. Die projectirte Anlage von zahlreichen Familienhäusern für Arbeiter nach Art der „Fuggerei" kam nicht mehr zur Ausführung. Die eigene Hofhaltung des Monarchen war einfach, ohne königlicher Würde zu entbehren. Unmittelbar an seine Wohnräume stieß ein Gemach, welches er sich als ungestörtes Asyl für eigenen Gebrauch vorbehielt; den schlichten Schmuck bildeten Porträts und Büsten pflichttreuer Regenten und der Sarg, der die sterbliche Hülle des Königs aufnehmen sollte. Zu diesen stummen und doch beredten Rathgebern pflegte sich M., wenn schwierige Fragen ihn beunruhigten, zurückzuziehen. — Im Juni 1860 wurde M. vom Prinzregenten von Preußen eingeladen, an einem Congreß deutscher Fürsten zu Baden-Baden Theil zu nehmen; auch Kaiser Napoleon habe sein Erscheinen zugesagt, um „der unsinnigen Furcht Deutschlands vor einer Invasion oder Annexion ein Ende zu machen". „Jedenfalls wird", schrieb Prinz Wilhelm, „wenn wir gemeinschaftlich mit Napoleon in dieser Beziehung uns unterhalten, sein Gelüste auf das linke Rheinufer vergehen." In diesem Sinne, als Friedens- und Eintrachtskundgebung ist der vielbesprochene Baden-Badener Congreß aufzufassen. „Er soll", schrieb M. an den König von Württemberg, „Deutschland und Europa Zeugniß geben, wie einig wir sind, wenn es die Abwehr einer gemeinsamen Gefahr gilt." Im Uebrigen freilich gingen Anschauungen und Pläne der deutschen Regierungen weit auseinander. Als M. im Juli 1860 neuerdings den Versuch machte, das Berliner Cabinet mit seiner Triasidee zu befreunden, wurde ihm eröffnet, daß sich auch der Kaiser von Oesterreich zu Teplitz gegen eine Dreitheilung der Centralgewalt und für die Einheit des Commando aus-

gesprochen habe. Einheitliche Leitung schien aber weder der Regierung, noch der Mehrheit der Kammern in Baiern annehmbar; die Regierung verwarf die von Preußen angeregte Idee eines engeren Bundesstaates und glaubte uneigennützigere Freundschaft bei Oesterreich zu finden, dessen Reformpläne nicht über die Schranken eines Staatenbundes hinausreichten. Ernsteres Zerwürfniß brachte der Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrags. Derselbe bedeutete eine Annäherung an die Freihandelspolitik der Westmächte, aber der Gegensatz der schutzzöllnerischen Richtung bedeutete wenig neben den politischen, dynastischen und sogar confessionellen Elementen, die sich in den Streit mischten. M. stellte sich auf Seite Oesterreichs, das seine Handelsinteressen verletzt glaubte, und sprach in der Thronrede vom 23. Juni 1862 die Befürchtung aus, daß jener Vertrag nicht blos materiellen Schaden bringen, sondern sogar die Unabhängigkeit Baierns gefährden könnte. Nur wenige Volksvertreter bezeichneten die von Preußen angedrohte Auflösung des Zollvereins als ein nationales Unglück, die große Mehrheit war mit der Haltung der Regierung einverstanden. Im August lehnte Baiern gleich den meisten deutschen Staaten den Beitritt zum preußisch-französischen Handelsvertrag ab, Preußen antwortete mit Kündigung des Zollvertrags. Ganz Deutschland war in zwei Lager gespalten. Der Abgeordnetentag zu Weimar wollte am Zollverein um der nationalen Bedeutung willen unter allen Umständen festgehalten wissen, eine großdeutsche Versammlung zu Frankfurt a. M. belobte die gegen Preußen frondirenden Regierungen. M. selbst theilte solche Entschiedenheit der Ueberzeugung nicht. Während im October der Handelstag in München versammelt war, drang eine Aeußerung des Königs ins Publikum, er könne eine Auflösung des Zollvereins nur beklagen, hoffe aber, daß die Mittelstaaten durch entschiedenes Auftreten Preußen zu einer Aenderung seiner Bundes- und Handelspolitik bestimmen würden.

Da die Volksstimmung fast im ganzen Bundesgebiet Preußens Haltung verurtheilte und in Preußen selbst die liberalen Parteien das Ministerium Bismarck heftig bekämpften, glaubte das österreichische Cabinet einen entscheidenden Schritt in der deutschen Verfassungsfrage wagen zu dürfen. Kaiser Franz Joseph besuchte zunächst den König von Baiern in Regensburg, und die Frucht dieser Zusammenkunft war die Einladung sämmtlicher deutscher Fürsten zum Frankfurter Congreß. Auch König M. begab sich dahin und hatte sich in der Mainstadt der herzlichsten Aufnahme von Seite der Bürgerschaft zu erfreuen. Der vom Wiener Cabinet ausgearbeitete Entwurf einer Reformacte des deutschen Bundes, der auf die Idee eines Directoriums von fünf Mitgliedern sammt Bundesrath und Abgeordnetenhaus zurückgriff, begünstigte Baiern insofern, als zwar Oesterreich ein- für allemal den Vorsitz führen, im Uebrigen aber einfache Stimmenmehrheit entscheiden sollte, so daß die Großmacht Preußen mit den übrigen Königreichen auf eine Stufe gestellt war. An diesem Mißverhältniß mußte der Versuch scheitern. In Frankfurt aber herrschte noch festlich gehobene Stimmung, und als im ehrwürdigen Kaisersaal Franz Josef unter Josefs II. Bild Platz nahm und rings um ihn die Könige von Baiern und Sachsen und viele andere Fürsten sich gruppirten, Alle einträchtiges Zusammenwirken in deutschem Geist und deutscher Treue gelobend, schien das großdeutsche Ideal der Verwirklichung nahe gerückt zu sein. Von Frankfurt heimgekehrt, gab der König, dem die Münchner Bevölkerung glänzenden Empfang bereitet hatte, freudig bewegt der Hoffnung Ausdruck, daß der Frankfurter Tag eine glückliche Umgestaltung der deutschen Verhältnisse einleiten und durch die Modificationen des österreichischen Reformprojectes, an welchen er selbst wesentlichen Antheil habe, auch Preußen der Beitritt ermöglicht werde. Im October 1863 reiste M., da die Aerzte dringend Aufenthalt in wärmerem Klima anriethen, über

Marseille und Nizza nach Rom. Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, im friedlichen Asyl der Villa Malta zu genesen. Die schleswig-holsteinsche Frage rief wieder wie vor fünfzehn Jahren eine stürmische nationale Bewegung wach. Die große Mehrheit des deutschen Volkes heischte von den Regierungen Anerkennung des Herzogs Friedrich von Augustenburg, der nach herkömmlichem deutschen Fürstenrecht, wenn auch im Widerspruch mit den dänischen Hausgesetzen und dem Londoner Vertrag den Thron der vereinigten Herzogthümer beanspruchte. In München sprachen sich Volksversammlungen in diesem Sinne aus, und die Gemeindecollegien erachteten sogar für nothwendig, den König um schleunige Rückkehr nach der Hauptstadt zu ersuchen. Und der pflichttreue Monarch, der Warnung der Aerzte nicht achtend, erklärte sich sofort bereit, der Bitte seines Volkes zu willfahren. „Ich kehre unverweilt in meine treue Hauptstadt zurück", erwiderte er, „obwohl meine Gesundheit das Gegentheil wünschenswerth macht, eingedenk meiner Regentenpflicht, die ich stets über Alles stellte". Zu dem in Rom anwesenden Baron Wendland äußerte er: „Mein Volk ahnt gar nicht, welches Opfer ich ihm bringe". Am 15. December langte er in München an. Eingedenk seines Lehrers Dahlmann, des begeisterten Anwalts der schleswig-holsteinschen Sache, wünschte auch M. sehnlich, daß die günstige Gelegenheit, die Herzogthümer als ein selbständiges Ganzes mit Deutschland zu vereinen, nicht verloren gehe. Am 17. December richtete er an Minister v. Schrenck ein Handbillet, worin er die Weigerung, dem Londoner Vertrag beizutreten, aufs Bündigste wiederholte und sein Cabinet anwies, für die berechtigten Erbansprüche der augustenburgischen Linie mit allen Kräften einzutreten. Bald darauf kam Herzog Friedrich selbst nach München, und die begeisterten Ovationen der Bevölkerung waren dem König ein erfreulicher Beweis der Uebereinstimmung mit den Volkswünschen. Allein die schroffe Erklärung der deutschen Großmächte zu Gunsten des Londoner Protocolls ließ nicht zweifelhaft, auf welche Hindernisse eine Initiative im Sinne der öffentlichen Meinung stoßen werde. M. sah sich in eine schwere Krise gedrängt. Die Volksstimme forderte energisches, selbständiges Vorgehen, und M. selbst, von der Berechtigung dieser Wünsche überzeugt, erblickte in der ablehnenden Haltung der deutschen Vormächte eine unerträgliche Demüthigung; andererseits konnte er sich nicht verhehlen, daß nicht das Recht sondern die Macht entscheiden werde, daß mit Sympathien keine Schlachten zu gewinnen seien, daß er, für den fremden Stamm eintretend, den eigenen Staat gefährden könnte. Im Januar 1864 kam eine Deputation aus Schleswig-Holstein nach München, um dem König für die bisher den meerumschlungenen Landen erwiesenen Dienste zu danken und um beharrliche Unterstützung der augustenburgischen Erbfolge zu bitten. Den „ihr Recht aufs Recht Fordernden" wurde in München enthusiastische Aufnahme zu Theil, auch König M. gab ihnen die freundschaftlichsten Versicherungen, aber auch der entschiedenste Protest des bairischen Bundestagsgesandten war ohnmächtig gegen den Willen der Großmächte, die „in Anbetracht ihrer Stellung" die Angelegenheit nach eigenem Ermessen zu ordnen beschlossen. Jetzt, riefen heißblütige Patrioten und flüsterten Vertreter auswärtiger „befreundeter" Mächte, sei der Augenblick gekommen, dem von der nationalen Bewegung getragenen Baiern die von König M. angestrebte Machtstellung zu erkämpfen. Dagegen war das österreichische Cabinet eifrig bemüht, den König von übereilten Schritten zurückzuhalten und zur Nachgiebigkeit gegen die Großmächte zu bekehren. Täglich gab es anstrengende, aufregende Conferenzen; die politische Frage war dem König eine Herzenssorge geworden; Tag und Nacht brütete er über Plänen, Zweifeln, Wünschen, Besorgnissen. Diesen Reibungen und Aufregungen war der schwache Körper nicht gewachsen. Am 8. März 1864 erkrankte, zwei Tage später ver-

schied der König, aufrichtig betrauert von seinem Volke, das in ihm einen gerechten und gewissenhaften Regenten, einen Schirmherrn jedes geistigen Strebens verlor.

Hauff, Leben und Wirken Maximilians II., 1864. — Venanz Müller, Maximilian II., K. v. B., 1864. — Döllinger, K. M. II. und die Wissenschaft, 1864. — Söltl, M. II., K. v. B. 2. Aufl., 1867. — Riehl, König M. II. v. B., im Histor. Taschenbuch, Jhgg. 1872. — Bodenstedt, Eines Königs Reise, 1879. — Handschriftl. Material. Heigel.

Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln, ist der dritte bairische Prinz, welcher als Landesherr und Bischof die Hochstifter Köln, Lüttich, Hildesheim und Münster in einer Hand vereinigte und dadurch Macht und Gelegenheit gehabt hätte, in den Reichshändeln maßgebenden Einfluß zu üben; aber weder seinem Großonkel Kurfürst Ernst an Schärfe des Verstandes, noch seinem Oheim Kurfürst Ferdinand an Energie des Willens vergleichbar, verdient M. H. kaum, daß die Geschichte seiner Stifter an seinen Namen geknüpft werde. — M. H., ein Enkel des regierenden Herzogs Wilhelm V. von Baiern, von dessen jüngstem mit der Landgräfin Mechtilde von Leuchtenberg verheiratheten Sohn Herzog Albrecht, war geboren (zu München?) am 8. October 1621. Schon in frühester Jugend wurde er zum geistlichen Stande bestimmt und für denselben im Geiste und unter der Leitung der Jesuiten erzogen, um dereinst seinem Oheim Kurfürst Ferdinand in dessen zahlreichen geistlichen Würden zu folgen. Zur Fortsetzung der Studien, und vor allem wohl, um bei Zeiten Domherr zu werden und die Gemüther der Mitcapitularen für sich zu gewinnen, wurde M. H. i. J. 1637 nach Köln geschickt. In seinem Gefolge befand sich auch Franz Egon Graf von Fürstenberg, welcher nachmals auf M. Heinrichs Geschicke verhängnißvollen Einfluß geübt hat. — Schon i. J. 1642 wählte das Kölner Domcapitel M. H. zum Coadjutor seines Oheims. 1649, als Kurfürst Ferdinand in heftigem, bald zum offenen Kriege führenden Streit mit seiner Stadt Lüttich und einem Theil des Lütticher Domcapitels lag, wurde M. H. auch für Lüttich von der Majorität des Capitels erst zum Domdechant, sodann (19. October 1649) zum Coadjutor gewählt. Vor ihm, als Stellvertreter seines Oheims, mußte sich die stolze Stadt demüthigen und sich die Abänderung ihrer demokratischen Verfassung gefallen lassen. Zur Besiegelung seines Sieges ließ nachher M. H. eine starke, die Stadt beherrschende Citadelle erbauen. — Schon im folgenden Jahre (am 13. September 1650) starb Kurfürst Ferdinand zu Arnsberg; sein bisheriger Coadjutor folgte ihm als Kurfürst und Erzbischof von Köln, Bischof von Lüttich und Bischof von Hildesheim, während ihm in Münster damals noch ein anderer, Christoph Bernhard von Galen, vorgezogen wurde. — Ein Jahr nach seiner Inauguration ließ sich M. H. zum Priester weihen (September 1651); am Feste S. Michaelis feierte er zu Bonn seine Primiz; am 8. October wurde er von dem päpstlichen Nuntius Fabio Chigi zum Bischof consecrirt. Als er am Dreikönigsfest des Jahres 1652, zum ersten Mal bekleidet mit dem jüngst von Rom erhaltenen erzbischöflichen Pallium, im Dom zu Köln das Hochamt feierte, legte ein berühmter Convertit, Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels nebst seiner Gemahlin Maria von Solms vor ihm das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ab. — Im J. 1653 nahm M. H. am Regensburger Reichstag und am Augsburger Kurfürstentag Theil und half auf letzterem mit zur Wahl des römischen Königs Ferdinand IV., welchen sodann, zum Verdruß und unter dem Protest des Kölners, der Mainzer Erzbischof salbte und krönte. Dafür hatte M. H. bei der Rückkunft an den Rhein die Genugthuung, die zweite Gemahlin des Pfalzgrafen Philipp Wilhelm von Neuburg, Herzogs von Jülich und Berg, Elisabeth Amalie von Hessen zu Düsseldorf in den Schooß der römisch-katholischen Kirche

aufzunehmen. — König Ferdinand IV. starb schon vor seinem Vater Kaiser Ferdinand III., und nun begann um die Wahl des Nachfolgers ein langes Intriguenspiel, in welchem sich M. H. zuerst offen vom Hause Oesterreich trennte und an Frankreich anschloß. Schließlich stimmte jedoch auch er zu, daß der junge Erzherzog Leopold, Kaiser Ferdinands jüngster Sohn, zum römischen König gewählt wurde (18. Juli 1658). Diesmal blieb ihm die Ehre überlassen, den König, unter Assistenz des Mainzer Kurfürsten, zu salben und zu krönen. — Ein Jahr zuvor war M. H. auch in den Besitz der Abtei Stablo gelangt, welche er jedoch nach einigen Jahren (1667) seinem Freund, dem Straßburger Bischof Franz Egon von Fürstenberg abtrat. — 1662 publicirte M. H. das Decret Papst Alexanders VII., durch welches verboten wird, die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä zu bekämpfen. In demselben Jahre hielt er zu Köln eine Diöcesansynode, deren von dem Weihbischof Georg Paul Stravius bearbeitete und nachher gedruckte Satzungen (Decreta et Statuta dioecesanae Synodi Coloniensis. Col. Agr. 1662 u. 1667. 2°) theilweise heute noch in der Erzdiöcese Köln in Kraft sind. — Gleich nach Erzh. Leopolds Wahl zum römischen König hatten die drei geistlichen Kurfürsten und einige andere deutsche Fürsten zur Aufrechterhaltung des westfälischen Friedens sowie der dem neuen Kaiser enge Schranken ziehenden Wahlcapitulation einen Bund, die Rheinische Allianz, geschlossen, welchem nicht nur Schweden für seine deutschen Fürstenthümer, sondern auch König Ludwig XIV. beitrat. Diese wiederholt erneuerte Allianz gab Anlaß, den Kölner Kurfürsten mehr und mehr dem Hause Oesterreich zu entfremden und ihn in Abhängigkeit von Frankreich zu bringen. Die dem französischen König ganz ergebenen Brüder Franz und Wilhelm von Fürstenberg wußten den sonst zaghaften und geistig trägen, aber auf seine kurfürstliche und erzbischöfliche Würde stolzen Fürsten zu überzeugen, daß er mit Frankreichs Hilfe wieder in den Besitz der ihm von den niederländischen Generalstaaten widerrechtlich vorenthaltenen kurkölnischen Stadt und Festung Rheinberg gelangen und dadurch zugleich die katholische Religion im Niederstift befestigen werde. — Zunächst schlossen in den Jahren 1666 und 1667 die Kurfürsten von Köln und Mainz, der Pfalzgraf von Neuburg und der Bischof von Münster mit Frankreich und unter einander eine Reihe von Bündnissen, durch welche sie sich verpflichteten, den Franzosen bei ihrem Kriege gegen die spanischen Niederlande freie Hand zu lassen. Nachdem Spanien im sogen. Devolutionskrieg unterlegen, aber, Dank der Einmischung der Tripelallianz, im Aachener Frieden von 1668 ziemlich gnädig davon gekommen war, richtete Ludwig XIV. seine Waffen gegen die Generalstaaten, welche er durch Offensivbündnisse mit England und mit den Hochstiftern Köln und Münster (1671/72) zu umspannen wußte und gründlich zu demüthigen gedachte. Die beiden geistlichen Herren öffneten den Franzosen ihre Länder und festen Plätze (der Kölner besonders Neuß, Kaiserswerth und Dorsten) und stellten gegen französische Subsidien starke Hilfsheere. Anfangs erfochten sie wirklich einige Erfolge, welche den Kölner Kurfürsten bis nach Deventer und Zwolle führten. Aber während M. H. durch französische Großmuth Rheinberg wiedererlangte, verlor er im Rücken seine eigene Residenzstadt Bonn, welche von kaiserlichen, mit den Spaniern und Holländern verbündeten Truppen im November 1673 erobert und bis zum Nimweger Frieden (1678) in der Hand behalten wurde. — Freund und Feind plünderten und brandschatzten nunmehr ungestraft in dem armen Erzstift; auch im Stift Lüttich, welches stets seine Neutralität wahren wollte, diente jeder Beutezug der einen Partei für die andere als willkommener Vorwand, um entsprechend hohe Contributionen zu erpressen. Nicht viel besser erging es dem Stift Hildesheim. — Der tief bekümmerte hilflose Kurfürst hatte sich nach der Einnahme von Bonn nach Köln geflüchtet, wo er bis zum Nimweger Frieden aus Noth, danach aber auch noch freiwillig bis zum Jahre 1684 in

der Benediktinerabtei St. Pantaleon wie ein Mönch lebte und in kirchlichen Andachtsübungen, daneben auch in der Alchimie seinen Trost suchte. (Elector Coloniae subsistebat calamitatem suam celebrandis sacris solatus, et spe per Gallos omnia abunde pensatum iri, schreibt Pufendorf, De reb. gest. Frider. Wilh. lib. XII § 8; und der Venetianer Francesco Michiele berichtet i. J. 1678 (bei Fiedler II, S. 195): Colonia, che non hà havuto mai altro pensiere che quello di distillare le sue fortune et il suo ingegno in un corigiollo d'alchimia, non hà mai formato riflesso di politica, se più convenga stare appoggiato al fianco de' Francesi ò a quello dell' Imperio; s'è lasciato diriggere dal parere de' suoi consiglieri all' hora quando suscitò la Lega contro gl'Olandesi; al presente sorpreso dalla forza e dalla necessità stà tranquillo nella sua habitatione, sperimentando i secreti della natura, senza perturbarsi abenche con la forza gli venghi sforzato il domicilio stesso, ch'è la città di Bona, dall' armi imperiali.) — Mit der Stadt Köln war Kurfürst M. H. schon gleich im Anfang seiner Regierung (1653), infolge von Eingriffen des Magistrats in seine hohe Gerichtsbarkeit, in Streitigkeiten gerathen, welche so weit führten, daß der Kurfürst sogar die Reichsunmittelbarkeit der Stadt bestritt. Diese fand aber einen Rückhalt am Kaiser, so daß sich M. H. schließlich (i. J. 1672) damit begnügen mußte, seine Ansprüche der Entscheidung des Reichskammergerichts anheimzugeben. Doch erneuerte sich späterhin der Zwist und hat beiden Parteien zu umständlichen, theilweise auch gedruckten Streitschriften Anlaß gegeben. — Aehnliche nie zum Austrag gelangte Streitigkeiten schwebten Jahrzehnte lang auch zwischen der Stadt Neuß und dem Kurfürsten. — Mehr Erfolg hatte M. H. in seinen Zerwürfnissen mit der Stadt Lüttich. Hier hatte das Volk mit Hilfe der Franzosen, welche sich im J. 1675 der von M. H. erbauten Citadelle und einiger anderer festen Plätze im Stift bemächtigt hatten, die verhaßte Zwingburg demolirt und die im J. 1649 abgeänderte Zunftverfassung eigenmächtig wiederhergestellt. Aber nachher ließ Ludwig XIV. die auf ihn hoffenden Bürger im Stich, während der Kaiser sich entschieden für den Landesfürsten erklärte. Im J. 1684 mußte sich die Stadt vollends unterwerfen und wieder zu der nur wenig veränderten Verfassung von 1649 zurückkehren. — Schon zu Lebzeiten des Bischofs Christoph Bernhard von Galen hatte M. H. sich auch um die Nachfolge im Stift Münster bemüht (1667); damals war ihm Ferdinand von Fürstenberg vorgezogen worden; nach dessen Tod wurde M. H. wirklich auch noch zum Bischof von Münster erwählt (1. September 1683); doch wird von seiner Regierung in diesem Stift nicht viel nennenswerthes berichtet, als daß er aus demselben, ebenso wie aus dem Erzstift Köln im J. 1685 dem Kaiser zum Türkenkrieg Hilfsvölker gesendet habe, welche sich u. a. bei der Einnahme von Waghäusel auszeichneten. — Sein Stift Hildesheim hat M. H. kaum ein oder das andere Mal vorübergehend besucht. — M. H.'s letzte Regierungsjahre wurden getrübt durch allerlei Intriguen über die Nachfolge in seinen Stiftern. Lange sträubte sich der abergläubische Mann gegen den Vorschlag einer Coadjutorie, weil er fürchtete, dann alsbald sterben zu müssen. Zuletzt wußte ihn jedoch der seit dem Tode seines Bruders Franz († 1682) in Köln und Lüttich allmächtige Straßburger Bischof Wilhelm von Fürstenberg zu bewegen, beim Domcapitel und beim Papste sich mit allem Eifer für seine Nachfolge zu bemühen. Französischem Geld und Einfluß gelang es bei der Mehrheit des Capitels Wilhelm's Wahl zum Coadjutor durchzusetzen (7. Januar 1688), aber Papst Innocenz XI. verweigerte ihm hernach die Confirmation. — Nach mehrmonatlichem schwerem Krankenlager starb M. H. zu Bonn am 3. Juni 1688; sein Leib wurde vor der von ihm prunkvoll ausgeschmückten Dreikönigencapelle des Kölner Domes bestattet, die Eingeweide in die von M. H. gestiftete, noch im Bau begriffene Bonner Jesuitenkirche, das Herz nach Altötting verbracht. — In Lüttich und in

Köln folgten heftige Wahlstreitigkeiten, in welchen Wilhelm von Fürstenberg schließlich den kürzeren zog; in Köln erst, nachdem der Papst seine mit einfacher, statt mit zwei Drittel Majorität erfolgte Postulation für nichtig erklärt, dagegen den mit nur 9 Stimmen (von 24) gewählten bairischen Prinzen Joseph Clemens als rechtmäßigen Erzbischof anerkannt hatte (vgl. die Artikel Franz E. u. Wilh. E. von Fürstenberg von Ennen u. Joseph Clemens von Heigel. A. D. B. Bd. VII u. XIV). M. H.'s Lob- und Leichenredner wissen viel von seinem kirchlichen Eifer, seiner Frömmigkeit, Keuschheit und Mäßigkeit zu rühmen; über seine Schwächen, den Mangel an Einsicht und Thatkraft, die Abhängigkeit vom Urtheil anderer, und namentlich von untergeordneten Personen, gehen sie mit höfischem Schweigen hinweg; schonend deutet ein anderer Zeitgenosse, der Kölner Karthäuserpater Michael Mörckens, mehr an als er sagt: „Ein Fürst, der fürwahr mit den Tugenden des Privatmannes wohl geziert war, denn Frömmigkeit, kirchlicher Eifer, Mäßigkeit und Keuschheit waren ihm also zu eigen, daß hierin dieser eine alle übertroffen hat; größer wäre er gewesen, wenn er sein Land mehr nach eigenem als nach fremdem Antrieb regiert hätte."

Quellen: P. Petrus Gazen S. J., Triumph- und Ehrenwagen . . . Maximiliani Henrici. Köln 1688. 2°. — Franc. Xav. Trips, Idea infulatae virtutis . . . Maximiliani Henrici. (Bonn) 1688. 2°. — P. Mich. Mörckens, Conatus Chronologicus. Col. Ub. 1745. 4°. — L. Ennen, Frankreich und der Niederrhein. 1. Bd. Köln u. Neuß 1855. Daselbst (S. VII—XII) sind zahlreiche weitere Quellenwerke sowohl für die allgemeine wie für die speciell kölnische und rheinische Geschichte der Zeit genannt, wovon einzelnes hierher gehörige auch im vorstehenden Artikel benutzt ist. — Ein Porträt Maximilian Heinrich's in der Streitschrift des Lic. Pet. Al. Bossart gegen den Kölner Magistrat: Securis ad radicem posita. Bonn 1687. 2. Aufl. 1729. — Kölnische Münzen Maximilian Heinrich's sind verzeichnet in Wallraf's Beschreibung der Kölnischen Münzsammlung des Domherrn v. Merle. Köln 1792. — Für Stift Lüttich benutzte ich besonders den dritten Band zu Foullon's Historia Leodiensis; für Münster: Herm. Kock, Series Episc. Monast. Münster 1802.

Max Lossen.

Maximilian Franz Xavier Josef, Erzherzog von Oesterreich, Kurfürst von Köln (geb. am 8. Decbr. 1756 zu Wien, † am 27. Juli 1801 zu Hetzendorf bei Wien), war das jüngste Kind der Kaiserin Maria Theresia und der besondere Liebling der Mutter. Er erhielt gemeinschaftlich mit seinem 2½ Jahre älteren Bruder Ferdinand eine sorgfältige Erziehung. Ein Bericht seines Vice-Ajo, des Grafen Anton Thurn, nennt ihn „einen kleinen Herkules", auch rühmte man seine Offenheit und Wahrheitsliebe, tadelte aber seinen unbeugsamen Starrsinn und, daß er fremdem Urtheile gar keinen Einfluß gestatte. Schon im Knabenalter war sein Streben mehr auf das Nützliche, Vernünftige, als auf das eigentlich Ideale gerichtet.

Als nachgeborener Erzherzog mußte er eine Versorgung erhalten; man dachte, im geistlichen Stande; aber die Kaiserin wollte ihn nicht frühzeitig durch Gelübde binden, deren Erfüllung später eine Last werden konnte; dagegen sah sie gern, daß er am 3. Octbr. 1769 zum Coadjutor seines Oheims, des Prinzen Karl von Lothringen gewählt wurde, in der Hoffnung, er würde auch ohne Gelübde sich als Hochmeister des deutschen Ordens behaupten können. Zugleich wurde ihm die Stelle eines Statthalters in Ungarn zugedacht; bei der Wahl seiner Studien, auch bei längeren Reisen, die man ihn in den Jahren 1774 und 1775 in Deutschland, in den Niederlanden, Frankreich und Italien machen ließ, hatte man wesentlich diese letztere Bestimmung im Auge. Neben der Mutter nahm sich vor allem der älteste Bruder, Kaiser Josef, des jungen Prinzen an. Josefs Briefwechsel mit Maria Theresia und dem Großherzog Leopold

von Toscana enthält dafür reichliche Zeugnisse. Im Frühling 1778, beim Ausbruch des baierischen Erbfolgekriegs ließ der Kaiser sich von „seinem guten und lieben Kamaraden" ins Feldlager nach Böhmen begleiten. M. F. zeigte Neigung für den Soldatenstand; der Kaiser rühmt seinen Eifer und seine Fähigkeiten, allein ein andauerndes Fieber machte Ende August seiner militärischen Thätigkeit ein Ende; er war genöthigt, nach Wien zurückzukehren, und verlebte den Winter von 1778/79 leidend und niedergeschlagen; noch im August rühmt die Kaiserin, daß er unter schmerzlichen Leiden eine englische Geduld beweise.

Die Krankheit blieb, wie es scheint, auf den Charakter des Prinzen und gewiß auf die Absichten seiner Mutter nicht ohne Einfluß, zugleich traten in dem Maße, in welchem die Hoffnung auf kriegerische Lorbeeren sich verminderte, bedeutende Aussichten anderer Art hervor. Das Alter und die wankende Gesundheit des Kurfürsten von Köln und Fürstbischofs von Münster Maximilian Friedrich (Grafen von Königseck-Rothenfels, geb. am 13. Mai 1708, gewählt am 6. April 1761 und 17. September 1762) hatten bereits in weit früherer Zeit den Gedanken an die Wahl eines Coadjutors rege gemacht. Unter den Mitgliedern des Kölner Domcapitels zogen vornehmlich der Vicedechant Franz Wilhelm Graf von Oettingen und der Prinz Joseph von Hohenlohe-Waldenburg, der Begünstigte König Friedrichs II. von Preußen, die Blicke auf sich. Auch an M. F. hatte man schon im J. 1769 gedacht; aber damals schrieb die Kaiserin unter den Bericht des Fürsten Kaunitz, welcher von einer aus Köln ergangenen Anfrage Nachricht gab, eigenhändig die Worte: „schönn zu bedankhen, khlar erkhlären, das niemals zulassen wurde, das ein sohnn von mir geistlich werde". Beinah derselben Worte bediente sie sich, als 1770 aus Speyer, 1771 aus dem Stift St. Gereon in Köln, 1773 aus Bamberg, 1775 nochmals in Bezug auf den Kölner Kurhut ähnliche Anfragen nach Wien gelangten. Jetzt, im October 1779, dachte sie anders, mit Eifer ergriff sie die Gelegenheit, ihrem Sohn durch Erwerbung eines Kurstaates und hoffentlich auch des Bisthums Münster eine glänzende Versorgung zu sichern und zugleich dem preußischen Einfluß im Nordwesten des Reiches eine Schranke zu ziehen. Freilich große Schwierigkeiten waren zu überwinden. M. F. zeigte noch immer entschiedene Abneigung gegen den Eintritt in den geistlichen Stand. Man dachte deshalb in Rom zu erwirken, daß er auch als Coadjutor von dem Empfange der höheren Weihen dispensirt würde und später, wenn die Abneigung fortdaure, zum Vortheile eines der alsdann herangewachsenen Söhne des Großherzogs Leopold auf seine Würde verzichten könne. In den beiden Domcapiteln durfte man, besonders wenn man Geschenke nicht sparte, auf eine Anzahl Stimmen rechnen, auch der Beistand des französischen Hofes sollte dem Bruder der Königin Marie Antoinette nicht fehlen, und noch wichtiger: der beinahe unumschränkt regierende Minister des Kurfürsten, der Freiherr Caspar Anton v. Belderbusch hatte nach einem Bericht des Reichsvicekanzlers Fürsten Colloredo vom 18. November 1779 „jederzeit den wahrhaft sehnsüchtigen Wunsch an den Tag gelegt", den Erzherzog M. F. im Besitz der Kurwürde zu sehen. Aber der Mann, auf den es vor Allem ankam, der Kurfürst Maximilian Friedrich, zeigte durchaus keine Lust, einen Coadjutor anzunehmen; so berichteten im Januar 1780 der kurfürstliche Minister und gleicherweise Graf Metternich, der kaiserliche Gesandte bei den geistlichen Kurfürsten und dem niederrheinischen Kreise. Dem von Kaunitz befürworteten Antrage des Freiherrn v. Belderbusch, die Kaiserin möge in einem eigenhändigen Schreiben dem Kurfürsten ihre Wünsche darlegen, wollte Maria Theresia nicht willfahren. Noch am 31. Januar schreibt sie ihrem Gesandten in Paris, dem Grafen Mercy, der Kurfürst von Köln zeige sich wenig entgegenkommend; auch aus aufgefangenen Briefen Friedrichs II. erhelle dessen Bosheit. Man werde die Verhandlungen

zwar nicht abbrechen, jedoch bis zu einem günstigeren Zeitpunkte ruhen lassen. In ähnlichem Sinne antwortete man auch dem münsterischen Domherrn, Freiherrn v. Brabeck, welcher als Wortführer der dortigen österreichischen Partei in der zweiten Hälfte des März selbst nach Wien gekommen war, um die Wahl des Erzherzogs anzubieten. Mittlerweile gab aber Belderbusch über die Stimmung seines Herrn günstigere Nachrichten. Er hatte die Besorgniß des Kurfürsten vor dem Ueberhandnehmen der preußischen Macht in Norddeutschland in geschickter Weise benutzt und war dabei wesentlich gefördert durch einen höchst unvorsichtigen Schritt des Prinzen Hohenlohe, welcher zur ungünstigsten Zeit den Kurfürsten um Erlaubniß bat, sich dem Domcapitel als Candidaten für die Coadjutorwahl vorzustellen. Dohm, der bekannte preußische Diplomat, erzählt in seinen Denkwürdigkeiten, Belderbusch selbst habe den Prinzen durch eine Mittelsperson und durch Vorspiegelung eines sicheren Erfolges in die Falle gelockt und dann, indem er dem unangenehm überraschten Kurfürsten gegenüber das Vorgehen Hohenlohe's auf preußischen Antrieb zurückführte, die beste Gelegenheit gefunden, den österreichischen Prinzen eindringlich zu empfehlen. Man kann eine Intrigue solcher Art bei dem Charakter des Ministers nicht gerade für unwahrscheinlich, aber ebensowenig durch Dohm's Zeugniß für hinreichend verbürgt halten. Das wirklich entscheidende war jedenfalls, daß Maria Theresia auf den erneuerten Antrag von Belderbusch und Kaunitz sich nunmehr, obgleich noch immer mit Widerstreben entschloß, am 7. April zwei Schreiben, ein officielles und ein eigenhändiges, an den Kurfürsten zu richten. Dieselben hatten den günstigsten Erfolg. Max Friedrich erklärte schon am 19. April seine Willfährigkeit und betraute Belderbusch mit der Fortführung der Verhandlungen. Nachdem dann Metternich das Dankschreiben der Kaiserin förmlich in Bonn übergeben hatte, richtete der Kurfürst am 13. Juni eine dringende Empfehlung zu Gunsten des Erzherzogs an das Domcapitel. Weder die Abmahnungen Friedrichs des Großen, noch das wenig geschickte Benehmen seines Bevollmächtigten von Emminghaus in Köln vermochten zu hindern, daß die Mehrheit des Capitels am 26. Juni den Beschluß faßte, es solle am 2. August die Frage, ob ein Coadjutor zu wählen sei, in Ueberlegung genommen werden. Als diese Frage bejaht war, fügten sich auch die meisten vormals Widerstrebenden, so daß am 7. August M. F. beinahe einstimmig gewählt werden konnte. Größeren Schwierigkeiten unterlag die Wahl in Münster. Hier war der leitende Minister nicht die Stütze, sondern der gefährlichste Gegner des Erzherzogs. Der Freiherr Franz Friedrich Wilhelm von Fürstenberg wurde nach einer 16jährigen segensreichen Verwaltung durch die Wünsche eines großen Theiles der Bevölkerung, durch eine bedeutende Partei im Capitel, ja in früherer Zeit durch die eigenen Wünsche des Kurfürsten als künftiger Nachfolger bezeichnet, zudem von den benachbarten Staaten, Holland, Hannover und vor allen von Preußen entschieden begünstigt. Indessen der Einfluß des kaiserlichen Hofes, ein Empfehlungsschreiben des Kurfürsten, die geschickten Vorbereitungen des Legationssecretärs Kornrumpf und das tactvolle Benehmen Metternich's, welcher am 25. Mai unerwartet zu Münster erschien, neigten auch hier die Wage zu Gunsten des Erzherzogs. Im Schoße des Domcapitels kam es zu den bittersten Erörterungen. Formfehler, welche die Majorität nicht vermied, gaben freilich den Anhängern Fürstenberg's zu nicht unberechtigtem Widerspruch Veranlassung. Es hätte zu gefährlichen Verwickelungen kommen können, wäre eine Beschwerde der Fürstenbergischen Partei an den Reichstag ergangen und von Friedrich II., wie es sein Minister Herzberg wollte, wirksam unterstützt worden. Aber zu einem gewaltsamen Vorgehen zeigte sich der König nicht geneigt, und Fürstenberg, zu klug und zu edel, um in einem aussichtslosen Streite den Frieden seines Vaterlandes zu gefährden, gab den Widerstand auf. Am 14. August, nachdem die

Kölner Wahl bereits erfolgt war, zeigte er in einer würdigen Erklärung dem Grafen Metternich an, „daß er und die ihm Gleichgesinnten durch ihren Beitritt die von ihren Mitbrüdern begangenen Nichtigkeiten aufheben und durch eine einhellige, rechtliche Wahl ihrem Bischofe den von ihm begehrten Coadjutor geben wollten". Am 16. August vereinigten sich dann alle Stimmen zu Gunsten Maximilians.

Auf die Nachricht von der Wahl begab sich der Erzherzog im September 1780 an den Rhein und empfing am 4. October zu Bonn inmitten glänzender Feste die Glückwünsche der Domcapitel von Köln und Münster, des Clerus und der Stände. Die Würde und Bescheidenheit seines Benehmens, die Fähigkeiten und Kenntnisse, die man an ihm bemerkte, zudem die reichen Geschenke, die er austheilte, machten auf den Kurfürsten und die künftigen Unterthanen den günstigsten Eindruck. Am 16. October begab er sich vom Rheine nach Mergentheim, um die durch den Tod seines Onkels Karl von Lothringen († 4. Juli 1780) ihm zugefallene Regierung am 23. October in einem Ordenscapitel feierlich zu übernehmen. Einer der fähigsten Bonner Beamten, der Hofkammerrath Boosfeld, der ihn im März 1784 in Mergentheim aufsuchte, berichtet mit Erstaunen und Bewunderung über die Einfachheit seines Auftretens, über seine Arbeitsamkeit und Ordnungsliebe und über die strengen Anforderungen, die er im Geschäftsgange an sich wie an andere stellte. Immer behielt er auch eine Vorliebe für den Orden, verweilte gern in Mergentheim, uud die zahlreichen Acten im Deutschordensarchiv zu Wien beweisen, daß er niemals aufgehört hat, den Ordensangelegenheiten eine thätige Sorgfalt zu widmen. Freilich ließ er sich dadurch nicht abhalten, von Zeit zu Zeit in die große Welt zurückzukehren, besonders nach Wien, wo er bei seinem Bruder Joseph stets ein gern gesehener Gast war. In Wien verweilte er im Frühjahr 1782 während der Anwesenheit Pius' VI., der ihm großes Wohlwollen bezeigte und sogar den Cardinalshut anbot. Im Frühling 1783 finden wir ihn bei seinem Bruder Leopold in Florenz und bei seiner Schwester,. der Königin Karolina in Neapel. Im folgenden Jahre, als er sich wieder in Wien befand, kam ihm am 21. April die Nachricht zu, daß Maximilian Friedrich am 15. April verschieden sei. Rasch entschloß er sich zur Abreise; am 3. Mai erging aus Bonn das erste Manifest an seine Unterthanen; am 6. August wurde er feierlich im Dom zu Köln als Erzbischof und Kurfürst, am 12. Octbr. auch zu Münster als Fürstbischof inthronisirt. Vom Papste hatte er die Erlaubniß erhalten, den Empfang der Weihen zehn Jahre zu verschieben. Kaiser Joseph schreibt jedoch schon am 23. Juli 1780: „Will mein Bruder geistlich werden, so muß er auch alles thun, um ein ausgezeichneter Bischof zu sein. An seiner Stelle würde ich die Weihen und sogar die Priesterweihe sogleich nehmen". Diesem Rathe folgte M. F. Vom 29. Novbr. bis zum 20. Decbr. 1784 theilte er im Priesterseminar zu Köln, wie noch jetzt eine dort befindliche Inschrift aussagt, alle Uebungen der Alumnen, empfing darauf von dem päpstlichen Nuntius Bellisomi in dessen Hauskapelle zu Köln die Priesterweihe und am 8. Mai 1785 von Clemens Wenceslaus, Erzbischof von Trier, in der Münsterkirche zu Bonn die bischöfliche Consecration.

Bald bemerkte man im Kurfürstenthum, wie die Regierung mit dem neuen Regenten eine neue Gestalt annahm. M. F. war in der Schule Josefs II. gebildet; er hatte auch in dem Großherzog von Toscana das Vorbild eines thätigen, scharfsichtigen Fürsten vor Augen, dessen klug berechnende Mäßigung ihn noch mehr zur Nachahmung reizte, als die sich überstürzende Heftigkeit des ältesten Bruders. Seine verschiedenen Territorien fand er in sehr verschiedenem Zustande: im Gebiet des deutschen Ordens hatte er selbst seit 1780 die Geschäfte geleitet; auch Münster erfreute sich nach der langjährigen

Verwaltung Fürstenberg's einer bis dahin niegesehenen Blüthe. Dieser ausgezeichnete Mann war zwar, bald nachdem die Wahl des Erzherzogs erfolgt war, von seinem Ministerposten zurückgetreten, aber die beibehaltene Stelle eines Generalvicars setzte ihn nach wie vor in den Stand, in der Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten, insbesondere des Schulwesens, jene segensreiche Wirksamkeit zu entfalten, die seinen Namen weit über die Grenzen des Landes hinausgetragen hat. Ein leitender Minister war nicht wieder ernannt worden; die unter Fürstenberg gebildeten Männer führten die Regierungsgeschäfte in seinem Geiste weiter. Sein Verhältniß zu dem neuen Landesherrn blieb freilich immer ein gespanntes, besonders nachdem die Wahl seines Bruders Franz Egon zum Coadjutor für Paderborn am 12. Juni 1786 eine Hoffnung Maximilians vereitelt und neues Mißtrauen geweckt hatte. Der Kurfürst ließ nicht selten Vorschläge Fürstenberg's unbeachtet und empfand es unwillig, daß er diesen niemals für seine kirchlichen Ansichten gewinnen konnte, aber im Ganzen war er verständig genug die Grundsätze des auch ihm verehrungswürdigen Gegners nach wie vor in Anwendung zu bringen. Anders in Köln. Hier war unter einem Kurfürsten, der selbst den Geschäften fremd blieb, beinahe ebenso schlecht, wie in Münster vortrefflich regiert worden. Belderbusch, obgleich für seine Dienste bei der Wahl mit dem Grafentitel und andern Geschenken reichlich belohnt, hatte doch schon bei Maximilians Anwesenheit 1780 empfinden müssen, daß sein Einfluß die Regierung Max Friedrichs nicht überdauern würde. Er starb gerade rechtzeitig, drei Monate vor dem Kurfürsten, am 2. Januar 1784. Das kurkölnische Land war also der eigentliche Schauplatz und der fruchtbarste Boden für die Thätigkeit des neuen Regenten. Zunächst im Finanzwesen. Statt der früheren Pracht wurde alsbald bei Hofe wie im Staatshaushalt eine strenge Oekonomie zur Regel. Manche wollten sie sogar zu streng finden. Jungen, aufstrebenden Talenten — es sei hier nur an Fischenich, die Maler Kügelgen und an Beethoven erinnert — ist jedoch in zahlreichen Fällen die Unterstützung des Kurfürsten zu gute gekommen. M. F. betrachtete sich als ersten Diener des Staates. Er öffnete die einlaufenden Briefe selbst; auf der geheimen Kanzlei hatte er wie jeder andere Beamte sein Arbeitspult. Auch über Gnaden- und Beförderungsangelegenheiten entschied er nicht eigenmächtig, sondern nach dem Gutbefinden einer Commission; und als es sich bei einer Berathung um Ansprüche des deutschen Ordens im kurkölnischen Gebiete handelte, enthielt er sich, vielleicht ebenso klug als gewissenhaft, der Abstimmung, um sich nicht bei seiner entschiedenen Vorliebe für den Orden der Gefahr, parteiisch zu urtheilen, auszusetzen. Täglich von 8 bis 9 Uhr gab er Audienz, zu welcher jeder ohne Unterschied des Ranges zugelassen wurde. Ueberhaupt suchte der Kurfürst den Unterschied und die Scheidung der Stände wenigstens zu mildern. Nicht mehr Geburt sondern Verdienst sollte entscheiden. Für jede Anstellung war eine Prüfung erforderlich. Am wenigsten wollte er dulden, daß bloße Titularbeamte die Einkünfte bezögen und von andern die Arbeit verrichten ließen. Alles was er vornahm und insbesondere die Sammlung seiner Verordnungen zeugt von einem wohlwollenden, meistens auf das unmittelbar Nützliche gerichteten Sinn. Feuerpolizei und Waldschutz waren Gegenstand einer eifrigen Sorge. Das Gefängnißwesen wurde verbessert (30. December 1785), in Criminalsachen die Praxis gemildert, die Tortur schon am 6. Juli 1784 von der vorgängigen Genehmigung des Landesherrn abhängig gemacht. Im Juni 1786 trat das neu errichtete Oberappellationsgericht in Thätigkeit. Die von dem Geheimen Referendarius Josef Cramer von Clauspruch entworfene Geschäfts- und Proceßordnung vom 3. Juni galt als musterhaft. Der Kurfürst hatte tüchtige Beamte zur Seite: für den deutschen Orden den Statthalter Grafen Christian zu Erbach, den Staats- und Conferenzminister Freiherrn von Forstmeister und den geheimen Referendar Franz Jacob

v. Breuning, in Münster außer Fürstenberg die geheimen Räthe Adam Franz Wenner, Johann Gerhard Druffel und Maximilian Forkenbeck, in Kurköln den Minister Johann Christian Freiherrn von Waldenfels und die geheimen Referendare Josef Wilhelm von Bersword für die weltlichen und Karl Josef von Wrede für die geistlichen Angelegenheiten. Aber die Seele der Verwaltung war er selber; zu ordnen und zu schaffen war ihm eine Lust. Nicht, daß ihm alles gelungen wäre. Er hütete sich zwar, in den ungestümen, rücksichtslosen Eifer seines Bruders Josef zu verfallen, aber es blieb doch nicht aus, daß seine Neuerungen Anstoß erregten; insbesondere konnte der Adel den Verlust mancher bis dahin mühelos ihm zu theil gewordener Vorrechte nicht verschmerzen. Er rächte sich durch spöttische Worte, auch wohl durch Klatschgeschichten, welche die Sittlichkeit des Kurfürsten verdächtigten, die sich aber meistens bei der ersten ruhigen Erwägung als Fabeln erweisen. Bei dem Volke war M. F. unstreitig sehr beliebt, ja er gehörte zu den populärsten Regenten in Deutschland. In den „Erinnerungen aus dem Jahre 1790" hat Georg Forster erzählt und Chodowiecki dargestellt, wie der „menschenfreundliche Fürst" einer Marktfrau behülflich ist, ihren schweren Korb auf den Kopf zu heben. Und in demselben Jahre, bei der deutschen Kaiserwahl bereiteten ihm die Frankfurter einen herzlicheren Empfang als allen übrigen Fürsten und sogar dem Kaiser. Noch lange nach seinem Tode war sein Andenken und sogar die Liebe zu ihm besonders unter der Landbevölkerung lebendig, und wenn sich in dem ehemals kölnischen und im Münster-Lande die Anhänglichkeit an das österreichische Kaiserhaus so lange erhalten hat, so ist dies nicht zum wenigsten der Regierung des letzten Kurfürsten zuzuschreiben.

Am meisten nach außen hin trat Maximilians reformirende Thätigkeit auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens hervor, freilich oftmals nur fortsetzend, was unter der vorigen Regierung bereits begonnen war. Zu den Freidenkern darf man ihn nicht zählen. Er hat sein ganzes Leben hindurch Verehrung für die Grundsätze gezeigt, welche ihm von seiner frommen Mutter eingeprägt waren. Aber er fühlte sich auch der geistlichen Gewalt gegenüber mehr als Landesherrn denn als Erzbischof; die Strömung der Zeit und das Beispiel seines Bruders trieben ihn fort zu Reformen, die man nicht unterschätzen darf, und zu Mißgriffen, die bei einem meist so billigen, klaren Urtheile unter anderen Verhältnissen kaum begreiflich wären. Wir können den Streit, der sich an den Namen „Febronius" knüpft, hier nicht im einzelnen darstellen. Er füllte schon die Regierungszeit Max Friedrichs, erhielt aber neue Lebhaftigkeit, als der Bruder Kaiser Josefs in die Reihe der geistlichen Kurfürsten eintrat, die den Jurisdictionsrechten des Papstes und seiner Nuntien widerstrebten. Nach der Errichtung der neuen Nuntiatur in München am 14. Febr. 1785 mag M. F. nicht wenig zu dem kaiserlichen Schreiben beigetragen haben, welches sich am 12. Octbr. so entschieden für die Ansprüche der Erzbischöfe aussprach. Den Höhepunkt dieser Streitigkeiten bildeten bekanntlich die Punktationen des Emser Congresses vom 25. Aug. 1786. M. F. war dabei durch den münsterischen geistlichen Geheimen Rath Georg Heinrich von Tautphöus vertreten. Er säumte auch nicht von den durch die Punktationen den Erzbischöfen zugesprochenen Vollmachten mit Uebergehung der Kölner Nuntiatur Gebrauch zu machen, und vornehmlich gegen ihn richtete sich das Schreiben des Nuntius Pacca, welches am 30. Novbr. 1786 die von den Erzbischöfen eigenmächtig ertheilten Ehedispensen für ungültig erklärte.

Den Ansichten, die von Seiten des Kurfürsten in diesem Streite zu Tage traten, entsprachen auch andere Maßregeln, insbesondere die Erhebung der im Jahre 1777 gestifteteten Bonner Akademie zu einer eigentlichen Universität. Auch dieser Plan war bereits unter Maximilian Friedrich angeregt, ja der Ausführung nahe gebracht, aber M. F. ergriff ihn mit einem Eifer und widmete

ihm Hülfsmittel, welche die Regierung seines Vorgängers schwerlich gefunden hätte. Gleich in den Jahren 1784 und 1785 setzte er sich mit dem Akademierath in eine lebhafte Correspondenz, und noch raschere Förderung erhielt das Unternehmen, seitdem am 26. Juli 1786 Franz Wilhelm Freiherr von Spiegel zum Diesenberg zum Präsidenten der Akademie ernannt worden war. Am 20. Nov. 1786 konnte die Inauguration der Universität stattfinden; der Kurfürst selbst hielt die Eröffnungsrede. Es gelang, zu den früheren eine Anzahl neuer tüchtiger Lehrer zu gewinnen; hier seien von jenen nur Daniels und Rougemont, von diesen Fischenich und Wegeler genannt. Bald gelangte die junge Universität auch im übrigen Deutschland zur Anerkennung; nur mit der alten stadtkölnischen lag sie in beständiger Fehde, so sehr, daß eine kurfürstliche Verordnung vom 10. Aug. 1789 allen, die zu Köln studirt hätten, jede Hoffnung auf ein geistliches oder weltliches Amt in den kurfürstlichen Landen absprach. Vieles mangelte freilich auch der Bonner Universität, besonders auf dem Gebiete der Philologie; es hat mehrere Jahre gedauert, ehe man nur die Typen des griechischen und hebräischen Alphabets beschaffen konnte. Aber einer der besten Kenner westfälischer Verhältnisse, Seibertz, bezeugt gewiß nicht mit Unrecht, daß Westfalen der neuen Anstalt vielleicht mehr Schriftsteller, besonders in juristischer Hinsicht verdankt habe als allen früher besuchten Universitäten. Die meisten Vorträge und die von Seiten der Universität zahlreich veröffentlichten Abhandlungen tragen freilich öfter, als nöthig oder vortheilhaft, den Stempel der febronianischen Bestrebungen. Auch auf dem Gebiete des niederen Schulwesens, wo Spiegel die schon unter Max Friedrich entwickelte Thätigkeit eifrig fortsetzte, mag es an Takt- und Rücksichtslosigkeiten nicht gefehlt haben; das läßt schon der Charakter der Zeit wie des Mannes erwarten. Aber einen entschiedenen Fortschritt der geistigen, wie der socialen Entwickelung wird man weder in Münster noch in Kurköln verkennen dürfen.

In der Geschichte der Rheinlande erscheint es als ein ganz besonderes Unglück, daß in eine Zeit so schöner Hoffnungen der Sturm der französischen Revolution zerstörend hineinbrach. Ein Vorbote, freilich ganz eigenthümlicher Art, war der Aufstand der belgischen Niederlande gegen Joseph II. Im November 1789 kam in Folge dessen, aus Brüssel vertrieben, die Statthalterin Maria Christina nach Bonn und erhielt von ihrem Bruder das Schloß Poppelsdorf zum Aufenthalt. Sicher billigte M. F. ebensowenig wie seine Schwester das unbesonnene Vorgehen des Kaisers, den nur der Tod (am 20. Febr. 1790) vor noch schwererem Unheil bewahrte. Die Wahl seines Bruders Leopold II. wurde zu einem Familienfeste des österreichischen Hauses. Der König und die Königin von Neapel hatten im Sommer der Krönung Leopolds zum König von Ungarn in Pest beigewohnt, im Herbste folgten sie ihm nach Deutschland, trafen mit M. F. in Mergentheim zusammen und begleiteten ihn dann nach Frankfurt, wo am 30. September die Kaiserwahl, am 9. October die Krönung erfolgte. Der neue Kaiser wußte durch Mäßigung und Klugheit die Fehler seines Vorgängers zum Theil wieder gut zu machen. Er wandte die Gefahren ab, die ihm von Seiten Preußens drohten, und setzte sich wieder in Besitz der Niederlande. Auch der schon zwei Jahre währende Aufstand der Lütticher gegen ihren Bischof Constantin Franz von Hoensbroek wurde im Januar 1791 durch österreichische und Reichs-Truppen unterdrückt. M. F. hatte dabei als Mitdirector des westfälischen Kreises einen Eifer gezeigt, der besser einer besseren Sache gewidmet worden wäre. Jetzt gab er dagegen dem wiedereingesetzten Fürsten die weisesten, leider nicht befolgten Rathschläge, durch Milde und Mäßigung das Vertrauen seiner Unterthanen wieder zu gewinnen. Leicht hätte er nach dem Tode des Bischofs (am 3. Juni 1792) auch den bischöflichen Stuhl von Lüttich erlangen können, aber er verzichtete weislich auf den Erwerb eines neuen, von so vielen

Seiten gefährdeten Besitzthums. Denn auch Kaiser Leopold hatte den Krieg mit der Revolution von Deutschland nicht abwenden können. Das gewaltsame Vorgehen der Franzosen im Elsaß und von der anderen Seite das völkerrechtswidrige Verfahren, welches die Emigranten unter dem Schutze des Kurfürsten von Trier an der Grenze sich gestatteten, machten einen Zusammenstoß unvermeidlich. Der Kaiser starb schon am 1. März 1792. Gegen seinen Sohn und Nachfolger erging am 20. April die französische Kriegserklärung, und kaum war Franz II. am 14. Juli in Frankfurt zum Kaiser gekrönt, als die verbündeten Heere von Oesterreich und Preußen sich zu einem Einfall in Frankreich anschickten. Das Benehmen Maximilians während dieser Jahre zeugt von kluger Mäßigung und Festigkeit. Als Kurfürst und als Oberhaupt des deutschen Ordens erklärte er sich auf dem Reichstage scharf gegen die Uebergriffe der französischen Nationalversammlung, aber als Grenznachbar vermied er vorsichtig Alles, was als Beleidigung der Franzosen gelten konnte. Die Emigranten erhielten nicht mehr, als durchaus nöthig. Nach einer Verordnung vom 11. April 1792 durfte keine Stadt mehr als zwanzig bis höchstens dreißig in ihrem Bereiche dulden, kein Emigrantencorps bewaffnet durch das Erzstift ziehen, Waffenübungen oder Werbungen vornehmen. Als eine Compagnie bewaffneter Emigranten in Andernach sich einquartierte, wurde sie sofort über die Grenze gewiesen. Persönlich hatte der Kurfürst von der Revolution im eigenen Lande nichts zu fürchten; er ließ ungehindert alle Nachrichten aus Paris und die fremden Zeitungen in der Bonner Lesegesellschaft, die er öfters selbst besuchte, bekannt werden. Begreiflicherweise trat aber doch in dem Geiste der Regierung eine Aenderung, in den Reformen ein Stillstand ein; der Streit gegen die Nuntien, obgleich in der Wahlcapitulation Leopolds II. noch erwähnt, kam mehr und mehr in Vergessenheit; von der Universität nahmen im J. 1791 die beiden Professoren, welche zu Ausstellungen den meisten Anlaß gegeben hatten, Eulogius Schneider und Dereser, den Abgang. Aber keine Maßregel im Innern konnte den Sturm von Außen beschwichtigen. Schon im Herbst 1792, nach der unglücklichen Wendung des Feldzugs in der Champagne, als auch Mainz am 21. October sich schmachvoll den Franzosen überliefert hatte, schien das gesammte linke Rheinufer wehrlos dem Feinde preisgegeben. Der Kurfürst von Trier begab sich schon an dem genannten Tage von Koblenz nach Bonn und nach kurzer Rast auf das rechte Rheinufer. Auch in Bonn dachte man an Flucht; das Archiv und sämmtliche Werthsachen wurden eingepackt, und Schiffe, um sie aufzunehmen, in Bereitschaft gehalten. Der Kurfürst selbst entfernte sich am 22. October aus seiner Residenz, kehrte jedoch bald zurück, da mit dem rechtzeitigen Eintreffen der Preußen in Koblenz Anfangs November die Gefahr vom Oberrhein her verschwunden war. Aber sie kam von einer anderen Seite. Dumouriez' Sieg bei Jemappes am 6. November brachte bald die gesammten Niederlande, Mitte Decembers sogar Aachen in die Gewalt der Franzosen. Man mußte besorgen, sie bald auch in Köln und Bonn zu sehen. Dies und vielleicht noch mehr das ihm äußerst mißfällige Benehmen der Oesterreicher in seinem Lande bewogen den Kurfürsten, am 21. December nach Münster abzureisen, wo er den Winter verlebte. Unablässig bemühte er sich, wie es der Briefwechsel mit seinem Freunde, dem Hofmarschall Freiherrn v. Schall, beweist, auch von dort aus, die Bedrückung des kölnischen Gebietes wenigstens zu lindern. Zugleich zeigt er in diesen Briefen das richtigste Verständniß für die Gefahren der Zeit und für die verfehlten Maßregeln, welche besonders die geistlichen Kurfürsten in eine so üble Lage gebracht hatten. Nur freilich die Einsicht fehlte ihm, daß ein eifriges Zusammenwirken aller Reichsstände zum Schutze Deutschlands unerläßlich sei; sein Hauptbestreben ging dahin, sich so wenig als irgend

möglich an dem Kriege zu betheiligen. Nachdem am 23. November 1792 vom Reichstag die Ausrüstung eines Triplums der Reichscontingente beschlossen war, hätte Köln etwa 3200 Mann stellen müssen. Diese waren aber bei weitem nicht vorhanden; der Kurfürst wünschte, das Fehlende durch Geld abzukaufen, und war nicht wenig bestürzt, als er von Oesterreich und Preußen, an die er sich wegen einer Contingentsvertretung gewandt hatte, eine durchaus abschlägige Antwort erhielt. Um die nöthige Truppenzahl aufzubringen wurde Mitte Februar ein außerordentlicher Landtag berufen, der aber zum großen Mißfallen des Kurfürsten ohne Ergebniß blieb. Nicht mehr leistete der gleich nach Ostern einberufene ordentliche Landtag. Die Städte traten auf demselben mit einem Antrag auf gleiche Vertheilung der Steuern hervor, und der Kurfürst zeigte sich bereit, die Kammergüter mit in Anschlag zu bringen. Aber Adel und Geistlichkeit weigerten ihre Zustimmung, und nur der Kurfürst that am Ende doch noch etwas, indem er Rekrutirungen anordnete, die vorhandenen Truppen zur kaiserlichen Armee abgehen ließ und dem Prinzen von Coburg, der dieselbe befehligte, aus eigenen Mitteln die bedeutende, niemals zurückgezahlte Summe von 650,000 Gulden vorstreckte. Die Kämpfe bei Aldenhoven und Neerwinden am 1. und 18. März brachten noch einmal die Niederlande in österreichischen Besitz; der Kurfürst kehrte am 21. April von Münster nach Bonn zurück und konnte im Sommer mit Befriedigung vernehmen, daß ein kölnisches Bataillon von 600 Mann neben münsterischer Artillerie bei der Einnahme von Valenciennes (28. Juli) nützliche Dienste geleistet hatte. Aber die Uneinigkeit der Coalition ließ den Franzosen Zeit, sich aus ihrer fast verzweifelten Lage wieder aufzuraffen und im Sommer 1794 entschied die Schlacht bei Fleurus am 26. Juni auf beinahe 20 Jahre das Uebergewicht der französischen Waffen in Europa. Ohne eigentliche Niederlage, aber zu schwach, um dem Feinde Stand zu halten, wichen die Oesterreicher unter Coburg, dann unter Clerfayt bis an den Rhein und Anfangs October bei Köln hinter den Rhein zurück. Mit dem äußersten Mißfallen hatte der Kurfürst diese Ereignisse verfolgt. Er gab sich der damals vielverbreiteten, obwol irrigen Ansicht hin, daß Belgien von den Oesterreichern absichtlich ohne Noth preisgegeben sei. Sowol nach Wien als an die österreichischen Generale richtete er die bittersten Klagen und weigerte jede fernere Unterstützung. Ende September war an Widerstand nicht mehr zu denken; Bonn füllte sich mit Flüchtigen, welche das rechte Rheinufer zu gewinnen suchten. Am 2. October Nachmittags 3 Uhr verließ auch der Kurfürst, Thränen in den Augen, mit segnender Hand die Stadt, die er niemals wiedersehen sollte. Er setzte auf der Schiffbrücke über den Rhein, nahm, mehrmals von den Colonnen der rückziehenden Oesterreicher aufgehalten, seinen Weg nach Münster, von da nach Frankfurt und gelangte in der ersten Hälfte Decembers nach Mergentheim, das von jetzt seine Residenz und der Mittelpunkt seiner Regierung werden sollte. Der Minister v. Waldenfels und die geheimen Referendare Verswordt und Wrede hatten ihn dahin begleitet; der Hofmarschall v. Schall blieb zunächst in Bonn und wurde später zu diplomatischen Sendungen verwandt. Denn man darf nicht glauben, daß mit dem Verlust des linken Rheinufers die Regierungsthätigkeit des Kurfürsten ein Ende genommen hätte. Das Bisthum Münster war noch gar nicht, das Gebiet des deutschen Ordens zu geringem Theile vom Kriege berührt, selbst von dem Kurfürstenthum Köln lag der größere Theil, insbesondere das Herzogthum Westfalen, auf dem rechten Rheinufer. Nach der Hauptstadt dieses Landes, nach Arnsberg, verlegten das Domcapitel, das Officialat, das Revisionsgericht und die ständische Obersteuerkasse ihren Sitz, die Regierung kam nach Recklinghausen, die Hofkammer nach Brilon. Einige ruhige Monate gaben Zeit, Ordnung in die neue Organisation zu bringen. Den Franzosen fehlte die Kraft, den Rhein zu überschreiten, und auch Clerfayt konnte sich trotz bedeutender Ver-

stärkungen, trotz der dringendsten Mahnungen, die ihm von Wien aus zugingen, zu einem energischen Angriff nicht ermannen. Man hörte sogar von Friedensunterhandlungen. In der That standen sich auf dem deutschen Reichstage zwei Parteien gegenüber, die eine unter dem Vorgange Oesterreichs für eine kräftige Fortsetzung des Krieges wirkend, die andere mit Anlehnung an Preußen zum Frieden mit Frankreich geneigt. Der Kurfürst, obgleich österreichischer Erzherzog, gehörte keineswegs zu den Reichsständen, auf die der Wiener Hof mit Sicherheit zählen konnte. Als der Kaiser am 13. August 1794 statt des zwei Jahre früher bewilligten Triplums das Quintuplum, also eine Reichsarmee von 200,000 Mann forderte, wurde dasselbe am 13. October zwar bewilligt, aber von allen Reichsständen hatte keiner sich so bitter über die Politik und Kriegführung des Wiener Hofes ausgesprochen, als M. F. in einem Schreiben an den Reichsvicekanzler Fürsten Colloredo vom 29. August. Am 24. October stellte der Kurfürst von Mainz den in Wien äußerst mißfälligen Antrag, Frankreich den Frieden auf der Grundlage des früheren Besitzstandes anzubieten. Auch jetzt stimmte Kurköln nicht, wie der Kaiser wünschte, und der Unwille des leitenden österreichischen Ministers stieg noch höher, als M. F. zu Anfang des folgenden Jahres und sogar nach dem von Preußen zu Basel am 5. April abgeschlossenen Separatfrieden die preußische Vermittlung für Unterhandlungen mit Frankreich in Anspruch nehmen wollte. In den Briefen an den Grafen Franz Colloredo findet Thugut kaum Worte genug, seinem Aerger Ausdruck zu geben. „Der Kurfürst von Trier", schreibt er im Juni, „versucht umsonst den Kurfürsten von Köln zu bekehren, der, weil er ein Erzherzog ist, und weil seine Erhebung zum Kurfürsten der Monarchie zwei oder drei Millionen gekostet hat, darauf besteht, gegen die Absichten des Kaisers zu stimmen und auf dem Reichstage die Vermittlung und die guten Dienste Preußens anzuflehen". . . . „O, wenn unsere Maria Theresia, die doch nur eine Frau war, ihr Haupt aus dem Grabe erheben und das alles ansehen könnte!" Umsonst versuchte Graf Lehrbach, der im Juni mit einer Sendung an den Reichstag beauftragt war, den Kurfürsten umzustimmen. M. F. spricht in einem Briefe an seinen Comitialgesandten, den Freiherrn v. Karg, am 26. Juni die Ansicht aus, daß das Reich für die Wiedereroberung der Niederlande den Krieg nicht fortzusetzen brauche, und bemerkt am folgenden Tage in einem Briefe an Lehrbach unter bittern und höhnischen Aeußerungen gegen den Wiener Hof: „wenn Preußen sich auch durch den Baseler Frieden sehr ins Unrecht gesetzt habe, so müsse man doch bei einem so mächtigen Reichsstande, dessen bona officia sich leicht in mala officia verwandeln könnten, die Staatsklugheit eintreten lassen. Ein Krieg mit Preußen würde jetzt der Untergang des Reiches sein, besonders der katholischen Stände." „O! Kinder Maria Theresias", ruft Thugut (6. Juli) aus, „wie erkennt man in Eurer Kleinlichkeit den großen Charakter Eurer Mutter?" Man wird es dem österreichischen Minister nicht verdenken, wenn er, besonders nachdem die preußische Demarcationslinie beinahe die Hälfte des Reiches in Unthätigkeit versetzt hatte, über die Lässigkeit der Reichsstände zürnt. Aber es ist zu viel, wenn er verlangt, daß der Kurfürst von Köln sich nur als österreichischen Erzherzog und nicht als Fürsten seiner Länder fühlen sollte, die eben zu jener Zeit nicht weniger auf Preußen als auf Oesterreich angewiesen waren. Aus den mit großer Bitterkeit geführten Verhandlungen des Reichstages ging am 3. Juli ein Reichsgutachten hervor, welches dem Kaiser vornehmlich, aber doch unter beihülflicher Verwendung Preußens die Einleitung eines anständigen Friedens auf Grundlage der Reichsintegrität übertrug. Ehe aber die lässig geführten Verhandlungen nur den Anfang eines Ergebnisses erreichten, kam der Krieg wieder zum vollen Ausbruch. Die Franzosen hatten am

6. September bei Düsseldorf, am 15. bei Neuwied, am 20. bei Mannheim den Rhein überschritten. Unbeschreiblich war bei ihrem raschen Vordringen das Entsetzen am Oberrhein. Wer fliehen konnte, floh hinter die preußische Demarcationslinie oder in die Ferne, die Fürsten zuerst. M. F. war dieser traurigen Nothwendigkeit durch eine Reise überhoben, die er im August über Arnsberg nach Münster angetreten hatte, wo er am 6. September unter Assistenz der Bischöfe von Sens und Limoges drei Bischöfe consecrirte: den Domherrn Caspar Max von Droste-Vischering zum Weihbischof für Münster, den Freiherrn v. Lüning zum Fürstbischof von Corvey und den Herrn v. Gruben zum Weihbischofe für Osnabrück. Erst als die Gefahr in Süddeutschland durch die Siege Clerfayt's bei Bergen und Mainz (11. und 29. October) und die Rückeroberung Mannheims (22. November) geschwunden war, kehrte er über Frankfurt nach Mergentheim zurück.

In einem Briefe vom 31. December 1795 an die Gemahlin des Hofmarschalls v. Schall fügt der Kurfürst den allgemeinen Wünschen den besonderen hinzu, daß das kommende Jahr sie beide wieder in die rheinische Heimath zurückführen möge. Aber diese Hoffnung wurde auf schreckliche Weise durch den wiederausbrechenden Krieg getäuscht. Die Siege Bonaparte's in Italien schwächten auch das Heer des Erzherzogs Karl in Deutschland dermaßen, daß er vor den Armeen Jourdan's und Moreau's, welche am 15. und 24. Juni bei Neuwied und Straßburg den Rhein überschritten hatten, den Rückzug antreten mußte. Wieder ergoß sich die Fluth der fremden Dränger verheerend über Süddeutschland, und beinahe noch schlimmer hausten sie, als der Sieg des Erzherzogs bei Würzburg am 3. September sie zu eiliger Rückflucht nöthigte. Wie andere süddeutsche Fürsten hatte auch M. F. beim Anrücken der Franzosen am 18. Juli seine Residenz verlassen. Er verweilte bis zum November in Leipzig und kehrte dann nicht in das verwüstete Mergentheim, sondern zunächst nach Frankfurt zurück. Die glückliche Wendung des Krieges in Süddeutschland konnte den Siegeszug Bonaparte's gegen Wien nicht aufhalten. Anfangs April 1797 stand er in der Nähe der österreichischen Hauptstadt; wenig später gingen auch die französischen Armeen, bei Neuwied am 18., bei Straßburg am 20. April wieder über den Rhein. Aufs neue drohten die Greuel des vergangenen Jahres, als die Nachricht von den am 18. April in Leoben unterzeichneten Präliminarien zur unsäglichen Freude der Rheinlande dem Blutvergießen ein Ziel setzte.

M. F., durch die Kriegsgefahr von Frankfurt verscheucht, hatte eben dem Kurfürsten von Mainz in Aschaffenburg einen Besuch abgestattet, als ihm zwei Stunden von der Stadt auf dem Wege nach Mergentheim die Couriere begegneten, welche ihm die Nachricht des Friedens überbringen sollten. Freudig kehrte er nach Aschaffenburg zurück, um dem Kurfürsten von Mainz selbst zuerst die lang ersehnte Botschaft mitzutheilen. Nach fünfjährigen Kriegsleiden athmete man wieder auf. Die Freude steigerte sich, als man vernahm, und als kaiserliche Erlasse vom 27. April und 23. Juni bestätigten, daß in Leoben die Reichsintegrität gewahrt sei. Die Rückkehr nach Bonn schien dadurch gesichert. Die nach Arnsberg ausgewanderten Beamten rüsteten sich bereits zur Heimreise, und gewiß wäre der Kurfürst von seinen Unterthanen mit Jubel empfangen worden. Die kurkölnischen Lande am linken Rheinufer hatten seit dem October 1794 unter den Bedrückungen französischer Generale und Commissare das traurigste Dasein geführt. Die auch hier nicht ganz fehlenden Aeußerungen republikanisch-französischer Gesinnung sind so schwach und vereinzelt, daß daraus die entgegengesetzten Wünsche der übergroßen Mehrheit der Bevölkerung nur um so deutlicher zu Tage treten. Zahlreiche Documente und Correspondenzen zeigen auch, daß M. F. mit seinen linksrheinischen Unterthanen in steter Verbindung blieb, daß insbesondere

auf geistlichem Gebiet seine Regierungsthätigkeit niemals ganz unterbrochen wurde. Im Frühjahr 1797 gingen bereits Deputationen aus Bonn nach Mergentheim, um wegen der Rückkehr des Kurfürsten Verabredung zu treffen. Aber wie schmerzlich wurden auch diese Hoffnungen wieder getäuscht! Das französische Directorium hatte nicht gewagt, die von Bonaparte nach eigenem Gutdünken abgeschlossenen Präliminarien offen zu verwerfen; ebensowenig wollte es sie jedoch zur Ausführung kommen lassen, denn die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich war von den Machthabern in Paris beschlossen. Darin liegt der eigentliche Ursprung der cisrhenanischen Republik, welche im September 1797 das linke Rheinufer in so große Aufregung versetzte. Nur eine geringe Zahl bethörter, kurzsichtiger Menschen ließ sich als Werkzeug der Fremden gebrauchen; aber unter dem Schutz französischer Waffen konnten dem offenen Unwillen des Landes gegenüber in Koblenz am 14., in Köln am 17., in Bonn am 22. September die cisrhenanischen Freiheitsbäume gepflanzt werden. Mit Besorgniß und Entrüstung hörte der Kurfürst von diesem Treiben, und es war nicht seine Art, müssig zuzusehen. Nach Aussage eines seiner Beamten, des Geheimen Rathes v. Pelzer, kannte er die Namen aller Derjenigen, welche sich in Bonn bei den republikanischen Festen betheiligt hatten. Am 19. September richtete er eine Aufforderung zu gemeinsamem Handeln an den Kurfürsten von Mainz, am 20. September ein Manifest an seine Unterthanen, am 12. October ein zweites Manifest an die Bonner; auch Flugschriften ließ er verbreiten und war selbst bei ihrer Abfassung thätig. Aber was vermochten Worte und Gründe in einer Zeit, wo nur die Gewalt den Ausschlag gab? Selbst auf dem rechten Rheinufer sah M. F. seine Besitzungen eben jetzt in ganz unerwarteter Weise gefährdet. Preußen hatte im Sommer 1796 während der Unruhen des französischen Einfalls Gelegenheit genommen, wirkliche oder vermeintliche Ansprüche in Franken nicht ohne Gewaltsamkeit geltend zu machen, insbesondere zum Nachtheile des deutschen Ordens. Es kam so weit, daß preußische Truppen am 8. Januar 1797 einen Hauptsitz des Ordens, Ellingen, besetzten und noch im folgenden Sommer mit schweren Contributionen belegten. Dann mischten sich freilich die Reichsbehörden ein. Schon im Juli 1797 erließ der Reichshofrath ein in den stärksten Ausdrücken formulirtes Mandat gegen den König, der als Markgraf zu Ansbach und Baireuth „den deutschen Ritterorden unter einem überströmenden Zusammenfluß der größten Gewaltthätigkeiten seiner hergebrachten Hoheitsrechte zu Ellingen, Stopfenheim, Absberg und Eschenbach wirklich entsetzt habe." Dem König wurde „unter Strafe von 5 Mark löthigen Goldes geboten, alle landfriedensbrüchigen Befehle zurückzunehmen". Einiges wurde denn auch zurückgenommen. Aber diese Angelegenheit bildete noch im Juni 1798 auf den Berliner Conferenzen einen wesentlichen Streitpunkt für Oesterreich und Preußen, ohne daß man zu einem Abschluß gekommen wäre. Hauptsächlich hing das Schicksal des Kurfürsten von den Verhandlungen ab, welche im Anschluß an die Präliminarien von Leoben zwischen Bonaparte und den Bevollmächtigten des Kaisers in Montebello, später in Udine gepflogen wurden. Als sie sich in die Länge zogen und in immer tieferes Geheimniß hüllten, ließ der Kurfürst durch ein Rescript vom 4. October in Regensburg den Antrag stellen, den schon so lange in Aussicht genommenen Friedenscongreß nunmehr wirklich zu berufen. Der Antrag sollte am 25. October zur Berathung kommen, als die Nachricht von dem am 17. October unterzeichneten Frieden von Campo Formio dazwischen trat. In diesem Frieden waren die Präliminarien von Leoben wesentlich verändert, die Reichsintegrität aufgegeben; die festgesetzte Grenze sollte dem Laufe des Rheines bis zur Mündung der Nette, nahe bei Andernach, folgen, dann diesen Fluß hinauf durch die Eifel und nordwärts die Roer entlang nach Venlo an die Maas gelangen. Danach wären freilich Trier und Mainz auf-

gegeben, aber beinahe der gesammte kölnische Besitz auf dem linken Ufer dem Kurfürsten erhalten worden. Leider öffnete der Friede selbst schon den weiteren Uebergriffen der Fremden den Weg. Wenn Frankreich, hieß es, größere Erwerbungen in Deutschland mache, müsse Oesterreich dafür eine Compensation erhalten. Die Franzosen sahen die Abtretung des linken Rheinufers als gewiß an. Schon im December 1797, ehe noch das Reich sich erklärt hatte, ließen sie durch den Regierungscommissar Rudler das Land in Departements eintheilen sowie französische Gesetzgebung und Verwaltung einführen. Alles kam nun darauf an, wie der Congreß zu Rastatt die Entschädigungen regeln würde, welche den auf dem linken Rheinufer depossedirten weltlichen und den drei geistlichen Kurfürsten zugesagt waren. Die Abgesandten Maximilian Franz', Graf Erbach und v. Ulrich, ließen nichts unversucht, die Interessen ihres Herrn zu fördern und den auch auf dem rechten Rheinufer schwer bedrückten kölnischen Landen Erleichterung zu verschaffen, besonders nachdem der Congreß am 9. März die Abtretung des linken Rheinufers und am 4. April den Grundsatz der Säcularisationen anerkannt hatte. Genugsam belehrt, woher der Kurfürst einzig noch Schutz zu erwarten habe, schlossen sie sich enge den kaiserlichen Abgesandten Metternich, Cobenzl und Lehrbach an. Auch M. F., der im October 1797 seinen Wohnsitz von Mergentheim wieder nach Frankfurt verlegt hatte, wandte sich trotz seiner schon sehr leidenden Gesundheit in eigenhändigen Schreiben an den Kaiser und an Thugut. Im November 1798, als die Frage der Säcularisationen den Congreß nach Lehrbach's Ausdruck zu einer „Handlungsbörse“ machte, suchte er eine Vereinigung der geistlichen Reichsstände dagegen hervorzurufen. Ausführlich setzt er am 30. November dem Kaiser und dem Kurfürsten von Mainz die Nothwendigkeit auseinander; aber vergebens, denn der Kurfürst von Mainz und sein Minister Albini hatten, thöricht genug, ihre eigennützigen Hoffnungen auf die Hülfe der Franzosen gebaut. Eine höhere Macht schien freilich noch einmal die Absichten des Feindes zu vereiteln. Der im März 1799 wieder ausbrechende Krieg brachte Italien und den größten Theil der Schweiz in die Gewalt der gegen Frankreich verbündeten Mächte. Als im September die Truppen des Erzherzogs Karl sich dem Niederrheine näherten, trat auch auf dem linken Ufer die nie verläugnete Anhänglichkeit der Einwohner an den alten Landesherrn so deutlich hervor, daß die Franzosen die stärksten Maßregeln, insbesondere das berüchtigte Geißelgesetz dagegen in Anwendung brachten. Aber nochmals folgte die Enttäuschung. Die Schlacht bei Marengo, am 14. Juni 1800, Moreau's Feldzug in Deutschland und endlich die Schlacht bei Hohenlinden am 3. December machten jeden ferneren Widerstand des Kaisers unmöglich; der Friede von Lüneville am 9. Februar 1801 gab dann das linke Rheinufer auch völkerrechtlich in französischen Besitz und machte der Existenz der geistlichen Staaten ein Ende.

Alle Hoffnungen des Kurfürsten waren damit zu Grabe getragen; nur um wenige Monate hat er sie überlebt. Schon in Bonn litt er an übermäßiger Körperfülle, die er durch eine unvortheilhafte Diät — er aß sehr reichlich, trank aber nur Wasser — noch vermehrte. Im März 1795 erlitt er einen Schlaganfall, 1797 war er so stark geworden, daß er sich nur mühsam noch bewegte. Im folgenden Jahre nahm das Leiden zu; man dachte an einen Coadjutor; er selbst schrieb im März darüber an den Kaiser; sein Gesandter, Graf Erbach, und der ihm nahe befreundete Domherr v. Merveldt traten mit den kaiserlichen Gesandten in Rastatt zuerst im Juni und abermals im November in Verhandlung. Allein der Wiederausbruch des Krieges lenkte die Gedanken wieder ab. Aus Frankfurt, wo er sich nicht mehr sicher fühlte, begab sich der Kurfürst am 19. Februar 1799 nach Mergentheim, im März nach Ellingen und im folgenden Frühling, abermals durch die Kriegsunruhen verscheucht, nach Wien, wo er am 28. April

eintraf. Er wurde freundlich, ja mit Auszeichnung empfangen, bezog in dem früheren Garten des Fürsten Esterhazy eine Wohnung, gab täglich Audienzen und suchte mit den ihn begleitenden höheren Beamten die nöthigen Regierungsgeschäfte zu erledigen. Eigentlichen Einfluß besaß er in Wien wohl nicht, weil das gespannte Verhältniß zu Thugut fortdauerte; als Kurfürst und wegen der möglichen Annahme eines Coadjutors war er jedoch noch immer für den österreichischen, wie für andere Höfe ein Fürst von nicht geringer Bedeutung. Schwerlich hätte er gedacht, daß die Wuth des Krieges ihn selbst in so weiter Ferne bedrohen würde; aber nach der Schlacht bei Hohenlinden, als Moreau sich der Hauptstadt näherte, mußte er sich täglich zur Flucht nach Brünn bereit halten. Sein Zustand ließ damals schon ein baldiges Ende befürchten; ein Sommeraufenthalt in dem benachbarten Lustort Hetzendorf brachte keine Linderung. In Voraussicht seines nicht fernen Todes hatte er es dahin gebracht, daß am 6. Juni vom deutschen Orden der Erzherzog Karl zu seinem Coadjutor gewählt wurde; zum Haupterben seines sehr bedeutenden Privatvermögens setzte er am 24. Juni den Erzherzog Maximilian, Sohn seines Bruders Ferdinand, ein. Noch immer blieb die Nachfolge für Köln und Münster von großer Wichtigkeit. Diesem Umstande verdanken wir, daß Graf Keller, der preußische Gesandte in Wien, auf Befehl seiner Regierung die genauesten Nachrichten über die letzten Tage des Kurfürsten erstattet. Schon Anfang Juli deutete alles auf ein baldiges Ende. In der Mitte des Monats trat ein lethargischer Zustand ein, die Sprache war kaum noch verständlich, was aber den Kranken nicht abhielt, in leidlicheren Momenten noch immer von Geschäften zu reden. Am Abend des 26. hatte er mit gutem Appetit gespeist und bis elf Uhr Gesellschaft bei sich gesehen; eine Stunde nachher trat ein Erstickungsanfall ein, und in zwanzig Minuten, am 27. Juli, kurz nach Mitternacht der Tod. M. F. starb zu Hetzendorf, aber nicht, wie es gewöhnlich heißt, in dem Schlosse, welches zu jener Zeit von der kaiserlichen Familie eingenommen wurde, sondern in einem damals dem Grafen Seilern gehörigen Hause — es ist das Eckhaus rechts der Straße, die gerade auf das Thor des Schloßhofes führt. Rechtzeitig war der Tod des Kurfürsten erfolgt. Hätte er länger gelebt, er hätte schwerlich hindern können, daß seine noch übrigen Besitzungen, das rechtsrheinische Gebiet von Köln und das Bisthum Münster, nach der vereitelten Wahl des Erzherzogs Anton Victor theils an Preußen, theils an Hessen-Darmstadt fielen, und daß der deutsche Orden im Jahre 1809 unterdrückt wurde. Einen großen Mann, der seiner Zeit oder nur der Regierung seiner Länder den Stempel eigener schöpferischer Ideen aufgedrückt hätte, darf man M. F. nicht nennen, aber er hat vollen Anspruch auf den Namen eines thätigen, wohlmeinenden, einsichtigen Regenten, der die lange Reihe der Kölner Kurfürsten in würdiger Weise zum Abschluß brachte.

Eigene archivalische Forschungen im preußischen und österreichischen Staatsarchiv und im Archiv des deutschen Ordens zu Wien. — Arneth, Maria Theresia, sowie die zahlreichen von Arneth veröffentlichten Correspondenzen. — Vivenot, „Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen“ und die von Vivenot veröffentlichten Quellensammlungen aus der Revolutionszeit. — Mering, Die vier letzten kölnischen Kurfürsten, Köln 1842. — Ennen, Frankreich und der Niederrhein, Köln 1856. — Dohm, Denkwürdigkeiten meiner Zeit, Lemgo 1814. — Erhard, Geschichte Münsters, Münster 1837 und: Die Wahl des Kurfürsten Maximilian Franz, in Ledebur's Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates, Bd. XV, Berlin 1834. — Varrentrapp, Beiträge zur Geschichte der kurkölnischen Universität Bonn, Bonn 1868. — Galland, Franz von Fürsten-

berg und der Kurfürst Maximilian Franz in den hist.-polit. Blättern, Bd. 83, S. 190 fg. — Hüffer, Die Stadt Bonn unter französischer Herrschaft, Bonn 1863, und Rheinisch-westfälische Zustände zur Zeit der französischen Revolution, Bonn 1873. Hermann Hüffer.

Maximilian I., Kaiser von Mexico, als Erzherzog von Oesterreich: „Ferdinand Maximilian", in der Familie jedoch „Max" genannt, war der am 6. Juli 1832 in Schönbrunn geborene zweite Sohn des damaligen präsumtiven Thronfolgers, Erzherzogs Franz Karl und seiner Gemahlin Sophie, geb. königl. Prinzessin von Baiern. Die früh zu Tage getretene geistige Lebendigkeit des Prinzen machte ihn zum besonderen Liebling seiner ebenso geistvollen als energischen Mutter, welche seine Erziehung leitete, sorgfältig bemüht, dabei die in fürstlichen Kreisen gewöhnlichen pädagogischen Irrthümer zu vermeiden. Der Knabe lernte gern und leicht, zeigte auch dichterische und manche andere künstlerische Begabung, wodurch, sowie durch seinen scharfen treffenden Witz er bald die Bewunderung vieler, freilich aber in letzterer Beziehung auch die Abneigung so manches davon Verletzten erntete. Mit Vorliebe befaßte er sich mit den Naturwissenschaften und galt, namentlich im botanischen Fache, schon in sehr jungen Jahren als Fachmann. Aber auch Geschichte, besonders die seines Hauses, fesselte ihn und führte ihn zu politischen Studien; namentlich die ritterliche Gestalt seines großen Ahnherrn Maximilian I. und die Staatsklugheit des fünften Karl, „in dessen Reiche die Sonne nicht unterging", zog ihn mächtig an und erfüllte seine üppige Phantasie mit Bildern neuer Größe, als deren Vorbedingung er eine kluge, nach allen Seiten ausblickende staatsmännische Thätigkeit erkannte und daher auch anstrebte. Mit diesen Reminiscenzen und Idealen hängt auch wohl zusammen, daß er zunächst das Seewesen als seinen besonderen Beruf wählte; es war als wollte er seinem Vaterlande den jeder Großmacht unentbehrlichen Antheil an der Herrschaft über das Meer sichern. In der That wurde er durch seine diesbezügliche Thätigkeit der eigentliche Schöpfer der österreichischen Marine; die Siege Tegetthoff's, eines seiner liebsten und jedenfalls des genialsten seiner Offiziere, bei Helgoland und Lissa, wurden nur durch Maximilian's Vorarbeiten möglich. Als im Jahre 1857 die Zeit gekommen schien, im lombardisch-venetianischen Königreich die Ausnahmszustände zu beseitigen und zur Civilverwaltung zurückzukehren, ernannte der Kaiser seinen Bruder M., dessen Thatendurst ihm wohl bekannt war, zum General-Gouverneur dieses Landes; wenn er als solcher nicht Erfolg hatte und die Katastrophe von 1859 nicht abzuwenden vermochte, so dürfte dies weniger den von ihm begangenen Mißgriffen, zu denen besonders die Abschwächung der behördlichen Autorität durch einen, in Thatsachen nicht ausreichend begründeten, tadelnden und, in der irrigen Meinung damit Unbefangenheit zu beweisen, veröffentlichten Erlaß an die Beamten zu rechnen ist, als vielmehr der Kürze der ihm gegönnten Zeit, auswärtigen Einflüssen und namentlich dem Umstande zugeschrieben werden, daß von Anfang an, wie auch der gewesene Minister Graf Hartig (Bd. X, 655 f.) in seiner Denkschrift über die künftige Organisation des Königreichs offen eingesteht, die Wiener Regierung auch hier das Centralisationssystem auf die Spitze getrieben hatte und davon auch 1857 nicht abwich, ja zu dieser Zeit ohne wirkliche momentane Gefahr kaum mehr wesentlich abweichen konnte. Als nun der bekannte Neujahrsgruß die Pandorabüchse geöffnet und damit die bald darauf eingetretene Katastrophe herbeigeführt hatte, zog sich der Erzherzog, der durch die, im vergeblichen Bemühen damit den Italienern zu imponiren, in Mailand geführte luxuriöse Hofhaltung auch in seinem Vermögen wesentlich gelitten hatte, mißmuthig und hoffnungsarm in sein feenhaftes Schloß Miramare und auf seine Marinegeschäfte zurück. Diese allein konnten jedoch seinem

rastlosen Thatentrieb und seiner Phantasie nicht genügen; vergebens suchte er sich in Begleitung seiner ebenso ehrgeizigen Gemahlin, der reichgebildeten Prinzessin Charlotte von Belgien, durch neue Reisen, die er, nachdem er sich auf den canarischen Inseln von der Prinzessin getrennt hatte, diesmal bis in die südamerikanische Tropenwelt ausdehnte, zu zerstreuen; er fühlte sich unglücklich. Diese Stimmung machte sich Napoleon III., welcher in Mexico französische Geldforderungen betrieb und zugleich durch „Reorganisirung der lateinischen Race" einen neuen Nimbus anstrebte, dabei aber nach und nach in die Enge gerathen war, zu nutze; kannte er doch des Erzherzogs Empfänglichkeit für ihm dargebrachte Bewunderung, sowie seine Schwärmerei für Karl V. und für den fernen Westen nur zu gut! Nun hatte er den Mann gefunden, der statt seiner die gefährliche Action fortführen sollte! Napoleon spiegelte dem Prinzen vor, dort öffne sich ihm ein neuer Wirkungskreis; gerade er, der Nachkomme Karl's, könne dem von Bürgerkrieg zerfleischten Lande Retter und Regenerator werden! M. ging begeistert auf den Gedanken ein, vorausgesetzt, daß ihn das mexicanische Volk selbst berufen werde, eine Bedingung, deren Erfüllung dem Taschenspieler des allgemeinen Stimmrechtes nicht schwer fallen konnte. Eine Deputation von Notabeln überbrachte dem Erzherzog das Plebiscit und schon im April 1864 verließ dieser — gegen den Rath seiner Familie und seiner Freunde — nachdem er all seinen Rechten in Oesterreich entsagt hatte, mit seiner Gemahlin das Vaterland. Die Enttäuschung erfolgte bereits bei seiner Ankunft in Veracruz am 28. Mai 1864; der neue Kaiser aber, seines edlen Willens sich vollbewußt, hoffte durch rastlose Bethätigung desselben das Volk doch zu gewinnen. Allein gerade die Schritte, die dazu führen konnten und sollten: die Emancipation von französischem Einfluß, die Opposition gegen die übermäßigen Ansprüche der Franzosen und die Zurückweisung des herrschsüchtigen mexicanischen Clerus, beraubten ihn der Unterstützung derer, die ihn gerufen hatten, während zur erfolgreichen Durchführung seiner Reformpläne ein Menschenalter erforderlich gewesen wäre. So vereinsamte das edle Fürstenpaar immer mehr. Das Ende des nordamerikanischen Bürgerkrieges verschlimmerte Napoleon's bedenkliche Lage, aus der er sich durch Preisgebung Maximilian's zu retten suchte. Vergeblich ging die Kaiserin selbst nach Europa, den Verführer ihres Gemahls an sein Wort zu mahnen; mit der dem Neffen nach seinem Vorbilde eignen Kälte wies er sie von sich ab und stieß sie in die Nacht des Wahnsinns. M. aber mußte inzwischen seine Stellung mit Waffengewalt zu retten suchen, er und die immer kleiner werdende Schaar seiner Getreuen wehrten sich heldenmüthig wider die für ihre Unabhängigkeit kämpfenden Republikaner; allein noch ehe deren Uebermacht den Kaiser erdrückt hatte, fiel derselbe durch Verrath in die Hände seiner Feinde. Präsident Juarez stellte ihn vor ein Kriegsgericht, welches — nur den strengen nationalen Standpunkt sich vor Augen haltend — ihn als Usurpator zum Tode verurtheilte. Am 19. Juni 1867 hauchte M. auf der Höhe von Queretaro von mehreren Kugeln des Executionspelotons durchbohrt, seine edle Seele aus, noch im Tode ein Held, weil seine Schuld: das Verlassen des Vaterlandes um einer ihm nicht gebührenden Krone willen, auf einem edlen Irrthum beruhte und er sie mit dem Tode büßte.

S. des Erzherzogs eigene Schriften: „Mein erster Ausflug. Wanderungen in Griechenland" Leipzig 1868, dann „Aus meinem Leben. Reiseskizzen, Aphorismen, Gedichte" 7 Bände, Leipzig 1867, beide Werke für den Handel bestimmte Wiederabdrücke der von dem Verfasser seinerzeit nur als Manuscript für Freunde veranstalteten 1. Auflage, aus welcher nur einige scharfe Ausfälle auf hohe Zeitgenossen weggelassen wurden; ferner: Gräfin Paula Kollonitz, eine Reise nach Mexico im Jahre 1864. 2. Auflage, Wien

1867. — Felix Prz. zu Salm-Salm, Queretaro, 2 Bände, Stuttgart 1869. — Prinzessin Fel. zu Salm-Salm, Zehn Jahre aus meinem Leben, 2. Bd. „Mexico“, Stuttgart 1875. — Dr. Basch: Erinnerungen aus Mexico. Geschichte der letzten 10 Monate des Kaiserreiches. 2 Bände, Leipzig 1868. — v. Montlong, Authentische Enthüllungen über die letzten Ereignisse in Mexico. Auf Befehl weiland S. M. des Kaisers Max. nach Documenten, Stuttgart 1868. — M. R. Palacio u. R. M. de la Torre, Denkschrift über den Proceß des Erzh. Ferdin. Maximilian von Oestr., deutsch von C. G. Paschen, Hamburg 1868. — E. Grf. Keratry, Kaiser Max' Erhebung und Fall, Leipzig 1867. — Clem. Duvernois, über die franz. Intervention in Mexico, Stuttgart 1870. — Oesterr. Ehrenhalle V. Separat-Abdruck aus dem „östr. Volks- und Wirthschaftskalender für 1869“, Wien 1868. v. Hoffinger.

Maximilian: Hoch- und Deutschmeister, Erzherzog von Oesterreich, Sohn Kaiser Maximilians II., geb. am 12. October 1558, trat in früher Jugend in den Deutschen Orden, legte zu Wien den 21. Mai 1585 die feierlichen Gelübde ab und wurde auf Empfehlung des Kaisers Rudolf alsogleich zum Coadjutor des Hochmeisters Heinrich von Bobenhausen ernannt. Es war dies das erste Beispiel im Orden, daß noch bei Lebzeiten des Meisters sein Nachfolger im Amte ernannt wurde. Das neue Verhältniß wurde im Großcapitel zu Mergentheim (1585) und dann im Stoxberger Vertrage vom 14. Septbr. 1586 in der Art geregelt, daß der Coadjutor zum Zeichen seiner Würde das preußische Kreuz, doch der Superiorität des regierenden Hoch- und Deutschmeisters unvorgreiflich, am Halse tragen und in wichtigen Dingen nichts ohne Vorwissen und Willen des alten Meisters, der ihm seit dem 12. October 1585 die Regierung des Deutschen Ordens zum Theile überließ, vornehmen sollte. Doch die Bestimmung, welche Dinge wichtig seien, blieb man dem neuen Coadjutor schuldig und da sowol er als der alte Meister hierfür einen verschiedenen Maßstab hatten, entstanden Reibungen, die 1587 zum völligen Bruche führten, wozu die polnische Königswahl den Anstoß gab. Nach dem Tode Stephan Bathory's wurde nämlich von der Partei des Reichskanzlers Johann Zamojski der schwedische Prinz Sigismund, von der Partei der Zborowski auf die Empfehlung des kaiserlichen Gesandten, des Olmützer Bischofs Stanislaus Pawlowski, der ihn unter den habsburgischen Candidaten als den geeignetsten bezeichnete, Maximilian zum Könige von Polen proclamirt. M. nahm die auf ihn gefallene Wahl an und leistete in der Cathedrale zu Olmütz in Gegenwart einer polnischen Deputation den Eid auf die Wahlurkunde. Unmittelbar darnach trat er, von seinen Anhängern über die wahre Lage der Dinge getäuscht, mit einer geringen Streitmacht und unzulänglichen Geldmitteln den Zug nach Polen an. Statt sich nach Radziwil's Rathe sofort auf das ihm günstig gesinnte Großpolen zu werfen, entschied sich der Erzherzog nach bewerkstelligter Vereinigung mit den Zborowski für die Belagerung der von Zamojski vertheidigten Krönungs- und Residenzstadt Krakau, unbekümmert um die Beschlüsse des Convents von Wislica, der die Wahl Sigismunds bestätigte, Maximilians Anhänger für Feinde des öffentlichen Wohls erklärte und M. selbst aufforderte, das Gebiet der Republik zu verlassen. Obwol M. bei seinem ersten Erscheinen vor Krakau die Vertheidiger der Stadt mit Schrecken erfüllte, so war er dennoch, da er sich den einzigen günstigen Moment, welcher ihm während seines ganzen Feldzuges geboten war, entschlüpfen ließ, binnen kurzem genöthigt, sein Hauptquartier nach Mogiła zu verlegen, wo sich, da mittlerweile die Zufuhr aus Schlesien abgeschnitten worden war, seine Lage Tag für Tag verschlimmerte. Vergebens knüpfte M. Unterhandlungen mit Zamojski und den in Krakau weilenden Ständen an. Ebenso wirkungslos blieben die Beschlüsse

einer von M. nach Mogila berufenen Ständeversammlung, auf welcher die allein erschienenen Adeligen seiner Partei die Giltigkeit seiner Wahl noch einmal prüften und anerkannten und nunmehr auch ihrerseits die Gegner zu Feinden des Vaterlandes erklärten. Als endlich auch der zu spät versuchte Sturmangriff auf Krakau scheiterte, trat der Erzherzog, während sein Gegner Sigismund in die Krönungsstadt einzog, den Rückzug an die Grenze an, von wo aus er Lublo, eine der an Polen verpfändeten Zipser Städte, durch eine Abtheilung seiner Truppen besetzen ließ, während er selbst Wielun in seine Hände brachte. Allein die unerwartete Ankunft Zamojski's, der ihm bedeutende Streitkräfte entgegenführte, zwang ihn, die schwach befestigte Stadt wieder aufzugeben und sich in das nahe Schlesien zurückzuziehen. Zamojski folgte ihm auf dem Fuß und brachte ihm eine vernichtende Niederlage bei. M. selbst warf sich mit einem kleinen Gefolge in das schlesische Grenzstädtchen Pitschen, in der Voraussetzung, daß Zamojski es nicht wagen werde, das kaiserliche Gebiet zu verletzen. Aber dieser, hierzu vom Senat und König Sigismund, der mittlerweile gekrönt worden war, ermächtigt, griff Pitschen an und zwang M. sich zu ergeben sowie zu versprechen, unverweilt Lublo zurückstellen, den Kaiser von allen directen und indirecten Feindseligkeiten abhalten und auf das Zustandekommen eines dauernden Friedens zwischen diesem und Polen hinwirken zu wollen. Der Erzherzog wurde dem ihm gegebenen Versprechen gemäß nicht nach Krakau geführt, sondern nach dem dem Kanzler gehörigen Schlosse Krasnostaw gebracht und daselbst anfangs mit der seinem Range gebührenden Rücksicht behandelt. Zamojski bat es sich als Gnade aus, daß der Prinz seine Carnevalfeste zu Zamosc durch seine Anwesenheit verherrliche. Erst nach einem mißlungenen Fluchtversuche des Erzherzogs, den der Kanzler selbst „gestiefelt und gespornt" zur Abreise bereit überraschte, wurde die Aufsicht strenger. Am Kaiserhofe zu Prag rief die Nachricht von Maximilians Gefangennehmung die größte Bestürzung hervor. Da man jedoch für den Augenblick außer Stande war, die erlittene Schmach mit den Waffen zu rächen, so wurde im Familienrathe auf dem Hradschin beschlossen, dies Mittel als das letzte zu betrachten und erst dann zu ergreifen, wenn die Friedensverhandlungen an den allfälligen übermäßigen Forderungen des Gegners scheitern würden. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, da M. sich weigerte, dem Wunsche der Polen gemäß, noch vor Eröffnung des Friedenscongresses Lublo zu übergeben, sondern dem ihm treu ergebenen Befehlshaber dieses Platzes den Auftrag zukommen ließ, sich selbst gegen den allfälligen Befehl des Kaisers zu behaupten und vor seiner Freilassung nicht zu capituliren. Ueberhaupt sah M. seine Sache noch nicht als verloren an. Er rechnete noch immer auf eine Wendung der Dinge zu seinen Gunsten, da der Kaiserhof mit dem Könige Johann von Schweden wegen der Abdankung seines Sohnes Sigismund, des Wahlkönigs von Polen, unterhandelte und der Schwedenkönig diesem Vorschlage nicht allzusehr entgegen war. Als aber endlich (1589) der Friedenscongreß zu Beuthen eröffnet wurde, trug die Beharrlichkeit der polnischen Bevollmächtigten über die Nachgiebigkeit der kaiserlichen Gesandten und die Zaghaftigkeit des als Vermittler fungirenden päpstlichen Legaten Aldobrandini einen vollständigen Sieg davon. Schritt für Schritt wichen die deutschen Gesandten zurück, und da man in Polen rüstete, während der Kaiser vor dem Aeußersten zurückschrak, so blieb diesem nichts übrig, als fast auf alle Forderungen einzugehen und den Vertrag sogar persönlich zu beschwören. Im vollsten Gegensatze zur Nachgiebigkeit des Kaisers stand das Benehmen Maximilian's. Obgleich man ihn zu Beginn des Friedenscongresses, anstatt ihn, wie es der Wunsch der österreichischen Commissare war, näher zu führen, nach Hrodlo, einem befestigten Castelle im Palatinate Lublin gebracht

hatte, so hielt er noch immer an seiner Sache fest. Wiederholt bat er den Kaiser, keine Concessionen zu machen, bitter beklagte er die Schwäche der kaiserlichen Unterhändler, und als endlich die ersehnte Stunde der Befreiung schlug, weigerte er sich nicht nur den Eid abzulegen, so lange er sich auf polnischem Gebiete befinden würde, sondern, als man hierin nachgab und ihn nach Beuthen brachte, verweigerte er auch hier die Leistung eines Eides, zu dem er sich nicht selbst verpflichtet habe und fuhr vielmehr fort sich den königlichen Titel beizulegen. Vergebens wendete sich Sigismund an Kaiser und Papst, auf daß diese das ganze Gewicht ihres Ansehens gegen M. geltend machten. Vielmehr unternahm M. heimlich eine Reise nach Rom, wo er dem Papst die Motive seiner Handlungsweise persönlich darlegte und von der Reise zurückgekehrt erließ er ein Rundschreiben desselben Inhaltes, worin er die weiteren Kreise Polens von dem bis dahin geheim gehaltenen Vorhaben König Sigismunds zu Gunsten seines Bruders, des Erzherzogs Ernst, zu abdiciren, in Kenntniß setzte. Diese Enthüllung aber rief in Polen solche Entrüstung hervor, daß dem Könige Sigismund, der sich in letzterer Zeit durch seine Vermählung mit Anna, der Tochter des Erzherzogs Karl von Steiermark dem Kaiserhofe genähert hatte, nichts übrig blieb, als zu erklären, daß er sich der von Zamojski beantragten Exclusion des Hauses Oesterreich von dem polnischen Throne ferner nicht widersetzen wolle, wenn M. binnen 20 Monaten den Eid nicht geleistet haben würde. Vergebens suchte nun der Kaiser selbst auf M. einzuwirken. Erst die wachsende Türken-Gefahr, die Vorstellungen des Papstes, namentlich aber die immer mehr sich herausstellende Nothwendigkeit eines Bündnisses mit Polen gegen die Pforte bewogen M. endlich nachzugeben. In Beisein der geheimen Räthe, vor einem Altar mit brennenden Kerzen und unter Verpflichtung auf das Evangelienbuch unterzeichnete er am 8. Mai 1598 die Renuntiationsacte und die Confirmationsurkunde, jedoch nicht ohne zugleich als Hochmeister des Deutschen Ordens die Ansprüche auf Preußen und Livland in einer besonderen Protestation zu wahren. — Während der Gefangenschaft Maximilians wollte der alte Hoch- und Deutschmeister Heinrich von Bobenhausen unter dem Vorwande, daß das Meisterthum verwaist sei, abermals die Zügel der Regierung ergreifen, wurde jedoch durch den M. ganz ergebenen Statthalter zu Mergentheim Johann Eustach v. Westernach daran gehindert und mußte endlich gegen eine neue Geldentschädigung zu Gunsten Maximilians abdiciren (1590). — 1593, als sein Bruder Ernst nach den Niederlanden abging, löste ihn M. in Inner-Oesterreich ab, das er für seinen jungen Vetter Ferdinand bis 1595 verwaltete, anfangs freilich gegen den Wunsch der Mutter des letzteren, die, da M. damals noch den polnischen Königstitel führte, darüber in Spannung mit ihrem Schwiegersohne, dem Könige Sigismund von Polen zu gerathen fürchtete. Im März 1595 wurde M. zum Feldobersten in Ober-Ungarn ernannt; aber als solcher war er, obwol tapfer und unermüdlich, nicht vom Glück begünstigt; die Eroberung von Papa war das einzige Unternehmen, das ihm gelang. Als (1595) Erzherzog Ferdinand von Tirol starb, ohne successionsfähige Söhne zu hinterlassen, nahm M. an den Verhandlungen über dessen erbfällig gewordene Lande lebhaften Antheil und erwarb sich dabei die Gunst der Stände von Tirol. Im J. 1601 hielt er hier einen Landtag im Namen des Kaisers ab. Auf Grund des Prager Vergleiches vom 5. Februar 1602 wurde er für das Gesammthaus zum Verweser (Gubernator) von Tirol ernannt. Als Statthalter von Tirol war M. vor allem auf die Aufrechterhaltung des Friedens, zugleich aber auch auf die erhöhte Widerstandskraft des Landes bedacht. Er legte die alten Grenzstreitigkeiten mit Venedig, Salzburg, Freising und Baiern bei. Auch mit den Landesbischöfen von Trient und Brixen bewahrte er ein gutes Einvernehmen und ebenso setzte er sich mit dem Sohne des Erzherzogs Ferdinand von Philippine Welser, dem

Markgrafen Karl von Burgau über die Ansprüche des letzteren friedlich auseinander. Verhandlungen mit den Tiroler Ständen über die Landesdefension führten zur berühmten Zuzugsordnung von 1605. Als Christian von Anhalt die Absicht Spaniens, dem Erzherzog Albrecht zur Kaiserwürde zu verhelfen, zu hintertreiben und zugleich in dem Hause Habsburg Zwietracht zu säen suchte, indem er M. die deutsche Krone anbot, ging dieser zum Scheine auf den Vorschlag ein, um noch verderblicheren Entwürfen der Gegner vorzubeugen, was ihm auch gelang. In den Jahren 1605 und 1606 wohnte M. den Familiencongressen zu Linz und zu Wien bei, auf denen es galt die Interessen des Gesammthauses gegenüber dem geisteskranken Kaiser durch die Ernennung des Erzherzogs Mathias zum Haupte der Familie zu wahren. Während der nächstfolgenden Ereignisse nahm er aber mehr eine vermittelnde Stellung ein. An dem Frieden zwischen Rudolf und Mathias hatte er nicht geringen Antheil und die Versöhnung des letztern mit Ferdinand von Steiermark war wesentlich sein Werk. Seiner religiös-politischen Ueberzeugung nach neigte er aber entschieden zu dem letzteren. Das Gedeihen des Katholicismus lag auch ihm vornehmlich am Herzen, er wünschte nichts sehnlicher als seinen Vetter im Kampfe gegen die Protestanten kräftig unterstützen zu können, woran ihn jedoch die geringe Willfährigkeit der Tiroler Stände hinderte. Desto eifriger war M., der nach dem Tode Rudolfs mit Zustimmung der überlebenden Mitglieder seines Hauses (1612) als Landesfürst die Regierung Tirols und der Vorlande übernahm, bemüht bei der Kinderlosigkeit seiner Brüder die Nachfolge im Reiche und in den Erblanden seinem Vetter Ferdinand von der steirischen Linie zu verschaffen. Schon auf dem Linzer Generallandtage (1614) war er in diesem Sinne thätig; vorläufig vergeblich, da ihm des Kaisers einflußreichster Minister Cardinal Khlesl und Spanien entgegen wirkten. Doch M. ließ sich nicht abschrecken. Obwol kränkelnd, reiste er 1615 nach den Niederlanden, um seinen Bruder Albrecht zum Verzicht zu bewegen. Als er dies glücklich durchgesetzt und auch die Kurfürsten von Cöln und Trier für seinen Plan gewonnen, reiste er an den kaiserlichen Hof und legte ihm seine Pläne für Hebung des kaiserlichen Ansehens, Stärkung der katholischen Partei und Regelung der Erbfolge vor. Aber der Plan, mit Unterstützung der Höfe von Madrid und Brüssel eine wohlgeordnete Heeresmacht auf deutschem Boden aufzustellen, erregte die höchste Unzufriedenheit des Hauptes der Liga, die dadurch ihre Macht verloren hätte und Cardinal Khlesl bot seinen ganzen Einfluß gegen des Erzherzogs Bestrebungen auf. M. erlahmte nicht; seine Ausdauer siegte wenigstens in einer Angelegenheit, der Regelung der Erbfolge in den Erblanden. Ferdinand wurde am 29. Juni 1617 in seiner Gegenwart zum König von Böhmen, im Jahre darauf auch zum König von Ungarn gekrönt. Allerdings stellte die 1618 zu Prag ausgebrochene Revolution diese Erfolge wieder in Frage; doch gelang es M. im Vereine mit seinem Vetter noch bei seinen Lebzeiten, den gemeinsamen Widersacher, den Cardinal Khlesl, unschädlich zu machen. Sie ließen ihn am 20. Juli 1618 plötzlich in der Wiener Hofburg verhaften und unter militärischer Bedeckung durch Steiermark und Kärnthen nach Tirol bringen, wo er zuerst im Schlosse Amras, dann im Kloster S. Georgenberg bis zu seiner Freilassung (1622) gefangen saß. M. überlebte diesen Sieg nicht lange mehr, denn er starb am 2. November 1618. Sein Leichnam wurde von Wien nach Innsbruck überführt und in der Pfarrkirche feierlich beigesetzt. Die eben berührten Bemühungen hinderten M., sich mit den inneren Angelegenheiten des Landes Tirol, mit Ausnahme des schon erwähnten Defensionswesens eingehender zu befassen und namentlich die financiellen Uebelstände zu beseitigen. So einfach auch seine Hofhaltung war und so streng er auch auf eine geordnete Verwaltung Bedacht nahm, so verschlangen doch die Defensionsanstalten und seine großen Reisen erhebliche Summen. Nur einer inneren Angelegenheit schenkte

er die größte Aufmerksamkeit, der Ausrottung der Ketzerei, die ihm indeß nicht vollständig gelang. Seine persönliche Frömmigkeit bezeugt noch heutzutage die von ihm bei den Capuzinern in Innsbruck errichtete Eremitage, in die er sich zu gewissen Zeiten zu Andachtsübungen zurückzog, seine Anhänglichkeit an Tirol, die Bestimmung seines Testamentes, daß sein Leichnam in tirolischer Erde zur Erde gelegt und sein Bild an der Wand des Oratoriums der Pfarrkirche angebracht werden solle, seinen Kunstsinn und edlen Geschmack der reiche Nachlaß an Musikalien, prachtvollen Gewändern und Geräthen, Waffen und Rüstzeug, Uhren, Möbeln u. dgl.

Litteratur: Caro, Das Interregnum Polens im J. 1587 und die Parteikämpfe der Häuser Zborowski und Zamojski, Gotha 1861; E. Sieniawski, Das Interregnum und die Königswahl in Polen vom J. 1587, Breslau 1869; Eduard v. Mayer, Des Olmützer Bischofs Stanislaus Pawlowski Gesandtschaftsreisen nach Polen aus Anlaß der Königswahl nach dem Ableben Stefans I. (1587—1589), 1861; Fr. Hurter, Geschichte Kaiser Ferdinands II. und seiner Eltern, III. Bd., 1851; J. Egger, Gesch. Tirols, II, 277 ff.; A. Jäger, Beiträge z. Gesch. d. Verhandlungen über die Grafschaft Tirol nach dem Tode des Erzh. Ferdinand (1595—1597), (Arch. f. ö. Gsch. L.); Gindely, Geschichte des dreißigjähr. Krieges, I; Des Hoch- und Deutschmeisters Erzherzog M. I. Testament und Verlassenschaft v. J. 1619, mitgetheilt v. B. Dudik (Archiv f. K. ö. Gesch. XXXIII).

v. Zeißberg.

Maximilian Emanuel, Prinz von Württemberg, geb. zu Stuttgart den 27. Februar 1689 als Sohn des Herzogs Friedrich Karl von Württemberg-Winnenthal, hat ein ebenso kurzes wie thatenreiches Leben geführt. Nach seiner Ausbildung zu Tübingen und Genf zog es ihn in seinem 14. Jahre zu König Karl XII. von Schweden, der ihn auf seine Bitte als Waffengefährten annahm. Ihm folgte der „kleine Prinz" auf allen seinen Zügen, so beschwerlich es ihm anfangs wurde. Bei Pultusk verrichtete er seine erste Waffenthat, nahm Theil an der Eroberung von Thorn und Elbing, erstürmte unter den Ersten Lemberg, machte den Marsch nach Litthauen, Polesien, Volhynien, Polen und Sachsen mit. Häufig kam er in die größte Lebensgefahr; einmal glückte es ihm, Karl selbst vom Ertrinken zu retten. Nach dem Friedensschlusse 1706 kehrte er nach Stuttgart zurück; aber schon nach fünf Wochen brach er wieder auf. Karl XII. wandte sich gegen den Czaren; M. E. blieb in seiner Begleitung und ertrug standhaft Entbehrung und Anstrengung. An der Beresina schwer verwundet, ließ er sich dem Könige nachtragen und kämpfte, ehe er ganz geheilt war, bei Holowszin tapfer mit. Während des Marsches in die Ukraine wurde er zum Obersten eines Dragonerregiments bestellt. In der Schlacht bei Pultawa focht er auf dem linken Flügel der Reiterei; mehrmals durchbrach er die feindlichen Linien, wurde aber zuletzt umzingelt und gefangen. Hätten alle in dieser Schlacht ihre Schuldigkeit gethan, wie der kleine Prinz mit seinem Regimente, so hätten es die Russen nimmer gewonnen, rühmte Karl von ihm. Der Prinz wurde von dem Czaren freundlich behandelt und erhielt die Erlaubniß, nach Württemberg zurückzukehren. Aber seine Kräfte waren gebrochen; er erlag einem Fieberanfalle zu Dubno am 25. September 1709 und wurde zu Pitschen in Schlesien beigesetzt. Karl XII. klagte, er habe seinen besten Freund verloren.

Vgl. Leichensermon und Personalien. (Bardili,) Des Prinzen M. E. Reisen u. Campagnen u. s. w. 1730. Schott, M. E., Prinz von W. und sein Freund Karl XII., König von Schweden. 1839. Pfaff, Württemb. Heldenbuch. 1840.

Eugen Schneider.

Maximinus, der Heilige, Bischof von Trier, nach gemeiner, nicht urkundlich erhärteter Annahme seit 332, als Nachfolger des Agricius. Ueber

seine Vorgeschichte ist nichts bekannt. Als Bischof einer der wichtigsten Städte des Reiches, damals der Residenz der Kaiser Constantinus II. und Constans, nahm er eine mächtige Stellung in den Kämpfen der Zeit ein und zählte er zu den ruhmvollsten Vertheidigern der nicänischen Orthodoxie. In Trier nahm M. (Ende 335 oder November 336 bis 338 bzw. 339, 2 Jahre und 4 Monate) den heiligen Athanasius, der aus Alexandrien verbannt war, als Gast auf und trat in jenes enge Verhältniß zu dem großen Alexandriner, das dieser so häufig dankend erwähnt. Die christliche Gemeinde in Trier war damals in starkem Anwachsen, so daß der Bischof in einer noch im Bau begriffenen Kirche (dem heutigen Dom?) die Liturgie feiern mußte (Athanas. Apol. ad imp. Constant. I, 304, no. 15). Man hat guten Grund, zu vermuthen, daß Athanasius damals auf das Gedeihen des Christenthums an der Mosel und auch auf die hier so früh bezeugte Einführung des Mönchthums in Trier (Aug. Confess. VIII, 6) wesentlichen Einfluß geübt habe. M., den Athanasius bei dieser Gelegenheit „einen apostolischen Mann einfachen und aufrichtigen Sinnes“ (Ath. Epist. ad episcop. Aeg. I, 278, no. 8) nennt, scheint auch in einer übrigens verlorenen Schrift für die Orthodoxie eingetreten zu sein. Im J. 343 empfing M. in Trier einen andern, von den Arianern seines Stuhles beraubten Exilirten, Paulus von Constantinopel, mit dem er gleichfalls in kirchliche Gemeinschaft trat und dessen Wiedereinsetzung er durch Kaiser Constans bei Constantius erreichte, während er den arianischen Abgeordneten die Communion versagte (Sozom. III, 10. Socr. II, 16). Um die Restitution des hl. Athanasius zu erwirken, wurde M. mit anderen Bischöfen in Mailand bei Constans vorstellig (Anfang 343), welcher seine Zustimmung zur Abhaltung eines Concils gab. So kam die große Synode zu Sardica 343 zu Stande, an welcher sich M. neben Julius von Rom und Hosius als Hauptveranstalter betheiligte. Bald darauf (12. Mai 346) scheint er die Kölner Synode berufen zu haben, auf welcher Euphrates abgesetzt wurde, deren geschichtlicher Charakter aber bekanntlich bezweifelt wird. Daß er kurz nach 346 gestorben ist, entnimmt man der Apol. ad imperat. Constantium des Athanasius, welche, 356 geschrieben, von M. als einem Todten spricht und dem Umstand, daß Paulinus, der Nachfolger Maximinus’, dem hl. Athanasius schon 347 ein Exemplar des von Ursacius und Valens dem P. Julius eingehändigten Widerrufs nach Alexandrien schickte. Seit Baronius hat man gewöhnlich angenommen, M. habe bis 351 gelebt und noch mit Servatius von Tongern an der Gesandtschaft Theil genommen, welche der Mörder des Constans, der Usurpator Magnentius, 350 an Constantius schickte (Athanas. Apol. ad Imper. I, 300, no. 9). Indessen kann aus den angeführten Gründen der an der betreffenden Stelle bei Athanasius genannte Maximus nicht mit M. identisch sein, obgleich unser M. zuweilen auch Maximus genannt wird (so Mansi III, 131). Glaubhafter sind die allerdings auch späteren Nachrichten von einer gerade unter M. inaugurirten erfolgreichen Missionirung des Landvolks an der Mosel unter Maximinus’ Episkopat. Als Gehülfen bei diesem Geschäfte werden uns besonders sein Nachfolger Paulinus, dann der hl. Castor, Lubentius und Quiriacus genannt (Hontheim, Prodr. I, 361—370. Hist. dipl. I, 25. III, 971. Marx, Erzst. I, 67). Wir besitzen zwei ältere Lebensbeschreibungen des hl. Maximin, die indeß beide verhältnißmäßig jung und unzuverlässig sind; die eine, von einem anonymen Maximiner Mönch, aus dem 8. Jahrhundert, gab Henschen, Act. SS. Mai VII, die andere wurde auf Bitten des Maximiner Abtes Waldo 839 nach Sigehard (MG. SS. IV, 230. Act. SS. Mai VII. 25) von einem „Bischof“ Lupus geschrieben; das könnte nur der in Folge des Sturzes Ebbo’s nach Trier gekommene und dort in der Paulinuskirche beerdigte Bischof Lupus von Châlons sein; jedenfalls ist es oberflächlich, mit Clouet, Friedrich,

Phillips, Werner, Wattenbach (D. G.-Q. 4, I, 191) diese Vita ohne Weiteres Lupus von Ferrières zuzuweisen (vgl. Sprotte, Biogr. des Abtes L. v. F., Regensburg 1880, S. 169).

Man vergleiche außer den Werken von Hontheim, Brower, Masen u. s. f. Marx, Gesch. d. Erzst. I, 68. Rettberg I, 181. Friedrich I, 223 f. Ph. Diel, Der hl. Maximinus und der hl. Paulinus, Bischöfe in Trier. Trier 1875. Fr. Chamard, S. Maximin, in Revue des Questions historiques. I. Paris 1867. F. X. Kraus.

May: Albrecht Friedrich M., von Bern, wurde am 10. October 1773 geboren und verlebte seine erste Jugend theils in dem hochgelegenen Schlosse Signau im Emmenthale, wo sein Vater, Oberst Friedrich May, von 1782—88 Bernischer Landvogt war, theils in dem durch seine herrliche Lage berühmten Familienlandsitze Schadau am Thuner See. Im J. 1788 kam er nach Bern und besuchte nun das zum Zwecke der Ausbildung für den höheren Staatsdienst neu errichtete politische Institut. Schon mit 18 Jahren begann er als freiwilliger Arbeiter seine Laufbahn im Dienste der Republik. Die kriegerische Zeit gab ihm unterdessen Gelegenheit, seine Neigung zum Militärwesen bewähren zu können; er machte 1792 einen Feldzug mit zum Schutze der Neutralität des Fürstbisthums Basel und befehligte 1794 das Bernische Artilleriecontingent, das die Stadt Basel zu besetzen hatte. Im Frühling 1796 begab er sich zur Fortsetzung ernsterer staatswissenschaftlicher Studien nach der Universität Jena, wo namentlich Fichte's begeisternder Vortrag Einfluß auf seine Denkungsart gewann; nebenbei nahm er Antheil am geistig geselligen Leben: er besuchte in Weimar Wieland, hörte Iffland, sah und sprach Goethe. Nach einem Aufenthalte von drei Semestern reiste er im Herbst 1797 über Holland und Frankreich nach der Heimath zurück. In Paris, wo er sich einige Zeit aufhielt, bemerkte er eben die deutlichen Vorboten des politischen Sturmes, der sich gegen die alte Eidgenossenschaft vorbereitete, die feindselige Stimmung, welche in Folge der aufreizenden Thätigkeit von C. F. Laharpe vorzüglich die Bernische Regierung bedrohte. Kaum in Bern angelangt, wurde er denn auch zu militärischen Arbeiten in Anspruch genommen; im Januar 1798 stand er im Felde der französischen Armee gegenüber, und nahm dann auch Theil an der verzweifelten aber erfolglosen Vertheidigung des Landes am 5. März. Trotz seiner Abstammung von einer der bisher regierenden Familien und seiner der Revolution abgeneigten Gesinnung wurde ihm bei der Organisirung der helvetischen Republik die Stelle eines ersten Secretärs des Directoriums übertragen, und er zog mit dieser neuen Centralbehörde erst nach Aarau, dann nach Luzern, bis eine directe französische Aufforderung, gegen den Wunsch seiner Obern, seine Entlassung herbeiführte. Nachdem er im Sommer 1799 eine außerordentliche schweizerische Gesandtschaft als Secretär nach Paris begleitet hatte, zog er sich zu ländlicher Beschäftigung auf die Güter seines Vaters zurück und tröstete sich mit Fichte'scher Philosophie über das Unglück seines Vaterlandes. Bald übernahm er indessen wieder ein Staatsamt; der treffliche Albrecht Rengger, damals Minister der inneren Angelegenheiten, berief ihn zur Leitung seiner Kanzlei. Im Juli 1802 war M. mit einem diplomatischen Auftrage wieder in Paris, wo er mit Talleyrand zu verhandeln hatte, und gleich hernach wurde er ins Waadtland geschickt, wo ein nicht ungefährlicher Aufstand der Landbevölkerung gegen die helvetische Regierung ausgebrochen war. Er war zu energischen Maßregeln geneigt, allein die obere Behörde, die keine Autorität mehr genoß, wagte nicht seinem Rathe zu folgen, um so weniger, da ihre Stütze, die französischen Truppen, die bisher noch das Land besetzt gehalten, um eben diese Zeit (12. August 1802) zurückgezogen wurden. Die Nachgiebigkeit trug nicht dazu

bei, das Ansehen der Regierung zu stärken, ihre Stellung wurde immer unhaltbarer. M. wurde zum Regierungsstatthalter des bereits im Bürgerkriege zerrissenen Kantons Zürich ernannt und traf in dem Augenblicke daselbst ein, als die helvetische Armee unter General Andermatt die Stadt Zürich bombardirte (13. Sept. 1802). Er knüpfte sofort Unterhandlungen an und hatte eben die friedliche Uebergabe der Stadt zu Stande gebracht, als die helvetische Regierung die Armee zurückberief und ihrem Sturze entgegenging. Die nun folgenden tiefgreifenden politischen Veränderungen gaben M. für einige Zeit dem Privatleben zurück; er benutzte diese Muße zu einer achtmonatlichen, hauptsächlich dem Kunstgenuß gewidmeten Reise nach Italien. Heimgekehrt entschloß er sich zum Berufe eines Rechtsanwaltes und bestand die dazu erforderliche Prüfung, wurde aber am 18. April 1804 neuerdings zu einem der wichtigsten Finanzämter in seinem unterdessen durch Napoleons Vermittelungsacte wiederhergestellten Heimathkanton berufen, indem ihm als „Lehenscommissär" die Verwaltung der Haupteinnahmequellen des Staates oblag. Diplomatische und militärische Aufträge unterbrachen wiederholt diese stille Thätigkeit; so führte ihn im März 1806 eine Sendung zur Begrüßung des neuen Königs von Baiern nach München und brachte ihn in Verkehr mit General Wrede, mit dem Minister Montgelas und mit dem Criminalisten Feuerbach. Im J. 1812 wurde M. Mitglied des Großen Rathes von Bern. Als solches war er ein Gegner der im December 1813 mit dem Einmasch der alliirten Truppen herbeigeführten Wiederherstellung der alten aristokratischen Verfassung, der sog. „Restauration". Ebenso widerstrebte er der Vergrößerung seines Kantons durch den Anschluß des ehemaligen Fürstbisthums Basel im J. 1815, wurde aber trotzdem nicht nur beim Abschluß der Vereinigungsurkunde vom 23. November 1815 zu Rathe gezogen, sondern zugleich zum Oberamtmann in dem einen dieser neugewonnenen Bezirke erwählt. Bis 1827 war er in dieser Eigenschaft im Thale von St. Imer, Hauptort Courtelary, mit Herstellung der vielfach zerrütteten gesetzlichen Ordnung beschäftigt, lebte nachher einige Zeit in verschiedenen kleinen Staats- und Gemeindeämtern in Bern und wurde im Juni 1827 zum Staatsschreiber der Republik ernannt. Das Jahr 1831 schon brachte die revolutionäre Beseitigung des bisherigen, ausschließlich städtisch-patricischen Regiments und einen gründlichen Umsturz des politischen Zustandes. M., der das Zutrauen auch der neuen Machthaber besaß, nahm, wie an den Berathungen für die neue Verfassung, so an den Arbeiten der neuen Behörden Theil und wurde in seinem Amte bestätigt. Er blieb in demselben bis 1837, wo die Stellung der politischen Parteien ihn zuletzt zum Rücktritt bewog. Noch war er Mitglied des Großen Rathes und übte in dieser obersten Behörde des Kantons als gewandter und wol auch gefürchteter Redner einen nicht geringen Einfluß aus. Sein politischer Grundsatz: daß in der Demokratie die Beobachtung von gesetzlichen Formen und die sorgfältige Verhütung aller Uebereilung noch nothwendiger als bei jeder anderen Staatsform sei, wies ihm die nicht gerade sehr dankbare Rolle zu, beständig seine „warnende Stimme" erheben zu müssen; er that dies indessen mit so viel Schärfe und Einsicht, und mit so unantastbar redlichem Freimuth, daß auch seine Gegner gezwungen waren, auf ihn zu hören. Der neue politische Sturm des Jahres 1846 machte seinem staatsmännischen Wirken ein Ende, nachdem er noch 1843 im Interesse des hauptstädtischen Gemeinwesens einen ernsten Conflict mit der Kantonsregierung ausgefochten hatte. M. starb am 3. Mai 1853 und hinterließ aus seiner 1807 geschlossenen Ehe neun Kinder. In seiner Jugend einst Mitglied der freisinnigen „Helvetischen Gesellschaft", der er 1813 präsidirte, gehörte er auch der „Schweizerisch Gemeinnützigen", der „Geschichtforschenden" und der vor Zeiten hochberühmten Bernischen „ökonomischen Gesellschaft" an. Viel-

seitig, wie seine Geistesrichtung und seine Bildung, war auch seine Thätigkeit für das Gemeinwohl seines Vaterlandes.

L. Lauterburg, A. F. May, Staatsschreiber von Bern, im Berner Taschenbuch, Jahrg. 1860. Nekrologe in den schweizerischen Tagesblättern, 1853. Tagblatt der Verhandlungen des Großen Rathes. v. Tillier, Gesch. der helvetischen Republik. Blösch.

May: Bartholomäus M., von Bern, geb. 1446, gehörte einer jener Familien an, die in der Schweiz Handel und Geldgeschäfte trieben, und die man um ihres italienischen Ursprunges willen Lamparten oder Lombarden nannte. Schon der Vater und der Großvater des Bartholomäus waren in Bern mit Bürgerrecht niedergelassen und besaßen ein Haus daselbst, ohne daß doch der Zusammenhang mit der Mailändischen Heimath aufgehört hätte. Die Familie nannte sich italienisch de Maggi, lateinisch aber de Madiis; ein Verwandter war Johannes de Madiis, Domdecan zu Sitten, päpstlicher Protonotar, Chorherr zu Domo d'Ossola und später in einflußreicher Stellung in Rom. Auch M. wurde von seinem Vater, der seit 1458 im Großen Rathe saß, im J. 1466 nach Mailand begleitet und erhielt dort, vielleicht auch in Pavia, einen Theil seiner Bildung — er sprach deutsch, italienisch, französisch und lateinisch — wie seine Gewandtheit und Lebenserfahrung. 1468 kehrte er nach Bern zurück und betrieb nun zu jener Zeit mächtigen Culturaufschwunges in immer größerem Maßstabe sein Handels- und Bankgeschäft. Je schwieriger die Verkehrsverhältnisse noch waren, je verwickelter namentlich das Münzwesen war, um so gewinnreicher konnte der Handel sich gestalten für einen gebildeten und unternehmenden Mann; je weniger die internationalen Beziehungen noch geregelt waren, um so größer konnten die Vortheile sein, welche ausgebreitete persönliche Verbindung mit verschiedenen Ländern und mit einflußreichen Staatsmännern zu gewähren vermochten. M. trieb mit allem Handel, was die Schweiz nicht selbst producirte und was die wachsende Cultur zum Bedürfnisse machte, mit Specereien, mit Tuch, Leder, Eisen u. s. w., besonderen Gewinn zog er aber aus dem Handel mit Salz. Die Stadt Bern bezog ihren Bedarf fast ausschließlich aus den Salzwerken der Freigrafschaft Burgund mittelst Staatsverträgen; als Pächter des Monopols vermittelte M. dem ganzen Lande und zugleich einem Theil der übrigen Eidgenossenschaft die nöthigen Transporte und den Verkauf. Wiederholt stand er auch an der Spitze größerer Handels- und Speculationsgesellschaften, an welchen sich nicht selten auch politisch hervorragende Männer betheiligten. Wie er mit Mailand und Venedig verkehrte, so mit Lyon und mit den süddeutschen Städten; mit den Welser in Augsburg verbanden ihn nicht nur gemeinsame Geschäftsunternehmungen, sondern persönliche Freundschaft und später Ehebündnisse zwischen den beiderseitigen Familien. Vorzüglich wichtig wurde für M. die Besorgung der großen Geldsendungen des Auslandes zur Auszahlung der Jahrgelder oder Pensionen und der Soldvorschüsse, und nicht selten kam er in die Lage, den an Geldnoth leidenden Fürsten die erforderlichen Summen verbürgen oder vorstrecken zu müssen. Das letztere war namentlich der Fall bei Gelegenheit des nichtswürdigen „Furnohandels“, als die eidgenössischen Stände, 1508 und 1511, ein durch einen fremden Abenteurer Furno gefälschtes angebliches Testament des Herzogs Karl I. von Savoyen wiederholt zu grober Gelderpressung gegen des letzteren Nachfolger mißbrauchten. M. war es auch, der 1492 den Verkauf des großen Diamanten vermittelte, welcher 1476 beim Siege über Karl den Kühnen von Burgund erbeutet worden und während vieler Jahre eine Quelle der Verlegenheit für die eidgenössischen Tagsatzungen gewesen war. Er verkaufte das berühmte Kleinod um 7000 Gulden an Genueser Kaufleute, von welchen es später nach Mailand, und zuletzt um 20,000 Ducaten in den Besitz des Papstes

Julius II. kam, um die dreifache Krone zu zieren. Noch bedeutenderen Gewinn soll M. hernach aus der Verwerthung der Beute gezogen haben, welche die Schweizer in dem großen Siege über die Franzosen bei Novarra erfochten, am 6 Juni 1513. Brachten auch die kriegerischen Ereignisse manchen Verlust, so sammelte doch M. ein sehr beträchtliches Vermögen; nach den Steuerverzeichnissen war er weitaus der reichste Berner seiner Zeit und eine Geldmacht für die Schweiz. Er erkaufte sich 1495 die schöne Herrschaft Amsoldingen, 1499 diejenige von Strätlingen am Thunersee, 1517 das Schloß von Toffen, und besaß daneben eine Anzahl von Häusern in der Stadt und Güter im Herzogthum Mailand. An den ausgebreiteten Geld- und Handelsverkehr knüpfte sich bald auch diplomatische Verwendung. Die häufigen Reisen ins Ausland, die Menschenkenntniß, die Sprachen- und Geschäftsgewandtheit machten M. in hohem Maße geeignet, die Interessen seines Landes in der Fremde zu vertreten. An Gelegenheiten dazu fehlte es nicht in jener Periode, da die schweizerischen Kantone als Staaten, und die Schweizer als Söldner in den welthistorischen Kampf um die Herrschaft in Oberitalien hineinverflochten waren. Schon früh betheiligte sich übrigens M. am politischen Leben der Republik. Bald nach seiner Heimkehr nach Bern, 1468, wurde er Mitglied des Großen Rathes, 1485 Schultheiß (Landvogt) zu Thun und 1494 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Kleinen Rath, die eigentliche Regierungsbehörde, der er nun bis zu seinem Tode angehörte. Im J. 1474 wurde er nach Mailand, 1477 nach Genf geschickt, und 1484 erhielt er den schwierigen Auftrag, Namens der Eidgenossen die endliche Bezahlung der rückständigen Pensionengelder beim Könige von Frankreich zu betreiben. Als es sich im folgenden Jahre darum handelte, das früher mit Ludwig XI. bestehende Bündniß mit seinem Nachfolger Karl VIII. zu erneuern, wurde M. neuerdings neben dem Schultheißen Ludwig von Diesbach von Bern mit den bezüglichen Unterhandlungen betraut, indem er zu gleicher Zeit die Berner Handelsinteressen in Hinsicht auf die Lyoner Messe zu vertreten übernahm. Im J. 1490 besorgte er eine Sendung nach Mailand, 1491 eine solche nach Burgund zur Friedensvermittelung zwischen Karl VIII. und Maximilian und zur Beseitigung der drohenden Kriegsgefahr an den Grenzen der Schweiz; gleich darauf war er wieder in Rom; 1494 ging er mit Wilhelm von Diesbach zum Herzog von Savoyen in Angelegenheiten des Walliserlandes. Obwohl er nach der Sitte der Zeit selbst ein Jahrgeld von Frankreich bezog, gehörte er doch entschieden zur kaiserlichen oder deutschen Partei; er brachte sogar 1495 ein gegen Frankreich gerichtetes Bündniß zwischen Bern und dem Herzog Ludovico Moro von Mailand zu Stande, dem dann auch der Papst und Venedig beitraten, und arbeitete an der Theilnahme aller schweizerischen Stände an der heiligen Liga. Allein die Politik der inneren Schweiz fand im Anschluß an Frankreich größeren Vortheil, und die Unterhandlung verzögerte sich, bis das Jahr 1499 den Streit der Eidgenossenschaft mit dem Kaiser herbeiführte, den sogenannten Schwabenkrieg, und die Wiedereinnahme von Mailand durch die Franzosen. Nach Herstellung des Friedens war M. neuerdings thätig für die Verbindung mit der kaiserlichen Politik, worauf am 7. Februar 1511 die Erbeinung mit Oesterreich zu Stande kam. In der schon erwähnten Schlacht bei Novarra war M. Hauptmann der Bernischen Truppen und sandte an seine Regierung in Bern einen sehr merkwürdigen Bericht. Die furchtbare Niederlage bei Marignano, 1515, verschaffte dem französischen Einfluß wieder das Uebergewicht; Bern und ein Theil der übrigen Eidgenossen schloß Frieden mit Franz I., und M. wurde im Februar 1516 zur Ratification des Vertrages nach Frankreich geschickt, worauf am 29. November des gleichen Jahres — wieder unter

wesentlicher Mitwirkung May's — die ganze Eidgenossenschaft zu Freiburg den Frieden mit Frankreich unterzeichnete. Noch zwei Mal, 1517 und wieder 1525, unmittelbar nach der Schlacht bei Pavia und der Gefangennehmung Franz I. war M. in Staatsgeschäften in Paris; fast regelmäßig war er von 1494 an Abgeordneter von Bern zu den schweizerischen Tagsatzungen und wurde als solcher vielfach zur Beilegung innerer Streitigkeiten und Conflicte in Anspruch genommen. In seinen letzten Lebensjahren wandte sich M. hauptsächlich dem Interesse für die Ausbreitung der reformirten Lehre zu. Er war von jeher kirchlich gesinnt gewesen, auch Vorsteher einer eigenen, damals entstandenen Bruderschaft Conceptionis virginis Mariae; aber er setzte die Religion über die Kirche. In den Jahren 1508—1509 wurde in Bern im Dominikanerkloster das berüchtigte Spiel mit dem Schneidergesellen Joh. Jetzer (s. Bd. XIV, 1 ff.) aufgeführt. M. war einer der Rathsherren, welche bei der staatlichen Untersuchung der ärgerlichen Vorfälle und dann wieder bei der Einleitung des geistlichen Processes gegen die schuldigen Mönche betheiligt waren. Der Eindruck dieses Ereignisses, das einen tiefen Einblick gewährte in die unheilbare Corruption gewisser mönchischer Kreise, und deshalb die öffentliche Meinung in der Nähe und Ferne mächtig erregte, mußte auch bei ihm ein durchschlagender sein. Wie er von seinen Reisen in die große Welt mancherlei Gedanken mit sich heimbringen mochte, so stand er in naher persönlicher Verbindung mit den reformatorisch gerichteten Männern der Stadt, mit dem Schulmeister und Stadtarzt Valerius Anshelm, dem Barfüßer-Lesemeister Sebastian Meyer, mit Berchtold Haller und mit der Familie des Schultheißen Jakob von Wattenwyl. Dr. Thomas Wyttenbach, einst Zwingli's Lehrer an der Baseler Universität, war seit 1515 Chorherr in Bern; eine Anverwandte desselben verheirathete sich mit einer Großtochter May's. Der letztere äußerte sich, als 1518 der Ablaßkrämer Bernhardin Samson nach Bern kam, so unzweideutig, daß er sich den Bann zuzog und als 72jähriger Mann zu einem förmlichen Widerruf gezwungen wurde. Wohl mit nur um so größerem Eifer schloß er sich der wachsenden kirchlichen Bewegung an. Johannes Haller, der Pfarrer zu Amsoldingen, einer M. zugehörenden Gutsherrschaft, war der erste Berner Geistliche, der sich zur Ehe entschloß, und M. nahm ihn gegen daherige Angriffe in Schutz. In Bern wurde der Reformation mehr durch die Staatsmänner, als durch die Theologen Eingang verschafft; unter jenen war M. einer der bedeutendsten, und sein Einfluß war es ganz vorzüglich, der die Evangelischen zusammenhielt, als während der Jahre 1525—1527 ein offenbarer Stillstand, sogar ein Rückschlag, in Folge allgemeiner politischer Zustände sich bemerkbar machte. In eben dieser Zeit widmete Zwingli eine kleine Schrift über das heilige Abendmahl „Die Nachhut vom Nachtmahl des Herrn“ betitelt, „dem berühmten Manne, Bartholme May, des Raths zu Bern, Wolfgang und Glado (Claudius), seinen Söhnen, Jakob und Bendicht, seinen Enkeln, seinen Urenkeln und dem ganzen Geschlecht“. Das Schriftchen, in Gestalt eines Briefes geschrieben, trägt das Datum des 17. August 1525 und zeugt für die freundschaftliche Hochachtung, welche der Züricher Reformator für den Berner Magistraten hegte. Der Verkehr dauerte noch länger fort und zeigte sich in mehreren Briefen, von denen nicht alle erhalten geblieben sind. Bemerkenswerth ist das Schreiben, in welchem Zwingli seinen Glückwunsch darbrachte zur Vermählung von May's Tochter Clara mit dem gewesenen Stiftspropst Niklaus von Wattenwyl, der im entscheidenden Augenblicke allen seinen kirchlichen Würden entsagt und die reformirte Lehre angenommen hatte. An dem schließlichen Siege der Reformation in Bern im Januar 1528 hatte M. ohne Zweifel nicht geringen Antheil, wenn auch Zwingli die Einladung, während der Disputation in seinem Hause Wohnung zu nehmen, nicht angenommen hat.

Nicht ohne Grund schrieb Johann Eck im Aerger über einen mißliebigen Entschluß des Berner Rathes, mit Anspielung auf den lateinischen Namen der Familie M.: „Es müssend die Maden drein gekommen sein." Am 1. Mai 1527, nachdem seine beiden Söhne ihm im Tod vorangegangen, machte M. in Gegenwart von Berchtold Haller, Franz Kolb und des in Bern wohnenden Schwagers Zwingli's, des Schneiders Leonhard Tremp, sein Testament; er starb in der Osterwoche 1531, über 40 Nachkommen hinterlassend. Einer der Köpfe in Niklaus Manuel's Todtentanz gibt allgemeiner und wohlbegründeter Annahme zufolge ein Bildniß des bedeutenden Mannes.

B. May u. seine Familie, ein Lebensbild aus der Reformationszeit, von A. v. May, im Berner Taschenbuch Jahrg. 1874. — Amtliche Sammlung der Eidgenössischen Abschiede, Bd. III u. IV. — Valerius Anshelm's Berner Chronik. — Zwingli's Werke, hrsg. von Schuler u. Schultheß, Bd. VII. — Originalakten im Berner Staatsarchiv. — Strickler, Aktensammlung zur Schweizer. Reformationsgeschichte, 4 Bde. Blösch.

May: Emanuel M. (1734—1802), von Bern und von patrizischem Geschlechte, wurde gewöhnlich May von Romainmotiers genannt, weil sein Vater, Oberstlieutenant in holländischem Militärdienst, später Bernischer Landvogt in dem aufgehobenen Kloster Romainmotiers im Waadtlande war. M. wurde in einer Erziehungsanstalt in Deutschland erzogen und trat dann in französischen Kriegsdienst. Hier soll er ziemlich leichtsinnig gelebt haben, bis er sein Vermögen verlor und sich gezwungen sah in die Heimath zurückzukehren. Gegen den Willen seiner Familie verheirathet, nahm er nun 1778 das untergeordnete Amt eines Landschreibers zu Fraubrunnen an. Als Freund der Litteratur beschäftigte er sich hier mit geschichtlichen Studien und schrieb in französischer Sprache das Werk: „Histoire militaire de la Suisse et celle des Suisses dans les différents services de l'Europe." 8 tom. Lausanne 1788, eine im Ganzen nicht sehr zuverlässige Compilation, die aber doch, namentlich was die Geschichte der Schweizer im Auslande betrifft, viele werthvolle Angaben enthält. Er starb im Februar 1802, nachdem er noch die Stürme der Revolutionszeit erlebt.

Voyage d'une Françoise en Suisse, Londres 1790. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 324. — Biographie universelle, tom. 27, p. 610. — v. Tillier, Gesch. v. Bern, Bd. V S. 471. — Berner Taschenbuch, Jahrg. 1853. Blösch.

May: Franz Anton M. (oder Mai), Arzt, ist den 16. December 1742 in Heidelberg geboren. — Nach Beendigung seiner wissenschaftlichen Vorbildung auf dem katholischen Gymnasium seiner Vaterstadt studirte er zuerst Philosophie, später Medicin und erlangte 1762 die philosophische und 1766, gemeinschaftlich mit Peter Frank und seinem nachherigen Collegen Zuccarini, die medicinische Doctorwürde. — Noch in demselben Jahre trat er als Lehrer in die Hebammenschule in Mannheim ein, wurde im Jahre darauf zum Arzt in dem dortigen Zuchthause und Waisenhause und 1770 zum Medicinalrathe und Physikus der Oberschultheißerei Oggersheim ernannt. — Drei Jahre später erhielt er einen Ruf als Prof. extraord. an die Universität Heidelberg, 1786 wurde er zum Prof. ord. der Geburtshülfe befördert und 1789, unter Beibehaltung seiner akademischen Stellung, zum Leibarzte der Kurfürstin Elisabeth, Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor, ernannt. Er starb als Senior der Facultät am 20. April 1814 in Folge einer Lungenentzündung zum tiefsten Bedauern nicht nur der Facultät, welche in ihm einen der befähigtesten und ausgezeichnetsten Lehrer verlor, sondern auch der städtischen Bevölkerung Heidelbergs, welche in ihm einen liebevollen, glücklichen und in seiner Thätigkeit unermüdlichen Arzt verehrt hatte. — Unter den zahlreichen litterarischen Arbeiten May's, die jedoch meist nur von

geringem Umfange, zum größten Theile als akademische Gelegenheitsschriften und Programme erschienen sind, nehmen die geburtshülflichen („Fata et funera puerperarum ex solutione placentae artificiali oriunda“, 1786, ferner „Diss. exhibens aphorismos circa sequelas ex prolapsu uteri oriundas e. a.“), vor Allem aber das „Programma de necessitate partus quandoque praemature promovendi“, 1799, die erste Stelle ein. — In dieser letztgenannten Schrift hat M. zuerst, und zwar gleichzeitig mit dem dänischen Geburtshelfer Scheel, aber unabhängig von demselben, den sehr gewichtigen Vorschlag gemacht, unter Umständen die Frühgeburt künstlich einzuleiten. — Eine andere Reihe seiner Arbeiten ist medicinisch-historischer und -politischer Natur; von diesen verdient namentlich die, wenn auch etwas derbe, aber mit vielem Humor und vom Standpunkte reicher Erfahrung verfaßte Schrift „Stolpertus, ein junger Arzt am Krankenbette“, 5 Bdchn., 1777, 1778, 1801, 1807, genannt zu werden. — M. hat seine Stellung am kurfürstlichen Hofe in der edelsten Weise dazu benutzt, zweckmäßige medicinische Institute ins Leben zu rufen, oder doch deren Begründung zu fördern, so namentlich eine Verpflegungsanstalt für Arme in Mannheim, und hier wie später in Heidelberg Institute, welche zur Unterweisung junger Mädchen in der Diätetik und Krankenpflege bestimmt waren.

Ueber M.'s Leben und seine Leistungen vgl. Salzburger med.-chir. Zeitung 1814 Nr. 65, 207 und v. Siebold, Geschichte der Geburtshülfe II, 693. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Dict. histor. de la médecine III, 547—48. A. Hirsch.

May: s. **Majus**.

Maydell: Friedrich Ludwig v. M. wurde am 29. November (a. St.) 1795 als der Sohn des Landraths Reinhold Gottlieb v. M. auf dessen Gute Stenhusen in Esthland geboren. Nachdem er den ersten Unterricht im elterlichen Hause genossen, wurde er — wie es damals in adligen Familien der Ostseeprovinzen häufig geschah — zu weiterer Erziehung in die Anstalt der Brüdergemeinde nach Neuwied geschickt. Man glaubte, daß in den Schulen der Herrnhuter ein fester religiöser Grund dem heranwachsenden Geschlechte gegeben werde, und M. hat diese Erwartung seiner Eltern nicht getäuscht. Nach sechsjährigem Aufenthalt in Neuwied wurde er 1810 wieder in die Heimath gerufen, um zuerst noch den Unterricht eines Lehrers im elterlichen Hause, dann den der Ritter- und Domschule in Reval zu genießen. Diese älteste Schule in den Ostseeprovinzen — sie beging 1869 ihr 600jähriges Jubiläum — hatte am Anfange dieses Jahrhunderts das Glück, eine ganze Reihe von hochbegabten, strebsamen jungen Leuten in ihren Klassen zu sehen. Es war gerade die damals anwachsende Generation des esthländischen Adels besonders reich an vielversprechenden Jünglingen. Wenige Jahre vor M. hatte Karl Ernst v. Baer, der später berühmte Naturforscher, die Anstalt verlassen. Neben M. saßen junge Männer, die in späteren Jahren der Stolz ihrer Heimath und die Zierden des größeren Reiches werden sollten. Der napoleonische Krieg rief in dieser Jugend eine tiefgehende patriotische Bewegung hervor. Das siegreiche Eindringen des Eroberers bis in das Herz Rußlands erregte die Gemüther auf das Tiefste; versprengte, der Gefangenschaft entronnene Offiziere und Gemeine aus deutschen Ländern trafen sich in den Ostseeprovinzen, und so entstand in Reval eine russisch-deutsche Legion zum Kampfe gegen Napoleon. Auf den schwarzen Marmortafeln im Ritterhause zu Reval lesen wir in der langen Reihe esthländischer Edelleute, die damals sich zum Kriegsdienste meldeten, auch die Namen Ludwig Maydell's und seines Zwillingsbruders Paul August; ein älterer Bruder Leopold war schon früher eingetreten. Die russisch-deutsche Legion machte die Feldzüge von 1813 und 1814 mit, focht vielfach mit Bravour und wurde 1814 dem preußischen Heere zu-

gezählt. M. trat in das russische Grenadierregiment „König von Preußen“ über, mit dem er 1815 aufs Neue über die Grenze marschirte und endlich in Paris einzog. Nach dem Friedensschluß ließ er sich zur Artillerie überführen. Die beiden Brüder Maydell's waren indeß der Schwindsucht erlegen. Der Vater fürchtete auch für die Gesundheit Ludwigs und bewog ihn, den militärischen Dienst aufzugeben und sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen. Es war nicht sowol die Jurisprudenz und der juristische Beruf, was ihn anzog, als die Möglichkeit der wissenschaftlichen Fortbildung überhaupt. Auch konnte er sich jenem Fach nicht ganz und ungetheilt hingeben, da die Einkünfte des Vaters durch eine zahlreiche Nachkommenschaft aus einer zweiten Ehe stark in Anspruch genommen waren. Er mußte neben seinem Studium erwerben und trat darum das Amt eines Universitätsarchivars in Dorpat an. Durch seinen Fleiß und Eifer erwarb er sich auf beiden Gebieten dieser Doppelthätigkeit die besondere Achtung seiner Lehrer und seiner Vorgesetzten. Und doch gehörten sein Herz und seine angestrengteste Thätigkeit schon damals der Kunst an. Es war zu jener Zeit für einen esthländischen Edelmann, zumal für einen unbemittelten Edelmann, der nicht zu seinem bloßen Vergnügen malen oder meißeln wollte, sondern es ernst mit dem künstlerischen Beruf nehmen und in demselben auch seinen Lebenserwerb finden wollte, nicht leicht, Vorurtheile und Befürchtungen niederzukämpfen. Und um so schwerer wurde dem Ostseeprovinzialen dieser Beruf, als es innerhalb der Provinzen an künstlerischen Lehrkräften und Lehrmitteln fehlte. Der Dichter Kotzebue hatte beispielsweise für die Ausbildung seiner Kinder nicht blos einen Musik-, sondern auch einen Zeichenlehrer aus Sachsen berufen müssen. Auch in Dorpat war M. mehr auf das Selbststudium als auf künstlerische Anleitung angewiesen. Seine Liebe zur Kunst wuchs unter Erschwerung und Hindernissen, bis es ihm gelang, die unentbehrliche Einheit der Thätigkeit sich zu schaffen. Die Vielseitigkeit seiner Beschäftigung hatte ihn nicht zur Zersplitterung seiner Kräfte geführt. Als es ihm möglich geworden war sich ganz der Kunst zu widmen, mußte er das ernste Studium derselben in der Ferne suchen. In Rom war die Kunst neu erstanden. Dorthin zog es ihn vor Allem, dort fand er im Kreise der deutschen Nazarener, namentlich unter Overbeck's Einfluß und Leitung, seine besondere Richtung auf historische und religiöse Malerei. Hier war es auch, wo er innige, andauernde Freundschaft mit Ludwig Richter schloß, der von ihm schrieb: „Ich meine, daß der liebe Gott aus uns beiden (zusammengenommen) einen excellenten Kerl hätte machen können.“ Nach sechsjährigem Studium kehrte er in die Heimath zurück und gründete seinen Hausstand, vorerst noch auf dem Gute seines Vaters. Das erste größere Werk, das er in der Heimath ausführte, war die Illustration des Hohenliedes. Bald darauf wurde ihm der Auftrag, ein Altarblatt und andere Arbeiten in der St. Olaikirche in Reval auszuführen. Er hatte hier zu malen, architektonisch zu componiren, Modelle zu Statuen und Reliefs zu machen. Die Kirche, die aus der Ruine neu erstanden war, in die sie ein Blitzstrahl verwandelt hatte, erhielt von seiner Hand eine höchst wirkungsreiche, schöne innere Ausstattung. Andere Aufträge zu Altargemälden folgten: in den Landkirchen von Saara (Christus am Oelberg), Rujen (Kreuzigung), Pölwe (auferstandener Christus), Stenhusen (Christus von Engeln umgeben) und in der Johanneskirche zu Dorpat (Kreuzigung, Gefangennehmung, Altarblatt und Kanzel) finden sich bedeutende Werke seiner Hand. Ein Altarbild für eine zweite Kirche in Dorpat blieb unvollendet. Auch an kleineren Aufgaben fehlte es nicht: Zeichnungen zu Diplomen und Ehrengeschenken, Zeichenvorlagen und vor Allem Illustrationen nahmen seine Kraft vollauf in Anspruch. Von den letzteren seien hier genannt „Zar Barandin“, ein russisches Märchen, „Undine“ und „Nal und Damajanti“, von dem russischen Dichter Shukowski bestellt, „Der Prediger Salomo“, „Neun Compositionen zu dem Hohenlied“, „Die

Jungfrau von Orleans“ und namentlich die fünfzig Bilder zur livländischen Geschichte, von denen jedoch nur die ersten zwanzig im Druck erschienen sind. Es herrschte über vielen dieser Arbeiten ein Unstern: die Verleger ließen sich für derartige Werke, da sie nicht mit einem schon berühmten Namen gedeckt waren, schwer finden, und mehrere von ihnen setzten die begonnenen Unternehmungen nicht fort, andere machten bankrott. Die Originalzeichnungen gingen von einer Hand in die andere über, sie sind zum Theil verschwunden. Als Bildhauer war es M. nur vergönnt, eine einzige Büste selbst in Marmor auszuführen. — Es war ihm kein leichtes fröhliches Künstlerleben zugefallen. Die Heimath, der er mit vollem Herzen anhing, konnte ihm an Anregungen und Aufgaben wenig bieten; der schaffende Künstler lebte in den Ostseeprovinzen isolirt, an fördernden Ausstellungen und Kunstvereinen fehlte es ganz, oft auch an Verständniß. Der Kampf mit der Noth des Lebens war namentlich für den Künstler schwer und hart. Es bedurfte der strengsten Arbeit und unermüdlicher Hingabe, um aus der Kunst den unentbehrlichen Erwerb zu ziehen. Trotz all dieser Erschwerungen und Entbehrungen verlor M. die Begeisterung nicht; er war mit Herz und Sinnen ganz der Kunst ergeben, ein Gemüth von seltener Tiefe und Reinheit, ein religiöser, liebenswerther und liebenswürdiger Mann. Der Tod ereilte ihn unerwartet. Er starb am 6. September 1846 in Reval. L. Pezold.

Maydell: Peter v. M., Arzt, einem alten, weitverzweigten baltischen Adelsgeschlechte entsprossen, ist den 6. November 1819 auf dem, seinem Vater angehörigen Gute Moisama im Land-Wierschen Kreise von Estland geboren. — Mit vorzüglicher Schulbildung ausgestattet, widmete er sich 1837 dem Studium der Medicin auf der Universität Dorpat, welche er 1842 als gelehrter Arzt verließ. Da er während seiner Studienjahre ein kaiserliches Stipendium bezogen hatte, mußte er sich einer fünfjährigen ärztlichen Dienstzeit unterwerfen, bei der ihm die eigene Wahl des Aufenthaltes nicht gestattet war. Zu seinem Bedauern wurde ihm eine Stellung als Arzt im Kosakenheere in Orenburg zugetheilt, allein die Verhältnisse gestalteten sich für ihn wider Erwarten in kurzer Zeit sehr günstig; namentlich erfreute er sich der Protection des daselbst in hervorragender Stellung fungirenden Dr. Rosenberger, zu welchem er später in enge freundschaftliche Beziehungen trat, und schon drei Monate nach seinem Eintritte ins Heer wurde er aus dem Militärdienste in die zum Ministerium des Aeußeren ressortirende, sog. Grenzcommission versetzt; in dieser Stellung fand er reiche Gelegenheit, naturwissenschaftliche und ärztliche Erfahrungen im Kirgisenlande zu sammeln, die er später in der von ihm als Inaugural-Dissertation veröffentlichten interessanten Schrift „Nonnulla topographiae medicae Orenburgensis spectantia“ niedergelegt hat. — Schon wenige Monate nach seinem Eintritte in diesen Dienst verließ sein Gönner Orenburg und übergab ihm seine Privatpraxis, womit nicht nur seine Existenz gesichert, sondern ihm auch ein größeres Feld der Beobachtung eröffnet war. — Im J. 1848, am Schlusse seiner amtlichen Dienstzeit, wurde er in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen in der mörderischen Cholera-Epidemie, welche in eben diesem Jahre Orenburg heimgesucht hatte, zum Stadtarzt ernannt, und im Jahre darauf (am 2. Juni 1849) erlangte er nach Ablegung des Examen rigorosum und unter Vertheidigung der oben genannten Dissertation die Doctorwürde. — Der Wunsch, in der Nähe seiner Heimath zu weilen, veranlaßte M., sich in Petersburg niederzulassen, aber er konnte sich hier nicht einleben. Nachdem er im Auftrage der Reichs-Medicinalverwaltung mehrere Gouvernements bereist hatte, um sich von der Durchführung der die Hygieine der Fabrikarbeiter betreffenden ministeriellen Erlasse zu unterrichten, und sodann einige Monate die Stelle des Oberarztes im Stadthospitale in Tambow bekleidet hatte, wurde er zum Inspector der Medicinalverwaltung in Orel ernannt. — Hier fand er eine ausgedehnte ärztliche Praxis,

angenehme collegialische und gesellige Verhältnisse, und so wurde es ihm doppelt schwer, einem im J. 1863 an ihn ergangenen Rufe nach Petersburg behufs Uebernahme des Stadt-Physicats zu folgen, da es sich hier nicht nur um eine vollkommene, mit enormer Arbeit vorhandene Reform dieses Instituts handelte, sondern auch eine nur geringe materielle Entschädigung ihm für diese Arbeit geboten war. — Familienverhältnisse gaben schließlich den Ausschlag und so siedelte M. 1864 nach der Hauptstadt des Reiches über. — Die Aufgabe, die ihm hier zufiel, betraf, wie bemerkt, eine vollständige Reform des Sanitätswesens, da betreffs einer geordneten Gesundheitspflege daselbst fast Alles zu wünschen übrig war. Im Auftrage des Ministers besuchte M. im J. 1865 mehrere große Städte Deutschlands, Englands, Frankreichs, Belgiens und der Schweiz, um sich mit den hier bestehenden Sanitätseinrichtungen bekannt zu machen und im Jahre darauf wurde er, nach erfolgter Rückkehr, zum berathenden Mitgliede des Medicinalrathes, zum Mitgliede des Curatoriums des Maximilian-Krankenhauses und zum Ehrenpräsidenten des Verwaltungsrathes des evangelischen Hospitales ernannt. — Eine sehr wesentliche Unterstützung für seine auf Herbeiführung geordneter hygieinischer Verhältnisse gerichteten Bestrebungen fand M. in dem 1866 zum Oberpolizeimeister ernannten General Trepoff, welcher die ganze Tragweite der Ziele, welche M. verfolgte, richtig erkannt hatte. Es wurde eine Sanitätscommission ins Leben gerufen, von welcher die wichtigsten hygieinischen Einrichtungen, Anlage außerstädtischer Kirchhöfe, Errichtung eines Centralbureaus sämmtlicher Hospitäler der Stadt, Anlage kleiner, über die ganze Stadt verbreiteter Gebäranstalten, Reform des Apothekenwesens u. s. w. ausgingen und an deren Durchführung sich M. aufs eifrigste betheiligt hat. — Unbeirrt durch Gunst oder Mißgunst der Menschen und der Verhältnisse, frei von jedem persönlichen Ehrgeiz, mit reichem Wissen und umfassender Erfahrung ausgestattet hat M. die ihm gestellte Aufgabe zu lösen versucht, und was er in dieser Beziehung bis zu seinem am 18. September 1884 erfolgten Tode geleistet hat, darüber gibt eine Vergleichung der jetzigen sanitären Einrichtungen und Zustände Petersburgs mit denjenigen, welche daselbst vor 20 Jahren bestanden haben, Aufschluß. — Die litterarische Thätigkeit Maydell's ist eine sehr beschränkte geblieben; außer der oben genannten medicinisch-topographischen Arbeit hat er einige kleinere Journal-Artikel in der med. Zeitung Rußlands veröffentlicht; ein von ihm in der Académie de médecine zu Paris über Rinderpest gehaltener Vortrag ist in dem Bulletin dieser gelehrten Körperschaft abgedruckt.

Ueber Maydell's Leben und Wirken vgl. den anonym erschienenen Nekrolog in Petersb. med. Wochenschr. 1884 Nr. 39. 402. A. Hirsch.

Mayer: Andreas M., Mathematiker, Astronom und Kartograph, war der Sohn des Baumeisters Andreas M. zu Augsburg, wo er am 8. Juni 1716 geboren wurde und seinen Schulunterricht genoß. Vom Rath seiner Vaterstadt unterstützt, studirte er seit 1733 in Wittenberg unter Joh. Math. Hase Mathematik und Physik, und widmete sich seit 1735 unter der Leitung von Christfried Kirch in Berlin der Astronomie. Bei Fortsetzung seiner Studien in Marburg wurde er (1735) mit Christian Wolf bekannt, der durch seine philosophische Richtung einen so großen Einfluß auf M. gewann, daß dieser, als er, nach vollendeter Promotion in Wittenberg (1736), sich dort habilitirte, seine Schrift „Elementa theologiae naturalis, methodo Wolfii“, 1740 herausgab. Als nun Albert v. Schwarz, nach dem Abgange des Greifswalder Mathematikers Jer. Papke (s. d. Art.), sich bei der Besetzung dieser Stelle den Rath von Wolf erbat, empfahl dieser M. als geeigneten Nachfolger. So begann er in Greifswald seit 1741 seine erfolgreiche Thätigkeit, nicht nur als akademischer Lehrer und Schriftsteller im Gebiet der Astronomie und Mathematik, sondern auch

durch praktische Unternehmungen, welche für die Entwickelung von Rügisch-Pommern eine große Bedeutung erlangten. In derselben Weise, wie letztere dem Princip des Nützlichen in der Wolf'schen Philosophie ihren Ursprung verdankten, läßt sich auf deren Toleranz und freiere religiöse Anschauung eine andere Schrift Mayer's zurückführen: „An Spinoza atheus dici potest“?, welche er in den von Dähnert herausgeg. Pom. Nachr. v. gel. Sachen, S. 266, veröffentlichte, und die in Jak. Heinr. Balthasar's, Greifsw. Wochenblatt, oder Verm. Samml. v. gel. Sachen, S. 145, eine herbe Entgegnung erfuhr. Dieselbe ist aber um so wichtiger, als M. einer der ersten war, welcher Spinoza's Lehre einer unbefangenen Beurtheilung unterzog. Für seine praktischen Unternehmungen von der schwedischen Regierung unterstützt, bestimmte er mit den neu angeschafften Instrumenten (1753) die Lage und Polhöhe Greifswalds, und ermittelte durch genaue Messungen auf der Eisdecke des (1757) völlig zugefrorenen Meeres, so genaue Resultate, daß er (1763) seine neue Karte von Schwedisch-Pommern herauszugeben vermochte, welche der wirklichen Gestalt des Landes entsprach und die Mängel der älteren Karten von Lubin (1600), Merian (1671) und Homann (1715) berichtigte. Auch für das (1747—50) neu errichtete, noch jetzt bestehende Universitätsgebäude entwarf er den Riß, und leitete den Bau desselben, sowie von mehreren Kirchen und Privathäusern. Bei der Einweihung der neuen Universitätsräume hielt er als Dekan eine Rede und promovirte Anna Chr. Balthasar (s. Bd. II, 28 f.) zur Bacc. der Philosophie. Vom Könige von Schweden und den Akademien von Stockholm, Upsala, Berlin, Mainz und Bologna als Mitglied geehrt, starb er am 19. December 1782. Sein älterer Sohn Joh. Christoph Andreas M. wurde Professor der Medicin in Frankfurt a. d. O., der jüngere Ernst Friedrich Christian M. Pastor in Königsberg.

Lamb. Henr. Röhl, Vita Andreae Mayeri in den Vitae Pomeranorum; Biederstedt, Leben u. Schriften Neuvorpomm. Gel. S. 127; Kosegarten, Gesch. der Univ. I, S. 292; Dähnert, Pom. Bibl. I, S. 35—47; Berghaus, Handbuch des Herz. Pommern IV, 1, S. 697; Pyl, Pom. Gesch. Denkm. V, S. 80.

Pyl.

Mayer: Charles M., berühmter deutscher Pianofortevirtuose, Componist und Lehrer, ward am 21. März 1790 in Königsberg in Preußen geboren, mit welcher Angabe die in den lexikalischen Werken von Schilling, Fétis, Bernsdorf und Riemann mitgetheilten Geburtsdaten berichtigt sein mögen. M. kam schon als Kind nach Rußland, indem sein Vater, ein tüchtiger Clarinettist, einem Rufe als Capellmeister nach St. Petersburg folgte, wo er vier Jahre lebte und sich dann mit seiner Familie nach Moskau wandte, woselbst sich Mayer's Mutter, eine Tochter des seiner Zeit beliebten Violinvirtuosen Jean Guillaume Lévèque, als Gesangs- und Clavierlehrerin niederließ. Schon als fünfjähriger Knabe entwickelte M. außergewöhnliche Anlagen zur Musik: er spielte ohne Notenkenntniß Alles blos dem Gehör nach. Den ersten Unterricht empfing er von seiner Mutter, welche ihn später dem berühmten Meister John Field übergab, der durch seine unvergleichlich zarte und gebundene Spielweise auf die ganze Kunstrichtung des jungen M. den wesentlichsten Einfluß ausübte. Im Field'schen Hause war M. der erklärte Liebling und so darf es nicht Wunder nehmen, daß er bereits im neunten Jahre zu Moskau mit größtem Beifall Concerte gab. Im J. 1812 flüchtete sich nach der Einnahme Moskaus Mayer's Familie nach Petersburg, woselbst seine Mutter eine Anstellung als Lehrerin im adeligen Fräuleinstift annahm. Da nun auch Meister Field nach Petersburg übersiedelte, so konnte M. seine Ausbildung bei ihm fortsetzen, was er auch mit solchem Eifer und so entschiedenem Erfolge that, daß selbst Kenner sein Spiel schwer von dem Field'schen unterscheiden konnten, wenn sie die spielende Person

nicht sahen. Die erste Kunstreise machte M. 1814 in Begleitung seines Vaters, und zwar zunächst nach Warschau, von wo aus Deutschland, Holland und Frankreich mit bestem Erfolge besucht wurden; namentlich zu Paris erntete er den reichsten Beifall. In Amsterdam schrieb er seine ersten großen Variationen über „God save the King“, welche sich einer allgemeinen Beliebtheit zu erfreuen hatten. — M. kehrte 1819 nach Petersburg zurück, und nun begann seine Glanzperiode als Virtuos und Lehrer; sein Haus war der Sammelpunkt aller musikalischen Notabilitäten der kaiserl. Hauptstadt, und um sich einen Begriff von seiner Beliebtheit als Lehrer zu machen, genüge die Angabe der ansehnlichen Zahl von 800 Schülern, welche er während seines 25jährigen Aufenthaltes in Petersburg ausbildete. — Auf einer Kunstreise im J. 1845 feierte er namentlich in Stockholm und Kopenhagen, Hamburg, Leipzig und Wien große Triumphe, überall durch sein gediegenes Spiel überraschend und Beifall und Ehre reichlich erntend; unter Anderen ward er am kunstsinnigen Hofe in Stockholm mit großer Auszeichnung aufgenommen und mit dem Diplom als Ehrenmitglied der königl. musikalischen Akademie ausgezeichnet. In Kopenhagen gab er eine Reihe von Concerten und spielte auch vier Mal am Hofe, wobei er vom Könige mündlich mit dem Titel eines Hofpianisten beschenkt wurde. In Ermangelung großer Neigung, sich wieder nach Petersburg zu begeben, woselbst ihm indessen ein gewichtiger Nebenbuhler in Adolf Henselt erwachsen war und ihn zu erneuter Anstrengung genöthigt haben würde, gab er dem Hange zur Ruhe nach und ließ sich 1846 in Dresden nieder, wo er im Umgang mit der dortigen Künstlerschaft fleißig als Lehrer, Virtuos und Componist wirkte, bis ihn am 2. Juli 1862 der Tod ereilte. — Als Virtuos gehört M. der älteren, mit der Behandlungsart Field's noch eng verwandten Pianistenschule an. Seine sorgfältig durchgearbeitete und in ihrer Weise vollendete Technik war außerordentlich sauber, delicat, voll ruhiger Gleichmäßigkeit, seine Tonleiter vorzüglich; außerordentliche Glätte, formelle Abrundung, gewinnende Gefälligkeit und geschmackvoll schattirter Tonwohlklang zeichneten seinen Vortrag aus. Die Eigenschaften des trefflichen Virtuosen kennzeichnen auch seine höchst zahlreichen, melodiös ansprechenden, formell sehr routinirt gemachten und höchst claviermäßig und für den Spieler dankbar gesetzten Claviercompositionen. Freilich erscheinen dieselben etwas äußerlich und ohne tiefere innere Bedeutung. Im Ganzen sind 351 Clavierwerke von M. erschienen, darunter zwei Concerte (op. 70 u. 89), sowie eine große Anzahl Rondo's, Fantasien, Etuden, Salon- und Charakterstücke u. s. w. Noch jetzt werden seine Etuden (op. 31. 55. 61) sehr geschätzt. Auch ein Rondo brillant (op. 25), ein Allegro de Concert (op. 60) und das Concert op. 70 werden noch hie und da gespielt. Ganz besonders bei Ausführung seiner Werke traten alle Vorzüge von Mayer's Clavierspiel, auch noch in den letzten Jahren seines Lebens, in voller und anziehender Wirkung hervor. Fürstenau.

Mayer: Christian M., Astronom. Geb. zu Mesritz in Mähren, nach der einen Angabe am 19. Juli, nach der anderen am 20. August 1719, entzog sich M. seinem Vaterhause durch die Flucht, um seinen Wunsch, in den Jesuitenorden treten zu können, zur Ausführung zu bringen; wo er vorher seine Studien gemacht, ist anscheinend nicht bekannt. Am 26. September 1745 wurde er zu Mannheim Novize des Ordens, der den jungen Mann nach und nach in verschiedenen Lehrerstellungen verwendete. Zuerst lehrte er in Aschaffenburg die klassischen Sprachen, alsdann ward ihm daselbst auch der mathematische Unterricht übertragen, und zuletzt wurde er Professor der Mathematik und Physik an der Universität Heidelberg. Mit dieser Professur, welche M. auch als Exjesuit beibehielt, war die Direction der neuen Mannheimer Sternwarte verbunden, aber auch in dem nahe gelegenen Schwetzingen, wo er häufig weilte, erbaute Kurfürst

Karl Theodor seinem Hofastronomen ein eigenes Observatorium. M. verließ die Pfalz nur zum Zwecke wissenschaftlicher Reisen; so besuchte er die Pariser Gelehrten, begleitete Cassini bei seinen Gradmessungsarbeiten in Deutschland und machte schließlich sogar einen Abstecher nach Rußland, wohin ihn Katharina II. wie manchen anderen auswärtigen Astronomen zur Beobachtung des Venusdurchganges von 1769 berufen hatte. Bei seinem Tode, der am 16. April 1783 in Heidelberg — nach einer anderen Quelle in Mannheim — erfolgte, stand M. als ein hochgeachteter Forscher da, den die Akademien von Mannheim, München, Bologna und Philadelphia, die königl. Gesellschaft von Göttingen und die englische Royal Society zu ihrem wirklichen oder correspondirenden Mitgliede ernannt hatten. Mayer's schriftstellerische Thätigkeit erstreckte sich über den ganzen Kreis der damals zur Mathematik gerechneten Gegenstände. So handelt z. B. eine seiner Universitätsschriften (Mannheim 1758) von der ersten Fortifications-Manier Vauban's. Physikalische Lehrbücher schrieb er ebenfalls, und zwar in eigenthümlicher Anordnung, wie das „Specimen physicae experimentalis in terra“ und das „Specimen physicae experimentalis in aqua“ (beide Heidelberg 1755) beweisen. Selbständig scheint sich M. besonders mit Forschungen über die chemische Harmonika beschäftigt zu haben. Der reinen Mathematik sind unter seinen litterarischen Arbeiten gewidmet: „Brevis trigonometriae planae institutio selectis matheseos et physicae partibus applicata“, Heidelberg 1754 und „Elementa arithmeticae“, ibid. 1762. Auch mit dem vom Grafen Pacheco erfundenen Distanzmesser beschäftigte er sich viel und behandelte ihn nicht blos in einer eigenen Monographie, sondern veranlaßte auch eine denselben behandelnde Dissertation des P. Stengel (Mannheim 1762, 1767). Aber nicht nur die niedere Geodäsie war sein Fach; er maß auch in der Rheinebene einen Grad des Erdmeridians (vgl. seine „Basis Palatina anno 1762 ad normam acad. r. Par. sc. exactam bis dimensa“, Mannheim 1763) und interessirte sich lebhaft für Kartographie. Sowol um die Mappirung der pfälzischen Lande als auch um diejenige Rußlands hat er Verdienste sich erworben, indem er während seines Aufenthaltes in dem nordischen Reiche — wahrscheinlich auf den Wunsch der Kaiserin — die „Nouvelle méthode pour lever, en peu de temps et à peu de frais, une carte géographique et exacte de toute la Russie, approuvée par l'académie royale de Saint-Pétersbourg“ (ibid. 1770) verfaßte. Was seine „Charta geographica per tractum Rhenanum Moguntia Basileam usque“ anlangt, so müssen wir uns auf einen Brief von Franz Huber an den Prager Mathematiker Stepling verlassen, worin erstere als nach ganz neuen Grundsätzen angefertigt bezeichnet wird, denn das Original selbst ist bei einem Brande zu Grunde gegangen. Seine astronomischen Beobachtungen hat M. an verschiedenen Orten veröffentlicht, in den „Phil. Transactions“, in den Berichten der Societät von Philadelphia, im „Journal des Savans“, wo er (1781) den Gang einer Arnold'schen Pendeluhr erörterte, endlich auch in einer besonderen, acht Jahre umfassenden Sammlung. Seine Schilderung des Venusdurchganges von 1769 — den von 1761 hatte er in Schwetzingen beobachtet — wegen dessen er eben die Reise nach Petersburg unternommen hatte, erschien noch im selben Jahre und bald darauf im Auszuge in den Nova acta eruditorum; zugleich ward eine französische Uebersetzung des lateinisch geschriebenen ersten Berichtes veranstaltet. M. hat sich nicht darauf beschränkt, das mitzutheilen, was er selbst gesehen, sondern auch den Beobachtungen anderer in Rußland stationirter Astronomen ihr Recht angedeihen lassen, so daß seine Schrift zu den wichtigeren gehört, welche dem merkwürdigen Phänomen ihre Entstehung verdankten. Als praktischer Himmelsforscher hat sich M. auch durch seine Schrift über die geographische Breite der Schwetzinger Warte bethätigt. Es ist jedoch höchst be-

merkenswerth, daß all' diese zahlreichen Leistungen, in deren Anerkennung seine Zeitgenossen rückhaltslos übereinstimmten, Mayer's Namen bei weitem nicht so bekannt gemacht haben, als ein kleines Buch über Fixsternkunde, welches seinen Verfasser in eine endlose litterarische Polemik verwickelte und wenigstens bei den deutschen Fachmännern nicht den mindesten Beifall fand. In der „Mannheimer Zeitung" vom 20. October 1777 erschien ein Referat über eine Vorlesung, welche M. der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften gehalten und worin er mitgetheilt hatte, daß er im Verlaufe der letzten dreiviertel Jahre, im Vereine mit seinem Assistenten P. Mezger, etwa 100 Trabanten von Fixsternen aufgefunden. Kaum war diese Nachricht bekannt geworden, so brachte schon das Wiener „Diarium" vom 8. November 1777 eine scharfe Entgegnung aus der Feder des Hofastronomen Hell, der zwar selbst Exjesuit war, aber dennoch mit seinem Confrater nichts weniger als schonend umging und dessen Entdeckungen kurzweg als optische Fictionen bezeichnete. M. ließ in dem nämlichen Mannheimer Blatte einen erwidernden Artikel einrücken, worin er sein Recht, das Wort „comes" auch auf den Fixsternhimmel auszudehnen, in ganz zutreffender Weise vertheidigt. Natürlich antwortete Hell aufs Neue, und zwar ließ er das gröbste Geschütz persönlicher Invectiven auffahren, und in diesem Tone erfolgte seine Replik noch zweimal, obwohl M. einen feineren Ton der Polemik beibehielt und auch den Versuch machte, seinen Gegner durch einen englischen Gelehrten, der damals Deutschland bereiste, umstimmen zu lassen. Auf dieser Grundlage entstand das oben genannte Werkchen: „Gründliche Vertheidigung neuer Beobachtungen von Fixsterntrabanten, welche zu Mannheim auf der kurfürstlichen Sternwarte entdecket worden sind", Mannheim 1778. In demselben wird der richtige Weg zur Vertheidigung der früher ausgesprochenen Ansichten eingeschlagen; der Autor vergleicht mit den älteren Beobachtungen von Flamsteed, Römer u. A. sowol mehrere der von Tobias Mayer vorgenommenen Ortsbestimmungen als auch seine eigenen und kommt zu dem Schluß, daß die thatsächlich erwiesenen Veränderungen sich nur durch eine Centralbewegung erklären ließen. M. hat mit dieser Neuerung, die er auf dem Gebiete der Stellarastronomie anzubahnen versuchte, entschiedenes Unglück gehabt. Wir meinen, indem wir dies aussprechen, weniger den Umstand, daß ihm außer Hell noch ein zweiter Widersacher in Nikolaus Fuß erstand, der gegen ihn seine „Réflexions sur les satellites des étoiles" (Petersburg 1789) vom Stapel ließ, sondern wir wollen darauf hinweisen, daß Mayer's Arbeit durch die nur wenige Jahre nachher erschienene von William Herschel vollständig in den Schatten gestellt wurde. Herschel's Katalog umfaßte fast sämmtliche von M. entdeckten Sternpaare und noch eine Menge neuer; auch hat sich der deutsch-englische Gelehrte frei zu halten gewußt von der allerdings nicht glücklichen Bezeichnungsweise seines deutschen Collegen, und das Gewicht seines Namens sicherte seinen Arbeiten schon von vorn herein ihren Einfluß. Bei alledem wird die Nachwelt nicht umhin können, zuzugeben, daß M., wenn er auch das Wesen seiner Fixsternbegleiter Mangels mikrometrischer Messung nicht richtig auffaßte und wenn er auch mehrfach optische Sternpaare mit physischen verwechselte, gleichwohl den eigentlichen Anstoß zu den in neuerer Zeit zur höchsten Bedeutung gelangten Untersuchungen über Doppelsterne gegeben und zugleich sich als einen ungleich weitsichtigeren Forscher den zunftmäßigen Astronomen vom Schlage Hell's gegenüber bewährt hat.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877 S. 620, 644, 740 ff. — W. Meyer, Geschichte der Doppelsterne, Vierteljahrsschr. d. naturf. Gesellsch. zu Zürich, 1876. S. 395 ff. — Pfälzisches Museum, 1. Heft, Mannheim 1783. — Klüber, Die Sternwarte zu Mannheim, Mannheim 1811. — Augustin et Alois de Backer, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus, V. série, Liège 1859. S. 526 ff.

Günther.

Mayer: Christian M., Kupferstecher, geb. am 12. October 1812 zu Wien, † ebendaselbst am 6. September 1870, Sohn eines Arbeiters in der Wiener Staatsdruckerei; M. wurde durch einen Zufall mit dem Professor der Schabkunst an der Wiener Akademie, mit Vincenz Georg Kininger (Bd. XV S. 771) bekannt, von diesem an der Akademie unterrichtet und Jahre lang wie ein Sohn gehalten. Die Aufnahme Mayer's in die Akademie erfolgte am 26. Mai 1826. Als erstes Blatt, womit der Künstler in die Oeffentlichkeit trat, wird die 1828 vollendete „Ariadne" nach Reynolds genannt. Im J. 1833 erhielt M. den Hofpreis für eine nach Lelio Orsi geschabte Madonna, die in Andresens „Handbuch für Kupferstichsammler" als erstes Blatt aufgezählt ist. Es machte dem Künstler Ruf, so daß er auch im Auslande Würdigung fand und durch mehrere Jahre vom Bibliographischen Institut in Hildburghausen beschäftigt wurde. In Gemeinschaft mit seinem Lehrer Kininger führte M. im J. 1840 das Bildniß des Erzherzogs Karl aus. M. lebte in Kininger's Hause bis zu seiner Verehelichung mit Christine Windrich am 3. Februar 1848. Im J. 1850 schloß er sich innig an den fast gleichalterigen Carl Rahl den jüngeren an, mit dem er zeitlebens befreundet blieb und nach dessen Gemälden und Skizzen er eine große Anzahl von Blättern schabte. Schon 1851 beginnt er die Ausführung des großen Stiches nach Rahl's eben damals entstandener „Christenverfolgung in den Katakomben", für die er eine vorschußweise Unterstützung vom Staat erhielt. Das große Blatt wurde vom Wiener Kunstverein im J. 1852 zur 21. Verlosung als Prämie ausgegeben. Zu Anfang 1854 begann M. das Rahl'sche Bild: „Kolonitsch holt die Christenkinder aus dem Türkenlager". Vollendet wurde es am 28. Juli 1855. Eggers' Kunstblatt von 1854 berichtet, das Blatt sei im Auftrage Auer's, des Directors der Staatsdruckerei, hergestellt worden. Nach Rahl schabte M. auch das Porträt von Baron Sina (Kniestück, gr. Fol., vollendet 1859), endlich: Moses; Hercules und Omphale; die Poesie; eine Reihe von Künstlerbildnissen für Auer's Zeitschrift „Faust", ferner „Amalia" (ein Kind mit Rosen) für dieselbe Zeitschrift, „Karoline" und „Rosa" (Brustbilder junger Mädchen), endlich 5 Blätter nach Rahl's Fries für die Universität zu Athen, mit Darstellung der Culturentwickelung Griechenlands von Prometheus bis zur Verbreitung des Christenthums durch Paulus (Prämienblätter des Oesterreichischen Kunstvereins für 1867). Im J. 1862 und dem folgenden schabte M. das große Blatt nach Than (einem Rahl-Schüler) mit der Darstellung einer Rekrutirung in Ungarn. Außerdem schabte er nach Aigner, Danhauser, J. Ender, Scheel, Steuben, Wilkie u. A. Unter seinen Stichen nach älteren Meistern sind hervorzuheben: Io (1863) nach dem Gemälde des Correggio im Wiener Belvedere, die vier Welttheile (beendigt im Februar 1860) nach Rubens' Gemälde in derselben Galerie, Boreas und Orythia nach Rubens (Original in der Akademie) und eine Kreuzabnahme nach Veronese. Th. Frimmel.

Mayer: Eduard M., Bildhauer, geb. am 17. August 1812 auf der Asbacher-Höhe im Hundsrück, lernte als Schüler der Akademie zu Dresden unter Rietschel, zu Berlin unter Rauch, weilte 1840—43 in Paris, wo er theils bei David d'Angers, theils selbständig arbeitete, ließ sich dann 1842 bleibend in Rom nieder. M. bildete mit Vorliebe Gestalten aus der griechischen Mythe oder kleinere Genremotive, mehr im antiken als im naturalistischen Sinne, z. B. Bacchus, Venus Anadyomene, Amor mit dem Helm des Mars, die Statuen der Wissenschaft und Industrie für Sanssouci (1868), Merkur als Argustödter (1877 für die National-Galerie zu Berlin), ein Mädchen mit Ohrgehäng, ein betendes Kind, welche vielfach zu Paris und Berlin prämiirt wurden. Der Künstler starb am 12. October 1881 nach kurzer Krankheit, ferne von seiner

Frau und seinen beiden Töchtern, zu Aibling auf der Villa seines Bruders W. Mayer (Directors der chemischen Fabrik Heufeld).

Vgl. Nagler 1839 VIII, 493. Seubert 1879 II, 540. H. A. Müller, Künstlerlex. 1882 S. 360. Nr. 290 Baier. Kurier vom 19. October 1881.

Hyac. Holland.

Mayer: Ernst (Johann) M., Bildhauer, geb. am 24. Juni 1776 als der Sohn eines Strumpfwirkers zu Ludwigsburg, lernte an der dortigen Kunstschule unter dem Hofbildhauer und Bronzegießer Ant. Isopi (1753—1833), kam 1818 durch Klenze nach München, um Relief-Verzierungen an der Reitschule und in der Glyptothek zu modelliren, ging 1822 nach Italien, wo ihn Thorwaldsen anzog, unter dessen Leitung er auch ein Relief (Agamemnon, Menelaus und Palamed kommen zu Odysseus, ihn zum Zuge gegen Troja auffordernd) vollendete. Nach seiner Rückkehr 1826 restaurirte M. viele Antiken in der Glyptothek, fertigte Büsten für König Ludwig (Thorwaldsen, Martius, Fürst Oettingen-Wallerstein) und drei Figuren für das Giebelfeld der Glyptothek, auch viele Figuren und Reliefs in Stucco für den Tanzsaal im Palais des Herzogs Maximilian. Die Genien am Sockel von Thorwaldsen's Monument für den Herzog von Leuchtenberg (in der Michaels-Kirche) sind von seiner Hand; desgleichen die Statuen der Roma und Athene über dem Ausgangsportal des Hofgartens, ferner die Sandstein-Löwen vor der alten Pinakothek und die Kolossalstatuen des Homer und Thucydides vor der Bibliothek. Auch im Gebiete der Ornamentik leistete er Ausgezeichnetes, z. B. mit der plastischen Decoration des Rubens-Saales in der Pinakothek, und lieferte mehrere Kandelaber für die Walhalla und die neue Residenz. Als Professor an der polytechnischen Schule bildete M. viele tüchtige Kräfte, darunter insbesondere Halbig, welcher bei dem am 22. Januar 1844 eingetretenen Ableben Mayer's seinem Lehrer im gleichen Amte folgte. M. verstand sich auch auf gewerbliche Technik und betrieb den Bau einer nach seinen Principien construirten Getreidemühle bei Augsburg.

Vgl. Schadens Artistisches München 1836 S. 70. Raczynski II, 497. R. Marggraff im Conversations-Lex. der Gegenwart, Leipz. 1841, IV. Bd. 2. Abth. S. 658. Kunstvereins-Bericht f. 1844 S. 58.

Hyac. Holland.

Mayer: Ferdinand Engelbert (Gregor) M., gelehrter Benedictiner, am 19. Januar 1754 zu Pulkau in Niederösterreich geboren, wurde bereits in zarter Jugend als Sängerknabe in Maria-Taferl verwendet, kam 12 Jahre alt in das Alumnat nach Melk und trat daselbst 1771 als Noviz in den Benedictinerorden. Nach Vollendung der philosophischen und theologischen Studien legte er am 24. Februar 1778 die feierlichen Ordensgelübde ab und erhielt statt des Taufnamens Ferdinand Engelbert den Klosternamen Gregor. Den 23. August desselben Jahres wurde er zum Priester geweiht und 1779 nach Wien geschickt, um die orientalischen Sprachen zu studiren. Nach seiner Rückkehr wurde er 1780 Repetent der Aesthetik und der griechischen Sprache für die Novizen, 1781 Professor der Philosophie an der damaligen öffentlichen Lehranstalt des Stiftes und Bibliothekar. 1786 kam er als Professor des neutestamentlichen Bibelstudiums an die Wiener Universität und las zugleich über theologische Litterärgeschichte, bis 1791 auch über die orientalischen Sprachen. 1801 verlieh ihm die Universität ein Canonicat zu Linz. 1807 wurde er Domdechant daselbst, nach dem Tode des Bischofs Josef Gall Generalvicar der Diöcese, 1812 Director der theologischen Studien und Mitglied des oberösterreichischen Ständeausschusses. Er starb am 25. November 1820. Werke: „Auslegung der christlichen Lehre, aus dem Französischen“. Wien 1782, 4 Theile; „Das Evangelium zergliedert

nach dem historischen Zusammenhange der 4 Evangelien. Mit erbaulichen Anmerkungen. Nach dem Französischen". Wien 1783; „Geschichte und Schriften der Apostel, zergliedert, sammt erbaulichen Anmerkungen". Wien 1785, 3 Bde. „Demea und Alciphron, eine Apologie fürs Frauenzimmer", 1785; „Specimen animadversionum in graecum Matthaei textum", Nürnberg 1786; „Compendium hist. litt. theologiae", Vindob. 1787; „Der Brief des Apostel Paulus an die Galater und zwei Briefe an die Thessalonicher, übersetzt und mit Anmerk.", Wien 1788; „Institutio interpretis sacri", Vindob. 1789; „Authentie und Oeconomie der göttlichen Schriften des N. B." 1. Stück. Wien 1791 (die Fortsetzung hierzu und noch mehrere andere exegetische Arbeiten zu verschiedenen Schriften des N. B. werden handschriftlich in der Stiftsbibliothek von Melk aufbewahrt); „Beiträge zur Erklärung des Evangeliums Matthäi für Sprachkundige", Wien 1818; „Beiträge zur richtigen Uebersetzung der syrischen Chronik des Barhebraeus", Leipzig 1819; Nachtrag zu diesen Beiträgen, Wien 1820; „Beiträge zur Erklärung des Evangeliums Johannis für Sprachkundige". Linz 1820.

Vgl. Wurzbach, Biogr. Lex. 18, 101 ff. (mit Lit.); Scriptores Ord. s. Bened., qui fuerunt 1750—1880 in imper. aust.-hung. 288 ss. Werner, Gesch. d. kath. Theol. in Deutschl. 275. Pletz, Neue theol. Zeitschr. IX Jahrg. 2. Bd. (1836), 265. Stanonik.

Mayer: Friedrich M., Landschaftsmaler, geb. am 5. Mai 1825, war, da er gegen den Wunsch und Willen der Eltern sich der Kunst widmete, ganz auf sich angewiesen. Um die Mittel zu seiner weiteren Ausbildung zu gewinnen, lernte er die dänische Sprache und erwarb durch Uebersetzungen u. dgl. den nöthigen Unterhalt, bis es ihm gelang, mit selbständigen Bildern in die Oeffentlichkeit zu treten. Indem er sich als Hauptfach der Landschaft zuwendete, zog er auch das passend Architektonische und Figürliche in sein Bereich. Altbaiern und Südtirol durchstreifend fand M. vielfachen Stoff zu seinen Bildern, welche sich anfänglich in dem engbegrenzten Repertoire einer stimmungsvollen Ruhe bewegten. Später wurde er vielseitiger und wagte sich mit Erfolg auch in das Gebiet des Genre. Der Münchener Kunstverein war bald ein willfähriger Abnehmer seiner Erzeugnisse, welche auch nach auswärts einer bereitwilligen Aufnahme sich erfreuten. Ein sanfter Reiz der Farbe und großes technisches Geschick war allen gemeinsam. Beispielsweise seien erwähnt: „Portal der Burg Vohburg" (1860); „Dorfparthie" (1862); „Aus dem Etschthale"; „Aus Münchens Umgegend" (1865); „Ein Buschen" (Weinkneipe in Südtirol) 1866; „Partie aus Rattenberg" (1867); „Am Faltschauer-Bach in Tirol" (1868); „Mondnacht" (1870); „Auf der Alm" (1871); „Mondaufgang am Chiemsee" (1873); „Alpe in Tirol bei Mondschein" (1874); „Parthie bei Wasserburg" (1875). M., welcher viele Jahre die Stelle eines Zeichenlehrers am königlichen Wilhelms-Gymnasium bekleidete, starb nach mehrmonatlichen Leiden am 26. December 1875.

Vgl. Kunst-Vereins-Bericht f. 1876 S. 86. Hyac. Holland.

Mayer: Georg Karl M., katholischer Theologe, geboren 1811 zu Aschbach in Oberfranken, † am 22. Juli 1868 zu Bamberg. M. wurde im J. 1837 zum Priester geweiht, 1838 Domcaplan, 1842 Professor am Lyceum, 1862 Domcapitular in Bamberg. Als Dogmatiker war er ein eifriger Anhänger Anton Günthers, bei dem er ein Jahr in Wien zugebracht hatte. Nachdem er schon 1838 eine kleine Schrift „Ueber das Wesen und die Fortpflanzung der Erbsünde" (wahrscheinlich seine Doctor-Dissertation) herausgegeben, veröffentlichte er 1842 eine Programmabhandlung „Geist und Natur im speculativen Systeme Günthers". Diese wurde von einem anderen Bamberger Theologen, Dr. Thu-

mann, in der Schrift „Die Bestandtheile des Menschen und ihr Verhältniß zu einander nach der Lehre der katholischen Kirche", 1846, heftig angegriffen. 1854—1856 folgte „Der Mensch nach der Glaubenslehre der alten Kirche und im speculativen Systeme Günthers", 5 Abtheilungen. Nach der Verdammung der Günther'schen Schriften in Rom im J. 1857 erklärte M. wie Günther selbst und andere Schüler desselben seine Unterwerfung, schickte aber in den folgenden Jahren wiederholt Denkschriften und Bitten um weitere Erklärungen nach Rom. Erst 1861 erhielt er eine, natürlich ungünstige Antwort. Als das vaticanische Concil berufen wurde, veröffentlichte er „Zwei Thesen für das allgemeine Concil", 1868 (über Günthers Darstellung der Trinitätslehre und der zwei Lebensprincipien im Menschen), welche mit der Schrift seines Collegen Spörlein, „Theologische Einwendung gegen die scholastisch-philosophische Lehre vom Menschen", 1867, sofort am 18. Februar 1868 auf den Index gesetzt wurde. — M. hat auch eine Reihe von exegetischen Schriften veröffentlicht: „Commentar über die Briefe des Apostels Johannes", 1851, „Die Echtheit des Evangeliums nach Johannes", 1854, „Die patriarchalischen Verheißungen und die messianischen Psalmen", 1859, „Die messianischen Prophezieen des Jesaias, Jeremias, Ezechiel und Daniel", 1860—1866, 2 Bände. Diese exegetischen Schriften sind wissenschaftlich nicht bedeutend, die zuletzt genannten wegen der phantastischen Deutung vieler Weissagungen zu den Curiositäten zu zählen. — 1845—1848 redigirte M. das Bamberger Diöcesanblatt; später war er ein fleißiger Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, namentlich der „Oesterreichischen Vierteljahrschrift", der Wiener „Katholischen Literaturzeitung" und des Bonner „Theologischen Litteraturblattes".

Knoodt, A. Günther, II, 426, 446, 480, 501. Lit. Handw. 1865, 302; 1868, 401. Theol. Lit.-Bl. 1866, 601.

Reusch.

Mayer: Heinrich M., deutscher Drucker zu Toulouse im 15. Jahrhundert. Die Einführung der Buchdruckerkunst in der Mehrzahl der größeren Städte Frankreichs sowohl als auch jener der übrigen europäischen Staaten geschah lediglich durch Deutsche. Auch Toulouse, die Hauptstadt von Languedoc, mit seiner Universität, seinen reichen Klöstern und einer wohlhabenden Bevölkerung beeiferte sich, der neuen Erfindung so rasch als möglich Einlaß in seine Mauern zu gewähren. Die Namen der deutschen Drucker, welche und zwar die einzigen Drucker im 15. Jahrhundert, in dieser Stadt sich niederließen und über deren Thätigkeit erst französische Forscher in neuerer Zeit ein helleres Licht verbreitet haben, sind: Johann Parix (nicht Paris, wie bei allen Bibliographen) in Gemeinschaft mit Stephan Cleblat 1479—1486, Heinrich Mayer 1488—1496 und Johann Guerlins 1491—1521. Leider hat sich über die äußeren Lebensverhältnisse dieser Männer bis jetzt nichts oder nur sehr wenig auffinden lassen. J. Parix, identisch mit dem fabelhaften Johannes Teutonicus, behalten wir uns vor, s. Z. in einem eigenen Artikel zu besprechen. Es sind bis jetzt 19 Drucke aufgefunden worden, welche unzweifelhaft aus Mayer's Officin hervorgegangen sind, obgleich nur acht seinen Namen tragen, und zwar zwölf in lateinischer, fünf in spanischer und zwei in französischer Sprache, sämmtlich entweder in Folio oder Quart hergestellt. Das Papier und dessen Wasserzeichen, sowie die Typen, die Zeilenabtheilung, die Holzschnitte u. s. w. aller dieser Drucke sind vollkommen identisch. In diesen drei Sprachen bezeichnet er sich entweder als Magister Henricus Mayer almanus oder als Enrique Mayer Aleman (auch Henrique Mayer d'Alemana) oder als maistre henric mayer alaman, einmal auch H. Mayer Theutonicus, Zeugnisse, welche seine deutsche Nationalität

außer Frage stellen. Ueber den wunderlichen bibliographischen Schnitzer des Catal. de la Vallière III, 298 (Paris 1783), daß M. auch den Beinamen „Enel“ geführt habe, vgl. Panzer, Ann. lat. III, 50. Seinen ersten Druck, welchen Desb. Bernard a. u. a. O. p. 79 zum erstenmale entdeckt und beschrieben hat, ließ er den 22. April 1488 unter dem Titel ausgehen: „Famosissimi bonarum artium . . Joannis de magistris summula et Petri Hyspani glosule . . opera et impensa magistri . .“ und sein letzter o. O. u. Namen erschien 1496 als: „Incipit libellus de ludo scachorum et de dictis factisque nobilium virorum philosophorum . .“ Unter allen seinen Erzeugnissen aber zeichnen sich zwei als die in jeder Beziehung gelungensten aus. Es sind die erste französische Uebersetzung der Nachfolge Christi von Kempis mit dem Titel: „Cy comance le livre tressalutaire de la ymitacion Ihesu Christ . . premierement compose en latin par sainct Bernard . .“ 1488, 28. Mai, und: Le schele de paradis . . de sainct Augustin . .“ Das Papier dieser beiden Drucke ist besonders stark, hell und von röthlich weißer Farbe und die Typen, deren sich M. zur Herstellung dieser beiden Bücher bedient hat, sind durch ihre Form, ihre Zierlichkeit und besonders durch ihre Größe bemerkenswerth. Ob M. der Erfinder dieser Typen war oder ob er als der erste sie in Toulouse zur Anwendung brachte, ist nicht zu bestimmen, immerhin aber legen sie dafür Zeugniß ab, daß in Vergleichung mit denen seines Vorgängers Johann Parix sehr große Vervollkommnungen in Schnitt und Guß der Buchstaben gemacht worden waren. Das Papier, dessen sich unser Drucker in der Regel bediente, trägt als Zeichen eine segnende Hand, und sein Druckerzeichen, vielmehr sein Monogramm, sind die zwei in und miteinander verschlungenen gothischen Initialen H. M. Seine Officin befand sich aller Wahrscheinlichkeit nach in der Straße Dagulhères. Um das Jahr 1520 ließ Mondeta Guimbauda, derelicta de Jean Faure zu Toulouse einen Druck ausgehen: „Vita Christi al lenguatge de Tholosa“ mit der Bezeichnung „demorant en la rue Dagulheres“. In diesem Drucke befinden sich die zwei Holzschnitte, womit die Imitatio des M. verziert ist; man schließt hieraus, daß dessen Nachfolger und Besitzer der Werkstätte der Drucker Jean Faure war und daß später die Wittwe des letzteren diese beiden alten Stöcke aufgefunden und mit Aenderung der früheren Legenda zu ihrem Drucke als Illustration benutzt habe. Wir haben noch einen Blick zu werfen auf die lang und heftig ventilirte Streitfrage, ob denn auch wirklich die Erzeugnisse unseres Landsmannes zu Toulouse in Frankreich oder nicht vielmehr zu Tolosa in Spanien gedruckt worden seien, welche beiden Städte den lateinischen Namen Tholosa oder Tolosa und den französischen Tolose führen. Die ältesten und bewährtesten spanischen Bibliographen Caballero und Mendez dachten nicht im entferntesten daran, ihrem Heimathsstädtchen diese Drucker zuzuwenden, erst der französische Gelehrte Née de la Rochelle war es, der bereits 1782 die Behauptung aufstellte, nicht aus Toulouse, sondern aus dem spanischen Tolosa sei die Mehrzahl aller im 15. Jahrhundert gedruckten Bücher hervorgegangen, denn, fügt er hinzu, „si l'on y prend garde, on observera qu'ils ont presque tous été écrits en langue espagnole“. Diesem vermeintlichen Beweise schlossen sich u. a. auch der Spanier Serna Santander und Brunet, dieser jedoch nur in den beiden ersten Ausgaben seines Manuel an, und Hubaud a. a. O. p. 21 fügte später noch den nach seiner Meinung ganz unwiderleglichen hinzu, M. spreche in einem, seinem Drucke „Coronica de Espana. Tolosa, Henrico Mayer“ 1489. Fol. vorgedruckten Briefe von der Königin Isabella als seiner Souveränin und in deren Diensten (familiar de vuestra alteza) er schon lange Zeit (de copiosa memoria) gestanden sei. Nun hat aber Desb. Bernard (L'imprim. à Toulouse) auf die überzeugendste Weise dargethan, daß nicht nur von sämmtlichen im 15. Jahrhundert gedruckten Büchern, welche den Namen „Tholosa“

tragen, gegen fünf und fünfzig, blos 6 in spanischer, 36 in lateinischer, 11 in französischer, 1 in provencalischer und 1 in catalonischer Sprache geschrieben sind, sondern daß auch M. allein nur fünf spanische Drucke hat ausgehen lassen. Was aber jenen Brief an die Königin betrifft, so hat er ferner nachgewiesen, daß M. die Cronica de España lediglich, nach der Uebung fast aller älteren Drucker, nach einer zu Sevilla 1487 durch den Deutschen Friedrich von Basel hergestellten Ausgabe, wörtlich, worunter auch diesen Brief nachdruckte und diese letztere war wiederum ein Nachdruck einer zu Burgos 1482 erschienenen Edition. Es kommt hinzu, daß Mayer's „Boecio de consolacion tornado de latin en romance . .“ auf dem letzten Blatte die gedruckten Worte trägt: Aqui fenece el libro de consolacion de Boecio, el qual fue impreso en „Tolosa de Francia“, por maestro Enrique Mayer aliman, e acabose a quatro dios del mes de julio. Ano del nascimento de nostro senor ihuxro, de Mille quatrocientos e ochenta e ocho anos“ (1488). 4. Ein anderes schon vor M., 1479, gedrucktes Buch: „Arrestum querele de novis dy saisinis“ trägt die Unterschrift: „Impressum Tholose juxta pontem veterem“, aber noch niemals hat es eine alte Brücke im spanischen Tolosa gegeben, während eine solche nachweislich (Desb.-Bern. p. 27) in Toulouse bis 1523 vorhanden war und eine Straße „Pont-Vieux“ es noch heute giebt. Und zu allem Ueberflusse hat einer der gelehrtesten Männer des spanischen Tolosa, Don Pablo Gorozabel, den documentirten Nachweis erbracht, daß seine Stadt erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts eine Buchdruckerei erhielt; ferner, daß der Name der Stadt immer ohne h geschrieben wurde. Somit glauben wir, ist der Nachweis wohl für alle Zeit gegeben, daß der deutsche Drucker Heinrich Mayer zu Toulouse und nicht zu Tolosa in Spanien seine Kunst betrieben habe. — Was den dritten der Eingangs erwähnten deutschen Drucker zu Toulouse, Johann Guerlins, anbelangt, so ist Name und Thätigkeit desselben bis 1866 fast gänzlich unbekannt geblieben (Panzer, Hain und Weller, selbst Brunet kennen ihn nicht) und seine Besprechung erfolgt, meines Wissens, zum erstenmale hier in deutscher Sprache, doch habe ich seiner vorübergehend in Bd. XVII, 183 gedacht. Wie seiner Vorgänger Heimath und Lebensverhältnisse sind auch die seinigen unbekannt. Ehe er sich in Toulouse dauernd niederließ, war er zuerst zu Barcelona in Spanien und hierauf zu Braga in Portugal beschäftigt und gehörte somit zu den nicht eben seltenen sogenannten fahrenden Buchdruckern des 15. und des ersten Viertels des 16. Jahrhunderts, welche bald hier bald da und öfters in weit von einander liegenden Orten ihre Pressen aufschlugen; wir erinnern in dieser Beziehung, um nur einige zu erwähnen, an die zwei Oberdeutschen: Peter Schöffer den jüngeren zu Mainz, Worms, Straßburg und Venedig und Hans Sporer von Nürnberg zu Erfurt, Augsburg, Worms, Stuttgart und Reutlingen, den Niederdeutschen von Lisa (Bd. XVIII S. 749) zu Treviso, Brescia, Vicenza, Venedig, Cividale und Udine, und die beiden Italiener: Jacobinus Suigus von Bologna, zu Vercelli, Civasso, Turin, Lyon und Venedig und Dionysius Bertochus, der ebenso wie Lisa in sechs verschiedenen Städten seine Kunst betrieben hatte. Der Name des Guerlins erscheint zuerst in einem zu Barcelona von ihm gedruckten Buche, wo er sich ausdrücklich, aber auch in späteren Drucken „Alamanus“ nennt. Anlangend aber dieses Buch, das den Titel führt: „Pro condendis orationibus juxta grammaticas leges . . Bartholomei Mates libellus“ und den Kolophon trägt: „impressa per Johannem Gherlint Alamanum, finitur Barcinone, nonis octobris anni a nativitate Christi M.CCCC.LXVIII.“ (1468), bestehen hinsichtlich des Druckjahrs gewichtige Zweifel. Es ist bekannt, daß in nicht wenigen Büchern des 15. Jahrhunderts das wirkliche Druckjahr durch Schuld des Setzers und

nachlässige Correctur, indem eine Ziffer ausgelassen oder hinzugefügt, oder eine falsche ergriffen wurde, in ein falsches sich verwandelte, ja es existiren Drucke, die noch vor der Erfindung des Druckes aus der Presse müßten gekommen sein. In Basel erschien der Druck „Opus perutile sermonum de sanctis“ mit der Jahrzahl M.CCCC.XXXXV, Hupfuff zu Straßburg ließ „De purissima et immaculata conceptione virginis“ erscheinen millesimo quatringentesimo sexto, Joh. Schöffer „Liber precationum“ anno millesimo quatringentesimo undecimo, Joh. Prüß zu Straßburg versah seinen Druck „Vocabularius de propriis nominibus“ mit M.CCCCII.XVIII. Cal. Febr., aber alle übertraf Jacob Mareschal zu Lyon mit seiner „Biblia cum summariorum apparatu“, auf welcher das Druckjahr prangt: Anno Domini decimo nono supra millesimum (Joh. Gottfr. Weller, Altes aus allen Theilen der Geschichte I, 359). So scheint auch bei dem Drucke des Guerlins vom Jahre 1468 ein Versehen in der Art stattgefunden zu haben, daß anstatt eines zweiten X ein V gesetzt wurde, wornach als das wirkliche Druckjahr 1473 anzunehmen ist, und daß die Buchdruckerkunst erst in diesem Jahre in Spanien eingeführt wurde, wird auch durch andere Zeugnisse bestätigt. Auch über seinen wirklichen Familiennamen sind wir im Unklaren, denn während er sich in Spanien und Portugal Gherlint schrieb, verwandelte er in Frankreich dieses Wort in de Guerlins, zuweilen mit Vorsetzung des Wortes „Magister“ und behält diese Schreibart bis zu seinem Tode bei. Wir denken, daß sein eigentlicher Name Gerling oder Gherling war, auf den Ortsnamen Gerlingen, Namen zweier Dörfer, das eine im preußischen Regierungsbezirk Arnsberg, das andere im württembergischen Neckarkreise, legen wir geringeren Werth, indem sich in diesem Falle der Drucker wohl Gerlinger würde genannt haben. Der zu Braga ausgeführte Druck führt den Titel: „Breviarium Bracharense, impressum in augusta Bracharensi civitate, per Joannem Gherlint, Alamannum . .“ 1494. Fol. Die Zahl der aus seiner Toulouser Officin hervorgegangenen bis jetzt entdeckten Erzeugnisse, alle entweder in Quart oder Oktav, beläuft sich auf 16, worunter jedoch zwei oder drei zweifelhafte. Als der erste hier veröffentlichte Druck gilt: „Les ordonnances faictes par le Roy nostre Sire touchant le fait de la iustice du pays du Languedoc. Tholose, per Magistrum Johannem de Guerlins“. Obgleich ohne Druckjahr, sind diese Ordonnanzen ohne Zweifel in den ersten Monaten des Jahres 1491 gedruckt worden, denn am Ende des 106. Artikels liest man: „Donné à Moulins XXVIII jour de décembre lan de grace mil quatre cens quatre vingt et dix et de notre règne le huictième“. Dieser Druck ist zugleich die erste aller Toulouser Inkunabeln, die bis jetzt in Oktav-Format aufgefunden wurde. Andere seiner Produkte sind: „La Danse Macabre“ 1492. 4; „Lucidaire en francoys“ o. O. u. J. 4; die Sprache dieses Buches ist die gemeine (platte) Landes- oder Bauernsprache . ., ein Patois „lo lenguatge de Tholosa“, in welche zu Ende des 15. und im Laufe des 16. Jahrhunderts eine große Zahl moralischer und Andachtsbücher, die heute außerordentlich selten sind, übersetzt wurden. Ferner: „Thomae Guichard oratio in Luciani Pharsaliam . .“ 1519; „Interrogationes et doctrine quibus quilibet confessor debet interrogare confitentem“ 1520 (die XII decembris) und „Breviarium Grasse“, 1513. 8, welches Gerling nicht in Toulouse, sondern vorübergehend in dem Kloster dieses Namens in der Diöcese Carcasonne herstellte. Sein letzter Druck war: „Sermones aurei ac excellentissimi in alma civitate Tholosona proclamati a fratre Thoma Illyrico de Auximo ordinis minorum . .“, am Ende: „Anno Di. M.CCCCC.XXI. die XXVIII. Junii“. 4. Sein Tod erfolgte wenige Tage später, denn ein Buch, das einzige, durch seine Wittwe gedruckt, uns erhaltene, trägt als Datum den letzten Tag des Juni des nämlichen Jahres; es führt den Titel: „Stella clericorum“ und am Ende finden sich die Worte: „Impressum

Tholose per viduam magistri Johannis de Guerlins. Anno Domini M.CCCCC.XXI. die vero ultima mensis Junii". Sein Nachfolger und zugleich Besitzer der Officin war der Franzose Eustache Mareschal, denn es sind zwei Ausgaben des bereits angeführten Buches „Interrogationes et doctrine . ." vorhanden, welche beide mit denselben Typen, deren Blatt- und Linienzahl hergestellt sind und beide tragen das Druckerzeichen des Gerling. Aber liest man die Schlußschrift, so findet man das eine gedruckt durch Gerling den 12. December 1520 und das andere durch M. den 22. October 1521. Wenn man annimmt, daß unser Drucker, als er zu Barcelona thätig war, in einem Alter von 30 Jahren stand, so wäre er bei seinem Tode 78 Jahre alt geworden. Als sein Buchdruckerzeichen wird angenommen der Titelholzschnitt, der sich auf fast allen seinen Büchern befindet. Er stellt Jesus dar, die Hände gebunden und sitzend auf dem Kreuze, zuweilen mit der Unterschrift: „Jesuchrist par la passion | très angoisseuse et douloureuse | Domne-nous par grace amoureuse | de nos pechez remission". Was zum Schlusse die Ausstattung seiner Officin anbelangt, so besaß dieselbe nicht blos sehr kleine und zierliche, kaum fünf typographische Punkte messende Typen, sondern auch solche von bedeutender Größe bis zu zehn typographischen Punkten und die Rubriken und Vignetten sind öfters roth gedruckt.

Desbarreaux-Bernard, L'imprimerie à Toulouse. 2. édit. Toulouse 1868 (tiré à 100 exempl.); dessen Les pérégrinations de Jean de Guerlins, Montauban 1866 (tiré à 120 exempl.) und dessen Quelques recherches sur les débuts de l'impr. à Toul. Toul. 1847. Hubaud, Quelques recherches sur . . par Desb. Bernard. Marseille 1858. Castellane, Essai de catalogue chronol. de l'imprim. à Toul. 1842. Née de la Rochelle, Discours sur la science bibliogr. 1782 und dessen Recherches sur l'établiss. de l'art typogr. en Espagne. 1830. Mendez, Tipografia española. Madr. 1796, 1866. Caballero, De prima typogr. hisp. aetate. Romae 1793. Brunet, Manuel 1814, 1842, 1860 und dessen Diction. de Bibliologie cathol. 1860. col. 888. Panzer, Ann. lat. III, 49—51. Aug. Bernard, De l'origine et des débuts de l'imprimerie en Europe II, 440, 442, 444. J. Franck.

Mayer: Johann Friedrich, eifriger Vertreter der Lutherischen Orthodoxie, sowie Förderer der Wissenschaft und Kunst an der Universität Greifswald, in deren Album er als „immortalis famae theologus" verzeichnet steht, stammte aus einer von Eßlingen nach Leipzig übersiedelten Familie, welche an letzterem Orte zu hohem Ansehen gelangte. Sein Oheim Johann M. war sächsischer Hofrath, Beisitzer des Appellationsgerichts in Dresden, Senior der Juristenfacultät und Bürgermeister in Leipzig, sein Vater Johann Ulrich M., Pastor an der dortigen Thomaskirche, verheirathet mit Ursula Sophia Braun, Tochter des Erbherrn auf Schönau und Groß-Miltitz bei Leipzig, Generalauditeurs der schwedischen Armee, aus welcher Ehe Johann Friedrich am 6. December 1650 geboren wurde. Mit großen Gaben des Geistes ausgerüstet, voll feurigen Eifers und festen Willens, sowie unermüdlich thätig, war er auf der Schule und Universität in Leipzig so schnell vorgeschritten, daß er schon am 21. April 1666 zum Baccalaureus und am 30. Januar 1668 zum Magister in der philosophischen Facultät promovirt wurde. Darauf setzte er von 1668—1670 seine Studien in Straßburg fort, wo er sich namentlich, unter der Leitung von Balth. Friedr. Salzmann und Balth. Bebel, der Theologie widmete. Dann, nach Leipzig heimgekehrt, wurde er (am 13. Februar 1671) Baccalaureus der Theologie und (am 29. Januar 1672) Sonnabendprediger, in der Folge aber (am 13. Mai 1673) als Pastor und Superintendent nach Leisnig bei Leipzig berufen. Bald darauf (am 29. Mai 1673) erhielt er die Würde eines Licenciaten

und (am 19. October 1674) eines Doctors der Theologie, und siedelte (am 27. November 1678) als Pastor und Superintendent nach Grimma über. In dieser praktischen Thätigkeit fühlte er sich jedoch nicht befriedigt, deshalb begann seine wahre Lebensfreude erst seit jener Zeit, da ihm, nach dem Tode von Johann Meisner (1681), das kurfürstliche Oberconsistorium zu Dresden, nach längerem Schwanken zwischen den Bewerbern, zu denen auch B. Bebel und Caspar Löscher gehörten, endlich (am 12. Mai 1684) die vierte theologische Professur in Wittenberg verlieh; er selbst berichtet, wie diese frohe Nachricht eine so mächtige Wirkung auf ihn geübt habe, daß er alsbald von einer Krankheit genesen sei. Als seine älteren Amtsgenossen lehrten damals in der Facultät: Abraham Calov (geb. 1612), Andreas Quenstedt (geb. 1617), welchen M. als Substitut im Pastorat an der Schloßkirche zu unterstützen hatte, und Joh. Deutschmann (geb. 1625), Calov's Schwiegersohn. Alle drei waren Anhänger der lutherischen Orthodoxie, namentlich galt Calov als fanatischer Eiferer gegen andere Glaubensrichtungen. Dessenungeachtet sprach M. in seiner Antrittsrede, die er in Calov's Gegenwart hielt, eine Rüge gegen das theologische Studium jener Zeit aus, welches, über Gelehrsamkeit und Disputirkunst, Frömmigkeit, Duldsamkeit und Tugend vernachlässige, und stellte den Führer des Pietismus, Phil. Jak. Spener und dessen Hauptwerk „pia desideria“ als Muster auf. Wenn dennoch zwischen ihm und den älteren Genossen Eintracht bestand, so hat dies wahrscheinlich seinen Grund darin, daß Calov und Quenstedt damals schon von der Bürde des Alters bedrückt waren, und daß Deutschmann einen schwankenden Charakter zeigte. Auch in anderen Schriften bekundete M. seine Verehrung für Spener und stand auch mit dessen Anhänger Hinckelmann, damals Gymnasialrector in Lübeck, in Freundschaft, die erst später, bei dem Zusammenwirken beider Theologen in Hamburg, sich in Feindschaft verwandelte. Der Umschwung in Mayer's Wesen, welcher ihn aus einem Verehrer Spener's und des von diesem begründeten Pietismus, in den heftigsten Gegner desselben und in einen Vorkämpfer der lutherischen Orthodoxie verwandelte, dessen Ruf selbst den von Abraham Calov übertraf, läßt sich auf zwiefache Art erklären, einerseits aus zwei äußeren Gründen, andererseits aus einem Wandel innerer Ueberzeugung, welcher die Folgen jener äußeren Erlebnisse begleitete und ergänzte. Mayer's (am 29. Mai 1673), bei seiner Berufung nach Leisnig, geschlossene Ehe mit Kath. Sab. Welsch, einer Tochter des Leipziger Professors der Medicin Gottfried Welsch, war nämlich, obwol fünf Kinder aus derselben hervorgingen, seit seiner Professur in Wittenberg, höchst unglücklich, so daß beide durch einen Spruch des Oberconsistoriums separirt wurden. Ob beide Ehegatten gleiche Schuld trifft, oder ob ein größerer Antheil von Vergehungen auf einer oder der anderen Seite liegt, ist schwer zu bestimmen; uns liegen nur die Resultate vor, daß beide nicht auf Scheidung bestanden und sich nicht wieder vermählten, daß M. mit seinem Schwager Chr. Ludw. Welsch (S. Br. vom 20. Juli 1700) in freundlicher Correspondenz blieb, sowie daß sein Sohn Joh. Abraham M. und die durch dessen Heirath ihm nahestehende Familie Balthasar stets die höchste Ehrfurcht vor dem Vater aussprachen. Jenes eheliche Zerwürfniß gab nun aber, abgesehen von persönlicher Verstimmung und Verbitterung, zugleich die Veranlassung zur Entfremdung gegen Spener. Dieser nämlich, seit 1686 als Oberhofprediger nach Dresden berufen, richtete als Mitglied des Oberconsistoriums, eine schriftliche Ermahnung wegen jenes sittlichen Aergernisses an M., welche denselben mit Zorn gegen Spener erfüllte. Noch mehr wurde M. gegen den früher so hoch verehrten Mann eingenommen, als an ihn von Hamburg der Ruf erging, das (1686) durch Anton Reiser's Tod erledigte Pastorat an der dortigen Jakobikirche zu übernehmen. Da Abr. Calov in demselben Jahre

verstarb, so wäre M., welcher das Universitätsleben vorzog, lieber in Wittenberg geblieben und an Calov's Stelle getreten; aus diesem Grunde gab er dem an ihn abgesandten Hamburger Oberküster Märk die Antwort, daß er die Stelle annehme, wenn er in Dresden seine Entlassung erhalten würde, bemühte sich jedoch zugleich beim Oberconsistorium um Calov's Stelle. Spener aber, welcher in ihm den Gegner vorahnen mochte, auch wohl Anstoß an seinem ehelichen Zerwürfniß nahm, suchte M. von Wittenberg zu entfernen, und berief Balth. Bebel für die erste theologische Professur. So war M. genöthigt, fürs Erste dem akademischen Leben zu entsagen und die Hamburger Pfarre anzunehmen; als jedoch Quenstedt (1688) starb, bemühte er sich aufs Neue um dessen Stelle, und hielt sich zu diesem Zwecke vier Monate in Sachsen auf. Da sein Wunsch jedoch auch diesmal durch Spener vereitelt wurde, war die Feindschaft zwischen beiden für immer besiegelt, und veranlaßte M. zu jenen Kämpfen gegen den Pietismus, durch die sein Aufenthalt in Hamburg einen so weit verbreiteten Ruf gewann. Dieser Eifer für die lutherische Orthodoxie wird nicht allein von den gegnerischen Zeitgenossen Mayer's, sondern auch von neueren Schriftstellern, welche jene Kämpfe behandeln, wie Tholuck, Heinrich Schmid, Geffcken u. A. im übelsten Lichte dargestellt, dabei jedoch übersehen, daß die Mehrzahl der ungünstigen Nachrichten aus dem feindlichen Lager stammt, und daß wir den Maßstab der Gegenwart nicht an die Vergangenheit legen dürfen. Vor allen Dingen haben wir uns zu erinnern, daß die Härte des Fanatismus, die unabsehbare Reihe der Streitschriften und die Anwendung jedes Mittels zur Erreichung des Zweckes, welche den höchsten Tadel erfahren, in jener Zeit gerade dazu dienten, M. in der Meinung seiner Anhänger mit unsterblichem Ruhm zu schmücken. In den zahllosen Briefen und Erlassen, welche die holsteinischen und schwedischen Fürsten, sowie namhafte städtische und wissenschaftliche Corporationen an ihn richteten, wird gerade dieser fanatische Eifer für den lutherischen Glauben als Grund für die Berufung und Verehrung hervorgehoben. Noch mehr tritt diese Bewunderung in der umfangreichen Correspondenz hervor, welche M. mit den bedeutendsten Theologen, u. a. mit Joh. Ben. und Sam. Ben. Carpzow und Val. Alberti in Leipzig, Friedr. Ulr. Calixtus in Helmstedt, Heinrich Opitz in Kiel, Franz Alb. Aepinus und Joh. Fecht in Rostock, sowie mit den Polyhistoren Joh. Chr. Wagenseil in Altdorf, Daniel Georg Morhof in Kiel und Georg Casp. Kirchmaier in Wittenberg führte. Auf den außerordentlichen Ruf, welchen M. als Vorkämpfer der lutherischen Kirche erlangte, deutet auch das Schreiben des Licentiaten der Rechte und Seniors des Stiftes Zeitz, Joh. Mart. Luther, eines Ururenkels des Reformators, vom Jahre 1706, in welchem er M. bittet, ihn und seine sieben Kinder, mit einer Fürbitte beim König von Schweden, ihrer durch die Kriegsdrangsale veranlaßten traurigen Lage zu entheben. Am meisten aber tritt Mayer's Bedeutung dadurch hervor, daß Leibnitz und der Hofprediger Dan. Ernst Jablonski seinen Rath bei ihren Bemühungen um die Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche nachsuchten. Diese und die vorher erwähnte Correspondenz, welche in einem Umfang von mehr als 1000 Briefen, von circa 250 Personen, einen genauen Einblick in die Culturgeschichte jener Zeit gewährt, bildet einen der werthvollsten Theile der Handschriften der Greifswalder Universitäts-Bibliothek. Diese schriftlichen Denkmäler gewähren uns die Ueberzeugung, daß derselbe Eifer und dieselbe Werthschätzung, welche die Gegenwart den politischen Kämpfen darbringt, in jener Zeit sich bei den theologischen Streitfragen aussprach. Außerdem wirkten bei Mayer's Verhalten, dem Pietismus gegenüber, noch zwei andere innere schon oben erwähnte Beweggründe. Einerseits legte er, bei seinen hervorragenden geistigen Gaben, dem Studium der humanistischen Wissenschaften und Künste eine

höhere Bedeutung bei, als es bei den Anhängern Spener's üblich war, andererseits hegte er, in starkem Selbstgefühl und fester Willenskraft, eine große Abneigung gegen alle Abweichungen von den üblichen kirchlichen Formen, und erkannte auch wohl mit praktischem Blick, daß die Conventikeln der Pietisten leicht zum Sectenwesen und zu schwärmerischen Ausartungen führen möchten, ein Mißbrauch, welcher Spener's Bestrebungen zwar fern lag, bei den Laien jedoch, welche sich seiner Richtung anschlossen, nur zu bald zum Ausbruch kam. Unter diesem Gesichtspunkte haben wir Mayer's Thätigkeit in Hamburg (1687—1701) zu betrachten, welche wir als die zweite streithafte Periode seines Lebens bezeichnen können, während sich die ersten Jahre (1666—1687) als seine Lehrzeit betrachten lassen.

Mayer stand, als er das Pastorat bei der Jakobikirche in Hamburg (1687) antrat, in seinem 37. Jahre, also im besten Mannesalter, und entwickelte dem entsprechend, eine ebenso umfassende als rüstige Thätigkeit. Da ihm sein Amt als Prediger und Seelsorger nicht genügte, so erwarb er dazu noch eine Anstellung am Hamburger Gymnasium, und durch die Gunst des Herzogs Christian Albrecht von Holstein-Gottorp (am 16.—20. December 1687) eine Professur in Kiel, sowie die Würde eines Oberkirchenraths für Holstein. Sein Name als Theologe war damals schon so verbreitet, daß König Karl XI. von Schweden (1689) ihm das Procancellariat der Universität Dorpat antrug und ihn, als diese Verhandlung sich zerschlug, (am 21. August 1691) zum Oberkirchenrath für die deutschen Lande unter schwedischer Hoheit ernannte, in welcher Eigenschaft er mehrere Reisen nach Stockholm und Kopenhagen unternahm, um verschiedene schwierige theologische Streitfragen zu schlichten. Endlich war er auch noch seit 1698 als Oberkirchen- und Consistorialrath für die Aebtissin Anna Dorothea von Quedlinburg, aus dem Hause Sachsen-Weimar, thätig und vermittelte für sie mehrere Angelegenheiten in Berlin. Neben dieser amtlichen Thätigkeit widmete er sich mit großem Eifer der Predigt und Seelsorge in seiner Gemeinde, und erwarb sich nicht nur die Hochachtung seiner Genossen und der gelehrten Theologen, sondern auch der gebildeten Welt und der großen Menge. Geffcken, welcher, gestützt auf die ihm in Hamburg vorliegenden Chroniken und handschriftlichen Predigtsammlungen, eine genaue Kenntniß von Mayer's dortigem Leben erlangte, entwirft, trotz seiner ungünstigen Meinung von Mayer's Charakter, dennoch von seinem Wirken als Prediger ein leuchtendes Bild, in welchem er seine große Bibelkenntniß, die verständige Wahl des Themas, die treffende Anwendung desselben auf den sittlichen Wandel der Gemeinde, die Klarheit und Faßlichkeit der Sprache, sowie den rhetorischen Schmuck der eingefügten Parabeln und Liederverse mit lobenden Worten hervorhebt. Diejenigen Eigenschaften dagegen, welche unserem jetzigen Geschmacke unsympathisch sind, wie die persönlichen Angriffe wider den Gegner oder eine mißliebige Begebenheit, die Einmischung profaner Angelegenheiten, mit welcher auch eine Derbheit des Ausdruckes parallel geht, endlich das Hervortreten der eigenen Persönlichkeit, sowie die wiederholte Drohung, bei vergeblicher Mahnung sein Amt niederzulegen, finden wir nicht nur bei Luther und seinen Widersachern, sondern auch bei der Mehrzahl von Mayer's Zeitgenossen jeder Richtung, ja wir begegnen ähnlichen Wendungen in der parlamentarischen Sprache der Gegenwart, und letztere Beobachtung dient dazu, die oben angeführte Behauptung zu unterstützen, daß die heutige Erregung der politischen Parteien sich damals auf theologischem Felde Bahn gebrochen habe. Daß M. jedoch auf diesem Kampfplatze die erste Stelle einnahm und sogar mehr als Abr. Calov leistete, hatte darin seinen Grund, daß gerade zu jener Zeit, als er von Wittenberg nach Hamburg berufen wurde, diese Stadt schon seit längerer Zeit durch bürgerliche

und kirchliche Unruhen erregt war. Auch gewannen Mayer's Kämpfe dadurch eine größere Ausdehnung, daß in der freien Hansestadt, welche, namentlich durch den Handelsverkehr zur See, eine gemischtere und wandelbarere Bevölkerung in sich schloß, die Laien und die große Menge seine Bestrebungen in höherem Grade unterstützten, als dies in kleineren Universitätsstädten möglich war. Ja wir können behaupten, daß seine Berufung gerade deshalb erfolgte, weil seine Gewandtheit im Disputiren erprobt und gerühmt wurde. Es bestanden nämlich im geistlichen Ministerium zu Hamburg schon vor Mayer's Ankunft zwei Parteien, von denen der Senior David Kluge und Samuel Schultz, der ihm (1688) in dieser Stellung folgte, sowie Heinr. Elmenhorst und mehrere Diakonen zur orthodoxen, dagegen Joh. Winckler, J. H. Horbius und der nach Kluge's Tode berufene Abr. Hinckelmann, nebst den Diakonen Hier. Paßmann, Eust. Köthen und Phil. Friedr. Firnhaber zur Pietistenrichtung gehörten, eine Spaltung, welche namentlich bei dem seit 1678 entbrannten Streit über die Zulässigkeit des Schauspiels sichtbar wurde. Als letzteres von Winckler wegen des sittlichen Anstoßes harte Angriffe erfuhr, erbaten die Unternehmer des Theaters, mit Zustimmung von Rath und Bürgerschaft, außer den Facultätsgutachten von Wittenberg und Rostock, ein Separatvotum von M., welcher Winckler's Behauptungen wiederlegte, namentlich mit denselben Gründen, die schon Luther anführte, und die man noch jetzt, bei Prüfung der Sonntagsfeier in England, anzuwenden pflegt, u. A. daß unschuldige Vergnügungen erlaubt seien, daß Schauspiele selbst von berühmten Geistlichen verfaßt wären, sowie daß der Besuch des Theaters von schädlichen Ausschweifungen abhalte. Winckler replicirte gegen M. und die ähnlich lautenden Facultätsgutachten (am 18. November 1687) in einer Weise, welche die Schwächen des Pietismus offen kundgibt, und erfuhr deshalb von M., der inzwischen Mitglied des geistlichen Ministeriums geworden war, eine so einleuchtende Abfertigung, daß Rath und Bürgerschaft die Erneuerung der dramatischen Vorstellungen (1688) erlaubten, und daß man, auch vom Standpunkt der Gegenwart, in dieser Frage dem verständigen und geistvollen Urtheile Mayer's wider Winckler's krankhafte Askese beipflichten muß. Auch bei den folgenden Streitigkeiten wegen des Glaubenseides (1690) und gegen Horbius (1693) ist in Betracht zu ziehen, daß dieselben, abgesehen von ihrer dogmatischen Bedeutung, zugleich aus praktisch-heilsamen Rücksichten hervorgingen. In der Nähe Hamburgs wirkte nämlich der Mystiker Joh. Wilh. Petersen zu Eutin, und seit 1688 in Lüneburg, als Superintendent, welcher durch seine Lehre vom Chiliasmus und seine Verbindung mit dem Fräulein Rosamunde Juliane v. Asseburg eine verderbliche Schwärmerei begünstigte; eines noch gröberen Unfuges machte sich der Prediger Andr. Achilles, mit einer Schwärmerin An. Marg. Janin, in Halberstadt (1692) schuldig, auch in Quedlinburg und anderen Orten traten extatische Personen weiblichen und männlichen Geschlechtes auf, welche von Spener, Francke und anderen Pietisten begünstigt wurden und einen schädlichen Einfluß auf die Menge ausübten. Im Zusammenhang mit diesen Ausschreitungen standen die Conventikeln, in welchen, abgesehen von religiöser Erbauung, auch diese Wundererscheinungen gezeigt und besprochen wurden. Auch in Hamburg fanden solche Versammlungen, namentlich unter Leitung eines Candidaten Lange statt, und erfreuten sich des Beifalls von J. H. Horbius, Spener's Schwager, und seiner Freunde Winckler und Hinckelmann. Samuel Schultz dagegen, welcher, seitdem er nach Kluge's Tode (1688) zum Senior aufrückte, dem Pietismus eifriger entgegen trat, fürchtete mit Recht, daß die Conventikeln und Schwärmereien zu religiösen Unruhen und Sectenbildungen Veranlassung geben würden und trat deshalb (1690) mit einem Reverse hervor, in dem sich die Hamburger Geistlichen durch einen Glaubenseid verpflichten sollten, bei der ortho-

doxen Lehre zu verharren, und sich von allen Neuerungen, Schwärmereien und auch von der durch den Cand. Lange verbreiteten mystischen Lehre Jak. Böhme's fern zu halten. Als nun Horbius, Winckler und Hinckelmann sich weigerten, den Revers zu unterzeichnen, erhielt M. den Auftrag denselben zu vertheidigen, während beide Parteien von Universitäten und Theologen Gutachten einholten, die in ihrer Mehrzahl M. beistimmten. Spener dagegen erklärte sich entschieden gegen den Revers, und wechselte in Folge dessen 3 Streitschriften mit M., an welchem Kampfe auch andere Geistliche theilnahmen. Während diese Fehde mehrere Jahre fortdauerte, suchte der Hamburger Rath dadurch den Frieden herzustellen, daß er den Revers außer Kraft setzte, jedoch ohne Erfolg, denn im Jahre 1693 entbrannte ein neuer Streit. Horbius vertheilte nämlich eine Schrift: „Die Klugheit der Gerechten, die Kinder nach den wahren Gründen des Christenthums von der Welt zum Herrn zu erziehen", welche von dem Franzosen Poiret, einem Mystiker, verfaßt und in Hamburg übersetzt war, ein Verfahren, welches, obwohl das Buch nach unseren Begriffen ungefährlich erscheint, doch bei dem üblen Ruf den Poiret und Horbius bei den Orthodoxen genossen, höchst unvorsichtig zu nennen ist. Schultz und M. eiferten demgemäß, sobald sie Kunde von der Vertheilung erhielten, von der Kanzel, im Confirmationsunterricht und in Streitschriften gegen Horbius, und verlangten, um sich des verhaßten Gegners endlich ganz zu entledigen, seine Absetzung. Vergebens suchten der Rath und die Oberalten ihn zu schützen, die Gemeinde der Jakobikirche, welche die höchste Verehrung für M. hegte, stellte sich auf seine Seite und die Erbitterung des Volkes nahm so zu, daß Horbius auf der Straße und auf der Kanzel den heftigsten Angriffen ausgesetzt war. Da er sich weigerte, zu einem Colloquium mit M., welches in Gegenwart der Bürger die Streitfrage entscheiden sollte, zu kommen, so nöthigten letztere den Rath, zu genehmigen, daß jener (27. Nov. 1693) die Stadt verließ, und daß seine Frau gleichfalls ihm mit ihrem Hab und Gut (20. Jan. 1694) folgen mußte. Dennoch fuhren M. und seine Anhänger fort, gegen Horbius zu predigen, bis derselbe (26. Januar 1695) in der Verbannung starb. Hatte auf diese Art M. den Sieg erlangt, so erntete er dennoch nicht die Frucht, welche er wünschte. Seine Herrschsucht und die Kühnheit, mit welcher er fortfuhr, alle ihm mißfallenden Personen und Begebenheiten des Lebens, u. A. auch der Verwaltung und Rechtspflege, anzugreifen, machte ihn beim Rathe und den Oberalten ebenso unbeliebt, als ihm die Jakobigemeinde ergeben blieb. In Folge dessen erlebte er mehrere Demüthigungen. Als er im Jahr 1698 die Wahl des Prof. Gerhard Meier zum Pastor an der Jakobikirche mit der Drohung, sein Amt niederzulegen, erzwingen wollte, ward dennoch ein anderer Geistlicher gewählt und M. mußte trotz dessen im Amte bleiben; vielleicht faßte er aber schon damals den Entschluß, bei der ersten willkommenen Gelegenheit Hamburg zu verlassen. Als demnächst nun (3. Decbr. 1700) der Generalsuperintendent für Pommern Conrad Tiburtius Rango in Greifswald starb, und König Karl XII., welcher gleich seinem Vater Karl XI., M. sehr hoch schätzte, (11. Mai 1701) bei ihm anfragen ließ, ob er dessen Nachfolger zu sein wünsche, war er bereit, diesem Rufe zu folgen, sobald er einen Grund zur Entfernung von Hamburg finden könnte. Dieser bot sich durch den Vorfall, daß die Oberalten sich weigerten, mit dem Klingebeutel zu sammeln. Gegen diesen als Hochmuth bezeichneten Beschluß hielt M. (5. Juni 1701) seine bekannte Klingebeutelpredigt, in welcher er, im Falle der Weigerung, aufs Neue mit der Niederlegung seines Amtes drohte. Da auch diesmal sein Wunsch keine Erfüllung fand, erklärte er sich am 12. August zur Annahme der Greifswalder Stelle bereit.

In Greifswald begann mit dem Jahre 1701 bis zu seinem Tode (1712), die dritte Periode von Mayer's Leben, welche wir als die wissenschaftliche bezeichnen können. Wie die Wittenberger Zeit als Vorbereitung für seine Hamburger Thätigkeit aufzufassen ist, so läßt sich ein Gleiches auch von seinem Leben in der Hansestadt für seine akademische Laufbahn in Greifswald behaupten. Schon von Hamburg hatte er, auf seinen Reisen in den Niederlanden, Dänemark und Schweden, sowie in Deutschland, überall Verbindungen mit berühmten Gelehrten angeknüpft und zugleich eine umfangreiche Bibliothek, sowie eine Kunstsammlung, namentlich von Medaillen und niederländischen Gemälden, erworben, auf welche gestützt er seine schriftstellerische Thätigkeit — nach Beuthner's Hamb. Gel.-Lex. i. U. v. 378, nach dem Hamb. Schriftst.-Lex. von 1870, Bd. V, S. 89—164, jedoch 581 Schriften — entfaltete. Zugleich öffnete er seine Schätze auch bereitwillig dem Studium jüngerer Gelehrter, von denen der bekannte Hamburger Prof. Joh. Albert Fabricius und der bekannte Greifswalder Historiker Joh. Phil. Palthen als die bedeutendsten hervorzuheben sind. Beide begleiteten M. auf seinen Reisen, benutzten seine Bibliothek und halfen ihm bei seinen Arbeiten. Palthen machte ihm (1698) auf seiner Reise nach Paris und London höchst merkwürdige briefliche Mittheilungen über Mabillon, Villiers, sowie über die den deutschen Pietistenhändeln verwandten Streitigkeiten zwischen Bossuet und Fenelon, bei welchen auch Frau von Maintenon Erwähnung findet. Andere Nachrichten aus Paris und London erhielt er von Joh. Volckmar (1688), später Past. in Hamburg, von M. M. Ulmitz (1691) und P. Tigerstedt (1706); aus Utrecht und Amsterdam von Nath. Falck, sp. Präp. in Stettin, von Joh. Dav. Schreber, sp. Rector in Schulpforta und Erich Benzel, sp. Erzbischof in Schweden; von Chr. Serpilius (1697) aus Wien und Ungarn, von J. H. Schmid aus Rom (1700) über kirchliche Feste, und von Barthold Vaget (1695) aus Moskau über religiöse Schwärmer; über König Karl XII. berichtet dessen Begleiter, der Historiker Olaus Hermelin (1703—8), sowie Joh. Grünewald über Patkuls Tod. Diese Förderung junger Gelehrter und Studirender setzte er in Greifswald in noch größerem Umfange fort, ja es läßt sich annehmen, daß er seine Uebersiedelung von Hamburg, weniger wegen der ihm dort zugefügten Kränkungen, als vielmehr deshalb ausführte, um aufs Neue an einer Universität lehren zu können. Es ist daher höchst unwahrscheinlich, daß M. (1702—4) seinen Einfluß auf die Jakobigemeinde angewendet haben sollte, um in seine frühere Stellung zurückzukehren, eine ihm von seinen Gegnern vorgeworfene Beschuldigung, gegen die er sich in mehreren Schriften vertheidigt: vielmehr lassen die im Original in der Greifswalder Universitätsbibliothek vorliegenden Gesuche der Gemeinde, sowie die an M. abgeschickten Deputationen deutlich erkennen, daß man in Hamburg sein Wirken vermißte und ihn zurückberufen wollte. Wenn er keine bestimmte ablehnende Antwort gab, sondern seine Rückkehr „von Gottes Willen“ abhängig machte, so erklärt sich dies dadurch, daß wohl jeder den Anforderungen der Zuneigung und Verehrung in milder Form und ausweichend zu begegnen pflegt. Daß er aber seine neue Stellung in Greifswald zu behalten wünschte, geht aus einem Briefe vom 2. Mai 1702 (Mon. Pom. Univ. F. 226. 233) hervor, in welchem er seine Lage, die Universität und König Karl XII. mit den größten Lobsprüchen preist, sowie aus einem Briefe vom 12. August 1701, in welchem er seinen Schüler Joh. Alb. Fabricius, namentlich wegen dessen Kenntniß der griechischen Sprache, für eine Professur in Greifswald empfiehlt. Letztere Berufung kam zwar nicht zu Stande, doch hatte M. die Freude, den schon oben erwähnten Historiker Palthen neben sich wirken zu sehen und mehrere andere tüchtige Gelehrte berufen zu können. Auch äußerlich war seine Stellung eine sehr glänzende, da er die besondere Gunst Karls XII. genoß, und mit der

ersten theologischen Professur die Würden des Präpositus an der Nikolaikirche oder der Stadtsuperintendentur, des Präsidenten des Consistorialgerichts, des Prokanzlers der Universität und des Generalsuperintendenten für Pommern vereinigte. Auch mit seinen Amtsgenossen, den Prof. Jak. Henning, Past. Jak. und Nik. Dassow, Past. Mar, sowie den Geistlichen Joh. Stephani und Th. Pyl an der Nikolaikirche, lebte er in Eintracht und bewirkte (1701) auch des letzteren Ernennung zum außerordentlichen Professor der Theologie. Erst seitdem den genannten Professoren H. Br. Gebhardi und Joh. Georg Pritius im Amte gefolgt waren, welche zu Spener's Lehre neigten, begann M. seine polemische Thätigkeit gegen dieselben und konnte erst durch Befehl des Generalgouverneurs und Kanzlers der Universität Gr. v. Mellin (1709) dazu bewogen werden, das theologische Decanat an Gebhardi abzutreten. Als Spener (5. Febr. 1705) verstorben war, richtete M. seine Angriffe auch gegen A. H. Francke in Halle, namentlich gegen dessen Aenderungen in Luther's Bibelübersetzung und gegen die Verbreitung mancher schädlicher schwärmerischer Bücher durch das Hallische Waisenhaus, von denen eins auch in die schwedische Sprache übersetzt war. Wichtiger jedoch als diese Streitschriften ist Mayer's praktische und historische Wirksamkeit in Greifswald. Ebenso wie in Hamburg predigte er oft und gern und war stets bereit, die durch Krankheit verhinderten Genossen zu vertreten. Noch größer als seine Sorge für die Gemeinde war sein Einfluß auf die Studirenden, deren Zahl sich, seit Mayer's Berufung, von 30—70 bis zu 80—141 vermehrte. Er übte sie im Predigen und schriftlichen Arbeiten, stellte ihnen seine Bibliothek zur Verfügung und theilte ihnen die wichtigen Nachrichten aus seinem gelehrten Briefwechsel mit. Abgesehen von seinen Vorlesungen, welche fast das ganze theologische Gebiet umfaßten, legte er den Geübteren in dem von ihm gestifteten Seminar, welches er „Consistorium“ benannte, interessante dogmatische und homiletische Fragen (casus) vor, welche von seinen Zuhörern kritisch untersucht wurden und auf deren Bildung und Leben die heilsamste Wirkung äußern mußten. Eine genaue Kenntniß über diese theologischen Disputationen erhalten wir aus den von ihm herausgegebenen „Indices laborum“, in denen er seine kleineren Schriften und die erwähnten Uebungen der Studirenden veröffentlichte, welche Tholuck als einen Act der „Selbstverherrlichung“ bezeichnet, während ein unbefangenes Urtheil darin ein nützliches Unternehmen zur Förderung der Studirenden erkennt. In ähnlicher Weise gab er eine Uebersicht über die von ihm auf den Landessynoden entfaltete Wirksamkeit in seiner Synodologia Pomeranica. Mit Palthen vereinigt, widmete er sich auch dem Studium der pommerschen Geschichte und faßte auch schon den Plan zur Bildung einer gelehrten Gesellschaft, dessen Ausführung aber durch den russischen Krieg verhindert worden zu sein scheint. Seine auf diesem Gebiete veröffentlichten Schriften betreffen u. A. die Universitätsstifter Herzog Wartislaw IX. und Dr. H. Rubenow, Herzog Bogislaw XIV., den Reformator Joh. Bugenhagen, die Würde des Prokanzlers und Rectors, sowie namhafte Personen der Kirchengeschichte. Auch gab er manche seiner Leichenpredigten und diejenigen Reden heraus, welche er zur Feier des Königs Karl XII. hielt, welchem er auch, nachdem dessen Unternehmungen (1709) einen unglücklichen Erfolg hatten, mit gleicher Begeisterung ergeben blieb, und ihn auch gegen die ihm wegen seines Bündnisses mit den Türken gemachten Vorwürfe vertheidigte. Seine letzte Predigt, mit welcher er einen seiner Lieblingsschüler, M. Peter Westphal, am 24. Januar 1712 als Archidiakonus der Nikolaikirche einführte, „Gedenk's Greifswald, oder die traurigen Einweihungen der Priester bei diesem Pom. Elend“ ist abgedruckt in der Predigten-Sammlung „Hamburgischer Sabbath“, herausg. von Neumeister. Andere Sammelwerke Mayer's

sind „Museum ministri ecclesiae“ und „Bibliotheca biblica“, sowie das Hamburger Gesangbuch (1700), in welches auch zwei von M. gedichtete Abendmahlslieder aufgenommen sind. Seine Verdienste als Redner belohnte Kaiser Leopold I. (1699), in Anerkennung der ihm bei der Huldigung seines Sohnes Joseph I. gewidmeten Festschrift, durch die Würde eines Comes Palatinus. Auch die Könige Friedrich IV. von Dänemark und Friedrich August von Polen bezeugten ihm ihre Hochachtung dadurch, daß sie ihn, als sie mit ihren Truppen (1711) Greifswald besetzten, besuchten und seine Sammlungen betrachteten; M. aber ermahnte beide Fürsten mit sittlichem Ernst, Pommern zu schonen, während er zugleich die Prediger aufforderte, in ihren Aemtern trotz der Kriegsdrangsale auszuharren. Seine unerschrockene Rede blieb auch nicht ohne Erfolg auf die Monarchen, und vielleicht ist die Schonung Anclams vor der Abbrennung durch die Russen, welche der dänische Admiral Carlson mit Aufopferung seines Lebens (1. April 1713) erreichte, jenem Fürworte Mayer's beim König Friedrich IV. zu verdanken. Ihm selbst aber war es bestimmt, durch diesen Krieg und im Kampf für den von ihm verehrten König Karl XII., ebenso streitbar, wie er seine Laufbahn begonnen, auch von ihr zu scheiden. Als nämlich Peter der Große und August von Polen die Nikolaikirche zu besuchen wünschten, erhielt M. von dem russischen General Buck (25. Januar 1712) den Befehl, das Kirchengebet, welches in sehr verletzenden Worten die Vertreibung des Feindes erflehte, nicht abzulesen. Als M. sich nun mit gewohnter Hartnäckigkeit weigerte, dieser Weisung zu folgen, und demgemäß mit Zwangsmaßregeln bedroht wurde, erlitt der damals schon 62jährige Mann, dessen Gesundheit aber durch die unermüdliche Arbeit und die ihn umgebenden Kriegsunruhen mehr, als durch die Zahl der Jahre, geschwächt sein mochte, einen Schlaganfall. In Folge dessen legte er sämmtliche Aemter nieder, worüber er sich in zwei Schreiben an den König und die Regierung (13. und 26. Januar 1712) entschuldigte, und begab sich nach Stettin, wo er am 30. März 1712 an wiederholtem Schlagfluß starb, und in der Marienkirche bestattet wurde.

Sein älterer Sohn Joh. Friedrich M. (geb. 1678) war Capitän in schwedischen Diensten und gerieth in russische Gefangenschaft, der jüngere Sohn Abraham M. (geb. 1684) und vermählt mit Barb. Kath. Balthasar, war (1716—26) Prof. der Medicin in Greifswald. Derselbe ließ die werthvolle Bibliothek seines Vaters, im Umfange von 18 000 Bänden, nachdem sie aus den Händen des Königs von Polen, der Russen und Friedrichs I. von Preußen, welche dieselbe abwechselnd als Beute mit Beschlag belegten, gerettet war, durch seinen Schwager, den späteren Generalsuperintendenten Jak. Heinr. Balthasar (s. d. A.) katalogisiren, und dann in Berlin nebst einem Theil der Sammlungen für 8355 Thlr. verkaufen, wobei jedoch, durch Reisen, Herstellung des Katalogs, und in Berlin zur Auslösung der Bücher gegebene „Discretions“-Gelder, 3034 Thlr. Kosten entstanden. Die nicht verkauften Handschriften, Bücher, Gemälde und Pretiosen, u. A. der im Renaissancestil gearbeitete silberne vergoldete Becher, welchen die Universität Wittenberg (27. Juni 1525) M. Luther als Brautgeschenk verehrte, vererbten sich auf Mayer's Enkelin, die Gattin des Professors Georg Brockmann (s. d. A.) und kamen später theils in den Besitz des akad. Künstlers Dr. Quistorp (s. d. A.), theils an die Universitätsbibliothek, theilweis vererbten sie sich auf die Familie Pyl. Mayer's Porträt befindet sich in der Nikolaikirche und der Universität zu Greifswald, sowie im Kupferstich vor dem Katalog seiner Bücher und in der Schrift „Gespräche im Reiche der Todten zwischen Joh. Friedrich Mayer und Joh. Wilh. Petersen“, 1732. Eine Abbildung des Lutherbechers, gezeichnet von Gladrow, gestochen von Meno Haas, veröffentlichte Biederstedt im Jahre 1817.

Handschriften und Briefe aus Mayer's Nachlaß auf der Univ.-Bibliothek und im Besitze des Prof. Pyl in Greifswald. Joh. Lembke, Prog. rect. ad exsequias Joh. Abr. Mayer, 1726 (Vit. Pom. Vol. XXV); Joh. Heinr. Balthasar, Samml. z. Pom. Kirchenhistorie II, 1725, p. 817; Verm. Samml. v. gel. Sachen od. Greifsw. Wochenblatt, 1744, p. 55; Augustin Balthasar, Von den Landesgesetzen, 1740, p. 65; Pyl, Aug. Balthasar's Leben, Pom. Gesch. Denkm. V, 1875, p. 10—18, 34—44; Dähnert, Pom. Bibl. II, 405—535, III, 41—93; Biederstedt, Nachr. v. Leb. u. Schriften Neuvorpom. Gel. 1824, p. IX, 116—127; Beitr. z. Gesch. der Kirchen u. Prediger IV, 1819, p. 107—110; Bohlen, Gesch. des Geschl. Krassow I, p. 114; Kosegarten, Gesch. d. Univ. Greifsw. I, 273—283; Jöcher, Gel. Lexikon, entnommen aus Moller, Cimbria litterata u. den Unschuldigen Nachrichten; Wallenius, De fama et meritis Joh. Frid. Mayeri, 1795; Nobbe, Stammbaum der Fam. Mart. Luther's, 1856, p. 13; Erdmann Neumeister, Vorrede zum Hamb. Sabbath, 1717; Erdmann, Lebensbeschr. der Wittenbergischen Theologen; Tholuck, Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs, 1852, p. 234; Geffcken, Ueber die theolog. Responsa; Joh. Friedr. Mayer als Prediger (Zeitschr. f. Hamb. Gesch. I, 1841, p. 249, 567); Geffcken, Balth. Bekker u. Joh. Winckler (Ztschr. f. Hamb. Gesch. II, 1847, p. 425); Geffcken, Der erste Streit über Zulässigkeit des Schauspiels; Hamburgische Zustände am Ende des 17. Jahrhunderts (Zeitschr. f. Hamb. Gesch. III, 1851, p. 1, 597); Geffcken, Joh. Winckler u. die Hamb. Kirche, Hamb. 1861; Heinr. Schmid, Prof. in Erlangen, Gesch. des Pietismus, 1863; Beuthner, Hamb. Gelehrten-Lexikon; Karl Bertheau in Herzog und Plitt, Real-Encyklopädie der Prot. Kirche II. Aufl. s. v. Horb, Mayer, Winckler; Lexikon Hamb. Schriftsteller, Hamb. 1870, B. V, p. 89—164; Aug. Balthasar's Geneal. Samml. Vitae Pomeranorum (Vol. XXV), a. d. Gr. Univ. Bibliothek enth., s. v. Mayer, zahlreiche Gratulatorien an denselben. Pyl.

Mayer: Johann (Jan) v. M. (auch Mayr, Meyr, Meyer geschrieben), preußischer Generalmajor, wurde am 1. Mai 1716 zu Wien als der natürliche Sohn eines Grafen Stella geboren. Seine Mutter heirathete bald darauf einen Billardwirth, Namens M., in dessen Hause er aufwuchs, unterrichtet wurde er bei den Jesuiten. 1732 ging er in die weite Welt, fand durch seine Leistungen auf der Violine Aufnahme beim Commandanten von Temesvar, General v. Engelhofen, ward Hautboist, dann Unteroffizier beim Infanterieregiment Lothringen, machte den Türkenkrieg von 1736—1739 und die Schlacht bei Molwitz mit, wurde am 26. November 1741 als Feldwebel in Prag von den Franzosen gefangen, stand als Offizier in bairischen und dann in sächsischen Diensten, aus denen er, nachdem er als Dragonerlieutenant bei Kesselsdorf gefochten und als Volontair in der Umgebung des österreichischen Generals Batthyani an den Feldzügen 1746—48 in den Niederlanden gegen die Franzosen theilgenommen und längere Zeit ein abenteuerliches Spielerleben geführt hatte, eines Duells wegen schied (vgl. Neue genealogisch-historische Nachrichten, 5. Thl.), um in russische Dienste zu gehen. Statt dessen aber nahm ihn König Friedrich II. von Preußen 1755 in die seinen, ernannte ihn zum Oberst und ließ durch ihn bei Beginn des siebenjährigen Krieges im sächsischen Erzgebirge das erste Freibataillon errichten. Mit diesem rückte er 1757 unter des Königs Befehlen nach Böhmen und wurde nach der Schlacht bei Prag mit einem Streifcorps von 1500 Mann durch das westliche Böhmen in das Reich entsendet, um Contributionen einzutreiben und auf die politische Haltung der dortigen Reichsstände einzuwirken. Er entledigte sich dieses Auftrages mit vielem Glück und Geschick, entging aber um so weniger übeler Nachrede (vgl. das im Bibeltone abgefaßte

„Buch Mayer. Zug zu den Franken ꝛc., beschrieben durch Nathan Mayer, Schutzjuden in Fürth", Windsheim 1757, sowie Jahrbücher für Armee und Marine, 19. Bd., S. 40). Im Herbst desselben Jahres betheiligte er sich mit vielem Erfolge an den kriegerischen Ereignissen in Thüringen, zeichnete sich namentlich bei Roßbach und bei der Verfolgung nach der Schlacht aus, war den Winter über bei den Unternehmungen gegen den Feind in Böhmen thätig und machte im Frühjahr 1758 einen Einfall in das feindliche Gebiet, wobei er unter Anderem die Magazine in Hof zerstörte und in Suhl den Gewehrvorrath wegnahm. Als dann General Driesen zu einem abermaligen Zuge nach Franken befehligt wurde, führte er dessen Avantgarde, blieb den Sommer und Herbst über in Sachsen, vielfach mit besonderen Aufträgen betraut, that sich im November, als Daun Dresden angriff, bei der Vertheidigung dieser Stadt besonders hervor und starb am 5. Januar 1759 zu Plauen an einem Brustfieber; ein tüchtiger Soldat, aber wüst und abenteuerlich, vor Allem Spieler.

Pauli, Leben großer Helden, 5. Bd., Halle 1759. — Oesterreichische militärische Zeitschrift, Wien 1866, 2. Bd. Poten.

Mayer: Johann Tobias M., Mathematiker, Physiker und Astronom. M. ward am 17. Februar 1723 in dem württembergischen Städtchen Marbach, wo später auch Schiller das Licht der Welt erblickte, einem armen Wagner geboren, der aber durch Geschicklichkeit in seinem Handwerk und auch in allerlei anderen technischen Dingen seine sehr zahlreiche Familie ehrbar durch das Leben zu bringen wußte. Glückliche Erfolge, die er beim Brunnengraben in wasserarmen Gegenden hatte, bewirkten seine Anstellung als Brunnenmeister im Dienste der Reichsstadt Eßlingen, wo seine Verhältnisse sich etwas günstiger gestalteten. Der kleine Tobias ward von seinem Vater im Rechnen, Schreiben und besonders auch im Zeichnen selbst unterrichtet, und namentlich in dieser letzteren Kunst zeichnete er sich bald so aus, daß seine Fertigkeit stadtbekannt wurde. In die Schule kam er erst sehr spät, und als er endlich zum Besuche derselben angehalten werden mußte, erweckte die Pedanterie des Lehrers in ihm die entschiedenste Antipathie gegen dieses Buchstabiren und Auswendiglernenlassen, doch wußte er sich bald dadurch in Respect zu setzen, daß er statt der wenigen aufgegebenen Sprüche sofort den ganzen Katechismus seinem auch nachmals staunenswerth treuen Gedächtniß einprägte. Als die Eltern frühzeitig verstarben, nahm sich der Bürgermeister des talentvollen Kindes an, sorgte für weiteren Unterricht und erklärte seine Absicht, M. dereinst zu einem tüchtigen Maler ausbilden zu lassen. Leider lebte auch dieser Wohlthäter nicht lange genug, um seinen Plan wirklich zur Ausführung gelangen zu sehen, und als er ohne Testament verschied, nahmen die Erben so wenig Rücksicht auf M., daß derselbe gänzlich auf sich selbst angewiesen blieb. Die Nachricht, daß ihn ein alter Schuhmacher, Namens Kandler, in die Mathematik eingeführt habe, trifft nach Mayer's eigener späterer Erzählung nicht das Richtige, denn obwol es Thatsache ist, daß beide zusammen sich mühsam durch Wolf's Auszug aus den mathematischen Wissenschaften durcharbeiteten, so war doch M. der eigentliche Führer, der Schuster mehr der Geführte. Bald erwarb sich der Jüngling als Kenner der Mathematik einen solchen Namen in Eßlingens besseren Bürgerkreisen, daß man seinen Privatunterricht zu suchen begann, namentlich unterwies er zu allgemeiner Befriedigung seine für den höheren Militärdienst bestimmten Schüler in der Geometrie, im Planzeichnen und in den Artilleriewissenschaften, für welch' letztere er selbst so lebhafte Neigung empfand, daß ihm der Eintritt in das Feldartilleriecorps des schwäbischen Kreises als das höchste zu erstrebende Ziel vorschwebte. Einmal, als er während des österreichischen Erbfolgekrieges Zutritt zu einem General der Reichsarmee erlangt hatte, schien dieses Glück ihm schon zu lächeln, zufällige

Umstände aber vereitelten seine Hoffnung, und da seine Vermögenslosigkeit ihm keine weiteren Schritte in dieser Richtung zu thun gestattete, so gab er zu seinem Schmerze, jedoch zum großen Vortheil der Wissenschaft, den Gedanken an die Soldatenlaufbahn auf und wandte sich nach Augsburg, um dort seine Anlagen für die zeichnenden Künste weiter auszubilden. Er fand Aufnahme in einer wohlwollenden Familie und die ihm von derselben übertragenen Beschäftigungen gewährten ihm Muße genug, um die reicheren Bildungsmittel einer noch immer wohlhabenden und geistig belebten Stadt, wie es Augsburg auch in seinem Niedergange noch war, verwerthen zu können. Er verkehrte viel mit Künstlern und Gelehrten, eignete sich Kenntnisse in der lateinischen, französischen, italienischen und englischen Sprache an und studirte mit Eifer alle mathematischen Werke durch, deren er habhaft werden konnte. Seine Hülfsmittel waren freilich die denkbar geringfügigsten; die trefflichsten Zeichnungen verfertigte er mit einem Lineal und einem gewöhnlichen Handzirkel, an welch' letzteren eventuell eine feine Feder angebunden ward, und doch vermochte er schon mit 16 Jahren eine Karte des reichsstädtischen Gebietes von Eßlingen zu liefern, von welcher später in Augsburg ein Kupferstich erschien. Achtzehnjährig trat er als Schriftsteller auf, indem er ein mathematisches Elementarbuch für Praktiker schrieb und dem Freiherrn Christian v. Wolf widmete, der freilich von dieser Aufmerksamkeit eines unbekannten Jünglings keine besondere Notiz genommen zu haben scheint. Vier Jahre später gab er dann zu Augsburg ein zweites mathematisches Werk von ungleich höherer Bedeutung heraus, das ihm denn wol auch den Weg zu weiterem Fortkommen gebahnt haben dürfte. Denn um jene Zeit erließ Franz von Oeringen, der soeben die Direction des berühmten Homann'schen Kartenverlages in Nürnberg übernommen, ein Ausschreiben in den öffentlichen Blättern, welches geschickten Kartenzeichnern eine gute Anstellung in seinem Geschäfte zusicherte; M. meldete sich und wurde auf die von ihm bereits abgelegten Proben seines Talentes hin gerne angenommen. Fünf Jahre lang, von 1746—51, war M. die Seele der kartographischen Anstalt, für die er selbst nach und nach zehn Karten bearbeitete, welche der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Die im J. 1751 von M. und seinem Collegen Lowitz (s. d. Art.) herausgegebene Schweizerkarte gehörte nach Albrecht v. Haller's gewichtigem Zeugnisse zu dem Besten, was damals existirte. Eifrigen Antheil nahm M. (s. u.) an den Arbeiten der von Franz im Interesse der Homann'schen Firma begründeten „kosmographischen Gesellschaft", und auch zu astronomischen Beobachtungen bot die freilich bereits etwas in Verfall gerathene Nürnberger Sternwarte Gelegenheit, deren Inventar er selbst mit einem großen Zenithsector aus Holz bereicherte. Das Jahr, dessen wir zuletzt zu erwähnen hatten, brachte eine bedeutungsvolle Wendung für Mayer's Leben mit sich, indem er einen Ruf als ordentlicher Professor der Mathematik und Oekonomie an die Universität Göttingen erhielt und annahm; seine Freunde Lowitz und Franz folgten ihm bald in der Eigenschaft von Professoren der Physik und Geographie. Nunmehr fühlte er auch das Bedürfniß, sich einen eigenen Hausstand zu gründen und verheirathete sich mit Maria Victoria Gnüg, die ihm bald einen Sohn schenkte, der ebenfalls den Namen Tobias erhielt und sich desselben durch eine Reihe tüchtiger litterarischer Arbeiten (s. den nächsten Artikel) würdig gezeigt hat. Als Lehrer und Schriftsteller hat M. in dem Decennium, durch welches ihm in Göttingen zu wirken vergönnt war, nach jeder Richtung hin Außerordentliches geleistet, namentlich seit dem Jahre 1754, wo man ihm die Aufsicht über das unlängst erst für den nach Halle berufenen Professor A. v. Segner neu erbaute Observatorium anvertraut hatte. Seine materielle Lage scheint seinen Verdiensten um die Hebung der jungen Hochschule aber nicht besonders entsprochen zu haben, wie man aus gewissen über ihn umlaufenden Anekdoten schließen kann.

So berichtet Kästner, daß M. sich einmal äußerst bitter über die Thorheit der letzten astronomischen Generation aussprach, welche der Menschheit den Glauben an die Astrologie genommen und somit die Fachgenossen um ihre beste Einnahmequelle gebracht habe; ein andermal soll M. in seiner Eigenschaft als Mitglied einer über die Capitulation der Festung Göttingen verhandelnden Deputation dem französischen Feldherrn, der mit Aushungerung drohte, kaltblütig erwiedert haben, mit dem Hungern seien deutsche Universitätslehrer so vertraut, daß eine derartige Drohung ihnen keinen Schreck einjagen könne. Jener Umschwung, den er — wovon weiter unten — seinen Leistungen zu danken hatte, kam leider zu spät, um ihn noch am Leben zu finden. Denn gerade der siebenjährige Krieg, der Göttingen fast in eben so nahe Mitleidenschaft zog, wie die Schwesterstädte Breslau und Leipzig, untergrub die Gesundheit des noch jugendlichen Mannes. Mangel aller Art bedrückte seine Familie, die französischen Occupationstruppen scheinen ihn vor Allem zum Zielpunkt unablässiger Neckereien und Beunruhigungen gewählt zu haben, und auch an Schrecken erregenden Scenen fehlte es nicht. So flog einstmals, als M. gerade mit Himmelsbeobachtungen beschäftigt war, ein seiner Sternwarte unmittelbar benachbartes Pulvermagazin in die Luft, und wenn auch berichtet wird, der unerschrockene Mann habe sich dadurch keinen Augenblick in seiner Thätigkeit beirren lassen, so konnten solch' aufregende Ereignisse doch nicht ohne Folgen vorübergehen. Am 26. Februar 1762 erlag er seiner Kränklichkeit mit Hinterlassung zahlreicher druckreifer Arbeiten, deren Fülle uns einen Begriff von dem geben kann, was er — ähnlich einem Regiomontan — bei längerem Leben noch hätte schaffen können. Carsten Niebuhr, der von M. recht eigentlich in den Beruf eines wissenschaftlichen Reisenden eingeführte Hannoveraner, hat seinem Lehrer durch den ihm gewidmeten Nachruf ein ehrendes Denkmal gesetzt. —

Wie schon bemerkt, hat der Historiker dreier Disciplinen mit M. zu rechnen. Sind seine rein mathematischen Arbeiten, wesentlich der Jugendperiode angehörig, auch durchaus nicht seine bedeutendsten, so kann doch das alte Wort „ex ungue leonem" mit Fug auf sie angewendet werden. Benzenberg hat sich das Verdienst erworben, unter dem Titel „Erstlinge von Tobias Mayer" das Büchlein wieder im Handel erscheinen zu lassen, welches M. als „Mathem. Cult." im J. 1741 zu Eßlingen herausgegeben hatte. Dasselbe enthält eine gedrängte, populäre Anleitung zur Buchstabenrechnung, eine Elementargeometrie mit Aufgaben, wobei auch Gleichungen von höherem als dem zweiten Grade nicht vermieden werden, endlich einige Betrachtungen über das Einbeschreiben von Figuren in einen Kreis. Gerade für das wichtigste und auf dem Titelblatte besonders hervorgehobene Problem, Kreispolygone von gegebener — nicht gleicher — Seitenlänge zu zeichnen, hat sich aber M. leider auf die bloße Formulirung der Aufgabe beschränkt, ohne seine Lösungsmethode mitzutheilen; es ist dies um so mehr zu bedauern, als er nach Kästner's Aussage zweifellos im Besitze einer solchen war, denn dieser Gewährsmann hatte selbst ein im Besitze Mayer's befindliches Buch des alten Ulmer Mathematikers Faulhaber gesehen, in welches der Inhaber seine Auflösung einer solchen, das Siebeneck betreffenden, Aufgabe eingetragen hatte. Daß das Wissen des jungen Autodidakten in jenen Jahren noch nicht durchaus ein sicheres war, erhellt unter Anderem aus einer chevaleresken Aeußerung, mit welcher er, nachdem die Cardan'sche Formel erläutert ist, den algebraischen Theil seines Werkchens abschließt: „Ihr könnet auf gleiche Art Regeln für die unreine Gleichungen von höheren Graden finden, wenn ihr sie nöthig habt." Bekanntlich hat es damit leider eine ganz andere Bewandtniß. Ungleich höher steht der 1745 zu Augsburg herausgekommene „Mathematische Atlas, in welchem auf 60 Tabellen alle Theile der Mathematik vorgestellet werden." Auf Tafel 11,

welche die zur praktischen Geometrie dienlichen Apparate vorführt, findet man ein neues Instrument seiner eigenen Erfindung, das „Recipiangel“, welches aus zwei um einen Punkt drehbaren Diopterlinealen zum Zwecke der Winkelmessung besteht. Später kam M. in der am 7. October 1752 der Göttinger Societät vorgelegten Abhandlung „Nova methodus perficiendi instrumenta geometrica et novum instrumentum goniometricum“ auf dieses Instrument zurück, dessen Dioptern er inzwischen durch Fernröhre ersetzt hatte, und wies nach, daß er mit dessen Hülfe irdische Horizontalwinkel bis auf 10 oder 15 Secunden genau zu messen in der Lage sei. Eine der reinen Mathematik gewidmete Mayer'sche Arbeit aus späterer Zeit ist noch nicht im Drucke bekannt gemacht worden; sie handelte „de transmutatione figurarum rectilinearum in triangula“. Nicht der Aufschrift, wol aber zum Theile dem Inhalte nach haben wir aber jetzt schon des später noch näher zu besprechenden Aufsatzes über die Axendrehung des Mondes zu gedenken, denn hier hat M. schon ganz richtig erkannt, wie man sich bei der Auflösung eines überbestimmten Gleichungssystems zu verhalten habe, und die Geschichte der Wahrscheinlichkeitsrechnung hat sein auf glücklicher Inspiration beruhendes Verfahren, aus den vorliegenden 27 Gleichungen die erforderlichen drei Normalgleichungen zu bilden, ehrend zu verzeichnen. —

Die Physik hat M. mit mehreren inhaltsreichen Abhandlungen gefördert. Der Optik wendet sich die „commentatio de affinitate colorum“ von 1758 zu, in welcher nur drei primäre Farben anerkannt und alle übrigen auf diese zurückgeführt werden, und zwar mittelst eines gewissen arithmetischen Processes, so daß gewisse Anklänge an spätere Bearbeitungen des Mischungsproblems, wie sie von Graßmann, v. Bezold u. A. geliefert wurden, nicht zu verkennen sind. 91 verschieden gefärbte Zellen bildeten das bekannte Mayer'sche Farbendreieck. Hauptsächlich die Newton'sche Terminologie der Farben bildete für M. einen Gegenstand der Unzufriedenheit; wenn er durch die dagegen gerichteten Angriffe sich mehrere Gegner zuzog, so erntete er später um so größeres Lob bei Goethe, der freilich übersah, daß für M. wesentlich Pigmente maßgebend waren, während derselbe in Sachen der Zusammensetzung des weißen Lichtes aus farbigen Strahlen schwerlich den ablehnenden Standpunkt des Dichters getheilt haben wird. Für die enkaustische Malerei scheint M. ebensosehr Vorliebe als Talent besessen zu haben, wie er denn zolldicke Wachsgemälde angefertigt haben soll, die in verschiedenen Horizontaldurchschnitten immer wieder dasselbe Bild erkennen ließen. Die Vertheilung der Wärme auf der Erdoberfläche studirte M. in der nach seinem Tode erst von Lichtenberg edirten Abhandlung „De variationibus thermometri accuratius definiendis“; so setzte er z. B. die isothermische Höhenstufe für die Atmosphäre auf 1° R. bei 100 Toisen Steighöhe fest, so lehrte er für beliebige Orte den Grad der Erwärmung aus den Mittelwärmen zweier Fixpunkte zu berechnen u. s. f. Kirwan ist durch M. zu seinen „Variations of Atmosphere“ angeregt worden, und auch Dove hat auf dem von ihm gelegten Grunde fortgebaut. Von seinen erdmagnetischen Forschungen sind wir, da von seinen Schriften „Theoria magnetica“ und „Computus declinationum et inclinationum magneticarum ex theoria nuper exhibita deductus“ nur ein schmaler Auszug auf uns gekommen ist, viel zu wenig unterrichtet; doch wissen wir, daß er die Intensität des irdischen Magnetismus dem Quadrate der Schwingungsdauer proportional setzte. Bezüglich der Theorie schloß er sich der Hauptsache nach den Euler'schen Vorstellungen an, indem er zwei Magnetpole annahm und deren Verbindungslinie mit der magnetischen Erdaxe identificirte, dabei jedoch die Verallgemeinerung anbrachte, daß die Lage der Pole auf jeder Halbkugel ganz willkürlich vorausgesetzt ward. Solange man bei der bis zu Gauß' Auftreten hartnäckig festgehaltenen Hypothese einer fixen Erdaxe verblieb, war es nicht wohl

möglich, eine allgemeinere Theorie dieses Zweiges der Physik aufzustellen, als es M. gethan hat. —

Alle diese gewiß nicht unerheblichen Leistungen müssen jedoch völlig in den Hintergrund treten gegen die epochemachende Thätigkeit, welche M. als Astronom entfaltete. Zunächst ist zu betonen, daß er den praktischen Theil der Sternkunde, die eigentliche Beobachtungskunst, geradezu von Grund aus reformirte. Die meisten Astronomen hatten sich bis jetzt damit begnügt, den Künstlern, welche ihre Fernröhre, Mauerquadranten und Sectoren anzufertigen hatten, größte Sorgfalt in der Ausführung anzuempfehlen und dieselben alsdann unter Beobachtung der üblichen Vorsichtsmaßregeln aufzustellen; dann aber ging man sofort ans Beobachten und kümmerte sich wenig um das doch bereits von Tycho Brahe gegebene Beispiel, die Fehler der Instrumente einer genauen Betrachtung zu unterziehen. M. nun war es, der seinen Fachgenossen die Mittel an die Hand gab, um die Abstände zweier Theilstriche eines Kreislimbus auf ihre gleiche Größe zu prüfen, er berechnete zuerst den sogenannten Excentricitätsfehler und entwickelte eine Formel, um den aus einer durch ihn aufgeklärten Thatsache entspringenden Fehler zu bestimmen, daß nämlich der sogenannte Westpunkt des Instrumentes nicht mit dem wirklichen Westpunkt übereinstimmt. Die von der terrestrischen Refraction bewirkte Ablenkung der Lichtstrahlen lehrte das „Programma de refractionibus objectorum terrestrium“ (Göttingen 1751) zuerst genauer abschätzen, während eine vier Jahre später abgefaßte Schrift, welche ein Gleiches für die astronomische Strahlenbrechung durchzuführen beabsichtigte, Manuscript geblieben ist. Die instrumentale Technik förderte M. durch sein Glasmikrometer, das 1748 in der Homann'schen Verlagszeitschrift („Kosmographische Nachrichten“) beschrieben ward; ein glattes Glas ward auf der einen Seite möglichst gleichmäßig mit Tusche belegt, in welche man dann mit feiner Feder gleichabständige Parallellinien einritzte, und so befestigte man die Platte im Brennpunkt des Teleskops. M. hat aber auch den theoretischen Werth dieser Mikrometer, welche nachmals von dem berühmten Brander'schen Atelier in Augsburg in besonderer Schönheit geliefert wurden, dadurch erhöht, daß er für die Berichtigung seiner Fehler und für die Umwandlung der Länge eines Intervalles in Bogenmaß die geeigneten Vorschriften angab. Das längst bekannte Astrolab erhob er durch Anbringung geeigneter Mikrometerschrauben, eines Ablesemikroskops und einer Wasserwaage zu einem trefflich brauchbaren Präcisionsinstrumente. Mehr noch geeignet, unsere Bewunderung vor seinem Genie zu erwecken, ist seine Erfindung des Multiplicationsprincips, das recht eigentlich den Eindruck eines Colombus-Eies hervorruft. Man wußte wohl, daß jede Winkelablesung zufälligen und constanten Fehlern unterworfen ist, allein erst M. bemerkte, daß diese Fehler sich auf ein Minimum herabdrücken lassen, wenn man zuerst den Winkel α selbst, dann $(\alpha + 2\,n\,\pi)$ mißt, wobei die Genauigkeit mit wachsendem n zunimmt; „haec vera methodus“, so kennzeichnet er das Verfahren selber, „in multiplicatione anguli consistit“. Gerade an dem oben beschriebenen Recipiangel ist die Idee offenbar zuerst erkannt und später auch zuerst erläutert worden. M. ließ es aber nicht bei diesem Anfang bewenden, sondern er dehnte sein Princip auch auf die Spiegelinstrumente aus, deren man sich bei astronomischen Observationen auf offener See bekanntlich allein bedienen kann, und construirte — wahrscheinlich ohne jemals in seinem Leben einen Spiegelsextanten auch nur in der Hand gehabt zu haben — einen Spiegelrepetitionskreis. Er sandte denselben nebst anderen noch zu erwähnenden Arbeiten zur Begutachtung an die brittische Admiralität ein, ohne daß ihm jedoch sofort die verdiente Anerkennung zu Theil wurde, während derselbe seit 1775 durch Borda's Empfehlung in Frankreich zu

großem Ansehen gelangte. Uebrigens hat M. später seinem dioptrischen Winkelmeßinstrument noch ein katoptrisches an die Seite gestellt. Er wußte aber Instrumente nicht nur zu erfinden, sondern auch gehörig zu gebrauchen. Als er 1750 zugleich mit dem Homann'schen „Atlas Germaniae“ seine „Mappa critica“ herausgab, vermochte er im ganzen römischen Reiche deutscher Nation nur 22 ganz gesicherte Polhöhen namhaft zu machen, doch hat sich die Sachlage durch ihn und seine Schule wesentlich gebessert, da er auf genaue geographische Ortsbestimmungen großes Gewicht legte. Zeuge dafür ist die 1751 in den Göttinger Commentarien erschienene Abhandlung „Latitudo geographica urbis Norimbergae“. Niebuhr, der in Göttingen Ingenieurwissenschaften studirte und an wissenschaftliche Reisen wol nie gedacht hatte, ließ sich von Kästner überreden, der damals in Göttingen zusammentretenden Gelehrtenschaar, welche auf Kosten des Königs von Dänemark zur Erforschung von Arabien abgehen sollte, als Astronom sich zuzugesellen, und M. fiel die Aufgabe zu, ihn durch eine Art von Schnelldressur zu seinen Pflichten erst tauglich zu machen. Er weihte ihn ein in den Gebrauch des Astrolabs und Spiegelkreises, übte ihn in der damals noch selten angewandten Bestimmung der Länge durch Monddistanzen und erzog sich so einen Schüler, dessen Messungen für die Geographie vieler Länder Asiens die erste Grundlage gelegt haben. Ein guter Theil des Glanzes, welcher den Namen des berühmten Reisenden umstrahlt, sollte auf unseren M. zurückfallen.

Von weiteren astronomischen Arbeiten desselben seien ferner die auf den Mond bezüglichen angeführt, für dessen Erforschung er stets ein sehr lebhaftes Interesse an den Tag legte. Er stellte dessen Parallaxe und Erddistanz näher fest (Göttinger Commentarien von 1751), bestimmte die Zeit seiner — mit der Revolutionsdauer bekanntlich übereinstimmenden — Rotation (Kosmogr. Nachr. 1750) und bewies (ebendaselbst), daß unserem Trabanten keine Atmosphäre zukommt, was freilich nur cum grano salis richtig sein dürfte. Zu einer anderen wichtigen Arbeit bewog ihn ein mehr zufälliger Umstand. Als er 1747 eine Mondfinsterniß graphisch darstellen wollte, zu welchem Zweck er sich eine besondere orthographische Projection der Mondfläche construirt hatte, war es besonders darauf abgesehen, genau zu ermitteln, welche Flecken (resp. Berge) nach und nach vom Erdschatten bedeckt würden. Hiezu bedurfte es guter Detailkarten des Mondes, allein ein Kenner wie M. mußte sich bald überzeugen, daß alle Versuche dieser Art, mochten auch Langren, Hevel, Riccioli, De La Hire u. A. sich damit beschäftigt haben, gar Viel zu wünschen übrig ließen, und so beschloß er denn eine neue Karte selbst zu fertigen. Dieselbe beruht auf wirklichen mikrometrischen Messungen und hat bis zu Lohrmann's Generalkarte des Mondes das Terrain beherrscht. Leider hat sich dagegen der Plan nicht realisirt, welchen M. in einer 1750 zu Nürnberg herausgegebenen Flugschrift: „Bericht von den Mondskugeln, welche bei der kosmographischen Gesellschaft in Nürnberg gefertigt werden“, als der Ausführung nahe bezeichnete. Vorbereitet war freilich Alles dazu, denn eine Probe der zum Ueberziehen des Globus bestimmten Kugelzweiecke, von Mayer's eigener Hand gestochen, bewahrt die Göttinger Sternwarte heute noch auf, in den Handel aber scheinen solche Globen nicht gekommen zu sein und es dauerte noch hundert Jahre, bis durch Dickert und die Hofräthin Witte (s. d. Art. Maedler) wirklich plastische Darstellungen der sichtbaren Mondhalbkugel zur Vollendung gelangten. — Wissenschaftlich noch werthvoller ist der von M. angelegte Katalog der Zodiakalsterne, der vom Autor nicht mehr publicirt werden konnte; Lichtenberg, der unter dem Titel „Opera inedita T. Mayeri“ (Göttingen 1775) eine Anzahl posthumer Schriften seines Freundes zusammenstellte, hat auch die „Observationes astronomiae quadrante murali habitae in observatorio Goettingensi; Novus fixarum catalogus“ mit in diese Samm=

lung aufgenommen, und eine zweite Auflage davon ist 1826 zu London erschienen. M. arbeitete mit einem ausgezeichneten Mauerquadranten von dem bekannten englischen Mechaniker Bird, dessen Fernrohr mit fünf Parallelfäden ausgerüstet war und so sah er sich in der Lage, der Stellarastronomie wesentlich Vorschub zu leisten. Er hat schon den Planeten Uranus als vermeintlichen Fixstern beobachtet und durch diese Ortsbestimmung eine genauere Berechnung der Bahncurve dieses Wandelsternes ermöglicht, er hat (vgl. d. Art. Christian M.) mit vollem Bewußtsein auf die Existenz einiger Doppelsterne aufmerksam gemacht, und indem er achtzig seiner besten Sternörter mit älteren Beobachtungen verglich, hat er die Eigenbewegung einer Anzahl von Fixsternen zuerst bemerkt und so den Anstoß zu den noch heute mit Eifer betriebenen Untersuchungen betreffs der fortschreitenden Bewegung unseres Sonnensystemes gegeben. —

Spiegelkreis und Sternverzeichniß stellten sich in Mayer's Augen nur dar als untergeordnete Hülfsmittel bei der Ausführung eines gewaltigen Planes, dem M. einen großen Theil seiner Arbeitskraft mit der an ihm gewohnten eisernen Energie widmete. Ihm war es darum zu thun, das alte und immer wieder unter den verschiedensten Gesichtspunkten in Angriff genommene Problem der Meereslänge nach wirklich wissenschaftlichen und doch zugleich für die nautische Praxis verwerthbaren Grundsätzen zu lösen. Schon 1718 hatte das englische Parlament einen Preis von 20,000 Pfund Sterling für denjenigen ausgesetzt, der den Schiffer in den Stand setzen würde, die geographische Länge seines Fahrzeuges bis auf $^1/_2{}^0$ genau zu bestimmen, und Harrison hatte für seinen berühmten time-keeper einen Theil dieser Nationalbelohnung erhalten. Weitere 3000 Pfund empfing Leonhard Euler für seine Theorie der Mondbewegung und die auf diese begründeten neuen Mondtafeln. Als nun M. im J. 1752 seine „Novae tabulae solis et lunae“ vollendet hatte, die wieder einen erheblichen Fortschritt in der Erkenntniß der verwickelten und selbst heutzutage noch nicht vollständig erschlossenen Bewegungen des Mondes bezeichneten, sandte er dieselben in der berechtigten Hoffnung ein, dieses Werk werde im Vereine mit dem neuen trefflichen Instrumente, das er beilegte, als ein so wichtiges Beförderungsmittel der Seefahrt erachtet werden, daß auch ihm ein Theil der Prämie zu Theil werden müsse. Dieß geschah Anno 1755 und kein Anderer als Bradley äußerte sich höchst günstig über die Bedeutsamkeit der von dem deutschen Professor geleisteten Beiträge, allein trotzdem ließ sich das Parlament zunächst wenigstens auf nichts ein. M. war freilich von dem schließlichen Siege seiner Sache so fest überzeugt, daß er testamentarisch seiner Akademie 2000 von den erwarteten 10,000 Pfund vermachte, allein diesen Triumph noch selbst zu erleben, war ihm nicht beschieden. Gleich nach seinem Tode legte die Wittwe ein neues, verbessertes Exemplar der Tafeln der zuständigen Behörde in London vor und darauf hin erhielt sie auch einen Ehrensold von 3000 oder 5000 Pfund — genau steht die Zahl nicht fest — zugebilligt, eine Summe, die doch immer hinreichte, die Relicten Mayer's ihrer bisherigen bedrängten Lage zu entheben. Auch gab das englische Längenbureau das Tafelwerk und dazu einen Anhang bezüglich der Monddistanzen unter folgender Aufschrift heraus: Tabulae solis et lunae novae et correctae, auctore Tob. Mayer: quibus accedit methodus longitudinum promota eodem auctore, London 1770. Wir haben vorstehend versucht, die litterarischen Leistungen Mayer's in möglichster Vollständigkeit zu begründen. Manches freilich konnte nur summarisch, manches gar nicht aufgezählt werden; von einer „Geschichte der Sternkunst“, die er handschriftlich begonnen, jedoch nicht über die Cykeln der alten griechischen Astronomen hinaus fortgeführt hatte, ist ebenfalls noch nicht gesprochen worden. Der Freiherr v. Zach erklärte den Mayer'schen Spiegelkreis für die größte astronomische Erfin-

dung des Jahrhunderts, der Physiker Lichtenberg, der mit jenem vertrauten Umgang pflog, sagte von ihm, er habe gar nicht gewußt, was er alles wisse und der moderne Geschichtschreiber würde mindestens zweifelhaft sein, wenn von ihm verlangt würde, einen deutschen Vertreter der Sternkunde namhaft zu machen, der zugleich als messender und rechnender Astronom vor Bessel erfolgreicher in die Entwickelung seiner Wissenschaft eingegriffen hätte, als Tobias M.

Benzenberg, Erstlinge von Tobias M., aufs neue herausgegeben, nebst einigen Nachrichten von seinen Erfindungen und seinem Leben, Düsseldorf 1812, Vorrede. — Wurm, Nachricht von T. Mayer's Jugendjahren, Monatl. Corresp. z. Bef. d. Erd- und Himmelskunde, 9. Band, Maiheft. — Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877, S. 491, S. 495 ff., S. 582, S. 598 ff., S. 666 ff., S. 681, S. 731. — Wolf, Handbuch der Mathematik, Physik, Geodäsie und Astronomie, Zürich 1872, 1. Band, S. 279; 2. Band, S. 15, S. 18, S. 204. — Fischer, Geschichte der Physik, 4. Bd., Göttingen 1803, S. 299 ff. — Kästner, Geschichte der Mathematik, 2. Bd., Göttingen 1797, S. 308. — Kästner, Vorlesungen, Altenburg 1773, S. 19. — Peschel-Ruge, Geschichte der Erdkunde, München 1877, S. 674, S. 728, S. 754. — Kordenbusch, Von Ursprung, Fortgang und Aufnahme der Sternkunde (nach Dom. Cassini), Nürnberg 1771, S. 86 ff. — Gehler's physikalisches Wörterbuch, 2. Aufl., 6. Bd., Leipzig 1836, S. 1039. — Goethe, Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, Ges. Werke, 39. Bd., S. 81 ff.
Günther.

Mayer: Johann Tobias M., Mathematiker und Physiker, Sohn des Vorigen. Geboren am 5. Mai 1752 zu Göttingen, verlor M. seinen Vater bereits im zehnten Jahre, absolvirte in seiner Heimathstadt die Schulstudien und wendete sich dann unter Meister und Kästner denselben Wissenschaften zu, in welchen sein Familienname es bereits zu so hoher Berühmtheit gebracht hatte. Er studirte in Göttingen, erwarb daselbst den Doctorgrad und habilitirte sich 1773 als Privatdocent. Sieben Jahre war er daselbst thätig gewesen, als er einen Ruf an die Nürnbergische Universität Altdorf erhielt, wo er nun bis 1786 als Ordinarius der Mathematik und Physik wirkte. Von dort ging er in gleicher Eigenschaft an die benachbarte Hochschule in Erlangen über, wobei ihm zugleich der Titel eines markgräflich brandenburgischen Hofrathes beigelegt ward. Nach dreizehnjährigem Aufenthalte in Erlangen berief ihn Göttingen, wo er seine wissenschaftlichen Sporen verdient hatte, als Professor der Physik zurück; er ward dortselbst Mitglied der königlichen Gesellschaft und verblieb in seiner Stellung bis zu seinem am 30. November 1830 erfolgten Tode.

M. hat als Schriftsteller eine äußerst mannigfaltige Thätigkeit ausgeübt. Gerade mit der Astronomie, der Lieblingswissenschaft seines Vaters, hat er sich verhältnißmäßig wenig beschäftigt; ihr gehören von seinen Schriften lediglich an ein Lehrbuch der Astronomie und physikalischen Geographie (Göttingen 1805), sowie je ein Altdorfer und ein Erlanger Universitätsprogramm von 1781 und 87. Seine meisten Arbeiten betreffen physikalische Gegenstände. Er behandelte die Höhenmessung mit dem Barometer und den Einfluß, welchen dabei die Wärme ausübt, in einer besonderen Monographie (Nürnberg 1786). Mehrere seiner Abhandlungen, die entweder im Gren'schen Journale, oder in den Göttinger Commentarien erschienen, sind den optisch-atmosphärischen Erscheinungen, andere der Elektricität und dem Magnetismus, die meisten aber der Wärmelehre und der physikalischen Chemie gewidmet. M. hielt noch an der Hypothese eines besonderen imponderablen Wärmestoffes fest, während er auf chemischem Gebiete den Entdeckungen eines Priestley und Lavoisier bereits Rechnung zu tragen begonnen hatte. Besonders merkwürdig ist in dieser Hinsicht sein Aufsatz: „Etwas

über den Regen" im 3. Hefte des 5. Bandes von Gren's Journal der Physik, insofern darin mit Glück auf die Angriffe geantwortet wird, welche Lichtenberg und Deluc gegen Lavoisier's Lehre von der Zusammensetzung des Wassers aus Wasser- und Sauerstoff gerichtet hatten. — Hervorragender denn als origineller Forscher war M. als Verfasser von Unterrichtswerken, deren er einige geradezu treffliche geliefert hat. Am bekanntesten ist wohl sein „Gründlicher und ausführlicher Unterricht zur praktischen Geometrie" geworden, von dem die ersten drei Theile, 1778—83, in Göttingen herauskamen und 1814—18 bereits die vierte Auflage erlebten; der 4. Theil folgte 1794 (4. Aufl. 1828) als „Gründliche Anweisung zur Verzeichnung der Land-, See- und Himmelskarten und der Netze zu Konoglobien und Kugeln", während der fünfte Theil den Titel „Gründliche und vollständige Anleitung zur praktischen Stereometrie" führte (Göttingen 1808, 3. Aufl. 1821). Die größte Bedeutung kam hiervon wohl der vierten, kartographischen Abtheilung zu, welche in Deutschland gar lange den Büchermarkt beherrschte und eigentlich erst 1872 durch das Handbuch von Gretschel überflüssig gemacht wurde. Zwei Capitel dieses Buches handelten von der Berechnung sphärischer Distancen und Flächeninhalte, der dritte Abschnitt untersuchte die nicht perspectivischen, der ganze Ueberrest die perspectivischen Abbildungen und es dürfte unter den älteren Projectionsmethoden keine irgend brauchbare sein, die von M. nicht betrachtet und geprüft worden wäre. Der reinen Mathematik war M. vom Jahre 1773 an, wo er seine Dissertation „Tetragonometriae specimen" schrieb, gänzlich fern geblieben und erst am Abend seines Lebens kehrte er wieder zu derselben zurück. Wenn wir bei seinem „Lehrbegriff der höheren Analysis" ein wenig ausführlicher verweilen, so geschieht dieß aus dem Grunde, weil dieses für seine Zeit ausgezeichnete Compendium, das 1818 erschien, durchaus nicht so bekannt ist, als es seinem Werthe nach bekannt zu sein verdient. Dem beginnenden neunzehnten Jahrhundert pflegt von vielen Historikern — am Schärfsten geschah es wohl in Gerhard's „Geschichte der Mathematik in Deutschland" — der Vorwurf gemacht zu werden, es habe im mathematischen Fache gar keine tüchtigen Universitätslehrer hervorgebracht, man sei damals selbst auf den Hochschulen nicht über die ersten Elemente hinausgekommen. Nur Göttingen, wo Gauß lebte und lehrte, nimmt man von dieser Regel aus, allein man übersieht, daß auch ein Gauß schwerlich in didaktischer Beziehung etwas hätte ausrichten können, wenn ihm nicht durch seinen Collegen M. Schüler zugeführt worden wären, die in höherer Mathematik bereits eine tüchtige Grundlage gelegt hatten. Der erste Band des fraglichen Lehrbuches enthält die Differential-, der zweite die Integralrechnung und beide Disciplinen werden hier in einer Weise vorgetragen, daß die ganze deutsche analytische Litteratur vor Cauchy's Auftreten gewiß nichts besseres lieferte. Kurz und energisch motivirt der Autor, warum er den schleppenden, damals aber allein herrschenden Derivationscalcul im Sinne eines Lagrange und Arbogast verwerfe, hierauf definirt er die Begriffe des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen ganz so, wie es heutzutage jedes vernünftige Lehrbuch thut und äußert sein Befremden, daß so viele tüchtige Leute diese einfachen und natürlichen Begriffe, ohne die man doch in Geometrie und Mechanik keinen Schritt zu thun vermöge, durch allerlei künstliche Umschreibungen zu vermeiden trachteten. Auch da, wo von den unendlichen Größen verschiedener Ordnungen, von den Werthen Null durch Null, sowie von den Functionen imaginären Argumentes die Rede ist, stellt sich M. wesentlich auf den modernen Standpunkt. Nicht minder correct und vollständig ist die Integralrechnung bearbeitet und namentlich dadurch ist dem Buche ein entschiedener Vorsprung gesichert, daß in ihm auch den totalen wie den partiellen Differentialgleichungen ihr volles Recht

zu theil wird, während bis dahin der Studirende, der sich über diese Dinge unterrichten wollte und doch nicht bis zu den eigentlichen Quellenschriften aufzusteigen in der Lage war, wohl oder übel zu französischen Werken greifen mußte. Mit Einem Worte: Mayer's höhere Analysis sichert ihrem Verfasser für alle Zeiten einen Ehrenplatz unter den für die Verbreitung ihrer Wissenschaft thätig gewesenen deutschen Mathematikern.

Pütter, Versuch einer akademischen Gelehrtengeschichte von der Georg-Augustus-Universität zu Göttingen, fortgesetzt von Saalfeld und Oesterley, Göttingen 1820. — Engelhard, Die Universität Erlangen von 1743 bis 1843, Erlangen 1843. Günther.

Mayer: Johann Andreas M. wurde um 1705 zu Ronneburg im Altenburgischen geboren, studirte zu Jena, war dann Hauslehrer, ward im Jahre 1738 Conrector zu Altenburg und stand seit dem Jahre 1746 in verschiedenen Stellungen als Geistlicher zu Lucka im Altenburgischen. Er starb am 13. Decbr. 1768. — M. hat geistliche Lieder gedichtet, von denen Gottschald schon 1734 vier in sein Universalgesangbuch aufnahm. Zwei von diesen, die Lieder „Ich bin und werde noch zur Seligkeit gerufen" und „Herr, hier bin ich, nimm mein Herze, nimm es nur in deine Zucht". wurden dann ins hannöversche und ins lüneburger Gesangbuch aufgenommen. Gottschald und nach ihm Richter nannten ihn fälschlich Johann Adam M. Er ist nicht zu verwechseln mit dem als Consistorialrath auf Gottorp am 12. August 1793 verstorbenen Johann Andreas Mayer.

Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1087 ff. Bode, Quellennachweis u. s. f. S. 113. l. u.

Mayer: Johann Jacob M., Theologe und Philologe, ward am 24. Mai 1769 zu Biberach geboren und starb am 8. März 1844 zu Ulm. Nachdem er in seiner Vaterstadt Conrector und seit dem Jahre 1795 Rector gewesen, ward er daselbst im Jahre 1797 evangelischer Stadtpfarrer; später kam er als Decan nach Ulm. Er gab im Jahre 1789 eine Uebersetzung der Rede des Isokrates an Demonikus heraus. Als Stadtpfarrer in Biberach hatte er einen hervorragenden Antheil an der Bearbeitung und Herausgabe des evangelischen Gesangbuchs für die Reichsstadt Biberach, das im J. 1802 unter dem Titel „Christliche Religionsgesänge u. s. f." erschien. Dieses Gesangbuch zeichnet sich durch consequente Durchführung des Standpunktes des flachsten Rationalismus aus. Die Lieder sollen, wie es in der ohne Frage von M. geschriebenen Vorrede heißt, „der Sprache und den erweiterten und gereinigten Religionsbegriffen des gegenwärtigen Zeitalters gemäß" sein. Als ein Hauptvorzug eines Gesangbuchs galt die Vollständigkeit; für jede Lebenslage soll wo möglich ein Lied vorhanden sein. M. steuerte zu den 993 Liedern, unter denen nur 130 ältere und diese in gehöriger Ueberarbeitung erscheinen, 9 (oder 10) eigene Lieder bei. Höchst charakteristisch für dieses Gesangbuch ist die Behandlung des Liedes „Ein feste Burg ist unser Gott". Man wollte es nicht fortlassen, konnte sich auch wohl nicht, obschon das anderwärts geschah, zu einer „zeitgemäßen Bearbeitung" desselben entschließen, durfte es aber noch viel weniger, so wie es war, der aufgeklärten Gemeinde als ein noch singbares anbieten, deshalb wurde es mit einem Vorwort und Nachwort in Reimen versehen. Unter der Ueberschrift „Am Gedächtnißtage der Reformation und des westphälischen Friedens" erscheinen unter Nr. 933 zuerst zwei Strophen, die nach der Melodie „Allein Gott in der Höh" gesungen werden sollen: „Mit froher Rührung denken wir heut unsrer theuren Väter", deren zweite mit den Worten endet: „.... sie sangen heldenmüthig:" — und nun folgt durchweg in Anführungszeichen als Strophe 3 bis 6 bezeichnet das Lied „Ein feste Burg", worauf dann noch

2 Strophen nach der Melodie „Nun danket alle Gott" zu singen kommen, deren erste (also die siebente des ganzen Liedes) anhebt: „So sangen sie, und weit erscholl die Kraft der Lieder; froh eilten viele nun zum Glauben ihrer Brüder. Der Aberglaub entfloh u. s. f." Das war denn freilich ebenso geschmackvoll wie erhebend! — M. hat außerdem ein „Andachtsbuch für Schwangere, Gebärende und Mütter aller Confessionen" und einige katechetische Schriften herausgegeben, auch Predigten drucken lassen.

Richter, Biogr. Lexikon, 1804, S. 227. Rambach, Anthologie VI, S. 370 ff. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 245; hier wird als Mayer's Todestag der 28. Aug. 1852 angegeben, doch vgl. Beilage zur Augsb. Allg. Zeitung Nr. 75 vom 15. März 1844, S. 598. Winer, Handbuch der theol. Literatur, 3. Aufl., II, Sp. 371 und 661; hier wird als Mayer's Geburtstag der 22. Mai genannt. l. u.

Mayer: Josef M., geb. am 4. Decbr. 1741 zu Bamberg, hier † am 14. Octbr. 1814. 1762 bei den Jesuiten zu Mainz eingetreten, Lehrer am Gymnasium hierselbst, 1770—1773 Professor der Theologie in Heidelberg, 1773 hier Doctor und 1771 Bibliothekar, nach Aufhebung seines Ordens Hofkaplan in Mannheim und Pagenhofmeister, 1787 Präbendat bei U. L. F. in Bielefeld, seit 1801 in Bamberg lebend. „Diss. de imperatore statutorum in ecclesiis germanicis protectore", Heidelberg 1772.

Mederer, Annal. III, 240. Jäck, Pantheon, Sp. 769. Backer, Bibl. V, 528. v. Schulte.

Mayer: Joseph Anton M., Orthopäde in Würzburg, war zu Haßfurt in Unterfranken am 28. Octbr. 1798 geboren. Ueber seinen Studiengang ist nur bekannt, daß er Dr. med. et chir. wurde und 4 Jahre lang als Hülfsarzt im Juliushospital thätig war. Seine erste Schrift war: „Die Erkenntniß und Heilung des Schenkelbeinhalsbruches, nebst Beschreibung einer doppelten Ausdehnungsschiene" (Würzburg 1826. 4°. mit 1 Kupfer). Seine praktische Thätigkeit wendete sich früh auf orthopädische Chirurgie; er begründete 1826 ein orthopädisches Institut und machte über dasselbe wiederholt Mittheilungen, nämlich 1829: „Die orthopädische Heilanstalt und das russische Dampfbad" und 1835: „Das neue Dampfbad der orthopädischen Heilanstalt und der chirurgische Apparat in Würzburg, Programm bei Eröffnung seiner Badeanstalt". Es waren bis dahin in seiner Anstalt 192 Fälle behandelt worden. Daß er auch noch anderweitig chirurgisch thätig war, geht aus den folgenden, in Friedreich's und Hesselbach's Beiträgen zur Natur- und Heilkunde (Bd. 1, 2, 1825, 27) veröffentlichten Aufsätzen: „Zwei merkwürdige Steinschnitte", „Heilung einer Scoliosis, bewirkt durch Einreibungen der Canthariden-Tinctur", „Erfahrungen über Helmund's Aetzungsmethode gegen den Krebs" hervor. Er errichtete, wie erwähnt, ein Dampfbad, legte eine Blutegelzucht an, war Polizeiarzt ꝛc.; zu der Universität stand er jedoch in keinen Beziehungen. Von seiner weiteren chirurgischen Thätigkeit geben Zeugniß die folgenden Schriften: „Einige Worte über subcutane Operationen überhaupt und über die unterhäutige Entzweischneidung der beiden Afterpförtner insbesondere. Programm zur 17jährigen Stiftungsfeier der philosophisch-medicinischen Gesellschaft in Würzburg" (1844) und „Praktische Beiträge über die Ursachen des Nichtauffindens der Harnsteine nach gemachtem Steinschnitte und über die dagegen einzuschlagende Kunsthülfe" (1845 mit 2 Tafeln). In späterer Zeit cultivirte er mit großem Erfolge, als der Erste in Deutschland, orthopädische Osteotomieen, die er theils lineär, theils keilförmig beim Genu valgum und bei Verkrümmungen des Ober- und Unterschenkels ausführte. Er schrieb darüber: „Die Osteotomie. Ein Beitrag zur operativen Orthopädik" (Illustrirte medic. Zeitung. Jahrg. 1. Bd. 2. H. 7, 8,

1853, mit zahlreichen Abbildungen) und „Das neue Heilverfahren der Foetalluxationen durch Osteotomie“ (1858). Auch in der physikalisch-medicinischen Gesellschaft, deren eifriges Mitglied er war, hielt er eine Reihe von Vorträgen über diesen und andere chirurgische ꝛc. Gegenstände, die in den Sitzungsberichten und Verhandlungen der Gesellschaft (Bd. 2—5, 7, 9) sich veröffentlicht finden: „Ueber Osteotomie“, „Beitrag zur Osteotomie“, „Beobachtung einer von selbst erfolgten Frühgeburt 36 Stunden nach dem vermeintlichen Tode der Mutter“, „Ueber Foetalluxationen“, „Heilung einer veralteten Fußverrenkung mit verkürzt consolidirtem Wadenbeinbruch durch Osteotomia fibulae maxime obliqua“, „Fall von Hydroenterocele mit Darmeinklemmung“, „Krummgeheilter Foetalbruch“. — Der Tod dieses Mannes, welchem der Ruhm unbestritten bleiben wird, zuerst in Deutschland die Osteotomie bei Verkrümmungen der Glieder ꝛc. ausgeführt zu haben, erfolgte am 19. Septbr. 1860.

Nach Mittheilungen des Herrn Hofrathes Prof. Dr. Maas in Würzburg.

E. Gurlt.

Mayer: Joseph Gabriel M., Großindustrieller, Gründer der nach ihm benannten Kunstanstalt zu München, geb. am 18. März 1808 zu Gebrazhofen (damals zu Württemberg, nachmals zu Baiern gehörig) als der Sohn einfacher Bürgers- und Bäckersleute, verrieth fühzeitig außergewöhnliche Anlage für Malen, Schnitzen, Zeichnen und Rechnen, kam nach verschiedenen mißglückten Versuchen, ihn bei einem benachbarten Bildhauer unterzubringen, endlich zu einem Schreiner, ging nach dreijähriger Lehrzeit auf die Wanderschaft und gelangte endlich über Frankfurt a. M. nach München (1829). Hier trat M. als Geselle in Condition, übte sich aber in den Freistunden im Architekturzeichnen und fand durch viele Aufträge zu technischen Entwürfen für Gewerbsmeister ꝛc. die Mittel, erst den Vorbereitungscurs an der polytechnischen Schule und bald darauf die Akademie der bildenden Künste besuchen zu können, wo er die Unterweisung von Schlotthauer, Zimmermann, Gärtner und Andern genoß. Um sich auf eigene Füße zu stellen, gründete M. 1836 eine bald vielbesuchte Vorbereitungsschule für junge, dem Kunstgewerbe zustrebende Männer, und gab eine darauf bezügliche von ihm auf Stein gezeichnete Reihe von Vorlegeblättern heraus. Als dann die von Hermann Kurz gegründete Anstalt für Erziehung und Unterricht krüppelhafter Knaben in die Hände des Staates überging, wurde M. 1844 als Vorstand berufen und bekleidete diese Stelle bis 1859 in tüchtigster Weise. M., welcher gemeinnütziges Wirken immer als sein Lebensideal betrachtete, schätzte sich glücklich, eine Thätigkeit gefunden zu haben, wo er für die arme, leidende Menschheit in wahrer charitativer Weise seine beste Kraft einsetzen konnte. Von dem Wunsche beseelt, den aus der Anstalt entlassenen Knaben eine Beschäftigung und Existenzmittel zu verschaffen, gerieth M. auf die Idee, durch Formendruck eine dem religiösen Culte dienende Plastik herzustellen, wozu er eine eigene Masse erfand, welche jedoch bald gegen den ungleich besseren Cement vertauscht wurde. Auch hiefür hatte der unermüdliche Schlotthauer die erste Anregung gegeben. Um gute Vorbilder zu erhalten, gewann M. den Beistand des schon vielgefeierten Holzbildhauers Jos. Knabl, welcher 1858 in die von M. gegründete „Anstalt für christliche Kunsterzeugnisse“ eintrat und mit seinen Modellen und Schülern zum kräftigen Aufschwunge dieser Firma beitrug, welche die Arbeit in der von M. projectirten Massa bald wieder aufgab und ebenso den Steinguß wie die Holzsculptur cultivirte. Besonderen Ruf erwarb die Anstalt durch die solide und geschmackvolle Fassung ihrer Statuen, darunter eine ganz originell wirkende Brokatdamast-Imitation. Nächst der Sculptur zog M., welcher seit 1859 die Vorstandschaft der „Anstalt für krüppelhafte Knaben“ ganz niedergelegt hatte, auch die Glasmalerei in sein Bereich

und erhielt bald Aufträge nach Frankreich, England, Spanien und Amerika. Schon im Jahre 1867 wurde die 10000ste Kiste verpackt und ihre Absendung durch ein Arbeiterfest gefeiert. Die Anstalt, welche an dreihundert Personen beschäftigte, gründete 1865 zu London eine Filiale, erhielt auf den Weltausstellungen, insbesondere 1880 zu Melbourne und Sydney, vielfache Auszeichnungen. Für seine Arbeiter sorgte M. durch verschiedene Kranken- und Unterstützungskassen in einer wahrhaft väterlichen Weise. M., welcher immerdar derselbe einfache, wohlwollende und beinahe schüchterne Mann blieb, dessen unscheinbares Aeußere in nichts seine thatkräftige Energie verrieth, starb am 16. April 1883, die Fortsetzung seiner vielfach, insbesondere von Künstlern angefeindeten Anstalt seinen rührigen Söhnen hinterlassend.

Vgl. Beschreibung und Abbild. der Mayer'schen Kunstanstalt im „Deutsch. Hausschatz", Regensb. 1876, S. 652 ff. Porträt und Biographie ebendas. 1883, S. 631 ff. A. Huhn, Rede am Grabe rc., München 1883.

Hyac. Holland.

Mayer: Franz Joseph Karl M., Professor der Anatomie zu Bonn, wurde am 2. November 1787 zu Schwäbisch-Gmünd in Württemberg geboren. Seine Eltern, dem Kaufmannsstande angehörig, ließen ihm den Unterricht des dortigen Gymnasiums zu Theil werden und er bestand 1801 das Maturitätsexamen, trat dann in München als Hauslehrer in die Familie des Grafen von Lerchenfeld, beendete seine Universitätsstudien in Tübingen und erlangte dort am 24. October 1812 den Doctorgrad. Ein Jahr später erhielt M. einen Ruf als Prosector an die Universität Bern und wurde schon 1815 dort zum Professor der Anatomie und Physiologie befördert. Nach einer vierjährigen Lehrthätigkeit in Bern kam eine Anfrage des preußischen Ministers v. Altenstein an M., ob er geneigt sei, an die Universität Bonn zu gehen, wo ihm, nachdem seine Ernennung am 21. Februar 1819 erfolgt war, die Pflicht auferlegt wurde, vorwiegend die Experimental-Physiologie zu fördern. Die noch in engen Grenzen befindlichen Disciplinen, wie Anatomie und Physiologie, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts an allen deutschen Universitäten nur einen Vertreter hatten, absorbirten die Arbeitskraft Mayer's nicht vollständig, sondern derselbe übte auch, wenn auch nicht in ausgedehntem Maße, die ärztliche Praxis aus, wozu er am 3. Februar 1820 approbirt wurde. An der Bonner Universität währte Mayer's erfolgreiche Wirksamkeit bis 1856. Durch Auszeichnungen verschiedener Art geehrt, überließ er Max Schultze die Anatomie und Helmholtz die Physiologie. M. starb am 9. November 1865. In die Zeit der Thätigkeit Mayer's in Bonn fällt die Studienperiode zwei seiner bedeutendsten Schüler: Johannes Müller und Th. Bischoff, die bei ihm Vorlesungen gehört und praktisch gearbeitet haben. Th. Bischoff klagt über den damaligen Geist der medicinischen Facultät in Bonn, indem er die dort herrschende naturphilosophische Richtung mit der schon in Heidelberg aufblühenden exacten, naturforschenden Methode Tiedemanns, Gmelins u. A. verglich. Daß Bischoff mit seinem Urtheil Recht hatte, geht auch aus Mayer's litterarischer Thätigkeit hervor. Seine Forschungen waren in weitem Rahmen angelegt, sie dehnten sich auf vergleichende Anatomie, auf Physiologie und Anthropologie aus und waren alle von dem damals herrschenden speculativen Geist durchweht. In dem 142 Nummern betragenden Verzeichniß seiner kleineren und größeren Aufsätze und Schriften sind eine Anzahl enthalten, welche nüchterne exacte Beobachtungen einschließen. Aber neben den schlichten Arbeiten über das Nabelbläschen, die Flimmersubstanz, die Bursa pharyngea, die Ganglien des Nervus hypoglossus kommen gleichzeitig andere mit ganz weitgehenden Fragestellungen vor, wie jene über das Gesetz der Schwere, die Reflexbewegung ohne Rückenmark, die Dotterfurchung an der Blutsphäre u. dgl.

Arbeiten, welche Ergebnisse enthalten, die charakteristisch für den Naturforscher der damaligen Zeit sind. Die Naturvorgänge wurden allzuhäufig nur verwerthet, um für aprioristische philosophische Ideen scheinbare Unterlagen zu gewinnen. — M. war zweimal verheirathet. Seine erste Frau, eine Tochter von Fothergill, starb bald und dann lebte er 42 Jahre in glücklicher Ehe mit Marie geb. Warren v. Fitzroy. Von seinen drei Söhnen ist der eine zur Zeit Justizrath in Bonn.

Rüdinger.

Mayer: Karl Wilhelm M., Sohn eines Arztes — sein Vater war Stadtchirurgus von Berlin, Operateur und Geburtshelfer — wurde am 25. Juni 1795 in Berlin geboren. Er besuchte zuerst das französische Gymnasium, seit dem 11. Jahre aber das Gymnasium zum grauen Kloster in Berlin. Vom Vater wurde er frühzeitig in die Praxis, namentlich zu Operationen mitgenommen. Noch nicht 17 Jahre alt absolvirte er 1813 das Abiturientenexamen und eilte dann nach Breslau, dem Rufe des Königs zu den Waffen folgend. In Folge der großen Strapazen in den Schlachten von Möckern und Leipzig und auf den Märschen an den Rhein erkrankte er in Frankfurt a. M. am Nervenfieber. Nach dem Friedensschluß 1814 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er im J. 1814 von Rudolpi immatriculirt und begann seine Studien unter Knape, Rudolphi, Erman, Lichtenstein und Link. 1816 starb sein Vater und hinterließ eine zahlreiche Familie fast ohne Vermögen, so daß M. nun genöthigt war, durch Unterricht sich selbst die Mittel zum weiteren Studium zu verdienen. Am 22. Juni 1819 legte er das Examen rigorosum ab, nachdem er bereits seit November 1817 Assistent von Elias von Siebold in der neu errichteten Entbindungsanstalt der Universität geworden war. Er arbeitete zum großen Theil mit an der schwierigen Aufgabe, die Einrichtung des neuen Gebäudes zu besorgen. Am 1. Mai 1818 erfolgte die Einweihung, zugleich wurde eine ambulatorische Klinik für Frauenkrankheiten eröffnet. — Am 13. Febr. 1821 promovirte M. auf Grund seiner Dissertation „De polypis uteri“, schied in demselben Jahre (1. Juli) aus der Anstalt, ward am 27. Juni 1821 als praktischer Arzt und Geburtshelfer vereidigt und kam durch den Tod eines beschäftigten Geburtshelfers schnell zu einer ausgedehnten Praxis. Seine schöne Erscheinung, seine herzgewinnende Freundlichkeit, die Sicherheit seines Auftretens, die vorzügliche Ausbildung, die er als Mediciner genossen und die große Erfahrung, welche er sich gesammelt hatte, trugen hierzu sehr wesentlich bei. 1824 verheirathete er sich mit der Tochter des Bankassessors Martins in Berlin. Aus dieser Ehe entsprangen 2 Söhne und 5 Töchter. Beide Söhne erwählten den Beruf des Vaters. Der jüngere August erlag jedoch schon 1861 der Phtise. — Unter den Berliner Praktikern war M. besonders mit Heim, Formey, Horn, Dieffenbach und Romberg sehr befreundet. Mit einer Reihe anderer Collegen gründete er 1833 die noch jetzt bestehende Gesellschaft „Heimia“. 1832 wandte M. sich an die städtische Verwaltung mit dem Antrage, unentgeltlich die der Armenpflege anheimfallenden Frauen zu behandeln; dieses Anerbieten wurde sehr gern angenommen. Zur Beobachtung und Behandlung dieser kranken Frauen, welche in seiner Wohnung geschah, fing er bald an, jüngere Aerzte heranzuziehen und dieselben mit Hülfe seiner Assistenten Reimer, Benno Reinhardt, Rockwitz und Kauffmann in seiner Untersuchungsmethode genau zu unterrichten. „Viele Fremde aus allen Welttheilen haben hier zum ersten Mal gynäkologisch genau untersuchen, ja man kann sagen, gynäkologisch denken gelernt.“ Mayer's wiederholte Bestrebungen, eine gynäkologische Abtheilung im Charité-Krankenhause zu erhalten, blieben ohne Erfolg. Trotz aller Mühen in der Privatpraxis beschäftigte sich M. auch mit Mikroskopie, namentlich unter Ehrenberg's Anleitung und fixirte gleich Anfangs mit Griffel und Pinsel die von ihm

untersuchten naturwissenschaftlichen Gegenstände auch farbig. — In Folge einer schweren Anstrengung beim Schwimmen erkrankte er 1836 sehr schwer an Convulsionen und starkem Fieber und machte nach seiner Genesung eine Erholungsreise nach Wien, die ihm mannigfache Anregung verschaffte. Von da zurückgekehrt, wurde er von König Friedrich Wilhelm IV., der bald nach seiner Thronbesteigung den Titel des Sanitätsrathes geschaffen hatte, in Anerkennung seiner langjährigen uneigennützigen Thätigkeit als Armenarzt als erster zum Sanitätsrathe ernannt; 1846 wurde er zum Geheimen Sanitätsrathe ernannt und später mit dem rothen Adlerorden decorirt. Durch eingehendes Studium auswärtiger Bäder, persönlichen Besuch derselben, wobei er möglichst auf Verbesserungen derselben hinwirkte, durch genaue Krankengeschichten und Kuranweisungen für die betreffenden Patientinnen, die er auch während der Kur im Auge behielt, erweiterte er über die eigene Praxis hinaus seine Wirksamkeit zum Wohle der leidenden Menschheit. Seine wichtigste That war jedoch die Gründung der geburtshülflichen Gesellschaft in Berlin, ein Act, welchen sein Schwiegersohn, Rud. Virchow, als höchsten Triumph seines Lebens und zugleich als den stärksten Impuls für seine eigene wissenschaftliche Leistung bezeichnet. Die Stiftung fand am 13. Februar 1844 am Jahrestage seiner Promotion statt. Aus dieser — der ersten geburtshülflichen Gesellschaft überhaupt — ging im J. 1848 auch die erste Anregung zu dem Aufbau einer neuen medicinischen Verfassung hervor. M. verstand es vorzüglich, durch eine strenge wissenschaftliche Richtung und die damit zusammenhängende Neigung zu genauer anatomischer Kenntniß der pathologischen Veränderungen jüngere Forscher heranzuziehen, und ein schöneres Denkmal kann ihm wohl nicht gesetzt werden als durch folgende Worte Virchow's: „Schon im Anfange des Jahres 1846 wurden Reinhardt und ich zu den Sitzungen der Gesellschaft herangezogen und die Ergebnisse der neueren Forschung wurden schnell in den Kreis ihrer Debatte gebracht. Das überaus rege Interesse, welches M. persönlich an unseren Untersuchungen nahm, übte bald einen bestimmenden Einfluß auf den Gang derselben, und wenn ein großer Theil meiner damaligen Arbeit die physiologischen und pathologischen Verhältnisse der Gravidität und des Puerperiums, sowie der Neugeborenen betraf, so erklärt sich dies aus der Theilnahme und Anregung der geburtshülflichen Gesellschaft." Was seine litterarischen Arbeiten betrifft, so sind dieselben nicht sehr zahlreich. Nach seiner Inauguraldissertation publicirte er zuerst 1834 in der Berliner medicinischen Zeitung Nr. 3 und 13 zwei Artikel, deren erster die erfolgreiche Exstirpation einer fungösen Vaginalportion, der andere wieder die Scheerenabtragung von Polypen betraf. Außer der Geschichte des Blumenkohlgewächses, welches er zuerst in Deutschland genauer kennen lehrte (Verhandlungen d. Ges. f. Gebh. IV. Jahrg., Berlin 1851, S. 111—152 ff.), beschäftigte ihn besonders die Natur und Behandlung der Flexionen des Uterus (Verh. d. Ges. f. Gebh. Bd. IV, S. 198—211), ferner „Beiträge zur Behandlung des Prolapsus uteri et vaginae“ (l. c. Bd. III, S. 125—151). In Folge eines auf der Naturforscherversammlung in Königsberg mit großem Beifalle aufgenommenen Vortrages publicirte er 1861 ein erstes Heft klinischer Mittheilungen aus dem Gebiete der Gynäkologie mit trefflichen von ihm selbst verfertigten farbigen Abbildungen über die pathologischen Veränderungen der Portio vaginalis. Leider ist diesem vortrefflichen ersten Hefte kein zweites gefolgt, weil vielerlei körperliche Unglücksfälle, unter anderen im Jahre 1864 ein Rippenbruch und schwere Fußverletzungen ihn lange Zeit ans Bett fesselten. Diesen Verletzungen folgten zuerst eine Hämorrhagie in die Retina, später Anfälle urämischen Charakters, welchen er am 12. Febr. 1868 erlag.

R. Virchow, Gedächtnißrede auf Karl Mayer, gehalten am 25. Juni 1868, in Verhandlungen der Gesellschaft für Geburtshülfe in Berlin. Jubiläumsheft, Berlin, Hirschwald 1869. Berliner Nationalzeitung vom 5. Juli 1868, erstes Beiblatt. F. Winckel.

Mayer: Karl Friedrich Hartmann M., Dichter, geb. am 22. März 1786 zu Neckarbischofsheim, wo sein Vater, ein Jurist aus Altwürttemberg, damals Amtmann war, † als Oberjustizrath a. D. in Tübingen am 25. Febr. 1870. Auf der Universität Tübingen 1803—7 der vertraute Freund Uhland's und Kerner's, 1809—17 Advocat in Heilbronn, 1818—51 im Staatsdienst, zuerst als Assessor bei den Gerichtshöfen Ulm und Eßlingen bis 1824, dann als Oberamtsrichter in Waiblingen bis 1843, schließlich als Rath am Gerichtshof in Tübingen, einmal auch Landtagsabgeordneter auf dem sog. vergeblichen Landtag 1833, ist M., abgesehen von kleinen Beiträgen zu Kerner's Poetischem Almanach von 1812 und dem Deutschen Dichterwald für 1813, erst spät unter die Schriftsteller gegangen. Seine Lieder, die sich fast ganz auf das kleine landschaftliche Naturbild beschränken, aber den anspruchslosen Meister in diesem traulichen Gebiete uns liebgewinnen lassen, sind bei Cotta in 3 Auflagen 1833, 1844, 1865 erschienen. Was er in Prosa schrieb, hat bleibenden Werth für die Geschichte der deutschen Dichtung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, theilweise auch für die politische Geschichte dieses Zeitraums: „Lenau's Briefe an einen Freund, herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen", Stuttgart 1853; „Das Sonntagsblatt" (der jungen Tübinger Dichter um 1806), im Weimarischen Jahrbuch V, 1856; „Erinnerungen an Scharffenstein und Uxkull" in Serre's Schillerbuch, 1860; „Leben Uhland's", Tüb. 1861; „Autobiographie", Tüb. 1864, „Ludwig Uhland, seine Freunde und Zeitgenossen", 2 Bde., Stuttg. 1867. Ein Virtuos der Freundschaft, zartfühlend und aufopferungsfähig wie wenige, ein Volks- und Vaterlandsfreund, den sein an Uhland entzündetes Feuer so wenig wie diesen zur Unduldsamkeit und zum Pessimismus trieb, ist M. eine der liebenswürdigsten Gestalten in jenem von den Schwaben mit Fug pietätsvoll umfaßten Uhland'schen Kreise. — Mayer's jüngere Brüder: Louis M., geb zu Neckarbischofsheim am 23. Mai 1791, † zu Stuttgart am 22. Novbr. 1843, und August M., geb. in Heilbronn am 26. Oct. 1792, Jurist, in Rußland geblieben 1812, haben, jener als Maler stimmungsvoller Landschaften — siehe die Kupfer zu dem von G. Wigand herausgegebenen Malerischen und romantischen Deutschland — sich einen Namen gemacht, der andere als Dichter und Musiker viel versprochen.

Vgl. außer den oben genannten Schriften Notter im Schwäb. Merkur 1870, Kronik Nr. 79. J. Hartmann.

Mayer: Ludwig M., Privatdocent der Chirurgie zu München, war am 10. März 1839 zu Regensburg geboren, besuchte das dortige Gymnasium, studirte von 1857 an in München Medicin, wurde daselbst 1862 Doctor, war eine Zeit lang Assistent in der chirurgischen Klinik v. Nußbaum's, machte 1863 nach bestandenem Staatsconcurs eine wissenschaftliche Reise nach Würzburg und Berlin, wurde, nach München zurückgekehrt, Leibarzt in der herzoglich baierschen Familie und widmete sich vorzugsweise der Ausübung der Chirurgie und Ohrenheilkunde. Mit einer Arbeit „Studien über die Anatomie des Canalis Eustachii", München 1866, wurde er 1867 Privatdocent in der medicinischen Facultät, begann bei derselben über die genannten beiden Fächer theoretische Vorlesungen zu halten, sowie praktische, als Vorstand der chirurgischen Poliklinik. Er veröffentlichte noch einige weitere Arbeiten: „Zur Casuistik der Wunden", München 1867, „Zur Unterbindung des gleichnamigen Arterien- und Venenstammes" (Bayer. ärztl. Intell.-Bl. 1868), „Ueber fremde Körper im

Ohre" (Monatsschr. für Ohrenheilk. 1870, Nr. 11 ff.), wurde im Jahre 1870 Oberarzt des städtischen Krankenhauses rechts der Isar, leitete während des deutsch-französischen Krieges außerdem noch das Barackenspital in Haidhausen und das Verwundetenlazareth in Oberwiesenfeld und ließ über seine Thätigkeit daselbst einen Aufsatz: „Kurze statistische Mittheilungen über die in den Spitälern von Haidhausen und Oberwiesenfeld behandelten Verwundeten" (Bayer. ärztl. Int.-Bl. 1871, Nr. 16) erscheinen. Er war auch weiterhin vielfach litterarisch, namentlich über Tagesfragen thätig, theils durch Aufsätze in den eben angeführten und anderen Zeitschriften: „Statistische Mittheilungen über die chirurgische Poliklinik in München" (1871, Nr. 16), „Ueber Lister's Wundbehandlung" (1875, Nr. 17), „Die Therapie der Kniegelenkentzündung" (1877), „Excision eines Zungencarcinoms mit nachfolgendem Tetanus", „Ueber Behandlung der varicösen Fußgeschwüre", „Zur Trepanationsfrage" (Centralbl. f. Chir. 1877, Nr. 34), „Ausschneidung des Bruchsackes" (Ebendas. 1878), „Partielle Resectionen" (Deutsche Zeitschr. f. Chir.), „Ueber Resorption der Catgutfäden" (Ebendas.), „Ueber Transfusion" (Deutsche Wochenschr. f. pr. Medicin), „Ueber Kaltwasserbehandlung bei chirurgischen Krankheiten" (Ebendas.), „Beitrag zur Wundbehandlung" (Ebendas.), „Ueber Vivisection" (Zeitschr. für vergleich. Pathologie 1876), theils in eigenen Schriften, wie in der Monographie „Ueber die Wunden der Leber und Gallenblase", mit 5 Tafeln, München 1872, „Die Wunden der Milz", mit 1 Tafel, Leipzig 1878. Eine neue Arbeit über Darmwunden hatte er eben begonnen, als ihn am 24. Juli 1878 der Tod in Folge einer Hirnhautentzündung ereilte. Außer den genannten in wissenschaftlichen Kreisen verdientermaßen zur Anerkennung gelangten Arbeiten hatte er noch zur Förderung der Zwecke des baierischen Frauenvereins, dem er als ärztlicher Berather angehörte, für die Krankenpflegerinnen desselben Vorlesungen gehalten, die später von ihm unter dem Titel: „Vorlesungen über weibliche Krankenpflege", München 1877 herausgegeben wurden. Er nahm den Ruf eines von Collegen und Patienten hochgeachteten Arztes, dem noch eine bedeutende Zukunft bevorstand, mit ins Grab.

Vgl. Ernst Schweninger in Deutsche Zeitschr. f. Chir. Bd. 10. 1878. S. 554.

E. Gurlt.

Mayer, Martin: s. **Mair**, Martin, Bd. XX, 113.

Mayer: Martin M., Dichter am Anfang des 16. Jahrhunderts. Er stammte aus Reutlingen und lebte später in Eßlingen, wo er sich einen „armen Bürger" nennt. Wir besitzen von ihm eine poetische Erzählung von dem Ritter Trimunitas (in jüngeren Drucken Drianus) v. Steier, der von seinem sterbenden Vater vier Lehren empfängt, welche er befolgt, und durch die Treue seines Weibes, der Königstochter Flordibel von Dänemark, vom Tode gerettet wird. Ein älterer Sagenstoff ist hier in die Form der Herzog-Ernst-Strophe gebracht. M. verfaßte, wie er selbst angibt, das Gedicht am 20. December 1507. Einige Jahre nachher (1511) verfaßte er im Interesse Kaiser Maximilians I. einen Reimspruch, worin er ein von dem Kaiser erlassenes Mandat an die Reichsstände, ihm Geld zu seinem beabsichtigten sechsmonatlichen Feldzug nach Trient zu schicken, in Verse brachte. Ein in dasselbe Jahr fallendes Ereigniß, die Ermordung des Grafen Andreas von Sonnenberg durch den Grafen Felix von Werdenberg, am 9. Mai 1511, hat M. in einem Spruchgedichte besungen. Außerdem hat er noch zwei weitere Sprüche gedichtet.

Liliencron, Historische Volkslieder 3, 41 ff., 55 ff. Goedeke, Grundriß, S. 87, 230, 280. Wellers Repertorium, Nr. 579 ff., 743, 920, 949.

K. Bartsch.

Mayer: Michael v. M., geb. zu Rendsburg, studirte 1568 zu Rostock Medicin und wurde nach seiner Promotion Leibarzt und Rath Kaiser Rudolf II., welcher ihn wegen seiner bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der Chemie in den Adelsstand erhob. Nach des Kaisers Tode wurde er Leibarzt des Landgrafen von Hessen. M. starb in Magdeburg 1622. Er schrieb zahlreiche Werke namentlich über Chemie, Medicin und Philosophie. W. Heß.

Mayer: Philipp M., geb. zu Prag am 1. November 1798, 1824 Dr. jur. in Wien, Erzieher beim Landgrafen Jos. Egon von Fürstenberg, hierauf beim Erzherzog Friedrich, † am 7. April 1828. „Das Patronatrecht dargestellt nach dem gemeinen Kirchenrecht und niederösterreichischen Verordnungen", Wien 1824, eine vielversprechende Dissertation.

v. Wurzbach, Lexikon XVIII, 167. v. Schulte.

Mayer: Julius Robert M., geb. am 25. November 1814 zu Heilbronn, war der jüngste von drei Söhnen eines angesehenen und begüterten Apothekers. Vater und ältester Bruder hatten in ihm früh naturwissenschaftliche Neigungen erweckt, welchen er auch während des Besuches des Heilbronner Gymnasiums und von 1828 an des Seminars zu Schönthal besonders nachging. Nachdem er in Stuttgart das Maturitätsexamen gemacht, bezog er Ostern 1832 die Universität Tübingen, an welcher er durch 10 Semester Medicin studirte und mit Vorliebe Anatomie und Physiologie trieb. Durch ein Abschiedsfest, welches das von ihm mit gestiftete und jüngst freiwillig wieder aufgelöste Corps Guestphalia gab, gerieth er wegen des Tragens verbotener Farben in Untersuchung und erhielt nach mehrtägigem Arrest, zugleich mit seinem Freunde Griesinger, das Consilium abeundi. Er ging nunmehr zu weiterem Studium nach München und Wien, absolvirte im J. 1838 die vorgeschriebenen zwei medicinischen Prüfungen zu Tübingen und Stuttgart, nach deren erster er mit der Inauguraldissertation „Ueber das Santonin" zum Doctor der Medicin promovirt wurde, und ließ sich als praktischer Arzt zu Heilbronn nieder. Aber es war sein wie seines vielgereisten Vaters Wunsch, daß er noch mehr in der Welt sich umsähe. Deshalb bildete er sich in der freien Zeit, welche seine nur kleine Praxis ihm reichlich ließ, eifrig im Französischen und Holländischen aus, ging dann im Herbste 1839 über Paris nach Holland, wurde hier auf Grund einer neuen Prüfung Sanitätsoffizier und nahm die Stelle als Schiffsarzt auf einem nach Java bestimmten Kauffahrteischiffe an. Auf der Fahrt fiel ihm in Batavia bei den Aderläßen, welche er an seiner Schiffsmannschaft zu machen hatte, auf, daß hier das Venenblut, statt der sonstigen dunkelrothen, eine so hellrothe Farbe wie das Arterienblut hatte; er erkannte darin die Wirkung der veränderten Wärmeökonomie des Körpers und wurde von da aus durch weiteres Nachdenken zu der großen und für den Fortschritt der Naturwissenschaft so folgereichen Entdeckung des Princips von der Erhaltung der Energie geführt, — wie er selber später sagte, „des Gesetzes von der Unzerstörbarkeit der Kraft", wonach „die Wärme, die Bewegung (d. h. die sogenannte lebendige Kraft oder ‚Arbeit' der Mechaniker), sowie das Licht und die Elektricität, verschiedene Erscheinungsformen eines und desselben unzerstörlichen, meßbaren Objectes sind, so daß z. B. Bewegung in Wärme und diese wieder in jene sich verwandeln läßt, wobei in jedem Falle die ins Spiel gesetzte quantitas vis constant bleibt." Mit demselben Schiffe nach Europa und im Februar 1841 nach Heilbronn zurückgekehrt, ging er sogleich an die Ausarbeitung seiner Entdeckung, für welche er jedoch bei den benachbarten Physikern kein Verständniß und darum keine Unterstützung zur weiteren experimentellen Verfolgung fand. Eine erste gedrängte Mittheilung „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur" brachte er, nachdem sie von Poggendorff's Annalen der Physik als ungeeignet zurückgewiesen war, im Mai 1842 in Wöhler's und

Liebig's Annalen der Chemie, Bd. 42, zur Veröffentlichung; und eine ausführlichere Darlegung ließ er 1845 folgen in der auf seine Kosten gedruckten Brochüre „Die organische Bewegung in ihrem Zusammenhange mit dem Stoffwechsel. Ein Beitrag zur Naturkunde" (Heilbronn 1845). Daß schon in der ersten Mittheilung die Aequivalenz von Wärme und Arbeit ausgesprochen und das mechanische Wärmeäquivalent auf ca. 365 m. kg. berechnet war, sicherte ihm die Priorität vor den 1843 beginnenden Veröffentlichungen Joule's, dessen große Experimentaluntersuchungen allerdings eine richtigere Kenntniß des Wärmeäquivalentes anbahnten, wie es auch M. selber später zu ca. 425 m. kg. annahm. Weitere Ausführungen gab er noch in astronomischer Hinsicht in der Brochüre, welche er wiederum auf eigene Kosten drucken lassen mußte, „Beiträge zur Dynamik des Himmels in populärer Darstellung" (Heilbronn 1848) und in physiologischer Richtung in den beiden Abhandlungen „Ueber die Herzkraft" in Vierordt's Archiv für physiologische Heilkunde, 1851, und „Ueber das Fieber" in Wunderlich's Archiv der Heilkunde, 1862. Endlich war eine nochmalige Darlegung „Bemerkungen über das mechanische Aequivalent der Wärme" (Heilbronn 1851), wie schon vorher Mittheilungen an die Pariser Akademie (Compt. rend. t. 29. 1849) wesentlich zur Wahrung seiner Eigenthumsrechte gegenüber Joule bestimmt. Inzwischen hatte er sich 1842 mit Wilhelmine Cloß, einer Kaufmannstochter aus Winnenden, verheirathet und als Oberamtswundarzt, später als Stadtarzt eine angesehene Stellung und eine große Praxis in Heilbronn erworben. Aber die stürmischen politischen Verhältnisse der Jahre 1848—1849, welche bei seiner tief religiösen und conservativen Natur mächtig auf ihn einwirkten und um so mehr, als seine Brüder im entgegengesetzten Lager waren, dazu der Verlust zweier Kinder, endlich auch die geringe Beachtung, welche seine Entdeckung fand, und die Schädigungen, welche hier seine Rechte trotz seiner Reclamationen immer wieder erfuhren, versetzten ihn in eine hochgradige Nervosität mit andauernder Schlaflosigkeit, welche sogar im Mai 1850 in der Fieberhitze zu einem nächtlichen Sprunge aus dem hohen Fenster führte. Nach Monaten von seiner Krankheit und den schweren Verletzungen anscheinend genesen, trat er doch wegen zeitweiser Erscheinungen von Geisteskrankheit 1852 in die Irrenanstalt zu Göppingen ein. Die Behandlung, welche er hier und später im Irrenhause zu Winnenthal in der damals gebräuchlichen Weise mit Zwangsstuhl und Zwangsjacke und, wie es scheint, auch in den Intervallen der geistigen Umnachtung erfuhr, hinterließen bei ihm für die Folgezeit eine derartige Verbitterung, daß der sonst so ruhige und zurückhaltende Mann später nicht nur in den heftigsten Anklagen gegen seine Aerzte sich erging, sondern dabei auch seine Geisteskrankheit überhaupt bestritt. 1854 kehrte er nach Heilbronn zurück, nahm jedoch seine Praxis nicht wieder auf. Seine Entdeckung fand jetzt immer mehr Anerkennung, und zahlreiche Universitäten und Akademien zeichneten ihn mit Diplomen und Preisen aus; auch verlieh ihm die württembergische Regierung den mit persönlichem Adel verbundenen Kronenorden. Die größte Freude machten ihm die besondere Einladung, welche zur Naturforscherversammlung in Innsbruck 1869 an ihn erging, und die ehrenvolle Aufnahme, welche er daselbst fand. Sein Innsbrucker Vortrag „Ueber nothwendige Consequenzen und Inconsequenzen der Wärmemechanik" und noch einige andere Vorträge, welche er in den nächsten Jahren in der Heimath hielt, sind als „Naturwissenschaftliche Vorträge" (Stuttgart 1872) herausgegeben und bilden auch den Anhang zur zweiten Auflage seiner „Mechanik der Wärme in gesammelten Schriften" (Stuttgart 1874), deren erste Auflage schon im J. 1867 erschienen war. Nur seine letzte Schrift „Die Toricellische Leere und über Auslösung" (Stuttgart 1876) ist in dieser Sammlung nicht enthalten. Eine Lungenentzündung führte nach längerer Krankheit, während

welcher ihn sein Sohn, gleichfalls Arzt in Heilbronn, behandeln konnte, am 20. März 1878 den Tod des großen Forschers herbei.

Heinrich Rohlfs, „Robert v. Mayer, sein Leben u. sein Wirken“ im deutschen Archiv für Geschichte der Medicin, Bd. II, gibt zugleich eine umfassende Zusammenstellung der biographischen Litteratur.

H. Munk.

Mayer: Samuel Marum M., Rechtslehrer, wurde am 12. März 1797 zu Freudenthal im württembergischen Oberamt Besigheim in einer armen jüdischen Familie geboren. Sein mütterlicher Großvater, ein gelehrter Rabbiner, beschäftigte sich viel mit dem Enkel, der frühe eine hervorragende Begabung zeigte, und führte ihn in die Kenntniß des Alten Testaments und des Talmud ein. Er sollte in die Fußtapfen des Großvaters treten und wurde zu seiner weiteren Ausbildung nach zurückgelegtem 13. Lebensjahre der Talmudschule in Hechingen übergeben. Dort machte er schnelle Fortschritte, aber je mehr er die jüdische Gelehrsamkeit kennen lernte, desto weniger befriedigte sie ihn. Der einmal erweckte Wissensdurst zog ihn mehr zu classischen Studien. Er beschloß die Rabbinerlaufbahn zu verlassen und kehrte in das elterliche Haus zurück. Die Seinigen wollten aber nichts von seinen weiteren Studienplänen wissen, da sie fürchteten, diese könnten ihn zum Abfall vom väterlichen Glauben verlocken; und überdies fehlten der Familie die Mittel zum Besuch höherer Bildungsanstalten. Nun faßte der strebsame Knabe den Entschluß, sich unmittelbar an seinen Landesherrn, den gefürchteten König Friedrich, zu wenden. Dieser kam öfters nach Freudenthal, wo er ein Jagdschloß besaß und mit Mayer's Großvater, dem eben erwähnten Rabbiner, in freundlichen Beziehungen stand. Dies wußte M. und darauf baute er seinen Plan. Als der König wieder einmal in Freudenthal erschien, stellte er sich in den Weg, als der Reisewagen vorbeifuhr und warf eine Bittschrift hinein, in welcher er bat, das Gymnasium in Stuttgart besuchen und eine wissenschaftliche Laufbahn betreten zu dürfen. Des anderen Tages wurde sein Vater in das Schloß beschieden und ihm eröffnet, daß sein Sohn in das Gymnasium zu Stuttgart aufgenommen sei und daß der König durch jährliche Stipendien für die Studienkosten sorgen wolle. Der Vater war zwar nicht ganz einverstanden, aber er wagte nicht zu widersprechen, denn eine solche königliche Gnade war bei König Friedrich Befehl. M. begab sich sofort nach Stuttgart und machte von der ihm gebotenen Gelegenheit mit freudigem Eifer Gebrauch. Im Herbst 1815 bezog er die Landesuniversität, um die Rechtswissenschaft zu studiren, und die königlichen Stipendien, die er auch nach des Königs 1816 erfolgtem Tod fortbezog, machten ihm möglich bis Herbst 1820 auf der Universität zu bleiben. Mit großem Fleiß legte er sich nicht nur auf die juristischen Fächer, sondern auch auf philosophische Studien. Am geselligen Leben der Studenten nahm er schon aus Sparsamkeitsgründen wenig Antheil, doch stand er mit vielen Einzelnen, besonders mit Mitgliedern der Burschenschaft, in freundschaftlichem Verkehr. Unter den Universitätslehrern zog ihn besonders Schrader an, mit dem er auch nach der Universitätszeit in Beziehungen blieb und später als College durch innige Freundschaft verbunden war. Nachdem er seine Studien vollendet und seine Prüfungen mit Auszeichnung bestanden hatte, ließ ihm der damalige Justizminister v. Maucler das Anerbieten machen, ihn sogleich im Staatsdienst zu verwenden, sobald er zum Christenthum übergetreten sein werde. Daß er diesen Schritt thun werde, konnte man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, da er sich von jüdischen Anschauungen und Gebräuchen losgemacht hatte und für religiöse Fragen sich lebhaft interessirte. Doch konnte er sich noch nicht dazu entschließen, da er noch keine positiv christliche Ueberzeugung gewonnen hatte und zu gewissenhaft war, um äußerer Vortheile willen das religiöse Bekenntniß zu

wechseln. Er verzichtete daher vorerst auf den Staatsdienst und begnügte sich unter fremdem Namen die Advocatenpraxis auszuüben, da die damaligen Gesetze den Juden noch nicht gestatteten, als Rechtsanwälte aufzutreten. Der damalige Präsident der Kammer der Abgeordneten, Dr. Weishaar, übertrug ihm die Ausarbeitung von Proceßschriften, auch andere Stuttgarter Advocaten ließen ihn unter ihrem Namen Processe führen. Bald erwarb er sich durch seine Advocatenpraxis und litterarische Arbeiten den Ruf eines gelehrten und scharfsinnigen Juristen. Es lag daher nahe, seine reichen Kenntnisse für das akademische Lehramt zu nützen und es wurde ihm von dem damaligen Minister Schmidlin der Antrag gemacht, ein Lehramt an der Universität Tübingen, zunächst provisorisch, zu übernehmen. Er ging darauf ein, wurde 1828 Doctor der Rechte und im Juli 1829 zum Privatdocenten für römisches Recht mit dem Titel eines außerordentlichen Professors und entsprechendem Gehalt ernannt. Seine Vorlesungen, auf die er sich sehr sorgfältig vorbereitete, fanden Anklang und wurden als sehr gründlich und inhaltreich geschätzt. Im J. 1831 wurde er außerordentlicher Professor und als 1833 Wächter einem Rufe nach Leipzig folgte, war M. neben Schrader der Hauptvertreter des römischen Rechtes. Dem Vorrücken zum Ordinariat stand seine jüdische Confession noch im Wege und die Frage des Uebertritts zum Christenthum trat aufs neue an ihn heran, aber immer noch war er von Zweifeln und Bedenken hin- und hergetrieben. Ein von ihm verfaßtes Glaubensbekenntniß, das er zwei theologischen Freunden privatim vorlegte, fanden diese nicht ganz genügend; eine allgemein gehaltene Erklärung der Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern, die man ihm vorschlug, entsprach seiner gewissenhaften Wahrheitsliebe nicht. Dazu kam die Rücksicht auf die Bitten und Vorstellungen seiner jüdischen Verwandten, die Alles aufboten, um ihn vom Uebertritt abzuhalten. Diese Kämpfe griffen ihn so an, daß seine Gesundheit Noth litt und er in eine Nervenaufregung und Abspannung gerieth, welche ihn eine Zeit lang arbeitsunfähig machte und nöthigte, seine Vorlesungen beinahe ein Jahr lang auszusetzen. Endlich im Sommer 1834 kam er zu einem Entschluß, am 28. August wurde er in Buoch im Remsthal, wo er im dortigen Pfarrhaus längst eine zweite Heimath gefunden hatte, durch die Taufe in die evangelisch-lutherische Kirche aufgenommen und befestigte sich von nun an immer mehr im christlichen Glauben. Im October desselben Jahres trat er auch in den Stand der Ehe mit der Tochter eines evangelischen Geistlichen, des Pfarrer Mayer in Alfdorf, verlor aber schon nach drei Jahren diese in treuer Hingebung für ihn lebende Gattin durch den Tod. Nachdem die Krisis des Uebertritts überwunden war, kehrte auch Mayer's Gesundheit wieder und er widmete sich mit neuem Eifer seiner akademischen Lehrthätigkeit. Die Gegenstände seiner Vorlesungen waren Institutionen, Pandekten, Exegese einzelner Abschnitte derselben und seit 1839 auch der Civilproceß, der seine geschätzteste Vorlesung wurde. Auch mehrere werthvolle litterarische Arbeiten erschienen nun, unter denen eine Monographie über die Lehre von den Legaten und Fideicommissen (1854) wol die bedeutendste ist. Er stand auf dem Boden der historischen Rechtsschule, seine wissenschaftlichen Ausführungen waren gründlich, klar und streng quellenmäßig, vermieden aber Aufstellung allgemeiner Gesichtspunkte und philosophische Erörterungen. Seine Vorlesungen waren sehr inhaltreich, nur berücksichtigten sie die Litteratur und die neueren Ansichten gar zu wenig. Im Januar 1837 rückte er zur ordentlichen Professur vor und nahm seitdem an den Senats- und Facultätsgeschäften, sowie an den Arbeiten des Spruchcollegiums eifrigen Antheil. Bei letzteren entwickelte er großen Scharfsinn, der zuweilen an die talmudische Schule erinnerte. Im Senat war er von Geltung und Einfluß und im J. 1849

bis 1850 führte er das Rectorat der Universität und hatte in dieser politisch bewegten Zeit mannigfache Gelegenheit, seine Festigkeit und Besonnenheit zu bewähren. Mit seinem Freunde Schrader war er eifriges und ausdauerndes Mitglied des vaterländischen Vereins, welcher das constitutionell-monarchische Princip gegen die unter der Tübinger Bürgerschaft sehr verbreitete demokratische Richtung muthig vertrat. In späteren Jahren nahm er an den politischen Angelegenheiten keinen thätigen Antheil mehr, seine Interessen concentrirten sich immer ausschließlicher auf das religiöse Gebiet und seine Berufsthätigkeit. Er war ein glaubenstreuer, frommer Christ und bewährte seine Frömmigkeit besonders auch durch umsichtige Wohlthätigkeit. Die Obliegenheiten seines Berufs konnte er bis zu seinem am 16. April 1862 erfolgten Tod mit gewohnter Treue erfüllen. Nachdem er Tags zuvor ohne Ahnung auf den folgenden Morgen eine Facultätssitzung zusammenberufen und sich Abends in bestem Wohlbefinden schlafen gelegt hatte, überraschte ihn der Tod im Schlaf. Am 1. Januar seines letzten Lebensjahres hatte er als Zeichen der Anerkennung seiner Verdienste den Orden der württembergischen Krone erhalten und schon 1856 den Friedrichsorden.

Schriften: „Commentar des neuen württembergischen Pfandrechts“, 2 Bde., 1825/26; „Die öffentlichen Verhältnisse der Juden“, 1827; „Ad Livii libri III, cap. 44—48. dissertatio de jure civili historica“, 1828; „Ueber die staatsbürgerlichen Wahlrechte der Verurtheilten und Begnadigten“, 1. und 2. Auflage, 1833; „Ueber das Recht der Anwachsung bei Testaments- und gesetzlichem Erbrecht“, 1835; „Ueber römisches Recht und neue Gesetzgebung“, 1839; „Die Lehre von dem Erbrecht nach d. heutigen röm. Recht“, 1840; „Das Intestaterbrecht der liberi naturales“, 1837 und 1838; „Ad Caji Institutionum commentar. IV, 48 Commentatio“, Tubingae 1853 (Gratulationsschrift zu Schrader's fünfzigjährigem Doctorjubiläum); „Die Lehre von den Legaten und Fideicommissen“, I, 1854; „Digestorum de jure dotium XXIII. 3. l. 56. 3. interpretatio“, Tubingae 1859. Klüpfel.

Mayer: Anton Freiherr M. von Heldenfeld, k. k. Feldzeugmeister, wurde den 9. December 1764 zu Prag geboren und schloß den 2. Juni 1842 zu Verona sein im Frieden und Kriege, vorzugsweise auf dem umfangreichen Gebiete des Generalstabsdienstes, höchst verdienstvoll bethätigtes Leben. Hierzu befähigten ihn nächst seinen regen Geistesgaben die sorgsame Erziehung und Ausbildung, welche er während der Zeit von 1772—1783 in der Wiener Neustädter Militär-Akademie genossen hatte. Seine Aufnahme in diese Anstalt war aber eine Anerkennung des braven Verhaltens seines Vaters, Unterlieutenants bei Coburg-Dragoner, Johann M., welcher überdies 1777 auch noch in den Adelstand mit dem Prädikate „von Heldenfeld“ erhoben wurde. 1783 trat M. aus der genannten Akademie als Fähnrich in das Infanterieregiment Zedtwitz Nr. 13, 1788 stand er in der Oberlieutenantscharge beim Generalquartiermeisterstabe, und nachdem er 1790 in diesem Corps zum Hauptmann vorgerückt war, trafen ihn 1792—1795 außer den verschiedensten Verwendungen bei der kaiserlichen Armee in Deutschland und den Niederlanden auch noch mehrere besonders ehrenvolle Missionen zu den alliirten Heeren unter Prinz von Oranien, Generallieutenant v. Knobelsdorf und Herzog von York. Während dieser, zu vielseitiger Kriegserfahrung die Möglichkeit bietenden Epoche betheiligte sich M. nicht nur an der Ausarbeitung von Operationsentwürfen, Gefechtsplänen, Marsch- und Verpflegsdispositionen, sondern nahm auch persönlichen Antheil an der Mehrzahl der vorgefallenen Kämpfe. Noch im letztgenannten Jahre, 1795, avancirte M. in Belohnung seiner vorzüglichen Brauchbarkeit außertourlich zum Major, welcher Auszeichnung er sich schon im folgenden Jahre erneut würdig erwies. Denn er

wirkte 1796, stets belobt, anfänglich im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, dann beim Corps des Feldmarschalllieutenants Sztáray. Speciell in der Schlacht bei Würzburg den 3. September veranlaßte Mayer's gereiftes Urtheil und rechtzeitige Energie den Erzherzog Karl zur Ausfertigung des Zeugnisses, „daß der schnelle Entschluß und die zweckmäßigen Vorkehrungen, welche M. in Besetzung und Behauptung der Lengfelder Anhöhe am 3. September aus freiem Antriebe gefaßt, wesentlich zum glücklichen Ausgange der Schlacht beigetragen haben." M., welcher für diese Leistung durch die Beförderung zum Oberstlieutenant und nach dem Luneviller Frieden 1801 durch die Verleihung des Ritterkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens nebst Erhebung in den Freiherrnstand geehrt worden war, befand sich 1797 wieder im Hauptquartier des Erzherzogs Karl, 1799 aber als Generalquartiermeister im Corps des Feldmarschalllieutenants Sztáray. Hingebungsvolle, rastlose Ausdauer und nutzbringende Einflußnahme auf die operativen Maßnahmen kennzeichneten Mayer's Thätigkeit in dieser Verwendung und erfolgte in Anerkennung derselben nach der Einnahme von Mannheim, 18. September, seine Ernennung zum Obersten. 1805 avancirte M. zum Generalmajor und bekleidete, weil mit der Kriegsweise Napoleons bestens vertraut sowie in Berücksichtigung seines Ansehens im Heere, zuerst die Stelle des Generalquartiermeisters bei der nach Deutschland bestimmten Armee; doch schon kurze Zeit nach seiner Ernennung hierzu wurde er, wol nur aus Ursache seiner mitunter derben, nicht jederzeit tactvollen Formen als Brigadier zum Corps des Feldmarschalllieutenants Jellachich nach Vorarlberg versetzt. Im Momente dieser ihn gewiß hart treffenden Verminderung seiner Befugnisse gab M. ein hervorhebenswerthes Beispiel von Mannhaftigkeit und Ergebenheit. Er verfügte sich unverweilt an seine neue Bestimmung und strebte nun auch den Aufgaben seines bedeutend geschmälerten Wirkungskreises nach besten Kräften gehorsam und pflichtgetreu gerecht zu werden, so namentlich den 11.—13. October während des Marsches längs der Iller und im Gefechte bei Ober-Kirchberg. Bald hierauf, im December 1805, wurde M. Generalquartiermeister des Kaisers und nach dem Preßburger Frieden, den 26. December, Generalquartiermeister der Armee. Hiermit sah sich M. in eine seiner Begabung, Erfahrung und Arbeitskraft entsprechende Sphäre erhoben. In dieser entwarf er den Plan zur Befestigung der Monarchie gegen Westen, sowie die Normen für die Befestigung von Komorn, Jablunkau und Leopoldstadt in Ungarn, und wußte es nach heftigen Auseinandersetzungen gegen Feldmarschalllieutenant Grünne durchzusetzen, daß 1807 nicht Salzburg, sondern vorerst Komorn in einen Centralwaffenplatz umgewandelt worden ist. Ferner wurde damals auf Mayer's Antrag eine die Manövrirfähigkeit und den Dienstgang vortheilhaft fördernde Corpseintheilung im Heere eingeführt. M. fällt weiter das Verdienst zu, seit 1806 für die trigonometrische Aufnahme der Monarchie entschieden gesorgt zu haben. Und als es zum Feldzuge 1809 kam, da verfaßte M. einen auf die Natur des Kriegsschauplatzes und die Kräftevertheilung Frankreichs wohl berechneten offensiven Operationsplan, gerieth aber bei Vertretung desselben mit Feldmarschalllieutenant Grünne und Generalmajor Wimpffen in derartig ernste Mißhelligkeiten, daß er schon den 20. Februar seines Postens als Generalquartiermeister enthoben und als Festungscommandant nach Brood in Slavonien übersetzt wurde. Der erneuerte Erfolg seiner Gegner erschütterte keineswegs Mayer's Pflichtbewußtsein; er übernahm entsagungsvoll das Commando zu Brood und nachdem er 1810 Feldmarschalllieutenant geworden war, die Inspecteurstelle in Galizien. Erst 1813 erfolgte wieder Mayer's Berufung als Divisionär zur Armee im Felde; bei Leipzig am 16. und 18. October lobt General der Cavallerie Klenau „die angestrengte Thätigkeit und das einsichtsvolle Benehmen Mayer's"; in der Schlacht am Mincio, 8. Fe-

bruar 1814, war M. vorerst bemüht den Vereinigungspunkt der Straßen über Castiglione und Roverbella festzuhalten, worauf er im gefährlichsten Augenblicke mannhaft die Offensive gegen den ihn in bedeutender Uebermacht bedrohenden Feind ergriff und Pellaloco nahm; später leitete er die Blokade von Legnago und Mantua, welch letztere Festung er dann bis zu seiner 1836 mit dem Charakter eines Feldzeugmeisters stattgehabten Pensionirung befehligte. M., der inzwischen noch wirklicher geheimer Rath und 1816 Inhaber des Infanterieregiments Nr. 45 geworden war und fast seine ganze Dienstzeit hindurch des Erzherzogs Karl volles Vertrauen genossen hatte, erfreute sich bis zu seinem Tode der Verehrung des Heeres, welches seine in Derbheit, Starrsinn, sowie Mangel an jederzeitiger Gefügigkeit bestandenen Schwächen weit überragt wußte durch dessen gründliche Kenntnisse, scharf berechnenden Verstand, raschen Vorausblick, Kriegserfahrung, Mannhaftigkeit, Pflichttreue, Vaterlandsliebe und vielfache ruhmwürdige Leistungen.

Vaterländische Blätter f. d. österr. Kaiserstaat. Wien 1808. Hirtenfeld, Der Milit. = Maria = Theres. = Orden rc. Wien 1857. Die Schlacht am Mincio am 8. Febr. 1814 in Streffl. öst.-milit. Ztschft. 3. Bd. Wien 1861. Springer, Gesch. Oesterreichs rc. Leipzig 1863. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 18. Thl. Wien 1868. Schönhals, Der Krieg 1805 in Deutschland. Wien 1873. Heller, Feldzug 1809 rc. Wien.

Schzl.

Mayer von Mayerfels: Karl M. Ritter v. M., Dr. philos., Heraldiker, geb. am 18. Nov. 1825 zu München, Sohn des 1861 verstorbenen Banquiers und Fabrikbesitzers Joseph Ritter v. M., absolvirte Gymnasium und Universität daselbst, warf sich mit Vorliebe auf historische Studien, insbesondere Genealogie und Heraldik, in welch letzterer M. geradezu das Ansehen einer Autorität errang. Sein Hauptwerk „Heraldisches A-B-C-Buch, das ist: Wesen und Begriff der wissenschaftlichen Heraldik, ihre Geschichte, Litteratur, Theorie und Praxis“ (München 1857, mit 66 Farbendruck- und 100 Holzschnitt-Bildern. Zweite Auflage 1862, gr. 8⁰) sichert ihm den geachteten Namen eines gründlichen Fachgelehrten und Kulturhistorikers. M. geißelt mit Humor und beißender Ironie das mit dieser Kunst und Wissenschaft auch heute noch getriebene Unwesen und ertheilt den früheren Zopfträgern, wie den modernen Livree-Heraldikern schmackhafte Zurechtweisungen. Das Buch verwickelte ihn mit Dr. Otto Titan v. Hefner in einen gelehrten Streit, welcher von M. in einer eigenen Schrift (München 1863) ausgefochten wurde. Die Universität Freiburg belohnte sein Werk mit dem philosophischen Doctorhut; außerdem erwarb der hierfür mit einer besonderen Inclination begabte Autor eine stattliche Anzahl von europäischen Decorationen und Auszeichnungen. Die Sucht, seinem Namen viele Titel zuzufügen, verleitete ihn zum Ankaufe alter Burgen, Schlösser und ähnlicher Besitzungen, welche er meist umbaute und in guten Stand setzte und sich darnach benannte. So wurde er Herr zu Prößels auf Völs, Karneid ob Kardaun, Stein am Ritten, Hocheppansthurm, Alt-Meersburg am Bodensee, Schwaneck an der Isar und in Niederpöcking am Würmsee. Dabei eröffnete sich ein großer Spielraum für seine ausgedehnte Baulust, welcher er insbesondere nach Erwerb des Schlosses Schwaneck (1863) und der großen Meersburg (1878) die Zügel schießen ließ. Als leidenschaftlicher Sammler von mittelalterlichen Waffen und sonstigen culturhistorischen Merkwürdigkeiten brachte er eine ansehnliche Fülle von Harnischen, Helmen, Schilden und Schwertern zusammen, womit er Schwaneck vollständig überfüllte, so zwar, daß er bei seinem Abzug nach Meersburg eines Extrazuges mit dreißig vollgeladenen Waggons bedurfte. Als Mitglied vieler historischer Vereine und gelehrter Gesellschaften hielt M. eine große Anzahl von Vorträgen und verfaßte eine Reihe von kleineren historischen Abhandlungen und Aufsätzen z. B.

über „Die deutschen Reichsfarben", über „Das Wittelsbacher Stamm-, Haus- und Geschlechts-Wappen" (Konstanz 1880), auch war er längere Zeit Gemeinde-Bevollmächtigter der Stadt München, Landwehr-Oberstlieutenant und Inspector des ersten Landwehrbezirkes von Oberbaiern (älterer Ordnung) u. s. w. Ihm war auch die Freude beschieden, den deutschen Kaiser, während dessen Aufenthaltes auf der Insel Mainau, im Schloß Meersburg zu empfangen, wobei der Burgherr, ganz geharnischt in Eisengewand, an der Spitze von hundert bewehrten Knappen und Knechten erschien, ein Schauspiel, welches in Verbindung mit der übrigen alterthümlichen Burgeinrichtung dem Monarchen sehr gefiel. Auch sonst überraschte M. seine Gäste gern durch ritterliches Spiel, und ein Turnier mit Speerbrechen und sonstiger ritterlicher Courtoisie kam wol auch auf Schwaneck vor. Seine Sprache war meist lapidar und sein Witz kaustisch, sein Herz aber immer treu und von trauter Gemüthlichkeit, wenn auch bisweilen seltsame Schrullen mit unterliefen. M. starb plötzlich, kurz nach seiner Ankunft in München, wohin er auf Besuch gekommen war, am 8. Februar 1883. Einer schon früher getroffenen letztwilligen Verfügung gemäß wurden alle seine Sammlungen Stück für Stück durch Dr. Carl Förster in mehreren Auctionen versteigert. Ein aus seiner Studentenzeit stammendes Portrait hat A. v. Heckel gezeichnet; ein anderes in mittleren Jahren ist seiner Heraldik beigegeben; eine von Th. Haf modellirte Büste erschien nach Mayer's Ableben auf der Münchener Internationalen Kunstausstellung 1883. Eine Abbildung und Beschreibung des Neubau in Schwaneck findet sich in Nr. 35 von Ueber Land und Meer 1871.

Hyac. Holland.

Maynz: Karl Gustav M., Prof. d. röm. Rechts, geb. am 9. August 1812 zu Essen, † am 10. Nov. 1882 zu Lüttich. M. besuchte die Gymnasien zu Wesel und Essen und wurde im Herbst 1829 an der Universität Bonn immatriculirt. Er ließ sich in die Burschenschaft aufnehmen und wurde Sprecher derselben. Im Laufe des Jahres 1831 wurden Papiere entdeckt, welche eine Untersuchung gegen ihn und andere Mitglieder veranlaßten, dieselbe hatte aber keinen politischen, sondern einen rein akademischen Charakter. M. wurde wegen Theilnahme an einer verbotenen geheimen Studentenverbindung relegirt. Im Laufe des Winters 1832 gelang es ihm jedoch, an der Universität Berlin wieder aufgenommen zu werden und er befand sich dort, als das Attentat vom 3. April 1833 in Frankfurt stattfand, von dessen Folgen auch er mitbetroffen wurde. Mehrere alte Burschenschafter aus verschiedenen Theilen Deutschlands hatten an dem Attentate theilgenommen und daraus schloß der Bundestag, daß nicht nur diese Einzelnen schuldig, sondern die ganze Burschenschaft als moralische Urheberin oder mindestens Mitschuldige zu betrachten sei. Es wurde eine allgemeine Untersuchung gegen alle diejenigen eingeleitet, welche seit 1826 Mitglieder der Burschenschaft gewesen waren und bald füllten sich die Gefängnisse mit ihnen an. Während man namentlich in Baiern mit Nachsicht verfuhr und die jungen Leute, gegen welche im Grunde doch nichts vorgebracht werden konnte, als Unbesonnenheit, bald wieder in Freiheit setzte, verfolgte man sie in Preußen mit äußerster Strenge und verhängte Strafen über sie, welche das Maß der Gerechtigkeit unzweifelhaft überstiegen. Die meisten wurden zu 15jähriger Gefangenschaft verurtheilt, indem ihnen die Bestrebungen zur Wiedererweckung und Erhaltung des deutschen Nationalgeistes auf der Universität und im späteren praktischen Leben, sowie die sie leitende Idee der Einigung Deutschlands unter einer freien Verfassung als Hochverrath angerechnet wurden. Glücklicherweise gelang es vielen, zeitig gewarnt, in das Ausland zu entkommen, unter ihnen auch M. Aus ihren Reihen gingen dann gleich ihm und seinem Collegen, dem berühmten Civilisten Prof. Arntz in Brüssel, mehrere hervorragende Vertreter deutschen Wissens

und deutscher Gelehrsamkeit hervor, welche bei fremden Nationen durch ihr Wirken Achtung vor der deutschen Art verbreitet haben. M. ließ sich zunächst in Lüttich nieder und gewann bedeutende Erfolge als Advocat. 1834, kurz nachdem die Universität zu Brüssel gegründet worden, erhielt er an derselben den Hauptlehrstuhl des römischen Rechts, welchen er volle 30 Jahre inne hatte, bis er 1867 in gleicher Eigenschaft an die Universität Lüttich übersiedelte, wo er dann bis zu seinem Tode gelehrt hat. Seine Begabung als Universitätslehrer war eine glänzende, sein lebhafter, feuriger Vortrag, begleitet von ausdrucksvoller Geberde, wirkte fesselnd auf den Zuhörer. Als Hegelianer fand er in der Geschichte und Methodik des römischen Rechts das eigentliche Feld für seine Ideen, doch wendete er sich auch später der Pandektenlehre zu und docirte dieselbe sogar ausschließlich seit seiner Uebersiedlung nach Lüttich, jedoch nicht ohne dieses mehr praktische Gebiet mit seiner subjectiven, philosophischen Anschauung zu durchdringen. In der beinahe absoluten Beschränkung seiner litterarischen Thätigkeit auf ein einziges bedeutendes Werk zeigt er sich als Meister. Mit deutscher Gründlichkeit hat er über 30 Jahre unaufhörlich daran vervollständigt und verbessert. Dasselbe hat 4 Auflagen erlebt, die ersten beiden erschienen 1845 und 1856 unter dem Titel „Éléments du Droit Romain“, welcher für die dritte und vierte zu dem umfassenderen „Cours de Droit Romain“ erweitert wurde, (die vierte, 1877 in Brüssel erschienene Auflage enthält in 3 Bänden zusammen 2285 Seiten). In der in Brüssel erscheinenden Revue de Droit International schreibt darüber Prof. Alphonse Rivier, indem er hervorhebt, welchen bedeutenden Einfluß M. für die Erhaltung der romanistischen Studien nicht nur in seinem Adoptiv-Vaterland, sondern in allen Ländern romanischer Zunge ausgeübt habe: „Es ist das bedeutendste Werk über römisches Recht, welches in unserem Jahrhundert außerhalb Deutschlands erschienen ist.“ In der Pariser Revue internationale de l'Enseignement, December 1882, befindet sich ein Aufsatz von Rivier über M., auf welchen als Quelle zu verweisen ist.

Raimund Schramm.

Mayr: Anton M. Unter diesem Namen erscheinen in der Litterärgeschichte des Jesuitenordens zwei Männer, deren einer Oesterreich, der andere der Ingolstädter Universität angehört. Ersterer, geb. zu Wien 1738, trat nach Absolvirung der Gymnasialstudien in seinem 16. Lebensjahre in den Jesuitenorden, wurde Prediger und Präfect im Theresianum, und stand nach Aufhebung des Ordens dem Astronomen M. Hell (siehe Bd. XI, S. 691) als Adjunct zur Seite, daher er auch an der Redaction der von Hell edirten „Ephemerides astronomicae“ in einigen Jahrgängen derselben mitbetheiligt erscheint. Außerdem wird als Schrift Mayr's erwähnt: „De venenata ranunculorum indole“ (Wien 1783). Sein Todesjahr wissen die Bibliographen des Jesuitenordens Stöger und Backer nicht anzugeben. Sonst ist über ihn noch zu vgl. Poggendorff, Biogr.-litt. Handw. zur Gesch. d. exacten Wissensch. II, Spalte 95 und Wurzbach, Biogr. Lex. — Der Ingolstädter A. Mayr, älterer Zeitgenosse seines gleichnamigen Wiener Ordensbruders ist Verfasser mehrerer theologischer und philosophischer Werke, darunter: „Theologia scholastica“ (Ingolstadt 1729 ff., 8 Vol. 8°) und „Philosophia peripatetica antiquorum principiis et recentiorum experimentis conformata“ (Ingolstadt 1739). Vgl. über ihn Backer, Ecrivains, Tom. VI; Werner, Gesch. d. kathol. Theol. S. 91, 95, 111. Werner.

Mayr: Beda M., Benedictiner, geb. am 15. Jan. 1742 zu Daiting in Oberbaiern, † am 28. April 1794 zu Donauwörth. M. absolvirte die Gymnasialstudien in dem Kloster Scheyern, studirte dann an dem Lyceum in München Philosophie, an der Universität zu Freiburg Mathematik, trat 1761

in das Benedictinerkloster zu Donauwörth, legte am 29. Sept. 1762 die Gelübde ab und machte dann seine theologischen Studien in dem Kloster Benedictbeuern. Am 6. Januar 1766 zum Priester geweiht, blieb er bis zu seinem Tode, mit Ausnahme einer vierjährigen Verwaltung der Pfarrei Mündling, in dem Kloster zu Donauwörth, wo er als Lehrer der Mathematik, Philosophie, Rhetorik, Theologie und des Kirchenrechts, als Bibliothekar und zeitweilig als Prior fungirte. Berufungen nach Ingolstadt, Dillingen und Salzburg lehnte er ab. M. hat viele und vielerlei Schriften drucken lassen: theologische Abhandlungen (einige anonym, wie über den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienst, 1777, über die katholische Lehre vom Ablaß, 1787), Predigten, Lustspiele, Schauspiele und Singspiele, satirische und Gelegenheitsgedichte u. s. w. Erwähnenswerth ist unter seinen älteren Schriften „Dissertatio de Copernicano mundi systemate, qua illud nequaquam cum sensu s. scripturae pugnare asseritur", 1768. Aufsehen erregte ein von ihm verfaßtes, aber ohne sein Vorwissen von Heinrich Braun (Allg. D. Biogr. Bd. III, S. 325) unter dem Titel „Der erste Schritt zur künftigen Vereinigung der katholischen und evangelischen Kirche, gewagt von — fast wird man es nicht glauben — von einem Mönche, P. F. K. in W . . .", 1778 zu München herausgegebenes Schriftchen (1½ B. 8°. Braun ließ auch einige andere kleine Schriften von M. drucken). Der Jesuit Aloys Merz hielt sofort in Augsburg eine Predigt dagegen und ließ sie drucken; es erschienen noch einige andere Gegenschriften (1780 auch ein „Schreiben an den P. F. K. in W . . . von dem Verfasser der patriotischen Phantasien", Justus Möser); die 2. Auflage von 1779 wurde in Rom 1783 von der Inquisition verdammt und in den Index gesetzt, und M. erhielt einen Verweis und durfte längere Zeit keine theologischen Vorlesungen halten. Später gab M. selbst heraus: „Vertheidigung der natürlichen, christlichen und katholischen Religion nach den Bedürfnissen unserer Zeiten", 1787—89, drei Theile, der dritte mit einem „Anhange von der Möglichkeit einer Vereinigung zwischen unserer und der evangelisch-lutherischen Kirche", worin sich M. auch über das eben genannte Schriftchen äußert. Gegen eine Schrift des Augsburger Exjesuiten J. E. Hochbichler, „Beda Mayr's Vertheidigung . . . untersucht", 1790, schrieb M. noch „Apologie der Vertheidigung" u. s. w., 1790. Auch Benedict Stattler sprach sich gegen M. aus im „Plan zu der allein möglichen Vereinigung im Glauben . . . sammt einem Anhange gegen einen neuen und weiter fortschreitenden Febronius in Wien", 1791. K. Werner (Gesch. der kath. Theologie, S. 237) sagt von dem Buche von M. u. a.: „Es ist eine erste ausführliche zusammenhängende Apologie des katholischen Christenthums gegen alle vornehmsten Einwürfe der Neuerer. M. hielt sich für den Inhalt der ersten beiden Theile hauptsächlich an Bergier, benutzte aber nebenbei auch die Werke deutscher Protestanten, Leß, Döderlein u. A. Mit der Nachweisung des unfehlbaren Lehramtes der Kirche (im 3. Theile) verbindet er irenische Tendenzen: er will den Begriff der kirchlichen Unfehlbarkeit so weit restringiren, als es möglich ist und geschehen muß, wenn man eine positive Möglichkeit der Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche begründen will." Wenn aber beigesetzt wird: „Mayr's Vorschläge blieben von Seite Roms ungerügt, während es Stattler widerfuhr, daß mehrere seiner Werke in den Index gesetzt wurden", so ist das unrichtig: das Werk von M. wurde schon 1792 in den Index gesetzt, vier Jahre früher, als einigen Büchern Stattler's, nicht dem oben genannten, dieses widerfuhr. — M. vollendete auch die von Heinrich Braun begonnene Bibelübersetzung.

Baader, Lexikon I, 2, 12. Lindner, Die Schriftsteller des Benedictinerordens, 1880, II, 137. Neueste Rel.-Beg. 1778, 851; 1779, 563; 1780, 876.

Reusch.

Mayr: Franz M., Arzt, ist am 4. October 1814 in Uderns (Tirol) geboren. Nachdem er unter Entbehrungen aller Art, mit dem äußersten Mangel kämpfend in Wien seine Gymnasial- und Universitäts-Studien beendet hatte, erlangte er daselbst 1843 die Doctorwürde. Er fungirte zuerst kurze Zeit als Assistenzarzt am allgemeinen Wiener Krankenhause, 1845 wurde er zum Secundär- und 1846 zum Primär-Arzt am St. Joseph-Kinderhospitale ernannt, um dessen Verbesserung er sich in dieser Stellung erhebliche Verdienste erwarb. Nach dem Tode von Mauthner im J. 1858 wurde ihm das Directorat des St. Annen-Kinderspitals und damit der Lehrstuhl der Pädiatrik an der Universität übertragen; gleichzeitig wurde er als Leibarzt der kaiserlichen Kinder an den Hof berufen. In allen diesen Stellungen hat M. bis zu seinem, am 3. August 1863 erfolgten Tode ein segensreiches Wirken entfaltet und durch seine wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit nicht wenig zu der Hebung beigetragen, deren sich die Kinderheilkunde in der neuesten Zeit erfreut. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten sind die im J. 1840 erschienene „Anleitung zu einer naturgemäßen und verständigen Kinderpflege", ferner zahlreiche pädiatrische Artikel in der Zeitschrift der Wiener Aerzte und in dem von ihm in Verbindung mit Schuller, Schroll und Widerhofer begründeten Jahrbuch für Kinderheilkunde zu nennen, dessen Hauptredacteur er bis zum 6. Jahrgange geblieben ist.

Ueber sein Leben vgl. Widerhofer im Jahrb. f. Kinderheilkunde, Jahrg. 1863.

A. Hirsch.

Mayr: Cherubin M., geb. am 11. April 1694 zu Hauenstetten in Schwaben, am 23. Oct. 1712 zu Bamberg in den Franziscaner-Orden getreten. Ueber sein ferneres Leben und die Zeit seines Todes fehlen Nachrichten. Er verfaßte mehrere theologische Schriften, dann „Trismegistus juris pontificii universi seu institutiones canonicae secundum ordinem quinque librorum decretalium Greg. IX." etc., Augsb. 1750 sq., 5 vol., fol., ein breites, casuistisches, auch das Civilrecht und die Reichsgesetzgebung berücksichtigendes Werk ohne Selbständigkeit.

Jäck, Pantheon Sp. 768. v. Schulte.

Mayr: Georg M., Parömiograph im 16. Jahrhundert. Ueber sein äußeres Leben ist wenig mehr bekannt, als was er selbst auf dem Titel seiner Sprichwörtersammlung von sich angibt: er war „Notarius und Teutscher Schulmeister zu Augspurg", nach Veith war er das letztere „in Ecclesia discalceatorum (Barfüßer) Augustae". Daß die Schullehrer aber in früheren Zeiten häufig Notarii publici waren, lehren viele Beispiele, vgl. u. A. Schelhorn, Erläuterungen S. 118; Eggel, Nachricht von der Einrichtung des Gymnasiums zu Oehringen, 1783, S. 5, eine natürliche Folge war, daß dieselben auch häufig in den Rath befördert wurden, vgl. Biedermann, Acta scholastica IV, 253 und Kundmann, Academiae et Scholae Germaniae, Bresl. 1741, 4. Was dagegen den Namen „Schulmeister" anbelangt, so führten diesen nicht blos die Lehrer der sogen. deutschen, sondern auch bis in das 17. Jahrhundert die Rectoren einer lateinischen Schule und erst 1657 wurde in Sachsen auf kurfürstlichen Befehl der Titel „Rector" eingeführt. Ebenso waren die Schulmeister des Mittelalters nicht selten auch Pfarrer, so erzählt Zingg (bei Oefele, Scriptores rer. boic. I, 248, vgl. auch Ruhkopf, Gesch. des Schul- und Erziehungswesens in Deutschland I, 110), daß ein Konrad Seybold, der im 14. und 15. Jahrhundert lebte, damals Pfarrer zu U. L. F. in Augsburg, vorher aber Schulmeister in Memmingen gewesen war. Die Sprichwörter, welche M. sammelte und in den Druck gab, führen den (hier gekürzten) Titel: „Etliche hundert schöner, lustiger vnd gemeiner Teutscher Sprüchwörter . . welche vormalen nicht in Truck außgangen . . Anno 1567". 12° (nicht 8°, auch nicht 32, sondern 40 Bl., wovon 3 Bl. Vorst.).

Das Buch ist dedicirt „Dem Edlen vnn Ehrenvesten Herrn Melchior Lingken, Bürgern zu Augspurg" und die Rückseite des vorletzten Blattes trägt den Kolophon: „Gedruckt zu Augspurg, durch Philipp Vlhart, inn der Kirchgassen, bei Sanct Vlrich." Obgleich das Buch schon im folgenden Jahre eine nach Innen wie Außen unveränderte Auflage erlebte, so ist es doch für die Quellenkunde des deutschen Sprichworts ein sehr unbedeutendes Werkchen. Zwar versichert der Verfasser in der Widmung, daß seine Sprichwörter noch ganz unbekannt seien und daß „obwohl vor etlichen jaren, zu Franckfurt, vnd anderen Orten, etliche Exemplar, darinnen vil tausent mit jrer Explication getruckt worden, doch diese meine Sprüchwörter, nye nicht in Truck kommen, noch mit eingemengt seind". Aber es ist diese Versicherung nur insofern richtig, als man für den Begriff des Sprichworts die weitesten Grenzen zieht und dafür auch Sentenzen, Maximen und ähnliche moralische Wahrheiten gelten läßt. Aus solchen aber, die allerdings nicht übel gewählt sind, auch in schlichter und kräftiger Sprache gegeben sind, besteht das Büchlein zu weit mehr als zwei Drittel. An echten und gerechten Sprichwörtern aber, an solchen, die nach Matthesius (Historien D. M. Luther's, 1573, S. 102) „von wenig Worten sind, die aber vil nachdenckens geben vnd hafften vnd kleben lange vnd podern vnd rumpeln im hertzen, als wenn man einem ein floch ins ohr setzet", von solchen lassen sich, auch bei der liberalsten Zählung nur 79 und zwar der allergewöhnlichsten zusammenlesen und auch deren Nachweis in dem „zu Franckfurt vnd anderen orten gedruckten Exemplar" erfordert weder Zeit noch Mühe. Der Verfasser hat offenbar die zu Frankfurt bei Christian Egenolff gedruckten sogen. „Klugreden" im Auge (vgl. meinen Aufsatz im Serapeum 1866 S. 177—188: Die Ausgaben der Klugreden 1548—1691). Außer dieser Sammlung schrieb M. noch: „Kurzer Bericht gleich aim Register, oder Anweisung in das gantz Psalmbuch: was für Psalmen . . mit den Predigen . . mögen gesungen werden", die Widmung ist an Joh. Thücher, Augsburger Bürger, und datirt vom 24. Juni 1570. Welchen Inhalts ein drittes Buch des Verfassers sei, das Elias Ehinger im Catal. der Bibl. August. p. 493 kurz als „Wegbüchlein" bezeichnet, ist mir unbekannt. Unter einem „Gregorius Meyer" vermuthet Goedeke (Grundr. I, 187) wol nicht mit Unrecht unsern M. Derselbe wird als Organist bezeichnet und es finden sich unter seinem Namen in den Frankfurter Psalmen von 1581 Bl. 37 und Bl. 66 folgende 2 Lieder: „Christus der ist erstanden — das Heil kam uns zu handen"; „O vatter unser der du bist in himmlen da dein wohnung ist".

Veith, Bibl. Augustana VI, 133. XII, 11. Nopitsch, Literatur der Sprichwörter (1833) S. 31 (wo er irrig „Gerhard" genannt ist). Goedeke, G. I, 112. 187. J. Franck.

Mayr: (Johann) Georg M., Kupferstecher und Kartograph, geb. am 24. Juni 1800 zu Brixlegg in Tirol, folgte 1810 seinen Brüdern nach München, erhielt daselbst Unterricht im Stechen und fand, erst 14 Jahre alt, schon Verwendung im Topographischen Bureau als Kupferstecher-Eleve. Unter der Leitung des trefflichen Kupferstechers Joh. Bapt. Seitz, sowie durch weitere Studien an der Akademie der Künste, vervollkommnete sich M. in seinem Fache so rasch, daß er schon nach drei Jahren durch ein dem damaligen Vorstande des Bureaus, dem Generallieutenant von Raglovich vorgelegtes Blatt volle Zufriedenheit und großes Lob erwarb. So erhielt M. von seinem 24. Jahre an eine definitive Anstellung und warf sich mit dem eisernen Fleiße und dem Pflichteifer, womit er jedes auch noch so schwere Unternehmen rasch und stets gelungen zur Vollendung brachte, auf das große Werk des topographischen Atlas von Baiern. Viele der vorzüglichsten Blätter, welche sich alle durch die Reinheit des Stiches, charakte-

ristische Schärfe und Kraft der Darstellung auszeichnen, sind aus seiner Hand hervorgegangen und haben vielleicht zum guten Theile beigetragen, dem ganzen Kartenwerke die europäische Berühmtheit, welche dasselbe genießt, zu erringen. M. avancirte 1826 zum Revisor und 1840 zum Inspector, wurde aber schon 1852 in den Ruhestand versetzt. Außer seinen Berufsarbeiten fertigte M. die Pläne und Uebersichtskarten zu Völderndorff's „Kriegsgeschichte von Baiern" (München 1826), welche den strebsamen Geist des Jünglings bekunden, der sich zur Förderung seiner Bildung so tief eingehend mit dem historischen Studium befaßte. In rascher Folge erschienen eine „Postkarte von Baiern" (München bei Piloty und Löhle), eine „Karte von Europa", ein elegant gearbeiteter „Plan von Rom", welchen Papst Gregor XVI. durch Verleihung des Ordens vom goldenen Sporn auszeichnete. Das auf seinen Erholungsreisen nach der Heimath gesammelte Material verarbeitete M. zu einer meisterhaften „Karte von Tyrol" (1838 im Verlag der litterar.-artist. Anstalt (Cotta) in München), deren Vorzüge — große Reichhaltigkeit bei sehr beschränktem Raum, prägnante Gebirgszeichnung und die hohe Zuverlässigkeit und Naturwahrheit — ihr bei allen Touristen eine vordem unerhörte Verbreitung erwarben. Daran reihten sich die Stadtpläne von Salzburg und München (1837 bei G. Franz), eine Karte von Palästina (Utrecht bei Kemink in 3 Auflagen), von Italien (München bei Palm), eine „Reise- und Uebersichtskarte von Deutschland" (München 1862 bei Rieger). Zweimal wurde ihm ein ehrenvoller Ruf ins Ausland angeboten: erst von Schweden, dann suchte ihn General von Berg, Chef des russischen Generalstabs, (1846) für die Dienste Rußlands zu gewinnen; aber M. lehnte jedesmal ab. Nach seiner Pensionirung begann M. den „Atlas der Alpenländer", welchen er auch von 1858—62 in neun Blättern für J. Perthes in Gotha vollendete. In dieser trefflichen Arbeit gipfelt das ganze Wirken seines Lebens. M. hat „mit einer lichtvollen Uebersichtlichkeit, welche durch den Reichthum und die Genauigkeit des behandelten Stoffes nicht die geringste Einbuße leidet, die größte unserer continentalen Gebirgsketten vielleicht zum ersten Male in ihrem totalen Zusammenhange, in allen Gruppirungen und Einzelformationen zum klaren Bewußtsein gebracht". Eine „Karte von Italien", welche M. in Verbindung mit einem italienischen Topographen bearbeitete, blieb unvollendet, da M. am 17. Januar 1864 starb. Das Hauptverdienst dieser Karte fiel auch hier an M., da seine Arbeit nach dem Urtheil des Turiner Professors Luigi Schiaparelli „jede andere Karte der Art, die wir gegenwärtig besitzen, bei Weitem übertrifft". M. hat sich übrigens auch als Schriftsteller versucht, sein Buch „Der Mann von Rinn (Joseph Speckbacher) und Kriegsereignisse in Tirol 1809" (Innsbruck 1851 bei Ostermann) ist nicht allein aus den bekannten Quellenschriften geschöpft, sondern auch aus der dem Autor noch erreichbaren mündlichen Ueberlieferung aufgebaut und mit einer so lebenswarmen Empfindung geschrieben, daß man den etwas zu blumigen und verzierten, ganz autodidaktischen Styl gerne darüber vergißt. Im Ganzen wird Speckbacher vielleicht zu sehr und auf Kosten Hofer's, in den Vordergrund der Tiroler Erhebung gerückt und Manches aus der Tradition allzu vertrauensvoll erzählt, was doch unser kritisches Bedenken erregt. Indessen haben Wolfgang Menzel (Litt.-Blatt 1852 S. 241), Fallmerayer (Kritische Versuche, Leipzig 1861, S. 287—97), Häusser, L. Steub und Franz Pocci die Vorzüge seiner Darstellung bereitwillig anerkannt. Außer einigen Beiträgen in Isabella Braun's „Jugendblättern", etlichen Reiseschilderungen und Aufsätzen über die „Brenner-Bahn" verfaßte M. noch eine umfangreiche Bearbeitung „Leben und Thaten des Kurfürsten Max Emanuel" und ein weiteres Buch über „Andreas Hormayr", welche, obwol im Manuscript vollendet, doch ungedruckt verblieben, da der Autor vielleicht fühlte, daß seine Kraft hierzu nicht ausreichte. Neben ihm verdienen

auch seine beiden älteren Brüder Erwähnung. Der erste, Christian M., kam früh nach Baiern, durchlief mit Auszeichnung alle Schulen, hatte juridisches Talent, war schon mit 28 Jahren bairischer Hofrath, wurde 1813 Regierungspräsident in Tirol, trat wieder in bairische Dienste zurück und starb als Oberappellationsgerichtsrath zu München. Der zweite, Simon M., geb. am 28. Oct. 1779 zu Stumm im Zillerthal, folgte seinem Bruder frühzeitig nach München, wurde Dreher in der kgl. Porzellan-Manufactur zu Nymphenburg, arbeitete sich fast ohne Anleitung zum Zeichner empor, trat als solcher 1805 in die Hofbau-Intendance, leitete die Restauration des zum Sommersitze König Maximilian's I. bestimmten ehemaligen Klosters Tegernsee und die Neubauten im Bade Kreuth, brachte es zum Rufe eines anerkannt praktischen Baumeisters und unter Klenze zur Stelle eines kgl. bair. Hofbauinspectors, in welcher Eigenschaft er am 20. October 1840 zu München starb.

Vgl. über Simon M. Nagler 1839 VIII, 498. Kunst-Vereins-Bericht f. 1840 S. 97. Wurzbach 1868 XVIII, 175. Ueber Joh. Georg M. die autobiographischen Notizen in dessen obengenanntem „Mann von Rinn" S. 330, dann den Nekrolog von F. v. T. in dem von Dr. Otto Titan von Hefner herausgegebenen „Münchner Omnibus" Nr. 27 vom 27. Januar 1864 (auch in Nr. 211 Morgenblatt der Baierischen Zeitung vom 2. August 1864). Karl Theodor von Inama-Sternegg im XXVII. Jahresbericht des Histor. Vereins für Oberbaiern 1865 S. 116 ff. und Wurzbach 1868 XVIII, 117.

Hyac. Holland.

Mayr: Heinrich v. M., Pferde- und Genremaler, geb. am 22. Febr. 1806 zu Nürnberg, verlor schon im vierten Jahre seinen Vater Daniel v. M.; sein Stiefvater Friedrich Christian Fues (1772—1836) vertrat bei seiner Erziehung sorgfältig die Stelle des Verstorbenen, weckte die Liebe zur Kunst und unterrichtete ihn im Zeichnen und Oelmalen. Nachdem M. auch die unter dem Director A. Reindel florirende Kunstschule besucht und nach der Antike und dem Leben gezeichnet hatte, ging er 1825 nach München, um sich hier in der Genre- und Bataillen-, vorzüglich aber in der Pferde-Malerei, für die er besondere Vorliebe gewonnen hatte, auszubilden. Er machte seine Studien im kgl. Marstall und in der Veterinärschule; Ausflüge ins Salzkammergut lockten zu landschaftlichen Bildern. Ermunternd wirkten die ersten Aufträge des Herzogs Maximilian, welcher, nachdem der junge Künstler 1832 und 1833 am Hofe des Fürsten von Thurn und Taxis mehrere größere Gemälde, Cavalcaden, Jagden und dgl. ausgeführt hatte, denselben als artistischen Begleiter auf seine orientalische Reise 1838 und 1839 mitnahm. Die Titelverleihung zum herzoglichen Cabinetsmaler war nur eine auszeichnende Förmlichkeit, da der Herzog den Künstler persönlich hochhielt und mit wahrer Freundschaft ehrte. Als Frucht dieser Aegypten, Nubien, Palästina, Syrien und Malta umfassenden Reise gab M. die beiden großen, damals gerechtes Aufsehen erregenden Prachtwerke heraus „Malerische Ansichten aus dem Orient" (München und Leipzig 1839 ff., lithogr. von F. Kaiser, 60 Blätter) und „Genre-Bilder aus dem Orient" (Stuttg. 1844—50, mit erklärendem Text von Seb. Fischer, Fol., auf Stein gezeichnet von P. Herwegen u. A. und durch Ton- und Farbendruck in Effect gesetzt). Wir sehen da z. B. Mehemed-Ali auf einer Spazierfahrt und die Audienz des Herzogs bei demselben, auch die sehr irreguläre ägyptische Cavallerie, dann eine ärztliche Consultation im Harem, den Sklavenmarkt in Kairo, den Einzug der Mecca-Pilger daselbst; ferner zeigt uns der Maler betende Araber in einer Moschee, die Ausführung eines zum Tode verurtheilten Missethäters, eine Recruten-Aushebung, wol auch wassertragende Frauen, eine nächtliche Hyänenjagd; er führt uns durch arabische Schulen, Barbierstuben und Spitäler, in Caffeehäuser mit Märchenerzählern und

Tänzerinnen; Brautzüge und Hochzeitsfeierlichkeiten rauschen vorüber; es ist das für jeden Abendländer sinnverrückende Treiben. Von besonderem Werthe sind die Detailblätter, welche Waffen, Costüme, Schmuckgegenstände u. s. w. mit großer Genauigkeit abbilden. Manches ist freilich flau und dilettantenhaft und ermangelt einer gediegenen Durchbildung. M. führte für seinen hohen Herrn auch mehrere Scenen als Oelbilder aus; eines derselben z. B. zeigt den Meister des Zitherspiels Joh. Petzmayer (welcher als Kammervirtuos des Herzogs die ganze Reise mitmachte) hoch auf Kameeles-Rücken durch die Wüste reitend. Eine kostbare Sammlung von Stoffen, Geräthschaften, cultur- und ethnographischen Gegenständen aller Art, welche M. mit in die Heimath brachte, verwendete derselbe zu Ausbau und Ausschmückung eines Kiosk, welchen der König von Württemberg für seine „Wilhelma" erwarb. Ein ähnliches Meisterstück arrangirte der Künstler später in Schloß Berg. Sein dabei bewiesener Geschmack zog ihm sogar zu gleicher Thätigkeit einen Ruf nach St. Petersburg zu, von wo M. mit einem neuen Reichthum nordischer Producte, sibirischer und kamtschadaler Cultur zurückkehrte, mit denen er hohe Sammler erfreute. Sein unermüdlicher Geist, welcher sich in vielerlei Versuchen erging, erfand auch eine neue Thonerde, welche den enormen Vorzug gewährte, daß sie im Brennofen sich weder verzog, noch durch Sprünge oder Risse litt, dabei aber die größtmögliche Feinheit und Schärfe bis zum zierlichsten Filigran gestattete. M. modellirte und brannte eine Unzahl gemeinnütziger Artikel und Luxusgegenstände, z. B. zierliche Handgriffe zu Papiermessern u. s. w. construirte neue Oefen mit dünnen Wänden, kunstreiche Ofenkacheln, welche jedem Feuer widerstanden und Anderes dgl. Die beste Probe bewährte seine Thonerde, indem er daraus die Schale eines Straußeneies in gleicher Feinheit des Originals formte, dieselbe brannte und aus dem Brennofen in den Schnee warf, ohne daß das wunderliche Product Schaden genommen hätte. Leider verkaufte M. sein Geheimniß an eine Persönlichkeit, welche davon keine Nutzanwendung zu machen im Stande war. M. starb am 5. April 1871.

Von seinen Oelbildern seien erwähnt aus dem Jahre 1829: Porträt eines Mannes zu Pferd; 1830: Nürnberger Eilwagen; Russisches Bivouak; ein Chevauxleger Pferde spazieren reitend; 1831: Uhlan mit 2 Pferden; Chevauxlegers mit einem Mädchen am Brunnen; gebrochener Gesellschaftswagen; 1834: Gefecht zwischen baierischer und österreichischer Reiterei; 1835: das Schlachtfeld zu Regensburg (im Vordergrunde ein Pferd und zu dessen Füßen ein todter Reiter); ein Dragoner mit einem erbeuteten Pferde; österreichische Husaren nehmen einen polnischen Offizier gefangen; 1836: italienische Gensdarmen transportiren mehrere Räuber; Scene aus einem englischen Reiter-Circus; 1837: österreichisches Lager; Eduard, Prinz von Sachsen-Altenburg zu Pferde; 1840: Herzog Maximilian von Baiern mit Gefolge in den Ruinen von Karnack; der Europäer (Joh. Petzmayer) in der Wüste; ägyptische Truppen auf dem Marsche; 1844: Beduinen, ein Pferd stehlend; Gruppe von arabischen Frauen, welche am Nil waschen und Wasser schöpfen; 1845: Fohlenhof des Ibraim Pascha zu Kairo; 1846: ägyptische Moschee mit betenden Arabern; ärztlicher Besuch im Harem (diese vier für den König von Württemberg); Mehmed Ali mit Gefolge; Nachtritt eines vornehmen Aegypters; eine Dame in syrischem Costüm laßt sich von einer ägyptischen Dienerin den Caffee reichen; 1847: griechische Dame im ägyptischen Harem; die Nadeln der Kleopatra; der Tempel von Ombos; Nilbarke mit Sklaven; das Pestspital zu Kairo; arabische Schule; ägyptischer Brautzug; Hyänen-Jagd am Nil; 1848: Empfang des Herzog Maximilian im Hafen von Alexandrien u. s. w. M. radirte auch eine Anzahl kleiner Blätter, wovon die sog. Maillinger-Sammlung II, 192 eine Auswahl bietet.

Vgl. Schaden, Artistisches München, 1836, S. 72. Nagler 1839 VIII, 498. Raczynski II, 424. Vincenz Müller, Universal-Handbuch von München, 1845, S. 160. Beil. 107 Allg. Ztg. vom 17. April 1871. Kunstvereins-Bericht für 1872 S. 66. Hyac. Holland.

Mayr: Johann Ulrich M., Maler, geb. 1630 zu Augsburg, ging frühzeitig zu Rembrandt und Jordaens. Sodann zog er nach England, wo er Bildnisse mit Vorliebe zu malen anfing, hierauf nach Italien und kehrte dann wieder nach Deutschland zurück. M. wurde im Bildnißfache berühmt und an verschiedene Höfe (Baden, Baiern, besonders aber den kaiserlichen) berufen. Kaiser Leopold machte ihn zu seinem Hofmaler. Er starb 1704 in Augsburg. Von seinen Bildnissen sind viele gestochen, besonders von den guten Stechern B. Kilian und Matth. Küsell. Sandrart macht in seiner „Teutschen Academie" auch einige Historienbilder Mayr's namhaft und bringt sein Bildniß im Stiche. Ein anderes, das M., 18 Jahre alt, von sich selbst gemalt, radirte J. C. Schnell; es ist sehr rembrandtisch aufgefaßt. Aus der Unterschrift: Joannes Udalricus Maier — felix et inclytus sieht man, welchen Ruf der Künstler hatte. Er selbst ätzte in holländischem Stile eine Versammlung der vier Evangelisten. Im Belvedere zu Wien befand sich sein Gemälde des hl. Philippus (bez. Mair f. 1653); ein Philosoph ist im Museum zu Braunschweig.

Wilh. Schmidt.

Mayr: Johann Alois, Genremaler und Lithograph, geb. 1801 zu Lienz in Tirol, besuchte die nothwendigsten Schulen, kam, da er Talent zur Malerei zeigte, mit 14 Jahren nach Hall, um sich bei dem dortigen Maler Wagner vorzubereiten, malte 1818 zu Innsbruck einige Bildnisse, welche ihm schon den eigenen Unterhalt sicherten, ging 1821 nach München auf die Akademie, wo er zwei Bilder, darunter „Merkur und Argus" componirte und malte, welche vom Innsbrucker Ferdinandeum angekauft wurden. Auch lithographirte er mehrere Blätter, z. B. ein „Ecce homo" nach G. Reni; „Ein Satyr belauscht eine schlafende Nymphe" nach van Dyck und mehrere Blätter nach Originalen in der Leuchtenberg-Gallerie. Auch zeichnete M. eigene Compositionen auf Stein, wie „Eine Gesellschaft von jungen Männern, zechend, rauchend und musizirend" (im Hintergrunde durch ein offenes Fenster wird M. sichtbar), oder eine ähnliche Gesellschaft bei dem Abschied eines Freundes (im Hintergrunde der Postwagen) 1830. Gr.-Qu. Fol. Sein 1830 vollendetes, eine Scene aus dem Pusterthal vorstellendes Bild „Die Brautwerbung" wurde vom Kunstverein angekauft. Es war sein letztes Werk. Auf der Rückkehr von einer im strengsten Winter zu seinen Eltern unternommenen Reise, hatte der Künstler mit den größten Beschwerden zu kämpfen, gerieth in eine Lawine und arbeitete sich nur mit dem Aufwande aller Kräfte heraus; die dabei ausgestandenen Schrecknisse und furchtbare Erkältung legten den Keim zu den nachfolgenden Leiden und dem frühen, schon am 8. Juni 1831 zu München erfolgten Tode des zu den schönsten Hoffnungen und Erwartungen berechtigenden jungen Mannes. — Auch sein jüngerer Bruder Ignaz M. (geb. zu Lienz 1817), welcher 1832 nach München kam und der Kunst sich zuwendete, starb daselbst schon 1834.

Vgl. Kunstvereins-Bericht für 1831 S. 54. Nagler 1839 VIII, 490. Wurzbach 1868 XVIII, 138. Maillinger II, 163 (Nr. 2958—60).

Hyac. Holland.

Mayr: Simon M., Astronom, bekannter unter seinem latinisirten Namen Marius. Geb. im J. 1570 in der fränkischen Stadt Gunzenhausen als Sohn des dortigen Bürgermeisters hatte M. das Glück, durch sein musikalisches Talent die Aufmerksamkeit seines Landesfürsten, des Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach-Brandenburg, auf sich ziehen. Derselbe hatte in dem zwischen Nürnberg und

Ansbach gelegenen Flecken Kloster Heilsbronn 1581 eine sogenannte Fürstenschule gegründet, in welcher junge tüchtige Leute unentgeltlich verpflegt und unterrichtet wurden, „damit", wie der merkwürdige Stiftungsbrief besagt, „tügliche Ingenia nicht durch ihrer Eltern Unvermügenheit vom Studiren abgehalten werden." Diesen markgräflichen Alumnen hatte auch M. im J. 1582 das Glück eingereiht zu werden. Besonders in einzelnen Fächern scheint die Lehranstalt gute Lehrer gehabt zu haben, denn es ging damals im Ansbach'schen die Rede: „Omnis Heilsbronnensis aut Musicus aut Poëta aut Magus (Mathematicus)." M. muß die ihm gebotene Gelegenheit gut benützt haben, denn als er die Schule verließ, war dem wohlwollenden Fürsten, der für seine Abiturienten auch später noch zu sorgen liebte, bereits bekannt, daß der junge Mann mathematisches Talent entwickelt habe, und es galt nun, dieses Talent weiter auszubilden. Die Nachricht zwar, daß man ihn auf die Insel Hveen zu Tycho Brahe gesandt habe, ist aller Wahrscheinlichkeit nach falsch, obwol das wahr zu sein scheint, daß er noch den persönlichen Umgang des großen Astronomen genoß. Sein Gönner gewährte ihm nämlich die Mittel, 1601 nach Prag zu reisen und sich unter Tycho — der freilich bald nach seiner Ankunft gestorben sein muß — und unter Kepler in der praktischen Sternkunde zu vervollkommnen. Im Jahre darauf bezog M. die Universität Padua, um Medicin zu studiren; er scheint sich dort bald ein gewisses Ansehen erworben zu haben, denn von 1604—5 finden wir ihn, der die meisten seiner Commilitonen an Alter freilich gar sehr überragen mochte, zusammen mit Kaspar Hofmann von Gotha, einem späteren berühmten Professor der Heilkunde, im Vorstande der deutschen Studenten-Nation. Padua war damals ohne Zweifel die erste europäische Hochschule für exacte Wissenschaften, die kein anderer als Galileo Galilei selbst daselbst vortrug, und M. scheint sich auch die gute Gelegenheit, etwas zu lernen, wohl zu Nutze gemacht zu haben. Galilei gab älteren und vornehmeren Studenten privatissime Unterricht in Dingen, welche damals die Aufnahme in den üblichen Lehrplan der lectiones publicae noch nicht errungen hatten, und es ist durch Professor Favaro in Padua, dessen Forschungen wir überhaupt im Folgenden vielfach folgen, festgestellt worden, daß auch M. zu dem näheren Umgang des Meisters gehörte. Um so unerklärlicher muß es erscheinen, daß wir ihn diesem letzteren gegenüber sehr bald in widriger und feindseliger Stellung antreffen, weshalb wir, wofern nicht dereinst Erklärungsgründe von zur Zeit unbekannter Art aufgefunden werden sollten, nicht umhin können, dem M. einen sehr unschönen Charakter zuzuschreiben. Höchst wahrscheinlich hatte er seine Hand bereits im Spiele, als Balthasar Capra jenes Pamphlet gegen Galilei richtete, durch welches er diesem die Ehre der Erfindung des Proportionalzirkels zu entwinden gedachte; das von gerechter Entrüstung getragene Flugblatt, welches Galilei ausgehen ließ, thut freilich des M. keine Erwähnung, allein man muß sich auch vergegenwärtigen, daß Ersterer gegen die einflußreiche alemannische Nation, der noch dazu seine besten Zuhörer anhingen, alle Rücksichten zu beobachten hatte. Was er damals unterließ, holte er später um so gründlicher im „Saggiatore" nach, wo er alle Schuld auf M. wälzt, der sich der Verantwortung durch schleunige Abreise entzogen habe. M. war unter den Ersten, welche den merkwürdigen neuen Stern des Jahres 1604 wahrnahmen und beobachteten, und lieferte dem Capra das astronomische Material zu dessen „Considerazione astronomica circa la nuova et portentosa stella che nell' anno 1604 a dì 10 ottobre apparse," welche den gehässigen Kampf gegen Galilei's Verdienst unter einem anderen Gesichtspunkt wieder aufnahm. Bald darauf (noch im J. 1605) kehrte er in die Heimath zurück und erhielt die anscheinend für ihn besonders geschaffene Stelle eines brandenburgischen Hofmathematicus, nicht jedoch im Dienste seines alten Schutz-

herrn Georg Friedrich, wie Poggendorff angibt — denn dieser war schon zwei Jahre früher gestorben —, sondern in demjenigen seiner beiden Nachfolger Christian und Joachim Ernst. Wir werden bald sehen, daß sein schlimmes Geschick, in dem Leben eines der größten Männer aller Zeiten eine gehässige Rolle zu spielen, sich auch in seiner neuen Laufbahn erfüllen sollte, doch ziehen wir es vor, die chronologische Ordnung beizubehalten.

In seiner neuen Eigenschaft war M. hauptsächlich der Kalendermacher des Landes, doch blieb er schriftstellerisch sonst keineswegs unthätig und war auch nach wie vor ein eifriger Beobachter des gestirnten Himmels. Für's Erste war er zu diesem Zwecke auf sein eigenes gutes Auge angewiesen, bald aber konnte er auch über ein Fernrohr verfügen, in dessen Erfindungsgeschichte sein Name ja ebenfalls genannt wird. Er selbst beschreibt seinen Antheil an der Erfindung und Verbreitung dieses Instrumentes im Vorwort zum „Mundus Jovialis" folgendermaßen: Anno 1608 befand sich der markgräfliche Geheimrath Freiherr Fuchs von Bimbach auf der Frankfurter Messe und lernte daselbst einen niederländischen Kaufmann kennen, der von einem durch einen Landsmann angefertigten Instrumente sprach, welches er besitze, und welches entfernte Gegenstände ganz in der Nähe zu sehen gestatte. Fuchs sah das Werkzeug und wollte es kaufen, mußte aber von diesem Vorhaben abstehen, da der Besitzer eine zu große Summe dafür verlangte. Bei seiner Rückkehr erzählte der Geheimrath diesen Vorfall dem ihm befreundeten M., der nun — seiner eigenen Aussage nach — schleunigst daran ging, sich selbst aus einer convexen und einer concaven Linse ein solches Instrument zusammenzusetzen. Die dazu nothwendigen Gläser bezog er aus Nürnberg, und als nun im folgenden Jahre Herr von Fuchs ein gutes Teleskop aus Holland erhielt, will auch M. mit dem seinigen bereits so ziemlich im Reinen gewesen sein. Dem sei nun, wie immer, jedenfalls richtete er jetzt sein Fernrohr sofort nach dem Himmel und machte an diesem so mannigfaltige Entdeckungen, daß er im J. 1614 zu Nürnberg ein größeres Werk erscheinen lassen konnte, welches den weitschichtigen Titel führt: „Mundus Jovialis Anno 1609 detectus ope perspicilli Belgici, hoc est quatuor Jovialium planetarum theoria, tabulae, propriis observationibus maxime fundatae, ex quibus situs illarum ad Jovem ad quodvis tempus datum promptissime et facillime supputari potest." In dieser Schrift nun ist vielerlei Interessantes zu finden: Beobachtungen der Sonnenflecke, welche M. schon ein Jahr lang gekannt haben will, ohne jedoch bis dahin etwas darüber zu veröffentlichen — er sah in denselben Schlacken, welche von der Sonne ebenso abgestoßen würden, wie ein Kerzenlicht durch Putzen gereinigt werde —, Nachrichten über die Phasen von Venus und Mercur, eine weitere Entdeckung, über welche wir später noch zu berichten uns vorbehalten, endlich eine Beschreibung der neuen Jupiterstrabanten („sidera Brandenburgica") und der von ihnen um den Körper des Hauptplaneten beschriebenen Bahnen. Man weiß, daß Galilei das Meiste, was M. als seine Entdeckung aufführt, der Zeit nach schon früher aufgefunden und einen Bericht darüber seinem „Nuntius sidereus" einverleibt hatte, allein trotzdem glaubte man noch vor Kurzem dem M. vollen Glauben schenken und eine völlig unabhängige Doppelentdeckung der nämlichen Objecte annehmen zu müssen. Der fränkische Astronom that auch seinerseits Alles, um die Welt bei diesem Glauben zu erhalten; auf der eine Seite nahm er den Mund ziemlich voll und stellte das Verdienst seiner Tafeln der neuen Satelliten noch höher als das der prutenischen Tafeln von Reinhold, auf der anderen aber schilderte er auf das Ueberzeugendste seinen allmählichen Fortschritt in der Erkenntniß. Am 29. December 1609 habe er zuerst gesehen, daß abendwärts vom Jupiter drei Sterne in gerader Linie stünden, dadurch aufmerksam gemacht, habe er weiter nach-

geforscht, und seit dem 12. Januar 1610, an welchem Tage ihm gute venetianische Gläser von Baptist Lencius zugekommen seien*), habe er seine Beobachtungen bedeutend verschärft und nun auch den vierten Begleiter entdeckt. Diese Erzählung des Entdeckungsvorganges athmet so völlig historische Treue, daß die Geschichtschreiber der Astronomie sich völlig bestechen ließen und — wie noch jüngst Mädler — in dem Mundus Jovialis ein mühsames Erzeugniß originaler Forschung erblickten. Erst Frisch und Wolf begannen wenigstens in secundären Punkten Zweifel zu hegen, und Letzterer sprach die Meinung aus, die so schwer sichtbaren Phasen des Mercur habe M. wol mehr vermuthet, als wirklich mit Augen gesehen, diese Entdeckung sei in Wahrheit vielmehr erst mit den weit verbesserten optischen Hilfsmitteln des Fontana möglich geworden. Im vorigen Jahrhundert neigte man sogar dahin, den M. als den ersten und eigentlich verdienstvollen Entdecker der Jupiterstrabanten zu proclamiren; wir führen als Beleg eine Stelle aus des Erlanger Professors Stedler Abhandlung über die Bestimmung der Meereslänge an: „Daß die von einem Weselischen Künstler, Namens Lippersen, erfundene Tubi Optici, in Teutschland am ersten durch den aus der Hoch-Fürstl. Brandenburg-Onolzbachischen Stadt Guntzenhausen gebürtigen Mathematicum, Simonem Marium, und in Italien zuerst durch Galilaeum, zu Observationibus Astronomicis angewendet worden, und daß Galilaeus gleich zu Anfang des 1610. Jahres die Circumjoviales entdeckt habe, ist zwar eine durchgehends aufgenommene Meinung: allein was das letztere anbetrifft, gebühret die Ehre solcher Entdeckung vielmehr dem Sim. Mario, als der, nach Ausweiß seines Mundi Jovialis An. 1609 detecti, die Satellites ♃ eher, als Galilaeus, gesehen, auch zur Verwunderung der vornehmsten heutigen Astronomorum, in kurtzer Zeit von gar wenigen Jahren, Tabulas motuum horum Satellitum, die Marius Sidera Brandenburgica geheißen, verfertiget."

Dem gegenüber ist nun aber zu betonen, daß schon zu Mayr's Lebzeiten competente Richter ganz anders über dessen Entdeckungen gedacht haben. Christoph Scheiner, der gelehrte Jesuit, der alles eher denn ein Freund Galilei's war, erkannte trotzdem diesem die alleinige Ehre zu, die Jupitermonde zuerst aufgefunden zu haben; in seinen „Disquisitiones mathematicae" von 1614 sagt er darüber: „Frustra seroque nimis contrarium Calvinianus quidam" — M. war selbverständlich Lutheraner — „hoc primum anno et importune satis persuadere nobis conatur." Aber auch Galilei selber wies Mayr's Versuch, die Priorität für sich zu beanspruchen, erbittert zurück. Er fragte bei der Accademia dei lincei an, was er thun solle, um seine Rechte zu wahren, ob es gerathener sei, die Vermittelung Kepler's anzurufen oder unmittelbar an den Markgrafen sich zu wenden. Die Akademie entschied im ersteren Sinne, allein es ist nicht bekannt geworden, ob die Reclamation von irgend einem Erfolge begleitet gewesen ist. Galilei hat sich auch durch diese diplomatischen Schachzüge nicht abhalten lassen, im „Saggiatore", wie schon erwähnt, eine durchgreifende Abrechnung mit M. zu halten. Frisch, der bekannte Herausgeber der Kepler'schen Werke, ist auf Galilei's Seite getreten, und neuerdings hat Favaro wol den endgültigen Beweis erbracht, daß M. bei Abfassung seines Hauptwerkes von den Entdeckungen seines großen italienischen Nebenbuhlers Kunde gehabt habe. Ist es nämlich schon im hohen Grade auffallend, daß M. im „Prognosticum astrologicum" für 1613, dessen Vorrede am 30. Juni 1612 abgeschlossen ward, seiner Beobachtungen der Venusphasen und Jupiterstrabanten gedenkt, ohne mit einem

*) Mayr's Riesentubus (14 Schuh Brennweite, 40malige Vergrößerung) befindet sich gegenwärtig, leider ohne Ocularlinse, sammt zugehörigem Galgen in der Ansbacher Schloßbibliothek.

Worte sich selbst als den Entdecker zu bezeichnen, so muß der Verdacht völlig rege werden, wenn man entsprechende Stellen des Himmelsboten und der Jupiterwelt nebeneinander betrachtet, indem zwischen den Texten beider Bücher nur allzu oft die vollste Identität besteht; an die Stelle des Jacopo di Badovere bei Galilei ist Fuchs getreten u. s. f. Ja, wenn man den verschiedenen Kalenderstilen Rechnung trägt, deren sich beide Gelehrte bedienten, so ergibt sich die ganz frappante Uebereinstimmung, daß beide ihre Beobachtungen am nämlichen Tage begonnen haben wollen. Bringt man nun weiter in Anschlag, daß der Kalender von 1610 und 1611, wo Galilei's Werk zwar erschienen war, in Deutschland aber noch nicht bekannt sein konnte, von allen den neuen Sachen noch gar kein Wort zu melden weiß, daß M., der mit Kepler in Correspondenz stand, die von diesem besorgte deutsche Ausgabe des Sidereus Nuntius unmittelbar nach deren Veröffentlichung kennen lernen mußte, so häufen sich gegen Jenen die Indicienbeweise derart, daß ihm der Vorwurf eines Plagiates nicht wird erspart werden können. Frisch wollte ihm wenigstens den Ruhm lassen, die ersten Tafeln der Trabanten besorgt zu haben, ein Verdienst, das wir ihm auch trotz der von Favaro erhobenen Einwürfe nicht schlechthin absprechen möchten. Denn wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß in der früher erschienenen Galilei'schen Abhandlung „Discorso intorno alle cose che stanno in sul acqua e che in quella si muovono“ der Grund zu solchen Tafeln gelegt wird, so existirt doch keinerlei Anzeichen dafür, daß diese kleinere Arbeit sobald schon ihren Weg über die Alpen sollte gefunden haben, und zudem waren Mayr's Tafeln vollständiger als die von Galilei erstellten Anfänge zu solchen. —

Wir wenden uns jetzt der erfreulicheren Aufgabe zu, noch einen Blick auf Mayr's positivere Leistungen zu werfen. Astronomischer Natur waren seine „Hypotheses de systemate mundi“ (Ansbach 1596) und die Beschreibung des Kometen von 1618 (Nürnberg 1619), ins astrologische Gebiet gehören die nach einem bekannten Vorbilde von Regiomontan gearbeiteten „Tabulae directionum novae, universae pene Europae inservientes“ *) (Nürnberg 1599) und die jährlich in Ansbach herausgegebenen Praktiken oder Kalender. Jene eine astronomische Entdeckung des Mundus jovialis, deren wir früher erwähnten, ist sein unbestreitbares Eigenthum und ihm noch von keiner Seite streitig gemacht worden, wenn er ja auch hierin einen Vorläufer gehabt haben sollte, so ist dies höchstens der Araber Abderrhaman Al Sufî, von welchem M. ganz gewiß nichts wußte. Wir meinen die Entdeckung des bekannten Nebels in der Andromeda, den er sehr zutreffend mit einer durch eine dünne Wand von Horn durchleuchtenden Flamme vergleicht. Auch der reinen Mathematik hat M. zu nützen versucht, und zwar durch eine recht anerkennenswerthe Euclid-Uebersetzung, deren Titel trotz seiner Länge ein gewisses culturhistorisches Interesse besitzt und deshalb hier wörtlich Platz finden möge: Die ersten sechs Bücher Euclidis, in welchen die Anfäng und Gründt der Geometrie ordentlich gelehrt, und gründtlich erwiesen werden, Mit sondern Fleiß und Mühe auß Griechischer in unsre hohe deutsche Sprach übergesetzet, und mit verständtlichen Exempeln in Linien und gemeinen Rational Zahlen, auch mit newen Figurn, auff das leichtest und eigentlichest erkläret: Alles zu sondern Nutz denjenigen, so sich der Geometrie, im Rechnen,

*) Dem vom Referenten benützten Exemplare dieses Werkes ist auch der Mundus jovialis und zugleich ein Bildniß des Verfassers beigefügt. Zu beiden Seiten des Kopfes, der äußerst scharf geschnittene Züge aufweist, befindet sich eine Himmelskugel und ein kleines Abbild des Jupitersystemes, vor M. liegt auf dem Tische das „perspicillum“, in den Händen hält er Retorte und Zirkel. Auf dem Titelblatte der erstgenannten Schrift bezeichnet er sich als „Stipendiarius et Alumnus Sacrifontanus“.

Kriegswesen, Feldtmäßen, Bauen, und andern Künsten unnd Handtwercken zu gebrauchen haben: Auß Befehl des Edlen und Gestrengen Herrn, Hanß Philip Fuchß von Bimbach, zu Möhren, Alten Rechenberg und Schwaningen, Obristen: durch Simonem Marium Guntzenhusanum Franc. Fürstlichen Brandenb. bestalten Mathematicum und Medicinae utriusque Studiosum, Onoltzbach — nicht Nürnberg — 1610. Diese deutsche Bearbeitung mag namentlich durch die zahlreich eingestreuten Rechnungsbeispiele ihrer Zeit von großem Nutzen gewesen sein. M. schied aus dem Leben zu Ansbach am 26. Decbr. 1624.

Wolf, Geschichte der Astronomie, München 1877. S. 318, 393 ff. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 1. Band, Braunschweig 1872. S. 195, 250, 254. — Geschichte der Astronomie von den ältesten bis auf gegenwärtige Zeiten, 1. Band, Chemnitz 1792. S. 254 ff. — Fuchs, Einige Notizen zur Geschichte von Heilsbronn und Ansbach, Ansbach 1837. — Rentsch, Disputatio de planetis novis circumjovialibus, Vitebergae 1662. — Kepleri opera omnia, Vol. II. S. 469 ff. — Favaro, Galileo Galilei e lo studio di Padova, Vol. I, Firenze 1883. S. 177 ff., 182, 189, 237, 247 ff., 276, 301, 439, 440 ff. 445. — Fränckische Acta erudita et curiosa die Geschichte der Gelehrten in Francken auch andere in diesem Creyß vorgefallene Curiosa und Merckwürdigkeiten in sich haltend, Erste Sammlung, Nürnberg 1726. S. 431. — Oertel, Programma de vita et fatis Sim. Marii, Ansbach 1775.

Günther.

Mayr: Johann Simon M. (oder Mayer), Operncomponist, wurde den 14. Juni 1763 zu Mendorf im baier. Regierungsbezirk Oberpfalz geboren. Den ersten Unterricht erhielt er durch seinen Vater, der das Amt eines Schullehrers und Organisten im Dorf bekleidete. Als achtjähriger Chorknabe sang er bereits so ziemlich Alles vom Blatt und erregte in seinem 10ten Jahre auch durch seine Fertigkeit auf dem Clavier Aufsehen. 1774 wurde er von den Eltern im Jesuitenstift zu Ingolstadt untergebracht, um sich seinerseits für den Lehrerberuf vorzubereiten. Die Aufhebung des Jesuitenordens in Baiern veranlaßte ihn zum Studium der Rechte überzugehen, zu welchem Behuf er die Universität Ingolstadt bezog. Hier setzte er seine musikalischen Studien fort, lernte neben dem Clavier verschiedene andere Instrumente spielen und gewann sich durch seine Leistungen die Theilnahme des schweizerischen Adelichen und Musikliebhabers Thomas de Bessus, welcher ihn 1786 mit sich nach Graubündten nahm. Nachdem er hier 2 Jahre als Hauslehrer zugebracht, begleitete er seinen Gönner nach Bergamo, wo ihn letzterer dem Capellmeister Carlo Lenzi zur weiteren tonkünstlerischen Ausbildung übergab. Doch vermochte der Lehrer den bereits zu einer gewissen Selbständigkeit gelangten Schüler nicht zu befriedigen und schon bereitete sich M. zur Rückkehr nach seinem Heimathlande vor, als der kunstsinnige Canonicus Graf Pesenti auf sein Talent aufmerksam wurde und ihn mit den nöthigen Mitteln versehen nach Venedig sandte, damit er daselbst den Unterricht Ferdinando Bertoni's, des Capellmeisters von St. Marco genieße. Bertoni wies ihn besonders auf das Praktische der Composition hin, berücksichtigte dagegen das tonwissenschaftliche, die Lehre vom Contrapunkt weniger, so daß sich M. genöthigt fand, durch eifriges Selbststudium der wichtigsten Lehrbücher die Lücken seiner Fachbildung auszufüllen. Nach gewissenhafter Vorarbeit schrieb er in der Lagunenstadt seine ersten Messen, mehrere Vespern, sowie das lateinische Oratorium: „Jacob a Labano fugiens“. Letzteres wurde in Gegenwart des Königs von Neapel, des Großherzogs von Toscana und des Vicekönigs von Mailand aufgeführt und fand so viel Beifall, daß M. dem Erstlingswerk rasch 3 weitere Oratorien folgen ließ: „David“, „Tobiae matrimonium“ und „Sisara“. Nachdem auch sie günstig aufgenommen worden waren, schrieb

er für Forli eine Passion und ein weiteres oratorisches Werk: „Il sacrificio di Jefte“. Er hätte sich wohl dauernd auf diesem, seinem mild-frommen Sinn bestens zusagenden Gebiet festgesetzt, wäre nicht sein edler Mäcen Pesenti plötzlich gestorben und dessen aufmunternde Unterstützung dahin gefallen. Dem Rath Piccini's folgend, der sich damals gleichfalls in Venedig befand, wandte er sich nun der Oper zu. 1794 erschien seine „Saffo ossia i riti d'Apollo Leucadio“ auf der Bühne des Theaters Fenice und wurde von glänzendem Erfolg gekrönt. Eine Reihe ähnlicher Werke verbreiteten den Ruf des Componisten durch ganz Italien, so daß er bald mit Bestellungen überhäuft ward. Bis zum Jahre 1814 schrieb er 77 Opern, deren Namen Fétis in seiner Biographie Universelle des Musiciens aufzählt und mit denen M. längere Zeit die Bühnen des Südens mehr oder weniger beherrschte. Er hatte sich den italienischen Stil vollständig zu eigen gemacht und wußte in anmuthig übersichtlichen Formen eine Fülle reizender Melodien zu entfalten, so daß ihm selbst ein Rossini seine Bewunderung zollte. Das Crescendo, welches in den Rossini'schen Opern bekanntlich eine Hauptrolle spielt, soll M. nach Calvi in der Ouvertüre zu Lodoiska (1796 zu Venedig aufgeführt) zuerst zur Anwendung gebracht haben. Seine zugkräftigsten Werke waren neben der genannten Lodoiska „Laura und Lidia“, „La Rosa bianca e la Rosa rossa“, „Ginevra di Scozia“ und „Medea“. Die Cavatine „O quanto l'anima“ aus der ersterwähnten Oper hörte man seiner Zeit auf den Straßen und Plätzen der italienischen Städte nicht weniger oft und gern als Rossini's weltbekanntes „Di tanti palpiti“ aus Tancred. Von eigentlich dramatischem Leben, von individualisirender Charakteristik findet sich freilich in Mayr's Opern eben so wenig, wie bei seinen italienischen Zeitgenossen — einige wenige Meister im komischen Genre ausgenommen — überhaupt. Die Personenzeichnung ist eine schablonenhafte, die Musik ein durchaus lyrischgefärbtes, anmuthiges Tonspiel, dessen wesentlichste Ausdrucksform die zweitheilige Arie bildet. Einzig in der detaillirteren und reicher behandelten Instrumentation fühlt man den Einfluß der deutschen Meister, besonders Haydn's heraus, den M. mit Vorliebe studirt hat. Schon 1801 war er zum Ehrenmitgliede des philharmonischen Collegs in Venedig ernannt worden. 1802 nahm er die Capellmeisterstelle an der Kirche Santa Maria Maggiore zu Bergamo an und blieb dieser seiner Lieblingsstadt nunmehr bis zum Tode treu. 1805 wurde er zum Director des musikalischen Lyceums ernannt, in welcher Stellung er Jahrzehnte lang als gewissenhafter, die Zöglinge mit wahrhaft väterlicher Liebe behandelnder Lehrer wirkte. Für die dramatische Classe der Anstalt schrieb er eine Reihe von Opernlibretto's, hielt Vorlesungen im Athenäum und verfaßte eine größere Zahl instructiver Abhandlungen („Piccolo catechismo elementare“, Metodo di applicatura“, „Alcuni cenni sul modo di scrivere pei corni da caccia“, „Trattato per il pedalo“, „La dottrina degli elementi musicali“, „Breve metodo d'accompagnamento“) sowie musikhistorische Arbeiten („Franchino Gaforio, Michele Alberto da Carrara“, „Cenni storici intorno all' Oratorio musicale“, „Considerazioni del vecchio suonatore di viola dimorante in Bergamo“, „Intorno ad un articolo di Scoellinger risguardante la vita e le opere di Luigi Palestrina“, „La vita di Clementi“, „La vita di Santa Cecilia in due parti“, „Cenni biografici di Antonio Capuzzi primo violinista della chiesa di S. Maria Maggiore di Bergamo“). Die verlockendsten Offerten von auswärts lehnte er ab. So wollte man ihm schon 1803 die Direction der italienischen Oper in Wien übertragen. 3 Jahre später suchte ihn Napoleon I., welcher 1805 anläßlich seiner Krönung als König von Italien des Componisten Lodoiska zu Mailand gehört, als Director der Pariser Hofconcerte unter Zusicherung eines Gehaltes von 24 000 Frcs. und einer Pension von 6000 Frcs. nach zehnjähriger

Dienstzeit zu gewinnen. 1807 wurde ihm die Stelle eines Censors am neuen Conservatorium zu Mailand, 1808 die Nachfolgerschaft Paër's als Capellmeister in Dresden, 1814 die Oberleitung der königlichen Theater zu Mailand, 1822 die Capellmeisterschaft zu Novarra angeboten. — Im Jahre 1808 gründete er zu Bergamo die Scuola caritatevole di musica und im folgenden Jahre das Pio Istituto musicale für altgewordene Musiker und deren Wittwen und Waisen. Zu Gunsten letzterer Anstalt führte er damals zuerst in Italien Haydn's Schöpfung auf und veröffentlichte gleichzeitig eine lebensgeschichtliche Skizze über den deutschen Meister. Von 1816 hinweg schrieb er nur noch Kirchenmusik, deren Gebiet er mit 17 solennen Messen, 4 Requiems, 25 Psalmen für Chor und Orchester sowie einer Menge anderer mit Orgelbegleitung bereicherte. 1834 veranstaltete er nach dem Muster der deutschen Musikfeste mehrtägige Aufführungen in Bergamo. Als er 1838 nochmals nach Baiern reiste, um seine Heimath zu besuchen, bereitete man ihm zu Ehren in München eine glänzende Feier und bei seiner Rückkehr ward ihm in Bologna unter begeisterten Ovationen eine Medaille sowie sein Porträt gemalt von Diotti überreicht. Er starb den 2. Decbr. 1845 zu Bergamo, nachdem er einige Jahre zuvor erblindet war, sein Geschick übrigens mit der ihm eigenen milden Heiterkeit ertragen hatte. 1852 wurde ihm ein Denkmal gesetzt und am 12., 13. und 14. Septbr. 1875 fanden dann grossartige Feierlichkeiten für die Ueberführung der Asche des Tonkünstlers sowie derjenigen seines Schülers Donizetti nach der Basilika von Santa Maria Maggiore in Bergamo statt. Bei diesem Anlaß wurde auch von Federigo Alborghetti und Michel Angelo Galli eine biographische Arbeit über die beiden Musiker, sowie eine Sammlung nachgelassener Briefe und Aufsätze Mayr's herausgegeben, nachdem schon früher (1841) eine Reihe von Gedichten zum Ruhme des Künstlers nebst biographischer Notiz von Adolfo Gustavo Maironi Daponte erschienen war.

A. Niggli.

Mayrhofer: Karl M., Arzt, am 2. Juni 1837 in Steyr geboren, hatte nach Absolvirung seiner Vorstudien auf dem Gymnasium zu Kremsmünster in Wien Medicin studirt und daselbst 1860 den Doctorgrad erlangt. Nachdem er einige Zeit des Unterrichts in der operativen Chirurgie bei Schuh theilhaftig geworden und später als Assistent in der ophthalmiatrischen Klinik bei Arlt thätig gewesen war, wandte er sich ausschließlich der Gynaekologie und Geburtshülfe zu und trat im Jahre 1862 als Assistent in die geburtshülflich-gynäkologische Klinik des Prof. Braun ein. — Nach achtjähriger Dienstzeit in dieser Stellung habilitirte er sich an der Wiener medicinischen Facultät als Privatdocent in den genannten Fächern und 1875 wurde er zum Prof. extraord. für dieselben ernannt. — Schon während seiner Thätigkeit als Assistent im Gebärhause hatte er wiederholt an Bluthusten gelitten, später entwickelte sich bei ihm eine chronische Krankheit, die neben schweren Unglücksfällen in seiner Familie und manchen Enttäuschungen, die er zum Theil unverdienter Weise erfuhr, in ihm eine tiefe Verstimmung und Unlust an seiner bisherigen Stellung erzeugte. Er gab diese daher 1878 auf und ging nach Rußland, und zwar zunächst nach Tiflis, wo er nach kurzer Zeit einen Ruf als Gynäkologe und eine lohnende Praxis erlangte. Diese Erfolge veranlaßten ihn zu einer Uebersiedelung nach Petersburg, wo er eine klinische Stellung zu gewinnen hoffte; diese Hoffnung erfüllte sich aber nicht und so kehrte er nach Wien zurück, wo er sich zwei Jahre lang vorzugsweise mit litterarischen Arbeiten beschäftigte. Auf den Rath seiner Freunde habilitirte er sich, mit Rücksicht auf seinen leidenden Zustand im Jahre 1881 als praktischer Arzt in Franzensbad, und in der That schien der Aufenthalt daselbst anfangs einen günstigen Einfluß auf sein körperliches Befinden zu äußern, aber schon in dem darauf folgenden Winter wurde er durch seine Krankheit dauernd

an das Bett gefesselt und am 3. Juni 1882 machte der Tod seinem schwergeprüften Leben ein Ende. — Von seinen litterarischen Arbeiten, welche, mit Ausnahme eines ophthalmiatrischen Artikels („Ueber die Wirkung des gesteigerten intraoculären Druckes" in der Zeitschr. der Wiener ärztl. Gesellsch., 1860, Nr. 47, 737 abgedruckt), ausschließlich das Gebiet der Gynäkologie und Geburtshülse betreffen, verdienen namentlich eine Abhandlung „Ueber Aetiologie der Puerperalprocesse" (in Wiener med. Jahrb. 1863, Heft 1), ein an die Arbeiten von Pasteur über den parasitären Charakter der Infectionskrankheiten sich anschließender Versuch eines Nachweises von dem Vorkommen niedriger Organismen in Wochenbetterkrankungen, und eine größere Arbeit über die „Entwickelungsfehler und Entzündungen des Uterus" in dem von Pitha und Billroth herausgegebenen Handbuche der Chirurgie hervorgehoben zu werden. — Eine Reihe kleinerer Arbeiten Mayrhofer's sind in den Jahrgängen 1867—81 verschiedener Wiener med. Zeitschriften und im Archiv für Gynäkologie erschienen.

Ueber Mayrhofer's Leben und Charakter vgl. Wien. med. Blätter 1882, Nr. 23, 725 und Wien. Presse 1882, Nr. 24, 778.

A. Hirsch.

Mayrhofer: Dr. Sebastian Josef M., einer der bedeutendsten tiroler Landesvertheidiger von 1809, geb. 1782 zu Kollmann in Tirol, ist im J. 1809 dreimal in die Reihen der Landesvertheidiger getreten; war zuerst Korporal in der Studentenschützencompagnie, dann Hauptmann der Schützencompagnie von Villanders, als welcher er mit P. Haspinger bekannt und dessen Adjutant wurde. Am 4. und 5. August nahm er den lebhaftesten Antheil an dem Treffen gegen die sächsische Vorhut bei Oberau, in welchem ihm Oberst v. Henning seinen Degen übergab; auch am 13. August erkämpfte er sich neue Lorbeeren auf dem Berge Isel. Im October desselben Jahres erschien er wieder als Hauptmann einer Compagnie auf dem Wege nach Kärnthen und that sich im Gefechte am Lammersberg hervor. Nach Unterwerfung Tirols durch die Baiern flüchtetete sich M., auf den die Franzosen Jagd machten, glücklich nach Wien, wo er die juridischen Studien beendete, den Doctorgrad erwarb und in einer Advocaturkanzlei arbeitete, bis er 1822 Advocat in Salzburg wurde. Als solcher wirkte er höchst ehrenvoll, bis ihm nach 40 Jahren Altersschwäche veranlaßte, sich ins Privatleben zurückzuziehen. Er starb am 9. Novbr. 1864 in Salzburg.

Salzburger Zeitung vom 12. Novbr. 1864, S. 257; A. Allgem. Ztg. vom 15. und 16. Decbr. 1864, Beil. S. 350 und 351. Oesterr. Ehrenhalle II, 1864 im österr. V. u. M. Kal. S. 11 ff. Hffgr.

Mayseder: Josef M., vorzüglicher Violinspieler und Componist, als Sohn eines akademischen Malers in Wien geboren am 26. Octbr. 1789. Frühzeitig Talent für Musik verrathend wurde er seit seinem 8ten Lebensjahre der Reihe nach von Suche, Orchesterdirector im Theater auf der Wieden, Wranitzky und Schuppanzigh auf der Violine unterrichtet; Clavierspiel und Composition lernte er bei Emanuel Förster. Im Juli 1800 trat M. zum ersten Male im Augartensaale mit einem Violinconcert öffentlich auf und fand so großen Beifall, daß von da an sein Ruf begründet war. Bald darauf spielte er vor der Kaiserin in Laxenburg, in den großen Concerten im kaiserlichen Redoutensaale und in den Quartettaufführungen Schuppanzigh's. Sein Talent entfaltete sich nun immer blühender und fand allseitige Anerkennung. Im J. 1810 wurde er im Hoftheater als Solospieler angestellt; sechs Jahre später trat er in die kaiserliche Hofmusikcapelle ein und wurde auch Mitglied des Domchores bei St. Stephan. In Folge seiner oftmaligen Mitwirkung bei den Bürgerspitals-Concerten wurde er 1811 durch Verleihung der großen goldenen Salvatormedaille und 1817 mit dem Ehrenbürgerrechte ausgezeichnet. Im Jahre 1835 wurde er zum

kaiserlichen Kammervirtuosen, im Jahre 1852 zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft der Musikfreunde ernannt und ihm endlich im Jahre 1862 das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens verliehen. Bis ums Jahr 1840 gab M. jährlich Concerte, allein oder im Vereine anderer Künstler, z. B. mit Hummel und Giuliani die sogenannten Ducatenconcerte (später Moscheles als Ersatz für Hummel). Vorzüglich war er im Quartett und leitete ein solches zuletzt noch bei Fürst Constantin Czartoryski in den Jahren 1843—1856. Beethoven's Quartette spielte er dem Meister so sehr zu Dank, daß dieser ihn einlud, bei seinem Concert am 2. Decbr. 1808 mitzuwirken. Was Mayseder's Spiel so anziehend machte. war weniger die seltene Bravour als die Eleganz in der Bogenführung, der schöne einschmeichelnde Ton und seelenvolle Ausdruck, die Weihe und Hingebung beim Vortrag klassischer Werke. Seine Bescheidenheit hielt ihn von Kunstreisen ab; nur ein einziges Mal begleitete er einen Schüler nach Paris und ließ sich auch dort nur bewegen, in zwei Privathäusern vor ausgesuchtem Kennerkreise (Baillot, Viotti, Kreutzer, Cherubini, Habeneck, Lafont, Baudiot ꝛc.) zu spielen. M. hatte zahlreiche Schüler, besonders in den höheren Dilettantenkreisen. Von seinen Compositionen, meistens für seinen eigenen Vortrag geschrieben, sind 63 Werke im Druck erschienen: 3 Violinconcerte, 2 Concertinos, 6 Polonaisen, 4 Rondeaus, 20 Hefte Variationen, 7 Streichquartette, 3 Quintette, 4 Claviertrios, 3 Sonaten, 3 Divertissements, 1 Phantasie für Clavier und Violine, 1 Trio für Violine, Harfe und Horn, 2 Potpourris, 1 Heft Etuden für eine Violine und 3 Duos für 2 Violinen. Aus seinen nachgelassenen Werken sind hervorzuheben ein achtes Quartett H-moll, und zwei Quintette, Es-dur und E-moll. Eine große Messe, Es-dur, erhebend und dabei doch anmuthig, wird noch heute in der Hofcapelle an bestimmten Festtagen jährlich aufgeführt. Seit 1825 mit Caroline Tiller vermählt, genoß M. das Glück, sich ein sorgenfreies heiteres Alter zu gründen. Allgemein verehrt und geliebt als Mensch und Künstler verschied er am 21. Novbr. 1863. C. F. P.

Mazzuchelli: Alois Graf von M., Commandeur des österreichischen Leopoldordens, Ritter des österreichischen Eisernen Kronordens II. Classe, Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 10, k. k. Feldzeugmeister, geb. 17. Septbr. 1776 zu Brescia, † 5. Aug. 1868 zu Vöslau, war einer der fähigsten, verdienstvollsten Generale italienischer Abkunft in Oesterreichs Heere. Rühmliches Andenken gebührt aber auch seiner viel bewährten Charakterfestigkeit sowie seiner Treue und Hingebung an Habsburgs Kaiserhaus, welch letztere Eigenschaften keine Abschwächung dadurch erleiden, daß M. von 1795 bis 1814 im republikanisch- und dann im königlich-italienischen Heere gedient hatte; es bekundet dieses Verhalten vielmehr ein vollkommen selbstloses Erfassen unabwendbarer geschichtlicher Ereignisse. M. kam als Sohn des 1736 zum venetianischen Conte erhobenen Franz Mazzuchelli zur Welt und zählt somit zu jener Brescianer Patricierfamilie, deren Name auf dem Gebiete der italienischen Litteratur durch mehrere Mitglieder bestens vertreten ist. Ihm selbst wurde 1830 die erbländische österreichische Grafenwürde verliehen. Nachdem M. im elterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung genossen, trat er in das Jesuitencollegium zu Prato in Toscana, wo eifrig betriebene humanitär-linguistische Studien den Grund zu seiner späteren wissenschaftlichen Vielseitigkeit legten. Sein Eintritt in den Militärstand wurde 1795 durch die seit der großen französischen Revolution auch in Italien eingeführte allgemeine Wehrpflicht (leva) veranlaßt; er diente anfänglich in der Genietruppe, dann im Generalstabe. Im J. 1807 befand sich M. als Oberst, Generaladjutant und Generalstabschef der franco-italienischen Division Teulié bei den Belagerungstruppen von Colberg; dort bot sich dem rührigen, umsichtigen M. die erste bedeutende Gelegenheit zur Entwicklung seiner Leistungsfähigkeit, denn er versah nicht nur die Pflichten seiner Stellung, sondern auch bei dem Mangel an Genie-

offizieren den Dienst eines Geniechefs. In Anerkennung seiner hervorragenden Verwendbarkeit erfolgte die Ernennung Mazzuchelli's zum Brigadegeneral, als welcher er 1808 zur Division Pino die Bestimmung erhielt. Fünf Jahre, 1808 bis 1812, focht und wirkte nun M. auf spanischem Kriegsschauplatze; die Kämpfe von Figuerra und Barcelona, auf den Höhen von Castellar, um Hostalrich bei Gerona, auf den Campi di Valli, bei Roncivalles, bei Molina Almunia und bei Valencia sind seine bemerkenswerthesten Ehrentage aus jener Zeit. Nach 1812 wurde M. zum Nachfolger des General Robert im Commando von Valencia bestimmt, im J. 1813 nach Italien berufen, um dem Vordringen österreichischer Truppen in Tirol entgegen zu treten, welches er aber nicht verhindern konnte. 1814 erfolgte unmittelbar nach der Abreise des Vicekönigs Eugen Beauharnais von Mailand die Ernennung Mazzuchelli's zum Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes der italienischen Armee. In letzterer Eigenschaft führte M. mit dem k. k. Feldmarschall Grafen Bellegarde die Verhandlungen über die Uebernahms-Modalitäten der italienischen Armee in österreichische Dienste, leitete deren Durchführung und wurde bei dieser Gelegenheit zum k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Truppendivisionär zu Laibach ernannt. Nur kurze Zeit verblieb M. auf diesem Posten; schon 1815 übernahm er das Commando über eine Truppendivision beim 2. Armeecorps in Deutschland; Ende Juni wurde er zur Cernirung von Neu-Breisach und Schlettstadt beordert, wo er durch Wiederbesetzung des Dorfes Wolfgangsheim die erste lobend anerkannte Waffenthat unter Oesterreichs Fahnen zu vollführen in der Lage war. Ehrende Anerkennung fand auch sein rechtzeitiges Eingreifen in den Kampf, als die Besatzung Straßburgs den 9. Juli gegen die Stellung bei Oberhausbergen vorbrach, sowie sein geschicktes, entschiedenes Zurückweisen der Ausfälle aus Schlettstadt am 14. und 16. Juli. Nachdem M. im September die Blockade von Landau befehligt, selbes von den Franzosen übernommen und die Grenz-Demarcationsverhandlungen zu Basel beendet hatte, kehrte er 1816 als Truppendivisionär nach Laibach zurück. Nunmehr wirkte M. mit stets gleicher Rührigkeit und Pflichttreue von 1817—1830 als Stellvertreter des commandirenden Generals zu Graz, 1830—1834 beim Hofkriegsrathe zu Wien, 1834—1839 als commandirender General in Mähren, 1839—1845 als Festungsgouverneur zu Mantua, worauf er 69 Jahre alt in den Ruhestand trat und seine Geburtsstadt Brescia zum Aufenthaltsort wählte. Dort widmete sich M. ausschließlich wissenschaftlichen Arbeiten, wie dies die, durch seine Thätigkeit und seine Liberalität bereicherte Bibliothek und dann verschiedene andere Sammlungen Brescia's beweisen. Mazzuchelli's Verbleiben in seiner Vaterstadt war jedoch von nur kurzer Dauer; die 1848 an ihn gestellte Zumuthung, das Commando der lombardischen Nationalgarde zu übernehmen, widerstrebte der Art seiner gewissenhaften Anhänglichkeit an Oesterreichs Regentenhaus, daß er unverzüglich für immer Brescia verließ und nunmehr abwechselnd zu Wien und Vöslau lebte. M. starb in dem hohen Alter von 92 Jahren und bewahrte bis an sein Lebensende geistige Regsamkeit, kaustischen Witz, humane Anschauungen und mit italienischer Lebhaftigkeit gepaarte französische Urbanität. Aus seiner 1800 mit Pauline d'Eydery de St. Laurent geschlossenen Ehe entstammen der gegenwärtig pensionirte k. k. Landesgerichtspräsident Gf. Johann M. und 3 Töchter.

Vacani, Storia delle campagne degl' Italiani in Ispagna, Milano 1823. Lombroso, Galleria militare, Milano 1841. Lombroso, Vite dei generali primarii ed ufficiali italiani, Milano 1843. Theils auch nach persönlichen Mittheilungen. Schz.

Mebold: Karl August M., Publicist, geb. zu Spielberg im württembergischen Oberamt Nagold am 12. Februar 1798, † in Stuttgart am 20. August

1854. Nachdem der Pfarrerssohn 1812—1816 die Seminare in Schönthal und Maulbronn, dann bis 1820 das Tübinger Stift, stets als Primus, durchlaufen, war M. seit 1821 Repetent in dem genannten theologischen Stift, als er im Herbst 1824 der durch ganz Deutschland gehenden Untersuchung gegen die Burschenschaft anheimfiel und im Mai 1825 „wegen Theilnahme an einer hochverrätherischen Verbindung neben Entsetzung von seiner Repetentenstelle zu einer 2½jährigen Festungsstrafe mit angemessener Beschäftigung" verurtheilt wurde. Jahr und Tag saß er nun mit seinem nachmaligen Collegen an der Allgemeinen Zeitung, Kolb, dem Jenenser Hase u. A. auf Hohenasperg (s. Bd. XVI. S. 458). Dann galt es als Litterat in Stuttgart den Lebensunterhalt zu verdienen, eine Zeitlang mit Herausgabe der tüchtigen Deutschen Zeitung, deren Fortbestand aber bald an den damaligen Zeitverhältnissen scheiterte, darauf mit Uebersetzen ciceronianischer Schriften für die Schwab-Tafel'sche Sammlung, dem günstig aufgenommenen Werk: „Der 30jährige Krieg und seine Helden", 1836 ff., bis die Cotta'sche Buchhandlung, welche M. schon seit 1827 als Hauptmitarbeiter und theilweise Redacteur des „Ausland" und anderer Zeitschriften verwendet hatte, ihn 1842 nach Augsburg in die Redaction der Allgemeinen Zeitung berief. Dieser widmete fortan der tief angelegte, umfassend gebildete Mann seine nicht gewöhnliche Kraft, die nur vor der Zeit „mit den Hoffnungen Deutschlands brach. Denn M., eine anspruchslose und schlichte süddeutsche Natur durch und durch, war gleichwohl nach seiner politischen Ueberzeugung, jedoch ohne allen Parteihaß, ein Anhänger der Gagern'schen Kaiseridee, ein entschiedener grundehrlicher Gothaer und seine „Erörterungen über deutsche Politik" in der Allgemeinen Zeitung 1848—1850 gehören ohne Frage zu dem Tiefsten, Bestgedachten und Bestgesagten, was für diesen Plan, das schwere deutsche Rätsel zu lösen, damals zur Oeffentlichkeit gelangt ist. Aber M. machte seine Politik nicht bloß mit dem Kopf, sondern mit innigster Herzenstheilnahme, und vom verhängnisvollen Jahre 1850 an ward er still und trüb und körperlich leidend." So ist er dann im August 1854, als er von einer Badereise nach dem von der Cholera heimgesuchten Augsburg zurückkehrte und von da sofort nach Stuttgart reiste, dort gleich nach seiner Ankunft gestorben.

Vgl. die von seinem Studiengenossen Albert Knapp in Stuttgart gehaltene Leichenrede mit Gustav Kolbs Zusätzen in der Allgem. Zeitung, 1854, S. 4041 f. J. Hartmann.

Mechau: Jakob Wilhelm M., Landschaftsmaler und Radirer, geboren zu Leipzig am 16. Januar 1745, † in Dresden am 14. März 1808, war ein Sohn des Rathsbuchhalters M. in Leipzig. Die erste Anregung zur Kunst, welche auf ihn einwirkte, ging von dem Maler Benjamin Calau aus, der in dem Hause seiner Eltern wohnte. Seine künstlerische Ausbildung empfing er in Berlin, wo er drei Jahre lang Schüler des Hofmalers Bernhard Rode war, aber auch Le Sueurs Unterricht genoß, und auf der Akademie zu Dresden, wo er beinahe vier Jahre verlebte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt beschäftigte er sich mit Anfertigung von Zeichnungen für buchhändlerische Unternehmungen, bis er im September 1776 mit seinem Freunde Füger nach Rom reiste; hier entschied er sich für das Landschaftsfach. Sein Aufenthalt in Italien hatte vier Jahre gedauert, als er sich nach Leipzig zurückbegab; im J. 1790 ging er jedoch zum zweiten Male nach Rom, und erst die Wegführung des Papstes von dort bewog ihn Italien wieder zu verlassen. Er schlug nun seinen Wohnsitz in Dresden auf, wo er sein Leben beschloß. In Gemeinschaft mit Joh. Chrn. Reinhart und Dies gab er heraus: „Malerisch radirte Prospekte von Italien, nach der Natur gezeichnet und zu Rom radirt" (72 Platten. Nürnberg 1792 bis 1799).

Bibliothek der redenden und bildenden Künste, Bd. 5, Stück 1, Leipzig 1808. 8°. S. 16—33. Meusel, Teutsches Künstlerlexikon, 2. Ausg. Bd. 2. 1809. S. 28 ff. Nagler, Allgemeines Künstler-Lexikon, Bd. 8. 1839. S. 527 ff. — d.

Mechel: Christian von M., Kupferstecher, geb. zu Basel 1737, † zu Berlin 1818. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, weihte er sich, seinem Genius folgend, der Kunst. Nachdem er bei der Künstlerfamilie Preisler in Nürnberg den ersten Kunstunterricht genossen hatte, begab er sich 1757 nach Paris, wo er sich unter der Leitung des berühmten Wille zum Kupferstecher herausbildete. Verschiedene ihm aufgetragene Arbeiten hielten ihn bis 1764 in der französischen Metropole zurück. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied des großen Rathes in seiner Vaterstadt, doch machte er sich schon im nächsten Jahre wieder auf die Reise. Diesmal war Italien das Ziel seiner Sehnsucht. Die großherzogliche Malerakademie zu Florenz ernannte ihn zu ihrem Mitgliede, in Rom wurde Winkelmann sein Freund. Bereichert mit reichlichen Erfahrungen, die ihm das Studium in den italienischen Sammlungen zugeführt hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und errichtete daselbst eine Kunsthandlung, die mit einer Zeichen- und Kupferstecherschule in Verbindung stand; da er zugleich Verleger war, so unternahm er die Herausgabe verschiedener illustrirter Werke; so das Gallerriewerk von Düsseldorf in zwei Bänden, bei dem es zu bedauern ist, daß immer ganze Wände mit ihren Bildern auf der Kupferplatte dargestellt werden, wobei die kleinen Bilder durch die übermäßige Verkleinerung gar nicht zur Geltung kommen können; dann das Holbeinwerk, in welchem aber der große Meister kaum zu erkennen und zu würdigen ist. Ein Besuch des Kaisers Joseph II. in Basel 1777 war Veranlassung, daß er einen Ruf nach Wien erhielt, wo er die kaiserliche Gemäldegallerie im Belvedere einrichtete und einen Katalog derselben in 4 Bänden herausgab (1783), der indessen für die neue Kunstforschung wenig brauchbar ist. Im J. 1787 kam er wieder nach Basel, besuchte 1789 abermals Rom. Der Ausbruch der französischen Revolution zwang ihn, in seinem Geschäfte auf die veränderten Zeitumstände Rücksicht zu nehmen. In seinem hohen Alter kam er noch nach Berlin, wo ihn die k. Akademie zum wirklichen Mitgliede ernannte, wo ihn auch der Tod ereilte. Außer den Stichen für das erwähnte Holbeinwerk lieferte er noch viele andere, die sich indessen kaum über die Grenze des Mittelmäßigen erheben; sie stellen Bildnisse, schweizer Trachten und allegorische Compositionen dar.

S. Füßli, Allg. Künstlerlex. Wessely.

Mechenem: Israel von M., Goldschmied und Kupferstecher, war zu Bocholt in Westfalen ansäßig und scheint einer bereits im J. 1407 daselbst nachgewiesenen Familie zu entstammen. Im J. 1482 wird er zuerst in den städtischen Urkunden erwähnt; in den Jahren 1487, 1488, 1497 und 1498 kommen Ausgaben darin vor für Silberarbeiten, die M. geliefert. Er starb den 11. November 1503 zu Bocholt. M. hat eine sehr große Anzahl wegen ihres Alters sehr gesuchter Stiche geliefert (Passavant bringt sie auf die Zahl 267, die noch nicht erschöpfend ist); diese Blätter stellen in der Hauptsache religiöse Gegenstände vor, jedoch hat er auch Vorwürfe aus dem Leben und eine ziemliche Anzahl Ornamente geliefert. Er scheint sich bei Franz von Bocholt ausgebildet zu haben; jedenfalls besaß er Platten dieses Stechers, die er dann mit seinem eigenen Monogramm versah. Copirt hat er viel nach Schongauer, ferner nach Dürer. Uebrigens sind seine Stiche, vom Kunstwerth betrachtet, unbedeutend; er verstand sich weder auf correcte Zeichnung noch auf Perspective, und seine Figuren sind zu mager und unbeholfen. Am meisten befriedigt er deshalb im Ornament, und seine sittenbildlichen Darstellungen haben Werth für die Culturgeschichte der

Zeit. Er stellte auch sein und seiner Frau Ida Bildniß auf einem Stiche dar (Bartsch Nr. 1); der bärtige Kopf mit Turban (B. 2), der unterzeichnet ist: Israel van Mechenem Goltsmit, stellt nicht ihn, sondern ein beliebiges Porträt vor, und die Unterschrift bedeutet blos den Verfertiger.

Wilh. Schmidt.

Mechtel: Johann M., geb. zu Pfalzel (Palatiolum) bei Trier (wann?), 1595 Stiftsherr zu S. Georg in Limburg a. d. Lahn, dann Dechant desselben Stifts. Mißhelligkeiten mit den Capitularen veranlaßten seine Resignation auf diese Dignität, worauf er Canonicus in S. Paulin bei Trier wurde. In Limburg bearbeitete er die berühmte „Limburger Chronik“, welche früher vielfach als sein Werk bezeichnet wurde, deren größerer und älterer Theil hauptsächlich auf Tilmann Elhelm (Emmel?) von Wolfhagen zurückzuführen ist. Vgl. Arthur Wyß, Die Limburger Chronik untersucht u. s. f. Marburg 1875. Die Ausgaben der Chronik verzeichnet bei Lorenz, Deutschl. Geschichtsquellen[2] I, 118, wo indessen die Ausgabe Hontheims (Prodr. Hist. Trev. II, 1048) übersehen ist. Mechtel's Todesjahr ist ebenfalls unbekannt.

Ein anderer Johann M., gleichfalls aus Pfalzel, war Pfarrer von Elsen im Erzstift Trier, er ist Verfasser des in der Trier'schen Stadtbibliothek handschriftlich erhaltenen Werkes Pagus Logenahe. Man hält ihn für den Oheim des ersteren, nach Andern wären beide identisch.

Vgl. Trierische Kronik VII (1822), S. 163.

F. X. Kraus.

Mechthild (von Magdeburg) wurde um das Jahr 1212 im Gebiete des Erzbisthums Magdeburg geboren, wahrscheinlich von adligen Eltern, die ihr eine sorgfältige Erziehung zu Theil werden ließen. Schon mit zwölf Jahren ward ihr Sinn auf das geistliche Leben gerichtet, um 1235 verließ sie, 23jährig, ihre Angehörigen — ein jüngerer Bruder Balduin wurde durch Mechthilds Vermittlung Dominicaner, später Subprior zu Halle — und wandte sich nach Magdeburg, wo sie Niemanden kannte außer einer Person, von der sie sich aber fernhielt aus Furcht, dieselbe möchte sie in ihrem Entschlusse, völlig zurückgezogen zu leben, wankend machen. Hier in Magdeburg lebte M. nun mehr als 30 Jahre als Begine, anfänglich nicht ohne gegen die eigene Sinnlichkeit ankämpfen zu müssen. Von Gott reich mit Gesichten begnadigt, verkündete sie diese wider ihren Willen nur auf Gottes und ihres wol dem Predigerorden angehörigen Beichtigers Geheiß und zog sich durch die Offenmüthigkeit, mit der sie, die ungelehrte Laiin (wan ich der schrift ungeleret bin, S. 56; ir wellent lere haben von mir und ich selber ungeleret bin, S. 237; vgl. auch S. 53), sich über die Verweltlichung und Entartung der Geistlichkeit insbesondere der magdeburgischen äußerte, Haß und Verfolgung zu und selbst christlich Gesinnte verhehlten nicht ihre Bedenken über den Werth ihrer Mahnrufe. Sie fragten, was ihnen ein solches Deutsch solle und glaubten „es sei aus Muthwillen erdacht und aus falscher Heiligkeit vorgebracht“. Von solchen äußeren Anfechtungen bedrängt, dabei kränklich, entschloß sich M. Magdeburg zu verlassen und trat um 1270 in das Cistercienserinnenkloster Helfta bei Eisleben, wo sie volles Verständniß ihres gottgeweihten Lebens voraussetzen durfte. Gerade damals stand jenes Kloster unter der ausgezeichneten Aebtissin Gertrud von Hackeborn (s. Bd. IX, 73; sie starb Ende 1292) auf dem Höhepunkt geistigen Lebens, dort fand M. in Mechthild von Hackeborn (s. u.) und in der jüngeren Gertrud (Bd. IX, 74; ihr Todesjahr fällt um 1301) geistesverwandte Naturen. Im Kreise der Helftaer Nonnen lebte M., viel kränkelnd, noch zwölf Jahre bis zu ihrem Tode um 1282, hochverehrt von ihren visionären Colleginnen, denen wiederholt Eingebungen über sie zu Theil wurden. Dem göttlichen Willen gehorchend hat M. ihre Betrach-

tungen und Offenbarungen „Das fließende Licht der Gottheit“ eigenhändig aufgezeichnet. Als sie ihre im J. 1250 begonnenen geistlichen Memoiren bis zum Jahre 1265 fortgeführt hatte, glaubte sie aufhören zu können. Der ihr befreundete Dominicanerbruder Heinrich von Halle, Lector zu Rupin (der vor M. starb) sammelte die einzelnen Stücke, so wie sie der Zeit nach hinter einander entstanden waren und schied sie in 6 Theile. Später ordnete er das Ganze nach dem sachlichen Inhalt gleichfalls in 6 Bücher und diese letztere Gestalt wurde Grundlage für die lateinische freie Uebersetzung „Lux divinitatis“, die ein anderer, gleichfalls M. nahestehender Bruder Heinrich, Lector des Predigerordens bald nach ihrem Tode herstellte. Das niederdeutsche Original, dem M., vom Geiste getrieben, in Helfta noch ein weiteres, siebentes Buch hinzufügte, ist noch nicht wieder aufgefunden; wir besitzen aber eine von Heinrich von Nördlingen (s. diesen) um das J. 1344 zu Basel verfaßte oberdeutsche Uebertragung der sieben Theile, in welcher Mechthilds Werk im 14. Jahrhundert den mystischen Kreisen zu Kaisheim, Medingen und Engelthal zugänglich wurde und nicht ohne Einfluß auf ähnliche Aufzeichnungen geblieben ist. — In der umfangreichen, meist von Frauen herrührenden Litteratur von Offenbarungen in deutscher Sprache nimmt Mechthilds Fließendes Licht der Gottheit, das älteste Werk dieser Gattung, unstreitig die erste Stelle ein. Die Schrift „bezeichnet einen Höhepunkt deutscher Frauenbildung und religiösen Lebens im Mittelalter“. M. überragt die späteren deutschen Visionärinnen an hohem Ernst, mit dem sie den ihr von Gott übertragenen Beruf erfaßt. Wo sie Schäden, namentlich auf kirchlichem Gebiete zu erkennen meint, kargt sie nicht mit schärfsten Ausdrücken, aber diesem Eifer, diesem von seiner Berechtigung ganz durchdrungenen Zorne fehlt das Herbe und nüchtern Verstandesmäßige, wie wir es in den Prophezeihungen und Gesichten einer Hildegard von Bingen vorwiegend wahrnehmen. Der Mangel an Liebe zu Gott ist es, aus dem sich für M. alle Fehler und Laster der Menschen erklären. Diese „deutsche Minne, die von Gott Kunde giebt und sich gern auch dem kleinsten Kinde mittheilt“, zu der M. ihre Mitmenschen zurückführen möchte, sie ist die Seele ihres eigenen Wesens, die überall erkennbar ist, auch da, wo sie Gebrechen geißelt, mit Gottes Zorn droht. Neben einer prophetischen Richtung ihrer Offenbarungen, die sich wie bei Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau mit der Außenwelt, mit der Noth der Zeit, insbesondere den gegenwärtigen kirchlichen Zuständen, sowie mit den letzten Dingen — hierin vielleicht an die joachitischen Schriften anknüpfend — befaßt, tritt eine andere, mehr contemplativer Natur, die immer und immer wieder den einen Hauptgedanken aller Mystik behandelt, Gott in der eigenen Persönlichkeit zu erleben. Der Wechselverkehr zwischen Gott und der Seele als Braut Gottes, den schon das Hohe Lied feiert, ist Mechthilds Lieblingsthema, das sie anschaulich in edler Sprache und mit großer Wärme der Empfindung zu schildern weiß. M. hat sich in ihrem Werke an keinen bestimmten Versbau gehalten, aber in der Begeisterung, mit der sie schreibt, geht ihre Prosa gar oft in Poesie über, ihre Sprache wird zum Gesang. Sie schwelgt in Reimen und Assonanzen und läßt ihre reiche schöne Phantasie in glänzenden wenn auch oft kühnen Bildern ausströmen. Sie berührt die tiefsten Fragen des Seelenlebens, die höchsten Wahrheiten und Geheimnisse des Glaubens, nur selten und jedesfalls ihr selbst völlig unbewußt die von der katholischen Lehre gezogenen Grenzen überschreitend. Im Fluge der Beschauung durcheilt sie die Hölle und giebt über deren und des Fegfeuers Qualen sowie über die Herrlichkeit des Himmels farbenreiche Schilderungen, wie wir sie später ähnlich bei Dante antreffen. Ja es ist wahrscheinlich, daß Mechthilds politische Prophezeihungen in Dante's Göttliche Komödie Eingang fanden und daß die deutsche Nonne dort als Matelda, Dante's Füh-

rerin im irdischen Paradiese neben Beatrice fortlebt. Dann aber ist M. das erste Beispiel in unserer Litteratur, wo wir Deutsche, die wir so vieles vom Ausland entlehnten, selbst auf andere Nationen eingewirkt haben. Mechthilds Werk ist ganz unter den Eindrücken des Ritter- und Hoflebens, in denen sie aufwuchs, entstanden. Die Magdeburger Begine zieht nicht nur dadurch an, weil sie zuerst in deutscher Sprache — des Lateinischen war sie nicht mächtig — ihr reiches Gefühlsleben ausströmen ließ, während eine Hildegard von Bingen und die Helstaer Visionärinnen lateinisch schrieben; sie interessirt den Litterarhistoriker ganz besonders auch darum, weil ihre Kenntnisse, die Fülle ihrer Anschauungen und Gedanken, die doch vorbereitet sein mußten, auf eine höhere Stufe geistig-religiösen Lebens in Norddeutschland schließen lassen, als wir das im allgemeinen für die damalige Zeit anzunehmen geneigt sind. Andererseits ist wieder die Lehre Meister Eckhart's durch M. von Magdeburg und die Helstaer Nonnen vorbereitet worden, auch wenn es an stricten Beweisen dafür fehlt.

Vgl. Gall Morel, Offenbarungen der Schwester Mechthild von Magdeburg oder das fließende Licht der Gottheit, Regensburg 1869. Der lateinische Text gedruckt im 2. Bande der Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae, Pictavii et Parisiis 1877. Greith, Die deutsche Mystik im Predigerorden, 1861, S. 53 ff., 207 ff. Preger in den Münchner Sitzungsberichten 1869, II, 2, 151 ff. und Geschichte der deutschen Mystik im Mittelalter 1, 70 f., 91 ff. Denifle, Hist.-politische Blätter 75, 695 ff. Strauch, Margaretha Ebner und Heinrich von Nördlingen, 1882, S. 371, 374 ff., 377 und Zeitschrift für deutsches Alterthum, 27, S. 368 ff. Zur Mateldafrage, in der außer mehreren anderen Vermuthungen Einige sich für Mechthild von Hackeborn, Andere für Mechthild von Magdeburg entschieden haben, vgl. Lubin, La Matelda di Dante, Graz 1860. Böhmer im Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft 3, 101 ff. Preger, Dante's Matelda, München 1873. Paquelin und Scartazzini (der beide Hypothesen bekämpft) im Jahrbuch der deutschen Dante-Gesellschaft 4, 405 ff., 411 ff. Vorreden zum 2. Bande der Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae und die neuesten Dantecommentare.

Philipp Strauch.

Mechthild von Hackeborn, geboren 1242 auf der Burg zu Helfta bei Eisleben, trat wider Willen ihrer Eltern mit 7 Jahren (1249) in das damals noch im nahen Rodardesdorf befindliche, 1258 nach Helfta verlegte Cistercienserinnenkloster, anläßlich eines mit ihrer Mutter dort abgestatteten Besuches. Unter der Leitung ihrer älteren Schwester Gertrud, die 1232 geboren, seit 1251 über 40 Jahre lang segensreich wirkend dem Kloster als Aebtissin vorstand (s. Bd. IX, 73), dann auch im Verkehr mit Dominicanerbrüdern wurde M. für das geistliche und geistige Leben herangebildet, das gerade in Helfta durch sie und andere gottbegnadete Frauen, wie Mechthild von Magdeburg, die um 1270 nach Helfta kam und dort um 1282 starb (s. o.), Mechthild von Wippra (Sang- und Lehrmeisterin, lebte noch um 1303) und die jüngere Gertrud (geboren 1256, † um 1301, s. Bd. IX, 74) zu hoher Blüthe gelangte. Schon in früher Jugend offenbarte Gott der M. viele seiner Heimlichkeiten und verlieh ihr neben dieser geistlichen und innerlichen Gnade auch natürliche und äußere, so „im Verständnisse der Schriften und im Wohlklange der Stimme“. Wegen der Schönheit ihres Gesanges wurde ihr, „der Philomele Gottes“, später das Amt einer Sangmeisterin übertragen. Aber es fehlte auch nicht an mancherlei Leiden, wie Kopfschmerz, Steinleiden und Entzündung der Leber, die Gott ihr als Prüfung auferlegte, sie selbst aber noch durch gelegentliche Kasteiungen verschärfte. M. starb am 19. Novbr. 1299, nachdem sie in den letzten drei Jahren von be-

ständigen Schmerzen gequält worden war. Ihr Fest wird am 26. Februar gefeiert. In einer längeren Krankheit, die sie in ihrem 50. Lebensjahre zwischen Advents- und Fastenzeit 1292/3 befiel, während welcher ihre Schwester, die Aebtissin starb, ihr selbst aber die wunderbarsten Geheimnisse Gottes offenbart wurden, theilte sie zuerst auch Andern die innerlichen Gnadenbeweise mit, die sie so viele Jahre bei sich verborgen gehalten hatte. Was sie seit (gelegentlich auch vor) 1292 geistig durchlebt und insbesondere ihrer Freundin, wohl der jüngeren Gertrud, deren eigene Offenbarungen (Legatus divinae pietatis, Gertrudenbuch) sich gleichfalls öfters mit M. beschäftigen, anvertraut hat, bildet — aber es ist nur wenig gegenüber dem, was übergangen wurde — den Inhalt des in lateinischer Sprache geschriebenen Liber specialis gratiae, der ohne Mechthilds Wissen von zweien ihrer Mitschwestern verfaßt wurde und zwar so, daß eine von ihnen nach Mechthilds eigenen Mittheilungen und nach den Aussagen und Aufzeichnungen der anderen (eigentlich ersten) Schreiberin, die aller Wahrscheinlichkeit nach die jüngere Gertrud selbst war, das Ganze redigirte. Auf Befehl der Aebtissin wurde das Werk bald nach Mechthilds Tod veröffentlicht, nachdem sie selbst noch durch göttliche Eingebung von der Niederschrift ihrer Gesichte erfahren, sich von den beiden Schreiberinnen das Ganze mit Ausnahme des Vorworts und Schlusses hatte vorlesen lassen, es bestätigt und corrigirt hatte. Die fünf Bücher, in die das Werk eingetheilt ist, zeigen eine wenn auch nicht streng durchgeführte systematische Anordnung. Im ersten sind Mechthilds Offenbarungen über die Hauptfeste, wie sie sich im Kirchenjahre folgen und über einige Heilige, namentlich über die Jungfrau Maria erzählt, im zweiten die besonderen Begnadigungen, die M. an sich selbst erfahren, das dritte und vierte Buch giebt Belehrungen bezüglich des Lobes Gottes und des menschlichen Heiles; der letzte Theil endlich schildert wie der fünfte des Gertrudenbuches vorwiegend Mechthilds Verkehr mit den Seelen Verstorbener, insbesondere verstorbener Klosterangehöriger. Anhangweise sind diesen fünf Theilen dann noch ein sechster und siebenter beigegeben, die uns über die letzten Lebenstage, die Tugenden und Verdienste des Geschwisterpaares Gertrud und M. von Hackeborn zum Zwecke ihrer Verherrlichung unterrichten. Daß die jüngere Gertrud auch bei der Abfassung dieses Anhangs, wenigstens des siebenten Theiles, betheiligt war, ist höchst wahrscheinlich. Wir erfahren aus dem Liber specialis gratiae, über das M. die Eingebung erhielt, es wäre aus dem göttlichen Herzen geflossen und würde in dasselbe zurückfließen, daß sich die Helftaer Nonnen um M. wie um einen Prediger scharten, um Gottes Wort zu hören, von ihr in Gebeten, die sie selbst zahlreich dictirte, unterwiesen zu werden. Wegen ihrer prophetischen Begabung und hohen Einsicht wurde sie wie eine Heilige verehrt, mannigfach nicht nur von Klosterangehörigen sondern auch von Auswärtigen, die oft aus weiter Ferne zu ihr kamen, um Rath und Trost angegangen. „In thätiger Nächstenliebe und mildem Umgange diente sie den Unglücklichen mit herzlichem Mitleide, den Sündern mit der Hülfe des Gebetes, den Nachlässigen mit zurechtweisender Ermahnung, den Unwissenden mit belehrendem Worte". Lehre und Liebe werden uns als die Grundzüge ihres Wesens und Wirkens bezeichnet. Die Worte des Evangeliums las M. stets mit solchem Feuer, daß sie die Zuhörenden zur Andacht erweckte, mit besonderer Gluth aber sprach sie über die Liebe und „es brannten dann ihre Worte gleich den Worten des Elias wie Fackeln". In ihren Offenbarungen nimmt das Geheimniß der Menschwerdung Gottes die erste Stelle ein. Christus erscheint nicht nur als Erlöser sondern auch als Mittler zwischen Gott und dem Menschen. Um der Liebe willen hat Christus dies Amt des Vermittlers auf sich genommen. Was die Sprache im Liber specialis gratiae betrifft, so steht sie an poetischem Schwung Mechthilds von Magdeburg Fließendem Licht der Gottheit nach; sie entbehrt wohl nicht der Bilder,

die mit Vorliebe aus der Natur genommen sind, aber diese sind nur „Hülfsmittel des Gedankens“ und wirken durch Wiederholung etwas monoton. Bei der jüngeren Gertrud, deren Charakter energischer war als der der liebenswürdigen, feinsinnigen M., sind die Bilder und Vergleiche ausgeführter, anschaulicher, aber bisweilen auch gesuchter. Das weltliche Leben liegt M. nicht so fern, daß sie nicht öfter dadurch das geistige und himmlische uns näher zu bringen und zu veranschaulichen suchte. Mechthilds Offenbarungen fanden große Verbreitung. Die ältesten Handschriften — die jetzige St. Galler gehörte einst dem Mystiker Joh. Tauler — sind auch die vollständigsten. Später wurde das Werk verschiedentlich redigirt und abgekürzt, in welch letzterer Fassung, die später noch weitere Kürzungen und Veränderungen erfuhr, es seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts mehrfach gedruckt und übersetzt wurde. In der deutschen Bearbeitung trägt das Werk den Titel „Buch geistlicher Gnaden“. Flacius Illyricus nennt M. unter den Zeugen der Wahrheit und möglicherweise war schon zu Boccaccio's Zeit die Kunde des Mechthildenbuches bis nach Italien vorgedrungen (Decamerone 7, 1 nennt La lauda di donna Matelda, das göttliche Lob aber bildet einen wesentlichen Bestandtheil des Liber specialis gratiae), welche Thatsache, falls sie richtig gedeutet sein sollte, die Ansicht einiger Gelehrten stützen könnte, daß für Dante's Matelda in der Göttlichen Komödie M. Vorbild gewesen sei. Einstweilen spricht jedoch manches mehr zu Gunsten der Mechthild von Magdeburg, für die Preger eingetreten ist, möglich freilich auch, daß in Dante's Matelda die beiden deutschen Helstaer Mechthilden zu einer Person zusammengeflossen sind.

Vgl. die Ausgabe des Liber specialis gratiae im 2. Bande der Revelationes Gertrudianae ac Mechtildianae, Pictavii et Parisiis 1877. Deutsche Uebersetzung von J. Müller, Regensburg 1880. Preger, Dante's Matelda, München 1873, S. 11 ff. und Gesch. der deutschen Mystik im Mittelalter 1, 79 ff., 116 ff. Denifle, Hist.-politische Blätter 75, 699 ff. Zeitschrift für deutsches Alterthum, Bd. 27 S. 373 ff. Zur Mateldafrage vgl. die oben unter Mechthild von Magdeburg verzeichnete Litteratur.

Philipp Strauch.

Meckbach: Wilhelm Rudolf von M. (oder Megbach, nicht Merkbach). Geb. 1543, † am 24. Febr. 1603 a. St. Vater: Johann, Burgmann auf Grünenberg und hessischer Amtmann zu Landeck; Mutter: Margaretha Steuber von Nellenburg. M. studirte zu Marburg, Jena, Löwen, Paris, Bourges, Angers und Orleans und wurde auf letzterer Hochschule Licentiat, zu Marburg 1566 Doctor der Rechte. Bald danach trat er als Hofrath in die Dienste des Landgrafen Wilhelm IV. von Hessen, in welche er zurückkehrte, nachdem er von 1578—1585 Kanzler zu Coburg gewesen. 1586—1598 diente er dann dem Administrator von Magdeburg, Markgrafen Joachim Friedrich von Brandenburg, als geheimer Rath und Kanzler zu Halle. In dieser Stellung dürfte er die Politik seines Herrn geleitet haben und sein Bestreben war, wie es scheint, insbesondere dahin gerichtet, die „Freistellung“, die Zulassung von Protestanten zu Reichsstiften, durch nachdrückliches, gemeinsames Handeln der Protestanten — zunächst zum Nutzen des Hauses Brandenburg — durchzusetzen. Schon 1593 erregte jedoch seine leidenschaftliche Schroffheit gelegentlich des Straßburger Bisthumsstreites das Mißfallen gemäßigter Glaubensgenossen. Auf dem Reichstage von 1594 führte sein Versuch, den Sitz für Magdeburg gewaltsam einzunehmen, zu heftigem Streite mit den Katholiken und zur Unterbrechung der Berathungen, nicht aber zum Ziele. Nachdem sein Herr Kurfürst von Brandenburg geworden, schied M. — ob freiwillig oder gezwungen, ist unbekannt — aus seiner Stellung und lebte seitdem meistens in Zurückgezogenheit auf seinem von dem Grafen

von Mansfeld zu Lehen gehenden Gute Helmsdorf. Im Herbst 1600 weilte er zu Prag und der damals von Geisteskrankheit heimgesuchte Kaiser Rudolf II. pflog mit ihm wiederholt geheime Besprechungen über Reichsangelegenheiten, welche jedoch weder für ihn noch für seine Partei irgend welche Früchte trugen. Von seinen ersten Dienstesszeiten an häufig zu Gesandtschaften verwendet, hatte er zahlreiche Bekanntschaften und Verbindungen im Reiche und im Auslande angeknüpft; die hessischen Fürsten bestellten ihn zum geheimen, die Könige Friedrich II. und Christian IV. von Dänemark zum einfachen „Rat von Haus aus". 1565 heirathete er Margaretha Schneidewin, die Tochter des kurländischen Kanzlers Heinrich Schneidewin, mit welcher er neun Kinder erzeugte. Seine Söhne traten meist in kaiserliche Kriegsdienste, erreichten indeß, soviel uns bekannt, keine hervorragende Stellung.

Dreyhaupt, Pagus Neletici et Nodzici II, 667; Sattler, Geschichte des Herzogthums Württemberg V, 149; Stieve, Die Verhandlungen über die Nachfolge Rudolfs II.; Briefe und Acten zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges IV und V. Stieve.

Meckel: Johann Friedrich M., der Aeltere, wurde geboren in Wetzlar am 31. Juli 1714 und starb in Berlin am 18. September 1774 als Professor der Anatomie, Botanik und Geburtshilfe. Derselbe machte als Schüler A. Haller's seine Studien in Göttingen, vertrat die Professur der Anatomie in Berlin und bereicherte die anatomische Wissenschaft, welche durch Haller einen sehr großen Aufschwung in Deutschland genommen hatte, durch einige bedeutungsvolle Entdeckungen auf dem Gebiete des peripheren Nervensystems. M. ist der Entdecker des Ganglion sphenopalatinum, welches nach ihm heute noch als Ganglion Meckelii bezeichnet wird. Auch das Ganglion submaxillare hat M. zum ersten Mal in Mémoires de l'acad. des sc. à Berlin 1749 p. 84 und gleichzeitig in seiner schönen Abhandlung „De quinto pare nervorum", erschienen im J. 1748, beschrieben, und 23 Jahre später, 1771 reihte er noch eine werthvolle Abhandlung „Nova experimenta de finibus venarum et vasor. lymphat." seinen anatomischen Abhandlungen an. M. vertrat als Lehrer und als Forscher die descriptiv-anatomische Richtung in dem Geiste A. Haller's und seine Arbeiten zeichnen sich aus durch wahrheitsliebende Einfachheit.

Philipp Friedrich Theodor M., Sohn des Johann Friedrich M. des Aelteren, geb. zu Berlin am 30. April 1756, † zu Halle 1803 als Professor der Anatomie, Chirurgie und Geburtshilfe und Director des anatomischen Institutes und der chirurgischen Klinik, war zuerst Prosector am anatomischen Institut in Straßburg, 1777 Professor in Halle, wo er Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Geburtshilfe las. Unter seinen vielen anatomischen Abhandlungen kleineren und größeren Inhaltes machte jene über die Wasserleitungen des häutigen Labyrinthes: „De Labyrinthi auris contentis", 1777, das größte Aufsehen und wenn auch, wie E. H. Weber später meinte, Meckel's experimentelle Versuche mittelst der Quecksilberinjectionen nicht ausreichend erscheinen, die Existenz der Wasserleitungen im inneren Ohre zu beweisen, so wurde doch in der jüngsten Zeit durch entwickelungsgeschichtliche und anatomisch-histologische Forschungen gezeigt, daß die Auffassung Meckel's bezüglich des Aquaeductus vertibuli und cochleae in mehreren Punkten richtig war. Auch die Untersuchungen über das Verhalten der Flüssigkeiten in der inneren Abtheilung des Gehörorganes an gefrorenen durchschnittenen Objecten müssen bezüglich der Methode der Darstellung und der gewonnenen Resultate als sehr originelle und werthvolle bezeichnet werden; denn die Angaben Ribes, Breschet und E. H. Weber, daß die Wasserleitungen nur Gefäßkanale seien, haben sich als irrthümliche erwiesen. Aufsehen erregte es, daß M. zweimal an den Kaiserhof nach Petersburg zu Entbindungen gerufen wurde und

testamentarisch bestimmte, daß sein Körper skeletirt und in seiner Sammlung aufgestellt werde. An seiner Wirbelsäule soll ein Wirbel mehr constatirt worden sein.

Johann Friedrich M. der Jüngere, den man auch oft als den deutschen Cuvier bezeichnet hat, ist der Sohn von Philipp Friedrich Theodor M., geb. zu Halle am 17. October 1781, † am 31. October 1833 als Professor der Anatomie und Physiologie und Director des anatomischen Instituts an genannter Universität. Von der Familie M., in der noch zwei nachfolgend zu erwähnende Anatomen zu verzeichnen sind, war J. F. M. der bedeutendste Geist, ein Mann, der durch seine erfolgreiche litterarische Thätigkeit, seine vortreffliche Schule und reichhaltigen anatomischen Sammlungen in Halle eine hervorragende Stellung unter seinen Fachgenossen nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa einnahm. Nachdem M. in den Jahren 1805—1806 die vortrefflichen Sammlungen in Paris, welche von Buffon und Daubenton gegründet und die von Cuvier vervollständigt und bis zu einem gewissen Grade vollendet worden waren, fleißig benutzt und in Italien, Holland und England sein Wissen erweitert hatte, kehrte er nach Halle zurück und stellte dort im Anschlusse an die Vorarbeiten seines Großvaters und Vaters eine der ersten und reichsten vergleichend-anatomischen Sammlungen her und erscheint dann als Hauptbegründer der Zootomie und Teratologie in Deutschland. Sein System der vergleichenden Anatomie, welches er von 1831—1833 herausgab, das aber unvollendet blieb, ist von Anfang an als eine classische Arbeit und als eine seiner besten Leistungen angesehen worden. Im 25. Lebensjahre wurde M. in Halle Professor der Anatomie, sah bald einen großen Kreis von Schülern um sich versammelt und wirkte ganz besonders mit Hilfe des neu umgestalteten Archivs von Reil und Autenrieth, welches anfänglich unter dem Titel „Deutsches Archiv für Physiologie“ und später als „Archiv für Anatomie und Physiologie“ erschien, weit über die Grenzen Deutschlands hinaus. Die unter Meckel's Redaction herausgegebenen 14 Bände enthalten fast alle werthvolle Abhandlungen von ihm selbst, und da die Mehrzahl der Anatomen und Zootomen deutscher Zunge dort ihre Arbeiten publicirten, wurde Halle ebenso zur Centralstätte der vergleichenden Anatomen Deutschlands, wie es Paris am Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts unter dem für alle Zeiten mustergiltigen Forscher Cuvier, jenem geistvollen Zögling der Karlsakademie in Stuttgart, gewesen ist. Im J. 1826 erschien die classische Abhandlung über das Schnabelthier: „Ornithorynchi paradoxi descriptio“; voraus ging 1815—1820 „Handbuch der menschlichen Anatomie“, 4 Bde. Zu der damaligen Zeit waren für den Anatomen nicht jene die Wissenschaft besonders fördernden engen Grenzen für sein Forschungsgebiet gezogen, wie in der Gegenwart; denn M. beschäftigte sich nicht nur mit Anatomie, Physiologie und Zootomie, sondern gab auch von 1812—1818 das „Handbuch der pathologischen Anatomie“ in 2 Bänden heraus, ein Buch, in welchem sehr werthvolle selbständige Forschungsresultate insbesondere über die Mißbildungen niedergelegt sind. Dies Werk ist heute noch von den pathologischen Anatomen mit Recht hochgeschätzt. Am einflußreichsten wurde jedoch M. als Zootom. In dem Buche „System der vergleichenden Anatomie“, welches eine Fülle von Thatsachen und selbständigen Forschungsresultaten einschließt, hat M. eine Anzahl neuer Anschauungen niedergelegt, welche erst in der weiteren Folge von großer Bedeutung geworden sind. Schon O. Schmidt hat mit prägnanter Kürze in seiner Abhandlung „Ueber die Entwickelung der vergleichenden Anatomie“ auf das Wesentliche dieser Meckel'schen Anschauungen hingewiesen. O. Schmidt sagt: „Nach Meckel beruht die vergleichende Anatomie auf zwei Gesetzen, dem der Mannigfaltigkeit und dem der Reduction (Aehnlichkeit, Analogie, Identität). Sein Gesetz der

Mannigfaltigkeit ist eigentlich nur der Nachweis und die Darstellung der an dem einzelnen Thiere und den verschiedenen Thierarten und Gruppen hervortretenden Verschiedenheiten, als der zunächst dem Beobachter in die Augen fallenden Momente; auch die Ursachen, die inneren und äußeren Einflüsse, welche die Mannigfaltigkeit zu bedingen scheinen, zählt M. auf, ohne jedoch die wirkliche innere Nothwendigkeit, das eigentliche Gesetz der Mannigfaltigkeit darlegen zu können, was wir auch jetzt noch nicht vermögen. Im Gesetz der Reduction zeigt sich dann einmal, wie weit die verschieden aussehenden und verschieden gelegenen Theile eines und desselben Individuums mit einander verglichen und als identisch betrachtet werden können und dann, wie weit die verschiedenen Organismen sowohl im regelmäßigen als im regelwidrigen Zustande mit einander sich vergleichen lassen." M. hat in dem genannten Werk eine Anzahl Sätze zu begründen versucht, in welchen auch nach der Auffassung von O. Schmidt und V. Carus (Geschichte der Zoologie) die ganze moderne Richtung der vergleichenden Anatomie eingeschlossen ist. 1) „Die Entwickelung des einzelnen Organismus, sagte M., geschieht nach denselben Gesetzen als die der ganzen Thierreihe, d. h. das höhere Thier durchläuft in seiner Entwickelung dem Wesentlichen nach die unter ihm stehenden, bleibenden Stufen, wodurch also die periodischen und Klassenverschiedenheiten aufeinander zurückgeführt werden; 2) die sexuellen Verschiedenheiten können wenigstens ihrer Entstehung nach gleichfalls auf periodische zurückgeführt werden; 3) den sexuellen periodischen und Klassenverschiedenheiten lassen sich auch die in dem individuellen Organismus zwischen den verschiedenen Theilen desselben bestehenden vergleichen." So sehr auch M. sich auf dem Boden der Detailforschung bewegt hat, so blieb sein System der vergleichenden Anatomie nicht ganz frei von dem Geiste der deutschen naturphilosophischen Schule damaliger Zeit. Wie man schon im J. 1816 über M. und seine wissenschaftlichen Leistungen dachte, geht aus einem Urtheil Sömmering's über denselben hervor, das mir im Original vorliegt und da dasselbe nicht publicirt worden ist, so soll dasselbe hier in Kürze Verwerthung finden. Bei der Aufnahme Meckel's in die baierische Akademie der Wissenschaften sagt Sömmering in einem Schriftstück, datirt den 23. Februar 1816: „Meckel's Abhandlungen aus der vergleichenden und menschlichen Anatomie und Physiologie enthalten eine wirklich erstaunliche Menge eigener Untersuchungen gerade über die bis jetzt noch räthselhaften Organe, nämlich die Schilddrüse, Nebennieren und Thymus. Allein alle Erwartungen wurden übertroffen in seinem neu herausgegebenen Werke „Beiträge zur vergleichenden Anatomie", in zwei Bänden, Leipzig 1808—1812. Dieselben enthalten einen Schatz ebenso neuer als subtiler Entdeckungen und daraus abgeleiteter sinnreicher Resultate, welche durch hohe Wahrscheinlichkeit sich auszeichnen, nebst den mit eigener Hand gefertigten Abbildungen, größtentheils Früchten seines Aufenthaltes in Frankreich und Italien." „Und daß ich es kurz zusammenfasse", sagt Sömmering, „von wenigen Männern seines Faches läßt sich außer einer hohen Originalität die strenge Wahrheitsliebe, das gesunde Urtheil, der klare, deutliche und correcte Vortrag und die gehörige Würdigung seiner Vorgänger in dem Maße rühmen, als man durchaus in seinen, jedem gründlichen Physiologen unentbehrlichen Werken antrifft." Wie richtig dies Urtheil von Sömmering war, wurde erst durch die weitere Entwickelung der vergleichenden Anatomie in dem letzten halben Jahrhundert erwiesen. M. hat es verstanden in einer für seine Forschungen sehr günstigen Zeitperiode die reichen vergleichend-anatomischen Schätze zu heben und die nachfolgenden Generationen konnten dieselben verwerthen, mit ihren vervollkommneten Hilfsmitteln vermehren und ihre Einsicht in die Organisation der Thierwelt vertiefen. Die von M. hinterlassenen reichen Sammlungen, welche von den Nachfolgern,

insbesondere durch den gegenwärtigen vortrefflichen Conservator derselben, Professor Dr. H. Welcker, bedeutend vermehrt wurden, können mit als die besten Deutschlands bezeichnet werden.

August Albrecht M., Bruder des Johann Friedrich des Jüngeren, geb. 1790, Arzt im Lützow'schen Corps, war eine Zeit lang Prosector seines Bruders und dann Professor der Anatomie und gerichtlichen Medicin zu Bern, starb dort am 19. März 1829.

Heinrich M. von Hemsbach, Sohn des August Albrecht, das letzte Glied der Gelehrtenfamilie, geb. 1821, † 1855 als Professor e. o. der pathologischen Anatomie zu Berlin. Die Wittwe von diesem M. ließ den Adel renoviren. Heinrich M. schrieb: „De adipis genesi", 1845; dann „Zur Morphologie der Harn- und Geschlechtsorgane der Wirbelthiere", 1848, und „Mikrogeologie", 1858. Rüdinger.

Meckel: Petrus M. aus Pfeddersheim (in Hessen), Schulmeister in Neustadt a. d. Aisch, so nennt sich in den akrostichischen Schlußversen der Verfasser eines geistlichen Schauspiels, das erstmals in Nürnberg 1571 erschien, später aber noch einige Male gedruckt wurde (Magdeb. 1606, nicht 1608: Goedeke, und Leipz. 1640) und neuerdings von J. Tittmann in den Deutschen Dichtern des 16. Jahrh. II, Schauspiele I (Leipzig 1868) S. 247—286 nach dem ersten Druck neu herausgegeben worden ist. Der Titel lautet: „Ein schön Gespreche, darinnen der Sathan Anklagen des gantzen Menschlichen geschlechts, Gott der Vatter Richter, Christus der Mitler vnd Vorsprech ist. Volgends wie der Sathan den Sünder zur verzweiflung begert zu bringen." (Weniger zutreffend ist der Titel der Ausgabe von 1606 und 1640: „Gerichtlicher Proceß der heil. Dreyfaltigkeit" u. s. w.) Obwol als Gespräch bezeichnet hat das Gedicht, freilich in einfachster Form, dramatischen Charakter und ist von dem Verfasser wol auch zum Zweck der Darstellung durch seine Schüler verfaßt worden. Der Inhalt desselben ergibt sich schon aus dem Titel; nur so viel sei in Betreff des Zusammenhangs zwischen den beiden im Titel genannten Theilen bemerkt, daß der Satan mit seinem Versuch, die Verdammung des Menschengeschlechts zu erwirken, abgewiesen von Beelzebub aufs neue ausgesandt wird, wenigstens einzelne Seelen durch seine Anfechtungen zu gewinnen, wobei er aber mit der Waffe des Glaubens zurückgeschlagen wird. Neu ist der Gedanke, welcher dem Stücke zu Grunde liegt, nicht. Tittmann (a. a. O. S. XXXII ff.) macht darauf aufmerksam, daß dasselbe des Bartolus a Saxoferrato „Tractatus quaestionis ventilatae coram domino nostro Jesu Christo" nachgebildet ist (unter verschiedenen Titeln oft gedruckt namentlich im 15. Jahrhundert, übersetzt unter dem Titel: „Der neue Layenspiegel", Augsburg 1511 und sonst). Die Anlehnung ist in der That ganz unverkennbar, soweit es sich um den ersten Theil handelt. Aber nicht nur ist dieser selbst in evangelischem Sinn umgearbeitet: der zweite Theil, durch welchen das Ganze erst dramatischen Charakter bekommt, ist von M. selbständig angefügt. Auf seine Rechnung kommt auch die ansprechende Durchführung im Einzelnen, die harmonische Abrundung des Ganzen und die gewandte Form — alles Vorzüge, welche die günstige Aufnahme des Gedichts in jener Zeit erklären und demselben heute noch Werth verleihen. Wer aber war der Dichter? Ueber ihn hat man bis jetzt lediglich nichts gewußt, als was jene akrostichischen Verse an die Hand geben. Aus den Acten der Lateinschule in Neustadt a. d. Aisch ergibt sich nun aber doch einiges Nähere (mitgetheilt vom dortigen k. Subrector Döhlemann). Darnach hatte M., ursprünglich der katholischen Kirche angehörig, seine Bildung in Ingolstadt und Mainz erhalten. Er war dann zur lutherischen Kirche übergetreten und hatte in Forchheim und Herzogenaurach (Oberfranken) Anstellung gefunden. In Neustadt a. d. Aisch taucht er 1562 und zwar als Lehrer an

der sogenannten Stadtschule auf, welche Stelle er 1568 mit der des Rectors der Lateinschule vertauschte. Schon im folgenden Jahr trat er in das Pfarramt über und wurde erster Diaconus, als welcher er die Concordienformel unterschrieb. Mit seiner Uebersiedlung auf die Pfarrei Großhabersdorf (Mittelfranken) im J. 1591 verliert sich seine Spur; auch die Acten des letzteren Orts geben über seine weiteren Schicksale keine Auskunft.

Vgl. außer dem Angeführten: Goedeke, Grundriß I, S. 321.

Steiff.

Mecséry: Daniel Freiherr M. (spr. Metschery) de Tsoor, k. k. Feldmarschalllieutenant, geb. zu Güns den 29. September 1759, † zu Wien den 30. December 1823, aus ungarischem Freiherrngeschlechte, im elterlichen Hause für den Kriegerberuf erzogen und ausgebildet, diente Oesterreich als Reiteroffizier voll Geistesgegenwart und Kühnheit, dann als treuergebener, den schwierigsten Anforderungen gewachsener Truppenführer, sowie auch als kräftiger Leiter der Militär-Grenz-Gebiete. Seine militärische Laufbahn begann M. 1778 als Cadet bei Fürst Nikolaus Eszterházy-Infanterie Nr. 33, anscheinend 1784 kam er als Lieutenant und Adjutant zu Graf Emmerich Eszterházy-Husaren Nr. 3, 1788 avancirte er zum Oberlieutenant, 1792 marschirte er mit dem Regimente nach den Niederlanden, wo er 1793 zum Rittmeister vorrückte und bereits den 12. September bei Marchiennes seines tapferen Verhaltens wegen öffentlich mit Auszeichnung genannt wurde. Hieran reihten sich 1794 für M., der inzwischen Adjutant des Feldmarschalllieutenants Otto geworden war, wiederholte Anerkennungen seiner verläßlichen Orientirungsgabe und raschen Entschlußfähigkeit. So den 24. April bei Villers en Cauchie und Avesnes, wo M. die aus vier Escadronen bestandene Vorhut unter Oberst Szentkereszti zu führen hatte; er bewirkte dies nicht nur mit Geschick, sondern veranlaßte auch, als er sich dem Feinde gegenüber sah, unter persönlicher Betheiligung zuerst die Verjagung der Cavallerie, dann das Zersprengen und Niedersäbeln der in einem großen Carré formirten Infanterie. Feldmarschalllieutenant Otto bestätigte denn auch, daß an dem gegen eine mehrfache Uebermacht erreichten glänzenden Erfolge, wobei 1310 Mann des Gegners kampfunfähig gemacht und fünf Kanonen genommen wurden, M. das Hauptverdienst zufällt. Gleich vorzüglich erwies sich M. bei Le Cateau Cambrèsis, am 26. April, an welchem Tage er dem Obersten Fürsten Carl Schwarzenberg zugewiesen war, welcher gegen den feindlichen linken, nicht gedeckten Flügel vorzugehen hatte. M. übernahm wieder die Leitung der Vorhut, umging unbemerkt Inchy und brach durch die Terrainsenkung zwischen Inchy und Bethencourt in die Ebene vor; dort angelangt, fiel er dem feindlichen Vortrab in den Rücken, nöthigte selben zum Zurückgehen, während welchem er den französischen Oberbefehlshaber General Chappui sammt dessen Adjutanten zu Gefangenen machte. Ehrende Gutheißung ward ihm weiter noch bei Tourcoing den 17. und 18. Mai, bei Tournay am 22. Mai, bei Charleroi am 3. Juni. Für seine vorerwähnten braven Leistungen bei Villers en Cauchie und Le Cateau wurde aber M. 1796 zum Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens ernannt. Bezüglich seiner Thätigkeit im Feldzuge 1795 liegt nichts Bestimmtes vor, dagegen hat M. in jenem des Jahres 1796, welchen er mit dem Regimente mitmachte, jeden Anlaß benutzt, seine Bravour, Thatenlust und sein richtiges Urtheil zu bezeugen. Bei Appenweier den 27. Juni betheiligte er sich mit Unerschrockenheit an dem Heraushauen einer vom Feinde umrungenen Escadron Cavanagh-Kürassiere; bei Gundelfingen, am 8. August, widerstand er einem Angriffe seines Postens in so lange, bis Unterstützung sich näherte, worauf er in entschiedener Weise und mit bestem Erfolge zur Offensive überging; bei Eglingen in der Schlacht

bei Neresheim am 11. August brachte er gegen 100 Mann als Gefangene in seine Gewalt; bei Biberach am 29. September, bei Riegel am 20. October hat er sich „tapfer distinguiret" und wie schon früher öfters das Lob des Feldzeugmeisters Grafen Latour erworben. Noch im selben Jahre erfolgte Mecséry's Uebersetzung als Major zum Husarenregimente Barco Nr. 10, welches er bereits 1799 als Oberst befehligte und zu Ruhm und Ehren führte bei Stockach und Lipptingen am 25. und 26. März, bei Schaffhausen am 13. April, bei Andelfingen am 25. Mai, in welch letzterem Gefechte M. persönlich mit 40 Husaren den in Gefangenschaft gerathenen General Piaczek mittels eines heldenmüthigen Angriffes dem Feinde entriß. Nachdem M. noch 1800 im Gefechte bei Pfungen am 28. Mai seinem ihn verehrenden Regimente ein erhebendes Beispiel von Muth und Pflichttreue gegeben, avancirte er zum Generalmajor und Brigadier. Als solcher bewährte er bei Lambach am 19. December 1800, wenngleich der Tag ungünstig endete, große Kaltblütigkeit, Ausdauer und begeisternde Einflußnahme auf seine Truppe. Die Brücke über die Traun zu zerstören war der ihm gewordene Auftrag, sein Vorgehen gegen selbe ein richtiges, dagegen die Vernichtung derselben unmöglich, weil eine Menge von Fuhrwerk aller Art am Zugange zur Brücke in einem unentwirrbaren Knäuel sich zusammengedrängt hatte. Um die Brücke frei zu bekommen, mußte Zeit gewonnen werden; dies zu erreichen versuchte M. den in immer größerer Zahl heranrückenden Gegner zurückzudrängen; dreimal hatte er ihn bereits mit seinen todesmuthigen Reitern geworfen, doch bei der vierten Attaque fiel M. schwer verwundet in des Gegners Hände. Er wurde nun nach Paris gebracht, 1801 aber freigegeben, worauf er vom Kaiser, der den unerschütterlich unternehmungslustigen General huldvoll empfing, eine Brigade in Westgalizien zugewiesen erhielt. Von dort aus wurde M. 1805 auf den Kriegsschauplatz in Deutschland beordert. So unglücklich der Feldzug 1805 auch gewesen, M. brachte er neuerdings das Lob seines kaiserlichen Herrn, die hingebungsvollste Anhänglichkeit seiner Truppe. An dem entscheidenden Tage bei Günzburg am 9. October, der zur Freimachung des linken Donauufers führen sollte, gelang es wol nicht, den Franzosen die Besitzergreifung der Brücke zu verwehren, dagegen trug M. durch wiederholte, mit Umsicht, Energie und Raschheit vollführte Manöver und Kämpfe wesentlich zur Festhaltung von Günzburg bei. Wohlverdient hatte er sich sohin das ihm später für diese That verliehene Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, als auch die allgemeine Bewunderung seiner Ritterlichkeit und seines Opfermuthes, welch' letzterer ihm übrigens bald hierauf wieder zu Theil wurde. Es geschah dies am 20. October, als die Colonne des herzhaft aus Ulm ausgebrochenen Erzherzogs Ferdinand von Este bei Eschenau während des Rastens vom Feinde bedroht wurde. In diesem höchst ernsten Augenblicke trat M. mit einigen eiligst gesammelten Abtheilungen den Franzosen muthvoll entgegen und hielt in so lange Stand, bis die Hauptcolonne sich geordnet, er selbst aber durch 14 Säbelhiebe kampfunfähig gemacht worden war. Kaum genesen meldete sich M. wieder zum Dienste; der Kaiser vertraute ihm nun die Ablatusstelle beim Banus von Kroatien, ernannte ihn 1809 zum Feldmarschallieutenant und Commandanten der Grenze von Karlstadt und Warasdin und bei Ausbruch des Krieges in diesem Jahre auf seine Bitte um eine Verwendung im Felde zum Commandanten der in Ungarn aufgebotenen Insurrection; 1810 erfolgte ferner seine Ernennung zum zweiten Inhaber des Palatin Erzherzog Josef Husarenregiments Nr. 12. Im J. 1811 und 1812 stand er als Interimscommandant im Banat, 1813 als Commandirender in Mähren und Schlesien, um welche Zeit er auch die aus Freiwilligen bestandenen ungarischen Velitendivisionen zu errichten hatte, 1814 trat er in den Hofkriegsrath. In dieser Stellung verblieb M. bis zu seinem

Tode, hochangesehen durch rechtliche, unermüdliche Thätigkeit im Interesse des Heeres sowie des Staates.

Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden ꝛc., Wien 1857. Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden ꝛc., Fünfkirchen 1837. Thürheim, Gedenkblätter a. d. Kriegsgesch. ꝛc., Wien u. Teschen 1882. Teuffenbach, Vaterländ. Ehrenbuch, Wien u. Teschen 1877. (Gräffer,) Kurze Gesch. d. k. k. Regimenter ꝛc., 2. Bd., Wien 1801. Ow, Geschichte des k. k. 3. Hus.-Rgts. Schwarzbach, Gedenkblätter aus d. Gesch. d. 3. Drag.-Rgts., Wien 1868.

Schzl.

Meder, Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie in Ulm, Rostock und Stralsund im 17. und 18. Jahrhundert. Der erste Vertreter derselben war Johannes M. Aus Lauingen stammend wurde er 1611 in Ulm als Drucker angenommen und blieb daselbst als solcher bis zu seinem frühzeitig — im 47. Lebensjahr — am 17. Juli 1623 erfolgten Hinscheiden thätig. Während die Wittwe Ursula, eine geb. Lichtenburger aus dem Elsaß, den Buchdrucker Johann Sauer heirathete, führten die Söhne Johann Sebastian und Michael M. das Geschäft fort, bis sie sich 1634 trennten. Als Joh. Sebastian schon 1637 starb, ging seine Presse durch eine zweite Heirath seiner Wittwe, Anna geb. Görlin, in die Hände des Balthasar Kühn (Cunnaeus) über und dieser (geb. am 4. Juli 1615 zu Erfurt, † am 6. April 1667 zu Ulm) sowie sein Sohn Christian Balthasar Kühn (1666—1679) und sein Enkel Elias Kühn († 1736) brachten das Geschäft als Drucker und als Verleger für ein volles Jahrhundert in bedeutenden Flor. Inzwischen war aber auch der Name M. selbst wieder in Verbindung mit einer Presse aufgetaucht, jedoch an fernem Ort. Der oben erwähnte Michael M. war ausgewandert, war bei Joachim Fueß in Rostock in Dienst getreten und hatte dann in Folge Verheirathung mit dessen Wittwe Anna 1637 die Fueß'sche Officin übernommen. Von Rostock siedelte er übrigens bald nach Stralsund über, wo er eine so umfassende Thätigkeit entwickelte, daß er als der bedeutendste Stralsunder Buchdrucker und Buchhändler im 17. Jahrhundert bezeichnet werden muß. M. war durch seinen Unternehmungsgeist zu Wohlstand und Ansehen gekommen, als bei der Belagerung von Stralsund durch den Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg im J. 1678 sein Haus in Flammen aufging und damit sein Geschäft einen Stoß erlitt, von dem es, wie es scheint, sich nie mehr ganz zu erholen vermochte. M. sah sich jetzt genöthigt, zu jenen Setzerkünsteleien — den sogenannten labyrinthischen Arbeiten — zu greifen, die dem seltsamen Geschmack seiner Zeit entsprachen und somit lohnenden Verdienst verhießen. Weithin versandte er an Buchhändler und Officinen die in eigenthümlichen Formen (z. B. in der Gestalt eines Greifs) gedruckten Gedichte, die er in seiner Presse herstellte, oder überreichte sie vornehmen Herrn, wie dem Generalgouverneur von Pommern, Grafen Gust. Wrangel. Er starb 1690, 76 Jahre alt, worauf das Geschäft von den ihn einzig überlebenden Kindern, der ältesten Tochter und dem jüngsten Sohne Andreas („Mich. Meder's Erben") fortgeführt wurde, bis nach des letzteren unglücklichem Ende — er wurde bei der Belagerung der Stadt im J. 1715 von einer Bombe getroffen — 1716 das Ganze in die Hände eines bisherigen Gehilfen Georg Christian Schindler überging. — Das Verzeichniß der Druck- und Verlagswerke der Familie M. würde an sich schon ganze Bogen füllen. Es seien daher von ihnen nur hervorgehoben die in silberweißem Druck ausgeführten Ulmischen Statuten, durch welche Joh. M. sich einen Namen machte, und die Zeitungen, welche Mich. M. 1686 oder 1687 als die ersten ihrer Art in Stralsund druckte.

Vgl. Mohnike, Gesch. d. Buchdruckereien in Stralsund, S. 14—22, 42 bis 43. Ders., Gesch. d. Buchdruckerk. in Pommern, S. 76—79. Hager, Buchdruckerk. III, 363, 499. Weyermann, Ulmische Gelehrten II, 264 f., 314. Weller, Annalen I, 175; II, 78, 79, 109, 253, 329.

J. Franck.

Mederer: Johann Nep. M., Historiker, geb. den 2. Juni 1734 zu Stöckelsberg in der Oberpfalz, † zu Ingolstadt am 13. Mai 1808. Im J. 1753 in den Jesuitenorden getreten, an dessen Gymnasien und Lyceen zu Ingolstadt, Landsberg, Kaufbeuern, Straubing und Amberg er seit 1755 die Humaniora und philosophische Fächer lehrte, scheint M. die Ernennung zum Professor der Geschichte an der Universität Ingolstadt im J. 1768 hauptsächlich dem Umstande verdankt zu haben, daß der Provinzial keinen anderen einigermaßen tauglichen Inländer seines Ordens für den erledigten Lehrstuhl vorschlagen konnte. Dadurch erklärt sich auch zur Genüge, warum M. nach Aufhebung des Jesuitenordens in die theologische Facultät, wo Kirchengeschichte sein Hauptfach bildete, und das folgende Jahr als Professor derselben wie des geistlichen Rechts an das Münchener Lyceum versetzt ward. Nach Aufgabe dieser Stellung angeblich aus litterarischem Grunde (1775) wußte er sich zunächst wieder Functionen bei Attributen der Landesuniversität, dann aber, unter einer neuen Regierung, noch zweimal, im J. 1780 und — schon das nächste Jahr in Folge organischer Maßregeln davon enthoben — neuerdings 1784 die Professur der vaterländischen Geschichte und historischen Hilfsdisciplinen, 1785 auch die der Weltgeschichte dortselbst zu verschaffen; letzterer Gegenstand wurde indeß zehn Jahre später auf seinen Anlaß aus dem Lehrplane gestrichen. Daneben konnte M. (seit 1788) eine Ingolstädter Pfarrei versehen, auf die er sich im J. 1800 bei Uebersiedelung der Hochschule nach Landshut ganz zurückzog. Schriftstellerisch hat er unter Anderem die Geschichte der Agilolfinger behandelt und eine für jene Zeit (1793) erträgliche Ausgabe der Leges Baiuwariorum veranstaltet. Seine Hauptleistung sind die 1782 erschienenen „Annales Ingolstadiensis academiae“ (4 Thle.), deren bei dem Jubiläum der Universität (1772) beschlossene Abfassung der Senat ihm 1775 nicht ohne Bedenken übertrug. Und in der That, gerade dieses Werk leidet an den erheblichsten Schwächen, welche theils durch das Fähigkeitsmaß, theils durch die jesuitische Denkart des Verfassers bedingt waren. Als Geschichte der Universität mit Ausnahme des Urkundenbuches veraltet, bleibt es jedoch ein Behelf für biographische und genealogische Forschung.

Baader, Lexikon I. 2, 16—20. Prantl, Gesch. der Universität in Ingolstadt I, 613, 633 f., 662, 688 f.; II, 516.

v. Oefele.

Mederer: Matthaeus M., Edler von Wuthwehr, österreichischer Hofrath und Oberstfeldarzt, war am 6. September 1739 zu Wien geboren, trat nach Beendigung seiner chirurgischen Studien zu Graz als Unterarzt in das dortige Garnisonspital und nahm dann zur Fortsetzung des medicinischen Studiums in Wien einen längeren Urlaub. Von 1757—1773 war er bei verschiedenen Regimentern, erlangte 1763 die medicinische Doctorwürde und wurde im J. 1773 als Professor der Chirurgie und Geburtshilfe an die Universität Freiburg im Breisgau berufen. In seiner daselbst gehaltenen öffentlichen Antrittsrede (später herausgegeben unter dem Titel „Zwei Reden von der Nothwendigkeit, beyde Medicinen, die chirurgische und klinische, wieder zu vereinigen.“ Freyburg 1782) sprach er sich dahin aus, daß die Chirurgie aus der Isolirung, in der sie seit Jahrhunderten sich befunden, heraustreten, daß sie wieder in die innigste Verbindung mit der Medicin gebracht werden müsse, um ihre Aufgabe nach allen Richtungen zu erfüllen — heute eine selbstverständliche Sache, damals aber, bei

der bestehenden strengen Scheidung der Studirenden der Medicin und Chirurgie anfänglich lebhaft bekämpft, endlich aber doch siegreich. In demselben Jahre erschien anonym von M., aus dem Holländischen übersetzt, David van Gesscher's „Abhandlung von der Nothwendigkeit der Amputation in verschiedenen chirurgischen Gebrechen", Wien 1773. Zu Mederer's Verdiensten als Arzt und Lehrer gehören auch seine Untersuchungen über die Wuthkrankheit unter dem Titel „Syntagma de rabie canina" etc., Friburg. 1782, deutsch unter dem Titel „Abhandlung von der Hundswuth. Aus dem Lateinischen mit Anmerkungen und einem Anhange von Grillenpfeifer", Nürnberg 1809. Als er 1789 in den erblichen Adelstand Oesterreichs erhoben wurde, erhielt er das Prädicat und Ehrenwort „Edler von Wuthwehr". Weitere Schriften von ihm waren noch, zusammen mit J. J. Kausch: „Beantwortung der Frage: Wie kann man auf eine leichte Art den Wundärzten, denen das Landvolk anvertraut ist, einen besseren und zweckmäßigeren Unterricht beibringen?" Erfurt 1791, 4°, von der Erfurter Akademie der Wissenschaften mit einem Preise gekrönt und in deren Acta (1790, 1791) abgedruckt; ferner „Hebarznei-Geschichte und Kunst im Grundrisse. Herausgegeben von Jos. Rehmann." Freiburg 1791. — Im J. 1795 wurde er nach Wien zurückberufen und als Nachfolger Brambilla's zum Oberstfeldarzt der Armee ernannt. Als solcher erwarb er sich um die Regelung und Verbesserung des Feldspitalwesens wesentliche Verdienste. Er schrieb noch „Ueber die vernünftige Wirthschaft mit Arzneimitteln in Feldspitälern ꝛc.", Freiburg 1796, 4°, Frankfurt a. M. 1798, 8°. 1802 wurde er zum Hofrath und Director der Thierarzneischule in Wien ernannt, starb aber bereits am 26. Mai 1805.

Meusel, Bd. V S. 107; Bd. X S. 204. — v. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich, Bd. XVII S. 241. — H. Maas in der Berliner klin. Wochenschrift 1878, Nr. 2. E. Gurlt.

Mederus: Petrus M., Doctor der Philosophie, kaiserlich gekrönter Dichter, Stadtpfarrer in Kronstadt. Im J. 1602 von armen Eltern zu Zniden in Siebenbürgen geboren, fand er doch die Mittel, sich den Wissenschaften zu widmen und zog, an den Schulen seiner Heimath vorbereitet, auch auf ausländische hohe Schulen. Er begab sich durch Polen nach Thorn, dann nach Danzig, wo er einige Monate zubrachte, und zuletzt nach Rostock, wo er eine Augenkrankheit überstehen mußte, dann aber mit so glücklichem Erfolge studirte, daß er nicht nur die Doctorwürde, sondern auch — am 25. April 1638 — den Dichterkranz als kaiserlich gekrönter Dichter mit vielem Lobe erhielt. — Nach siebenjähriger Abwesenheit kehrte er in seine Heimath zurück, übernahm 1638 am Kronstädter Gymnasium ein Lehramt und 1640 das Rectorat, welches er mit allgemeinem Beifall vier Jahre lang verwaltete. Im J. 1649 ward er zum Pfarramte nach Honigberg berufen, von dort 1653 nach Zniden, seinem Geburtsorte. Doch auch hier blieb er nicht lange. Im folgenden Jahre starb nämlich der Stadtpfarrer in Kronstadt, Simon Albelius, und bald darauf auch der an dessen Stelle berufene Johann Plecker und am 19. November erhielt M. den Ruf auf die erledigte Stadtpfarre. Hier blieb er nun und beschloß, nachdem er auch durch 17 Jahre das Decanat des Burzenländer Capitels bekleidet hatte, sein ehrend anerkanntes Wirken am 11. Januar 1678. Von seiner Gattin, Margarethe Forgach, hinterließ er zwei Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn, Asarela M., am 28. Juli 1660 geboren, studirte zu Wittenberg, Padua und an anderen deutschen und italienischen Universitäten, ward Secretär des Rathes von Kronstadt, vermählte sich am 13. April 1687 mit Anna, Tochter des bekannten siebenbürgischen Schriftstellers Lorenz Töppelt (Toppeltinus) und starb am 18. December 1689. Der zweite Sohn des Petrus M., Theodor, welcher zuerst in

Kronstadt, Enyed, Hermannstadt, zuletzt an der Universität in Leipzig studirte, starb dort nach nicht ganz 14monatlichem Aufenthalte am 16. Juni 1688 an der Auszehrung. Die Tochter, Asnath, wegen ihrer Gelehrsamkeit und verschiedenen Lebensschicksale unter den Zeitgenossen vielfach besprochen, war mit dem siebenbürgischen Gubernialrath und damals hochangesehenen Gelehrten Samuel Köleschéri von Koröschz-Eer vermählt und starb 1738. Der am 13. Juni 1879 im Alter von 85 Jahren unverehelicht verschiedene k. k. Finanzrath Samuel v. M. (siehe Friedenfels, Joseph Bedeus von Scharberg, 2. Bd., S. 261, Anmerkung) galt als der letzte Abkömmling dieser — im J. 1688 geadelten — Familie; ob er den genealogischen Zusammenhang urkundlich zu erweisen vermochte, ist unbekannt. Die Werke des Petrus M., von welchem Trausch (Schriftstellerlexikon, 2. Bd., S. 401—405) zwölf aufzählt, sind theils poetischen, theils theologischen, theils historischen Inhalts: die poetischen sind lateinische Gedichte; die historischen behandeln die Geschichte Ungarns und Siebenbürgens in den Jahren 1658—1661.

J. Seivert, Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften. Preßburg 1785. Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, 2. Bd., S. 400—406. Friedenfels.

Medicus: Dr. Ludwig Wallrad M., königlich baierischer Hofrath, ordentlicher öffentlicher Professor der Land- und Forstwirthschaft sowie der Technologie an der Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut resp. München, correspondirendes Mitglied der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften und Mitglied anderer gelehrten Gesellschaften, † am 18. September 1850. Er wurde zu Mannheim den 8. August 1771 geboren und war der Sohn des Regierungsrathes und Directors des botanischen Gartens Dr. med. F. Casimir M. Nachdem er sich in seiner Vaterstadt eine höhere Schulbildung erworben hatte, bezog er die Universität Heidelberg, widmete sich dort während der Jahre 1789—1791 dem Studium der ökonomisch-politischen Wissenschaften und besuchte dann noch die damalige Handlungsakademie zu Hamburg. Schon in Heidelberg befaßte er sich auch recht eingehend mit mathematischen, mineralogischen und bergmännischen Studien, benutzte die Ferien zu Instructionsreisen in den pfälzischen Bergwerksbezirken wie im Gebiete des Harzes. Nach seiner Rückkehr von Hamburg wandte er sich sodann der Forstpraxis zu, welche er in den Jahren 1792 und 1793 theils in der Rheinpfalz unter Anleitung des Hofkammerrathes v. Kling, theils an württembergischen Forstämtern unter Forstrath v. Jäger zu erlernen suchte. Während der Zeit, welche er seiner forst- und bergmännischen Schulung widmete, ließ er sich auch keine Gelegenheit entgehen, mit der Landwirthschaft vertraut zu werden. Die erste Frucht dieser Bemühungen bildete eine Preisschrift über „Die Stallfütterung“, welche von der Patriotischen Gesellschaft in Nürnberg mit dem ersten Preise gekrönt wurde. Als er demnächst noch im J. 1794 eine Instructionsreise durch alle Cantons der Schweiz vollführt und deren Resultate in einer Schrift über „Die Alpenwirthschaft“ niedergelegt hatte, wurde er gegen Ende 1795 zum außerordentlichen Professor an der staatswirthschaftlichen hohen Schule zu Heidelberg durch den Kurfürsten Karl Theodor ernannt. Seine Lehraufgabe erstreckte sich auf Vorlesungen über Landwirthschaft und Cameralencyklopädie; außerdem wurde ihm bald noch die Erhebung zum kurpfälzischen Bergrathe zu Theil, in welcher Eigenschaft er auch Mitglied des kurfürstlichen Oberbergamtes in Mannheim wurde, ohne dadurch von seinem Lehramte entbunden zu werden. Von der Universität Heidelberg inzwischen zum Dr. philos. creirt, folgte er 1804 nach Auflösung der Kurpfalz einem Rufe an die Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg, wo er eine ordentliche Professur für Land-

und Forstwirthschaft sowie für Bergbaukunde an der staatswirthschaftlichen Section zu bekleiden hatte. Die politischen Wandlungen jener Zeit gönnten ihm hier nur kurze Frist zur befriedigenden Wirksamkeit unter dem Schutze des vaterländischen Regentenhauses, denn mit der schon 1805 erfolgten Abtretung des Fürstenthums Würzburg an den Großherzog von Toscana war auch die Universität an die Fremdherrschaft überantwortet worden. Aus der ihm damit bereiteten fatalen Situation erlöste ihn ein von der Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut erhaltener Ruf, welchen er 1806 mit der ihm eingeräumten Professur für Landwirthschaft, Bergbau- und Forstwissenschaft annahm. Dort fand er willkommene Gelegenheit, nicht nur als Docent und in verschiedenen akademischen Ehrenämtern zu wirken, sondern auch bei der Verwaltung der Universitätswaldungen seine forstlich technischen Kenntnisse im Interesse der Universität zu verwerthen. Seine Leistungen in den ersterwähnten Richtungen fanden ebenso ehrenvolle Anerkennung, wie auch seine Verdienste in letzterer Hinsicht vollauf gewürdigt wurden. Auf dem Gebiete der Litteratur hatte er seit 1802, wo seine „Anleitung zum forstwissenschaftlichen Studium" als Forsthandbuch erschienen war, unter dem hemmenden Einfluß der kriegerischen Unruhen längere Zeit unthätig bleiben müssen; erst 1809 trat er wieder mit einem neuen Werke an die Oeffentlichkeit und dies war sein „Entwurf eines Systems der Landwirthschaft", ein compendiarisch gehaltenes Lehr- und Hilfsbuch, für die Bedürfnisse des akademischen Studiums berechnet. Nachdem ihm im J. 1822 in Folge der Erledigung einer anderen Professur noch der Lehrauftrag für Technologie, Civilbaukunst und Handelswissenschaft interimistisch zugetheilt worden war, ging M. 1826 mit der Verlegung der Ludwig-Maximilians-Universität nach München gleichfalls an den neuen Sitz dieser Hochschule und konnte hier seine Lehrthätigkeit wieder auf die Behandlung der Disciplinen für Land- und Forstwirthschaft nebst Technologie beschränken. Nun durfte er sich auch der besonderen persönlichen Huld des Königs Ludwig I. erfreuen, indem er 1828 zum königlichen Hofrath ernannt und mit anderen Beweisen des allerhöchsten Vertrauens bedacht wurde. Ungeachtet der besseren Zusammenfassung seiner Lehraufgaben stellte sich jedoch für seine Wirksamkeit keine Vereinfachung ein, denn hatte er schon seit Anfang der 20er Jahre an der Gründung des landwirthschaftlichen Vereins in Baiern mitgewirkt und nach dessen Constituirung ein Mandat zur Mitgliedschaft im Generalcomité dieses Vereins mit reger Activität ausgeübt, so fielen ihm auch noch anderweitige Aufgaben durch die Berufung zum Mitgliede der königlichen Akademie der Wissenschaften zu. Daneben arbeitete er litterarisch weiter, schrieb außer verschiedenen kleineren Abhandlungen noch eine „Geschichte des künstlichen Futterbaues in naturhistorischer wie landwirthschaftlicher Hinsicht" (Nürnberg 1829), worin eine instructive Darstellung des Entwickelungsganges jener Kulturart mit einem Reichthum an historischen Daten und Quellennachweisen dargeboten war. Gegen Ende 1845 vollendete er sein 50. Dienstjahr und beging noch arbeitsfreudig die ihm bereitete Jubelfeier im Kreise vieler Freunde und Verehrer; ihm wurde dabei auch die Auszeichnung durch eine hohe Ordensdecoration zu Theil. Bald darauf befiel ihn jedoch Kränklichkeit und Altersschwäche, so daß er nach wenigen Jahren seine Lehrthätigkeit aufgeben mußte. Uebrigens ließ er von den ihm liebgewordenen Studien nicht ab und hat bis in die letzten Wochen vor seinem Tode wissenschaftliche Aufgaben verfolgt. — Er war ein gewissenhafter, passionirter und tüchtiger Lehrer, ungeachtet der großen Mannigfaltigkeit seiner Lehraufgaben wußte er die Gründlichkeit in der Behandlung des Lehrstoffs doch so gut zu wahren, daß er nicht nur den Lehrzwecken vom Standpunkte des cameralistischen Studiums vortrefflich zu entsprechen, sondern auch Techniker im Forst- und Bergbaufache heranzubilden vermochte. Durch sein wissen-

schaftliches Streben, seinen großen Eifer und mannhaften Ernst in der Ausübung des Lehrberufs gelang es ihm stets seine Hörer zu fesseln und deren dankbare Verehrung für immer zu erwerben. Sein Familienleben war ein musterhaftes, schon früh verwittwet nahm er als Vater von sieben Waisen die ganze Summe der Elternpflichten allein auf seine Schultern. Er theilte seine Zeit in die Sorge für das Wohl der Familie und in die Erledigung der Berufsaufgaben, suchte in dem Bewußtsein dieser doppelten Pflichterfüllung reiche Genugthuung und wußte in einem gewählten geselligen Verkehr willkommene Erholung, sowie in der öffentlichen Anerkennung den schönsten Lohn zu finden.

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, 28. Jahrg., S. 603, außerdem mehrere Schriften von M. Leisewitz.

Medinbach: s. Meydenbach.

Medler: Nikolaus M., ein streitbarer Geistesgenosse Luthers, geb. im J. 1502 zu Hof im Voigtlande, auf den Universitäten Erfurt und Wittenberg zum Theologen und Mathematiker gebildet, war nach mancherlei anderen Lebensstellungen von 1531 an sechs Jahre Diaconus in Wittenberg, wo er für Luther oft Predigten übernahm. Nachdem er hier zum Doctor der Theologie promovirt worden, erhielt er nacheinander die Superintendentur in Naumburg 1536, die in Braunschweig 1546 und die in Bernburg 1551. Hier starb er in demselben Jahre, nachdem ihn in seiner ersten Predigt der Schlag gerührt hatte. M. war der Sache Luthers ganz zugethan und vertheidigte sie mannhaft, aber ungestüm; in Amt und Haus hat der beredte und gelehrte Mann nirgends Friede gehalten und kein gutes Andenken hinterlassen.

Vgl. Danz, Epistolae Ph. Melanchthonis ad N. Medlerum, Jenaer Osterprogramm 1825 und Hermann Weingarten in Herzog's Realencyklopädie IX (2. Aufl.), 460—462. P. Tschackert.

Meelführer: Johannes M. (nicht Mehlführer), evangelischer Theolog und Schriftsteller im 17. Jahrhundert. Geboren am 25. December 1570 zu Culmbach als Sohn eines Kannengießers kam er, weil anfänglich für das Handwerk des Vaters bestimmt, erst 1586 auf das Gymnasium nach Hof und 1592 zur Universität nach Wittenberg. Als er seine Studien beendigt hatte, fing er, durch Aegidius Hunnius, bei dessen Söhnen er Privatlehrer gewesen war, aufgemuntert, an, Vorlesungen über theologische und philosophische Disciplinen, sowie über hebräische Sprache zu halten und wurde 1599 Adjunct der philosophischen Facultät. Verschiedene Berufungen, die sich alsbald einstellten, lehnte er ab, um — es war im J. 1600 — als Substitut des Superintendenten Streitberger nach Culmbach zu gehen. Zwei Jahre später berief ihn der Markgraf Georg Friedrich von Brandenburg als Beisitzer des Consistoriums sowie als Stifts- (nicht Stadt-) Prediger nach Ansbach, welche Stelle er 1611 mit der eines Professors am Gymnasium zu Heilsbronn und des dortigen Abtes vertauschte. Hier wirkte er viele Jahre mit großem Erfolg, bis seine Thätigkeit durch die im November 1631 durch Tilly erfolgte Plünderung und Zerstörung des Klosters ein jähes Ende fand. Er flüchtete nach Nürnberg, wo er einige Zeit in den Diensten der verwittweten Markgräfin Sophie zubrachte (October 1632 bis Januar 1633). Eine Berufung zur Superintendentur Culmbach schlug er aus und übernahm dagegen 1634 die Stiftspredigerstelle in Ansbach. Seit 1636 (nicht 1634: Ludovici) Stadtpfarrer und Consistorialbeisitzer daselbst starb er am 3. December 1640. M. war ein fruchtbarer Schriftsteller; unter seinen, damals viel gesuchten Schriften heben wir hervor: „Compendiosa institutio grammaticae hebraeae“, Onold. 1607, Jen. 1623, Norib. 1626; „Clavis linguae sacrae s. hebraeae“, Norib. 1598, ib. 1628, 8°; „Vindiciae evangelicae“, Norib. 1615

bis 1619, 4°, [und vor Allem seine „Postilla evangelico-proverbialis, das ist: einfältige kurtze Hauß-Sermon vber alle Evangelia durchs gantze Jahr allein auß den Sprüchen Salomonis verfasset", Nürnb. (1634), 4°. Diese Predigtsammlung bildet wegen der vielen eingestreuten deutschen Sprichwörter, sprichwörtlichen Redensarten ꝛc. (210 an der Zahl) eine noch nicht nach Gebühr gewürdigte Quelle für die Litteratur der deutschen Sprichwörter und gehört damit einem eigenthümlichen Zweige der Predigtlitteratur an, als dessen Hauptvertreter Joh. Matthesius mit seinen Predigten über Jesus Sirach (1396 Sprichwörter), Valerius Herberger mit der Hertzpostille (1487 Sprichwörter) und das Theatrum diabolorum (676 Sprichwörter) zu nennen sind. Ueber die ungedruckt gebliebene Schrift Meelführer's: „Monumenta antiquitatis, quae in templo monasterii Heilsbronnensis passim obvia cernuntur" vgl. Spies, Münzbelustigung V, 132. Einige Gedichte auf ihn siehe in Taubmann's Schediasma poet. p. 542 sqq. und bei Cörber, Fragm. mel., p. 79, 176, 312.

Leichpredigt des Ansbacher Diakon Joh. Sam. Hohenberger. Freher's Theatrum p. 489—490, woselbst auch (Taf. 23) sein Bildniß. G. Ludovici, Schulhistorie II, 207 f. Fikenscher, Gel. Fürstenth. Bayreuth VI, 22—27. Steinschneider, Bibliogr. Handbuch über die hebr. Sprachkunde, S. 89.

J. Franck.

Meer: van der M. (auch Vermeer), Künstlerfamilie. Da mehrere Glieder derselben den Vornamen Jan tragen, so herrschte bis vor Kurzem eine große Verwirrung in der Angabe der biographischen Nachrichten wie in Bezeichnung der jedem derselben zukommenden Werke.

Johann van der M., der Aeltere, soll nach Houbraken 1628 in Schoonhoven geboren sein und daselbst die meiste Zeit seines Lebens zugebracht haben. Aus Urkunden, die van der Willigen veröffentlichte, geht aber hervor, daß er in Harlem geboren ist. Auf seinem gezeichneten Eigenbildniß im Besitze des Verfassers steht: Pictor Harlemensis MDCLXXX aet. 62. Darnach müßte der Künstler bereits 1618 das Licht der Welt erblickt haben. Wer sein Lehrer gewesen ist unbekannt. Er soll in Begleitung des Malers Verschuur Italien besucht und nach seiner Rückkehr in seiner Vaterstadt gearbeitet haben, wo er 1691 starb. Er malte Landschaften, die er mit Thier- und Menschenfiguren belebte; besonders seine Seestücke wurden sehr gerühmt. Auch Schlachtstücke hat er gemalt. Der Ton seiner Farbe ist warm und fein. Er soll eine reiche Wittwe geheirathet haben, die eine Bleiweissfabrik besaß; übrigens war er selbst von Haus aus vermögend, er verlor aber im Kriege seinen ganzen Besitz (1672). Durch den Prinzen von Oranien erhielt er dann ein Amt, um der größten Sorgen ledig zu werden. In verschiedenen Sammlungen werden ihm Bilder zugeschrieben, doch ist über ihre Zugehörigkeit noch nicht überall das letzte Wort gesprochen. Im Museum von Braunschweig ist eine holländische Flachlandschaft von seiner Hand und auch mit dem Namen bezeichnet.

Jan van der M., der Jüngere, Maler, geb. zu Harlem 1656, † daselbst am 28. Mai 1705. Seinen ersten Kunstunterricht erhielt er von seinem Vater Johann dem Aelteren, kam dann zu N. Berghem in die Lehre, bei dem er sich insbesondere zu einem tüchtigen Thiermaler ausbildete. Deshalb wurden auch seine Bilder immer geschätzt, seine Schafe sind ganz getreu der Natur abgelauscht, sowol nach ihrem Naturell wie in der Zeichnung und Behandlung der Wolle. Im Reichsmuseum in Amsterdam befindet sich ein Hauptwerk von ihm, eine baumreiche Landschaft mit Schafen und Lämmern bei einem schlafenden Hirten. Eine Landschaft mit Schafen und Kühen beim Wasser und einem aus seinem Hute trinkenden Jungen besitzt das Berliner Museum. Dieses Bild ist bezeichnet „Jan van der meer de jonge A°. 1679". Der Künstler hat

auch einige Blätter mit geistreicher Nadel radirt, die sehr selten sind. Bartsch beschreibt zwei derselben, beide vom Jahre 1685. Zwei andere hat Weigel im Supplement hinzugefügt. Was Nagler über die wüste Lebensweise des Künstlers erzählt, scheint ohne Begründung zu sein.

Bartsch, P.-Gr. I. Weigel, Suppl. Kramm. Immerzeel.

Nicolas van der M., Maler und Radirer, der im 17. Jahrhundert in Amsterdam blühte. Man hat von ihm 12 allegorische Vignetten, bezeichnet N. V. D. Meer inv. et fec. Dann radirte er auch das Titelblatt zu J. Barueth's Werk: Jacobs Zegen nach A. Hoydyck. Doch bleibt unentschieden, ob der Künstler, über den sonstige Nachrichten fehlen, wirklich Nicolas hieß und nicht vielmehr Noah. Er wäre dann der ältere dieses Namens und der nachfolgende Künstler der jüngere.

Noah van der M., der Jüngere, soll 1745 geboren sein; er war Zeichner und Kupferstecher und hielt sich in Amsterdam auf, wo er meistentheils historische Begebenheiten und Vorfälle seiner Zeit in Kupferstich darstellte. Ob er des Vorigen Sohn war, wird nicht berichtet. Vom Jahre 1772 ist sein Blatt nach eigener Zeichnung, welches den Brand des Theaters zu Amsterdam zum Gegenstande hat. Drei Jahre später brachte er auch die Ansicht des neuen Theatergebäudes. Beide Blätter dienten als Illustration zu Schriften über die beiden Theater. Vom Jahre 1776 ist eine Ansicht der großen Wasserfluth nach der Zeichnung von Kobell Hendrik jun. Zu erwähnen sind ferner 150 Blätter nach J. Buys zu Gellert's Fabeln (3 Theile 1772—1785). Nach J. Steen stach er eine Dorfschule, genannt „De Schoolmeester met de plak". Es ist des Künstlers Hauptblatt und sehr sorgfältig ausgeführt. Auch einzelne Bildnisse hat er gestochen, so sein eigenes, des Predigers van Essen (1792) u. a. m. Er zeichnete seine Blätter: N. V. D. Meer Jun.

Immerzeel. Kramm. Wessely.

Meerheimb: Ferdinand Freiherr v. M., preußischer Generalmajor, am 11. April 1823 auf dem väterlichen Gute Gnemern im mecklenburg-schwerinschen Amte Bukow geboren, trat 1841 beim 2. Infanterie-(Königs-)Regiment in den Dienst, nahm als Lieutenant am Feldzuge von 1848 in Schleswig-Holstein, als Compagniechef am Kriege von 1866 in Böhmen Theil und befehligte 1870/71 in Frankreich zuerst ein Landwehrbataillon, später war er Commandant von Reims. Wichtiger als seine militärische war seine schriftstellerische Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte. Seine Verwendung im Nebenetat des Großen Generalstabes zu Berlin, welche die letzte Periode seines Dienstlebens von 1867—1880, von jener kriegerischen Unterbrechung abgesehen, ausfüllt, war derselben förderlich. In dieser Stellung leitete er auch die Einverleibung der Büchersammlung der école d'application d'artillerie et du génie zu Metz in die Bibliothek des Großen Generalstabes. An selbständigen Werken ist von ihm nur eine „Geschichte der Pariser Kommune", Berlin 1880, erschienen; eine Arbeit über den Prinzen Heinrich hat sich druckfertig in seinem Nachlaß gefunden: zahlreicher sind seine Beiträge zu Zeitschriften und Sammelwerken, zwei Beihefte zum Militärwochenblatt „Frankreich und die Franzosen", die von ihm während des Krieges empfangenen Eindrücke wiedergebend (4. Heft, 1872) und „Militärbildung und Wissenschaft", den höheren Werth der historischen und sprachlichen Disciplinen den exacten gegenüber behauptend (1. Heft, 1873) verdienen neben seinen kriegsgeschichtlichen Arbeiten besondere Beachtung; eine Lebensbeschreibung des alten Wrangel, der ihn zu seinem Biographen gewählt hatte, erschien zuerst gleichfalls in einem solchen Beihefte (7. Heft, 1877). Auch der Allgemeinen deutschen Biographie war er ein geschätzter Mitarbeiter. Von 1873 bis zu seinem am 7. Mai 1882 zu Berlin erfolgten Tode redigirte er die

Militär-Litteratur-Zeitung. Aus dem activen Dienste war er schon 1880, seiner zunehmenden Kränklichkeit wegen, ausgeschieden.

Militärwochenblatt, Berlin 1882, Sp. 831. Poten.

Meermann: Gerhard M., geb. am 6. December 1722 zu Leyden, 1740 Advokat, 1748 Syndikus zu Rotterdam, † zu Aachen am 15. December 1771. Er hatte auf vielen und langen Reisen mit fast allen bedeutenden Männern Bekannntschaften angeknüpft und erwarb sich ein Verdienst durch Herausgabe des eine Anzahl von Schriften zuerst veröffentlichenden „Novus thesaurus juris civilis et canonici, continens varia et rarissima optimorum interpretum, imprimis Hispanorum et Gallorum opera, tam edita antehac, quam inedita" cet. Hagae Comitum 1751—1753. 7 voll. fol.

Strodtmann, Neues gel. Europa, II. 399. Weidlich, Zuverl. Nachrichten, III. 120. Adelung, Forts., IV. 1176. v. Schulte.

Meerman: Heinrich M., ein Kölner Maler, von welchem das Bourel'sche Familienbuch berichtet, daß er als verwaister Knabe durch die Fürsorge des im J. 1667 vom Rathe zu Köln zum Provisor des Waisen- und Findlingshauses erwählten Simon Bourel bei dessen Freunde, dem Maler Franz Vriendt, zur Erlernung der Malerkunst untergebracht worden sei. Das Buch gibt ihm das Zeugniß, daß er die besten Fortschritte gemacht und „in den Contrafaits exzellirt habe". Bei der Malerzunft erlangte er am 16. Januar 1680 die Meisterwerdung. M. hat treffliche Arbeiten ausgeführt. Zu diesen gehört das de Beche'sche Familienbild, welches er 1680 malte und wofür er den Preis von 100 Ducaten erhielt. Dasselbe stellt den im J. 1636 nach Köln gekommenen Kaufherrn Wolter de Beche mit seiner Gemahlin Katharina Hergers, einer gebornen Kölnerin, nebst ihren 10 Kindern in Lebensgröße dar. Humoristisch nimmt es sich aus, daß bei dem jüngsten Sprößlinge bereits die Mönchskutte als Bekleidung erscheint, um die zukünftige Bestimmung des Knäbleins anzudeuten. Noch vor etwa 36 Jahren wurde das Bild von den Gebrüdern de Beche, den Nachkommen jenes Wolter, in der alten Familienbehausung am Hofe Nr. 24 aufbewahrt. Das Geschlecht ist gegenwärtig in Köln gänzlich ausgestorben. — Der Maler M., der um 1650 in den Niederlanden gelebt hat und nach dem einige Bildnisse in Kupfer gestochen worden sind, z. B. des Theologen Fabritius Bassecourt 1650 von P. de Zetter und des französischen Pfarrers G. Holton zu Amsterdam 1651 von A. Conrad, ist also von dem obigen verschieden.

J. J. Merlo.

Meetkercke: Adolf van M. (Mekerke), geb. im April 1528 zu Brügge, † am 6. October 1591 in London. Die Familie, der er entsproß, gehörte zum begüterten flandrischen Adel und führte den Namen nach ihrem Stammsitze zwischen Brügge und Blankenberghe. Sein Vater war Jakob van M., Sohn eines gleichnamigen Vaters, der sich Herr v. Marck nannte, seine Mutter Colette van Maulde. Durch Besitz und Bildung eng mit dem öffentlichen Leben seiner Heimath verflochten, ließ der Vater dem Sohne eine sehr sorgfältige Erziehung angedeihen, wie denn überhaupt Brügge damals ein Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens in den Niederlanden, das unserne Löwen bis 1575 ihre einzige Universität war. In den beiden classischen Sprachen war M. deshalb ebenso bewandert wie in Jurisprudenz, Geschichte und Politik, und bald rückte er so in wichtige amtliche Stellungen seines heimathlichen Gebietes ein, der sogenannten „Freiheit von Brügge" (t'Land von de Vryen, les Francs de Bruges), welches den einen der vier Stände (membra) der Grafschaft Flandern darstellte und seine ausgedehnten Selbstverwaltungsrechte den Freibriefen von 1190 und 1427 verdankte. Im Dienste seiner ständischen Regierung übernahm M. hintereinander die Aemter des Schatzmeisters, des Pensionarius und eines immerwährenden

Rathes der „Freiheit von Brügge“. In diese erste Hälfte seines Lebens fällt auch der größte Theil seiner wissenschaftlichen Arbeiten, denn seit 1577 ließ ihm die stürmische Bewegung, in die er sich verwickelt sah, zu solchen kaum mehr Zeit. Mit seiner heimischen Provinz schloß sich M., wol schon früher dem Protestantismus gewonnen, damals dem niederländischen Aufstande an und spielte bald auch in den größeren Verhältnissen, in die er nun eintrat, eine nicht unbedeutende Rolle. Im J. 1576 sandten ihn die Generalstaaten zu Don Juan nach Marche en Famenne, um mit letzterem zu unterhandeln; M. war bei dieser Deputation beinahe der Einzige, auf den Oranien mit Sicherheit rechnen konnte, während die übrigen Mitglieder sich nicht abgeneigt zeigten, verschiedene der an Don Juan gestellten Forderungen fallen zu lassen. Da indessen der Kaiser auf Anregung der Fürsten, Prälaten und Herren des westfälischen Kreises seine Vermittlung zur Beilegung der niederländischen Wirren angeboten hatte, wurden die Verhandlungen zwischen Don Juan und dem Staatsrath mit einer Abordnung der Generalstaaten in Huy auf dem Lütticher Gebiete fortgesetzt. Nach lange hin- und herschwebenden Verhandlungen gab Don Juan nach und am 12. Februar 1577 erschien das „ewige Edict“, wodurch die Pacification von Gent auch vom Könige angenommen und bestätigt wurde und die spanischen Truppen das Land räumen mußten. Mit Havrech wurde M. 1577 nach England geschickt, um dem dortigen Cabinet die Nothwendigkeit der Berufung des Erzherzogs Matthias begreiflich zu machen, eine Sendung, die Oranien für nothwendig hielt, um das Mißtrauen Elisabeths gegen die von Oranien versuchte Anlehnung an Frankreich zu beschwichtigen. M. scheint sich der ihm gewordenen Aufgabe in glänzender Weise entledigt zu haben, denn Dawison, Leicester und Walsingham erklärten sich mit der Berufung des Erzherzogs für einverstanden. Sowol bei Oranien als auch bei Matthias stand er in großem Ansehen; im J. 1579 wohnte er den Friedensverhandlungen in Köln bei und die von Aggäus Abbada herrührenden „Acta Pacificationis quae Coloniae habita sunt“ wurden eine Zeit lang von verschiedenen Seiten ihm zugeschrieben. Im nächsten Jahre begleitete er Philipp Marnix von St. Aldegonde nach Frankreich, um mit dem Herzog Franz von Alençon den Vertrag von Plessis-les-Tours abzuschließen (29. September 1580), der diesem die Herrschaft über die aufständischen Provinzen (mit Ausnahme von Holland und Seeland) übertrug und wurde dann von dem neuen Herrn der Niederlande zum Vorsitzenden des flandrischen Staatsrathes ernannt. Als der Herzog im J. 1583 seine Stellung verspielt hatte und Graf Leicester als Elisabeths Generalstatthalter die Leitung der vereinigten Provinzen übernahm, schloß sich M. diesem entschieden an und wurde von ihm zum Mitgliede des niederländischen Staatsraths ernannt (Anfang 1586). Diese Parteistellung hielt er fest, auch als zwischen den Niederländern und Leicester eine feindselige Spannung eintrat, so daß die Stände ihn schließlich aus dem Staatsrathe entfernten, so daß er nach Leyden ging, wo er eine Zeit lang als akademischer Lehrer wirkte; ja sie veranlaßte ihn sogar zur Theilnahme an dem Versuche, im Einverständniß mit dem Obersten Pescarengis, Leyden in Leicester's Hände zu spielen (October 1587). Das Mißlingen desselben trieb ihn schließlich in die Verbannung, denn Moritz von Oranien schloß ihn ausdrücklich von der sonst den Anstiftern des Versuchs gewährten Amnestie aus. So flüchtete M. nach England und verbrachte die letzten Jahre seines Lebens in London. Tief erschüttert durch den Tod seines ältesten Sohnes Nicolaus, der bei der Belagerung von Deventer fiel, starb er in der englischen Hauptstadt am 6. October 1591 und wurde in der St. Paulskirche bestattet. Die ausführliche Grabschrift, welche ihm hier sein Brügger Landsmann Peter van Heyla setzen ließ, hebt sein treues Festhalten am evangelischen Bekenntniß hervor; in hinterlassenen handschriftlichen Denkwürdigkeiten dagegen soll er sich als Katholik bekannt und sterbend seine

Tochter Anna gemahnt haben, zum Glauben ihrer Väter zurückzukehren. Meetkercke's wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich mit Vorliebe der griechischen Litteratur und Sprache zu, deren „Wiederhersteller" ihn seine Grabschrift nennt. In der Schrift „De veteri et recta pronuntiatione linguae graecae commentarius" (1. Auflage Brügge 1565, 2. Auflage Antwerpen 1576) trat er lebhaft für die sog. erasmische Aussprache des Griechischen ein. In demselben Jahre (1565) gab er „Moschi Siculi et Bionis Smyrnaei Idyllia quae quidem exstant omnia hactenus non edita" mit Phanocles' Elegie heraus, indem er die lateinische Uebersetzung in Prosa und Vers (letztere nach älteren Humanisten), sowie die Erklärungen älterer Bearbeiter hinzufügte (Brügge 1565). Seiner späteren Zeit gehören an: „Theocriti Syracusani Epigrammata, carmine latino reddita" (Heidelberg 1595). Außerdem versuchte er sich auch in lateinischen Versen („Varia poemata", Brügge 1565), die indeß nach der Ansicht competenter Beurtheiler wenig Gewandtheit verrathen. Mit einigen anderen Gelehrten, den Brüdern Lauwereys und Johann Radius, gemeinsam arbeitete er an rein historischen Werken, nämlich Consularfasten, Lebensbeschreibungen der römischen Kaiser und einer Darstellung Groß-Griechenlands. Eine Schilderung der Zeitgeschichte, De tumultibus Belgicis, blieb Manuscript. — M. war zweimal verheirathet und zwar in erster Ehe mit Jacobäa le Cerf, in zweiter mit Margaretha van Lichtervelde. Aus der ersteren entsprossen vier Söhne und eine Tochter, aus der zweiten ein Sohn und zwei Töchter. Von den ersteren fielen die beiden älteren Söhne im niederländischen Freiheitskriege, Anton (geb. 1567) bei der Belagerung von Zütphen (1586), Nicolaus (geb. 1561) vor Deventer (1591), nachdem er vorher einen englischen Seezug gegen Portugal mitgemacht hatte. Beide wurden in der St. Lebuinskirche zu Deventer beigesetzt. Die beiden jüngeren Söhne erster Ehe, Balduin und Adolf, traten in englische Dienste. Die Tochter Anna vermählte sich mit dem Rechtsgelehrten Paul Knibbe, Rath des Königs von Dänemark, starb aber als Wittwe in Brügge, nachdem sie zur katholischen Kirche übergetreten war und wurde im Kloster der Clarissinnen bestattet. Die Kinder Meetkercke's aus der zweiten Ehe, Eduard, Elisabeth und Salome, standen beim Tode des Vaters noch in sehr jugendlichem Alter; die letztgenannten wurden später Stiftsdamen in Maubeuge, wo schon die beiden Schwestern Adolf van Meetkercke's in gleicher Stellung gelebt hatten.

Vgl. (Paquot,) Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des dix-sept provinces des Pays-bas, (Louvain 1770) XVIII, 243 ff. — Foppens, Bibliotheca belgica (Brüssel 1739), I. 6 ff. mit Porträt. — Hoffmann-Peerlkamp, De vita, doctrina et facultate Nederlandorum qui carmina latina composuerunt. Haarlem 1838. — Vgl. im Allg.: Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande (Leipzig 1758), III. 345, 513, 577 f. — L. Müller, Geschichte der classischen Philologie in den Niederlanden (1869), 2 3.

O. Kämmel. Wenzelburger.

Meffreth, Priester zu Meißen, Verfasser eines sehr inhalt- und umfangreichen homiletischen Repertoriums unter dem Titel Hortulus reginae (d. i. der Kirche), über dessen Person nichts weiter bekannt ist als was er selbst in den Prologen zu den beiden Hälften seines Werkes sagt. Hieraus ersehen wir, daß er den Theil De sanctis im J. 1443 vollendet und sofort den De tempore begonnen habe, während in Num. 96 auf Dom. 20 p. Trin. das Jahr 1447 als gegenwärtiges bezeichnet wird. — Sein Predigtwerk fand ungeachtet seines bedeutenden Umfangs eine große Verbreitung. Es erlebte im 15. Jahrhundert 10 Auflagen und wurde noch im 16. und 17. Jahrhundert mehrfach wieder abgedruckt. Genauere Angaben über die älteren Drucke f. bei Hain Nr. 10 999 ff., über die späteren bei Fabricius, Biblioth. lat. med et inf. aet. V, 66 (ed. Mansi):

Cave-Wharton II, II, 156; Graesse, Trésor IV, 464 und über seine Predigtweise Cruel, Geschichte der deutschen Predigt im M.A. 486 ff.

Stanonik.

Meffrid, Meistersänger des 14. Jahrhunderts, von welchem die Kolmarer Handschrift, und sie allein, sechs Lieder überliefert, alle in derselben Strophenform. Das eine ist ein Loblied auf Maria, das andere ein Gebet, das ebenfalls in einen Anruf zu Maria übergeht; das dritte ist der Verherrlichung der Frauen gewidmet, das vierte handelt von der Vergänglichkeit des Irdischen; das fünfte von denjenigen, die mit einem „Hat Zeit genug“ und „Es kommt noch wohl“ alles auf die Zukunft verschieben, was ihnen zu thun obliegt. Das letzte nennt sich ein „Straflied“ und ist gegen die Stümper gerichtet, die sich, ohne inneren Beruf dazu zu haben, mit Singen und Dichten abgeben. Die noch reine und sorgfältige Form seiner Verse und Reime verhindert, ihn in eine spätere Zeit als das 14. Jahrhundert zu setzen.

Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift (1862), S. 181 und 550—558.

K. Bartsch.

Megander: Kaspar M. (Großmann), Mitarbeiter Zwingli's, geb. 1495, † am 18. August 1545. Der aus Zürich gebürtige M., welcher von 1515 an in Basel studirt hatte, war, als Zwingli 1519 nach Zürich kam, schon Kaplan am dortigen Spital und stellte sich sofort an die Seite des Reformators. Schon 1522 finden wir ihn als Mitunterzeichner der von Zwingli wegen der Priesterehe an den Bischof von Constanz gerichteten Bittschrift, 1524 trat er selbst in den Ehestand. Am 11. April 1525 erschien er mit Zwingli vor dem Rathe von Zürich, um auf Abstellung der Messe zu dringen, und am 6. November 1525 vertheidigte er gemeinsam mit Zwingli und Leo Jud die Thesen gegen die Widertäufer. Als Zwingli Ende 1527 zur Disputation nach Bern eingeladen wurde, bat er den Rath, M. mitnehmen zu dürfen. In Bern betheiligte sich nun zwar M. an den officiellen Verhandlungen nicht, dagegen hielt er gegen Ende des Gesprächs eine Predigt, welche einen außerordentlich günstigen Eindruck zurückgelassen zu haben scheint; denn schon im Februar 1528 erbaten sich die Berner ihn vom Zürcher Rathe. In Bern hat M. während 10 Jahren als Prediger und Professor eine sehr hervorragende Stellung eingenommen. Sein wissenschaftliches Uebergewicht verschaffte ihm einen großen Einfluß auf den Gang der bernischen Reformation. Und wenn es ihm auch keineswegs gelang, bei dem dortigen Rathe eine so prophetische Autorität auszuüben wie sein Vorbild Zwingli bei der Zürcher Obrigkeit, so war er doch vermöge seines Ansehens unter der Bürgerschaft und seines Anhangs unter der Landgeistlichkeit fortwährend ein Factor, mit welchem die Herren von Bern rechnen mußten. So wurde ihm bei der Einrichtung des theologischen Unterrichts nach Art der zürcherischen „Prophezei“ vollständig freie Hand gelassen, wiederholt wurde er mit ausgedehnten Vollmachten zu den Synoden der Waadt abgeordnet, auch war er der Vertreter Berns bei der Feststellung der ersten helvetischen Confession. Dagegen brachte ihn seine leidenschaftliche Vertheidigung der zürcherischen Politik und des zwinglischen Lehrtypus in fortwährenden, schließlich für seine Wirksamkeit in Bern verhängnißvollen Conflikt mit seinen Collegen und Vorgesetzten. Schon während der Kappeler Kriege hatte M. die gemäßigte Haltung Berns auf der Kanzel mit einer solchen revolutionären Heftigkeit getadelt, daß er für einige Zeit im Amte stille gestellt wurde. Indessen gelang es damals bei Anlaß der bekannten Berner Synode von 1532 der Fürsprache Capito's den Span beizulegen. Diese Freundlichkeit des elsässischen Theologen vermochte aber durchaus nicht den äußerst consequenten Zwinglianer M. freundlicher zu stimmen für die von Straßburg aus immer wiederkehrenden Unionsbestrebungen. Vielmehr benutzte er seinen neu-

gekräftigten Einfluß dazu, das mächtige Bern zu beharrlicher Renitenz gegen die Butzer'sche Concordie zu veranlassen. Nicht nur brachte er in seinem Katechismus (von 1536) die zwinglische Sacramentslehre in ihrer unverfälschten Gestalt für Stadt und Landschaft Bern zu officieller Geltung, sondern er eiferte in Colloquien und auf der Kanzel mit dem ihm eigenen Ungestüm gegen jegliche Concession an das Lutherthum und war weit zürcherischer als die Zürcher selbst. Da jedoch mittlerweile einige Freunde der Straßburger in Bern zu Ansehen gekommen waren und auch politische Erwägungen für die Concordie sprachen, so wurde zunächst im Mai 1537 den Parteien ihr ärgerliches Gezänke verwiesen und im Herbst desselben Jahres dem Unionisten Butzer Gelegenheit gegeben, seine Sache vor einer Synode zu Bern selbst zu führen. Butzer's gewandte Darstellung erhielt denn auch in der That trotz Megander's energischer Opposition den Sieg. Butzer durfte es sogar wagen, ohne sich mit M. ins Einvernehmen gesetzt zu haben, dessen Katechismus im Sinne der Concordie umzuarbeiten, und der Rath ertheilte am 6. November 1537 dieser neuen Gestalt des Megander'schen Lehrbuches die hoheitliche Approbation. Daß M., durch eine solche Rücksichtslosigkeit aufs Tiefste verletzt, sich weigerte, diesen Katechismus anzuerkennen und es vorzog aus dem bernischen Kirchendienst entlassen zu werden, ist begreiflich. Er kehrte noch Ende 1537 nach Zürich zurück, wo man ihm, auch in Anbetracht seiner Armuth, seine frühere Pfründe nie entzogen hatte und wohin sich seine Familie schon mehrere Jahre vorher aus der Unbehaglichkeit und Unsicherheit von Megander's Stellung in Bern zurückgezogen hatte. Uebrigens scheint Megander's treue Anhänglichkeit an Zwingli in Zürich fortwährend in hohem Grade anerkannt worden zu sein. Nach Zwingli's Tode war er neben Bullinger in Vorschlag gewesen für die erledigte erste Pfarrstelle. Und als 1532 die Gegner der Reformation ihr Haupt erhoben und eine Wiedereinführung der Messe glaubten anregen zu dürfen, da trug ein energisches und schwungvolles Schreiben Megander's an den Zürcher Rath wesentlich zur Ueberwindung solcher Reactionsgelüste bei. Als darum M. nach Zürich zurückkehrte, war bald ein Umschwung hinsichtlich der Concordie bemerkbar. Unter dem Einfluß des zum Archidiakonus und Chorherrn am Großmünster beförderten M. hütete Zürich das Erbe seines Zwingli wieder mit mehr Consequenz. Ueberdies erlebte es M. noch, daß auch Bern sich von den lutheranisirenden Einflüssen emancipirte und seinen Katechismus in der ursprünglichen Gestalt wieder zu Ehren zog. Der genaue Titel dieses bis in die neueste Zeit gebrauchten und mit Recht geschätzten Lehrbuches lautet: „Eyn kurtze aber christenliche Ußlegung für die jugend der gebotten gottes, des waaren christenlichen gloubens und Vatter Unsers mit eyner kurtzen erlüterung der Sacramenten, wie die zu Bären in Statt und Land gehalten. Durch Caspar Großman in fragswyß gestellt" (Basel, Lux Schouber 1536). Außerdem besitzen wir von M. als reife Früchte seiner theologischen Lehrthätigkeit kurze lateinische Commentare zu den Briefen an die Galater (Zürich, Froschauer 1533), an die Epheser (Basel, Henric Petri 1534) und zu den Pastoralbriefen (Basel 1535). Auch hat er sich in namhafter Weise bei der Herausgabe von Zwingli's Werken betheiligt.

Vgl. Wirz, Helvet. Kirchengesch.; Leu, Helvet. Lexikon IX; Zwingli's Werke ed. Schuler und Schultheß VIII; Egli, Aktensammlung zur Gesch. der Zürcher Ref.; Mezger, Gesch. der deutschen Bibelübers. in der Schweiz; Hundeshagen, Conflikte; Weidling, Die Berner Kirchenreform; Stürler, Urkunden der Berner Kirchenreform; Berner Beiträge zur Gesch. der schweiz. Reformationskirchen. Bernhard Riggenbach.

Megander: Veit Ludwig M., ist geboren und gestorben zu Schweinitz in der preußischen Provinz Sachsen (etwa 3¾ Meilen östlich von Wittenberg).

Nachdem er die Rechte studirt hatte, wurde er Auditor im dänischen Militär; später wurde er fürstlich sächsischer Secretarius und zuletzt Amtsinspector in seiner Vaterstadt. Er starb im J. 1709. — Von ihm gibt es zwei Erbauungsschriften, „Lebensspiegel“ und „Todesspiegel“ genannt, welche zuerst Hamburg 1687 und 1696 erschienen und hernach mehrfach einzeln und auch zusammen gedruckt wurden. Wahrscheinlich in seinem Lebensspiegel ist zuerst sein bekanntes Lied: „Schlage, Jesu, an mein Herz, rühre mein Gewissen“, beim Anschlagen der Betglocke zu singen, veröffentlicht, welches hernach im Merseburger Gesangbuch von 1716 abgedruckt und aus diesem in andere Gesangbücher übergegangen ist.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 710. Jöcher II, Sp. 354. Rotermund IV, Sp. 1183. Molleri Cimbria literata II, S. 543. Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl. IV, S. 285 f. Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 238a. . l. u.

Megenberg: s. Konrad von M. Bd. XVI S. 648.

Megerle: Abraham M., ein sehr fruchtbarer Kirchencomponist. Geboren den 9. Februar 1607 zu Wasserburg am Inn, † den 29. Mai 1680 im Collegiatstift zu Altötting in Baiern. Er studirte in Innsbruck und war Scholar und Kapellknabe des Hofkapellmeisters Stadlmayr (1617—1634) in Salzburg. Im J. 1640 wurde er vom Bischof von Constanz, Johann IV. von Waldburg, als Kapellmeister an den Dom berufen. Von da ging er nach Salzburg in gleicher Eigenschaft. 1655 verließ er Salzburg und ging nach Altötting ins adliche Collegiatstift, nachdem er vom Kaiser in den Adelstand erhoben war. Seine Werke erschienen von 1634—1640 in Constanz, 1642—1649 in Salzburg und 1657—1668 in München. In seinem Testament verzeichnet er gegen 1486 Compositionen und machte das Kloster Zofingen bei Constanz zum Erben derselben. Gerber besaß sein gestochenes Porträt, auf dem sich folgende Inschrift befindet: Abraham Megerle Wasserburgensis Bojus, Musurgus nostri aevi celeberrimus; olim Constantiensis Cathedralis deinde Salisburgensis Archiepiscopalis Capellae Magister, et ibidem B. V. ad Nives, nunc Ecclesiae Collegiatae Oetingae Veteris Canonicus: ob eximiam artis peritiam a Ferdinando III. Rom. Imperatore nobilitatis jure donatus. Seine Compositionen sind äußerst selten geworden; selbst in der Münchener Bibliothek finden sich nur wenige Fragmente derselben, darunter 6 Stimmen einer Psalmodia Jesu et Mariae sacra a 2, 3, et 4 vocibus, 2 instrumentis necessariis cum aliis tam vocibus quam instrumentis et ripienis ad libitum. Lib. I opus II. Monachi, Jo. Jäcklin 1657. — Ein Urtheil über die Bedeutung des Meisters läßt sich unter solchen Umständen vor der Hand nicht fällen.

Monatsh. f. Musikgesch. XIV, 12. Rob. Eitner.

Megerlin: Johann Ulrich M. oder Megerle (Abraham a Sancta Clara), Prediger und katholischer Erbauungsschriftsteller. Er war zu Kreenheinstetten (zwei Stunden von Meßkirch im badischen Seekreis) als das achte Kind des leibeignen Gastwirthes Matthäus M. geboren und wurde am 3. Juli 1644 getauft. Er erhielt in seinem Geburtsort und in Meßkirch den ersten Unterricht, besuchte dann das Gymnasium bei den Jesuiten in Ingolstadt bis 1659 und bei den Benediktinern in Salzburg bis 1662. Von da begab er sich nach Wien, wo er unter dem Namen Abraham a Sancta Clara in den Augustiner-Barfüßer-Orden Aufnahme fand. Das Noviziat bestand er in dem Kloster Maria-Brunn, zwei Stunden von Wien, und nachdem er in Wien seine erste Messe celebrirt und sich zum Predigtamte vorbereitet hatte, ward er als Feiertagsprediger nach dem Kloster Taxa in Baiern entsandt, „wegen seiner Vortrefflichkeit aber“, wie eine alte Lebensbeschreibung sagt, „in Kürze wiederum nach Wien citirt, allwo er viele Jahre als Feiertags- und Sonntagsprediger die Kanzel bestiegen und ein ungemeines Auditorium und Zulauf des Volkes durch seine wunderbarliche und

angenehme Redeart an sich gezogen, allermaßen Mund und Feder übereinstimmten, mit Lust und Ernst, gleichwie seine Bücher, untermenget zu sehen." Er hat, wie ein anderer Zeitgenosse bemerkt, erwiesen, „daß er kein geschwätziger, sondern ein tiefsinniger, beredsamer Schwab sei": wobei man unter Tiefsinn freilich etwas anderes verstehen müßte, als was wir darunter verstehen. In- und außerhalb Wiens soll es wenig hohe und vornehme Kanzeln gegeben haben, die Abraham nicht öfters betrat. Die ersten Predigten, die wir kennen, stammen aus dem Jahre 1673. Aber schon 1672 findet sich, daß Abrahams Ordensbrüder, wo es etwas durchzusetzen gilt, ihn als den beliebten und stadtbekannten Prediger voranschicken. Wie er auf der Kanzel scherzend belehrte, so mochte ihm auch bei schwierigen Unterhandlungen leicht ein witziges Wort zu Gebote stehen, welches den Zurückhaltenden zum Lachen brachte und so in willfährige Stimmung versetzte. Bei Kaiser Leopold I., der ihn in der Augustinerhofkirche oft predigen hörte, stand er in hoher Gunst: was seine Ernennung zum Hofprediger (28. April 1677) für jedermann klar bezeugte. Auch adelige Herren zogen ihn gern in ihre Gesellschaft. Während der Pest von 1679 lebte er fünf Monate lang abgeschlossen im Hause des niederösterreichischen Landmarschalls Johann Balthasar Grafen Hoyos, als dessen Kaplan oder, wie ein Hausgenosse schreibt, „als Graf Hoyosianischer Erzbischof" er täglich in einem Saale die Messe las (Mittheilung von Dr. Leeder aus dem Hoyos'schen Archiv). Im Jahre 1680, wie es scheint, ist Abraham Prior geworden: was aber nicht hinderte, daß er 1682 als einfacher Sonntagsprediger an das Kloster St. Anna zu Graz versetzt wurde, bis er auch dort nach drei Jahren zur Würde des Priors aufstieg. Erst 1689 kehrte er nach Wien zurück; 1690 ist er Provinzial; 1692 Definitor der Ordensprovinz. Er starb am 1. December 1709. Als ein wahrhaftiger, unerschrockener Mensch übte er das Predigtamt. Wie ein Satiriker entwarf er Lebensbilder. Gleich vielen katholischen Predigern der früheren Zeit erlaubte er sich komische Effecte auf der Kanzel; und in seinen Schriften glauben wir immer den drastischen Redner zu vernehmen. Er leidet unter dem Geschmacke des 17. Jahrhunderts. Weit ausholende Gelehrsamkeit aus niedrigen Regionen des Wissens, viele behaglich aufgetischte Geschichten und Curiositäten, schwülstige Gleichnisse, Figuren und Tropen, ein falsches Sinnreiche, das Alles mit Allem combinirt, das Entfernteste am liebsten verknüpft, in Wortspielen schwelgt und keinen noch so äußerlichen Faden verschmäht, um die disparatesten Dinge daran aufzureihen: diese und andere verwandte Eigenschaften versetzen den heutigen Leser sofort in eine fremdartige, abgestorbene Welt. Aber dennoch wird er gefesselt und wunderlich unterhalten, wenn er nur etwas gutwillig sich hingiebt. Abraham weiß mehr als irgend ein anderer Schriftsteller der Zeit Spannung zu erregen. Er versteht die Kunst der Ueberraschung und Steigerung. Er verbindet die höchste Uebersichtlichkeit des Ganzen mit der größten Anschaulichkeit des Einzelnen. Er beherrscht die Sprache mit spielender Leichtigkeit, hat sehr gute Einfälle und wirkt immer auf die Phantasie, wenn auch zuweilen durch arge Uebertreibungen. Alle Mittel des populären Stils, die sich seit dem Mittelalter in Deutschland angehäuft hatten, stehen ihm zu Gebote; und volksthümliche Anschauungen benutzt er, wo immer sie sich bieten. Die Pest von 1679 machte ihn zum Schriftsteller: sein im Hoyos'schen Hause verfaßtes „Merks Wien! Das ist: des wüthenden Tods umständige Beschreibung" (Wien 1680), führte die Gestalt des Todes als einer geschlossenen Persönlichkeit vollkommen charakteristisch, wie in den Todtentänzen, durch. Auch seine zweite schwächere Schrift „Lösch Wien" (Wien 1680) galt noch der Pest und forderte die Hinterbliebenen auf, die Qualen des Fegefeuers für die Verstorbenen durch Andacht und Gebete zu löschen. Und eine dritte Schrift „Große Todtenbruderschaft" (Wien 1681) behandelte das Thema vom Allbezwinger Tod noch

einmal, nur roher und derber. Die Türkengefahr von 1683 bewog ihn zur Abfassung des Werkchens „Auf, auf, ihr Christen! Das ist: eine bewegliche Anfrischung der christlichen Waffen wider den türkischen Blutegel“ (Wien 1683, Neudruck durch A. Sauer in den „Wiener Neudrucken“, Heft 1, Wien 1883), worin Belehrungen über türkische Geschichten und Zustände mit Ermunterungen zum Kampfe, Aufforderungen zur Einigkeit und Ermahnungen zur Buße wechselten: es ist die Schrift, aus welcher sich Schiller Anregung zur Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager“ holte. Nach solchen Gelegenheitsarbeiten, in denen der aus der Zeit und auf die Zeit wirkende Prediger die Feder ergriff, um eine Art Tagesschriftstellerei im erbauenden und ermahnenden Sinne zu üben, nach einer Sammlung dieser und anderer Gelegenheitsschriften, die er unter dem Titel „Reim dich oder ich lis' dich“ (Salzburg 1684) herausgab, nach einem Product von nur localer Bedeutung wie das Wallfahrtsbüchlein für das Kloster Taxa („Gack, gack, gack, gack a ga einer wunderseltsamen Hennen“, München 1685), das er in Erinnerung an seine alten Beziehungen zu diesem Kloster verfaßte, wandte er sich einem umfangreicheren Plane zu, der ihn zehn Jahre lang beschäftigte und in vier Quartbänden als „Judas der Erzschelm“ (Salzburg 1686—1695) erschien: die apokryphe Lebensgeschichte des Verräthers Judas war als Faden genommen, woran sich predigtartige Betrachtungen satirischer, humoristischer, erbaulicher Art aufreihten. Trotz vielen hübschen Einzelheiten ein ungeheuerliches und schwer genießbares Werk, das hinter den kleineren Schriften von mehr geschlossener Form entschieden zurücksteht. Um dieselbe Zeit schrieb Abraham ein Compendium der katholischen Moral, die „Grammatica religiosa“ (Salzburg 1691), in welcher das beengende Gewand der lateinischen Sprache von der Abrahamischen Manier fast nur die überwuchernde Fülle der Geschichten und Beispiele Platz greifen läßt. Zu solchen größeren Conceptionen hat sich Abraham nicht wieder erhoben. Alle seine übrigen Werke reihen in Gedichten, Betrachtungen, Predigten nur Einzelheiten an einander. „Etwas für Alle“ (Würzburg 1699); „Sterben und Erben“ (Amsterdam 1702); „Neu eröffnete Welt-Galleria“ (Nürnberg 1703); „Heilsames Gemisch-Gemasch“ (Würzburg 1704); „Huy! und Pfuy! der Welt“ (Würzburg 1707) sind wesentlich Bilderbücher mit Text, wie es einst Sebastian Brants Narrenschiff gewesen, an welches das „Narren-Nest“ (Salzburg 1710, aber ohne Zweifel noch zu Abrahams Lebzeiten fertig gedruckt) schon durch den Titel erinnert. Erweist sich das letztgenannte Buch als unerwartet arm in satirischer Hinsicht, so war doch Abrahams Kraft bis zuletzt nicht gesunken. Noch im „Wohlangefüllten Weinkeller“ (Würzburg 1710), den nach Angabe des Titels Abraham in seiner letzten Krankheit „zusammengetragen“ hatte, gährt und schäumt zum Theil die übermüthigste Laune und das verwegenste Neckspiel des Lesers, die launigste Verspottung und schlagfertigste Bekämpfung der Weltschäden, wie sonst. Auch noch ein weiteres Buch, „Besonders meublirt und gezierte Todten-Capelle oder allgemeiner Todten-Spiegel“ (Nürnberg 1710) soll Abraham dem Tode nahe verfaßt haben. Er lenkte damit in das Thema seiner ersten, zur Zeit der Pest gemachten schriftstellerischen Versuche wieder ein und bereitete sich zugleich auf sein eigenes Sterben vor. Aus seinem Nachlaß sind dann allmählich noch fünf Quartbände herausgegeben worden: „Abrahamisches Bescheidessen“ (Wien und Brünn 1717); „Abrahamische Lauberhütt“ (3 Bde., Wien und Nürnberg 1721—1723); „Abrahamisches Gehab dich wohl!“ (Nürnberg 1729). Dagegen enthält der „Geistliche Kramerladen“ (Würzburg 1710 und 1714) nur einzelne, wahrscheinlich schon früher einzeln gedruckte Predigten Abrahams; die Schrift „Mercurialis oder Wintergrün“ (Nürnberg 1733) ist unecht; und das anonym erschienene „Centifolium

stultorum in Quarto" (Wien 1709) wurde mit Unrecht dem Abraham zugeschrieben.

Vgl. Th. G. v. Karajan, Abraham a Sancta Clara (Wien 1867). Scherer, Vorträge und Aufsätze (Berlin 1874), S. 147—192; Zeitschr. f. österr. Gymn. 1867, S. 49—55; Anzeiger für deutsches Alterth., Bd. 3, S. 279—281. H. Mareta, Ueber Judas der Erzschelm (Wien 1875, Programm). Scherer.

Meggau: Leonhard Helfried Freiherr, dann Graf v. M., geb. 1577, † 1644. Sohn des Freiherrn Ferdinand Helfried v. M. und der Freiin Susanna v. Harrach. Sein altes aus Meißen stammendes Geschlecht diente seit Kaiser Maximilian I. den Habsburgern. Nachdem er seine Studien im Auslande vollendet, wurde er 1595 in den Hofstaat des Erzherzogs Maximilian aufgenommen und begleitete denselben in den ungarischen Feldzug. 1596 wurde er Kämmerer des Erzherzogs Matthias, 1600 kaiserlicher Rath und niederösterreichischer Regimentsrath, Ende 1607 Geheimrath, Oberstkämmerer und Obersthofmeisteramtsverwalter des Erzherzogs Matthias, dessen besonderes Vertrauen er schon vorher besaß. 1610 vertrat er diesen beim Prager Fürstentag. Das Obersthofmeisteramt wurde 1613 (?) dem Grafen Friedrich IV. von Fürstenberg übertragen; nach dessen Tode (August 1617) erhielt M. es zurück und stand bis zu Matthias' Tode, im Besitz der beiden vornehmsten Hofämter und der ersten Geheimrathsstelle, an der Spitze des kaiserlichen Hofstaates. Ferdinand II. beschränkte ihn anfangs auf das Amt eines Geheimrathes, ernannte ihn aber 1621 auch zum Statthalter von Niederösterreich, 1624 zum Obersthofmeister und 1626 zum Grafen und Erblandhofmeister in Oesterreich ob der Enns. Nach dessen Tode zog sich M. auf seine Güter zurück, wurde indeß von Ferdinand III. während zweimaliger Abwesenheit desselben von Wien zum „Director" bei der Kaiserin und ihren Kindern bestellt. Während seiner Amtsthätigkeit war er häufig zu Gesandtschaften verwendet worden. In den Staatsangelegenheiten hatte er jedoch wenig Einfluß ausgeübt und ein venetianischer Gesandter behauptete 1614, er verstehe wenig von denselben und denke nur darauf sich zu bereichern, was ihm, dem von Hause aus Armen, auch gelinge. Aus den Güterconfiscationen in Oesterreich, welche der Schlacht am weißen Berge folgten, wurden ihm große Schenkungen zu Theil, die ihm zu frommen Stiftungen dienten. Von seinen beiden Gemahlinnen, Anna Freiin Khuen v. Belasy und Polyxena Gräfin von Leiningen, hinterließ er nur Töchter.

Khevenhiller, Conterfet-Kupferstich II, 23 mit Bildniß. Fontes rerum Austriacarum II, t. 26, 21 und Acten. Stieve.

Megingaud (Meingoz), Erzbischof von Trier, wurde 1008 (vor October) durch Kaiser Heinrich II. zum Nachfolger Ludolfs eingesetzt. Er war von vornehmer Abkunft (nach Thietmar), doch wird nicht gesagt, von welcher Familie, und bekleidete vor seiner Berufung nach Trier die Stellung eines Mainzer Dompropsts und Kämmerers des Erzbischofs Willigis. In Trier hatte man andererseits die Wahl Adalbero's, Propstes von St. Paulin, eines Bruders der Königin aus dem Luxemburger Hause und eines sehr mächtigen und streitlustigen Herrn erzwungen. Um Adalbero's Widerstand zu beseitigen, mußte Heinrich II. gen Trier ziehen und den erzbischöflichen Palast, d. i. die als Castell befestigte Basilika, jetzige Kirche zum Erlöser, belagern. Schon im October d. J. empfing M. das Pallium von Rom; im November 1012 wohnte er wahrscheinlich der durch den König in Koblenz gehaltenen Synode in Angelegenheit des Bischofs Theoderich von Metz und anderer Rebellen bei. Außer einer Schenkung, welche M. dem St. Martinsstift in Münstermaifeld zuwandte (zwischen 1008—1015), sind kaum nennenswerthe Facten aus seiner Regierung urkundlich gemeldet. M. starb 1015 in Koblenz, seine Leiche wurde in Trier beigesetzt. Als Todestag

gibt Görz, Regesten des Erzbischofs, S. 8 den 15., Mittelrheinische Regesten I. 336 den 25. December an; letztere Angabe bestätigt jetzt das von Jaffé, Mon. Mog. 21, 724 herausgegebene Mainzer Nekrologium (8 kal. ian. Megingoz archiep.).

Vgl. Thietmar, MG. SS. III. 844. Hirsch, Jahrb., III. 27. Brower, Annal. Trev. I. 502. Görz, Reg. d. Erzb. v. Trier, S. 8. Ders., Mittelrh. Reg. I. 336, wo die übrigen Quellennachweise verzeichnet sind.

F. X. Kraus.

Megingoz (auch Magingoz, Megingaud), war der zweite Bischof von Würzburg, der Nachfolger des noch vor Bonifaz verstorbenen Burchard und wahrscheinlich noch von jenem Apostel selbst geweiht. Ueber sein Vorleben herrscht Zwiespalt. Die Identität eines Fritzlarer Mönchs Megingaud, den Bonifaz neben dem Presbyter Wigbert zum Diakon, Leiter des Klosters und zum Jugendlehrer bestimmte und den manche für den nachherigen Abt und den Bischof von Buraburg und Fritzlar halten, wird von vielen verworfen, aber bei der Lückenhaftigkeit der Nachrichten über beide Persönlichkeiten und bei der Freundschaft Lul's zu M., die wol auf früherem gemeinsamem Pietätsverhältniß zu Bonifaz beruht, mit nicht absolut entscheidenden Gründen. Sein Name findet sich mehrfach in Actenstücken, so in dem verdächtigen Diplom für Fulda von 753 und in einer anderen Urkunde für dasselbe Kloster 763, ferner für Gorze 757, für Prüm 762 und unter dem Todtenbunde von Attigny 762. Drei Briefe an Lul über kirchliche, Personen- und Verwaltungsfragen, sowie die Miturheberschaft bei der Abfassung der vita Bonifatii von Willibald werden ihm wol mit Recht, wenn auch ohne vollgültigen Beweis, zugeschrieben. Mit Lul und anderen Bischöfen zusammen weiht er die Kirche von Lorsch (1. September 774) und zu St. Goar (vielleicht auch 774) ein. Aus Liebe zu beschaulichem Leben tritt er sein Amt seinem Nachfolger Berwelf ab, zieht sich nach Rorinlacha zurück und gründet, als eine große Schaar Würzburger Mönche in Folge von Verdächtigungen seines Nachfolgers zu ihm fliehen, das Kloster Neustadt im Spessart, das ihm angeblich Lul und Willibald von Eichstädt (also noch vor 786) einweihen. Die Gründung der Klöster Megingozhausen, vielleicht auch Schwarzach und Mattenzelle wird mit seiner Familie in Verbindung gebracht und seine Abstammung aus vornehmem fränkischen Grafengeschlecht damit bewiesen. Sein Tod erfolgte angeblich 794, jedenfalls wol nach 786. Seine Gebeine werden später nach Würzburg geschafft.

Jaffé, Mon. Mogunt. ep. Bon. nr. 128, 132, 135. — Egilwardi vit. Burch. III. Mab. A SS. III, 1, 715. — Rettberg, Kirch. Gesch. D. II, 318 u. 331. — Oelsner, Jahrbücher d. fränk. R. S. 366 und s. v. Magingoz.

H. Hahn.

Meginhard, Mönch des Klosters Fulda im 9. Jahrhundert, war ein Schüler des berühmten Lehrers und Geschichtschreibers Rudolf. Es ist möglich, daß er dessen Annalen fortgesetzt hat; mit Sicherheit aber wissen wir nur durch eine Randbemerkung in der Originalhandschrift, daß er die von Rudolf begonnene Translatio S. Alexandri zu Ende führte, den Bericht über die Uebertragung dieser Reliquie von Rom nach Fulda im J. 851, wichtig vorzüglich deshalb, weil es Waltbraht, ein Enkel Widukind's, war, welcher den heiligen Alexander erworben hatte, und Empfehlungsbriefe des Kaisers Lothar für ihn an den Papst mitgetheilt werden. Ohne Grund ist die Zuverlässigkeit dieser Schrift verdächtigt worden von A. Wetzel: Die Translatio S. Alexandri. Eine kritische Untersuchung. Kiel 1881. — Außerdem ist von M. eine Predigt über den heiligen Ferrutius erhalten, welchen der Erzbischof Lull von Mainz nach Bleidenstadt übertragen hatte; der geschichtliche Gehalt derselben ist gering. — Es mag bei dieser Gelegen-

heit bemerkt werden, daß ein Meginfrid von Fulda, welchem auf die Autorität des Trithemius verschiedene Schriften beigelegt zu werden pflegen, zu den in neuerer Zeit nachgewiesenen Fictionen des gelehrten Abtes gehört und in Wirklichkeit nicht existirt hat.

Ausg. der Transl. Alexandri von Pertz, Mon. Germ. II, 673—681; vgl. Neues Archiv VII, 228. Uebers. von Richter, Berl. 1856. Sermo de S. Ferrutio bei Surius, Oct. 28. Mon. Germ. SS. XV.

Wattenbach.

Meginher, Erzbischof von Trier (1127—1130). Nach der erzwungenen Abdankung des heiligen Gottfried (17. Mai 1127) ward der von Jugend auf in der Trierischen Kirche erzogene M., aus dem Grafengeschlecht von Vianden und also wol ein Anverwandter jenes, gewählt. Schon gleich nach seiner Erhebung nahm er die Neuerburg bei Bombogen im Sturm und zwang ihren Eigenthümer, den Grafen Wilhelm von Luxemburg, zum Frieden und zur Ruhe. In der Fasten des folgenden Jahres ging er nach Rom, wo ihn Papst Honorius II. am 9. April bestätigte und mit dem Pallium schmückte. Nach seiner Rückkehr machte er sich durch rücksichtsloses Einschreiten gegen den vielfach entarteten Klerus verhaßt und erschütterte seine Stellung noch mehr, indem er im Auftrag des Papstes den gegen Lothar den Sachsen gewählten Gegenkönig Konrad bannte. Im November 1129 kehrte er nach Rom zurück, ward aber auf Veranlassung König Konrads aufgegriffen und nach Parma gebracht, wo er nach zehnmonatlicher Gefangenschaft, durch Kummer (oder von seinen Feinden) geblendet, starb (1. October 1130).

Vgl. Gesta Trev. MG. SS. VIII, 199. Görz, Reg. d. Erzb., S. 16. Ders., Mittelrh. Reg. I, 498. Brower, Annal. II. 27. Jaffé, Gesch. Lothars, S. 250. Leonhardy, Gesch. d. Tr. Landes u. Volkes, Tr. 1870, S. 444.

F. X. Kraus.

Megiser: Hieronymus M., ein tüchtiger Schulmann, Polyhistor und Schriftsteller, geb. um 1553 zu Stuttgart, Sohn des gleichnamigen dortigen Gelehrten (1554—1557 Conrector und Lehrer an der obersten Klasse des Gymnasiums daselbst), studirte seit 1571 in Tübingen, wo er ein Lieblingsschüler und Amanuensis Nicodemus Frischlin's war, und magistrirte hier 1577. Dann ward er Erzieher im Hause des Herrn Hans Kisl, Freiherrn zu Kaltenbrunn bei Laibach in Krain, wo er Veranlassung gab, daß Nicod. Frischlin 1582 hierher als Rector des landschaftlichen evangelischen Gymnasiums berufen ward. Um Jurisprudenz zu studiren, ging er 1582 nach Padua und nochmals 1584—88 als Präceptor der Freiherren Hans Jakob und Karl v. Kisl und zweier jungen Freiherren v. Stubenberg aus Steiermark und ward während dieses Aufenthalts von den Rechtshörern deutscher Nation in Padua 1588 zu ihrem ersten Bibliothekar erwählt. Im J. 1588—89 durchreiste er mit Herrn Barthol. Zwickel von Weyern Italien bis nach Neapel und besuchte selbst Malta, wie in späteren Jahren die Niederlande, England und Norddeutschland. In den J. 1590—91 lebte er zu Graz in Steiermark, wo ein älterer Landsmann von ihm, Dr. Wilh. Zimmermann, Superintendent der evangelischen Kirche war und wo ihm Erzherzog Karl 1590 proprio motu den Titel seines ordinarius historiographus verlieh. Auch mit seinem jungen Landsmann Johannes Kepler, dem nachher so berühmten Astronomen, welcher 1594 als Lehrer der Mathematik an das landschaftliche evangelische Gymnasium zu Graz kam, stand er späterhin in wissenschaftlichem und freundschaftlichem Verkehr. Von 1592—98 war M. selbst Rector des landschaftlichen evangelischen Gymnasiums zu Klagenfurt in Kärnthen. Von hier 1598 durch die Gegenreformation vertrieben, ging er mit seiner Familie

nach Deutschland, lebte 1602 in Frankfurt a. M. und ward dann außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität in Leipzig. Auf einer wissenschaftlichen Reise begriffen, starb er 1618 zu Linz in Oberösterreich. Er war kaiserlicher Pfalzgraf, Historiograph des Erzherzogs Karl von Oesterreich, wie auch der oberösterreichischen Landschaft und kurfürstlich sächsischer Historicus. Sein Wappen zeigt einen goldnen Schwan im blauen Felde. Eine der letzten Zeilen seiner Kaiser-Biographieen (1616) lautet: „Miti Mente Memor Minimi Maneas Megiseri". — Ein Gelehrter von tüchtigem und vielseitigem Wissen und reicher Reiseerfahrung zeichnete er sich als Verfasser historischer, geographischer, philologischer und poetischer Werke aus. Ihm verdankt man die erste Ausgabe von Enenkel's Fürstenbuch, die erste deutsche Ausgabe von Marco Polo's Reisen, die ersten Reisehandbücher (Venedig, Neapel), die erste türkische Grammatik. Er hinterließ mehr als 36, zum Theil in mehreren Ausgaben erschienene Druckschriften, welche jetzt zu den seltenen Schätzen unserer Bibliotheken gehören, und von welchen folgende genannt werden mögen: „Epithalamium in nuptias Sthelini", Tub. 1579; „Catechesis carmine heroico graeco-latino conversa", 1584; „Strena propemptica", Graecii 1590; ein musikalisches Werk des Freiherrn H. J. v. Kisl, ohne dessen Vorwissen von M. mit einer italienischen Vorrede desselben „Di Graz alli 20 Gennaro 1591" herausgegeben, Venet. 1591; „Παροιμιολογίας Pars I", Graec. s. a. (1592); „Dictionarium quatuor linguarum" (deutsch-lateinisch-illyrisch-italienisch), Graec. 1593; 2. Ausg.: Francof. ad Moen. 1603; 3. Ausg.: Clagenfurti 1744; „Ein Tractat vom dreifachen Ritterthum", Frankfurt a. M. 1593; 2. Ausg.: „Deliciae ordinis equestris", mit Kupfern, Leipz. 1617; „Nomenclator latino-germanicus", Francof. 1599; „Anthologia", Francof. 1602; „Icones et vitae Paparum", Francof. 1602; deutsche Ausgabe: „Päpstlicher Chroniken Auszug, von Georg Beatus", mit Kupfern, Frankf. 1604; „Venediger Herrlichkeit", Frankf. 1602; 2. sehr vermehrte Ausgabe: „Paradisus Deliciarum", mit Kupfern, Leipz. 1610; 3. Ausg.: Frankf. 1616; „Hebraeomastyx", Francof. 1602; „Speculum Alchymiae", Francof. 1602; „Artis memoriae libri IV", Francof. 1602; „Disquisitiones Angeli Caninii in locos N. T. obscuriores", Francof. 1602; „Paraphrasis Nic. Frischlini in II libros Aeneidos P. Virgilii (ed. Megiser)", Francof. 1602; „Thesaurus polyglottus", Francof. 1603; 2. Ausg.: Francof. 1613; „Prophetia anglicana", Francof. 1603; „Specimen 50 linguarum", Francof. 1603; „Keyser Chroniken Außzug", Frankf. 1603; „Nic. Frischlini Rhetorica (ed. Megiser)", Lips. 1604; „Paroemiologia Polyglottes", Lips. 1605; wieder abgedruckt in: „Henr. Decimator, Sylva vocabulorum", Lips. 1605, Witteb. 1606; „Deliciae Napolitanae", mit Kupfern, Lips. 1605; 2. Ausg.: mit Kupfern, Lips. 1610; „Propugnaculum Europae", Beschreibung der Insel Malta, mit Sprachproben und Kupfern, Leipz. 1606; 2. Ausg.: Leipz. 1610; „Catechismus polyglottus", Gerae ad Elystrum 1607; „Hodoeporicon Indiae Orientalis, Reißbeschreibung des Ritters Barthema", aus dem Italienischen mit Kupfern, Leipz. 1608; „Beschreibung der Insel Madagaskar", mit Sprachproben und Kupfern, Altenburg 1609; 2. Ausg.: Leipzig 1623; „Landhandveste von Kärnthen", o. O. 1610; „Chorographia Tartariae", Beschreibung der Reise des Marco Polo, aus dem Italienischen mit Kupfern, Leipz. 1610; „Stemma gentilitium" (Sachsen), 1610; „Institutiones linguae turcicae", Lips. 1612; „Annales Carinthiae", Lips. 1612; „Septentrio novantiquus, oder die newe Nortwelt", mit isländischen Sprachproben und Kupfern, Leipz. 1613; „Diarium Austriacum", lateinische Ausgabe, Augsburg 1614; deutsche Ausgabe Augsburg 1614; „Theatrum Caesareum", mit Kupfern, Lentiis ad Istrum 1616; 2. Ausg.: Regenspurg 1657; „Jansen des Enenkels Fürstenbuch von Oesterreich und Steiermark", Lintz 1618; „Stemma Caesareum D. Mat-

thiae“, Lentiis ad Istrum 1618; „Stemma Imperatricis D. Annae“, Lent. ad Istr. 1618.

Vgl. Th. Elze, Die Universität Tübingen und die Studenten aus Krain, Tübingen 1877, S. 13. Th. Elze.

Mehlen: Friedrich August M., Rechtsgelehrter, ein Sohn des Bürgermeisters Johann Gottfried M. zu Loitz, wurde am 17. Juni 1750 zu Toitz, dem Gute seines Großvaters, geboren, besuchte das Pädagogium zu Bützow und studirte seit 1767 in Greifswald, 1772 in Jena und 1775 in Göttingen die Rechte, namentlich unter Hellfeld, Schmidt und Walch, sowie unter Böhmer, Pütter, Meister und den Brüdern Gust. Bernh. und Otto Dav. Heinr. Becmann, widmete sich aber auch zugleich dem Studium der Geschichte unter Schlözer, Gatterer und Heyne, während seine rechtsphilosophischen Anschauungen von Wolf's Schülern, Peter Ahlwardt in Greifswald und Feder in Göttingen, ihre Richtung empfingen. Nachdem er auf letzterer Universität 1780 zum Doctor der Rechte promovirt war, wurde er in Greifswald 1789 Adjunct, 1795 außerordentlicher und 1797 ordentlicher Professor der Rechte, nachdem er zuvor auch als Anwalt praktisch gewirkt hatte. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen sind besonders seine „Abhandlung über die Appellation“, 1791, sowie seine „Anleitung zum gerichtlichen Processe“, Thl. 1—2, 1800—4, und „Anleitung zum summarischen Processe“, 1804, hervorzuheben; dieselben wurden jedoch in Folge übermäßiger Anstrengung schon durch einen frühen Tod (14. Juni 1802) unterbrochen.

Biederstedt, Nachr. v. Neuvorpomm. Gelehrten, S. 130; Kosegarten, Gesch. der Univ. I, S. 311, welche ihn beide „Mehl“ nennen; Sonnenschmidt, Kat. der Bibl. des Ob.-App.-Ger. 1844, S. 174, wo er „Mehlen“ genannt ist. Pyl.

Mehler: Ludwig M., katholischer Geistlicher, geb. am 7. März 1816 zu Tirschenreuth in der Oberpfalz, † zu Regensburg am 10. April 1872. M. machte seine Gymnasialstudien zu Amberg, die theologischen Studien zu Regensburg, wurde hier 1840 Priester, 1841 Studienlehrer, 1859 Canonicus, 1868 Dechant im Collegiatstift St. Johann, 1866 auch Kreisscholarch. Er hat mehrere praktisch-theologische Werke herausgegeben, die in katholischen Kreisen eine große Verbreitung gefunden haben, namentlich „Beispiele zur gesammten christkatholischen Lehre nach der Anordnung des Katechismus von Canisius“, 1848, 5 Bde., 6. Aufl. 1872, 6 Bde.; „Katechetisches Handbuch, 1854, 3 Thle., 3. Aufl. 1866; „Christkatholisches Haus- und Familienbuch“, 1857, 3. Aufl. 1867, czechische Uebersetzung 1863. Von 1848—1850 gab er heraus: „Ambrosius, Wochenschrift für katholische Prediger, Katecheten und Religionslehrer“, von 1851 bis zu seinem Tode die Monatsschrift „Der Prediger und Katechet“ (seit 1872 von Anderen fortgesetzt).

Schäfler, Handlexikon der kathol. Theologie III, 7. Reusch.

Mehlhorn: Johann Christian M. oder Melhorn, geb. den 12. December 1698 zu Chemnitz, studirte zu Wittenberg und Leipzig, wurde 1724 Pastor zu Gelenau bei Annaberg, kam 1743 als Superintendent nach Weida und 1751 als Superintendent, Pastor prim. und Director der Schulen nach Delitzsch, wo er am 14. Februar 1760 starb. Er gab im J. 1761 das Gelenau'sche Gesangbuch heraus, welches sich für die damalige Zeit durch Genauigkeit der Texte und allerhand brauchbare hymnologische Zuthaten auszeichnete und im J. 1744 in Weida wieder aufgelegt ist. Er hat auch selbst Lieder gedichtet, welche sich in dem genannten und in dem Delitzscher Gesangbuch finden.

Rotermund zu Jöcher IV, Sp. 1345. Richter, biograph. Lexikon, S. 228. Meusel IX, S. 65, wo seine übrigen Schriften auch angeführt sind.

l. u.

Mehmel: Gottl. Ernst August M., geb. am 21. Januar 1761 in Winzingerode (Regierungsbezirk Erfurt), † am 7. Juni 1840 in Erlangen, studirte am Pädagogium zu Halle und hierauf an der dortigen Universität Theologie und Philosophie, lehrte (1780) aushilfsweise am Waisenhause und wurde 1781 als ordentlicher Lehrer am Pädagogium, welchem damals Niemeyer vorstand, angestellt. Im J. 1788 übertrug ihm der nachmalige Minister und Fürst K. Aug. Freiherr v. Hardenberg (s. Allg. d. Biogr. Bd. X, S. 572 f.), welcher sich soeben von seiner Gattin, Gräfin Reventlow, geschieden hatte, die Erziehung seines Sohnes, und als Reisebegleiter desselben hielt sich M. zwei Jahre in Kopenhagen auf und begab sich dann (1791) mit seinem Zögling an die Universität Erlangen. Dort erhielt er (1792) durch Hardenberg, welcher als preußischer Minister die Regierung in Ansbach-Baireuth übernahm, die Stelle eines außerordentlichen Professors der Philosophie und schönen Wissenschaften; als Antrittsrede schrieb er „Ueber den Einfluß der schönen Wissenschaften auf die Veredlung der Menschheit" und gleichzeitig veröffentlichte er „Brief eines Weltbürgers über die Regierungs-Veränderung in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth" (1792). Im folgenden Jahre reiste er mit seiner jungen Frau nach Königsberg, um Kant kennen zu lernen, wobei er auch mit Hippel zusammenkam; den Rückweg nahm er über Hamburg, Wandsbeck, wo er Matth. Claudius besuchte, und Dresden. Als schöngeistiger Kantianer heimgekehrt wurde er (1794) Secretär des Instituts der Moral und der schönen Wissenschaften und rückte an der Universität (1799) zum ordentlichen Professor der Philosophie vor, woneben er sich (seit 1800) auch bei der Redaction der Erlanger Zeitung betheiligte. Zum Eintritt in die Facultät hatte er schon 1795 geschrieben: „Dissertatio phil. de officiis perfectis et imperfectis"; darauf war gefolgt: „Versuch einer compendiarischen Darstellung der Philosophie" (1797 in vier Heften: Theorie des Erkenntnißvermögens, Allgemeine reine Logik, Theorie des Gefühlsvermögens, Kritik des Geschmackes), sodann „Versuch einer vollständigen analytischen Denklehre" (1803) und „Ueber das Verhältniß der Philosophie zur Religion" (1805), sämmtlich Schriften, bei welchen stilistische Vorzüge das Ueberwiegende sein dürften; ihr Inhalt bewegt sich in einem etwas dilettantischen Kantianismus. Später näherte er sich in gleicher Weise dem Standpunkte Fichte's, von welchem aus geschrieben sind: „Lehrbuch der Sittenlehre" (1811) und „Die reine Rechtslehre" (1815); von geringem Belange ist seine letzte Schrift „Zum Studium der philosophischen Wissenschaften" (1832). Verdienstlich war seine Wirksamkeit für die Erlanger Universitäts-Bibliothek, an welcher er schon 1804 zweiter Bibliothekar geworden war und hierauf seit 1817 die Vorstandschaft führte. Nachdem er seit 1824 jährlich durch Besuch des Bades Gastein seine Gesundheit gestärkt hatte, erlag er unerwartet schnell den Folgen der Altersschwäche.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrgang 1840, S. 641.

Prantl.

Mehner: David M. heißen drei Theologen im vorigen Jahrhundert, welche sich sämmtlich durch Schriften bekannt gemacht haben. Die beiden ersten sind Dichter geistlicher Lieder.

1. Geboren zu Nossen im Meißnischen am 9. October 1685, studirte zu Leipzig, ward Rector in Döbeln, dann 1722 Diaconus zu Seidenberg in der Oberlausitz, wo er am 28. Juni 1726 starb. Er ist der Herausgeber des sogenannten „Reibersdorfer Gesangbuches", welches unter dem Titel: „Evangelischer Psalter von zehn Saiten" im J. 1726 zu Zittau und Leipzig erschien (3. Aufl. 1750); als M. über der Arbeit krank geworden war, hat der Candidat Caspar Gotthold Jentsch (geb. 1681, † 1729) sie vollendet. Das Gesangbuch zeigt die Hinneigung seiner Herausgeber zum Pietismus; wegen seines aus-

geprägt provinziellen Charakters ist es für die Geschichte des Kirchenliedes in der Oberlausitz von besonderm Werth. Es enthält auch 10 Lieder von M., von welchen einige weitere Verbreitung gefunden haben.

Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1194; Zöllner, das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, S. 72 f. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., V, S. 224 f. (Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 322).

2. Geboren am 30. August 1694 zu Waldheim, besuchte die Kreuzschule zu Dresden und studirte zu Wittenberg. Als Candidat unterrichtete er zwei nordamerikanische Prinzen (aus Carolina und Georgia), die sich damals in Dresden aufhielten, im Deutschen und in der Religion; die Prinzen wurden dann getauft. Er wurde hernach Pastor in der Friedrichsstadt zu Dresden und starb hier im J. 1756. In der „Sammlung einiger den Haus- und Ehestand betreffenden Gesänge“, die er zu Dresden 1750 erscheinen ließ, befinden sich auch Lieder von ihm.

Meusel IX, S. 17 f. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1194 f. Richter, biogr. Lexikon, S. 228.

3. Geboren 1731 zu Dresden, Sohn des vorigen, studirte zu Leipzig. Er ist nur als Verfasser einiger lateinischen theologischen Dissertationen bekannt.

Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1195. l. u.

Meibom: Brandan M., Mediciner, Bruder Hermann Dietrichs (s. u.), geb. zu Helmstedt 1678, † daselbst 1740. Er wurde 1701 Doctor der Medicin zu Utrecht und erhielt 1707 die Professur der Pathologie und Semiotik zu Helmstedt, dazu 1717 die Professur der Botanik und die Direction des botanischen Gartens. Anhänger der Sydenham'schen Richtung. Verzeichniß seiner Schriften bei Jöcher-Rotermund IV, 1196.

Schläger, Progr. fun. Helmst. 1740. v. Meibom.

Meibom: Heinrich M. (Meibaum, Meybaum), Historiker und lat. Dichter, geb. zu Lemgo 1555, † zu Helmstedt 1625. Er wurde 1580 Magister der Phil., erhielt 1583 die Professur der Dichtkunst und 1596 daneben die Professur der Geschichte in Helmstedt. K. Rudolf II. krönte ihn 1590 zu Prag eigenhändig als poeta laureatus. Seine lateinischen Gedichte sind theils geistliche, theils weltliche. Eine Sammlung der erstern gab 1665 sein Enkel Heinrich heraus. Unter seinen weltlichen Gedichten (Parodiae Horatianae, Anacreon latinus, Centones) befinden sich einzelne durch zarte Empfindung und feinen Formensinn ausgezeichnete, z. B. das von Ed. Mörike übertragene, „An den Schlaf“. Seine Thätigkeit als Historiker, größtentheils der niedersächsischen Geschichte zugewendet, bestand vorzugsweise in der Aufsuchung und Veröffentlichung neuer Geschichtsquellen. Das Programm derselben enthält ein Catalogus von 1600. Ein Verzeichniß seiner Publicationen steht vor seinen 1660 durch seinen Enkel Heinrich herausgegebenen Opuscula. Mehrere seiner Arbeiten wurden nach seinem Tode durch seinen Sohn und Enkel, durch Schrader und Leuckfeld herausgegeben. Seine Correspondenz in der königl. Bibliothek zu Hannover.

Boissard, Icones. Freher, Theatrum. Biographie von J. G. Leuckfeld. 1720. v. M.

Meibom: Heinrich M., Mediciner, Historiker und Polyhistor, Sohn Johann Heinrichs (s. u.), geboren 1638 in Lübeck, † 1700 in Helmstedt. Nach großen Reisen 1663 in Angers zum Doctor der Medicin promovirt wurde er 1664 außerordentlicher, 1665 ordentlicher Professor der Medicin in Helmstedt und erhielt daneben 1678 auch die Professur der Geschichte und Dichtkunst. Der Schwerpunkt seiner Leistungen lag in der Medicin, namentlich Anatomie; er entdeckte 1666 die noch jetzt nach ihm genannten Drüsen der Augenlider, später

das blinde Loch der Zunge (foramen Meibomii); gerühmt werden seine Untersuchungen über die Klappen der Gefäße, sein Eintreten für die Harvey'sche Blutumlaufsbahn u. A. Daneben beschäftigte ihn auch die Chirurgie, Physiologie, Chemie und eine weithin in Anspruch genommene ärztliche Praxis. Seine historischen Arbeiten bewegen sich auf demselben Gebiet wie die seines Großvaters gleichen Namens. Er veranstaltete eine Gesammtausgabe der beiderseitigen geschichtlichen Werke (Rerum Germ. T. I—III, 1688 fol.); im ersten Band stehen die vom Großvater, im zweiten Band die vom Enkel herausgegebenen Geschichtsquellen, im dritten Bande Abhandlungen von Beiden. Uebrigens sind nicht alle ihre Arbeiten darin aufgenommen. Von seinem polyhistorischen Wissen zeugt seine neue Bearbeitung der bibliographischen Introductio universalis von Vogler 1691 und 1700. Sein handschriftlicher Nachlaß und eine bedeutende Correspondenz befindet sich in der königl. Bibliothek zu Hannover, der medicinische Theil desselben in der Universitätsbibliothek zu Göttingen.

(Werlhof), Progr. fun., Helmst. 1700. — Weise, Gedächtnißpredigt. 1700. — von Seelen, Athenae Lubec. 1721, III, 347. v. M.

Meibom: Hermann Dietrich M., Historiker und Jurist, Sohn Heinrichs (des jüngeren, s. o.), geb. zu Helmstedt 1671, † 1745, wurde 1700 Nachfolger seines Vaters in der Professur der Geschichte zu Helmstedt, verließ aber 1705 die akademische Laufbahn als Consistorialrath und Cabinetsrath des Erbprinzen in Wolfenbüttel. Von seinen historischen Arbeiten fand am meisten Beachtung seine Inauguralrede über die Quellen der deutschen Geschichte, mit Zusätzen 1727 wieder aufgelegt. v. M.

Meibom: Johann Heinrich M., Mediciner, Sohn des älteren Heinrich (s. oben), geb. 1590 zu Helmstedt, † 1655 zu Lübeck. Nach größeren Studienreisen wurde er 1619 zu Basel Doctor der Medicin, 1620 Professor der Semiotik zu Helmstedt. Der dreißigjährige Krieg veranlaßte ihn, 1625 Helmstedt mit Urlaub zu verlassen und von Lübeck aus, wo er sich als Arzt niederließ, 1629 seine Professur niederzulegen. Neben der Praxis beschäftigten ihn humanistische Studien und namentlich die Geschichte der Medicin. Ein vierbändiges Werk, welches dieselbe bis zum 15. Jahrhundert behandelte, war bei seinem Tode der Vollendung nahe; den Abschluß verhinderten die Schwierigkeiten, welche ihm die arabische Medicin verursachte. Die im Druck erschienenen theils medicinischen, theils historisch-philologischen Schriften (Mäcenas, Eid des Hippokrates) sind am vollständigsten bei Moller, Cimbria lit. II, 543 verzeichnet. Seine Correspondenz, namentlich mit seinem vertrauten Freunde G. Calixt, befindet sich in den Bibliotheken zu Wolfenbüttel und Hannover, sein medicinischer Nachlaß in der Bibliothek zu Göttingen.

Neucrantz, Orat. funebr. Lubec. 1655. — Seb. Mejer, Progr. fun. Lub. 1655. v. M.

Meichelbeck: Karl (Georg) M., geb. am 29. Mai 1669 zu Oberdorf im Allgäu als Sohn eines Handwerkers, † am 2. April 1734 zu Benedictbeuern. In dieses Kloster, das sich seiner schon als achtjährigen Knaben angenommen, trat M. 1687 ein, um fortan, wenn auch zeitweilig abwesend, im Verbande desselben zu bleiben. Das hier Empfangene vergalt er reichlich durch geschickte Führung von Streitigkeiten, wobei er 1712 selbst nach Rom ging, durch Neuordnung des Archives und Abfassung einer publicirbaren Geschichte des Klosters. Allgemeinere Bedeutung verschaffte ihm die „Historia Frisingensis“, zu deren Herstellung für das tausendjährige Jubiläum des Hochstiftes er 1722 nach Freising berufen wurde. Der erste Band erschien rechtzeitig im J. 1724, der zweite, bis 1726 reichende, im J. 1729. Zahlreiche Urkunden, welche theils in

eigenen „partes instrumentariae“ beigegeben, theils dem Texte eingerückt sind, lassen, obwohl viele derselben neuerlich besser gedruckt wurden, das Ganze noch immer als ein brauchbares Quellenwerk bezeichnen.

Biographie von seinem Klostergenossen Haidenfeld vor dem erst 1753 erschienenen Chronicon Benedictoburanum. — Baader, Lexikon I. 2, 20—22. — Oberbayer. Archiv III, 365 f. (über sein Benediktbeuerer Archivrepertorium).
v. Oefele.

Meidinger: Johann Valentin M., geb. zu Frankfurt a. M. am 1. Mai 1756, † daselbst am 17. December 1822, französischer Lehrer in seiner Vaterstadt. 1783 erschien zum ersten Mal seine französische Grammatik; er gab sie auf eigene Kosten heraus, da kein Verleger das Unternehmen wagen wollte. Sie fand solchen Beifall, daß von 1783—1857 37 Auflagen erschienen sind, mit etwa 1/4 Million Exemplare, Reutlinger, Schaffhauser und Wiener Nachdrucke nicht gerechnet. Von dieser ausgedehnten Verbreitung rührt die sprichwörtliche Redensart: „Meidinger“ für eine allbekannte Anekdote her; was nämlich in den Uebersetzungsbeispielen der Meidinger'schen Grammatik stand, wurde als bekannt vorausgesetzt. Auch eine kleinere Grammatik („erster Unterricht“, zuerst 1794) und eine Grammatik der deutschen Sprache für Franzosen (zuerst 1793) fanden große Verbreitung, die erste in 26, die zweite in 16 Auflagen. Eine italienische Grammatik erlebte von 1793—1835 sechs Auflagen. Im Ganzen kann man den Absatz seiner sämmtlichen Grammatiken und Wörterbücher bis 1860 auf eine halbe Million Exemplare veranschlagen.

Sein ältester Sohn, Johann Heinrich M., geb. am 13. Novbr. 1792, † am 21. Mai 1867 zu Frankfurt a. M., Kaufmann, nach längerem Aufenthalt in Frankreich (1813—1815) und England (1815—1817, 1820 ff.), in seine Vaterstadt zurückgekehrt, widmete seine freie Zeit dem Studium der Geographie und Statistik, als dessen Frucht zahlreiche Werke erschienen. Besondere Erwähnung verdienen davon: „Briefe von einer Reise durch England, Schottland und Irland im J. 1820“. Stuttgart 1821. — „Reisen durch Großbritannien und Irland.“ 2 Bände. Frankfurt a. M. 1828. — „Frankfurts gemeinnützige Anstalten.“ 2 Bände. Frankfurt a. M. 1845 und 1856. W. Stricker.

Meier: Ernst Heinrich M. ward geboren am 17. Mai 1813 zu Rusbend in Schaumburg-Lippe und studirte, vorzugsweise unterstützt von der Prinzessin Karoline von Schaumburg-Lippe, zu Göttingen. Als Schüler Heinrich Ewald's begleitete er diesen bei seiner durch bekannte Umstände herbeigeführten Vertreibung aus Göttingen und siedelte mit ihm 1838 nach Tübingen über, wo er sich im J. 1841 habilitirte. Bei dem häßlichen Streit, welchen Ewald in der Folge mit Baur anfing, trat M. auf die Seite des letzteren, was ihm statt der früheren Gönnerschaft Ewald's nunmehr dessen grimmige Feindschaft und eine ihn sein Lebelang begleitende wüthende, litterarische Befehdung eintrug, in welcher Ewald nach seiner Art auch sein äußeres Fortkommen nach Kräften zu hindern suchte. Trotzdem ward M. 1848 außerordentlicher Professor der orientalischen Sprachen zu Tübingen, an welcher Universität er später ordentlicher Professor ward und wo er nach längerer schmerzhafter Krankheit am 2. März 1866 gestorben ist. (Allg. Zeit. 1866, Beilage zu Nr. 81.) M. war eine Natur von außerordentlicher Empfänglichkeit und geistiger Beweglichkeit, welche von den verschiedensten Gebieten angezogen wurde, dabei von einer gewissen Leichtigkeit in der Production und mit einem Talent für anmuthige, selbst poetische Form begabt. Sein Lerntrieb und Schaffensdrang rasteten nie; was ihm abging, war die Methode. Seine Arbeiten umfassen die Fächer der alttestamentlichen, der orientalischen und der deutschen Litteratur. — Von den Arbeiten zum Alten Testament erschien zuerst der Joelcommentar 1841, in

welchem er im Wesentlichen in den Spuren Ewald's ging sowol in Betreff der Composition des Buchs als in der Ansicht von der Abfassungszeit, welche er nur etwas genauer auf die Periode von 860—850 festzustellen sich bemühte. — Danach folgte die „Erklärung der ersten 23 Capitel des Jesajah," 1850, welche allerdings bewies, daß der Verfasser in seinem geistreich-ästhetisirenden Wesen zur Erfassung der eigentlichen Tiefe des Prophetismus unfähig war (vgl. Ewald's Jahrbb. d. bibl. W. Bd. III, S. 212—215). Aehnliches gilt in Bezug auf den religiösen Gehalt der hebräischen Lyrik von seiner „Erklärung der poetischen Bücher des Alten Testaments", 1850, 1854 (vgl. Ewald a. a. O. S. 215 f., Bd. V, S. 249 f.). Es erfolgte darauf die Erläuterung des Hohenliedes, 1854, mit kritischer Textausgabe, bei der es allerdings nicht ohne große Willkürlichkeiten abgeht, indem der Verfasser sich bis zu selbstgedichteten Einschiebseln versteigt (vgl. Ewald a. a. O. Bd. VI, S. 109—111). Aehnliches gilt auch von seiner Uebersetzung und Erklärung des Deborahliedes, 1859. — Dies führt uns auf des Verfassers systematische Arbeiten über die hebräische Poesie. Angelegentlich beschäftigte er sich namentlich in denselben mit der Erforschung der eigenthümlichen Form dieser Dichtung, sowol in der Schrift: „Die Form der hebräischen Poesie", 1853, als in seiner „Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Hebräer", 1856, S. 67—79. Das regelnde Princip seiner Metrik ist der Accent. Jede Verszeile enthält zwei betonte Silben oder Hebungen, denen beliebig viel Senkungen vorhergehen und eine unbetonte Silbe nachfolgen kann, aber nicht muß. Die Bestimmung der jedesmaligen zwei Hebungen wird aber vom Verfasser mit größter Willkür ausgeführt und die Anarchie der Senkungen macht den Vers bald verschwindend kurz, wie z. B. in Dt. 32,2 das Wort liqḥi schon ein selbständiges metrisches Glied bildet, bald wieder auffällig lang, man vgl. die Beispiele in der „Gesch. d. p. N." S. 146, 182. Sba simplex wird bald gerechnet, bald nicht, dem Dages forte bald Einfluß verstattet, bald nicht. Schon im Druck nehmen sich diese Verschen meist seltsam genug aus. Andere Mängel siehe bei Ewald a. a. O. Bd. III, S. 216, Bd. V, S. 219 f. Sonst liest sich die Geschichte d. poet. N. angenehm, die Darstellung ist elegant und die metrischen Uebertragungen, an sich selbst betrachtet, sind oft wahre Meisterstücke (vgl. bes. die Beispiele S. 65, 66). Die geschichtliche Uebersicht ist in einem gewissen genialen Zuge leicht hingeworfen, aber voller kritischer Wagnisse, denen die feste Grundlage mangelt. Verwirrend ist die Hineinbeziehung der Sagengeschichte und der prophetischen Litteratur. Ein Mangel ist auch bei dieser Behandlung des Stoffes die rein weltliche Betrachtung der Sache, in welcher die religiöse Tiefe des Gehalts zu wenig zu ihrem Rechte kommt. (Ewald's Besprechung a. a. O. Bd. VIII, S. 121—123 ist unwürdig.) — Eine besondere Liebhaberei hatte der Verfasser auch für lexikographische Studien. In seinem „hebräischen Wurzelwörterbuch," 1845, ist aus der richtigen Beobachtung, daß eine ältere Periode der Sprache da war, in welcher das Gesetz der Dreibuchstabigkeit der Wurzeln noch nicht bestand, die verhängnißvolle Folgerung gezogen, es müsse gelingen, alle dreibuchstabige Worte, welche uns das hebräische Lexikon bietet, auf eine zweilautige Wurzel zurückzuführen. Diese Voraussetzung verleitete den Verfasser dazu, einen Schematismus auszukünsteln, nach welchem er sämmtliche voces triliterales aus den biliterales durch Reduplication entstehen ließ und zwar so, daß manchmal der erste Wurzellaut vorn, manchmal hinten wiederholt wird, oder so, daß der zweite Wurzellaut hinten noch einmal antritt, oder so, daß zum Ersatz der fehlenden Reduplication Vocalverstärkung eintritt. Auf diese Weise wird nun der ganze hebräische Wortschatz durch eine Art Durchschlag getrieben, in welchem er bald Kopf, bald Schwanz stecken lassen muß, ohne daß man immer einsähe, weshalb im einzelnen Falle gerade dieser unter den drei Buchstaben das Opfer

seiner Existenz zu bringen hat. — Noch trügerischer ist die Feststellung der Grundbedeutungen, die vom Verfasser mit seltsamer Monotonie auf die Begriffe zusammenziehen und trennen gebracht werden, wobei man das Bedürfniß der Ursprache nicht begreift, gerade dies so oft zum Ausdruck zu bringen. Im Einzelnen sind die etymologischen Verknüpfungen der abgeleiteten Worte mit dem vermeintlichen Grundworte mit einem gewissen findigen Scharfsinn zu Stande gebracht, der sich aber über die Sicherheit seiner Resultate täuscht. Man vergleiche zu dieser Frage: Grill, in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Ges. Bd. XXVII, S. 440—443, Olshausen, Lehrb. der hebr. Spr. 1861, S. 14—19, Stade, Lehrb. der hebr. Gr., 1879, S. 15. — Von seiner Uebersetzung und Erklärung der prophetischen Bücher des Alten Testaments 1863 gilt im Wesentlichen das oben über Jesaia Gesagte. Ein ganz besonderes Interesse wandte M. der phönikischen Paläographie zu, zu deren Förderung er auch Studienreisen nach den Sammlungen in Holland, England und Frankreich unternahm. Seine erste Veröffentlichung auf diesem Gebiete, „Erklärung phönikischer Sprachdenkmale", die man auf Cypern, Malta und Sicilien gefunden, 1860, zeigte allerdings einen auf diesem Gebiete sehr gefährlichen geistreichen Dilettantismus, der im Sprachlichen die wesentlichsten Gesetze verletzte und den alten Steinmetzen zutraute, mit vieler Mühe einen Unsinn wie diesen in Stein gemeißelt zu haben: „Der Lampenmeister, der da bringt die Zunge in den Oelbehälter." Im Uebrigen vgl. Blau in der Zeitschr. der deutschen morgenl. Ges. Bd. XVIII, S. 636—638. — Auf einem gesicherteren Boden bewegte sich die Abhandlung „Ueber die nabatäischen Inschriften" (Zeitschr. d. D. M. G. Bd. XVII, S. 575 bis 645), 1863, in welcher M. mit einem sehr reichen Material die Ansicht Beer's und Levy's vom aramäischen Sprachcharacter der genannten Inschriften neu begründete und damit die Deutung dieser Denkmale wesentlich förderte (vgl. den Nachtrag v. Sprenger a. a. O. Bd. XVIII, S. 300—302). Im J. 1865 erfolgte die Abhandlung über „die phönikische Opfertafel von Marseille nebst dem Bruchstück einer neuentdeckten Opfertafel von Carthago" (a. a. O. Bd. XIX, S. 90—119), welche manche glückliche Combinationen enthielt; freilich schadete dem Verfasser auch hier oft seine bei derartigen Untersuchungen wenig angebrachte Geistreichigkeit, die ihn veranlaßte, schillernden Phantomen nachzujagen (vgl. a. a. O. J. J. Unger, Bd. XXIV, S. 182—187). Zur Sache s. auch Schröder, Die phöniz. Sprache, 1869, S. 237—248. Rastlos arbeitend, aber auch schnell fertig, ließ er 1866 eine Erklärung der Grabschrift des sidonischen Königs Eschmun-ézer folgen („Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes," Bd. IV, H. 4), die zu den früher von Munk, Levy, Blau u. a. gegebenen Erklärungen manche Verbesserungen brachte, selbst aber durch Schlottmann's gründliche Arbeit (1868) überholt wurde. Seine bewegliche Natur suchte sich auch in der orientalischen Numismatik einheimisch zu machen. Er war ein fleißiger Sammler besonders arabischer Münzen und brachte es zu einer werthvollen Sammlung, welche in den Besitz des Münzkabinets der Universität Tübingen übergegangen ist. Daß auch seine Deutungen der „Werthbezeichnungen auf muhammedanischen Münzen" (Zeitschr. d. deutschen morgenl. Ges., Bd. XVIII, S. 760—774) nicht ohne Förderung der Sache geblieben sind, hat der bewährte Kenner der morgenländischen Münzkunde Stickel in seinem Nachworte zu obiger Abhandlung (S. 775—780) anerkannt. Freilich hat der Letztere zugleich darauf hingewiesen, wie viele Momente noch in weitere Untersuchung gezogen werden müssen, ehe man von einem abschließenden Resultat reden könne. — Außerdem war M. auch in der indischen Litteratur und im Sanskrit bewandert und brachte die erstere durch geschmackvolle Uebersetzungen dem Verständniß der Gebildeten näher. So erschien 1847 die Uebersetzung von Nal und Damajanti, 1852 die

der Sakuntala, welche sich sehr angenehm liest. Dasselbe gilt von den Uebersetzungen der „morgenländischen Anthologie“, in der ausgewählte Stücke aus der hebräischen, arabischen, persischen u. a. Litteratur mitgetheilt werden (erschienen im bibliograph. Institut von Meyer in Hildburghausen). Seine an Herder erinnernde Begeisterung für Völker- und Volkspoesie führte ihn auch der deutschen Litteratur zu. Er sammelte deutsche Kinderreime und Kinderspiele (1851), deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche (1852), deutsche Volksmärchen (1852), schwäbische Volkslieder, die er auf Reisen durch Schwaben zusammenbrachte. Auch eigne deutsche Gedichte gab er 1852 unter dem Namen Ernst Minneburg heraus. — Seiner edlen oben genannten fürstlichen Wohlthäterin setzte er 1865 ein biographisches Denkmal. C. Siegfried.

Meier: Friedrich Albrecht Anton M., geboren zu Hamburg am 29. Juni 1768, studirte zuerst Jura, dann Medicin, wurde 1790 Magister der Philosophie und in demselben Jahre auf Grund seiner Dissertation „De Cortice Angosturae“, Doctor der Medicin, hielt alsdann in Göttingen medicinische und zoologische Vorlesungen und wurde 1792 Custos am Museum der Universität. Er starb am 29. November 1795 im 28. Jahre seines Lebens. M. war ein talentvoller und unermüdlicher Forscher, der zu den größten Hoffnungen berechtigte. Seine zahlreichen Schriften bekunden, wie viel die Wissenschaft durch seinen frühen Tod verlor. Er begann seine litterarische Thätigkeit mit verschiedenen Uebersetzungen, von denen Heinrich Smeathmann's Sendschreiben über die Termiten, Göttingen 1789; Chabert, Abhandlungen von den Wurmkrankheiten mit Anmerkungen und Zusätzen, Göttingen 1789; Alexander Monro, Versuch einer Abhandlung über vergleichende Anatomie, Göttingen 1790, hervorzuheben sind. Von selbständigen Arbeiten sind namentlich zu erwähnen: „Magazin für Thiergeschichte“, 2 Bde., Göttingen 1790 und 1794; „Zoologische Annalen“, Weimar 1794 und „Zoologisches Archiv“, Leipzig 1795. Außerdem zahlreiche zum Theil nicht unwichtige Arbeiten namentlich zoologischen, entomologischen und mineralogischen Inhalts in verschiedenen Zeitschriften. W. Heß.

Meier: Friedrich Karl M., Professor der evangelischen Theologie zu Gießen, geb. am 11. August 1808 als Sohn eines Schullehrers zu Meinsen bei Bückeburg im Fürstenthum Schaumburg-Lippe, wurde durch die Liberalität der Prinzessin Karoline von Schaumburg-Lippe in den Stand gesetzt, sich den Studien zu widmen. Nachdem er das Gymnasium zu Bückeburg absolvirt hatte, bezog er 1828 die Universität Göttingen, ging 1830 nach Heidelberg, 1831 nach Jena. Hier habilitirte er sich 1832 als Privatdocent der Theologie. 1834 machte M. eine wissenschaftliche Reise nach Italien, als deren Frucht die Biographie Savonarola's erschien. 1835 in Jena zum außerordentlichen Professor befördert, erhielt er 1836 gleichzeitig einen Ruf nach Zürich und nach Gießen. Er wählte Gießen und las hier Encyklopädie, biblische Theologie, Dogmengeschichte, und vor allem Exegese des Neuen Testaments. In jungen Jahren raffte eine kurze Krankheit ihn hinweg am 13. Februar 1841.

Vergl. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1841, S. 223. Dort stehen auch seine Schriften verzeichnet. B. Pünjer.

Meier: Gebhardt Theodor M., Helmstedter Theologe, wurde am 16. Mai 1633 zu Hannover geboren, erhielt seine Vorbildung in seiner Vaterstadt und in Lüneburg, studirte zu Wittenberg und Helmstedt und docirte hier von 1654 bis an seinen Tod, zuerst als Magister der Philosophie, seit 1660 als Professor der Theologie. Er starb den 22. December 1693. Durch Vorlesungen und Schriften hat er besonders auf dem Gebiete der Moraltheologie fruchtbar gewirkt. Die Titel seiner (lateinischen) Schriften finden sich in „Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon von H. W. Rotermund“, 4. Bd. (1813), S. 1211—1213. P. Tschackert.

Meier: Georg Friedrich M. wurde am 29. März 1718 zu Ammendorf bei Halle a. S. geboren. Den ersten Unterricht empfing der schwächliche Knabe, den die Eltern zärtlich pflegten und vor dem Verkehr mit den Bauernkindern ängstlich behüteten, von seinem Vater, dem Dorfpastor zu Ammendorf. 1727 kam er in die Schule des Waisenhauses nach Halle. Krankheit zwang ihn schon nach wenigen Monaten zur Heimkehr. Erst vom Mai 1729 an konnte er den Unterricht in Halle wieder aufnehmen, jetzt im Hause des Archidiakons M. Christoph Semmler, der besonders in der Mathematik, Astronomie, Physik und Mechanik viele, theoretische wie praktische, Kenntnisse besaß. Die humanistischen Wissenschaften mußte sich M. großentheils durch Privatfleiß aneignen. Bereits seit 1732 besuchte er daneben an der Universität das eine oder andere Colleg; seine eigentliche akademische Studienzeit begann aber erst zu Ostern 1735. Er hörte theologische und philosophische Vorlesungen, namentlich bei den Brüdern Siegmund Jakob und Alexander Gottlieb Baumgarten. Außerdem übte er sich im Predigen und ertheilte auf seiner Stube und in der Schule des Waisenhauses regelmäßige Unterrichtsstunden. Im April 1739 wurde er zum Magister der Philosophie promovirt; um Michaelis desselben Jahres habilitirte er sich mit einer Schrift „De nonnullis abstractis mathematicis“ und las den Winter hindurch über reine Mathematik und hebräische Grammatik. Zu Ostern 1740 übernahm er die Collegien und die zahlreiche Zuhörerschaft seines nach Frankfurt a. O. berufenen Lehrers A. G. Baumgarten. Er las von nun an regelmäßig Logik, Metaphysik, Naturrecht und philosophische Ethik, außerdem öfters allgemeine Hermeneutik, allgemeine Einleitung in die ganze Weltweisheit, Socialphilosophie, Aesthetik, Theorie aller schönen Künste und Wissenschaften, ästhetische Homiletik, auf Friedrichs II. speciellen Befehl auch einmal über Locke's „Essay concerning human understanding“. Mehrere Rufe nach auswärtigen Universitäten lehnte er ab, obwohl er erst im November 1746 zum außerordentlichen und im December 1748 zum ordentlichen Professor der Philosophie mit kärglichem Anfangsgehalte befördert wurde. Frühzeitig ernannten ihn die deutschen Gesellschaften in Greifswald (1744), Jena (1748), Göttingen (1753) und die Berliner Akademie der Wissenschaften (1751) zu ihrem Mitglied. Im Kriegsjahr 1759/60 und wieder 1768/69 bekleidete er das Prorectorat der Universität Halle. Im Juni 1750 hatte er sich mit Johanna Concordia geb. Hermann, Tochter eines Dorfpastors aus der Umgegend, verheirathet. Durch ihre sorgsame Pflege und Meier's correcte Lebensweise und häufigen Landaufenthalt wurde die Gefahr, die ihm seine Kränklichkeit immer drohte, trotz seiner unermüdlichen Berufsthätigkeit lange genug hinausgezögert. Am 21. Juni 1777 erlag er endlich seinem Leiden.

Als Ehrenmann, Freund und Wohlthäter war er allgemein geachtet und geliebt. Als Lehrer und Schriftsteller wirkte er mit außerordentlichem Erfolge. Seine Zuhörer zählten gewöhnlich nach einigen hunderten. So trug er ungemein dazu bei, die Leibnizisch-Wolffische Lehre, zu der er sich als Schüler Baumgarten's bekannte, weithin durch Deutschland zu verbreiten. Aber er gehörte schon nicht mehr zu den Wolffianern von strictester Observanz, sondern leitete nebst andern zu dem Eklekticismus der Aufklärer hinüber. Denn auch der Empirismus Locke's gewann Einfluß auf seine Anschauung, namentlich in der Psychologie. Auch durch die Form seiner Schriften war M. den Aufklärern verwandt. Er schrieb populär, verständlich für ein allgemeines Publikum, welches keine philosophischen Vorkenntnisse ihm entgegenbrachte, vermied die fremden Ausdrücke und die äußere (mathematische) Methode der Schule so viel als möglich und erläuterte seine Lehrsätze durch zahlreiche Beispiele. Wiederholt wandte er sich direct gegen die hochmüthigen „Schulfüchsereien“ gelehrter Pe-

danten. Freilich wurde seine Darstellung der Deutlichkeit zu Liebe meist übermäßig breit; sein Deutsch blieb bei aller Klarheit und natürlichen Einfalt doch oft marklos und ermüdend eintönig. Die deutschen Begriffsbezeichnungen aber, die er anwandte, sind namentlich auf dem Gebiete der Psychologie zum Theil bis auf den heutigen Tag geblieben, da Kant sich in seiner ersten Zeit mit Vorliebe an ihn anschloß. Meier's Hauptabsicht war immer auf den praktischen Nutzen gerichtet; auf principielle Untersuchungen, die zunächst nur einen theoretischen Werth zu haben schienen, ließ er sich selten ein. Am ersten noch beim Beginn seiner schriftstellerischen Thätigkeit, als er es noch vorzog, kritisch und polemisch gegen die Arbeiten anderer Verfasser aufzutreten, statt die Anzahl der Autoren zu vermehren, welche in selbständigen Büchern philosophische Lehrgebäude aufführten.

Mit zwei Schriften, welche alsbald lauten Beifall und noch lauteren Widerspruch fanden und gleich vielen seiner älteren Werke eine zweite Auflage erlebten, „Beweis, daß keine Materie denken könne“ und „Beweis der vorherbestimmten Uebereinstimmung“, trat M. 1743 als unverkennbarer Leibnizianer zum ersten Mal vor das lesende Publikum Deutschlands. 1744 ließ er, um den pöbelhaften Geschmack der Deutschen zu verbessern, „Gedanken von Scherzen“ folgen, bisweilen freilich prüde und religiös engherzig. Wieder ging er von der Wolffischen Philosophie aus; die zweite, vollkommen umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Auflage (1754) war durchweg auf die Baumgarten'sche Aesthetik gegründet. Daran schlossen sich ebenfalls 1744 „Theoretische Lehre von den Gemüthsbewegungen überhaupt“, 1745 „Abbildung eines wahren Weltweisen“ (auf Grund von Baumgarten's Ethik), „Abbildung eines Kunstrichters“ und so fort in jedem der nächsten Jahre einige Schriften praktisch-philosophischen Charakters. Zum Theil waren es nur gemeinverständliche deutsche Bearbeitungen von Werken A. G. Baumgarten's oder von einzelnen Capiteln aus denselben. So war M. in seinen „Gedanken von der Ehre“ (1746), einer Apologie der Ehre und des Strebens darnach, vornehmlich von Baumgarten's Ethik abhängig. Baumgarten's Erklärung eines Gedichts als einer oratio perfecta sensitiva vertheidigte er 1746 gegen den Gottschedianer Quistorp und stand von nun an unter den Vorkämpfern für die Theorien der Schweizer und ihrer Anhänger in Deutschland gegen Gottsched, zu dem er früher freundliche Beziehungen gehabt hatte. Ebenso beruhten Meier's „Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften“ (3 Bände, Halle 1748—1750), das erste umfassende, systematische Werk über theoretische Aesthetik, welches im Druck erschien, nach ihrem wesentlichen Inhalt auf Baumgarten's noch ungedrucktem lateinischen Colleg über Aesthetik, dessen Mängel auch M. nicht auszufüllen vermochte. Auch ihm galt die Aesthetik als eine „Logik der untern Erkenntnißkräfte“, welche als niedrigere Disciplin, die nur auf das sinnliche, undeutliche und verworrene Erkennen abzielt, der höheren Logik vorausgeht und ihr den Stoff zubereitet. Auch er nahm an der Schönheit der Natur wenig Antheil und wandte sich sogleich zum Kunstschönen. Von dem Princip der Naturnachahmung, auf welches Batteux die sämmtlichen Künste zurückführte, wollte er nichts wissen. Aber auch von den Künsten erregten nur die sogenannten „schönen Wissenschaften“, die Poesie und die Rhetorik, nicht aber die bildenden Künste und die Musik, sein näheres Interesse. Weil er die Rede als das vornehmste Zeichen schöner Gedanken erkannte, so hielt er es für seine nächste Aufgabe, die Grundregeln festzusetzen, nach denen die Schönheit der Reden bestimmt werde. So lief seine Aesthetik in eine Art von Stilistik aus, wie sie ja schon von Anfang an mit zahlreichen Citaten aus älteren und neueren Dichtern geschmückt war. Weitere populäre Bearbeitungen Baumgarten'scher Werke waren Meier's „Philosophische Sittenlehre“ in 5 Bänden, 1753—1761,

neu aufgelegt 1762—1764, seine „Metaphysik“ in 4 Bänden (Ontologie, Kosmologie, Psychologie und natürliche Theologie), 1755—1759, wieder aufgelegt 1765, sein „Recht der Natur“ (1767), theilweise auch seine „Vernunftlehre“ (1752) und seine „Allgemeine praktische Weltweisheit“ (1764), welche gleichmäßig auf Wolff's „Philosophia practica universalis“, auf Baumgarten's „Initia philosophiae practicae primae“ und auf Köhler's „Exercitationes juris naturalis“ gegründet war. Als Docent wie als Schriftsteller verdankte somit M. seinem Lehrer Baumgarten den größten Theil seines Ruhms, und er erfüllte daher nur eine schuldige Pflicht, als er 1763 ein kurzes, aber liebevoll gezeichnetes Lebensbild des früh Verstorbenen entwarf.

Freilich zog M., noch umfassender als Baumgarten, auch die Theile der Philosophie, über welche dieser nicht speciell geschrieben oder gelesen hatte, in den Kreis seiner Darstellung. So veröffentlichte er z. B. 1749 seinen „Versuch eines neuen Lehrgebäudes von den Seelen der Thiere“, der bereits ein Jahr darnach durch C. F. Helwing ins Französische übersetzt wurde. An Leibniz knüpfte M. auch hier an, stützte sich dabei aber auf die Autoren, welche früher dasselbe Thema behandelt hatten, namentlich auf Hieronymus Rorarius „Quod animalia bruta saepe ratione utantur melius homine“ und auf die „Dissertatio historicophilosophica de anima brutorum“ von dessen Herausgeber Georg Heinrich Ribov (Helmstedt 1728), zog auch überall eigne Experimentalbeobachtungen bei. Entschieden wandte er sich gegen die Ansicht des Cartesius, daß die Thiere nur belebte Maschinen seien. Vielmehr urtheilte er von den geistigen Fähigkeiten der Thiere optimistisch bis zur Albernheit. Der „beinahe poetische Eingang“ des Schriftchens erinnert leise an Voltaire's gleichzeitigen „Micromégas“. 1770 bis 1773 gab M. die „Lehre von den natürlichen gesellschaftlichen Rechten und Pflichten der Menschen“ in 2 Theilen heraus, an deren Fortsetzung ihn der Tod verhinderte.

Dazu gesellten sich kurze Abrisse der verschiedenen philosophischen Disciplinen, welche er als Leitfaden seinen akademischen Vorlesungen zu Grunde legte. So erschien 1752 ein „Auszug aus der Vernunftlehre“, 1757 „Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst“, 1758 „Auszug aus den Anfangsgründen aller schönen Künste und Wissenschaften“, die Quintessenz der Regeln und Lehrsätze aus dem ersten und dritten Bande des größeren ästhetischen Werkes, aber theilweise anders geordnet, 1769 „Auszug aus dem Rechte der Natur“, mit dem ein Abriß der allgemein praktischen Weltweisheit verbunden war.

Zahlreiche Schriften Meier's bewegten sich auf dem Grenzrain zwischen dem philosophischen und dem moralisch-didaktischen Gebiete. Unter andern gehörten hieher „Gedanken von Gespenstern“ (1748), öfter aufgelegt, auch ins Französische übersetzt; ferner „Gedanken vom Glück und Unglück“ (1753); „Betrachtung über die Schranken der menschlichen Erkenntniß“ (1755), gleichmäßig gegen den Dünkel der Gelehrten, der alles erreichen zu können glaubt, und gegen den absoluten Skepticismus gerichtet, ein Zeugniß für den optimistisch-frommen Sinn des Verfassers; „Betrachtung über die Fehler der menschlichen Tugenden“ (1755); „Betrachtung über die Trostgründe in Kriegszeiten“ (1760); „Betrachtung über die menschliche Glückseligkeit“ (1764), veranlaßt durch Gedanken, welche M. in freigeisterischen Schriften gefunden hatte, bei aller echt frommen und streng sittlichen Gesinnung doch von theologischen Begriffen und Anschauungen möglichst frei; „Gedanken von dem unschuldigen Gebrauche der Welt“ (1765), eine heitere, von finsterer Ascese ferne Auffassung des Lebens predigend mit specieller Rücksicht auf die höheren Stände, welche ihr Rang zur Theilnahme an dem gesellschaftlichen Treiben der großen Welt verpflichtet; endlich „Beiträge zu der Lehre von den Vorurtheilen des menschlichen Geschlechts“

(1766), welche gegenüber dem Dünkel des menschlichen Geistes die Befreiung von den uns allerwärts und unvermeidlich umgebenden Vorurtheilen als reines Glück bezeichneten. 1768—1771 veröffentlichte M. als treuer Anhänger des Leibnizischen Systems „Untersuchung verschiedener Materien aus der Weltweisheit" in 4 Theilen.

Andere seiner Arbeiten gehörten eben so gut in den Bereich der Theologie wie der Philosophie oder streiften doch weit in jenen hinüber. Das Gebiet der specifisch theologischen Dogmatik zwar vermied M. in allen seinen religionsphilosophischen Studien zu betreten. Durchaus schrieb er „als ein bloßer Weltweiser", und als solcher bemühte er sich redlich, die Grundlehren der Leibnizisch-Wolffischen Philosophie mit der christlichen Offenbarung in Einklang zu bringen, eventuell Wissen und Glauben als völlig verschiedene, doch nicht einander entgegengesetzte Seiten der menschlichen Geistesthätigkeit streng zu sondern. So verfaßte er 1746 „Gedanken von dem Zustande der Seele nach dem Tode". Großentheils wiederum auf Grund der Baumgarten'schen Metaphysik suchte er darin vornehmlich gegen Johann Gustav Reinbeck und Israel Gottlieb Canz nachzuweisen, daß wir aus der Vernunft über den Zustand der Seele nach dem Tode nichts wissen; und daß der Tod der Seele allerdings möglich sei, aber nur durch den allmächtigen Willen Gottes. Indem er so als ein particulärer Skeptiker auch hier dem Wahne von dem unbeschränkten Wissen und Können der menschlichen Vernunft entgegentrat, wandte er sich zugleich gegen die Freigeister oder Religionsspötter und beugte sich selbst gläubig vor der christlichen Offenbarung. Gleichwohl konnte er den heftigen Angriffen zahlreicher philosophischer oder theologischer Gegner nicht entgehen. Gegen drei von ihnen vertheidigte er sich 1748 umständlich, ohne nachzugeben. Als aber sein Freund Samuel Gotthold Lange 1749 gegen ihn einen mathematischen Erweis der Unsterblichkeit der Seele veröffentlichte, gab sich M. überwunden und versuchte nun selbst 1751 einen „Beweis, daß die menschliche Seele ewig lebt", den er 1753 gegen neue Einwände kräftig vertheidigte. Direct zum Verfechter der christlichen Religion warf sich M. 1747 in seiner „Rettung der Ehre der Vernunft wider die Freigeister" auf (speciell gegen Varenne's unter täuschendem Titel publicirte Schrift „La vraie religion démontrée par l'écriture sainte traduite de l'anglois de Gilbert Burnet"). Die Denkfreiheit erkannte er dabei zwar als uneinschränkbar an, wünschte aber ängstlich und engherzig die Freiheit der Rede den Freigeistern gegenüber auf ein möglichst kleines Maß begrenzt. Aehnlich vertheidigte er 1748 das Christenthum gegen den Spinozisten Johann Christian Edelmann. 1747 veröffentlichte er noch „Beurtheilung des abermaligen Versuchs einer Theodicee" (gegen Joachim Böldicke), 1749 „Gedanken von der Religion", die neben echter Religiosität auch eine heitere, liberale Ansicht vom Leben und von der Welt bekundeten. Als ein Vorläufer Lessing's auf die Trennung von Speculation und Religion dringend, eiferte er 1754 in den „Gedanken vom philosophischen Predigen" gegen die für Weltweisheit und Christenthum gleich schädliche Thorheit gewisser Theologen aus Wolff's Schule, auf der Kanzel zu philosophiren. 1759 veröffentlichte er „Gedanken von dem Verhältniß der Philosophie gegen die geoffenbarte Theologie", 1760 „Philosophische Gedanken von den Wirkungen des Teufels auf dem Erdboden" (in aufklärerischem Geiste gegen den durch Propst Gottlieb Müller frischbelebten Wunder- und Teufelsglauben wie überhaupt gegen den volksmäßigen Aberglauben, Hexenwahn und dergleichen), 1763 „Gedanken von dem Einflusse der göttlichen Vorsehung in die freien Handlungen der Menschen", 1764 „Beurtheilung der Betrachtungen des Herrn Marquis von Argens über den Kaiser Julian", eine Art von Vertheidigung der christlichen Grundsätze gegen d'Argens' nicht eben christenfreundliche Rettung Julians, später

eine vielgerühmte „Kunst zu predigen“, 1774 inhaltsreiche „Betrachtungen über die wirkliche Religion des menschlichen Geschlechts“, 1775 die bei aller Polemik tolerante und freisinnige „Betrachtung über das Bemühen, der christlichen Religion ihre erste Einfalt und Reinigkeit wiederherzustellen“, endlich „Betrachtungen über die natürliche Anlage zur Tugend und zum Laster“. Vor allem aber gab er 1761—1767 in 8 Theilen 26 „Philosophische Betrachtungen über die christliche Religion“ heraus (1763 von Johann Wilhelm van Haar ins Holländische übersetzt). Von dem kirchlichen Glauben seiner Zeit zeigte er sich hier oft noch eng befangen; gegen die verschiedenen christlichen Confessionen erwies er sich jedoch im allgemeinen duldsam. Gegenüber seinen älteren Schriften (etwa der „Rettung der Ehre der Vernunft“), bezeichneten einzelne der „Philosophischen Betrachtungen“ einen bedeutsamen Fortschritt. In manchen nahm er schon Gedanken vorweg, welche Lessing erst Jahrzehnte später in der „Erziehung des Menschengeschlechts“ aussprach.

Aber auch auf die litterarische Bewegung in Deutschland suchte M. durch eine Reihe von kleineren Schriften Einfluß zu gewinnen. Zunächst veröffentlichte er 1746 seine schon scharf gegen Gottsched polemisirende „Untersuchung einiger Ursachen des verdorbenen Geschmacks der Deutschen in Absicht auf die schönen Wissenschaften“. Richtig betonte er als solche Ursachen die trockene Schreibart unserer Philosophen, das Ueberwuchern der Gelegenheitsdichtung, die elenden Romane, die verkommene Schaubühne, die poesielosen Kirchenlieder und schlechten Predigten, den ungenügenden Schulunterricht, die allgemeine Geringschätzung der Dichter und der Dichtkunst, die Erbärmlichkeit der deutschen Kritik. Noch entschiedner trat er das Jahr darnach auf die Seite der Schweizer durch seine Vorrede vor S. G. Lange's „Horazischen Oden“ (von der Entbehrlichkeit, ja Schädlichkeit der Reime) und durch seine bei aller äußeren Ruhe und Höflichkeit doch sehr herbe „Beurtheilung der Gottschedischen Dichtkunst“ (in 6 Stücken, 1747—1748). M. drang tiefer auf das Wesen als Gottsched, an dessen Werk er alles, Vollständigkeit in den nothwendigen und weise Beschränkung in den überflüssigen Dingen, namentlich aber systematische Ordnung und Methode vermißte. 1749 gab er, durch Bodmer dazu aufgemuntert, seine „Beurtheilung des Heldengedichts: der Messias“ heraus (1752 fortgesetzt), eine maßlos bewundernde Inhaltsangabe der ersten fünf Gesänge des Klopstockischen Werkes, gut gemeint und auch nicht erfolglos, aber doch gedankenarm und oft geradezu albern, so daß Lessing's Spott vollauf berechtigt war. Besser machte sich M. um Wieland verdient, den er 1752 durch Herausgabe seines Erstlingswerkes „Die Natur der Dinge“ mit einer empfehlenden Vorrede ganz eigentlich in die litterarische Welt einführte. Gegen Gottsched, der ihn von nun an nicht minder heftig als den Messiassänger verfolgte, wehrte er sich noch einmal energisch 1754 in seiner „Vorstellung der Ursachen, warum es unmöglich zu sein scheint, mit Herrn Professor Gottsched eine nützliche und vernünftige Streitigkeit zu führen“. Auch für mehrere Zeitschriften, die meist schönwissenschaftlichen, oft aber auch ästhetischen oder sonst philosophischen Zwecken dienten, war er lange Zeit thätig. So lieferte er zahlreiche Beiträge zu den Greifswalder kritischen Versuchen, den Halleschen Intelligenzblättern (seit 1750) und besonders zu den moralischen Wochenschriften „Der Gesellige“ und „Der Mensch“. —

Leben Georg Friedrich Meier's von Samuel Gotthold Langen, Halle 1778. Hauptquelle; doch Meier's Verdienste lächerlich überschätzend. — Johann Gottlieb Buhle, Lehrbuch der Geschichte der Philosophie und einer kritischen Litteratur derselben, Bd. VII, S. 298—312, Göttingen 1802. — Johann Eduard Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie, Bd. II, S. 208 ff., Berlin 1866. — Eduard Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz, 2. Aufl., München 1875. S. 237. Franz Muncker.

Meier: Heinrich M., geb. zu Bremen 1609, † ebda. 1676. Jurist und Staatsmann, wurde 1638 zum Rathsherrn, 1654 zum Bürgermeister seiner Vaterstadt erwählt. Seine öffentliche Wirksamkeit fiel in eine der schwierigsten Perioden der Bremischen Geschichte, in welcher die von der Stadt behauptete und vom Kaiser wiederholt anerkannte Reichsunmittelbarkeit von dem letzten Erzbischof, Friedrich von Dänemark, und von dessen Rechtsnachfolgerin, der Krone Schweden, diplomatisch, publicistisch und endlich mit den Waffen in der Hand auf das Heftigste bestritten wurde. Die bedeutendste der in der publicistischen Fehde veröffentlichten Schriften, noch heute für das Studium der staatsrechtlichen Entwickelung Bremens werthvoll, hat M. ganz oder zum größten Theile verfaßt: es ist die „Assertio libertatis reipubl. Bremensis, d. i. der Kayserl. und des h. Röm. Reichs freyen Stadt Bremen Ehren- Freyheit und Standts Rettung. Zu bleibender Nachricht außgefertigt. Anno 1646". Sie wurde aber erst 1651 (in 4° 1007 S. ohne Jahr) gedruckt. Wie weit M. an dem besonders 1654 und 1666 wieder aufgenommenen publicistischen Streite mit Schweden betheiligt gewesen ist, läßt sich nicht mehr feststellen. Bestimmt aber wird ihm die Autorschaft der zweiten in Merian's Topographia Saxoniae infer. (1653) S. 51—70 abgedruckten Beschreibung der Stadt Bremen zugeschrieben. Außerdem hat er handschriftlich zwei Diarien hinterlassen, eines welches neben Familiennachrichten die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten von der Zeit seines Eintritts in den Rath bis nahe vor seinem Tod bespricht und von seinen Söhnen bis 1684 fortgeführt ist (Original im Bremischen Staatsarchiv) und ein anderes (ebda. in der Originalhandschrift erhalten), welches Meier's Sendung an die Generalstaaten (April bis September 1654) in Tagebuchform schildert. Von seiner sonstigen diplomatischen Thätigkeit ist vornehmlich seine Theilnahme an den Verhandlungen zu erwähnen, welche unter der von M. im Haag glücklich erwirkten Mediation der Generalstaaten am 28. Nov. 1654 zu dem Stader Vergleiche zwischen Schweden und Bremen führten. In den letzten zwanzig Jahren seines Lebens trat M. bei der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten seiner Vaterstadt gegen den bedeutendsten Bremischen Staatsmann jener Zeit, den Syndicus Johann Wachmann jun. mehr zurück.

von Bippen.

Meier: Joachim M. (Meyer, Meyger), Franciscanerbruder, war seit 1523 Beichtvater und Lesemeister im St. Klarenkloster zu Ribnitz in Mecklenburg neben dem Chronisten Lambrecht Slaggert. Als 1525 der Guardian Joachim Krumbeke starb, ordnete der Provinzialminister Everard Runge an, daß zunächst beide Beichtväter das Amt besetzen sollten. 1525 war M. zum Guardian ernannt. Er wie Slaggert sind merkwürdig als Erbauer einer Luftheizung (Pîpâven, Pypaven) für das Kloster Ribnitz, welche beide auf Bitten der Aebtissin, Herzogin Dorothea von Mecklenburg, eigenhändig ausführten, wie sie auch mehrere Maurerarbeiten besorgten. Luftheizung war für Ribnitz bisher nicht bekannt, wohl aber aus dem Mittelalter im Lüneburger Rathhause, Kloster Lüne (Kûlenâven), Rostock ꝛc. Beide bauten auch ein Schwitzbad für das Kloster. M. war noch 1532 Guardian.

Lisch, Jahrb. 3, S. 123 ff. Krause.

Meier: Joachim M., geb. den 10. August 1661 zu Perleberg in der Mark, besuchte die Schulen zu Lüneburg und Braunschweig, neben seinen übrigen Studien der Musik eifrig ergeben, und die Universität Marburg, wo er vorzugsweise der Jurisprudenz oblag. Nach beendetem Triennium begleitete er zwei Herren von Schulenburg auf einer Reise durch Deutschland und einen Theil von Frankreich. 1686 erhielt er am Gymnasium zu Göttingen, das vor Begründung der Universität eine Zwischenstufe zwischen Schule und Akademie ein-

nahm und deshalb 1734 exaugurirt wurde, eine Stelle als Figuralcantor — an der untern Schule war ein Cantor choralis thätig — und als Lehrer der dritten Classe. Die kläglichen Besoldungsverhältnisse zwangen zur Nebenbeschäftigung und M. fand sie, seinen Studien getreu, in der Advocatur und Schriftstellerei. Die Marburger Universität förderte ihn 1695 zum Juris Licentiatus, 1707 zum Doctor, während er am Göttinger Gymnasium zum Professor Musices und nach Niederlegung des Cantorats zum Professor historiae civilis aufstieg (1707). Als solcher trug er den Schülern der ersten Gymnasialclasse Geschichte aller Zeitalter und Geographie vor, für drei wöchentliche Lectionen eine Besoldung von 50 Thlrn. empfangend. Nach dem Tode des Rectors Justus von Dransfeld (1714) dirigirte er als senior collegii professorii die Anstalt, wurde aber nicht an deren Spitze berufen, da die Vocation eines Auswärtigen dem Besuch der Schule vortheilhafter erschien, und ließ sich, als Heumann (Bd. XII, S. 328) 1717 die Leitung übernahm, pro emerito erklären. Von nun ab lebte er ausschließlich seiner advocatorischen Thätigkeit, die ihm schon immer großen Zulauf und reiche Einnahmen verschafft hatte. Die Zahl seiner Schriften ist so groß wie ihr Inhalt mannigfaltig; ihr Werth für die Gegenwart gering. Auch daß er der gelehrteste aller Göttinger Cantoren war und die zahlreichste Bibliothek in Göttingen besaß, wird ihn in den Augen heutiger Leser kaum erhöhen. Aus seiner juristischen Schriftstellerei verdient das „Corpus juris apanagii et paragii“ (1727) Hervorhebung, eine Sammlung von Abhandlungen über diesen Gegenstand von Hert, Schilter, Berger, Cocceji u. a., durch eine „Disquisitio juris publici de ap. et par. antiquitate et utilitate“ des Herausgebers eingeleitet. Unter seinen historischen Schriften sind zu nennen: „Leben, Thaten und Tod Heinrichs des Leuen“ (1694), „Origines et antiquitates Plessenses“ (1713), worin er eine Vertheidigung Letzners (Bd. 18, S. 465) unternimmt und aus dessen Papieren ein Neues Plessisches Stammbuch abdruckt. Am ehesten verschafft man sich einen Begriff seines Ingeniums aus einer Schrift, wie „Antiquitates villarum et villicorum“ (1701): von einem Meier verfaßt, einem Mayer gewidmet, stellt sie Untersuchungen de origine nominis Meieri veraque ejus significatione an und erreicht es durch eine aus allen Ecken und Enden zusammengetragene Gelehrsamkeit, eine einfache Sache zu verwirren und eine Ableitung ab equestri ordine mittels des gallischen mar, das er in der heimathlichen Mähre näher gehabt hätte, zu Stande zu bringen. Schriften ganz ähnlicher Art und Geschmacklosigkeit hat er über die Namen und Familien Böhmer, Fischer, Dransfeld verfaßt. Auch an der damaligen Mode der Romanschriftstellerei hat er sich mit einer durchlauchtigsten Römerin Lesbia (1690) und mit einer Römerin Delia (1707) betheiligt, dort die Gedichte des Catull, hier die des Tibull und Horaz in einem cürieusen Romane vorstellend. Sein Singspiel „Die siegende Großmuth“ (1693) behandelt die Werbung des jungen Heinrich, des Sohnes Heinrichs des Löwen um Agnes von der Pfalz und war vom Verfasser zur Feier der Erlangung der „neuen und neunten Churwürde“ bestimmt, doch trägt das Titelblatt des Exemplars der Göttinger Bibliothek die Notiz: solches ist Ihnen von mir J. v. Dransfeld inhibiret. Eine seiner letzten Schriften: „Unvorgreifliche Gedanken von der theatralischen Kirchen-Music“ (1726) verwickelte ihn in eine Polemik mit dem berühmten Musiker Joh. Mattheson (Bd. XX S. 621), der ihr einen Ephorus Gottingensis (1727) entgegensetzte, worauf M. in dem „anmaßlichen Hamburgischen Criticus sine crisi“ (1727) replicirte. M. starb zu Göttingen am 2. April 1732.

Hamb. Criticus S. 9. Heumann, Progr. in funere J. Meieri, Gott. 1732. Zeit- und Geschicht-Beschreibung der Stadt Göttingen, Th. 3 (1738), S. 252. Pütter, Litter. des Staatsr. 3, S. 760. Goedeke, Grundriß § 192.

Frensdorff.

Mejer: Johannes M., geb. im October 1606 zu Husum, war der Sohn eines gleichnamigen Pastors daselbst, welcher 1617 starb und seine Wittwe mit neun Kindern in bedrängten Umständen hinterließ. Ueber seine Jugend steht actenmäßig nichts fest. Es wird erzählt, er habe bei einem Bruder seiner Mutter, dem Hardesvogten Jüngling zu Kropp, das Vieh gehütet. Von dort sei er durch Vermittlung eines gelehrten vornehmen Mannes, der in ihm einen muntern Kopf erkannte, nach Kopenhagen gekommen, wo seines Vaters Bruder Bernhard M. als Prediger der deutschen Gemeinde lebte. Hier fand er Gelegenheit zu mathematischen und astrologischen Studien. Nach Husum heimgekehrt, unterrichtete er im Rechnen und Schreiben, schrieb Hochzeits-, Trauer- und andere Briefe und gab jährlich einen Kalender heraus, wodurch er die nöthigen Mittel für sich und seine Mutter gewann. Die Pflicht, für letztere zu sorgen, bestimmte ihn wohl dazu, ledigen Standes zu bleiben. Daß er wissenschaftlich etwas galt, beweist seine Ernennung zum Königlichen Mathematicus. Von seinen beiden Landesherrn, dem König Christian IV. von Dänemark und dem Herzog Friedrich III. von Gottorp ward ihm befohlen, die Herzogthümer Schleswig und Holstein zu vermessen und Karten über dieselben anzufertigen. Nach seiner eigenen Aussage reiste er von 1638 bis zu Ausgang des Jahres 1648 und wandte diese zehnjährige Zeit mit Besichtigung aller Orte also an, daß die Distancien der Oerter mit mathematischen Instrumenten abgemessen und daraus die Grundrisse formiret wurden. Als Honorar erhielt er von jeder Hufe aus den Aemtern und Städten 12 Schillinge Lübisch. Ebensoviel wurde auf dem Landtag zu Schleswig im September 1651 auch den Prälaten und der Ritterschaft abverlangt, aber ohne Erfolg. Sie erklärten, Johannes Mejer könne der verfertigten Landkarten halber ihrer alleruntertänigsten Meinung nach ohne das mit der allbereits empfangenen Gnade wohl zufrieden sein. — Zur Herausgabe seines Werkes verband sich M. mit seinem Bruder Samuel, Königlich Dänischem Hofapotheker, dem Kammermeister Joachim Danckwerth und mit dessen Bruder, dem Doctor der Medicin Caspar Danckwerth zu Husum. Der letztere, über den der Artikel von Ratjen im IV. Bande Seite 739 zu vergleichen ist, übernahm es, zu den Mejer'schen Karten einen Text zu liefern. Im J. 1652 erschien das Werk unter dem Titel: „Newe Landesbeschreibung der zwei Hertzogthümer Schleswich und Holstein zusambt vielen dabei gehörigen newen Land Carten, die auf Ihr Königl. Maitt. zu Dennemark Norwegen etc. und Ihr Fürstl. Durchl. Beeder Regierenden Hertzogen zu Schleswich Holstein etc. Aller- und Gnädigsten Befehle von Dero Königl. Maitt. bestaltem Mathematico Johanne Mejero Hus. Cimbro. chorographice elaborirt, durch Casparum Danckwerth D. zusammengetragen und verfertigt, worin auch das Alte Teutschland kürtzlich beschrieben mit begriffen ist". — Dieses Werk enthält 37 von M. entworfene und von zwei Husumer Brüderpaaren, den Goldschmieden Mathias und Nicolaus Petersen und den Rothgießern Christian und Andreas Lorenzen in Kupfer gestochene Karten, welche den Danckwerth'schen Text weitaus an Werth überragen. Das Werk steht heutigen Tages noch in hohem Ansehen bei der Bevölkerung Schleswig-Holsteins. Da es in ziemlich vielen Exemplaren vorkommt, besitzt es mancher einfache Mann, der seinen jetzigen buchhändlerischen Werth gern um das zehnfache überschätzt. Mit dem Nachruhm ist es nicht nach Verdienst gegangen. Caspar Danckwerth kennt jeder auch nur halbwegs gebildete Schleswig-Holsteiner, während von Johann Mejer viele nichts wissen. — Nach dem Erscheinen des Werkes kamen seine Unternehmer bei der gegenseitigen Abrechnung in Differenzen, die noch nicht geschlichtet waren, als M. 1656 vom Könige nach Kopenhagen berufen wurde, wo er während der Dauer des damals ausbrechenden Krieges zwischen Dänemark und Schweden blieb. Nach Abschluß

des Friedens zu Roeskilde kehrte er im Mai 1658 in die Herzogthümer zurück. Hier war inzwischen Joachim Danckwerth gestorben. Bald darauf starb auch Samuel Mejer zu Kopenhagen. Durch diese Todesfälle und dadurch, daß der Krieg bald von neuem entbrannte, wurde die Auseinandersetzung mit Caspar D. und Clara D., Joachim's Wittwe, außerordentlich erschwert. Noch Jahre lang processirte M. mit ihnen vor dem Gottorper Hofgericht, wobei es an gegenseitigen Bitterkeiten nicht fehlte. Es war doch wohl eine Denunciation der schlimmsten Art, wenn Clara D. in einer Eingabe vom 13. Juli 1660 bemerkte, daß M. „Zeit währenden Krieges bei theils alhier im Lande stehenden Armeen würkliche Dienste geleistet“ habe. Vielleicht ist in dieser Anklage der Ursprung zu erblicken für die Ansicht späterer Autoren, welche M. direct des Landesverraths beschuldigen. Uebrigens ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Schweden bei ihrem feindlichen Einbruch in die Herzogthümer sich der einige Jahre zuvor erschienenen Karten werden zu bedienen gewußt haben. — Da M. nicht zu seinem Gelde kommen konnte, war es ihm nicht möglich, seine Gläubiger zu befriedigen, welche mancherlei Schuldklagen gegen ihn beim Gottorper Hofgericht anhängig machten. Vom Gerichtsstand der Stadt Husum hatte ihn der Herzog schon 1655 eximirt, kein unwichtiges Privileg, ebenso wie die Befreiung von allen Lasten und Leistungen, die ihm der Herzog schon 1645 zugestanden hatte. — Wann und wie der Proceß wegen der „Newen Landesbeschreibung“ entschieden wurde, ist nicht ganz klar. Sicher ist, daß M. ein größerer Posten von Exemplaren derselben zugesprochen und auch ausgehändigt wurde. Die finanziellen Bedrängnisse nahmen aber kein Ende, wie die Bitten um Moratorien und Dilation zeigen, welche M. 1668 und 1669 an den Herzog und an den Präsidenten Kielmann richtete. Er klagt, daß seine Gläubiger von ihm Geld haben und keine Landesbeschreibungen nehmen wollen. Aus seinen Eingaben erfährt man, daß er vom Könige eine feste Besoldung erhielt, die aber nicht immer regelmäßig einging. Es hatte auch seine Schwierigkeiten, in den Besitz einer größeren ihm auf den Rieper Zoll verschriebenen Summe zu kommen. Er will Ruhe vor seinen Gläubigern haben, um die ihm vom Könige anbefohlenen Sachen desto besser anfertigen zu können. Im Juni 1669 erwähnt er, daß er damit beschäftigt sei, für den Herzog die durch Olearius bestellten Landkarten zu verfertigen, eine vom Herzogthum Schleswig, die andere von Holstein, die dritte ganz Jütland, die vierte von und bis nach Kopenhagen, worin vornehmlich Seeland, Fühnen, Laland, Falster und Mön beschrieben wird. Für das Stück seien ihm durch Olearius zwanzig Thaler zugesagt, die er auch wohl daran verdiene. Wolle der Herzog nachher auch Norwegen haben, könne es auch geschehen. Die Karten würden für Ihre Fürstliche Durchlaucht sehr nützlich sein, „daraus Sie stets alles für Augen haben können, was sie nur begehren“. — Mejer's Todesjahr ist nicht bekannt. Der Husumer Pastor Primarius J. M. Krafft erzählt in seiner 1723 erschienenen Husumischen zweihundertjährigen kurzen Kirchenhistorie, M. sei in hohem Alter zu Husum eines plötzlichen ruhigen Todes verschieden. — Ein Verzeichniß seiner Werke gibt Johann Moller in der Cimbria Litterata. — Ueber den Werth der Mejer'schen Karten urtheilt Geerz in seiner Geschichte der geographischen Vermessungen und der Landkarten Nordalbingiens. Er zeigt, daß es für M. unmöglich gewesen ist, Schleswig und Holstein in einem Zeitraum von zehn Jahren auch nur generell zu vermessen, und daß manche seiner Karten, besonders die historischen, nur fußen können auf oculärer Schätzung, Abschreitung, eingezogenen Erkundigungen oder älteren Handzeichnungen, deren es zu Mejer's Zeit nachweislich gab. Geerz erkennt aber zugleich an, daß M. die Meerbusen, Landseen, größeren Flüsse und manche Districte, wie das Amt Husum, Eiderstedt, die

Wilstermarsch u. a. wirklich geometrisch, wenn auch mit unvollkommenen Instrumenten, vermessen hat. — Durch die Mejer'schen Karten hat die Kartographie Nordalbingiens so große Fortschritte gemacht, daß kein anderes Land in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts Karten von gleichem Werthe aufweisen konnte. Bald nach ihrem Erscheinen wurden sie dem berühmten Atlas von Johann Blaeu (vgl. Bd. II, S. 687) originaliter einverleibt, und etwa 150 Jahre lang dienten sie fast als die einzige Basis aller über Schleswig-Holstein erscheinenden Karten.

Außer den citirten Schriften die im Staatsarchiv zu Schleswig befindlichen Acten des Herzoglich Gottorp'schen Hofgerichts. Hille.

Meier: Johann Heinrich M., Rechtsgelehrter, wurde als Sohn des Rathsherrn Diderich M. am 20. Septbr. 1643 zu Hoya im Westfälischen geboren, studirte zu Jena, Rinteln und Erfurt, woselbst er 1677 den Doctorhut erwarb, 1678 beim Stadtgericht eintrat und 1679 zum ordentlichen Professor befördert wurde. 1682 verwaltete er das Rectorat und zeigte sich während der damals ausgebrochenen Seuche mannhaft und unerschrocken. Man übertrug ihm darauf eine Consulentenstelle in der Stadtvogtei, welcher er 20 Jahre lang vorstand, später die Stelle eines Regierungsrathes. 1727 legte er seine Assessur bei der Juristenfacultät zu Gunsten seines jüngsten Sohnes nieder. Große Befriedigung fand er, der ziemlich zurückgezogen, aber höchst arbeitsam lebte, in dem Studium der holländischen Juristen und hatte die höchste Ehrfurcht für die hehre justitia, die er nur „cum gemitu nominabat“. Er war dreimal verheirathet und entsprangen aus diesen Ehen 13 Kinder. Unter seinem Präsidium wurden zahlreiche Disputationes gehalten; an eigenen Schriften hinterließ er Notae zu dem berühmten Werk des Grotius und viele Responsa. Zum zwölften Male verwaltete er das Decanat, als der Tod ihn abberief (3. Januar 1729).

Motschmann, Erfordia literata 595, 607.

Teichmann.

Meier: Johann Christian M., Schulmann und pädagogischer Schriftsteller, wurde am 25. Decbr. 1732 auf der obersten Papiermühle zu Hasserode bei Wernigerode geboren. Seine Mutter war eine fromme und durch Lebenserfahrung, doch nicht durch Schulkenntnisse gewitzte Frau, sein Vater durch Verwahrlosung und Verführung trunkfällig geworden. Das untergrub das Glück der Familie. M. wuchs fast ohne Erziehung wie ein Wilder auf. Im J. 1740 mußte er seinen Eltern mit dem geringen Reste der Habe nach Wernigerode folgen. Hier erhielt er vom 8. bis zum 12. Jahre guten Elementarunterricht, versäumte aber so viel wie möglich die Schule, wuchs mit den Gassenbuben auf und mußte ein paar Mal in der Woche in den Harz gehen, um mit der Kiepe, später mit dem Karren Holz zu holen. Als er vom 13. bis 15. Jahre den Katechismusunterricht genoß, wurde er fleißiger und ernster, und der Segen eines frommen Elternhauses machte sich spürbar. Durch sein fleißiges Lernen wurde der Superintendent Ziegler auf ihn aufmerksam und wurde die Veranlassung, daß M., der schon als Papiermacherlehrling festgemacht war, für das akademische Studium vorbereitet wurde. Ostern 1754 begab er sich von der Wernigerödischen Lateinschule nach Halle, wo er mit geringer Unterstützung mit einer durch Currendesingen ersparten Summe von 100 Thalern bis Michaelis 1757 Theologie studirte, auch an den Francke'schen Stiftungen unterrichtete, endlich durch Selbststudium und Verkehr mit dem späteren Orientalisten Tychsen sich in den neueren Sprachen förderte. Nach Abschluß seiner Studien wurde er erst Seminarist, dann mit einiger Nöthigung durch seinen Gönner Ziegler Subconrector an der Lateinschule zu Wernigerode. In dieser zehn Jahre lang verwalteten äußerlich kümmerlichen Stellung gerieth er besonders durch eifriges Lesen separatistischer und neo-

logischer Schriften in religiöse Zweifel, so daß ihm die Predigten an der Neustädter Kirche, die er zur Verbesserung seiner Einkünfte neben seinem Schulamte übernommen hatte, abgenommen werden mußten. Durch das Studium der Schriften Basedow's wurde er für dessen pädagogische Reformen begeistert, trat mit ihm in Verbindung und begab sich im Frühjahre 1768 zu ihm. Kaum hatte aber M. die persönliche Bekanntschaft des pädagogischen Stürmers und seines Systems gemacht, als er den größten Widerwillen dagegen fühlte und nur widerstrebend neun Monate bei ihm aushielt. M. begab sich nun nach dem benachbarten Hamburg, wo er als Privatlehrer sechs Jahre lang eine sehr anstrengende Thätigkeit übte, sonst aber eine glückliche Zeit verlebte, auch im Jahre 1770 mit der Tochter eines Juweliers Raupach in die Ehe trat. Das Verlangen nach einer festen Anstellung und einer weniger aufreibenden Thätigkeit veranlaßte ihn hierauf, die Stelle eines Rectors der Schule zu Otterndorf im Lande Hadeln anzunehmen. Er brachte diese Anstalt sehr in Aufnahme und hinterließ sie so seinem Nachfolger, dem Dichter Joh. Heinr. Voß, als er im Herbste des J. 1778 zum Rector der Domschule in Verden befördert wurde. Auch zur Hebung dieser Anstalt, welche sich mit ihren Lehrern in einer entschieden ungeeigneten Abhängigkeit vom Stadtregiment und dem Scholarchen befand, die zum Beispiel über Schulstrafen zu befinden hatten, gab sich M. die größte Mühe. Sein an Ideen übersprudelnder Geist versuchte hierbei die verschiedensten Mittel. Da er aber in der Wahl derselben nicht immer glücklich war und bei seinem Auftreten zuweilen durch sein schroffes selbstbewußtes Wesen verletzte und die zu Recht bestehenden Verhältnisse zu wenig berücksichtigte, so verfehlte er doch bei redlichem unermüdlichen Arbeiten und manchem löblichen Bestreben sein Ziel und die Schule nahm bedeutend ab, statt zu gedeihen. Daher entstand in ihm der Gedanke, sich um ein Pfarramt zu bemühen, was ihm bei seiner inneren Abneigung dem herrschenden Bekenntniß gegenüber bisher sehr fern gelegen hatte. Schon im J. 1787 machte er das erforderliche theologische Examen. Doch scheuten sich die kirchlichen Oberen vor einer Anstellung Meier's seines antikirchlichen Bekenntnisses wegen. Endlich gelangte er im Jahre 1794 besonders auf Befördern des Präsidenten Graf von Wenckstern zu einer Anstellung als Pfarrer des einsam gelegenen Dorfes Schneverdingen im Lüneburgischen. In dieser von einem Schulamt so ganz verschiedenen Thätigkeit und in der ländlichen Einsamkeit ging eine große Umwandlung in Meier's Wesen und religiösen Anschauungen vor sich. Bei einem bis in seine spätesten Lebensjahre fortgesetzten Briefwechsel mit Jung Stilling, an den er sich gewandt hatte, wurde er zum innern Frieden gebracht und trat in persönlichen und schriftlichen Verkehr mit der Brüdergemeinde, besonders mit einzelnen Gliedern derselben in Braunschweig und Bremen. Bis in ein hohes Lebensalter — von öfter wiederkehrenden Beängstigungen abgesehen — körperlich kräftig und gesund, bewahrte er sich seinen feurigen patriotischen Geist. Besonders war er ein heftiger Gegner nicht nur der französischen Revolution, sondern auch der den deutschen Geist und das deutsche Vaterland überfluthenden Franzosen, daher er noch am 25. Decbr. 1805 als 73jähriger Greis durch 36 Jäger nach Hannover escortirt wurde. Trotz seines langjährigen Weilens in der Ferne hing er doch mit inniger Liebe an seiner engeren Wernigerödischen Heimath, die er in den Jahren 1783, 1797 und 1810 wieder aufsuchte. Bei dem zweiten Besuche ehrte ihn Graf Christian Friedrich, um den einstigen Holzgänger wegen erfahrener Kränkung zu entschädigen, in ostensibler Weise dadurch, daß er ihn persönlich in einem sechsspännigen Staatswagen durch die Stadt und Vorstadt aufs Schloß holte und wieder zurück geleitete. Erst am 27. Febr. 1815 starb M. hochbetagt auf seinem Pfarrdorfe. M. hat seit seiner Anstellung

in Otterndorf eine Reihe von Programmen theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache geschrieben, von denen aber verschiedene einen weit bedeutenderen Umfang haben, als gewöhnliche Schulschriften. Sie enthalten zahlreiche Zeugnisse von seinen reformatorischen Ideen auf dem Gebiete der männlichen und weiblichen Erziehung (das vollständigste Verzeichniß in dem Verdener Schulprogramm von 1863, S. 9 ff.). Daneben hat er noch zwei größere selbständige Schriften verfaßt: 1) Joh. Bernh. Basedow's Leben, Charakter und Schriften unparteiisch beurtheilt, 2 Bde. 8°. Hamburg 1791. 92; 2) seine Selbstbiographie in 16 Briefen, der Bestimmung des Verfassers gemäß erst nach dessen Tod herausgegeben in den Jahrgängen 1857—1859 der von Mallet in Bremen herausgegebenen Monatsschrift Bremer Post und mit einigen Kürzungen im 84. Jahrg. (1880) des Werniger. Intelligenzblatts. Die Schrift über Basedow wird man bei einer Beurtheilung dieses Mannes nicht unbenutzt lassen können. Weit merkwürdiger ist aber die Selbstbiographie, die uns nicht nur den außerordentlichen Entwickelungsgang und das ungemein originelle Wesen des begabten Mannes kennen lehrt, sondern auch viele Persönlichkeiten und Erscheinungen seiner Zeit zuweilen mit Schärfe, jedenfalls mit rücksichtsloser Offenheit kritisirt. Sich selbst schont M. dabei ebensowenig. Die benutzten Quellen, welche auch in vielen Punkten zur Kritik der Selbstbiographie dienen, sind (von den älteren kürzeren Mittheilungen abgesehen): 1) sein um 1757 aufgesetztes Curriculum vitae und 2) die Acten über seine besonderen religiösen Ansichten als Subconrector in Wernigerode, 1766 f. im gräfl. H.-Archiv zu Wernigerode; 3) die Vorrede zu seinem „Leben Basedow's"; 4) die im Jahre 1806 von ihm (behufs der Begräbnißfeier) aufgesetzten Lebensnachrichten in der Pfarr-Registratur zu Schneverdingen; 5) D. Sonne, Gesch. der Königl. Domschule zu Verden 1764—1794 und Biograph. Skizzen der Lehrer des K. Domgymn. zu Verden von 1764—1832. Verdener Schulprogr. von 1859 und 1863.

Ed. Jacobs.

Mejer: Johann Wilhelm M. (sprich Meier), juristischer Praktiker und Schriftsteller, geb. zu Osterode am Harz am 23. Septbr. 1789, † zu Göttingen am 18. Septbr. 1871. Wenn der Geschäftsmann zu loben ist, der bei umfänglicher, mit redlichstem Fleiße getriebener Berufsthätigkeit keine Mühe scheut, auch mit den Fortschritten seiner Wissenschaft in lebendigem Zusammenhange zu bleiben, zugleich deren sittlichen Grundgedanken nachgeht, und dabei sich ein offenes Gemüth und eine echte Begeisterung bewahrt für jedes Große und Schöne, so hat M. vor Vielen dies Lob verdient. Aus hannoverscher Beamtenfamilie stammend — einer seiner Großoheime war Münchhausens frühester Gehülfe bei Gründung der Göttinger Universität — wurde er, nachdem er schon im fünften Jahre den Vater verloren hatte, von der Mutter als einziger Sohn in großer wirthschaftlicher Einschränkung in der Bergstadt Clausthal erzogen und eine hiermit verbundene Isolirtheit wurde erhöhet, als er bald von einem schweren Fußleiden befallen ward, das zwar mit der Zeit geringer wurde, aber ihn doch bis über seine akademischen Studienjahre hinaus an freier Bewegung hinderte. Die Mittel zum Studium gewährte ein zu rechter Zeit ihm zufallendes kleines Lehen; so ging im Herbst 1809 der gut vorbereitete Schüler, der in den Leiden seiner Jugend sich gewöhnt hatte, seine lebhafte Seele, abstrahirend von der ihn beschränkenden Wirklichkeit, mit Idealen zu erfüllen, um die Rechte zu studiren nach Göttingen. Von den Juristen hörte er hier besonders Hugo und Göde, eignete sich die damals bereits in Einzelbeobachtungen aufgehende Methode des Ersteren gewissenhaft an, wurde aber persönlich mehr von Göde angezogen, welcher verstand, die ethischen Grundgedanken der Rechtsordnung geistreich zur Geltung zu bringen. Mehr Einfluß jedoch als beide hatte auf ihn der

Philosoph Bouterwek, jener zu Jacobi neigende Nach-Kantianer, Aesthetiker und Kenner der neueren Litteratur. Bei ihm fand der in seiner idealisirenden Abgeschlossenheit aufgewachsene Jüngling sich zuerst orientirt in der Welt, hörte alles, was Bouterwek las, und lebte sich mit unbedingter Hingebung in dem hier überlieferten Gedankenkreise ein. Daß das gewonnene Litteraturinteresse der Concentration auf das Rechtsstudium einigermaßen Eintrag that, war für M. kein Schade. Aber in anderer Hinsicht wurde dies Maß der Schule für ihn verhängnißvoll: denn indem er mit dem Lehrer sich allen von der Romantik her befruchteten Geistesströmungen innerlich abwandte, verschloß er sich das Verständniß für die Bahn, auf welcher die historische Rechtswissenschaft sich damals über den Standpunkt, bis zu dem Hugo sie gebracht hatte, erhob. So konnte er, als er mit der Absicht, akademischer Lehrer zu werden, seinen Aufenthalt zu Göttingen bis in das Jahr 1814 verlängerte, nicht zum Entschlusse in der Wahl wissenschaftlich-litterarischer Aufgaben gelangen, und gerieth ins Zögern und Schwanken. Auch daß Beziehungen, die er damals zu dem Kreise von Bunsen, Lachmann und ihren Freunden gewann, keine engeren wurden, stand mit jener antiromantischen Stimmung in Zusammenhang. Von der Conscription und dem Zuge nach Rußland war M. durch seinen Gesundheitszustand befreit gewesen: jetzt wurde er durch ihn gehindert, mit in den Freiheitskrieg zu gehen, vielmehr gezwungen, Heilung und Erholung in der Heimath zu suchen. Hier ergriff er, in der Absicht, nach Göttingen zurückzukehren, sobald die durch den Krieg leer gewordene Universität sich wieder gefüllt haben würde, die Gelegenheit, seine reiche allgemeine Bildung durch Unterrichtgeben zu verwerthen, und arbeitete daneben zwei nachher in den Jahren 1817 und 1818 erschienene Schriften: „Aphorismen über Religion, Kirche und Staat“ und „Anleit zur Rechtserlernung, die Schul- und Universitätsstudien umfassend“, aus, in denen beiden von Göde stammende Anregungen ersichtlich sind. Er hatte sich damit an Aufgaben gewagt, denen er noch nicht gewachsen war, und so haben diese beiden Bücher ihn bald selbst nicht befriedigt. Seine Lehrerbeschäftigung aber hielt ihn von Semester zu Semester in der Bergstadt fest, bis er im Sommer 1817 sich entschloß, vorläufig überhaupt dort zu bleiben, Advocat zu werden und sein Haus zu begründen. Indeß hielt er die Idee, demnächst in den akademischen Lehrberuf einzutreten, noch lange Zeit fest, auch als eine schnell wachsende Praxis und die Uebernahme des Lehrauftrages für allgemeine Rechtskunde, Bergrecht, Forstrecht und deutschen Styl an der 1821 erweiterten Clausthaler Berg- und Forstschule die Ausführung mehr und mehr in die Ferne rückte, und er durch dies neue Amt vorläufig vielmehr ein „Praktisches Handbuch des Styls der deutschen Prosa“ zu publiciren veranlaßt wurde. Seine forst- und bergrechtlichen Vorträge arbeitete er mit Sorgfalt aus, jedoch auf solche dem öffentlichen Rechte näher liegende Disciplinen sich auch selbständig forschend und schriftstellerisch einzulassen, lag außerhalb seiner Neigung. Diese blieb auf das Civilrecht beschränkt, und ihr entsprach es, daß er nach Albrecht Schweppe's Tode durch dessen Verleger veranlaßt wurde, die vierte Auflage des „Römischen Privatrechts in heutiger Anwendung“, welche Schweppe als Handbuch bearbeitet aber unvollendet gelassen hatte, fortzusetzen: er gab 1831 das Obligationenrecht, 1832 das Familienrecht, 1833 das Erbrecht heraus, und legte die Erfahrung seiner Anwaltspraxis in diesen Arbeiten nieder. Daneben schrieb er eine Anzahl Aufsätze über Desiderien der hannoverschen Rechtsentwickelung, und nicht wenige Recensionen für die Göttinger gelehrten Anzeigen. Die litterarischen Hülfsmittel lieferte ihm eine mit Sorgfalt gesammelte und vermehrte Bibliothek, die für den damals bücher- und verkehrsarmen Ort nicht unbedeutend war. Für diesen Ort wurde M. noch nach einer andern Seite als an-

regende Kraft wichtig: vermöge seiner Begeisterung für Poesie und schöne Litteratur war er bald für alle in solcher Richtung sich bewegenden dortigen Interessen der Mittelpunkt. Nicht nur unterrichtend, wozu er immer bereit war, Bücher verbreitend, und in den Formen gesellschaftlicher Unterhaltung betrieb er diese Dinge lebhaft und unermüdlich, sondern von 1822—1825 und wieder in den Jahren 1831 und 1832 gab er auch locale Unterhaltungsblätter heraus, durch die er belehrend und noch mehr auf Bildung des Geschmackes zu wirken bestrebt war, und in die er auch mancherlei eigene poetische Hervorbringungen niederlegte. Schon seit früher Zeit war dabei Goethe ihm nicht ein Dichter, sondern der Dichter, zugleich der niemals genug zu studirende deutsche Weise, den man alle Zeit zur Hand haben müsse, bei dem in allen höchsten Dingen maßgebende Antwort sich finde. Die Art dieser Verehrung, deren charakteristischer Ausdruck war, daß, als M. ein paar Jahr lang den Harzer Quartkalender herausgab, er den 28. August mit Johann Wolfgang benannte, blieb aber von jeder Abschweifung ins lediglich Aesthetische fern, vielmehr durch und durch ethisch. Sie hatte ihre Begleiterin in einer mit wachsendem Eifer betriebenen freimaurerischen Thätigkeit, die M. bis an sein Ende festgehalten hat. Da ihm auf die Länge das Gebirgsklima nicht zusagte, verlegte er 1844 seinen Wohnsitz nach Goslar: seine allmälig groß gewordene Praxis, die auch das Herzogthum Braunschweig umfaßte, band ihn nicht an Clausthal. Er galt mit Recht für einen ausgezeichneten Anwalt, namentlich Vertheidiger: seine praktischen Arbeiten waren durch scharfe Auffassung, durch Klarheit und durch eine gewisse Vornehmheit ausgezeichnet, die sich sowohl im Tone, als darin äußerte, daß sie jede Vertretung einer Sache, welche er für sittlich nicht sauber erachtete, ausschloß. Eine Anzahl Defensionsschriften hat er 1843 unter dem Titel: „Beispiele aus der Criminalpraxis, vorzüglich vom Standpunkte der Vertheidigung, aus den Acten dargestellt", herausgegeben. Gleichzeitig allerdings bedingte ein Theil der Gesinnungen, denen jene Behandlung der Praxis entsprang, einen Mangel, in Folge dessen er, obwohl hülfreich und uneigennützig, doch kein Mann des Volkes wurde. Für das Volksmäßige als solches hatte M. von seiner Jugendbildung her kein Verständniß, weder für Volkspoesie, noch für Volkssagen, noch für Volkssitten, noch für Volksbedürfnisse und für Volksforderungen. Einen Mißbrauch der Regierung hätte er nie vertheidigt, aber stets war er vorauszusetzen geneigt, daß an der oberen Stelle das bessere Wissen und das bessere Recht sei; stets betonte er die Ordnung gegenüber der Freiheit. So war es seinen Wünschen entsprechend, daß er, als in Hannover die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Strafverfahrens eingeführt wurde, in den Staatsdienst gezogen ward. Zu Ende 1849 erhielt er eine Anstellung bei der Staatsanwaltschaft, 1852 wurde er Obergerichtsrath zu Osterode, welche Stelle er bis zur Aufhebung dieses Obergerichtes (1859) bekleidete. Dann zog er, jetzt ein Siebenziger, die Pensionirung dem Wartegelde vor, siedelte bald nachher nach Göttingen über, und hat hier die letzten Jahre seines Lebens befriedigt genossen. Die Arbeitsfreudigkeit seiner Jugend hatte ihn ins Alter begleitet: noch immer war er mit der frühesten Morgenstunde an Einzelforschungen auf dem Gebiete der römischen Rechtsgeschichte, die in der Weise Hugo's zu cultiviren, von jeher seine Lieblingsbeschäftigung gewesen war. Gelangten sie zu keinem Abschlusse, so gaben sie doch seinen ernstlichen Bemühungen immer wieder anziehenden Stoff. Daneben entstanden mancherlei Recensionen, die Herausgabe eines Bouterwek-Jacobi'schen Briefwechsels, sowie verschiedenes Freimaurerische. Dann hörte M. mit großem Antheil und nicht minder großer Pünktlichkeit eine Reihe juristischer und philologischer Vorlesungen; beglückt, in seinen alten Tagen wenigstens auf den Bänken wieder zu sitzen, vor denen als Lehrer zu stehen, ihm versagt geblieben

war. Auch seine liebevolle Freude an der Poesie hatte sich erhalten: er schrieb noch und veröffentlichte (1870) einen anonymen Roman: „Glückauf im Fürstenhause“, in welchem er einige Züge aus seinem Leben und mehr von Dem niederlegte, was der lehrhafte Greis nicht ungesagt lassen wollte, bevor er abgerufen werde. Daß ein Achtzigjähriger dies Buch geschrieben hat, merkt man ihm nur an wenigen Stellen an. Es war ein Geschenk Gottes, aber es war auch das Ergebniß einer gewissenhaften Selbstzucht, daß dem so Hochbejahrten der ganze Idealismus seiner Jugend frisch geblieben, daß er keinem geistigen Interesse abgestorben war. Niemals hatte er sich Trägheit nachgesehen, weder körperliche noch geistige; er hielt für die Pflicht des gebildeten Mannes, allezeit sich mit würdigen, hochgegriffenen Gedankenaufgaben zu beschäftigen: so blieb er stets bereit, auf die höchsten Fragen einzugehen. Ohne solche Fragen war er nie: niemals beruhigte er sich in einer derartigen Aufgabe, bevor er ein Resultat gewonnen hatte, das ihn befriedigte; durch und durch war er eine suchende Seele. Er erlahmte hierin auch nicht, als, nachdem er den Krieg von 1870 noch mit vollem Antheile erlebt und noch die Freude gehabt hatte, einen Enkel aus demselben wiederkehren zu sehen, er von schwerer, schmerzhafter Krankheit befallen ward. Jede erträgliche und nicht allzumatte Stunde brachte er am Arbeitstische zu; als er das nicht mehr vermochte, beschäftigten ihn die Gedanken an seine letzte Arbeit noch auf dem Krankenlager. Er entschlief darin.

Mejer.

Meier: Justus M., Professor des Civilrechts zu Straßburg i. E., geb. am 1. August 1566 zu Nymwegen, † am 7. August 1622 zu Straßburg. Sein Vater Jesaias M. stammte aus Goslar und war Münzmeister. In Ausübung seines Berufes hatte er viele Orte Deutschlands und Polens durchwandert und endlich in Nymwegen, wo er Sibena Hanssen, die Tochter eines Nymwegener Bürgers heirathete, ein festes Heim gefunden. Ein eifriger Lutheraner, mußte der Vater 1569 mit Frau und 3 Kindern vor der religiösen Verfolgung der Spanier fliehen. Er wandte sich nach Goslar, dann nach Ober-Ursel, kehrte nach Nymwegen zurück, mußte aber bald abermals fliehen und wohnte in Friedberg in der Wetterau, dann in Köln und Emmerich. M. besuchte 1580 das Gymnasium in Straßburg, mußte dann zwei Jahre bei einem Verwandten Kellermann in Pfalzburg zubringen, konnte dann aber in Straßburg im Hause des Diaconus Nikolaus Florus seine Gymnasialstudien beendigen. 1585 wurde er zum Baccalaureus, 1587 zum Magister der Philosophie promovirt. Erst jetzt studirte er die Rechtswissenschaft, namentlich bei Georg Obrecht in Straßburg, wandte sich dann nach Helmstedt, wo er bei Johannes Borcholten hörte. 1593 kehrte M. nach Straßburg zurück. Verlust von Verwandten, die für ihn gesorgt hatten, brachte ihn in eine bedrängte Lage, sodaß er sich veranlaßt fand, die Stelle eines Hofmeisters bei in Straßburg studirenden jungen Adligen anzunehmen. M. konnte so seine juristischen Studien fortsetzen. Außer Obrecht gewann der inzwischen nach Straßburg berufene Dionysius Gothofredus auf seine juristische Bildung großen Einfluß. Die juristische Facultät erlaubte ihm Privatcollegien zu lesen und wöchentliche Disputationen zu halten. Von 1601—1604 lebte M. mit seinen adligen Zöglingen in Frankreich, namentlich längere Zeit in Poitiers und Orleans, lernte England und Belgien kennen, ebenso Spanien. Im November 1604 kehrte er nach Straßburg zurück, wo er die Professur der Institutionen übertragen erhielt. Dies veranlaßte M. am 2. Januar 1605 zu Basel die Würde eines Doctors der Rechte zu erwerben. In Straßburg gewann er sich bald Vertrauen und Hochachtung im reichsten Maße. Er wurde zum Syndicus und mehrere Jahre hintereinander zum Visitator der Universität erwählt, ferner zum Canonicus des Thomasstiftes. 1610 erhielt er das philosophische

Decanat, 1611 das Rectorat der Universität. 1612 wurde ihm die Professur der Pandekten an der gleichen Universität übertragen, 1619 endlich die erste juristische Professur, nämlich die des Codex und des Lehnrechts. Am 11. Mai 1607 verheirathete er sich mit Sara Pilgram, der Tochter eines angesehenen und begüterten Kaufmanns aus Antwerpen, die M. fünf Kinder gebar, von denen zwei mit der Mutter den Vater überlebten. Vielfach kränklich und in seinen späteren Lebensjahren von der Gicht geplagt, hat M. eine einflußreiche akademische Thätigkeit in Collegien und Disputationen ausgeübt; an den praktischen Geschäften damaliger Universitätslehrer (Ertheilung von Consilien ꝛc.) hat er sich wenig betheiligt, nur den akademischen Geschäften widmete er sich mit aller Gewissenhaftigkeit. Streng religiöser Gesinnung hat er ein ernstes und harmonisches Familienleben geführt. Am 7. August 1622 befreite ihn der Tod von langen Leiden.

Das hervorragendste Erzeugniß seiner schriftstellerischen Thätigkeit, ein umfassendes System des Civilrechts („Argentoratense Collegium sive Pandectae universi iuris civilis", Argent. T. I. 1616. T. II. 1617. 4⁰, in zweiter vermehrter Auflage herausgegeben unter dem Titel: „J. Meieri Collegium Argentoratense totius jurisprudentiae absolutum systema exhibens: adnotationibus J. O. Taboris et aliorum doctorum virorum locupletatum, studio et opera J. Bechtoldi", III Tomi. Argent. 1657. 4⁰) ist unmittelbar aus seiner akademischen Wirksamkeit hervorgegangen. Die von M. mit tüchtigen Schülern gehaltenen Disputationen zu den 50 Büchern der Pandekten sind durchgearbeitet und zu einem System nach der Ordnung der Pandekten vereinigt worden. Bei jedem Buch ist der Respondent genannt. In der Vorrede setzt M. auseinander, wie er die Methode befolge, die schon Oldendorp und Wesenbeck angewendet hätten und daß er gegenüber dem oberflächlichen Studium von Compendien gründliche Kenntniß der Quellen und tieferes und systematisches Erfassen des Stoffes erstrebe. Das Werk wird noch heute als eine ernste und eindringende Arbeit geschätzt. Zahlreiche bei akademischen Gelegenheiten geschriebene civilistische Programme sind ihrem Hauptinhalt nach in das Collegium Argentoratense aufgenommen worden. Sonst seien von kleineren Schriften erwähnt: „Centuria quaestionum miscellarum iuris", Basil. 1606, „Quaestiones miscellaneae", Argent. 1611, „Eudoxa Justinianea seu disputationes apologeticae pro iuris civilis dignitate et veritate tuenda", Argent. 1616, „Diss. de rei feudalis vindicatione", Argent. 1619 (auch in Schilteri Diss. de paragio et apanagio, Argent. 1701 abgedruckt), „Diss. Quomodo Imperator sit mundi dominus; ex L. 3 D. ad L. Rhodiam", Argent. 1620. Von dem lebhaften religiösen Interesse Meier's zeugen die Schriften: „Diss. de summa Trinitate et fide catholica", Argent. 1617 und „Juris publici quaestio capitalis, siutne Protestantes jure Caesareo haeretici et ultimo supplicio afficiendi", Argent. 1621. Letztere ist eine umfangreiche Widerlegung einer Schmähschrift des berüchtigten Convertiten Caspar Scioppius: Consilium reginum et classicum belli sacri.

C. Bitsch, Oratio parentalis de vita et obitu J. Meieri, Argent. 1623. Stintzing, Geschichte der Deutschen Rechtswissenschaft. 1. Abth. Münch. u. L. 1880. S. 676 ff. K. Schulz.

Meier: Melchior M., Kupferstecher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dessen Lebensverhältnisse jedoch gänzlich unbekannt sind. Da sämmtliche schweizerische Kunstschriftsteller den Namen des Künstlers, obgleich er zu Freiburg in der Schweiz arbeitete, ignoriren, so bleibt es zweifelhaft, ob er überhaupt von Geburt ein Schweizer war. Da aber seine schön radirten Blätter im italienischen Geschmacke und in dem ein wenig manierirten Stile der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ausgeführt sind, so scheint es, daß er einige Zeit

in Italien und namentlich in Florenz sich aufgehalten habe, letzteres, weil er seinen Stich „Apollo und Marsyas“ Franz von Medici dedicirte und 1582 auch das Bildniß des Cardinals Ferdinand von Medici fertigte. Aber die Inschrift des Blattes „Der heilige Wilhelm“ mit seinem Monogramm MM und „sc. et excudit in (sic) Fryburgi helvet.“ beweist unzweifelhaft, daß er später zu Freiburg in der Schweiz sich niedergelassen hatte. Wie sein Geburts- ist auch sein Todesjahr unbekannt, doch arbeitete er noch 1606. Da der Luzerner Goldschmid Martin Martini, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, sich eines ähnlichen Monogramms bediente, so haben einige Kunstschriftsteller, u. a. auch Nagler, geglaubt, daß mehrere unserm Künstler beigelegten Blätter jenem angehörten. Doch hat Passavant mit Recht hervorgehoben, daß, auch abgesehen davon, daß Martini's Monogramm in der Regel in Gesellschaft einer Löthbüchse erscheint, dessen Arbeiten schlecht geschnitten und mittelmäßig in der Zeichnung sind. Zu den vorzüglichsten Blättern Meier's zählen: „Der heilige Wilhelm oder St. Bernhard, Schutzpatron der Schweiz, in voller Rüstung stehend, in der Rechten ein Banner“, Fol. und „Apollo und Marsyas“, Quer-Fol. 1581. Bartsch fand hier folgende gleichzeitige handschriftliche Beischrift: Anno 1582 6. December „Ex liberali Donatione Melchioris Meiers hujus tabulae autoris. Joannes a Palm“; diese Aufschrift war es, durch welche der Name unseres Künstlets zum ersten Male bekannt wurde.

Brulliot, Dict. I, No. 2888. Bartsch, Peintre-Graveur, IX, 281, XVI, 246. Nagler, Künstler-Lexikon IX, 3—4. Passavant, Peintre-Graveur III, 474—476. J. Franck.

Meier: Moritz Hermann Eduard M., Philologe und Alterthumsforscher, wurde am 1. Januar 1796 zu Groß-Glogau in Schlesien als Sohn eines jüdischen Kaufmanns geboren. Ursprünglich war er auch für den Handelsstand bestimmt, doch gab die Familie dem Wunsche des überaus reich begabten Jünglings nach, der sich auf die Wissenschaft richtete. Zuerst in der städtischen Bürgerschule seiner Heimath, dann in Berlin auf dem Gymnasium „zum Grauen Kloster“ ausgebildet, widmete sich M. zuerst auf der Universität Breslau (seit 8. April 1813), seit 1814 in Berlin, wo Böckh die Richtung seiner Studien bestimmte, an der Seite von Freunden und Studiengenossen, wie Döderlein, Göttling, Gerhard, Osann, Zumpt, der Philologie. 1816 verließ er die Universität, um vor dem Eintritt in die Prüfung noch einige Zeit bei tiefgehenden Privatstudien zu verbringen. (In diese Zeit fällt auch sein Uebertritt zum Christenthum; seit der Taufe erst führte er seinen dritten Vornamen Eduard.) Am 14. November 1818 hat M. sein philosophisches Doctorexamen bestanden, am 2. Decbr. d. J. promovirt; seine Abhandlung „Historiae juris Attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum capita aliquot“, war ein Abschnitt des im nächsten Jahre veröffentlichten größeren Werkes, in welchem er einen Theil seiner ausgedehnten Forschungen über das attische Recht niederlegte. — Entschlossen die akademische Laufbahn zu betreten, hat M. sich 1819 in Halle als Privatdocent habilitirt, und wurde schon am 17. April 1820 als außerordentlicher Professor der Alterthumswissenschaft und der klassischen Philologie nach Greifswald berufen, wo er die damals völlig darniederliegenden philologischen Studien bald zu frischem Leben erweckte; dieses namentlich in Verbindung mit Schömann, der sich am 31. Octbr. 1820 in Greifswald habilitirte und mit M. in ein sehr nahes Freundschaftsverhältniß trat. Mit diesem zusammen bearbeitete M. die von der Berliner Akademie der Wissenschaften gestellte Preisaufgabe über das attische Gerichtswesen. Die Preisschrift (sie erschien 1824 in Halle unter dem Titel „Der attische Proceß“) wurde gekrönt, ihre Verfasser am 17. Juni 1824

zu correspondirenden Mitgliedern der historisch-philologischen Classe der Akademie, dann auch in Greifswald zu Doctoren des Rechts ernannt. Der Rücktritt des Hofrathes Seidler öffnete bald nachher für M. ein Ordinariat in Halle; am 24. Novbr. 1824 dafür ernannt, siedelte er Ostern 1825 dahin über. Leider aber hatte die ihm eigenthümliche edle Sinnesweise, mit welcher er darauf bestanden, daß gleichzeitig auch der damals in Halle mit eben so vielem Beifall wie Erfolg thätige, hochbegabte Philologe Reisig zum Ordinarius befördert wurde, nicht die Folge, daß sich nun zwischen ihm und dem neuen Collegen ein sympathisches Verhältniß auszubilden vermocht hätte. — Der Universität Halle ist M. von nun an bis zum Ende seines Lebens treu geblieben. Seine akademische Thätigkeit war eine überaus vielseitige. Seinen Vorlesungen, welche mit Vorliebe den realen und historischen Theilen der Alterthumswissenschaft zugewandt waren, und bei klarer und übersichtlicher Gruppirung des reichen und gründlich gesichteten Materials von ihm andauernd verbessert und vervollständigt wurden, gingen zahlreiche litterarische Arbeiten zur Seite. Unter seinen Schriften sind außer den bereits genannten besonders zu betonen: die Ausgabe von Demosthenes Rede gegen Midias (Halle 1832), die Arbeiten „De gentilitate Attica“ (Halle 1835), „De Andocidis oratione contra Alcibiadem“ (Halle 1836), „De Crantoris Solensis libro deperdito“ (Halle 1840), „De proxenia sive de publico Graecorum hospitio“ (Halle 1843), „Fragmentum lexici rhetorici“ (Halle 1844), „Die Privatschiedsrichter und die öffentlichen Diäteten Athens“ (Halle 1846) und „De vita Lycurgi et de Lycurgi orationum reliquiis“ (Halle 1847). Außerdem war M. seit 1828 Mitredacteur der „Allgemeinen Litteraturzeitung“, und redigirte seit 1830, zuerst in Gemeinschaft mit Kämtz, seit 1842 allein, die dritte, seit 1852 auch die erste Section der Ersch und Gruber'schen „Allgemeinen Encyklopädie“, in welcher viele wichtige Aufsätze aus seiner Feder sich finden. Nach seinem Tode wurde von F. A. Eckstein und Haase eine Sammlung seiner akademischen Gelegenheitsschriften in zwei Bänden (Leipzig 1861—1863) herausgegeben. — M. hatte auch, zuerst noch unter Schütz (der 1832 starb), und seit etwa 1828 gemeinschaftlich mit Bernhardy, die Arbeiten des philologischen Seminars zu leiten, bis (21. Dec. 1846) durch ein neues Reglement dieses Institut in zwei Abtheilungen zu gleichen Rechten zerlegt und M. mit der Leitung einer derselben betraut wurde. Weiter aber ist auch die von Schütz bekleidete Professur der Eloquenz, die M. seit 1829 wiederholt in Stellvertretung wahrgenommen hatte, ihm 1832 bleibend übertragen worden. Ein Conflikt mit den vorgesetzten Behörden wurde Veranlassung, daß M. am 22. Novbr. 1844 seine Entlassung aus dieser speciellen Thätigkeit beantragte, die er durch den Minister Eichhorn am 16. April 1845 auch wirklich erhielt. Auf Grund einer Aufforderung des Unterrichtsministees Grafen von Schwerin (22. Mai 1848) hat M. die Vertretung der akademischen Eloquenz wieder übernommen und (seit dieser Zeit bis 1853 unter Anwendung der deutschen Sprache bei öffentlichen Festreden) andauernd weiter geführt. Während der Jahre 1848 und 1849 mit dem Prorectorat der Universität betraut, hat M. auch auf die politischen Verhältnisse der Stadt Halle einen erheblichen Einfluß ausgeübt. Persönlich eine liebenswürdige und offene, gerade Natur, feurig, leicht aufbrausend und dabei doch leicht zu versöhnen, in Haltung und Wesen edel und ritterlich, ein treuer Freund für Freunde und bei den Studirenden in hohem Grade beliebt, hing er auch mit warmer Liebe an seinem Vaterlande und nahm an dessen großen historischen Schicksalen den lebhaftesten Antheil. Seiner politischen Stellung nach gehörte er der Partei an, die heute als „altliberal“ in der Geschichte bezeichnet wird. In jenen Tagen, wo in Halle die überwiegende Bedeutung der Universität noch nicht wie in der Gegenwart, durch die

Interessen des Handels, der Industrie und der sog. Arbeiter in den Hintergrund gedrängt war und wo viele akademische Docenten auch als politische Stimmführer des weit überwiegenden Theiles der Bürgerschaft galten, hat auch M. in dieser Richtung längere Zeit einen sehr bedeutenden Einfluß ausgeübt. Ein hohes Alter sollte er aber nicht erreichen. Noch hatte ihn im J. 1854 die k. Societät der Wissenschaften in Göttingen zu ihrem Mitgliede ernannt; aber schon damals hatte ihn das asthmatische Leiden ergriffen, welches am 5. Decbr. 1855 seinem thätigen Leben das Ende bereitete. G. Hertzberg.

Meier: Sebastian M., geb. am 24. Februar 1594 in Lübeck, bekleidete, nachdem er in Lübeck, Rostock und Wittenberg Theologie, Medicin und alte Sprachen studirt hatte, verschiedene Schulämter in Stade, Güstrow und Lübeck, wo er als Rector am 12. Februar 1664 nach dreiunddreißigjähriger Amtsführung starb. Seine lateinischen und griechischen Gedichte, ferner seine lateinischen Reden sind ebenso wie seine grammatischen, lexikalischen und antiquarischen Monographien und Compendien heute vergessen.

Jöcher. Rotermund zu Jöcher. Eyssenhardt.

Meiern: Johann Gottfried v. M., am 1. Mai 1692 zu Baireuth geboren, war der zweite Sohn des markgräflichen Geheimen Kammerraths Johann Simon M., der 1715 nach dem Erwerb zweier zum fränkischen Ritterkreise gehöriger Güter von Kaiser Karl VI. in den Adelstand erhoben wurde. Auf dem fürstlichen Gymnasium seiner Vaterstadt vorbereitet, bezog M., fünfzehn Jahre alt, die Universität Halle und dann Leipzig. Nach vollendeten Studien beschäftigte er sich mehrere Jahre, um sich mit dem Reichsprocesse bekannt zu machen, bei dem reichsritterschaftlichen Directorialconsulenten Schober zu Nürnberg und führte in vielen Sachen unter dessen Aufsicht die Feder. In der Absicht, als Sachwalter beim Reichskammergerichte thätig zu werden, erwarb er in Gießen, nachdem er de conflictu statutorum eorumque in exteros valore disputirt hatte, 1715 die Doctorwürde. Bei dieser Gelegenheit hatte er sich aber dem Darmstädter Hofe so vortheilhaft bekannt gemacht, daß man ihm noch im nämlichen Jahre eine ordentliche Professur der Sittenlehre und bald darauf eine außerordentliche juristische Professur in Gießen übertrug. In dieser Stellung verblieb er jedoch nicht lange: als überzeugter Anhänger des Thomasius und Titius hielt er das Naturrecht sehr hoch und kam dadurch in mannigfache Streitigkeiten mit dem Kanzler Mollenbeck und dem Professor Grollmann. So entschloß er sich 1720 zur Rückkehr in die Heimath, wo ihn sein Landesherr erst zum Kammerconsulenten, dann zum Justizrath und Hofgerichtsassessor machte. Diese engen Verhältnisse mit einem größeren Schauplatz seiner Wirksamkeit vertauschen zu können, verdankte er seiner Feder. Der unterm 3. Sept. 1725 zu Hannover zwischen England, Preußen und Frankreich abgeschlossene Vertrag, mit dem man sich dem österreichisch-spanischen Bündniß entgegensetzte, hatte dem Franzosen Jean Dumont, dessen Name die völkerrechtliche Vertragssammlung des Corps universel vorzugsweise erhalten hat, Anlaß zu einer Analyse du traité de Hanovre gegeben, welche sich gegen die Vereinbarkeit eines solchen Tractats mit den Hannover obliegenden Vasallenpflichten richtet. Dem setzte M. „Remarques sur l'analyse du traité de Hanovre“ entgegen und übersandte sie dem Lord Townshend, dem geistigen Urheber des Vertrages von Hannover. König Georg I. ließ daraufhin dem Verfasser eine Anstellung im kurhannoverschen Staatsdienst antragen. So wurde M. Hof- und Kanzleirath in Hannover; 1729 erhielt er das Directorium des Archivs, dem er bis zu seinem Tode vorstand, und 1740 den Titel eines Geheimen Justizraths. In die Zeit seines hannoverschen Amtes fällt die Mehrzahl seiner Arbeiten. Unter allen werden die Acta pacis Westphalicae am längsten seinen Namen vor Vergessenheit bewahren. Die

Schätze des hannoverschen Archivs haben zu dem Werke nicht beigesteuert, wie denn auch der erste Anfang dazu schon in der Baireuther Dienstzeit gemacht war. Gelegentlich der Aufsetzung eines Bedenkens für den brandenburg-culmbachischen Comitialgesandten: wie weit ein katholischer Landesherr die jurisdictio ecclesiastica über die Augsburgischen Confessions-Verwandten seines Landes zu exerciren befugt sei? (1726 gedruckt) hatte er sich die Erlaubniß erwirkt, die westphälischen Friedensacta des fürstlichen Archivs einzusehen. Damit hatte sich dann anderes verbunden: die Durchsicht der im schwarzburg-rudolstädtischen Archiv aufbewahrten Originalacten des Dr. Heher, weimarschen Gesandten beim Friedenscongreß, der Relationen des mecklenburgischen Gesandten Dr. Abraham Kayser, die sich dazumal „in einer ansehnlichen Stadt des niedersächsischen Kreises“ befanden, der Berichte des braunschweig-lüneburgischen Vicekanzlers Jacob Lampadius (Bd. XVII S. 574), die ihm durch einen seiner Descendenten, der mit M. selbst verwandt war, zugänglich wurden. Außer diesen Relationen, zu denen noch manche werthvolle Einzelmittheilung aus Schweden, aus Venedig hinzukam, standen ihm die von beeidigten Protocollführern niedergeschriebenen Sessionsprotocolle, die nach jedesmaliger Collationirung gleichstimmig ausgefertigt wurden, zur Verfügung. Aus diesem Stoff hat er sein in 50 Bücher zerlegtes Werk aufgebaut, den Gegenstand in einer chronologisch-sachlichen Ordnung vortragend. Seine historische Erzählung, zur Verbindung der mitgetheilten Documente bestimmt, bedient sich möglichst der eigenen Worte der Relationen; er entschuldigt deshalb die Schreibart, die nicht so rein und pur, wie in den jetzigen Zeiten nicht nur unter denen Gelehrten, sondern auch an Höfen und Cantzleyen, vor allem in Wien, der höchsten Schule der Welt, üblich sei. In sechs starken Folianten, die auch typographisch von dem hannoverschen Verleger Gercken übrigens unter erheblicher finanzieller Beihülfe des Autors vortrefflich ausgestattet waren, erschien das Werk 1734—36. Sofort schlossen sich ihm noch zwei Bände „Acta pacis executionis publica oder Nürnbergische Friedens-Executionshandlungen“ (1736, 1737) und zwei Bände „Acta comitialia Ratisbonensia publica“ (1738—40) zur Geschichte des Reichstages der Jahre 1653 und 1654 an. Auf die beiden ersten Werke bezieht sich der 1740 erschienene Registerband, von dem hannoverschen Archivsecretär Joh. Ludolf Walther verfertigt, der aus Meiern's Feder Biographien der westfälischen Friedensgesandten enthält und die von ihm veranstaltete Ausgabe der Instrumenta pacis wiederholt. Da Graf Stadion seine Zusage, M. das Original des Friedensvertrages aus dem Reichsarchiv zugänglich zu machen, unerfüllt gelassen hatte, so waren die Acta pacis Westph. nicht in der Lage gewesen, das abschließende Document mitzutheilen. 1738 holte das M. nach; ein schlanker, in Göttingen sehr sorgfältig gedruckter und G. A. v. Münchhausen gewidmeter, Folioband: „Instrumenta pacis Caesareo-Suecicum et Caesareo-Gallicum“ brachte die Osnabrücker Vertragsurkunde nach einer auf Grund des Stockholmer Originals hergestellten authentischen Abschrift, die von Münster nach einem 1648 unter Mainzer Privileg erschienenen Drucke. Demselben historischen Gebiete gehört die „Relatio historica de pacificatione Osnabrugo-Monasteriensi“ (1737) an, eine von M. besorgte Wiederveröffentlichung der Arcana pacis Westph. des Adamus Adami (Bd. I S. 46). Die Reichspublicisten des vorigen Jahrhunderts sind Meiern's Hauptwerke gegenüber nicht ganz ohne Bedenken. Ein haushälterischer Mann wie J. J. Moser tadelt seine Kostbarkeit; er und andere nennen es nicht hinreichend vollständig, wobei sie übersehen, daß M. sich planmäßig auf die Mittheilung von ungedrucktem Material beschränkt. Aber bei alledem erkennen sie doch an, daß M. in seinem Buche dem deutschen Staatsrecht eine eigenartige, neue und stets ergiebige Quelle eröffnet hat. Auch für die Gegenwart ist es

das wichtigste Quellenwerk über den westfälischen Frieden geblieben, und sie steht nicht an, den Spruch, der über dem Bildniß des Autors zu Eingang der Acta stehet: ne inutilis vixisse videar zu unterschreiben. — Die übrigen Arbeiten bewegen sich in dem Gebiete der Deductionen: „Acta Hildesiensia“ (1730, 1731), den Streit zwischen Dompropstei und Neustadt Hildesheim betreffend; „Gründliche Nachricht von der Vogtei Möllen“ (1740); „Gedanken von der Rechtmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland“ (1732). Die letztere Schrift, die bekannteste dieser Gattung, knüpft an einen Rechtsstreit des Schatzraths Baron v. Knigge als Rechtsnachfolgers seines Schwiegervaters, des Geh. Kriegsraths Joh. Hattorf, gegen Sachsen-Eisenach an, weil bei Rückerstattung eines Darlehns von 25 000 Thlr. der sechste Zinsthaler (das sechste Procent), obschon ausbedungen und wirklich bezahlt, abgezogen worden war. In dieser Sache hatte M. die Feder geführt und ein Conclusum des Reichshofraths d. d. 5. Mai 1732 erlangt, worin das Versprechen derer Sechs pro centum vor ein im heil. röm. Reich zugelassenes Pactum declarirt wurde. Die Deduction setzte sich die Aufgabe, die historischen und rechtlichen Grundlagen jenes Urtheils darzulegen, theilte reiche Urkundenauszüge namentlich aus Stadtbüchern von Mölln mit, um das mittelalterliche Zinsennehmen zu beleuchten, brachte aber doch nur so viel zu Wege, daß der sechste Zinsthaler nicht als strafbarer Wucher betrachtet wurde, aber nach wie vor unerlaubt blieb, demnach nicht eingeklagt und, wenn gezahlt, zurückgefordert werden konnte. M. ist ein Glied in der Kette gelehrter Geschäftsmänner, die zu der Physiognomie Kurhannovers im 18. Jahrhundert gehören und der Regierung den Ruf eintrugen, daß sie sich auf das jus publicum verstehe. Nach Meiern's Rathe hätte Münchhausen bei Begründung der Universität Göttingen der Jurisprudenz und dem jus publicum alle und der Theologie nur geringe Beachtung zuwenden dürfen.

Zedler, Univ.-Lexikon s. h. v. Rousset, Recueil historique d'actes t. II (1728) enthält S. 310 ff. Dumont's und Meiern's Schrift; in der letztern sind S. 338—343 nach einer Bemerkung bei Zedler Pariser Zusatz. Kurd v. Schlözer, Die Familie von Meyern, Berlin 1855. Pütter, Litt. des teutschen Staatsrechts Bd. I S. 433; Geist des westphäl. Friedens S. 79. Moser, Von Teutschland und dessen Staatsverf. überhaupt S. 389. Beseler, Deutsches Privatrecht § 109. Rößler, Die Gründung der Univ. Göttingen S. 20. Frensdorff.

Meierotto: Johann Heinrich Ludwig M., Schulmann (1742—1800). Er wurde in Stargard in Pommern am 22. August 1742 als der Sohn des Rectors der dortigen reformirten Lateinschule Joh. Heinr. M. geboren; sein Großvater väterlicherseits, Heinrich M., war Rector des Friedrich-Werder'schen Gymnasiums, dann Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin gewesen. M. ist unter sehr engen Verhältnissen aufgewachsen; auch durch Kränklichkeit war seine Jugendzeit vielfach getrübt. Den ersten Unterricht genoß er in der kleinen väterlichen Schule, wurde hier besonders im Lateinischen gut gefördert, erhielt aber auch nach anderen Richtungen vielfache Anregung, namentlich für Naturgeschichte und Mathematik. Im September 1760 wurde er als Alumnus und Mitglied des (reformirten) theologischen Seminars in das Joachimsthal'sche Gymnasium aufgenommen; es wurde bemerkt, daß der Rector Heinius in Anerkennung des günstigen Ausfalles der Prüfung ihn sogleich in die erste lateinische Classe setzte. Nach anderthalbjährigem Besuche verließ M. zu Ostern 1762 das Joachimsthal; in seiner Abschiedsrede sprach er „de commodis humanae societatis“. Anscheinend wegen seiner durch übertriebenes Arbeiten geschwächten Gesundheit bezog er erst im August 1762 die Universität zu Frankfurt a. d. Oder in der Absicht, Theologie zu studiren. Von seinen dortigen Lehrern werden Töllner, E. A. Schulze, Stosch, vornehmlich aber der ehrwürdige

Dr. Causse als die genannt, welchen er am meisten Förderung verdankte. Schon im zweiten Jahre seiner Universitätszeit wurde er zum Unterbibliothekar der Universitätsbibliothek ernannt, eine auch in finanzieller Beziehung für ihn sehr günstige Wendung, zumal sein Vater um diese Zeit starb. Seine Absicht war damals, sich für eine theologische Professur vorzubereiten; ein überaus vortheilhaftes Anerbieten jedoch, welches ihm der Berliner Banquier Schickler machte, veranlaßte ihn 1765 zunächst auf seinen Plan zu verzichten und in das Schickler'sche Haus als Erzieher der Söhne einzutreten. In dieser glücklichen und nach den verschiedensten Seiten bildenden Stellung blieb er über fünf Jahre, mit philologischen und theologischen Studien eifrig beschäftigt, durch den anregenden Verkehr mit Sulzer, Merian und anderen bedeutenden Männern gefördert. Mehr und mehr trat der Wunsch, sich ganz dem Lehrfache zu widmen, in den Vordergrund: zwar predigte er öfter, aber man machte doch die Bemerkung, daß er „mehr für die gebildeteren Stände, als für ein gemischtes Auditorium“ zu sprechen verstehe. So begrüßte er es denn mit großer Freude, als er durch Sulzer's Vermittlung auf Ostern 1771 zum Professor der Beredtsamkeit am Joachimsthal'schen Gymnasium berufen wurde; am 29. Mai trat er das neue Amt mit einer feierlichen Rede „De eloquentiae studio publice nec unquam locuturis profuturo“ an. — Das Joachimsthal'sche Gymnasium befand sich damals in dem Zustande fast völliger Anarchie. Sulzer hatte in seiner Eigenschaft als Visitator der Anstalt die Wiederbesetzung der durch den Weggang des Rector Stosch 1771 erledigten Rectorstelle zu verhindern gewußt und die Leitung der Anstalt der Gesammtheit der fünf Professoren, dem „Concilium Professorum“ übertragen; allwöchentlich führten zwei gemeinschaftlich die Direction, alle einigermaßen wichtigen Dinge sollten — meist unter Sulzer's Vorsitz — in den oft sehr stürmischen Sitzungen des Conciliums erledigt werden. Die Folgen blieben nicht aus; vornehmlich trat der Verfall der Schulzucht in einer Weise zu Tage, daß eine Aenderung erforderlich war. Als Sulzer im J. 1773 sein Amt als Visitator niederlegte, ernannte der König den damaligen Director der philologischen Klasse der Akademie der Wissenschaften, Joh. Bernhard Merian, zum Visitator, der die Wiederbesetzung der Rectorstelle sogleich in die Hand nahm und durch die energische Unterstützung des Ministers v. Zedlitz auch durchsetzte. Merian's Wahl fiel auf M., obwol dieser der jüngste der fünf Professoren war. Er hatte als solcher die Protokolle des Conciliums zu führen gehabt; es war nicht unbemerkt geblieben, welchen maßgebenden Einfluß auf die Beschlüsse des Concils er hierbei gewonnen hatte; die Kassenverwaltung hatte er in Ordnung gebracht — auch die Begründung der Wittwenkasse verdankt das Joachimsthal ihm —, besonders aber sich als Lehrer und Erzieher eine ganz hervorragende Stellung geschaffen. In den Wochen, in denen er die Leitung der Anstalt hatte, herrschte weit strengere Zucht als in der übrigen Zeit; die Alumnen empfanden auch, daß er ein „geschickterer Examinator“ sei als seine Collegen. Trotz der zu erwartenden Schwierigkeiten, namentlich seitens der älteren Professoren, die zum Theil noch seine Lehrer gewesen waren, nahm M. die von Zedlitz persönlich ihm angetragene Stelle an; am 25. April 1775 wurde er von Merian in feierlicher Versammlung eingeführt, am 28. hielt er seine Antrittsrede über das Thema: Schola, quae seculi genio obsequitur, splendidissima, quae illum emendat, optima est. Die Aufgaben, welche die neue Stellung bot, griff M. mit der ganzen Energie seines Wesens an; die Disciplin unter den Alumnen herzustellen war das erste Erforderniß. Mit den kräftigsten Maßregeln schritt er gegen die völlige Zuchtlosigkeit ein, die schlimmsten Elemente wurden ausgeschieden, die Besserung aber vornehmlich durch Einführung positiver Maßregeln (Einrichtung eines wissenschaftlichen Vereins, einer Conversationsstube, eines Schulgartens, Hebung des

Ehrgefühls der älteren Alumnen durch würdigere Behandlung, Einführung der Anrede „Sie" statt „Er" ꝛc.) angestrebt und in kurzer Zeit glücklich durchgeführt. Nicht minder schwierig war die nothwendig gewordene Umgestaltung des Lehrwesens: an die Stelle des Klassensystems setzte M. das reine Fachsystem, führte naturwissenschaftlichen Unterricht ein, beseitigte dagegen Naturrecht, Moralphilosophie, Metaphysik und Statistik, veranlaßte die Gründung eines Naturaliencabinets, die wesentliche Vermehrung der Bibliothek u. a. m.; auch die Einführung von Maturitätsprüfungen ist zuerst von ihm angeregt worden. Die Erfolge seiner Leitung traten bald so hervor, daß der König selbst davon Kenntniß bekam; als durch die berühmte Cabinetsordre vom 5. September 1779 die maßgebenden Gesichtspunkte für die künftige Gestaltung des höheren Schulwesens aufgestellt waren, hat M. im Auftrage des Ministers v. Zedlitz die Lehrordnung für das Joachimsthal'sche Gymnasium aufgestellt, welche als Vorbild für die anderen preußischen Gymnasien zu dienen bestimmt war. Der König nahm an der Entwicklung des Gymnasiums den lebhaftesten Antheil; zwar kam es nicht zu der von ihm in Aussicht gestellten Prüfung der Schüler, er berief aber wiederholt M. zu sich zum Vortrage und ging bei solchen Gelegenheiten in das genaueste Detail ein; so namentlich in einer Audienz vom 22. Januar 1783, über welche ein ausführlicher — von M. allerdings für nicht genau erklärter — Bericht veröffentlicht wurde (in Winkopp, Bibliothek für Denker und Männer von Geschmack I, St. 2). Wiederholten Versuchen auswärtiger Schulverwaltungen, M. für andere, einträglichere, geistliche oder Schulämter zu gewinnen, gegenüber hatte M. sich immer ablehnend verhalten, nur ein Anerbieten aus Gotha nicht ohne Weiteres von der Hand gewiesen; das unmittelbare Eingreifen des Königs gab schließlich die Entscheidung für Meierotto's Bleiben in Berlin. 1786 wurde M. zum Kirchenrath im reformirten Kirchendirectorium ernannt, in demselben Jahre zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, 1788 in das neu errichtete Oberschulcollegium berufen, 1790 auch in die Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften aufgenommen. Die sehr ausgedehnte Arbeitsaufgabe, welche diese verschiedenen Aemter ihm stellten, bewältigte er mit der ganzen Energie seines Wesens, verhehlte sich aber nicht, daß auf die Dauer wenigstens der laufende kleine Verwaltungsdienst im Joachimsthal ihm werde abgenommen werden müssen, zumal die durch seine Stellung als Oberschulrath — er hatte das Schulwesen von Pommern und Preußen speciell zu bearbeiten — bedingten langwierigen Dienstreisen ihn wiederholt von Berlin entfernten. Ehe diese von ihm verlangte Erleichterung durchgeführt werden konnte, starb er in Berlin an den Folgen der Strapazen einer Reise nach Südpreußen am 24. September 1800. Im Jahre darauf wurde seine Büste — von Schadow — im großen Hörsaale des Joachimsthal'schen Gymnasiums aufgestellt. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten verdienen genannt zu werden: „Sitten- und Lebensart der Römer"; „Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta"; verschiedene Abhandlungen über Livius und Tacitus und vornehmlich das „seinen preußischen Landsleuten am Strande der Ostsee" gewidmete „Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner". Im Allgemeinen tritt aber seine Bedeutung als Gelehrter wesentlich hinter seinen praktischen Verdiensten zurück; er war ein ausgezeichneter Lehrer, Director und Verwalter und gerade als solcher hat er sich einen unvergänglichen Namen gesichert.

Brunn, Versuch einer Lebensbeschreibung J. H. L. Meierotto's. Berlin 1801. Zum Andenken an M., Progr. des Joachimsthal'schen Gymn. 1801. Rethwisch, Der Staatsminister Frhr. v. Zedlitz. 1881. Symbolae Joachimicae, p. 217—235. 1880. Kießling's Artikel über M. in Schmid's Encyklopädie IV, S. 905 ff.

R. Hoche.

Meil: Johann Heinrich M., Kupferstecher, Medailleur und Maler, geb. am 29. August 1729 in Gotha, Sohn des Hofbildhauers Johann Christoph M. in Altenburg und älterer Bruder von Johann Wilhelm M. In frühen Jahren seines Vaters beraubt brachte ihn der Stiefvater Johann Jeremias Martini nach Baireuth, wo er aus eigenem Antriebe nach Stichen und Gypsabgüssen zeichnete und modellirte. Behufs seiner wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbildung begab er sich 1747 nach Leipzig, malte dort Miniatur- und Pastellporträts, gab Unterricht im Zeichnen und radirte eine namhafte Anzahl von Gemmen aus der Sammlung des Professors Christ daselbst. Im J. 1774 nach Berlin berufen, war er vornehmlich als Kupferstecher und Medailleur thätig. Erwähnenswerth sind zwei Medaillen auf die Ankunft des russischen Großfürsten zu Berlin und auf dessen Vermählung mit der Prinzessin von Württemberg im J. 1777. — In seinen Oelgemälden mit mythologischen und allegorischen Darstellungen das künstlerische Durchschnittsmaaß seiner Zeit nicht überragend, fand er den Schwerpunkt seines Talentes in der Radirung, die er annähernd im Sinne von Chodowiecki's Kunst mit Erfolg handhabte. Sein umfangreiches Werk enthält Titelvignetten und Almanachkupfer, 112 Blätter zu Gellert's Fabeln, Copien nach Chodowiecki zu Lafontaine's Fabeln, Blätter zu Bürger's Gedichten und zum Seiler'schen Bibelwerk, Satiren auf die französische Revolution, Geschichtsscenen, Völkertrachten &c. Seit 1798 Senatsmitglied der Akademie der Künste wurde M. zuletzt Rector der Anstalt und starb als solcher zu Berlin im J. 1803.

Vgl. Miscellaneen artistischen Inhalts, herausgegeben von Joh. Georg Meusel, 2. Heft, Erfurt 1779, S. 1—10. — Nagler's Künstlerlexikon.

v. Donop.

Meil: Johann Wilhelm M., Maler und Kupferstecher, der jüngere Bruder von Johann Heinrich M., geb. den 23. October 1733 zu Altenburg. In Leipzig wissenschaftlich vorgebildet, verfolgte er seit 1752 in Berlin die künstlerische Laufbahn. Sein flüssiges Erfindungstalent verwerthete er zunächst als geschmackvoller Radirer für kunstindustrielle Vorlagen und im Dienste buchhändlerischer Zwecke. Er producirte mehr als ein halbes Tausend Blätter. Die Vignetten und Bücherverzierungen, kleine Friese, Köpfe und Figuren, Gemmennachbildungen, Münzen- und Medaillenstiche sind mit größter Zierlichkeit und ähnlich wie die seines Bruders im Anschluß an Chodowiecki's Weise ausgeführt. Von Illustrationen zur zeitgenössischen Litteratur sind die physiognomischen Bilder zu Engel's Mimik und die Kupfer zur Ausgabe des Lebens und der Meinungen des Sebaldus Nothanker hervorzuheben. Er radirte ferner humoristische Compositionen, Genrebilder und biblische Scenen, eine Folge von 10 Blättern zur Geschichte Josephs, 52 Blätter zu einem speculum naturae et artium, Landschaften und Porträts der berühmtesten Gelehrten und Künstler. Mehr als 30 Zeichnungen von M. schnitt J. F. Unger in Holz. M. entwarf auch Costümbilder für das Berliner Theater. Von nebensächlicher Bedeutung sind seine Oelgemälde mit historischen und allegorischen Darstellungen, seine Genrebilder und Bildnisse. Im J. 1791 zum Rector der Akademie erwählt, wurde er 1798 Vicedirector und starb nach einem arbeitsamen Leben zu Berlin am 2. Februar 1805.

v. Donop.

Meiland: Jacob M., ein begabter und sehr beliebter Componist des 16. Jahrhunderts, den die Zeitgenossen mit Vorliebe Orlandus Lassus an die Seite stellten. Er war um 1542 zu Senftenberg in der Oberlausitz geboren, kam als Knabe in die kurfürstliche Cantorei in Dresden und erhielt dort eine wissenschaftliche und musikalische Erziehung. Machte dann eine Reise durch Flandern, wie er in seinem ersten Druckwerke von 1564 selbst in der Dedication an den Markgrafen Georg Friedrich zu Brandenburg (Linie Anspach) erzählt,

bei dem er in Diensten stand, besuchte die dortigen Künstler, hörte sie und lernte von ihnen. Fétis macht daraus in seiner Biographie universelle eine Reise nach Italien, ob mit Recht muß dahingestellt bleiben, da er keine Quelle angibt. Am 22. September 1574 löste der Markgraf von Anspach seine Kapelle auf und M. lebte abwechselnd in Celle und Frankfurt a. M., hart von Krankheit geplagt (Kade, Le Maistre, p. 109). Trotzdem muß er gerade in den nun folgenden wenigen Jahren, die ihm noch gegönnt waren, sehr fleißig gewesen sein, denn 1575 erscheinen zwei Sammlungen deutsche und lateinische Gesänge und 1576 die „Cantiones aliquot novae 5 voc.“ Schon im folgenden Jahre, 1577, beschließt er sein Leben, erst 35 Jahre alt, in Celle, wie uns der Herausgeber der nachgelassenen Gesänge Meiland's, die im J. 1590 erschienen, in der Vorrede mittheilt. Die Muthmaßung v. Winterfeld's, daß er sich in Diensten des Landgrafen von Hessen befunden habe, läßt sich bis heute in keiner Weise bestätigen. Gewiß hat er sich an den Bestrebungen desselben, den evangelischen Kirchengesang zu heben, lebhaft betheiligt und mitgearbeitet an dem großen Werke, doch daß er sich an seinem Hofe selbst befand, ist nirgends zu ersehen, wird auch von Schelius, dem Herausgeber der nachgelassenen Werke, mit keinem Worte erwähnt. Seine Compositionen erfahren heute nicht das unbedingte Lob, was ihm einst Paul Melissus nachsang: „wäre Orlandus Lassus hingeschieden zu den Chören der Engel, so würde man glauben müssen, dieser habe den Meiland, den ihm so gleichenden, als Erben seiner Kunst hinterlassen.“ Am wenigsten verdienen es seine deutschen geistlichen und weltlichen Lieder, die weder in der Erfindung, noch im Wohlklange und in der contrapunktischen Arbeit unser Interesse erwecken. Seine Harmonieen sind oft hart und schroff und die wenig verdeckten falschen Fortschreitungen der Stimmen sind nicht geeignet, den Zuhörer für die Gesänge zu erwärmen. Bedeutender sind seine lateinischen Motetten, deren er eine große Anzahl geschrieben hat und die sind es auch, welche von den Zeitgenossen mit so großem Interesse aufgenommen wurden. Leider hat man sie heute noch gänzlich vernachlässigt, und man ist um so weniger geneigt sie durch einen Neudruck bekannt zu machen, da Kade und v. Winterfeld aus wenigen deutschen ihnen bekannt gewordenen Liedern den Stab über ihn gebrochen haben. Die wenigen anerkennenden Worte, die Ambros (III, 561) seinen Motetten widmet, sind, wie es scheint, bisher unbeachtet verhallt, und so wartet M. noch der Wiedererweckung.

Rob. Eitner.

Meilinger: Andreas Florian M., geb. am 29. November 1763 in Landshut, † in München am 30. November 1837, Sohn eines Gärtners, machte seine Gymnasialstudien in seiner Vaterstadt und trat 1783 in den Benedictinerorden ein, in welchem er zunächst das Noviciat in Roth am Inn durchlebte und dann (1784) in Benedictbeuern Profeß ablegte, wobei er den Klosternamen Florian annahm. Nachdem er 1787 die Priesterweihe empfangen und einige Zeit als Expositus in Walchensee gewirkt hatte, sandte ihn der Orden als Professor an das Gymnasium zu Freising (— es hatten nämlich nach Aufhebung des Jesuitenordens die Benedictiner fast sämmtliche Studienanstalten Baierns übernommen, ein Verhältniß, welches bis zur Säcularisation 1803 dauerte —), woselbst er 1794 die Professur der Philosophie am Lyceum zugewiesen erhielt. Zu gleicher Function wurde er 1796 nach Benedictbeuern zurückgerufen und sodann 1801 an die damalige Universität Salzburg geschickt; als aber Salzburg an Oesterreich fiel (1803), wurde er von der bairischen Regierung am Lyceum zu Passau angestellt, von wo er 1807 an das Münchener Lyceum berufen wurde, dessen Rectorat er 1823 erhielt. Bei Verlegung der Universität von Landshut nach München (1826) wurde ihm eine ordentliche Professur der Philosophie übertragen und zugleich ein Theil des Unterrichtes der königlichen Prinzen anvertraut;

1832 trat er als Mitglied in den obersten Schulrath ein. Seine Schriften „Grundriß der Logik und Metaphysik“ (1821, 3. Aufl. 1835) und „Grundriß der Moralphilosophie und des Naturrechts“ (1827) erheben sich nicht über das Niveau der in klerikalen Anstalten üblichen Schulphilosophie; außer diesen verfaßte er „Pädagogische Bemerkungen über die vaterländischen Gymnasien“ (1826) und eine Rectoratsrede „Ueber den Sinn und die Bedeutung der akademischen Gesetze“ (1828).

Th. Siber, Gedächtnißrede auf A. Fl. Meilinger (1837).

Prantl.

Meiller: Andreas von M., mütterlicherseits ein Großneffe des berühmten Numismatikers Eckhel, wurde zu Wien am 22. Novbr. 1812 geboren und starb am 30. Juni 1871. Von seinen äußeren Lebensumständen ist nur weniges zu sagen. Nach dem Abschlusse seiner Universitätsstudien wollte er, dem Wunsche seines Vaters gemäß, die Laufbahn eines Rechtsanwaltes einschlagen, verließ aber bald den schon betretenen Weg, um sich einem seiner Neigung besser zusagenden Berufe zu widmen. Durch Vermittlung des Freiherrn Clemens von Hügel, in dessen Haus M. Zutritt fand, trat er als Practicant in das k. k. geh. Haus-, Hof- und Staatsarchiv ein und bildete sich hier unter der Leitung und Förderung Gévay's und Chmel's für seinen Beruf, dem er bis an sein Lebensende treu blieb. Er bekleidete zuletzt unter dem Titel und Charakter eines k. k. Regierungsrathes die Stelle des ersten Haus-, Hof- und Staatsarchivars. Neben seiner amtlichen entfaltete er als Geschichtsforscher eine unermüdliche Thätigkeit, indem er die Ausführung eines wesentlichen Theiles jener Arbeiten übernahm, welche Chmel in dem Aufsatze: „Was thut der österreichischen Geschichte noth?“ als Programm aufgestellt hatte. Am meisten bekannt in weiteren Kreisen wurde M. durch die beiden Hauptwerke seines Lebens: „Regesten zur Geschichte der Markgrafen und Herzoge Oesterreichs aus dem Hause Babenberg“, Wien 1850, und die „Regesta archiepiscoporum Salisburgensium“, Viennae 1866, welchen namentlich auch die beigefügten kritischen Excurse noch heute einen nicht geringen Werth verleihen, sowie sie ihrer Zeit die Erforschung der österreichischen Geschichte wesentlich gefördert haben. Daneben veröffentlichte M. theils in den Publicationen der Wiener Akademie, deren wirkliches Mitglied er seit 1851 war, theils an anderen Orten eine Reihe werthvoller historisch-topographischer, rechtshistorischer und genealogischer Studien. Man findet die Schriften Meiller's, sowie auch dessen ungedruckten litterarischen Nachlaß vollständig verzeichnet in dem warm empfundenen Nachrufe von J. Zahn in den Blättern des Vereins f. Landesk. von Nieder-Oesterreich, VI. Jahrg. Vgl. auch den Almanach der kaiserl. Akad. d. Wissenschaften 1872.

v. Zeißberg.

Meilof: Johannes M., Rechtsgelehrter und Theologe des Mittelalters, war aus Greifswald gebürtig und widmete sich, seit Gründung der dortigen Universität am 17. Octbr. 1456, ebendaselbst den philosophischen und juristischen Studien. Nachdem er (1457—59) die Grade eines Baccalars und Magisters in der Artistenfacultät erworben hatte, wurde er bald darauf als Mitglied derselben aufgenommen und wirkte (1464—68) als Examinator bei den Promotionen, sowie (1469) als Decan. Um dieselbe Zeit oder schon früher vereinigte er mit dieser Thätigkeit, unter der Leitung der Professoren Georg Walter und Joh. Parleberg, die Erforschung des Römischen und Canonischen Rechts, und beendete u. A. (1469) eine Abschrift des Textes der Institutionen mit Interlinear- und Randglossen, eine Beschäftigung, welche er auch noch in den folgenden Jahren fortsetzte, als er sich der praktischen Rechtspflege annahm. Sei es, daß er durch persönliche Verbindungen dazu gelangte, oder daß der Ruf, welchen der glück-

liche Ausgang des Stettiner Erbfolgestreites über die Greifswalder Juristenfacultät verbreitete, die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte: seit 1470 begab er sich, mit Unterbrechung seiner Greifswalder Lehrthätigkeit, nach Livland, wo er dem deutschen Orden und der livländischen Geistlichkeit als Rechtsanwalt diente, Anfangs (1471—74) als Rath der beiden Heermeister Johann Wolthusen und Bernhard von der Borch in Riga, dann (1475—76) auf Schloß Kokenhusen als Kanzler oder Official des Erzbischofs von Riga, Silvester Stotwascher, welcher in heftigem Kampfe mit dem Orden über die Herrschaft von Riga stritt. Wie hoch seine Verdienste in diesen Processen geschätzt wurden, läßt sich daraus erkennen, daß ihn der Bischof Johann von Oesel zum Domherrn des dortigen Capitels ernannte. Das letztere wies ihn jedoch, wahrscheinlich als Ausländer zurück, und auch seine gegen dies Verfahren bei der römischen Curie eingelegte Appellation blieb zuerst ohne Erfolg. Dies Mißlingen, sowie die im J. 1476 geplanten Vergleichsvorschläge zwischen Bischof und Orden mochten der Grund sein, daß M. im Sommer 1476 wieder nach Greifswald heimkehrte. Hier trat er Anfangs wieder in die Artistenfacultät und bekleidete (1477—78) aufs Neue das Decanat, dann aber ging er zu den Juristen über, wurde (1478) Baccalar in beiden Rechten und erhielt, nachdem er vorübergehend Römisches Recht vorgetragen hatte, die Professur für das sechste Buch der Decretalen und die Clementinen, führte auch in den Jahren 1480 und 1482 das Rectorat. Zugleich setzte er seine Thätigkeit als Rechtsanwalt nicht nur in Angelegenheiten pommerscher Parteien, sondern auch für Livland fort, unter Anderem für den neuen Heermeister Johann Freitag v. Loringhof und den Bischof Simon von Reval. Ueber diese beiden Gebiete seiner Wirksamkeit, in welcher sich Theorie und Praxis gegenseitig berühren und ergänzen, liegen uns als Originalquellen 12 starke Bände handschriftlicher Aufzeichnungen von M. vor, welche Texte, Commentare und Uebersichten des Römischen und Canonischen Rechtes, sowie ca. 300 Urkunden in Originalen und in Copien enthalten, welche in der Weise angeordnet sind, daß die letzteren zur Erläuterung der betr. Rechtsverhältnisse dienen. Sein gelehrter Ruf sowie seine fortgesetzten Bemühungen für die livländische Geistlichkeit hatten denn auch schließlich zur Folge, daß ihm, neben dem seit 1480 bekleideten Canonicat bei der Nikolaikirche in Greifswald, auch die früher verweigerte Domherrnwürde in Oesel 1482 verliehen wurde. Nach seines Lehrers, des Präpositus Joh. Parleberg Tode (1483) erhielt er auch dessen Stelle als Ordinarius der Juristenfacultät und führte als solcher auch die Universitätsannalen. Um dieselbe Zeit wurde er jedoch in den Streit der Artistenfacultät verwickelt, in welchem auf der einen Seite die Philosophen Melberch, Petri und Ugla, auf der anderen ihre Collegen Sartoris, Vust und Stephani, sowie der Jurist W. Hovener und der Bürgermeister Nikolaus Smiterlow I. (s. d. Art.) standen, und welcher schließlich zu Gunsten der letzteren Partei durch Herzog Bogislaw X. entschieden wurde. Da M. der anderen Richtung zuneigte, so mochte dies ein Grund für ihn sein, dem Universitätsleben zu entsagen und in den geistlichen Stand zu treten. Nachdem er (1484) ein Subdiaconat erhalten und in Neuenkirchen sowie in der Nikolaikirche zu Greifswald gepredigt hatte, wurde er (1485) von dem Camminer Suffraganbischof Livinus zum Priester geweiht und trat auch dem Dominicanerorden in Greifswald bei, in welcher Stellung er jedoch seine litterarische Thätigkeit im Gebiete des Canonischen Rechts fortsetzte und auch noch mit Petrus und Vincentius v. Ravenna (1498—1504) in Verbindung stand. Seine Manuscripte und Bücher gelangten nach seinem Tode an das schwarze Kloster und aus diesem nach der Reformation in die Bibliothek der Gr. Nikolaikirche.

Kosegarten, Gesch. der Univ. Gr. I. 90, 147; II. 198. Pyl, Rubenowbibliothek, die Handschr. u. Urk. der Jur. u. Art. in Gr. Balt. Stud. XX.

2, S. 170 ff.; XXI. 1, S. 1—46. Winkelmann, Joh. Meilof, zur Gesch. d. Röm. Rechts in Livland, Schriften der gel. Estnischen Ges. in Dorpat, 1869, Nr. 7. Pyl, Pomm. Genealogien II, 273—296. Pyl.

Meinders: Franz v. M., brandenburgischer Staatsmann, geb. 1630, † 1695. Ueber sein Herkommen und seine Jugend ist wenig bekannt. Er stammte aus der Grafschaft Ravensberg, studirte Jurisprudenz und wurde Licentiat der Rechte. Im J. 1655 begegnet er uns zuerst als Secretär des Grafen Georg Friedrich von Waldeck, der damals der einflußreichste Minister des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg war. Durch ihn wurde er, wie es scheint, in die politische Laufbahn eingeführt und blieb auch nach Waldeck's Abgang in brandenburgischen Diensten. Er wurde Geheimsecretär des Kurfürsten und machte weiterhin in richterlichen und Verwaltungsämtern, sowie in häufiger Verwendung zu diplomatischen Sendungen die übliche Aemterstaffel durch bis zu seiner Ernennung zum Geheimen Rath (1672). Von hier an erscheint er als einer der angesehensten und einflußreichsten Räthe des brandenburgischen Cabinets, besonders auch in den Fragen der auswärtigen Politik. Zahlreiche Gesandtschaftsreisen wurden ihm anvertraut, nach Wien, nach Paris, nach Holland u. a.; bei den wichtigsten Staatsverträgen der Zeit ist er als Unterhändler thätig gewesen, wie bei dem jülich-clevischen Erbvergleich von 1666 und bei der holländischen Alliance von 1672; den Frieden von Vossem (1673) hat er als alleiniger Bevollmächtigter des Kurfürsten negocirt, ebenso und unter besonders schwierigen Verhältnissen den Frieden von St. Germain und die darauf folgende Alliance mit Frankreich (1679). In den letzten Jahren des großen Kurfürsten, besonders seit dem Tode Schwerins (1679), gilt M., der inzwischen von dem Kurfürsten geadelt worden war und 1682 auch den Reichsadel von Kaiser Leopold erhielt, neben Paul v. Fuchs (Bd. VIII, 170) als der eigentliche leitende Staatsminister in Brandenburg. Auch unter dem Nachfolger, Friedrich III., und neben dem nun bald allmächtigen Eberhard v. Danckelmann wußte er seine Stellung zu behaupten; die letzte bedeutendere Staatsaction, bei der uns seine Hand begegnet, ist der Ausgleich der berufenen Differenz mit dem kaiserlichen Hofe über die Wiederabtretung des Schwiebuser Kreises (1694); bald nachher ist er gestorben. Ein zeitgenössisches Urtheil hebt rühmend hervor, daß M. zu den Männern gehörte, die alles nur sich selbst verdanken und daß er, von den bescheidensten Anfängen ausgehend, nur durch die eigene Tüchtigkeit alle Erfolge seines Lebens errang.

Eingehendes Detail über M.'s politische Thätigkeit findet sich in Pufendorf's Geschichte des Großen Kurfürsten, sowie in den betr. Bänden der „Urkunden und Actenstücke z. Gesch. d. Kurf. Friedrich Wilhelm v. Br.“; Einzelnes in den Darstellungen von Ranke und Droysen; außerdem vgl. Isaacsohn, Gesch. d. preuß. Beamtenthums II. (1878); v. Salpius, Paul v. Fuchs (1877). Erdmannsdörffer.

Meineke: August M. stammte von Vorfahren ab, welche seit Jahrhunderten meistens evangelische Geistliche oder Lehrer gewesen waren. Als er am 8. December 1790 geboren wurde, war sein Vater Rector des Gymnasiums zu Soest. Bis zu seinem zehnten Jahre in einer Elementarschule dieser Stadt vorbereitet, folgte M. seinem Vater, als dieser im J. 1800 als Rector nach Osterode am Harz versetzt war, und wurde dort durch sein aufgewecktes Wesen bald der Liebling von Mitschülern und Aelteren. Um den Sohn seiner sichtbaren großen Anlagen wegen möglichst zu fördern, brachte der Vater ihn im J. 1805 nach Schulpforta, auf welcher Anstalt, die er allen anderen Schulen weit vorzog, er selbst einst sieben Jahre lang Schüler gewesen war; die Aufnahmeprüfung in Schulpforta war das einzige Examen, das M. in seinem Leben zu bestehen gehabt hat. Vater und Sohn blieben bis zum Tode des ersteren,

der schon 1801 als Rector in Eisenach starb, in regem Briefwechsel, der sich noch erhalten hat und uns den Vater als einen für das Wohl des Sohnes außerordentlich besorgten Mann von festem, streng sittlichen Charakter kennen lehrt. Immer von Neuem wird der Sohn in diesen Briefen aufgefordert, vor Allem sich eifrig mit den antiken Schriftstellern als der einzigen Grundlage aller höheren Bildung zu beschäftigen, und Schulpforta war durch seine eigenthümliche Organisation sowie durch die grade damals an der Anstalt wirkenden ausgezeichneten Lehrer wie keine andere Schule ein fruchtbarer Boden für solche echt philologische Richtung. In engerem Anschluß namentlich an die gewaltige Persönlichkeit des Rectors Ilgen machte M. die Klassen rasch durch und zeichnete sich überall vor seinen Mitschülern aus, obwol seine Gesundheit durchaus keine feste war; seine lateinischen und griechischen Dichtungen und Aufsätze aus der Schülerzeit hat er bis an seinen Tod aufbewahrt; sie zeigen eine Reife, ein Geschick, eine Belesenheit und sogar einen kritischen Blick in erstaunlichem Maße. Auch seine Lehrgabe konnte sich, als er in Prima war, in Folge der besonderen in Pforta herrschenden Einrichtungen schon erheblich entwickeln. Seine Valedictionsarbeit, welche in sieben Kapiteln „Observationes criticae in Graecos aliquot scriptores“ enthält, wurde im Frühling 1810 eingereicht, ein eigentliches Abgangsexamen aber konnte er nicht machen, da er durch Krankheit, die namentlich mit Blutauswurf verbunden war, gezwungen wurde, zu seiner Kräftigung sich bei seiner Großmutter in Auerstädt aufzuhalten. In Bezug auf die Wahl seines Studiums und der Universität konnte er keinen Augenblick schwanken. Begabung und Erziehung wies ihn auf die Philologie, die sächsische Landesschule auf die Landesuniversität und der Rector Ilgen auf seinen Freund und einstigen Schüler Hermann. Im Anschlusse an diesen großen Meister, in innigstem Verkehre mit ihm und als besonders hervorragendes Mitglied von Hermanns griechischer Gesellschaft hat M. drei Semester in Leipzig zugebracht, mit strenger von Schulpforta her ihm eingepflanzter Eintheilung des Tages, abgewandt von dem geräuschvollen Treiben der großen Stadt und dem eigentlich studentischen Leben. Und hierzu war er durch seine Lage gezwungen; als vermögenslose Waise mußte er, soweit die Stipendien und die Unterstützungen von Verwandten nicht ausreichten, für eigenen Verdienst durch Privatstunden sorgen; auch gab er unter dem Pseudonym Fabricius einige Biographien des Plutarch heraus. Doch konnte ihn all dieses nicht vor finanzieller Bedrängniß schützen und so athmete er tief auf, als ihm im Sommer 1811 der Antrag wurde, als Professor der griechischen und römischen Litteratur an das Conradinum nach Jenkau bei Danzig zu gehen; auf Hermanns Rath nahm er die Stelle an; von einem Examen war bei ihm nicht die Rede, er trat die Stelle im noch nicht vollendeten 21. Lebensjahre an, sechs Jahre nachdem er in Schulpforta als Tertianer aufgenommen war. Am 25. November 1811 langte M. an seinem Bestimmungsorte an, der fern von allem Geräusch der Welt in reiner Berg- und Waldluft liegt und eine meilenweite Umsicht bis an das Meer darbietet. Die Anstalt, welche nur etwa 60 Schüler zählte und von zwei bedeutenden Männern, Kant's Schüler R. B. Jachmann und dem Gräcisten Franz Passow gemeinsam dirigirt wurde, verfolgte den Zweck, allen ihren Zöglingen ohne Rücksicht auf das gemeine Nützlichkeitsprincip eine gleichmäßige humanistische Bildung zu geben. Zugleich herrschte dort eine echt deutsche Gesinnung, ein Gefühl für die Knechtung des Vaterlandes und eine feste Hoffnung auf dessen baldige Erhebung. Hier wurde M., der bis dahin von der Lage Deutschlands kaum berührt worden war, von einem neuen Geiste angehaucht und schloß sich in dieser Gesinnung namentlich dem fast gleichaltrigen hochbegeisterten Passow eng an. Seine Lehrthätigkeit in Jenkau, die durch keine Reglements oder Verordnungen irgend welcher Art gehemmt war, ließ ihm Zeit genug

seinen Studien nachzugehen; damals erschienen neben kleineren Arbeiten auch seine „Curae criticae de comicorum fragmentis ab Athenaeo servatis“ als Vorläufer seines großen Lebenswerkes. Bald genug aber endete diese stille Zeit für ihn; die furchtbare Belagerung Danzigs erfolgte in unmittelbarer Nähe, ja das russische Hauptquartier befand sich in Jenkau selbst, die Mittel der auf den Ertrag einiger benachbarter Rittergüter angewiesenen Anstalt wurden erschöpft und die Schule mußte 1814 aufgelöst werden, um bald in ganz anderer Gestalt wieder zu erstehen. M. aber hatte inzwischen wiederum einen ehrenvollen Ruf erhalten und zwar an das Gymnasium zu Danzig. Hier galt es dem einst hochberühmten, damals aber ganz verkommenen akademischen Gymnasium neues Leben einzuflößen; bald aber brach sich die richtige Ansicht Bahn, daß dies nur durch die Verschmelzung jener Anstalt mit der lateinischen Schule zu St. Marien möglich sei; der treffliche Oberbürgermeister v. Weickhmann und der frühere Professor, damaliger Präses der Stadtschuldeputation Trendelenburg, waren für diesen Plan besonders thätig; M. aber wurde zum Director des neuen Gymnasiums ernannt, das er zum Reformationsjubiläum am 10. November 1817 als 26jähriger junger Mann mit einer lateinischen Rede über Melanchthon's Verdienste um die altclassische Litteratur einweihte, und zwar unter Theilnahme der ganzen Bevölkerung. Ihm war völlig freie Hand in der Organisation der Anstalt und in der Berufung der Lehrer gegeben und er verstand es, eine Anzahl ausgezeichneter junger Männer als seine Gehülfen an dem großen Werke heranzuziehen. Begeisterung für die Wissenschaft zu wecken war sein Hauptziel und dieses Ziel hat er in seinem hohen idealen Fluge zu erreichen gewußt in einem Maße, daß sein dortiges Wirken noch lange nach ihm fortgewirkt hat. Er selbst schreibt noch im J. 1857: „Was war das in Danzig vor 40 Jahren für ein Leben! wie ging's da mit Feuerschritten vorwärts, wie hat da der Beifall der Verständigen das Bewußtsein des Gelingens über alle Hindernisse siegreich emporgehoben!“ Mit seinen Lehrern in innigem freundschaftlichen Verkehre des Gebens und Empfangens, mit manchen ausgezeichneten Männern, an deren Spitze der Oberpräsident v. Schön stand, in engem Umgange, zündete sein Wesen und Wirken in weiten Kreisen ein heiliges Feuer an und sein Gymnasium erhob sich hoch über die Schwesteranstalten der Provinz; es ist unmöglich darauf hier näher einzugehen. In diese gesegnete Zeit fällt auch seine Vermählung mit Elisabeth Lodemann aus Ilten bei Hannover und damit die Begründung eines langjährigen Familienglücks. Aber weder das Amt noch die häuslichen Sorgen drängten seine Wissenschaft zurück; sein Hauptwerk aus der Danziger Periode (neben mehreren kleineren Schriften) ist die Sammlung der Fragmente des Menander und Philemon, die er Fr. Jacobs widmete. Dieser Abschnitt seines Lebens endete 1826 mit seiner Berufung als Director des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin; er nahm diesen Ruf hauptsächlich wegen der vom Mittelpunkt des deutschen Geisteslebens entlegenen Lage Danzigs an und schied unter den lebhaftesten Aeußerungen der Anerkennung von Seiten der Kreise des Gymnasiums, der Behörden und der Bevölkerung. Sein neuer Wirkungskreis war ein außerordentlich großer, namentlich durch das mit dem Gymnasium verbundene Alumnat von 120 Zöglingen; hier vor Allem hatte seine Thätigkeit kräftig einzusetzen und er führte bereits in den ersten Jahren eine völlig neue Organisation dieses Institutes durch, wobei ihm namentlich die in seinem geliebten Pforta und auch die in Jenkau gemachten Erfahrungen sehr zu Statten kamen. Aber auch im Uebrigen nahm die Anstalt mit ihrer großen Schülerfrequenz und mit den Schwierigkeiten, denen ein erziehliches Wirken gerade in Berlin unterliegt, seine Kraft in hohem Maße in Anspruch. Viel Neues und Vortreffliches ist unter seinem langen Directorate geschaffen worden, wenn er auch in Folge größeren

Einwirkens der Behörden nicht mit derselben beneidenswerthen Freiheit handeln konnte wie in seiner Danziger Stellung. Tüchtige, ja sogar ausgezeichnete Männer standen ihm auch hier zur Seite in nicht geringer Zahl, und mancher junge Lehrer empfing erst durch ihn förderliche Hinweisung auf die einzuschlagende Bahn; an bösen Vorgängen unter Schülern und Lehrern konnte es freilich in einem so großen Wirkungskreise auch nicht fehlen. Noch bedeutend erweitert wurde dieser Wirkungskreis, als er schon 1834 zum Mitgliede der wissenschaftlichen Prüfungscommission für das Examen pro facultate docendi ernannt wurde und damit einen wesentlich bestimmenden Einfluß auf das philologische Studium im ganzen Königreiche erhielt. Eine noch enger mit seinen wissenschaftlichen Arbeiten verbundene Ehre war ihm schon 1830 zu Theil geworden durch seine Erwählung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften, in welche er im Juli 1830 nach einem glänzenden Vortrage Schleiermacher's über den eben verstorbenen Buttmann zugleich mit Lachmann eingeführt wurde. Zum Theil mit denselben bedeutenden Männern wie in der Akademie trat M. in Verkehr durch die wöchentlich einmal sich versammelnde griechische oder sogenannte Herodotgesellschaft, in welcher ein höchst ungezwungener Ton mit der größten geistigen Anregung verbunden war. Auf solche und andere Weise nach den verschiedensten Seiten hin in Anspruch genommen und dabei von durchaus nicht fester Gesundheit entwickelte er dennoch während seiner Berliner Amtsführung eine außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, die sich nur dadurch erklärt, daß er ungemein leicht und rasch arbeitete und daß er die Grundlagen zu seinen Arbeiten bereits vor seiner Berufung nach Berlin gelegt hatte. Mit nothwendiger Uebergehung der kleineren Abhandlungen und Programme müssen hier doch folgende Bücher genannt werden: „Quaestiones scenicae, tres partes“, Berol. 1826—31; „Graecorum comicorum fragmenta“, 5 Bde., Berol. 1839—57 (in kleinerer Ausgabe 1847); „Cinnamus et Nicephorus“, Bonnae 1836; „Delectus anthologiae Graecae“, Berol. 1842; „Philologicae exercitationes in Athenaei deipnosophistas“, Berol. 1843—46; „Stephani Byzantini quae supersunt“, Berol. 1849; „Strabonis geographica“, 3 Bde., Lips. 1852—53; „Alciphronis rhetoris epistolae“, Lips. 1853; „Q. Horatius Flaccus“, Berol. 1854; „Stobaei florilegium“, 4 Bde., Lips. 1852—53; „Theocritus Bion Moschus“, Berol. 1856. Wenn man bedenkt, daß diese umfangreichen Werke von einem zur Kränklichkeit neigenden Manne in einer ungesunden Parterrewohnung des alten Gymnasialgebäudes bearbeitet worden sind, so ist es nicht zu verwundern, daß zu seiner gichtischen Disposition allmählich nervöse Rückenschmerzen und Blutcongestionen nach Kopf und Herz hinzutraten. Seine vorübergehend gehaltenen Vorlesungen an der Universität gab er deshalb (und zum Theil auch wegen Moritz Haupt's Berufung) bald wieder auf und schon 1846 hatte er sich von der unmittelbaren Aufsicht über das Alumnat befreien lassen. Der Entschluß, sein Directorat ganz niederzulegen, wurde ihm sehr schwer, war aber nothwendig; am 1. Juli 1857 trat er in seinem 67. Lebensjahre in den Ruhestand unter den rührendsten allseitigen Beweisen höchster Verehrung, von der Regierung, was bis dahin in der preußischen Gymnasiallehrerwelt noch nie vorgekommen war, durch die Ernennung zum Geheimen Regierungsrath ausgezeichnet. Er bezog nun eine frei und gesund gelegene Wohnung, die er während seines 13jährigen Ruhestandes nicht mehr gewechselt hat, in unmittelbarer Nachbarschaft von einer ganzen Anzahl befreundeter Gelehrter und hat in dieser Wohnung, in seinem Zimmer umgeben von den ihm einst geschenkten Statuen der Musen, unablässig, zwar bei schwindender Kraft, aber in voller Geistesfrische sich seiner Wissenschaft gewidmet. So erschienen denn 1858—67 zu Leipzig die vier Bände seines Athenäus, 1860 ebendaselbst die Ausgabe des Aristophanes, daneben manche kleinere Abhand-

lungen, namentlich im Philologus, ferner 1861 zu Berlin „Callimachi hymni et epigrammata“, 1862 die Antigone, 1863 der Oedipus Coloneus des Sophokles, 1860—1864 seine abschließenden Arbeiten über Stobäus, und dabei ist manches Andere noch unvollendet geblieben. Seine reiche Bibliothek, auf welche sich alle diese Werke stützten, ist nach seinem Tode durch den Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode angekauft worden und befindet sich jetzt in dem Orte am Harze, in dem M. öfters und besonders gern geweilt hat. Neben der Wissenschaft fesselte ihn während seines Ruhestandes noch die Freundschaft und die Familie ans Leben; beiden hatte er sich stets mit ganzem Herzen gewidmet. Aber die Freunde starben einer nach dem anderen hin und nur wenige haben ihn überlebt; in seiner großen Familie genoß er zwar viele reine Freuden, die er oft in seinen Briefen in schönster Weise zum Ausdruck brachte, aber auch vieles sehr schwere Leid hat ihn in diesem Kreise getroffen. Seine körperlichen Leiden wuchsen durch Hinzutreten von Altersschwäche, Blasenbeschwerden und wiederholten Schlaganfällen. Das Reisen, durch das er sich oft erholt hatte, mußte aufgegeben werden und auch die öfters wiederholten Badekuren in Teplitz mußten seit 1861 aufhören. Zum letzten Male hat er Berlin 1865 verlassen, um den Sommer in seinem geliebten Harze zuzubringen, in dem er einen Theil seiner Kindheit verlebt hatte; der Unterzeichnete, dem er einst Pathe bei der Taufe und Examinator beim Staatsexamen gewesen war, schaffte ihm in Wernigerode eine Wohnung und stand ihm nach Möglichkeit zur Seite; „ich wollte, mein Auge schlösse sich bald“, waren seine letzten Worte bei unserem Abschiede. Aber erst am 12. December 1870 schloß sich in Folge eines erneuten Schlaganfalls dies helle Auge. Seine Freunde und Schüler traten zusammen und stifteten zu seinem Gedächtniß ein Meinekestipendium und einer unter ihnen, Ferdinand Ranke, hat ihm durch eine liebevoll geschriebene Biographie (August Meineke, ein Lebensbild, Leipzig 1871) ein schönes Denkmal gesetzt.

E. Förstemann.

Meiners: Christoph M., geb. am 31. Juli 1747 in Warstade bei Otterndorf im Lande Hadeln, † am 1. Mai 1810 in Göttingen, Sohn eines Postmeisters, war bereits als Knabe bei der Schuljugend durch sein Erzählertalent beliebt, machte aber in den Lerngegenständen geringe Fortschritte und fühlte sich auch am Gymnasium zu Bremen, welches er seit 1763 besuchte, von jedem grammatischen Unterrichte so abgestoßen, daß er sich zum Privatstudium zurückzog, welches lediglich im Lesen zahlreicher Bücher bestand, wobei ihn besonders Rabener, De la Mettrie und Rousseau anzogen. In gleicher Weise verfuhr er auch an der Universität Göttingen, an welcher er von 1767—1770 als Studirender inscribirt war, aber unter Hintansetzung aller Vorlesungen sich nur in massenhafter Benutzung der Bibliothek bewegte. Doch faßte der Philosoph Feder ein Interesse an dem eigenthümlichen jungen Manne, welcher auch an einer von der Berliner Akademie (1769) gestellten Preisaufgabe über die menschlichen Neigungen sich nicht ganz erfolglos betheiligte, und desgleichen war ihm der Historiker Spittler wohl gewogen; beiden Männern trat er in der Folge näher und mit ersterem verband ihn später innige und dauernde Freundschaft. Von der Universität heimgekehrt arbeitete er eine Schrift „Revision der Philosophie“ aus, welche 1772 anonym erschien und unter scharfer Beurtheilung der neueren Erscheinungen den Standpunkt vertrat, daß alle Philosophie auf Psychologie gegründet werden müsse. Diese Leistung wurde für genügend erachtet, ihn zum außerordentlichen Professor in Göttingen zu ernennen (1772), worauf er 1775 zum Ordinarius vorrückte. In den Vorlesungen vertrat er Psychologie, Aesthetik, Geschichte der Philosophie und Geschichte der Religionen; seit 1776 war er Mitglied der Göttinger Societät und in den Jahren bis 1786 benutzte er mehrfach

die Ferien zu Reisen, um die Schweiz und verschiedene Gegenden Deutschlands kennen zu lernen; verheirathet war er mit einer Tochter des Professors Achenwall. Aus der staunenswerthen, ja nahezu entsetzlichen Menge seiner schriftstellerischen Leistungen gehören wenige dem Gebiete der speculativen Philosophie an, in welcher er der erwähnten Grundanschauung treu blieb, sowol in seinem „Abriß der Psychologie“ (1773) als auch im „Grundriß der Seelenlehre“ (1787); er stand überhaupt jenen Halbwolffianern nahe, welche mit Locke's Empirismus einverstanden waren und der durch Kant begonnenen Bewegung kein Verständniß entgegenbrachten, daher er auch sich mit Feder in der Herausgabe der antikantischen „Philosophischen Bibliothek“ (1788—1791) verband; noch später griff er in seinen auf Gall's Schädellehre bezüglichen „Untersuchungen über die Denkkräfte und Willenskräfte des Menschen“ (1806, 2 Bde.) auf seinen psychologischen Ausgangspunkt zurück. Aber die Hauptkraft lag in seiner außergewöhnlichen Belesenheit, welche ihn zu zahlreichsten geschichtlichen Darstellungen veranlaßte, welche allerdings weder an Genauigkeit der Forschung noch an Tiefe der Auffassung einen höheren Werth beanspruchen dürfen, aber für die damalige Zeit durch Anregung und Erweiterung des historischen Sinnes verdienstlich wirkten. Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, wie sich die bessere Seite seines Verfahrens in seiner „Anweisung für Jünglinge zu eigenen Arbeiten“ (1789) abspiegelt, indem er die Methode des Lesens, Excerpirens und Combinirens bespricht. Es trieb ihn eine Monomanie, die Mitwelt über alles Mögliche geschichtlich aufzuklären und so gelangte er zu einer hastigen Vielschreiberei, bei welcher neben manchem Richtigen durch flüchtige Benutzung des zerstreuten Materials sich mehrfach voreilige Annahmen ergaben, an welchen er aber eigensinnigst in öfteren Wiederholungen festhielt. Bald nach seinen Erstlingsschriften erschien: „Versuch über die Religions-Geschichte der ältesten Völker, besonders der Aegypter“ (1774), dann folgte „De Zoroastris vita etc.“ (1778 f.) und „Historia doctrinae de vero deo“ (1780), bald hernach erweiterte er diese Untersuchungen zu einem „Grundriß der Geschichte aller Religionen“ (1785) und noch später gab er eine „Allgemeine kritische Geschichte der Religionen“ (1806 f., 2 Bde.). Unterdessen hatte er „Geschichte des Luxus der Athener bis zur Zeit Philipps von Macedonien“ (1781) und „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom“ (1781 f., 2 Bde.) veröffentlicht und dann folgten „Grundriß der Geschichte der Menschheit“ (1786), „Grundriß der Geschichte der Weltweisheit“ (1786), „Grundriß der Geschichte und Theorie der schönen Wissenschaften“ (1787), hierauf „Geschichte des weiblichen Geschlechts (1788—1800, 4 Bde.), daneben „Vergleichung des älteren und neueren Rußlands“ (1789), „Beiträge zur Geschichte der Denkart des ersten Jahrhunderts nach Christi“ (1791), „Geschichte der Ungleichheit der Stände unter den europäischen Völkern“ (1792, 2 Bde.), „Historische Vergleichung der Sitten und Verfassungen, der Gesetze und Gewerbe, des Handels und der Religion, der Wissenschaften und Lehranstalten des Mittelalters mit denen unseres Jahrhunderts“ (1793 f., 3 Bde.), „Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften“ (1795 f., 3 Bde.), „Beobachtungen über die Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, über den vormaligen und gegenwärtigen Zustand der Länder in Asien“ (1796, 2 Bde.), sodann wieder „Allgemeine Geschichte der älteren und neueren Ethik“ (1801 f., 2 Bde.). Daneben hatte er auch über seine Reisen berichtet in „Briefe über die Schweiz“ (1784) und „Kleine Länder- und Reisebeschreibungen“ (1791 ff.) und außerdem seit 1776 in die Commentationes der Göttinger Societät 23 Abhandlungen geliefert, sowie zugleich von 1787—1794 in dem von ihm mit Spittler herausgegebenen

„Göttingischen historischen Magazin“ 160 Aufsätze veröffentlicht, welche der jetzt sogenannten Völkerpsychologie und vergleichenden Anthropologie und allen möglichen Zweigen der Culturgeschichte angehören. Zum Besseren endlich, was er lieferte, dürften seine letzten umfangreichen Arbeiten gehören, nämlich: „Ueber die Verfassung und Verwaltung teutscher Universitäten“ (1801, 2 Bde.), „Geschichte der Entstehung und Entwicklung der hohen Schulen unseres Erdtheiles“ (1802—1805, 4 Bde.) und „Kurze Darstellung der Entwicklung der hohen Schulen des protestantischen Teutschlands“ (1808).

C. G. Heyne, Memoria Christophori Meiners, 1810 (in den Comment. societ. reg. Gotting. ad ann. 1808—1811). Sämmtliche Schriften, Abhandlungen rc. M.'s sind angeführt bei Pütter, Gelehrtengesch. d. Georg-Augustus Univ. Göttingen, Thl. II, S. 176 ff. u. 398 und Thl. III (fortgesetzt von Saalfeld), S. 105 ff. Prantl.

Meinert: Johann Georg M., Litterat, geb. 1775 zu Leitmeritz in Böhmen, vollendete seine Studien an der Prager Hochschule, überging hierauf ins Lehrfach, vorerst am Prager Altstädter Gymnasium als Professor der vierten — „Syntax“ benannten Classe; aufsteigend in die anschließende für „Poesie und Litteratur“, begünstigte ihn der 1806 erfolgte Abgang Prof. August Meißners nach Fulda, für das Vorrücken auf den Lehrstuhl für Aesthetik, mit dessen Verlassen — 1811 — auch seine Lehrthätigkeit wieder abschloß. Der Grund hierfür lag in seiner Vorliebe für litterarische Beschäftigung, der M. schon während der letzten Studienjahre fortgesetzt auch neben dem Lehramte oblag. Aus ersteren datirt: „Franz Petrarka“, 1794 erschienen; von 1801 an redigirte er das periodische Blatt: „Der böhmische Wandersmann“, dem er von 1803—1804 die historisch-belletristische Zeitschrift: „Libussa“ folgen ließ. In das J. 1807 gehört die Antrittsrede: „Ueber das Interesse der Aesthetik, Pädagogik, Geschichte der Gelehrtheit und Philosophie für gebildete Menschen“. — Unverkennbar zeigt sich M. nach dieser Richtung im Gefolge von Männern wie Karl Heinr. Seibt und Aug. Meißner — der erstere, ein geborner Schlesier, von Maria Theresia als Professor der schönen Wissenschaften; der andere, 1784 durch Kaiser Joseph II. von Dresden für Aesthetik und klassische Litteratur berufen — welchen es vorbehalten war dem in den deutschen Nachbarlanden aufflammenden, das Culturgebiet durchleuchtenden Humanismus, Eingang und Nachwirkung in Böhmen zu vermitteln. Unseres Erachtens gewann auch M. gerade erst in der Gefolgschaft dieser Männer seine Bedeutung für jene denkwürdige Periode, in welcher die Prager Hoch- und Mittelschule vom Geiste Kaiser Josephs durchdrungen, dem Weckrufe der Geister in Deutschland Widerhall gab, und die deutsche Sprache in Schrift wie im Worte unangefochten wieder Verständigungsmittel wurde zwischen den Tschechen und Deutschen des Landes. — Eine getreue Abspiegelung vom Charakter und Streben Meinert's findet sich in seinen Publicationen, zum Theil schon in ihren Bezeichnungen. Denn unabhängig vermöge einer sorglosen Lebensstellung, dazu im Gunstgenusse des im mährischen Kuhländchen begüterten Grafen Pachta, konnte er je nach Belieben auf dessen Schlosse zu Partschendorf Aufenthalt nehmen für ungestörtes Arbeiten. Reflex solchen Aufenthaltes war sein „Fylgie oder alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens“. Als „1. Hälfte“ 1817 in Hamburg bei Perthes erschienen, aus welchem mehreres Werthgeschätzte in verschiedene Sammelwerke überging, so in die Abhandlungen der königl. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften (Bd. VII, 1820): „Joannis von Marignola, Reise in das Morgenland 1339—1353; weiter in die „Wiener Jahrbücher für Litteratur“; in Hormayr's „Archiv für Geschichte“, wie in die Fortsetzung unter Riedler. Die namhaftesten, also weiter verbreiteten Bruchstücke der „Fylgie“ sind: „Die An-

nales Gradicenses", — mährische Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts, als Beitrag zur Geschichte der Kraware (Kuhländler), des mährischen Städtewesens, der Probstei Fulnek, der hussitischen Verhältnisse; — die auf Oesterreich sich beziehenden Stellen in den alten Minnesängern Deutschlands: „Die Trübauer Handschrift"; „Die Königinhofer Handschrift"; „Lobgesang auf die mährischen Apostel Cyrill und Methud"; „Die böhmischen Geschichtsschreiber der ersten Zeiträume"; „Beiträge zur böhmischen Münzkunde". — Der in Vorbereitung befindliche 2. Band gelangte nicht zur Herausgabe. — Ueberrascht von einem aus dem Befreiungskriege hervorgegangenen Nachwuchse mit vollständig verändertem Endziele, dem Folge zu leisten ihm die Eigenschaft fehlte, fand sich M. denn auch je weiter, desto isolirter; es behagte ihm weder Prag noch Wien, wo er vordem abwechselnd die Wintermonate zubrachte: denn da wie dort glaubte er seine Wege gekreuzt durch — die „Neuromantiker". M. zog sich demnach für die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens gänzlich nach Partschendorf zurück und ist auch da am 17. Mai 1844 verstorben. Die im Klar'schen Jahrbuch „Libussa" für 1851 erhobene Klage, als hätten „die außerordentlichen Geistesanlagen dieses Mannes" in Deutschland bessere Anerkennung gefunden wie in Oesterreich, beruht auf einem Mißverständnisse. — Anerkannt wurde, was M. seiner Zeit zu Gute gethan, schon in jener Zeit; zu Ehren brachten ihn ebenfalls wieder die neueren Culturhistoriker, insbesondere Dr. Ludw. Schlesinger in seiner 1870 zu Prag erschienenen: „Geschichte Böhmens". Daß er vorübergehend vergessen wurde, ist zurückzuführen auf das selbstwillige außer Action treten, als es galt den „Befreiungskrieg" mittelst geistigen Waffen zu Austrag zu bringen. — Im Nachlasse Meinert's fanden sich vor: „Eine Lebensbeschreibung des Bischofs Zdik" — eines der vorzüglichsten Bischöfe Mährens im 12. Jahrhundert, und Sohnes des Geschichtsschreibers Cosmas; „Briefe und Nachrichten über Cardinal Guido" — den von 1143 bis Anfang des 13. Jahrhunderts höchst einflußreichen, zum Theil reformatorisch wirkenden päpstlichen Legaten unter Wladislaw II.

Geschichte Böhmens v. Dr. Ludw. Schlesinger. — Moravia, Brünner Blatt von 1815. — Raßmann, Pantheon deutscher, jetzt lebender Dichter, Helmstedt 1823. — Oesterr. National-Encyklopädie v. Gräffer und Czikann, 1835, Bd. III. — Ludw. Schreyer, die Schriftsteller Oesterreichs in Reim und Prosa 2c. Wien 1858. — Biographisches Lexikon d. Kaiserthums Oesterreich, v. Wurzbach. Rudolf Müller.

Meinhard, erster Bischof von Livland. — Nach der Beschaffenheit der Ueberlieferung außer Stande ein Bild von persönlichem Gepräge zu zeichnen, geben wir hier einen Umriß seiner geschichtlichen Stellung. — Die gegenwärtig zum russischen Reich gehörenden östlichen Küstenländer des baltischen Meeres, in welche etwa seit dem Jahre 700 die finnischen Stämme der Kuren, Liven und Esthen eingezogen waren, während erst im 13. Jahrhundert von Süden her die Letten in ihre heutigen Sitze vordrangen, sind mit der deutschen Kultur in die früheste, wiewol nur erst streifende Berührung im 11. Jahrhundert getreten. Erzbischof Adalbert von Hamburg-Bremen, bewogen durch die ausgezeichneten Erfolge seiner Missionspolitik in Schweden, bestellte den Abt seines thüringischen Klosters Gosek, Namens Hiltin, zum Predigtbischof für Livland, mit dem Sitze im schwedischen Birka. Hiltin hat nur kurze Zeit seines Amtes gewaltet (1062 bis 1064), eine gefährliche Reaction des Heidenthums in Schweden (1066) und die Verflechtung des Erzbisthums in die deutschen Wirrnisse unter Heinrich IV. ließen den Gedanken an Fortsetzung der livländischen Mission nicht aufkommen. Das folgende Jahrhundert brachte dann den Abfall der nordischen Kirchenprovinzen von der deutschen Mutterkirche und den furchtbaren Kampf mit den

Wenden um den Besitz der südwestlichen Ostseeküste, der zu Ende geführt sein mußte, bis Livland wieder in den deutschen Gesichtskreis eintrat. Etwa seit 1160 begann sich die Handelsstraße von Lübeck über Wisby an die Dünamündung mit Kaufleuten aus Westfalen, Niedersachsen, Holstein zu beleben. Unter dem Schutze einer solchen Handelsgesellschaft eröffnete zu Anfang der 80er Jahre M. die Missionspredigt. Schon im vorhergehenden Jahrzehnt hatte im Auftrage des Erzbischofs von Lund der französische Mönch Fulko im Gebiete der Esthen in dreimaligem Anlauf umsonst das Bekehrungswerk versucht. Von deutscher Seite ist M. der erste. Er war bis dahin Canonicus im Augustinerstift Segeberg gewesen, wo die Erinnerung an den Stifter St. Wizelin missionarischen Geist wach erhielt; als er nach Livland sich aufmachte, schon bei Jahren „demüthig und fromm". Der Großfürst von Polozk, dem die Dünaliven Tribut zahlten, gestattete auf Meinhard's Gesuch die Predigt, gegen deren Pflichten die russische Kirche immer gleichgültig geblieben war, und die Liven, eben von den Letten hart bedrängt, sahen die Erbauung einer steinernen Burg zu Ikrskola (heute Uexküll, einige Meilen oberhalb Riga) nicht einmal ungern, 1184. Im folgenden Jahre forderte Meinhard's Oberhirt, der Erzbischof von Bremen Hartwich II., vom Papste die Bestätigung der fast zur Fabel gewordenen Herrschaftsrechte seines Stuhles über die nordische Kirche, wurde aber abschlägig beschieden. Gleichwol zögerte er nicht die livländische Mission als Bisthum zu constituiren, weihte M. zu deren Vorsteher, bestimmte Uexküll zum Kathedralsitz, 1186. Hier ist M. bis an seinen Tod, 1196, thätig gewesen. Sein tüchtigster Gehülfe war der Cisterciensermönch Dietrich. Derselbe predigte im Treiden'schen, machte auch eine Recognoscirungsreise nach Esthland, vermochte aber beiderorts nichts auszurichten. So blieb die junge Kirche auf das Gebiet des unteren Dünalaufes beschränkt. Die Taufe wurde von den wenigen livischen Häuptlingen, die sich zu ihr bequemten, lediglich auf irdische Vortheile angesehen, und zu Zeiten lebte M. unter ihnen nicht viel anders wie ein Gefangener. Pilger aus Deutschland kamen, ungeachtet eines päpstlichen Ablaßbriefes, spärlich und unregelmäßig; eine mit dem schwedischen Jarl Birger (?) verabredete Heerfahrt gegen die kurischen Seepiraten verunglückte; gleich nach Meinhard's Hinscheiden fielen die Getauften allesammt ins Heidenthum zurück. Wenn die Geschichte M. mit dem Namen des „Apostels von Livland" geehrt hat, so darf dabei nur an sein redliches Streben, nicht an seine Erfolge, die thatsächlich gering waren, gedacht werden. Gegenüber einem Heidenthum auf der Stufe des livischen bleibt der Missionär ohnmächtig ohne die zwiefache Bundesgenossenschaft der Waffen und der Cultur. Erst Meinhard's größerer Nachfolger Albert hat Dauerndes in Livland gegründet, im geistlichen Gewande in Wahrheit Nachfolger Heinrichs des Löwen und Vorläufer des Deutschordens.

Ed. Pabst, Meinhard, Livlands Apostel. Programme der Ritter- u. Domschule zu Reval. 1847—49. — G. Dehio, Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen, Bd. II, Cap. 10. Dehio.

Meinhard I. (III.), Graf von Görz und Tirol, stammte aus einem Geschlechte, das sich mit Sicherheit nur bis in den Anfang des 12. Jahrhunderts zurückverfolgen läßt, welches aber die Vogtei über das Patriarchat von Aquileja mit vielen Lehen von dieser Kirche (darunter Görz), die Pfalzgrafschaft Kärnthen und ausgedehnte Besitzungen in diesem Herzogthum, z. B. das Gebiet von Lienz, in seinen Händen vereinigte. Meinhard III., der Sohn Engelberts III. von Görz, läßt sich von 1222 an urkundlich nachweisen. Doch handelt noch ungefähr ein Jahrzehnt sein Oheim Meinhard II. als Haupt des görzischen Hauses. Wie fast alle Magnaten des südlichen Deutschlands hielt auch M. in jener von kirchlichen und politischen Stürmen wild erregten Zeit treu zum Kaiser.

Dafür ernannte ihn Friedrich II. 1248 nach dem Erlöschen des babenbergischen Hauses zum Reichsverweser in Steiermark, wo er ziemlich allgemein anerkannt worden zu sein scheint. Er benutzte die feindselige Haltung der Kirchenfürsten gegen den Kaiser, um einem Auftrage desselben nachkommend die Besitzungen der Kirchen von Salzburg und Aquileja in Steiermark und Kärnthen anzugreifen. Doch erlitt er im October 1252 bei der Belagerung von Greifenburg durch Philipp von Kärnthen, den erwählten Erzbischof von Salzburg, eine vollständige Niederlage und mußte dann einen ungünstigen Frieden eingehen. Glücklicher war M. durch seine Heirath. Um das Jahr 1236 vermählte er sich mit Adelheid, einer der beiden Töchter des Grafen Albert von Tirol, der in Ermangelung männlicher Nachkommen mit Erfolg bemüht war, seinen Töchtern und Schwiegersöhnen nicht blos die Erbschaft seiner Eigengüter, sondern auch die Nachfolge in seinen weit reicheren Lehen zu sichern. Albert von Tirol hatte schon von seinem Vater als Lehen des Bisthums Trient die Vogtei über dieses Hochstift, die Grafschaft im Vintschgau, den Mitbesitz der Grafschaft Bozen und viele andere Güter und Herrschaften und als Lehen vom Bisthum Brixen die Grafschaft im Eisackthale geerbt und erwarb dazu im Laufe der Zeit noch die Stiftsvogtei über Brixen und nach dem Aussterben der Grafen von Andechs, Herzoge von Meranien, im J. 1248 die Grafschaften im Pusterthal und Unterinnthal. Als mit Alberts Tode am 22. Juli 1253 das Geschlecht der Grafen von Tirol erlosch, erbten seine Schwiegersöhne, die Grafen Meinhard von Görz und Gebhard von Hirschberg, einen großen Theil der heutigen Grafschaft Tirol. Nach manchen Streitigkeiten theilten diese am 10. November 1254 ihr Erbe. Gebhard von Hirschberg und seine Gemahlin Elisabeth erhielten alle Lehen und Güter im Innthale von Zams abwärts und im Wippthale südlich bis zur Peißer Brücke zu Oberau bei der heutigen Franzensfeste und dazu die Vogtei über das Stift Brixen; alles übrige von Zams aufwärts und alle Besitzungen im Herzogthum Trient und im Bisthum Brixen südlich von der Peißer Brücke kamen an den Grafen M. von Görz und dessen Gattin. M. war daher hauptsächlich der Erbe der älteren Güter Alberts von Tirol, dessen Titel er auch annahm und dessen Politik er verfolgte. Dies mußte namentlich der Bischof Egno von Trient, der letzte Sprößling des Hauses der Grafen von Eppan, fühlen. M. benutzte die Noth des Bischofs, der durch den mächtigen Ezzelino da Romano und die auf seiner Seite stehenden Adeligen und Bürger des Trienter Gebietes aus dem italienischen Antheil desselben vollständig ausgeschlossen war, um seine Forderungen demselben gegenüber durchzusetzen. Egno mußte ihm 1254 nicht blos die Stiftslehen der Grafen von Tirol und Ulten, die schon sein Schwiegervater besessen hatte, sondern auch jene der kürzlich erloschenen Grafen von Eppan übertragen, so daß M. die Lehen der hervorragendsten südtirolischen Geschlechter, der Tiroler, Eppaner und Ultner, theilweise auch die der Andechser in seinen Händen vereinigt hatte, als er am 22. Juli 1258 aus dem Leben schied.

C. R. Coronini, Tentamen genealog. chronolog. comitum Goritiae. Viennae 1753. O. Lorenz, Ottokar von Böhmen und das Erzbisthum Salzburg. Wien 1860. J. Durig, Beiträge zur Geschichte Tirols in der Zeit Bischof Egnos von Brixen und Trient. Innsbruck 1860. J. Egger, Geschichte Tirols, 1. Bd. Huber.

Meinhard II., Graf von Tirol, Herzog von Kärnthen, Meinhards I. Sohn, † 1295. Da sein jüngerer Bruder Albert bis zum J. 1262 in der Haft des Erzbischofs von Salzburg blieb, dem beide Söhne Meinhards I. als Geiseln für ihren mütterlichen Großvater Albert von Tirol, der bei Greifenburg gefangen worden, übergeben worden waren, so führte zunächst M. allein die Verwaltung der görz-tirolischen Gebiete. Bald wurden diese noch bedeutend vermehrt. Denn

da die Gemahlin des Grafen Gebhard von Hirschberg 1256 kinderlos gestorben war, so beanspruchten M. und Albert als die Söhne der einzigen noch übrigen Tochter Alberts von Tirol deren Erbe und Graf Gebhard trat ihnen dasselbe auch im J. 1263 ab mit Ausnahme einiger Schlösser und Herrschaften im Innthale, die M. dann 1284 durch Kauf an sich brachte. So waren alle Gebiete, die Albert von Tirol bei seinem Tode in seinen Händen vereinigt hatte, an die Görzer gekommen. Doch theilten diese im J. 1271 ihre Besitzungen. M., der schon seit 1267 die Verwaltung des tirolischen Antheils fast allein geführt hatte, erhielt alles, was westlich von der Mühlbacher Clause lag, Albert die görzischen Besitzungen und in Tirol alle Güter östlich von der Mühlbacher Clause, also im Pusterthal. Das Streben Meinhards war von Anfang an dahin gegangen, die Macht der Bischöfe von Trient, seiner Lehnsherrn, vollständig zu schwächen und dieselben immer mehr von sich abhängig zu machen. Er beutete zu diesem Zwecke namentlich die Noth des Bischofs Egno aus, der bis zu seinem Tode im J. 1273 theils durch Ezzelin und dessen Nachfolger in der Herrschaft über Verona, die della Scala, theils durch den aufrührerischen Stiftsadel und die Bürger von Trient im Besitze seines Fürstenthums beunruhigt und wiederholt gezwungen wurde, seine Hauptstadt zu verlassen. Statt seine Pflicht als Schutzvogt der Trientner Kirche zu erfüllen, benutzte er die Bedrängniß des Bischofs, um das Hochstift von sich abhängig zu machen. Von 1265—1273 führte er theils allein, theils gemeinsam mit dem Bischofe die Verwaltung desselben. Noch gewaltthätiger benahm er sich trotz Bann und Interdict gegen Egno's Nachfolger Heinrich (1274—1289). Wiederholt nahm er diesen gefangen oder vertrieb ihn aus seinem Gebiete. 1284 mußte ihm der Bischof gegen eine jährliche Rente auf vier Jahre die ganze Verwaltung überlassen. Sieben Mal wurde wegen seiner Uebergriffe gegen das Stift Trient über ihn der Bann ausgesprochen. Aber die Unterthanen desselben gewöhnten sich nach und nach, den Grafen von Tirol als ihren eigentlichen Herrn anzusehen. Zugleich suchte M. seine tirolischen Besitzungen zu arrondiren und zu einem geschlossenen Territorium zu machen, indem er es durchsetzte, daß erledigte Reichs- und Kirchenlehen ihm übertragen wurden, oder indem er die Herrschaften der in Tirol begüterten Grafen und Herrn durch Kauf an sich brachte, so daß er nicht blos die Grafschaftsrechte, sondern an sehr vielen Orten auch die Grundherrschaft besaß. Namentlich war es für die territoriale Entwicklung Tirols von Bedeutung, daß er auch den größten Theil des Oberinnthals erwarb. Er und seine Gemahlin Elisabeth, die Wittwe König Konrads IV., erhielten nämlich 1266 für andere zu ihrem Witthum gehörige Besitzungen Imst mit dem dazu gehörigen Gebiete, das Schloß Petersberg bei Silz und andere Güter südlich vom Fern und dem Scharnitzer Walde und kauften dazu später von den bairischen Grafen von Eschenbach das Schloß Härtenberg bei Pfaffenhofen mit dem dazu gehörigen Grafschaftsbezirke. Was Albert von Tirol begonnen, das hat M. zu einem gewissen Abschlusse gebracht. Die Macht der Bischöfe von Trient und Brixen war gebrochen, die Theilung des „Landes im Gebirge“ in zwei geistliche Fürstenthümer beseitigt zu Gunsten einer einheitlichen weltlichen Gewalt, der „Herrschaft Tirol“. M. war daher mächtig genug auch in die allgemeinen Verhältnisse des deutschen Reiches bestimmend einzugreifen. Es geschah dies, als 1273 Rudolf von Habsburg zum römischen Könige gewählt wurde. Die beiden Grafen waren wol schon seit längerer Zeit befreundet, da Rudolf einer der treuesten Anhänger der Staufer gewesen war und den jungen Konradin, Meinhards Stiefsohn, im Herbste 1267 auf seinem verhängnißvollen Zuge nach Italien durch Tirol bis Verona begleitet hatte. Sie traten sich noch näher, da Rudolfs Sohn Albrecht Meinhards Tochter Elisabeth heirathete. Als nun König Rudolf im Herbst 1276 den Kampf gegen Ottokar von Böhmen be-

gann, unternahm M. von Tirol mit seinem Bruder Albert von Görz den Angriff auf die südlichen Besitzungen desselben. Siegreich drang er durch Kärnthen nach Steiermark vor und eroberte die Städte dieses Landes, die im Gegensatze zum Adel treu zu Ottokar hielten, namentlich Judenburg und Graz. M. wurde vom Könige für diese Dienste reichlich belohnt. Gleich nach Beendigung des Krieges wurde er von Rudolf als Reichsstatthalter in Kärnthen und Krain eingesetzt und wol schon bald auch als Herr des ersteren Landes in Aussicht genommen. Allein die Belehnung mit einem Herzogthum brachte damals auch die Erhebung in den Reichsfürstenstand mit sich und ein Reichsfürst durfte nicht der Vasall eines anderen weltlichen Fürsten sein. Da man nun behauptete, M. habe seine Grafschaft Tirol vom Herzoge von Baiern oder von Schwaben zu Lehen, so mußte derselbe erst den Beweis liefern, daß dies nicht der Fall, sondern Tirol ein Lehen des Hochstifts Trient sei. Dies brauchte einige Zeit und daher wurde M. erst am 1. Februar 1286 mit dem Herzogthum Kärnthen belehnt, nachdem Rudolf ihm Krain und die windische Mark bereits früher und zwar, wie es heißt, als Pfand für 20,000 Mark Silber übertragen hatte. Er besaß nun ein Gebiet, das sich vom oberen Inn bis an die Grenze von Kroatien ausdehnte. Mit Rudolf und dessen Sohne Albrecht, dem neuen Herzoge von Oesterreich und Steiermark, stand M. auch später immer im besten Einvernehmen. Letzterem leistete er bei dessen häufigen Streitigkeiten mit seinen Nachbarn, den Herzogen von Baiern und den Erzbischöfen von Salzburg, theils als Bundesgenosse, theils als Vermittler wiederholt gute Dienste, bis er am 1. November 1295, noch nicht 60 Jahre alt, mit Hinterlassung von drei Söhnen, Otto, Ludwig und Heinrich starb.

J. Durig, Beiträge zur Geschichte Tirols in der Zeit Bischof Egno's. J. Egger, Geschichte Tirols, 1. Bd. A. Jäger, Geschichte der landständischen Verfassung Tirols, 1. Bd. Huber.

Meinhard III., Herzog von Baiern und Graf von Tirol, Sohn des Markgrafen Ludwig von Brandenburg und der Margaretha (Maultasch), Gräfin von Tirol, wurde zwischen 1343 und 1345 geboren. Der Sitte jener Zeit entsprechend wurde er schon im J. 1352 mit Margaretha, Tochter des Herzogs Albrecht II. von Oesterreich, verlobt und im Juni 1358 mit derselben vermählt. Als sein Vater am 17. September 1361 von einem plötzlichen Tode hinweggerafft wurde, trat er als einziger Sohn desselben die Regierung von Oberbaiern und Tirol an. Jung und unerfahren, wie er war, gerieth er schon nach wenigen Tagen in die Hände einer zahlreichen bairischen Adelspartei, welche den lebenslustigen Fürsten durch Vergnügungen jeder Art zu fesseln wußte und in seinem Namen die ganze Regierung führte. Allein manche der übrigen Adeligen und vor Allem die bairischen Städte, die schon längst im Besitze politischer Rechte und auf dem Landtage vertreten waren, wollten sich die Herrschaft einer Adelscoterie nicht gefallen lassen. Am 5. Mai 1362 verbanden sich dieselben mit Meinhards Oheime, Stephan von Baiern-Landshut und dessen Vettern, den Pfalzgrafen am Rhein, die ein Interesse daran hatten, daß das Land nicht durch eine schlechte Regierung ruinirt werde, um M. der Schmach zu entreißen, in die jene, die ihn seinen Landen entfremdet, ihn gestürzt hätten und um dahin zu wirken, daß er seine fürstliche Gewalt besser handhabe. Seinen Räthen und Pflegern wurde förmlich der Gehorsam aufgekündet. Herzog Stephan sammelte ein Heer, um diesen Beschluß im Nothfalle mit Gewalt zur Durchführung zu bringen. Da flohen die Rathgeber des jungen Fürsten mit demselben über die Donau in das Gebiet des Bischofs von Eichstädt, wo sie Sicherheit zu finden hofften. Der Bischof wollte dann, wie es heißt, den Herzog heimlich nach Tirol führen. Allein trotz ihrer Verkleidung wurden sie am 16. Juni in der Gegend von Voh-

burg von den Bauern erkannt, gefangen genommen und in die Hände des Herzogs Stephan geliefert, der M. München als Aufenthaltsort anwies und sich auf dessen Regierung einen entscheidenden Einfluß sicherte. Doch entzog sich M. diesem schon nach wenigen Monaten, indem er, einer Einladung der Tiroler Folge leistend und vielleicht auch von seinem Schwager Rudolf von Oesterreich dazu angetrieben, ohne Wissen Stephans sich um die Mitte des October aus München nach Tirol zurückzog. Daß er mit seinem Schwager im besten Einvernehmen stand, ergibt sich daraus, daß eine seiner ersten Handlungen nach seiner Ankunft in Tirol die Uebergabe seines Siegels an den Dompropst Johann von Brixen, Rudolfs Hofkaplan und Oesterreichs entschiedenen Anhänger war. Schon wenige Monate darauf, am 13. Januar 1363, machte ein früher Tod seinem Leben ein Ende. Daß er wie schon sein Vater von seiner Mutter durch Gift aus dem Wege geräumt worden sei, scheint doch ein leeres Gerücht zu sein.

Westenrieder, Berichtigungen der Regierungsgeschichte des Herzogs Meinhard. 1792. A. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich. 1864. Huber.

Meinhard: Johann Nicolaus M., eigentlich Gemeinhard, ältester Sohn des markgräflich-baireuthischen Justizrathes Georg Samuel Gemeinhard († 1756), wurde am 11. September 1727 zu Erlangen geboren. Er besuchte die dortige Ritterakademie und seit 1743, da sein Vater als gräflich-solmsischer erster Regierungsrath nach Rödelheim bei Frankfurt a. M. berufen wurde, das Gymnasium zu Idstein im Nassauischen. Am 28. Mai 1746 wurde er an der Universität Helmstedt immatriculirt. Johann Lorenz v. Mosheim ward hier vor anderen sein Lehrer. Das Studium der Theologie aber, dem er sich gewidmet hatte, empfand er mit der Zeit als eine beengende Fessel seines nach Freiheit strebenden Geistes. Sehnsüchtig wünschte er zu reisen, die Welt zu sehen. Mosheim verschaffte ihm eine Hofmeisterstelle in Livland. Nahezu drei Jahre (etwa 1748—1751) blieb M. daselbst, in seinen Mußestunden litterarischen Studien eifrig ergeben. Lange ließ ihn jedoch die Begierde, „eine gelehrte Wallfahrt zu thun“, auch hier nicht weilen. Eine Reise nach Holland, die er geplant hatte, führte ihn nur bis Kopenhagen; von da kehrte er nach Deutschland zurück. Hier bezog er wieder eine Universität, jetzt Göttingen, um antike und moderne Philologie und Litteratur gründlich zu studiren. Am 6. August 1751 zeichnete er sich daselbst ein. Den schönen Wissenschaften und einer vernünftigen Philosophie galten nun alle seine Bemühungen. In der Methode schloß er sich lieber den empirisch-praktischen Engländern als den idealistisch-systematisirenden Deutschen an. Nach zwei Jahren des mannigfaltigsten und fruchtbarsten Studiums verlebte er auf die inständige Bitte des Vaters mehrere Monate im Elternhause. Vergebens waren aber alle Versuche, ihn zur Annahme eines festen Amtes zu bewegen. Sein Drang nach Unabhängigkeit, dazu Anfälle von Hypochondrie, die sich schon jetzt und bald immer heftiger einstellten, hielten ihn davon ab. Vielmehr ging er 1755 wieder nach Livland, um von da aus als Begleiter eines reichen Edelmannes Deutschland, Frankreich, Spanien und Italien zu bereisen. Erst nach etwa vier an geistigem Genuß und Belehrung reichen Jahren betrat er wieder den vaterländischen Boden. Aber Frankfurt a. M., wo seine Mutter nunmehr lebte, behagte ihm auf die Dauer nicht. Ebensowenig befriedigte ihn die akademische Wirksamkeit in Helmstedt, wo er 1760 den Magistertitel erworben und sich als Docent der schönen Wissenschaften habilitirt hatte. Etwas länger hielt er es in Braunschweig aus. Der Wunsch, in der Nähe des von ihm hochgeschätzten Dichters Zachariä zu leben, hatte M. hierher gelockt. Im Verkehr mit den einstigen Bremer Beiträgern, die nun als Lehrer am Carolinum wirkten, fühlte er sich hier auch wirklich eine Zeit lang außerordentlich heiter

und wohl. Als Hofmeister eines jungen Adligen gewann er auf eine seinen Wünschen gemäße Art seinen Unterhalt. Auf Zachariä's Rath war er jetzt auch schriftstellerisch thätig, indem er seine Versuche über die italienischen Dichter auszuarbeiten begann. Eine Professorenstelle am Carolinum schlug er ebenso aus wie andere vortheilhafte Anträge, die man ihm von verschiedenen Seiten machte. Unstet wanderte er ungefähr nach Jahresfrist weiter, nach Leipzig, wo Gellert und Weiße seine Freunde wurden. Durch den ersteren empfohlen, trat er als Begleiter eines Grafen Moltke eine neue Reise durch Deutschland, Frankreich, Italien und England an (1763—1765). In Rom machte er Winckelmann's nähere Bekanntschaft. Auf dem Rückweg nach Kopenhagen wurde Gleim in Halberstadt, Lessing, Mendelssohn, Ramler und Nicolai in Berlin, desgleichen die Freunde in Braunschweig besucht. Zu ihnen kehrte M. denn auch aus Dänemark alsbald zurück, obwol man ihn zum Begleiter auf einer neuen Reise nach Paris zu gewinnen suchte. Um nunmehr seinen wissenschaftlichen Arbeiten in ungestörter Muße leben zu können, zog er, ohne Gleim's gastliches Anerbieten anzunehmen, (im November 1765) nach Erfurt, wo er, kürzere Reisen nach Weimar, Gotha, Leipzig, durch Franken zu Uz (1766) abgerechnet, fast anderthalb Jahre meist in gelehrter Einsamkeit verlebte. Im April 1767 trieb es ihn wieder fort zu den Freunden in Berlin. Sein Leiden verschlimmerte sich hier in außerordentlicher Weise; M. selbst vermehrte nur durch die allzu mäßige Diät, an der er eigensinnig festhielt, die Entkräftung seines Körpers: so verschied er am 15. Juni 1767, noch nicht 40 Jahre alt. Die Trauer um ihn war allgemein; denn, obgleich oft über Gebühr schüchtern und gegen Fremde oder Frauen immer verschlossen, hatte er sich doch als ein guter und liebenswürdiger, dazu hochgebildeter, namentlich in Sprachen vielbewanderter, talent- und geschmackvoller Mensch die Liebe und Achtung vieler und darunter bedeutender Männer erworben. Auch seine Schriften errangen sich schnell den Beifall der Besten, wenn auch zu Meinhard's größtem Schmerze nur langsam die Gunst des allgemeinen Publicums. Sein Hauptwerk, die „Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter" (Braunschweig 1763—1764), gedieh deshalb nicht über die beiden ersten Theile hinaus. weil der Verfasser die Fortsetzung desselben bis zu einer zweiten Auflage verschob. Erst sieben Jahre nach seinem Tode (1774) erschien diese, durch den Abbé Christian Joseph Jagemann mit einem dritten Theile vermehrt. Bei der geringen Kenntniß, die man damals in Deutschland von der italienischen Litteratur hatte, erwarb sich M. durch seine zum Theil historischen, vorwiegend aber kritisch-ästhetischen Untersuchungen über die großen Autoren derselben ein wahres Verdienst. Seine Darstellung reichte nur bis auf Ariosto; dieser sowie vorher Dante, Petrarca und Poliziano waren ausführlich behandelt, kürzer die übrigen Dichter des 15. und 16. Jahrhunderts. Als Kunstkritiker vertrat M. die Ansichten eines gemäßigten Rationalismus. Er verlangte von der Poesie, daß sie dem Geschmack eines aufgeklärten Zeitalters angemessen sei, die Regeln nicht beleidige und den Verstand und das Herz eben so sehr befriedige wie die Phantasie. Aber er gab zu, daß die letztere „vornehmlich die Provinz des Dichters" sei, und daß vor allem Anderen das Genie den Poeten mache. Nach diesen Grundsätzen entschuldigte er denn auch meistens die „Fehler" und „Ungereimtheiten" eines Dante oder Ariosto, die er nachdrücklich hervorhob. Den hauptsächlichen Werth verliehen seinem Buche jedoch die zahlreichen, wohlgelungenen Uebersetzungen größerer Abschnitte aus den verschiednen Werken jener Dichter in klarer, eleganter Prosa. M. hegte Anfangs den Gedanken, die größten Meisterstücke sämmtlicher Litteraturen der alten und neuen Zeit den deutschen Lesern durch gute prosaische Uebersetzungen zugänglich zu machen. Nur die französischen Autoren sollten ausgeschlossen sein, da sie jeder gebildete Deutsche im

Original lesen könne. Ebert sollte als Uebersetzer aus dem Englischen sich an dem Unternehmen betheiligen. M. selbst wollte zunächst die Ilias und Odyssee, Camoens' „Lusiaden", Tasso's „Befreites Jerusalem", d'Ercilla's „Araucana" ganz, andere Dichtungen auszugsweise übertragen und hatte bereits die Arbeit rüstig begonnen, als ihm die Theilnahmslosigkeit des deutschen Publicums den ganzen Plan verleidete. Um sich eher etwas zu verdienen, mußte er die Wahl der Schriften, die er verdeutschen sollte, den Buchhändlern überlassen. Noch nicht ganz scheint dies der Fall gewesen zu sein bei seiner meisterhaften Uebersetzung von Henry Home's „Grundsätzen der Kritik" (3 Theile, Leipzig 1763—1766, nach seinem Tode mehrfach aufgelegt). Wol aber bestimmten ihn sicher nur solche äußere Verhältnisse, Heliodor's „Theagenes und Chariklea, eine äthiopische Geschichte" (2 Theile, Leipzig 1767) und gar Gaillard's „Geschichte Franz I., Königs von Frankreich" (erster Theil, Braunschweig 1767; die folgenden Bände von Matthias Theodor Christoph Mittelstedt bearbeitet) in ein immerhin mit vieler Sorgfalt und Kunst behandeltes Deutsch zu übertragen. Auch für Weiße's „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" (Bd. II, Leipzig 1766) verdeutschte er eine italienische Abhandlung Cesarotti's über den Ursprung und Fortgang der Poesie. Kleinere Aufsätze zur schönwissenschaftlichen Litteratur und Recensionen (des Klopstockischen Trauerspiels „Salomo" ꝛc.) brachten verschiedene kritische Zeitschriften. Auch auf rein poetischem Gebiete versuchte sich M., doch ließ er von seinen derartigen Elaboraten so viel wie nichts drucken. Eine Tragödie, deren Stoff er der Geschichte der Medici entnommen hatte, vollendete er nicht, als Freunde ihn überzeugten, daß das Werk trotz einzelnen trefflichen Scenen auf der Bühne keinen Erfolg erzielen würde.

Denkmal des Herrn J. N. Meinhard an den Herrn geheimen Rath Klotz von Friedrich Just Riedel. Jena 1768. — Frd. Wilh. Zachariä's Vorbericht zur zweiten Auflage der Versuche über die italienischen Dichter. Braunschweig 1774. — G. W. A. Fikenscher, gelehrtes Fürstenthum Baireuth, VI, 28—39. Nürnberg 1803. — Jördens, Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten, VI, 725—736. Leipzig 1811. — Mittheilungen aus den Acten der Universität Helmstedt und Göttingen durch die Herren Archivsecretär Dr. P. Zimmermann in Wolfenbüttel, Professor Dr. Karl Vollmöller und Senatssecretär Dr. Pauer in Göttingen. Franz Muncker.

Meinhart: G. Fr. M., geboren den 4. April 1651 in Ohrdruff, † den 10. April 1718 in Arnstadt, wohin sein Vater als Burgvoigt berufen worden war. Hier begann M. auf der Schule seine Studien der alten Sprachen mit dem rühmlichsten Eifer und setzte dieselben vom Jahr 1673 in Jena mit so glücklichem Erfolge fort, daß ihm bereits 1675 die Magisterwürde ertheilt werden und er philologische und philosophische Vorlesungen mit Beifall halten konnte. 1677 begleitete er den Sohn des Superintendenten J. Tentzel in Arnstadt, Wilh. Ernst (der sich in der Folge durch seine umfassenden Kenntnisse den Namen eines Polyhistors erwarb) auf die Universität Wittenberg. Auch hier lag er unermüdlich den Studien ob, vertheidigte theils als Respondent, theils als Präses sechs verschiedene gelehrte Abhandlungen und erhielt auch hier die Erlaubniß, theologische Vorlesungen zu halten. Im J. 1680 berief ihn Graf Christian Wilhelm zu Schwarzburg zum Lehrer seiner Söhne nach Sondershausen und übertrug ihm 1683 die erledigte Superintendentur daselbst. Im selbigen Jahre beehrte ihn die Universität Wittenberg mit dem Diplome eines Doctors der Theologie. Für die Förderung des wissenschaftlichen Lebens der Geistlichen im Sondershausischen war es von besonderer Bedeutung, daß er „geistliche Synoden" einrichtete, in denen gelehrte Disputationen gehalten werden mußten. Sein thätiges, äußerst segensreiches, gewissenhaftes Leben endete ein

wiederholter Schlagfluß. — Zu den in der „Sammlung von alten und neuen theologischen Sachen“ 1720 p. 1014 ff. und bei Rotermund, Fortsetzungen und Ergänzungen zu Jöchers Gelehrtenlexikon Bd. 4 S. 1256 angegebenen Schriften ist noch hinzuzufügen: Fabrica templi mystici oder der geistliche Tempelbau ex Eph. 2, 19 s. delineata et in festo Sondershusano, quo templum SS. Trinitati dedicatum, auspiciis — Comitis — Chr. Wilhelmi — de Schwartzburg — solenni ritu d. 25. Nov. 1694 inaugurabatur, in dissertatione synod. — in praedicto templo publice proposita“. Desgl.: „Der von Jesu Joh. 3, 16 eröffnete Heil- und Trostbrunnen &c., Gedächtnißpredigt auf die Fürstin Maria Magdalena geb. Pfalzgräfin beim Rhein“ 1690; endlich die Einweihungspredigt der heil. Dreifaltigkeitskirche in Sondershausen 1691. Fol.

Anemüller.

Meinhold: Johannes Wilhelm M., Schriftsteller, geb. in Netzelkow am 27. Februar 1797, † in Charlottenburg am 30. November 1851. Der einsame, auf dem Gnitz, einer westlichen Landzunge der Insel Usedom, gelegene Geburtsort Meinhold's war zu dem Sonderlingsleben seines Vaters, eines Predigers, wie geschaffen. Von früh bis spät, äußerlich und innerlich behandelte sich derselbe 32 Jahre lang mit kaltem Wasser, ging in der letzten Lebenszeit morgens 6 Uhr zu Bette und stand Mittags um 11 wieder auf. Nur so glaubte er einem Schlaganfall vorbeugen zu können, der ihn trotzdem auf seiner zweiten Pfarre in Liepe 1828 ereilte. Die Erziehung der Kinder litt unter diesen Gewohnheiten. Wilhelm, der älteste, wurde gleich nach seiner Geburt in eiskaltes Wasser gesteckt. Beim Wassertrinken und selbst des Winters oft im Freien fand der Unterricht statt. Häufige Züchtigungen mußten die Abhärtung vermehren. Nur bei der mildherzigen Stiefmutter — die rechte Mutter war 1806 gestorben — fand der Knabe einige Zuflucht. Schon 1813 wurde er nach Greifswald auf die Universität geschickt. Sein kümmerlicher Wechsel und seine bisherige Abgeschlossenheit brachten ihn meist nur in unangenehme Berührung mit den Commilitonen. Theologische Anregung entbehrte er völlig. Nur Kosegarten gewährte seiner philosophischen und philologischen Neigung einige Nahrung, nahm ihn gegen Verkennung in Schutz mit dem Zeugniß: „Bei dem Meinhold liegt in einer rauhen Schale ein süßer Kern verborgen“ — und ermunterte ihn zu dichterischen Versuchen. Nach zweijährigem Aufenthalt auf der Universität trat er eine Hauslehrerstelle bei Ueckermünde an, bestand die theologischen Examina, wurde Prädicant des vom Schlage gelähmten M. Gering in Gützkow und übernahm 1820 das Rectorat der Stadtschule von Usedom, wobei er mit der zweiten Gering'schen Tochter seinen Hausstand begründete. Ein bereits in Gützkow entstandenes Glückwunschgedicht auf den Oberpräsidenten Sack hatte diesen um die wirthschaftliche und geistige Cultur der Provinz hochverdienten Mann zu Meinhold's Gönner gemacht. Diese Gönnerschaft verstärkte sich, als selbst Jean Paul dem jungen Dichter seine Anerkennung zu Theil werden ließ. Derselbe hatte ihm nämlich das Manuscript eines Trauerspiels „Herzog Bogislaf“ übersandt. Jean Paul erwiederte, der Verfasser sei des wahren tragischen Ausdrucks mächtig und sein Jugendfeuer verspreche der Dichtkunst viel; er solle sich nur von Schiller und Shakespeare leiten lassen, so würde er bald fliegen und steigen. Dieser Brief, der sogleich an Sack geschickt ward, machte den Adressaten schon im J. 1821 zum Pfarrer von Coserow auf Usedom. Er fand hier die schönste Muße, 1824 einen Band „Vermischte Gedichte“ auf Subscription herauszugeben. Ein Exemplar übersandte er an Goethe. Dieser beurtheilte ihn öffentlich ohne Nennung des Namens unter der Ueberschrift „Individual-Poesie“. Er habe eine liebenswürdige Art, seine persönlichen und landschaftlichen Zustände poetisch darzustellen. In dieser Beschränkung liege sein Talent. M. befolgte den Wink leider nicht. 1826

erschien sein romantisch-religiöses Epos „St. Otto oder die Kreuzfahrt nach Pommern", dessen Vorrede mit dem Geständniß beginnt, der Verfasser habe „von jeher einen entschiedenen Hang in sich gefühlt, ungewöhnliche und schwere historische Stoffe für die ästhetische Behandlung zu wählen". Gewiß, dieser Stoff, der Seelenkampf der Bekehrung, war ihm zu schwer. Im Juni 1827 begleitete er den Kronprinzen von Preußen auf einer mißlungenen Fahrt zu den unweit Coserow gelegenen Vinetaklippen. In demselben Jahre fiel durch Sack's Vermittlung die Pfarrwahl des 3 Meilen entfernten Crummin auf ihn. Zu Neujahr 1828 trat er die Stelle an. Mißverhältnisse mit der Gemeinde verleideten ihm den Aufenthalt, hemmten aber nicht seine Productivität. 1830 gab er ein „Miniaturgemälde von Rügen und Usedom", 1837 „Humoristische Reisebilder von Usedom", 1839 „Schill, eine poetische Festgabe zur 25jährigen Jubelfeier der Schlacht bei Leipzig" heraus, erstere beide zum Theil recht anziehende Schilderungen heimathlicher Gegenden, wodurch zuerst die Augen weiterer Kreise auf die Naturschönheiten Usedom's gerichtet wurden, letzteres eine Reihe erzählender Gedichte nach Haken's Schill-Biographie. Seit 1838 entsteht sein berühmtestes Werk „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprocesse". Es ist die Erweiterung einer Novelle, „Die Pfarrerstochter zu Coserow", welche die Wiener Censur ihm 1826 zurückgewiesen hatte, in stilistischer Nachahmung der Denk- und Sprechweise des 17. Jahrhunderts. Unter dem Vorgeben, das alte defecte Manuscript im Chorgestühl seiner Kirche gefunden zu haben, veröffentlichte er 1841 und 1842 Bruchstücke daraus in der Christoterpe. Der König Friedrich Wilhelm IV. las sie mit Interesse, erkundigte sich nach der Handschrift und ließ sich, als ihm die Fiction mitgetheilt wurde, das Manuscript selbst übersenden. Am 1. Juni 1843 erhielt M. das auf des Königs Veranlassung bei Duncker & Humblot gedruckte Werk sammt Honorar zugesandt. Der Beifall war allgemein, Laube dramatisirte es, Lady Duff Gordon übersetzte es ins Englische, kaum ein Zweifel an der Echtheit wurde laut. Im Januar 1844 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung und 1846 in der Vorrede zur zweiten Auflage lüftete M. den Schleier. Er habe das Buch geschrieben, um „unsere kluge Zeit schlagend zu überführen, was von der Vocabelkritik zu halten sei". Wie sie hier ein untergeschobenes Buch für echt genommen, so vermesse sie sich, echte biblische Schriften für untergeschoben zu erklären. Apologetische Studien hatten ihn allerdings seit Jahren beschäftigt. Bei einer von Steudel in Tübingen ausgeschriebenen Concurrenz um eine Apologie des Christenthums hatte er 1835 eine auszeichnende Erwähnung davongetragen, während Stirm den Preis erhielt. 1840 hatte ihm Erlangen wegen einer Abhandlung über Wunder und Weissagungen, welche einen Abschnitt jener Apologie gebildet hatte, das theologische Doctorat verliehen. Trotzdem scheint der Bernsteinhexe die apologetische Tendenz erst nachträglich angehängt. Die Kritik ließ sich in keiner Weise durch eine Mystification behelligen, der das unkritische Publicum zum Opfer gefallen war. Der Werth des Werkes besteht ausschließlich in der auf tüchtigen Studien beruhenden dichterischen Reproduction pommerscher Culturverhältnisse des 30jährigen Krieges. Der Verfasser selber behauptet, diese Kunstgattung, die er den „chronikalischen Roman" nennt, erst erfunden zu haben. Doch hatte (abgesehen von Kleist's Kohlhaas) August Hagen mit seinen „Norica" schon 10 Jahre früher denselben Weg betreten. In Folge einer Audienz beim Könige am 12. März 1844 wurde M. bereits zu Ostern d. J. Pastor in Rehwinkel bei Stargard. Damals erschien „Athanasia oder die Verklärung Friedrich Wilhelm des Dritten. Ein christlich-religiöses Gedicht", während 1846—1848 seine „Gesammelten Schriften" in 7 Bänden bei J. J. Weber in Leipzig herausgegeben wurden. Dieselben enthalten im 2. Bande zwei Dramen

und Band V—VII „Sidonia v. Bork, die Klosterhexe". Die sprachlichen wie stofflichen Kunstmittel der Bernsteinhexe sind hier noch ausgiebiger verwerthet, sie dienen aber ausgesprochenermaßen nur apologetischen Zwecken. In und unter dem Text geben Anmerkungen die Ansichten des Verfassers über die religiösen, politischen und socialen Fragen seiner Zeit. Sein Kampf gegen die revolutionäre Strömung in Preußen wurde immer energischer. Im Sommer 1848 erschien „Die babylonische Sprachen- und Ideenverwirrung der modernen Presse als die hauptsächlichste Quelle der Leiden unserer Zeit, seinen lieben pommerschen Landsleuten gewidmet". Im nächsten Jahre folgte „Das Vaticinium Lehninense metrisch übersetzt und commentirt nebst einer religionsphilosophischen Einleitung". Alle diese Schriften zeigen außer manchem schlagfertigen Wort eine bedenkliche Abweichung von der reformatorischen Lehre und ein zunehmendes „Verständniß" für den Katholicismus. Um mancherlei „Unannehmlichkeiten zu entgehen und sich ganz der Litteratur zu widmen" gab er im Herbst 1850 sein Amt auf und zog nach Charlottenburg. Ueber einem neuen Roman „Der getreue Ritter oder Sigismund Hager und die Reformation", der die Vereinigung der Confessionen, natürlich auf Kosten des Protestantismus, zum Gegenstand hatte, starb er am Gehirnschlag. Das unvollendete Werk, von dem jüngsten seiner vier Söhne herausgegeben und fortgesetzt, hat die Sage von seinem Uebertritt hervorgerufen. Er ist auf dem Wege nach Rom gestorben. — Meinhold's Schriften enthalten treffliche Elemente zu einem pommerschen Dichter. Als er etwas anderes werden wollte, verfehlte er seinen Beruf.

Gesammelte Schriften, in den Vorreden u. ö. — Novellen-Zeitung (Leipz., J. J. Weber), Bd. II, Nr. 79 (1. Januar 1846). — Neuer Nekrolog der Deutschen, 29. Jahrg., Th. 2, S. 930—938. — Goedeke, Grundriß, Bd. III, S. 1186—1190. Petrich.

Meinicke: Karl Eduard M., Geograph, wurde am 31. August 1803 in Brandenburg a. H. geboren, besuchte das Gymnasium zu Potsdam und darauf die Universität Berlin, wurde 1825 als Collaborator am Gymnasium zu Prenzlau angestellt, an welchem er 1838 zum Professor ernannt ward, und welches er dann seit 1846 in provisorischer Eigenschaft, seit 1852 definitiv als Director leitete. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Dresden, wo er einer der eifrigsten Förderer des Vereins für Erdkunde ward. Hier starb er am 25. August 1876. M. gehört zu den frühesten Schülern Karl Ritters und gleichzeitig zu den emsigsten und verständnißvollsten. Er ist der einzige aus dieser Schülerzahl, der die Natur- und Geschichtsseite der Erde sowie die Geschichte ihrer geographischen Erforschung gleichmäßig beherrschte und welcher aus solcher Vielseitigkeit heraus für den fünften Erdtheil Aehnliches geleistet hat, wie Ritter für Afrika und Asien. Ebenso wenig wie bei Ritter beeinträchtigte bei ihm die Weite und Vielartigkeit des Stoffes die Eigenthümlichkeit der Auffassung und die Gründlichkeit der Behandlung. Gleich Ritter hat er ein Lebenswerk in „Die Inseln des Stillen Oceans" (1876) hinterlassen, welches noch lange, wenn sein Inhalt überholt sein wird, als vollständige, methodische Fixirung eines bestimmten Zustandes geschätzt werden dürfte. Der Grundgedanke in Meinicke's wissenschaftlicher Thätigkeit war die Behandlung der Völkerkunde nach denselben wissenschaftlichen Grundsätzen, welche die Ritter'sche Erdkunde gleichzeitig zu so hohen Leistungen geführt hatten. Er schrieb 1844: „Ich bin bei meinen Studien über die Inseln der Südsee und die sie bewohnenden Völkerstämme darauf gekommen, einen Versuch zu machen, wie meiner Ansicht nach die Ethnographie wissenschaftlich zu behandeln ist." Doch findet sich die gleiche Anregung und Idee schon im Grundbau der Erstlingsarbeit: „Beiträge zur Ethnographie Asiens," welche 1837 als Beilage zum Programm des Prenzlauer Gymnasiums erschien. Diese Arbeit

schließt sich unmittelbar an Ritters Asien an. So wie dieses durch die Beschreibung der Länder auf Grund des vollständigst kritisch gesichteten Materials die Geographie zum ersten Mal mit einem Strabos würdigen Grundwerk beschenkte, so strebt auch M. hier die Völkerkunde Asiens, des „Continentes voller Völkerruinen", wie er Asien nennt, durch die gelehrte Doppelarbeit einer ausgedehnten Materialsammlung und einer eindringenden Kritik zu fördern. Und es ist bezeichnend, daß er sich gerade demjenigen Problem zuwandte, welches durch Reinhold Forsters geistvolle Theorie einer malayischen Invasion der ursprünglich von negroiden Völkern bewohnten Inseln des Indischen und Stillen Oceans für gelöst galt, ohne es doch zu sein. Er sah hier „eines der in der geographischen Wissenschaft gerade nicht seltenen Beispiele, wie die Hypothesen eines geistreichen Forschers einzig und allein durch das urtheilslose Nachbeten Anderer die Rechte der Thatsachen usurpiren". Er versuchte demnach einmal, die Frage zu beantworten, ob diese beiden Völkerstämme denn wirklich auch auf jenen Inseln bestehen und ferner, ob das von Forster angenommene geschichtliche Verhältniß zwischen ihnen das wirklich vorhandene sei. Am Schluß aber begnügt er sich, den Weg anzugeben, auf welchem allein dieses ethnographische Problem gelöst werden könne, und bezeichnet als solchen die ethnographische Analyse, die auszuscheiden hat, was malayisch, was indisch, was negroid. Und auf diesem Wege ist M. dann in allen seinen späteren Schriften vorgeschritten und keiner seiner Nachfolger hat ihn an Gelehrsamkeit oder Scharfsinn übertroffen, manche aber sind, zumal seine Schriften nicht nach Verdienst bekannt wurden, weit hinter ihm zurückgeblieben. Dem Grundsatze folgend, den er in seinem letzten großen Werke: „Die Inseln des Stillen Oceans" (2 Bände, 1875—1876), aussprach, daß die weitere Entwickelung der geographischen Wissenschaft nur durch Monographien erfolgen könne, hat er eine Reihe von größeren und kleineren Arbeiten über Länder und Inseln im Osten und Süden von Asien geschaffen, unter denen wir, als die verschiedenen Seiten seiner Thätigkeit am besten bezeichnend, hier noch nennen: „Das Festland Australien" (1837); „Die Südseevölker und das Christenthum" (1844); „Geschichte der Entdeckung Australiens vor Cook" (1861); „Urgeschichte der Polynesier" (1870). M. hat in Wappäus' Handbuch der Geographie Australien bearbeitet (1854 und 1866). Ueber sein „Lehrbuch der Geographie" (1837) siehe Spörers Urtheil in den Geogr. Mittheil. 1877, wo auch Meinicke's Nekrolog.

Vgl. ferner Sophus Ruge im XV. Jahresber. des Vereins f. Erdkunde zu Dresden; wissenschaftl. Theil. Dresden 1878. S. 56—85 (mit Bildniß M.'s und Briefen W. v. Humboldt's an M. aus d. J. 1832—1835).

Friedrich Ratzel.

Meinrad: St. M., Einsidler und Begründer der Zelle am Platze des Stiftes Einsideln, † am 21. Januar 861. Meginrat — oder in weniger voller Form des Namens, M. — stammte nach seiner im 11. Jahrhundert verfaßten Lebensbeschreibung aus dem schwäbischen Sülichgau, der, zu beiden Seiten des oberen Neckar bei Rotenburg und Tübingen gelegen, nach dem alten Römerplatze Sülchen bei Rotenburg seinen Namen trug, kam dann zum Unterrichte nach Reichenau zu dem ihm verwandten Klosterlehrer — nachherigen Abte — Erlebald und trat auf dessen Antrieb als Mönch ein, wahrscheinlich bald nachdem Erlebald, 822, die Leitung des Klosters übernommen hatte. Dann nach einer Zelle des Klosters am obern Zürichsee — vielleicht Bollingen (oberhalb Rapperswil) — versetzt, soll er, statt dort Schule zu halten, dem Drange nach einem strengen religiösen Leben in einsamer Zurückgezogenheit nachgegeben haben und zuerst auf die Höhe des den See südlich überragenden Berges Etzel, dann noch tiefer in eine wilde Gebirgsgegend hinter diesem Berge, in den finstern Wald, der das Gebiet jenseits des Oberlaufes der Sihl füllte, gegangen sein: da habe er in

einer Zelle gewohnt und sei durch Räuber erschlagen worden. In anmuthiger Weise führt die kirchliche Sage aus, daß zwei von dem Einsidler gezähmte und aufgezogene Raben den Mördern nach Zürich nachflogen und da durch ihre deutliche Verzeigung die gerichtliche Bestrafung der Verbrecher ermöglichten. Das Kloster, welches an der Stelle der Zelle sich erhob, östlich über dem zur Sihl strömenden Alpbache, führt die fliegenden Raben in seinem Wappenbilde. Uebrigens ist dieses förmlich eingerichtete Gotteshaus erst im 10. Jahrhundert entstanden. Zwar sollen schon in dessen erster Hälfte von Straßburg her, zuerst durch Benno und hierauf durch Eberhard, Geistliche angesehener Abstammung, die ersten Versuche angestellt worden sein, in der verlassenen Zelle des im Geruche der Heiligkeit stehenden Einsidlers M. Mönche zu sammeln und eine regelrechte klösterliche Anstalt zu schaffen. Doch erst 947, als Otto I. der Meginrateszelle und ihrem Vorsteher Eberhard Immunität und freie Abtwahl zusicherte, beginnt die urkundliche Geschichte. Aus der ältesten Vita (Acta Sanctorum, Januar, Bd. II, S. 382—385) ist infolge der Bedeutung Einsidelns als Wallfahrtsort seit dem 15. Jahrhundert eine ganze populär erbauliche Litteratur emporgewachsen (vgl. P. Gall Morel: Das Büchlein vom Anfange der Hofstatt zu den Einsideln und die Einsidlerchroniken vom 14. bis 19. Jahrhundert, im „Geschichtsfreund" der fünf Orte, Bd. XIII, S. 154 ff.), und als letztes Hauptstück derselben kann des P. Karl Brandes Festschrift zum Millenarium von 1861 angesehen werden: „Leben und Wirken des heiligen M. für seine Zeit und für die Nachwelt". Dieselbe ist dem Fürsten Karl Anton Meinrad von Hohenzollern-Sigmaringen gewidmet; denn nach einer nachweislich schon seit dem Ende des 16. Jahrhunderts sich forterbenden Tradition soll M. mit den Ahnen des Hauses Zollern blutsverwandt sein (vgl. L. Schmid: Der heilige M. in der Ahnenreihe des erlauchten Hauses Hohenzollern, Sigmaringen 1874). Meyer von Knonau.

Meinwerk, von 1009 bis 1036 Bischof von Paderborn, entstammte dem reichen und ansehnlichen sächsischen Geschlechte der Immedinger und erhielt in Hildesheim seine geistliche Bildung, welche jedoch nicht weit reichte. Nach der Weise der vornehmen Kleriker diente er in der königlichen Canzlei und erhielt 1009 von Heinrich II. das Bisthum Paderborn, welches er als ein zu armes und unbedeutendes anfangs nicht nehmen wollte, dann aber 27 Jahre lang mit größter Sorgfalt verwaltet hat. Auch stiftete er 1015 in der Vorstadt von Paderborn das Kloster Abdinghof, und dieser seiner Stiftung verdanken wir die Lebensbeschreibung, welche erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts mit fleißiger Benutzung von Urkunden und anderen schriftlichen Quellen verfaßt ist, vorzüglich aber aus der lebendigen Tradition schöpft. Gewiß ist schon viel darin sagenhaft ausgeschmückt; ohne Zweifel aber ist der wesentliche Charakter richtig. M. war eine derbe, kernige Sachsennatur, kirchlich fromm, aber nicht ascetisch, ganz auf praktische Wirksamkeit gerichtet, unermüdlich thätig für die gute Verwaltung, Hebung und Bereicherung seines Bisthums, für welches er dem Kaiser, einst seinem Mitschüler, einen Königshof nach dem andern abzupressen wußte. Seine Stadt sicherte er durch einen Mauerring, eine Kirche ließ er von griechischen Werkleuten bauen. Selbst ungelehrt, sorgte er doch auch für die Schulen, deren Blüthe in der Folgezeit von seinen Verdiensten zeugt. Ebenso eifrig war er für das Wohl seiner Mönche besorgt, und man erzählte sich noch lange in Abdinghof von seiner Derbheit und Gutmüthigkeit, wie er Mängel der Verwaltung listig auskundschaftete und strenge bestrafte, den Mönchen aber auch statt Oel, das in der Regel vorgeschrieben ist, aber in Westfalen nicht wächst, Speck verordnete und überhaupt in allen Dingen einen guten praktischen Verstand bewährte. Stets bemüht, sein Stift auf Kosten des Reichs zu bereichern, war er doch übrigens den Kaisern treu ergeben und erscheint als ein vortrefflicher Typus der

alten Reichsgeistlichkeit vor der Zeit des Investiturstreites. Er starb am 5. Juni 1036.

Vita Meinwerci ed. Pertz, Mon. Germ. Script. XI, 104—161. Giesebrecht, Geschichte der Kaiserzeit, 5. Aufl. II, S. 92 u. 578. Breßlau, Konrad II., II, S. 165—168. Wattenbach.

Meinzo von Constanz, ein Schüler des unter dem Beinamen Hermann der Lahme bekannten Reichenauer Klosterlehrers, selbst Stiftslehrer in Constanz. Ein Brief des M. an seinen Lehrer, welcher vor dem Tode des Abtes Bern von Reichenau, mithin vor dem 7. Juni 1048, geschrieben sein muß, hat sich handschriftlich erhalten und wurde seiner Bedeutung für die Rechnung mit Brüchen in jener Zeit wegen in photographischer Nachbildung veröffentlicht. Ein Schreiben Meinzo's von Constanz an Hermann den Lahmen, herausgegeben von E. Dümmler im Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde V, 202—206. Cantor.

Meir ben Baruch, auch Meir von Rotenburg genannt, jüdischer Gesetzeslehrer, † am 27. April 1293 in Ensisheim. Zu Worms gebürtig, wurde er von seinem Vater, dem im J. 1281 in hohem Alter verstorbenen Rabbiner Baruch b. Meir, wol schon als Knabe für das Talmudstudium bestimmt. In seiner Jugend hielt er sich in Würzburg auf und hörte daselbst die talmudischen Vorträge des Rabbiners Samuel b. Menachem. Später besuchte er die Lehrhäuser der letzten Vertreter der französischen Talmudistenschule, Jechiel von Paris und Samuel v. Falaise. Auch seinen Verwandten Samuel von Bamberg und den Rabbiner Abigedor in Wien bezeichnet er als seine Lehrer. In verhältnißmäßig frühem Alter war M. b. B., der in Rotenburg (wahrscheinlich am Neckar) und später auch in anderen Städten, zuletzt in Nürnberg, als Rabbiner wirkte, schon als die erste Autorität auf dem Gebiete der jüdischen Gesetzeskunde anerkannt. Mit Anspielung auf seinen Namen (Meir, leuchtend) wurde er nicht selten die Leuchte der Judenheit genannt. Fortwährend ergingen aus den jüdischen Gemeinden Deutschlands und Frankreichs an ihn Anfragen betreffs zweifelhafter religionsgesetzlicher Fälle und seine Bescheide wurden als maßgebend anerkannt. Er hat mehr als 1000 casuistische Gutachten geschrieben, die, sachlich und quellenmäßig gehalten, auch da, wo discussive Erläuterungen nicht zu vermeiden sind, klar und verständlich bleiben und nie durch ermüdende Breite und Verworrenheit verunstaltet werden. Von seinen Commentarien zu mehreren Tractaten der Mischna und des Talmuds und seinen masoretischen Arbeiten haben sich nur wenige Reste und Auszüge erhalten. Er richtete sein besonderes Augenmerk auf die Feststellung der aus dem Talmud für das praktisch-religiöse Leben sich ergebenden Normen und stellte daher den Lehrcodex Alfasi's und Maimuni's Lehrgebäude des jüdischen Gesetzes sehr hoch, welche Werke denn in der That auch von seinen Schülern mit zahlreichen aus seinem litterarischen Nachlasse stammenden Additamenten versehen wurden. Er brachte das Talmudstudium in Deutschland zur Blüthe und ließ die mystische Askese nur soweit gelten, als sie sich talmudisch rechtfertigen ließ. Im J. 1286 wurde M. b. B., als er eben im Begriffe war mit seiner Familie und anderen jüdischen Auswanderern Deutschland zu verlassen, in der Lombardei durch den Grafen Meinhard von Görz gefangen genommen und dem Kaiser Rudolf I. ausgeliefert, der ihn als Geisel in Ensisheim (und Wasserburg) gefangen hielt, woselbst er, nachdem er es vorgezogen hatte in Haft zu bleiben, als durch ein großes von der deutschen Judenheit aufgebotenes Lösegeld sich befreien zu lassen, im J. 1293 verstarb. Seine Leiche wurde erst 14 Jahre später, als nämlich Süßkind Wimpffen aus Frankfurt a. M. durch große Geldopfer dazu die Erlaubniß sich erworben hatte, in Worms zu Grabe gebracht. Sein Nachkomme im 10. Geschlechte war Elhakim Rotenburg, Landrabbiner in Schwaben

(1610), der Glossen zu einigen Büchern der aramäischen Bibelübersetzung und Responsen geschrieben hat.

Vgl. Lewysohn, Epitaphien des isr. Friedhofes zu Worms, S. 35—39; Landshut, Amude ha- Aboda, p. 160, 161; Wiener, Regesten zur Geschichte der Juden in Deutschland, Vorw. S. X—XVI; Grätz, Gesch. d. Juden, Bd. VII, S. 183—185, 203—205; Zunz, Litteraturgeschichte der synag. Poesie, S. 357—362; Güdemann, Gesch. des Erziehungswesens und der Cultur der abendländischen Juden, Wien 1880, S. 170—173. Brüll.

Meire: Gerard van der M., ein Maler der van Eyck'schen Richtung, über dessen Lebensverhältnisse nichts bekannt ist. Im 14. und 15. Jahrhundert kommen in Gent viele Künstler dieses Namens vor. Man hat den Gerard zu einem Schüler bald des Jan, bald des Hubert van Eyck gestempelt, doch läßt sich beides nicht begründen. In den Listen der Lucasgilde in Gent erscheint „Meester Gheraert van der Meire" 1452 als Meister und 1471 als Geschworener. Er scheint also in seiner Vaterstadt eine angesehene Stellung gehabt zu haben. In Folge des Mangels urkundlicher Nachrichten ist es auch schwer, ihm bestimmte Bilder zuzuschreiben und die ihm zugeschriebenen als echt anzuerkennen. Ein Altarwerk der St. Bavonkirche (Kathedrale) in Gent wird für seine Arbeit gehalten; das Mittelbild stellt die Kreuzigung vor, auf den Flügeln deutet Moses, der das Wasser aus dem Felsen schlägt und die eherne Schlange errichtet, als Vorbild auf die Kreuzigung auf dem Calvarienberge hin. Im Berliner Museum werden ihm zwei Bilder zugeschrieben: „Die Heimsuchung", eine sehr interessante Composition, und „Die Anbetung der Könige". Die Heimsuchung hat der Künstler — wenn ihm die betreffenden Bilder wirklich angehören — noch oft Gelegenheit gehabt zu malen. So besitzt die Turiner Gallerie ein solches Bild und die Sammlung des Freiherrn Speck v. Sternburg in Lützschena bei Leipzig. Letzteres Bild ist insbesondere sehr beachtenswerth. Ihm kunstverwandt ist die Ausgrabung des heiligen Hubertus, Bischofs von Lüttich, in der Nationalgallerie zu London. van Mander erwähnt eine Lucretia von seiner Hand, ein altes Manuscript der Dalberg'schen Bibliothek (das indessen bei der Versteigerung derselben im J. 1840 sich nicht vorfand) eine Madonna und das Bildniß einer Nonne; alle drei Bilder sind verschollen und ein Urtheil über sie ist darum nicht möglich. Ein Ambrosius der englischen Nationalgallerie, eine Kreuzigung in Brügge und die Tafeln der Antwerpener Sammlung gehören ihm sicher nicht an — wenn nämlich oben verzeichnete Bilder wirklich seine Werke sind. Der Anonymus des Morelli nennt als Miniaturisten des berühmten Codex Grimani in Venedig die drei: „Juan Memelin" (Memling), „Girardo de Guant" und „Liviero d'Anversa (Lievin de Witte). Man glaubte in dem zweiten, Gerhardt von Gent, unseren Meister zu erkennen. Crowe und Cavalcaselle glauben aber, daß darunter der berühmte Miniaturist aus Gent, Gerard Horenbant, zu verstehen sei.

v. Mander. Crowe u. Cavalcaselle, Altniederl. Malerei.

Wessely.

Meis: Johann Christian M., geb. zu Marsfeld (Henneberg), in Leipzig am 27. April 1693 lic. jur., 1709 Assessor der juristischen Facultät, 1716 außerordentlicher Professor der Rechte, † am 9. October 1726. „De translatione ministri ecclesiae", Lips. 1692, 4°.

Vogel, Annales, p. 883. Jöcher III, 382. v. Schulte.

Meißner: Adam Heinrich M., geb. am 5. April 1711 in Schleiz, † 1782 in Plauen, Sohn eines Zimmermeisters, machte die Vorbereitungsstudien in seiner Vaterstadt und bezog Ostern 1731 die Universität Jena, hierauf Leipzig und dann Göttingen, woselbst er bei der Einweihung der neu gegründeten Lehr-

anstalt (1734) die Magisterwürde erhielt. Nachdem er einige Jahre in Schleiz als Hofmeister gewirkt hatte, wurde ihm (1742) die Pfarrei in Rödersdorf und Tegau (bei Schleiz) übertragen, von wo er in Bälde als Pastor nach Mühltroff bei Zwickau kam (1743). Im November 1747 wurde er Archidiacon in Plauen und Vicar des dortigen Superintendenten. Seine Anhänglichkeit an die Philosophie Wolff's bethätigte er durch die umfängliche Schrift: „Philosophisches Lexicon, darinnen die Erklärungen und Beschreibungen aus des hochberühmten Weltweisen Herrn Christian Wolffens sämmtlichen teutschen Schriften seines philosophischen Systematis sorgfältig zusammengetragen" (1737), wozu der Leipziger Wolffianer Ludovici eine empfehlende Vorrede schrieb, welche darauf hinwies, daß, — wie es auch damals wirklich der Fall war — ein solches Wörterbuch einem weit verbreiteten Bedürfnisse entgegenkomme. Außerdem veröffentlichte er einen Abdruck der von Abr. Gronovius (1722) besorgten Ausgabe des Pomponius Mela (1738) und „De cura parentum bonae liberorum educationi impendenda" (s. a.), sowie „De mortuorum resurrectione sanae rationi non adversa, sed consentanea potius" (s. a.); auch schickte er dem Mühltroffer Gesangbuch eine Einleitung voraus „Von erbaulichen Liedern als einem Mittel der menschlichen Glückseligkeit".

Dietmann, Die Priesterschaft in dem Churfürstenthum Sachsen. Th. I, Bd. 3, S. 682. (Hieraus: Meusel, Lexikon, Bd. IX, S. 51).

Prantl.

Meißner: August Gottlieb M., Dichter, geb. (seiner eignen, bei Meusel angeführten Angabe zufolge) am 3. (nicht 4.) Nov. 1753 in Bautzen, † am 18. (wol nicht 20.) Febr. 1807 in Fulda. Sein Vater, Abraham Gottlieb M., lebte in Bautzen, zuerst als Regimentsquartiermeister bei dem Minckwitzischen Kürassierregiment, dann (seit 1748) als Senator und starb, wie Otto in seinem Lexikon angibt, der dennoch des Sohnes Geburt in das Jahr 1763 versetzt, am 16. Oct. 1761. Otto berichtigte sein Versehen in einer besonderen Anzeige, welche er im Intelligenzblatte der Neuen Leipziger Litteraturzeitung (1804 Stück 43 1. Sept. Sp. 691) einrücken ließ. Dies und die hiernächst mitzutheilenden chronologischen Thatsachen hinderten jedoch nicht, daß nicht der Fortsetzer des Otto'schen Lexikons, J. D. Schulze, seiner Berichtigung mit der Behauptung widersprach, M. sei nicht 1753, sondern „laut Kirchenbuch" 1763 geboren. Auch der Todestag wird abweichend angegeben; den 18. Februar nennt Jördens in einer Selbstberichtigung. M. besuchte in den Jahren 1764 bis 1772 die Schule zu Löbau und widmete sich 1773—1776 in Leipzig und Wittenberg dem Studium der Rechte. Schon während seiner Universitätszeit kam jedoch seine Vorliebe für Theater und Poesie zum Durchbruch. Er genoß theils in Leipzig, theils in Ronneburg den Umgang Ekhofs, der Seylerin, der Brandes, lieferte bereits für den Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1776 das Gedicht „Murat und Friedericke", betheiligte sich an der Zeitschrift „Neue Unterhaltungen", von der 1776 vier Stücke erschienen, und gab in demselben Jahre auch schon eine komische Oper „Das Grab des Mufti" heraus. Nur die Thränen seiner Mutter und dringliche Vorstellungen älterer Berather sollen ihn dazu vermocht haben, die Verbindung mit dem Theater aufzugeben. Er erhielt zunächst in Dresden eine Anstellung als Geheimer Canzellist, zuerst im Geheimen Consilium, dann am Geheimen Archiv. Später hatte eine Reise nach Oesterreich, welche er im J. 1785 unternahm, für ihn den Erfolg, daß ihm eine Professur der Aesthetik und classischen Litteratur an der Universität zu Prag übertragen ward. Er trat dieses Amt am 26. November 1785 an und verblieb in derselben Stellung, bis er im J. 1805 einer Berufung nach Fulda folgte, wo er als fürstlich Nassauischer wirklicher Consistorialrath und Director des

Gymnasium illustre starb. Seine Tochter Bianca vermählte sich in zweiter Ehe mit dem als Schriftsteller und Kunstfreund bekannten Joh. Gottl. von Quandt; der Dichter Alfred M. ist sein Enkel. — Schriftstellerischen Ruf und große Beliebtheit bei dem Publikum seiner Zeit erwarb sich M., ohne sich in seinen Hervorbringungen zu künstlerischer Größe zu erheben, als Verfasser von Romanen und Erzählungen, besonders durch die von ihm unter dem Titel „Skizzen" (von 1778 an in 10, zuletzt in 14 Sammlungen) herausgegebenen kleineren Darstellungen und durch die Romane Alcibiades und Bianca Capello. Auch seine Fabeldichtungen und sein Schauspiel „Johann von Schwaben" (1780) verdienen Erwähnung. Während seines Dresdner Aufenthaltes gab er zusammen mit K. Ch. Canzler die Quartalschrift „Für ältere Litteratur und neuere Lectüre" heraus; in Prag die Zeitschrift „Apollo". Seine Werke erschienen gesammelt in 56 Bänden (herausg. von G. Kuffner. Wien, 1811. 1812).

Meusel, G. T. G. F. Otto, Lexikon der Oberlausizischen Schriftsteller Bd. II, S. 559 ff.; Bd. III, S. 759; Supplementband von Joh. Dan. Schulze, S. 266—268 und 520. Allgemeine Zeitung, 1807, Nr. 85 f. Jördens, Lexikon Bd. 3, S. 473—504; Bd. 6, S. 523—526. Rotermund, zu Jöcher. Literarischer Merkur No. 43 u. 44. 29. May u. 1. Juny 1820. Dresden. Wurzbach, biograph. Lexikon Th. 17. S. 301 ff.

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Meisner: Balthasar M., reichbegabter Wittenberger Theologe im Anfange des 17. Jahrhunderts, geb. 1587 zu Dresden, bezog 15 Jahr alt 1602 die Universität Wittenberg und wurde 1613 Professor der Theologie daselbst und starb hier frühzeitig überarbeitet im J. 1626. Obgleich zur Klasse der polemischen Schultheologen gehörig, hatte er doch Sinn für die Schäden und Mängel der damaligen lutherischen Kirche und suchte für deren Abhülfe zu wirken. Litterarisch bekannt wurde er in weiteren Kreisen durch sein viel gelesenes Werk „Philosophia sobria", Gießen 1611.

Vgl. A. Tholuck, Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs, 1852, S. 14, 37, und Derselbe in Herzog's Realencyklopädie IX (2. Aufl.), 471.

P. Tschackert.

Meisner: Gottfried M., geboren als Sohn des berühmten Theologen Baltasar M. (vgl. oben) zu Wittenberg am 13. November 1618, verlor schon als achtjähriger Knabe seinen Vater, und bekam hierdurch und durch andere Unglücksfälle, die ihn trafen und in welchen er Gottes gnädige Fürsorge wunderbar erfuhr, einen frühzeitig auf eine ernste Erfassung des Lebens gerichteten Sinn. Schon in seinem 16. Jahr begann er das Studium der Philosophie an der Universität Wittenberg, 1636 wurde er Magister, studirte dann Jurisprudenz und wandte sich darauf zur Theologie. Am 14. Oktober 1641 trat er als Adjunct in die philosophische Facultät, 1642 kam er schon als Superintendent nach Jessen an der schwarzen Elster, 1643 wurde er in seinem 25. Jahre Doctor der Theologie und 1644 Superintendent und Pastor zu Großenhayn. Auf dieser Stelle verblieb er nun 46 Jahre bis zu seinem Tode und schlug alle Berufungen in angesehenere Stellungen, auch in eine theologische Professur zu Wittenberg, aus. Ihm wird nachgerühmt, daß er stets besonders eifrig in der Sorge für Arme und Verlassene gewesen sei und von früh auf seinen Tod beständig vor Augen gehabt habe. Dreimal war er verheirathet. Er starb am 3. August 1690. Hier ist er vor allem wegen seiner geistlichen Lieder zu nennen. Obschon völlige Uebereinstimmung darüber herrscht, daß diese in Bezug auf Sprache und Prosodie viel zu wünschen übrig lassen, so haben sie doch eine verhältnißmäßig große Verbreitung wegen des einfach frommen Sinnes, der sich in ihnen ausspricht, gefunden; namentlich gilt dies von seinen kleinen

sog. Predigtliedern, d. h. Liedern, die am Anfang oder am Schluß des Gottesdienstes zu singen sind. Fischer führt in seinem Kirchenliederlexikon 13 von Meisner's Liedern an.

Jöcher III, Sp. 383 f. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1274 f. Koch, Geschichte des Kirchenliedes, 3. Aufl., III, S. 363 ff. Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 216 b. unten, 2. Hälfte, S. 456 b. (Fischer u. andere schreiben Meißner). l. u.

Meisner: Johann M., Wittenberger lutherischer Theologe (geb. 1615 in Torgau, 1649 außerordentlicher, 1650 ordentlicher Professor der Theologie, 1660 Propst und Senior der theologischen Facultät zu Wittenberg, † 1681), gerieth wegen freierer Denkart, d. h. wegen seiner Milde gegen die reformirte Theologie, in einen langwierigen dogmatischen Streit mit seinem zelotischen Collegen Abraham Calov, welcher mit inquisitorischer Anmaßung einige Sätze aus Meisner's Hauptschrift „Examen chatechismi Palatini“ (1669) als unlutherisch denuncirt hatte und an der auf ihre lutherische Rechtgläubigkeit stolzen Wittenberger Akademie Recht behielt.

A. Tholuck, Der Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs, 1852, S. 225 ff.; daselbst die Urkunden des erwähnten Streites, S. 383—422.
P. Tschackert.

Meisner: Karl Friedrich August M., Naturforscher (1765—1825) wurde den 6. Januar 1765 von wenig bemittelten Eltern zu Ilfeld (Hannover) geboren. Er fand Gelegenheit, in Göttingen die Universität zu besuchen, und erhielt bald eine Stelle als Lehrer in Bremen, zuerst in einem Privathause, dann in einem Erziehungsinstitut. Nach siebenjährigem Aufenthalt daselbst bewog ihn seine Liebe zur Natur, eine Hauslehrerstelle in Bern anzunehmen. Im J. 1796 hier angelangt, wurde er ungewöhnlich rasch heimisch, und verheirathete sich bald mit einer Dame aus vornehmer Familie, die jedoch schon früh starb. Mitten in der Zeit politischer Unsicherheit begründete er 1799 eine höhere Lehranstalt, die beim Darniederliegen der öffentlichen Schulen sich als Bedürfniß erwies und sich trefflich bewährte, und aus welcher unter andern der berühmte Geologe B. Studer hervorgegangen ist. Bei der Wiederherstellung der Bernischen Akademie, 1805, ging M. an dieselbe über als Professor der Naturgeschichte und Geographie. Obwohl im mündlichen Vortrag keineswegs ausgezeichnet, wußte er doch in hohem Maaße anregend zu wirken und auf die Jugend Einfluß auszuüben. Sammelnd, beobachtend, zeichnend und schwärmerischem Naturgenuß sich hingebend, durchstreifte er die nahen Alpen, und gab 1801 eine erste Reisebeschreibung heraus, welcher später (1820—25) noch 4 Bändchen: „Kleine Reisen in der Schweiz, für die Jugend beschrieben“, nachfolgten. Er gab dadurch den eigentlichen Anstoß zu den seither in der Schweiz so beliebt gewordenen Schülerreisen. Mit einigen Freunden rief er 1802 die schon 1786 begründete Bernische Naturforschende Gesellschaft wieder neu ins Leben „zur Beförderung der Naturkunde überhaupt und der vaterländischen insbesondere, und zur Aufmunterung und Unterstützung junger Leute in diesem Studium“. Ebenso war er mitthätig bei der Stiftung einer ähnlichen Gesellschaft für die ganze Schweiz, 1815 in Genf· er war deren erster Secretär und gab in ihrem Auftrage, unterstützt von dem Genfer Botaniker Seringe, eine Zeitschrift, zuerst (1817—1823) unter dem Titel: „Naturwissenschaftlicher Anzeiger“, nachher (1824—25 in 2 Bänden): „Annalen der allgemeinen Schweizerischen Gesellschaft für Naturwissenschaften“ heraus. Vorzüglich verdient machte er sich seit 1801 um das Zustandekommen, die wissenschaftliche Ordnung und Leitung einer öffentlichen naturhistorischen Sammlung in Bern. Neben einer ausgebreiteten Correspondenz mit vielen Gelehrten (Blumenbach, Cuvier, Prinz Maximilian

zu Wied ꝛc.) schrieb er 1806 ein „Handbuch der Zoologie“, von 1807 — 1811 ein „Museum der Naturgeschichte“ in 6 Heften mit Abbildungen, und 1816, gemeinsam mit dem Zürcher Schinz: „Die Vögel der Schweiz“. Zudem war er auch Mitarbeiter des gern gelesenen Bernischen Almanachs: „Die Alpenrosen“; ein begeisterter Freund und gründlicher Kenner der Musik; als liebenswürdiger, harmloser Mensch in geselligen Kreisen in hohem Grade geschätzt. Er starb am 12. Februar 1825 und hinterließ bedeutende Privatsammlungen und handschriftliche Arbeiten. Im J. 1805 hatte er sich zum zweiten Mal verehelicht: einer seiner Söhne wurde später Professor der Botanik in Basel.

Quellen: Annalen der allg. Schw. Gesellschaft für N.W. Bern 1825 (von C. Brunner). — Zum Andenken für M., in den „Alpenrosen“, Jahrgang 1826. — C. Fueter, Versuch einer Darstellung des neueren Bestandes der Naturwissenschaften im Kt. Bern, 1828. — Fr. Meisner, K. F. A. Meisner, Professor in Bern, im Bern. Taschenb. 1865, mit Benutzung einer Autobiographie von einem Enkel Meisner's geschrieben. — B. Studer, Geschichte der phys. Geographie der Schweiz, 1865. Blösch.

Meißner: Karl Ludwig, Ritter von M., Sohn des Naturforschers und Professors am k. k. polytechnischen Institute in Wien, Paul Traugott M. (s. u. S. 248) wurde am 7. Juni 1809 zu Kronstadt in Siebenbürgen, wo sich damals sein Vater aufhielt, geboren. Als derselbe 1815 nach Wien übersiedelte, begleitete ihn die Familie dahin, wo Karl Ludwig M. die technischen und philosophischen Studien vollendete und im J. 1828 — kaum 19 Jahre alt — als Ingenieur nach Kronstadt ins praktische Leben eintrat. Im J. 1830 wurde er zur k. k. Baudirection nach Wien übersetzt, und, als im J. 1836 die Bewilligung zum Bau der ersten österreichischen Locomotiv-Eisenbahn, der nachmaligen Kaiser-Ferdinand's-Nordbahn ertheilt worden war, einer der ersten österreichischen Techniker, zu diesem Bau zugezogen. Nach einer längeren fachmännischen Reise durch Belgien und England wurde er zum Oberingenieuradjuncten ernannt und leitete als solcher zum Theil die Tracirung der Linie Wien-Brünn und Lundenburg-Prerau. Im J. 1841 folgte M. einem wiederholt an ihn ergangenen Rufe als Professor der Bauwissenschaften am herzoglich braunschweigischen Collegium Carolinum und wurde zugleich zum technischen Director der zu erbauenden Staatseisenbahnen Braunschweig-Aschersleben, Braunschweig-Lehrte und Wolfenbüttel-Harzburg ernannt, welche Bahnen nach seinen Plänen unter seiner speciellen Leitung ausgeführt sind; auch wurden unter ihm zum ersten Male Berglocomotiven auf Gebirgsbahnen von 1/40 Steigung mit Erfolg eingeführt. Im J. 1851 berief der österreichische Handelsminister Baron Bruck den noch in Braunschweig lehrenden Professor M. nach Wien zur Generaldirection für Communicationen. Dort wirkte er zuerst als k. k. Ministerialcommissär I. Classe und zuletzt als technischer Inspector I. Classe auf den Staatsbahnen Mürzzuschlag bis Laibach und von Gänserndorf nach Szolnok, sowie auf den Privatbahnen von Wien nach Bruck und nach Gloggnitz-Oedenburg. Als im J. 1859 die Südbahn mit ihren Nebenlinien an die französische Gesellschaft überging, wurde M. zuerst zum Generalinspector, dann im J. 1860 zum Verkehrsdirector ernannt und leitete sofort den ganzen Bahncomplex bis Oedenburg, Villach, Szöny, Ofen, Sissek, Karlstadt und Triest. So hat M. seit dem Jahre 1830 mit Ausnahme des in Braunschweig verlebten Jahrzehntes 1841—1851 in Oesterreich im Eisenbahndienste auf das Ersprießlichste gewirkt und mehrfache Einrichtungen zur Verbesserung des Eisenbahnbau- und Betriebswesens in erfolgreicher Weise getroffen und dabei Tausende zu tüchtigen Eisenbahningenieuren herangebildet. Meißner's Verdienste um Förderung und Sicherung des Communicationswesens wurden zu wiederholten Malen

gewürdigt. Nachdem er schon früher mit dem Ritterkreuze des Franz-Josephs-Ordens ausgezeichnet worden war, erhielt er mit kaiserlichem Handschreiben vom 3. Januar 1865 das Ritterkreuz vom Orden der Eisernen Krone und wurde statutengemäß mit Diplom vom 10. März 1866 in den österreichischen erblichen Ritterstand erhoben. M. leitete im Winter 1856—1857 die Tracirungen der — nicht ausgeführten — Arad-Kronstädter Bahnlinie und besaß eine äußerst interessante Correspondenz aus dieser Zeit, die von wesentlicher Bedeutung für die Geschichte des Kampfes der Linien Rothenthurm und Kronstadt ist. M. starb als Inspector bei der Generalinspection für österreichische Eisenbahnen nach längerem Leiden am 19. Juni 1868 in Reichenau bei Wien mit Hinterlassung von drei Söhnen. Seine Gattin war ihm schon vor Jahren im Tode vorangegangen.

Joseph Trausch, Schriftstellerlexikon der siebenbürg. Deutschen. II. Bd., S. 406—408. Wurzbach, biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 17. Theil, S. 312, 313. v. Friedenfels.

Meißner: Karl Friedrich M. (Meisner), geb. zu Bern den 1. November 1800, † zu Basel am 2. Mai 1874, hat auf dem Gebiete der beschreibenden Botanik mehrere bedeutende Arbeiten geliefert. Seine erste Erziehung genoß er auf Privatinstituten in Yverdun und Vevey und erlangte hier die Fähigkeit, sich in der deutschen wie in der französischen Sprache mit gleicher Gewandtheit auszudrücken. Später lernte er auch englisch, das er ebenfalls mit großer Fertigkeit sprach und schrieb. Seine wissenschaftlichen Studien machte er in Wien, Paris und Göttingen. Von letzterer Universität 1824 zum Dr. med. promovirt, ging er zunächst wieder nach Bern, wo er kurze Zeit als Lehrer der Naturwissenschaften wirkte. Bald aber zog ihn der Ruf von August Pyramus Decandolle nach Genf. Der Einfluß und die Unterstützung dieses berühmten Botanikers bestimmten nunmehr ganz und gar die Richtung seiner botanischen Arbeiten. Im J. 1828 berief ihn die Universität Basel auf einen medicinischen Lehrstuhl. Diese Stellung entsprach indessen nicht seinen Neigungen, die fast ausschließlich der Botanik angehörten und so begrüßte er es mit Freuden, als er schon 1830 seine medicinische Professur mit derjenigen der Botanik vertauschen konnte, welche durch Röper's Abgang nach Rostock frei geworden war. Zugleich erhielt M. das Directorat über den botanischen Garten. In diesen Stellungen verblieb er bis zum Jahre 1866, als ein heftiges asthmatisches Leiden ihn zwang, sich in den Ruhestand zurückzuziehen. Es war ihm nur acht Jahre lang beschieden, sich der wohlverdienten Ruhe zu erfreuen. Gleich durch seine erste größere Arbeit vom Jahre 1826: „Monographiae generis Polygoni prodromus“ bewies M. sein entschiedenes Talent zum systematischen Botaniker. Der eiserne Fleiß, mit dem das behandelte Material herbeigeschafft und gesichtet worden ist, die Uebersichtlichkeit in der Disposition und die Exactheit und Klarheit des Ausdrucks geben davon Zeugniß. Offenbar macht sich schon hier der Einfluß seines berühmten Lehrers Decandolle geltend, von dessen Geist alle späteren Monographien Meißner's in noch höherem Grade durchweht sind. Unter den letzteren ragen durch ihre Bedeutung die Arbeiten für den Decandolle'schen prodromus systematis naturalis regni vegetabilis und für die flora Brasiliensis hervor. Für das erstgenannte große Werk, bekanntlich von fundamentaler Bedeutung für die systematische Botanik, verfaßte M. die Monographien der Polygonaceen, Proteaceen und Thymeleaceen, die im 14. Bande enthalten sind und die der Lauraceen und Hernandiaceen im 15. Bande. Wenn man erwägt, daß die Zahl der Pflanzengattungen in den von M. bearbeiteten Familien schon 164 beträgt, die der species aber in manchen Familien über 1000 steigt, so ist in der That der Fleiß des Bearbeiters anzuerkennen, der die Fülle

des Materials mit stets gleicher Sorgfalt auch in allen Einzelheiten durchdringt. Daß der Decandolle'sche prodromus ein unentbehrliches Hülfsmittel für jede systematische Untersuchung geworden ist, verdankt er eben dem Umstande, daß seine Bearbeiter mit gleicher Gewissenhaftigkeit wie Meißner ihrer großen Aufgabe obgelegen haben. Die von ihm verfaßte Arbeit über die Thymeleaceen wurde mit dem Decandolle'schen Preise gekrönt. In der Flora Brasiliensis veröffentlichte M. neben den für den prodromus bearbeiteten Familien monographische Abhandlungen über die Convolvulaceen und Ericaceen. Auch dieses botanische Riesenwerk, behufs Erforschung der gesammten brasilianischen Pflanzenwelt zuerst von Karl Martius, später von A. W. Eichler unter Beihülfe anderer Gelehrten herausgegeben und noch jetzt im Erscheinen begriffen, stellt an seine Mitarbeiter hinsichtlich der Genauigkeit der Untersuchung nicht geringe Ansprüche. Ist auch der Kreis des behandelten Materials naturgemäß ein beschränkterer, wie im prodromus, so ist er immerhin doch noch groß genug, da er nahezu das ganze Südamerika umfaßt, wozu noch kommt, daß die vielen neugefundenen Pflanzenarten dem Untersucher manche schwierige Aufgabe entgegenbringen. Die Meißner'schen Arbeiten aber gehören mit zu den Zierden der Flora Brasiliensis. Wohl die meiste Arbeitskraft hat M. an die Herstellung eines Werkes gesetzt, das ihn 7 Jahre lang beschäftigte, ohne indeß, infolge ungünstiger Umstände, die verdiente Würdigung und Verbreitung gefunden zu haben. Es ist das ein in Folioformat in 2 Theilen 1836—43 erschienenes Buch: „Plantarum vascularium genera secund. ordines naturales digesta eorumque differentiae et affinitates tabulis diagnosticis expositae". Der erste Theil enthält die Classification und die Charaktere aller damals bekannten Gattungen der Phanerogamen; der zweite, Commentar betitelt, in fast ebenso ausgedehntem Texte die Synonyma und viele Erklärungen zu den Charakteren. Der hohe Preis des Werkes, das wenig handliche Format, vor allem aber das gleichzeitige Erscheinen von Endlicher's: „Genera plantarum", haben es wol veranlaßt, daß Meißner's Arbeit nicht die verdiente Verbreitung im botanischen Publicum gefunden hat. Dennoch besitzt das Buch, selbst Endlicher's großem Werke gegenüber, manche Vorzüge. Als solcher ist beispielsweise zu bezeichnen, daß M. die Familien zweifelhafter Verwandtschaft auch als solche gekennzeichnet und ihnen einen Platz nicht inmitten der sicheren Familien angewiesen hat. Ferner legte er der Anordnung der genera das bewährte und allen Botanikern geläufige, auch im prodromus befolgte Decandolle'sche System zu Grunde, während Endlicher ein neu von ihm aufgestelltes benutzt hat. Die große Sorgfalt und Genauigkeit, mit welcher M. arbeitete, offenbart das genannte Werk schon in der rein äußerlichen Anlage seines Manuscripts. Die Schrift in demselben soll ausnehmend klar gewesen und sich wie Druck gelesen haben. Ebenso war sein Herbarium in ausgezeichnetem Zustande. Er bereicherte es mit den Mitteln, welche ihm die Reisenden lieferten, für deren Collectionen er arbeitete. Nach seinem Tode hat es das College Columbia in New-York käuflich erworben, während seine Bibliothek in Basel veräußert wurde. Zwischen den größeren Arbeiten hindurch zieht sich eine ansehnliche Reihe von Publicationen, welche M. in den verschiedensten botanischen Zeitschriften der deutschen, französischen und englischen Litteratur erscheinen ließ. Auf die Bearbeitung außereuropäischer, durch Reisende ihm übergebener Pflanzengruppen beziehen sich folgende Aufsätze: „Synopsis Thymelearum, Polygonearum et Begoniacearum Africae australis imprimis a Drege lectarum" (Linnaea 1840) — „Leguminosae et Polygoneae plantarum Kegelianarum surinamensium" (ibid. 1848) — „Plantae Muellerianae" (ibid. 1853) — Ueber die ostindischen Thymeleen" (Regensb. bot. Zeit. 1841) — „Bemerkungen zu den von Behr in Südaustralien gesammelten Pflanzen" (Bot. Zeit. 1848) —

„Hepaticae javanicae a Zollingero collectae“ (ibid.) — „Leguminosae quaedam australasicae novae a Drummond collectae“ (ibid. 1855) — „Plantae Kraussianae ex Africa australi“ (Flora 1844 sqq.) — „Contributions towards a flora of South-Africa“ (Hooker's Journal of botany 1842) — „A list of Proteaceae collected in South-western Australia by Drummond“ (ibid. 1852) — „New Proteaceae of Australia“ (ibid. 1855). — Auch für die von J. G. Ch. Lehmann herausgegebenen Plantae Preissianae bearbeitete M. die neuholländischen Leguminosen, Proteaceen, Thymeleen und Polygaleen (1844 u. 45). Morphologisch-systematische Detailfragen an einzelnen Pflanzen behandeln folgende Arbeiten: „Ueber Blattbulbillen“ (Verh. d. naturf. Gesellschaft in Basel 1836) — „Note sur le Polygonum Owenii“ (Ann. des sc. nat. 1837) — „Bemerkungen über Lycopodium lepidophyllum“ (Linnaea 1838) — „Musa Cavendishii“ (Naturf. Gesellsch. in Basel 1851) — „Muehlenbeckia varians et polyclados“ (Bot. Zeit. 1852. 1865) — „Ueber eine wahrscheinlich neue Orobanche“ (ibid. 1867). Endlich verfaßte M. auch noch einige ornithologische Abhandlungen über den gemeinen Wasserschmätzer (Naturf. Gesellsch. in Basel 1835 und Bibliothèque universel 1836) und schrieb eine treffliche Denkschrift auf den Botaniker C. Fr. Ph. v. Martius (Münch. Akad. d. Wissensch. 1869). Diese zahlreichen, mit ausdauerndem Fleiße geschaffenen Publicationen werden Meißner's Namen in der botanischen Wissenschaft erhalten, wenn er auch den Glanz anderer Koryphäen auf systematischem Gebiete nicht erreicht hat. Durch Naturanlage und häusliche Sorgen zum Ernst gestimmt, zeigt sich Meißner's stiller, nur der speciellen Forschung sich hingebender Charakterzug auch in seiner litterarischen Thätigkeit. Al. Braun nennt in einem seiner Jugendbriefe M. „ein feines, glattes Männlein, das in hohem Tone spricht und sich nie zum Spaße herabläßt“. Seine Herzensbildung war vortrefflich. Bescheiden für sich, wohlwollend gegen andere und treu in der Freundschaft, hat er die mit ihm Vertrauten eng an sich zu fesseln gewußt. (Bulletin de la société botanique de France 1874.)

E. Wunschmann.

Meißner: Paul Traugott M., Naturforscher, geb. zu Mediasch in Siebenbürgen am 23. März 1778, † zu Neuwaldegg bei Wien am 9. Juli 1864. Sein Vater, Stadtwundarzt in Mediasch, starb frühzeitig, doch nahm sich des Verlassenen sein Stiefvater Johann Wagner (gestorben als Stadtpfarrer ebendaselbst am 11. Januar 1830) treulich an, trug Sorge für seinen Unterricht und ließ ihn 1793 in eine Apotheke zu Schäßburg als Lehrling eintreten. Hier zeigte sich M. überhaupt eifrig und bei Vornahme chemischer Operationen sehr anstellig und gewann sich die Zuneigung seines Lehrherrn. Vier Jahre blieb M. in dieser Apotheke, dann begab er sich in der Absicht, sich ganz dem Studium der Chemie zu widmen, im J. 1797 nach Wien, wo er in diesem und dem folgenden Jahre die Vorlesungen des berühmten Freiherren von Jacquin besuchte und sich nunmehr fest entschloß, die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. Diesen Gesichtspunkt vor Augen setzte er seine Studien in Wien fort, und unternahm dann eine Reise nach Deutschland, die er — wegen Abgangs der nöthigen Geldmittel — großentheils zu Fuß zurücklegte. Auf dieser Wanderung kam er auch nach Aussee in Steiermark und trat dort in die Apotheke des k. k. Salzoberamtes ein, blieb jedoch nur zwei Jahre auf diesem Posten. Dem lebhaften Wunsche seines Stiefvaters folgend, kehrte er in seine Heimath zurück, übernahm sofort — nachdem er sich auf der Heimreise in Pest das Diplom eines Magisters der Pharmacie erworben hatte — die Leitung einer Apotheke in Kronstadt und vermählte sich mit der Tochter des bisherigen Eigenthümers, Sarah Elisabeth von Langendorf, entschloß sich aber bald, die Apotheke zu verkaufen, und mit seiner Familie nach Wien zu übersiedeln, wo

er 1815 auf Vorschlag des kaiserlichen Leibarztes, Freiherrn von Stifft, zum Adjuncten und später zum Professor der technischen Chemie an dem neu errichteten k. k. polytechnischen Institute ernannt ward, eine Ernennung, die für jene Zeit um so bemerkenswerther genannt werden muß, als M. evangelischen Bekenntnisses war. Im J. 1835 erhielt er eine Gehaltszulage von 500 Gulden Conventionsmünze und wurde mit allerhöchster Entschließung vom 29. Januar 1842 zum Professor der allgemeinen Chemie am polytechnischen Institute ernannt, trat aber schon am 31. Januar 1845 aus verschiedenen Ursachen zum Bedauern seiner Schüler, die mit Begeisterung an ihm hingen, nach dreißig im Lehrfache verbrachten Jahren von der Professur zurück. Gleichwol blieb er auch fortan wissenschaftlich thätig und eröffnete sogar am 15. Januar 1850 am Polytechnikum außerordentliche Vorlesungen über die Wärme vor einem zahlreichen, zum großen Theile von den Notabilitäten der Wiener Lehrkörper gebildeten Auditorium. M., der sich des glücklichsten Familienlebens erfreute, starb nach zwanzigjährigem Ruhestande im hohen Alter von 86 Jahren am 9. Juli 1864. Er hinterließ einen Sohn, Karl Ludwig, Ritter von M. (s. o. S. 245). Von seinen Töchtern war eine an den evangelischen Superintendenten A. B., Andreas Ritter von Gunesch, die zweite an den berühmten Gelehrten Adam Freiherrn von Burg, die dritte endlich an den nicht minder berühmten Arzt und Professor, Hofrath Dr. Karl Sigmund von Ilanor in Wien vermählt.

M. zählt zu den hervorragendsten Männern seines Faches. Durch ein halbes Jahrhundert in seinem Gebiete schriftstellerisch thätig, hat er durch seine Werke und manche Erfindung nachhaltig gewirkt. In seinem kurz vor der Berufung ins polytechnische Institut erschienenen Werke: „Vorschläge zu einigen neuen Verbesserungen pharmazeutischer Operationen“, Wien 1814, veröffentlichte er die Ergebnisse jahrelanger Versuche und Erfahrungen. Ein zweites Werk: „Die Aräometrie in ihrer Anwendung auf Chemie und Technik. 2 Theile“, Wien 1816, zur Zeit seines Erscheinens seiner Vollständigkeit und Gründlichkeit wegen sehr geschätzt und in seinen zahlreichen Tabellen mit Bestimmungen des specifischen Gewichtes fester wie flüssiger Körper allgemein benützt und ein später in zwei Auflagen erschienenes Handbuch: „Chemische Aequivalenten- oder Atomenlehre, zum Gebrauche für Chemiker, Pharmazeuten und Techniker gemeinfaßlich dargestellt. 2 Bände“, Wien 1834 u. 1838, sind heute wol von den Fortschritten der Wissenschaften überholt und mehr nur von historischer Bedeutung. Umfassend und bahnbrechend nach vielen Richtungen hin war sein: „Handbuch der allgemeinen und technischen Chemie. 5 Bände in 10 Abtheilungen“, Wien, Gerold. 1819—1833, welchem bald sein: „Neues System der Chemie, zum Leitfaden eines geregelten Studiums dieser Wissenschaft bearbeitet. 3 Bde.“ Wien 1835 bis 1838, folgte. Schon im Handbuch legte M. seine eigenthümlichen Ansichten über Wärme, Licht und Elektricität nieder. Nach ihm ist die Wärme eine Alles durchdringende, unwägbare Materie, sind Licht und Elektricität Verbindungen dieses Wärmestoffes mit dem Sauerstoff, unter sich und mit dem Magnetismus nahe verwandt. Schon zu seiner Zeit heftig bestritten und in der Folge von anderen Anschauungen verdrängt, sind diese Ansichten — das kann nicht geleugnet werden — von M. in seinem Handbuche und in dem „Neuen System der Chemie“, wo er im I. Band (Specielle Chemie, 2. Capitel S. 263 ff.) den Magnetismus, die galvanische und die Reibungselektricität, endlich das Licht, als verschiedenstufige Verbindungen des Wärmestoffes mit dem Sauerstoffe (von welchem er drei verschiedenartige Modificationen annimmt) darstellt — mit großer Consequenz und in scharfsinniger Weise durch das ganze System durchgeführt. Größeres Aufsehen erregten seine, auch ins praktische Leben tief eingreifenden bedeutendsten Arbeiten über die Luftheizung, von denen die

erste Auflage schon im J. 1821 erschien (der Titel der 3. Auflage lautet: „Die Heizung mit erwärmter Luft, systematisch bearbeitet und als das wolfeilste, bequemste, der Gesundheit zuträglichste und zugleich die Feuersgefahr am meisten entfernende Mittel zur Erwärmung der Gebäude aller Art dargestellt und nachgewiesen.“ Wien 1826). Dieser Erfindung widmete er bis ins hohe Alter mit ungebrochener Kraft und Hingebung sein ganzes Streben. M. wurde bei der praktischen Durchführung dieser Erfindung und der darin entwickelten Grundsätze zur Entdeckung und Feststellung neuer Ideen geführt, worin schon die Anforderungen einer der Gesundheit entsprechenden Lufterneuerung ermöglicht werden und durch deren Anwendung er sozusagen der Gründer einer wissenschaftlich richtigen Ventilation erscheint. Und in der That ist die „Meißner'sche Luftheizung“ — natürlich mit vielen, im Laufe der Jahre durch ihn und Andere veranlaßten Verbesserungen — über alle civilisirten Länder verbreitet und im allgemeinsten Gebrauche. M. ließ dieser ersten in 3 Auflagen erschienenen Arbeit mehrere andere über den gleichen Stoff folgen („Vorträge über Pyrotechnik“, Wien 1852 und: „Die Ventilation und Erwärmung der Kinderstube und des Krankenzimmers.“ Wien 1852). M. in seinen zahlreichen Arbeiten stellt sich überall als Selbstdenker und Selbstforscher dar; seine Thätigkeit war eine befruchtende, von nützlichen Entdeckungen und Erfindungen begleitete. Was er im weiten Gebiete der Chemie gearbeitet, entdeckt und angeregt hat, fällt der Beurtheilung in sachwissenschaftlichen Werken anheim: es muß hier genügen auf seine, selbst von den Gegnern anerkannten bahnbrechenden Arbeiten in der Aräometrie und Wärmelehre hinzuweisen. Er war es, der vor mehr als einem halben Jahrhundert zuerst den innigen Zusammenhang der sogenannten Imponderabilien und ihrer gegenseitigen Uebergänge mit seinem, ihre große Zukunft ahnenden Auge richtig erkannt hat, ein Zusammenhang, welchen die Beobachtungen und Entdeckungen späterer Zeiten, bis auf die neueste herab, mehr und mehr bestätigt haben. M. war unermüdlich fleißig, mit scharfer Beobachtung, sicherem Gedächtniß und klarer Darstellungsweise begabt. Sein unbeugsame Ueberzeugungstreue trat in Wort und Schrift oft schroff hervor, Humor und beißende Satyre nur zu oft handhabend. Wie alle Bahnbrecher war M. ein energischer, streitbarer Charakter, der es nicht vertrug, Angriffe in christlicher Demuth hinzunehmen, und der, gereizt, bis zu einer gewissen Rücksichtslosigkeit, fast bis zum Starrsinn sich steigern konnte, den seine aufrichtigsten Freunde oft bedauerten, aber das war nun einmal von Meißners Charakter untrennbar. In dem Kampfe über die sogenannte Chlortheorie mit der ganzen neueren Schule in Fehde, anfangs Schulter an Schulter mit dem großen Schweden Berzelius, später auch von diesem verlassen, gerieth er in einen verbitterten Ingrimm, der vielleicht mehr als alles andere, die für M. wie für die Wissenschaft beklagenswerthe Isolirung des genialen Mannes von seinen Fachgenossen veranlaßte: aber er konnte eben nicht anders. Wie Keulenschläge fielen da die wuchtigen Gedanken und Worte, wie spitze Pfeile Ironie und Sarkasmus, die Wehrhaftigkeit des Mannes beweisend. Am schroffsten trat wol in der Broschüre gegen Liebig („Justus Liebig, Dr. der Medicin und Philosophie, Professor der Chemie in Gießen &c., analysirt von P. T. M.“, Frankfurt 1844) diese Kampfesweise hervor, die selbst dann nur entschuldigt, nicht gerechtfertigt werden kann, wenn man erwägt, daß dies nur ein Act der Nothwehr gegen ebenfalls kränkende Angriffe war. Aber diese Gabe des Wortes und der Feder, die Unbeugsamkeit des Mannes, hatte doch auch ihr Gutes. Sie gewann ihm die Herzen seiner Hörer, die von hochachtungsvoller Liebe zum Lehrer erfaßt, mit Begeisterung das von diesem auf sie übertragene Pfund vermehrten, und von denen viele zu angesehenen, werkthätigen Männern herangereift, auf hervorragende Staatsbedienstungen be-

rufen — damals fast das einzige Fach, wo sie sich geltend machen konnten — des alten Meisters treu gedachten. Diese rücksichtslose Ueberzeugungstreue — in Verbindung natürlich mit seinen hervorragenden Leistungen hatten dem wunderlichen Mann selbst in jener Zeit des überwuchernden Büreaukratismus eine gewisse Geltung und Unnahbarkeit gesichert. Referent erinnert sich mit hohem Interesse an eine persönliche Begegnung mit M. — Dieser war im J. 1851 hochbetagt noch einmal ins liebliche Salzkammergut, in sein altes Aussee gepilgert. Im „Kammerhof" beim Salinenverwalter Franz von Schwind (gestorben als k. k. Ministerialrath am 21. Mai 1877), eines einstigen Lieblingsschülers — wo zufällig eben auch ein paar andere Schüler des alten Professors sich gefunden hatten, trat plötzlich, unangemeldet, unerwartet, der Greis herein, natürlich mit Jubel begrüßt und nach kurzer Rast zu den Werken, namentlich zu den sogen. Sudpfannen, an deren Feuerung Schwind vor Kurzem einige Verbesserungen hatte vornehmen lassen, geleitet, schritt M. mit seinen Begleitern durch die Hallen, besichtigte, fragte, belehrte und lobte, was und je nachdem er es fand. Körperlich ungebeugt und in beneidenswerther geistiger Frische stand der 73jährige wie eine mächtige Eiche über den jüngeren Waldriesen im Kreise der Schüler, die, obschon nun selbst in Amt und Würde, den Worten des Meisters, seinen Lehren, seinem Tadel und seinem Lobe lauschten, wie ehedem. Und später, als im trauten Heim die nothwendige Rast gepflogen wurde — denn der Greis wollte noch diesen Abend weiter, zu Fuße —, als ein trauliches Gespräch sie umfing, als alte Erinnerungen auftauchten, und die Zunge des Meisters zeigte, daß auch sie noch nicht erlahmt sei, trat die alte Innigkeit des Verhältnisses hervor. Es war ein reizendes, lebensvolles Bild: der Meister und seine Schüler. Man konnte, man mußte begreifen, wie dieser Mann ein Menschenalter früher gewesen sei und gewirkt habe. Dieselbe Arbeitslust, dieselbe Ueberzeugungstreue begleitete M. fast bis ins Grab. Seine letzte Arbeit: „Beiträge zur Kenntniß der Cholera" erschien 1864 zu Wien im Selbstverlage des Verfassers. Der berühmte Mann mußte also keinen Verleger gefunden haben! Seinen Forschersinn und Ueberzeugungsmuth charakterisirt am besten M. selbst im Motto zu seinem „Neuen System der Chemie". Wien 1835. Er läßt dem bekannten Ausspruch: „Ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist; Wohl ihm, wenn sie ihm nur die äußere Schale weist", die Worte folgen: „Doch wer die Forschung flieht, und wem's an Muth gebricht das Licht zu seh'n, der sieht — wol auch die Schale nicht.

Wurzbach, biogr. Lexikon des österr. Kaiserstaats. Bd. 17, S. 309—312, wo die Quellen angegeben werden. Trausch, Schriftstellerlexikon der siebenb. Deutschen. Bd. II, S. 408—416, wo auch sämmtliche Schriften Meißners aufgezählt werden. Friedenfels.

Meister: Albrecht Ludwig Friedrich M., Mathematiker und Physiker, geb. 1724 zu Weickersheim im Jagstkreis, † am 18. December 1788 zu Göttingen. Er studirte seit 1743 zu Göttingen, in den Jahren 1747 und 1748 zu Leipzig, von wo er im folgenden Jahre als Hofmeister nach Göttingen zurückkehrte, um sich bald gänzlich dort niederzulassen. Er begann 1753 als Magister, wurde 1764 außerordentlicher, 1770 ordentlicher Professor der Philosophie. Unter seinen Schriften haben insbesondere zwei Abhandlungen als von bleibendem Werthe sich erwiesen: „Generalia de genesi figurarum planarum et inde pendentibus earum affectationibus" (Novi Comm. Soc. Reg. Scient. Gotting. I, 144 sqq.) und „Commentatio de solidis geometricis pro cognoscenda eorum indole in certos ordines et versus disponendos" (Comment. Gotting. VII. 39 sqq.). In jener ersten Abhandlung aus dem Jahre 1770 hat M. die allgemeine Theorie der Vielecke wesentlich gefördert, hat die verschiedenen „Ufer"

eines Linienzuges sowie positive und negative Flächentheile unterschieden. In der zweiten Abhandlung von 1784 hat er Beziehungen zwischen je zwei von ihm als reciprok bezeichneten Körpern untersucht; reciprok aber nennt er Körper, von welchen der eine etwa m Flächen und n Ecken, der andere n Flächen und m Ecken besitzt; so hat beispielsweise der Würfel 6 Flächen und 8 Ecken, das Octaeder 8 Flächen nebst 6 Ecken und beide Körper heißen reciprok.

Meusel, Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller IX, 56—58. Siegm. Günther, Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaften (Leipzig 1876) S. 41—48 und S. 52. Cantor.

Meister: Anna Margaretha M., Tochter von Michael M., Sängerin auf dem Theater, wurde am 10. August 1675 zu Giebichenstein bei Halle als Kindesmörderin enthauptet. Sie soll einige geistliche Lieder gedichtet haben, von welchen sie eines (Fleuch, mein Seelgen, auf zu Gott) oder mehrere noch auf dem Richtplatz gesungen haben soll. Die Lieder erschienen im J. 1675 unter dem Titel: „Vier schöne geist- und trostreiche Valetlieder". Ob sie wirklich diese Lieder verfaßt hat, bedarf noch weiterer Untersuchung; gerade das genannte Lied wird von andern David Elias Heidenreich (vgl. Bd. XI, S. 302) zugeschrieben. Wir können hier nicht weiter auf die Sache eingehen, verweisen vielmehr wegen der Streitfrage auf

Wetzel, Hymnopoeographia IV, S. 319 ff. und Rotermund zum Jöcher, IV, Sp. 1290. l. u.

Meister: Christian Georg Friedrich M., Rechtsgelehrter (Criminalist), geb. am 30. Juni 1718 zu Weickersheim im Jagstkreis, † am 29. Mai 1782 in Göttingen. Meister's Vater, Christoph Andreas, bekleidete bei dem Grafen von Hohenlohe die Stelle eines Hofpredigers und Superintendenten der Grafschaft Weickersheim. Schon im zehnten Jahre der väterlichen Stütze beraubt, kam der Knabe in das Haus seines mütterlichen Oheims, des reichsgräflichen Kanzleidirectors und Syndikus Georg Tobias Pistorius in Nördlingen. In der Schule wie zu Hause tüchtig ausgebildet, ging der unbemittelte Jüngling zu Anfang des Jahres 1737 mit guten Empfehlungen an den Theologie-Professor Dr. Feuerlein versehen nach Altdorf, und fand bei ihm gastlichste Aufnahme. Als daher Feuerlein im Sommersemester 1737 von Altorf nach Göttingen zog, folgte ihm M. auch dorthin, und setzte bei Genanntem, bei Köhler, Gebauer und Senkenberg, unter dessen Vorsitz er dreimal öffentlich disputirte, die begonnenen Rechtsstudien „mit großer Begierde und hurtigem Gemüthe" fort, zumal ihm genannte Professoren bei seinen Studien mit Rath und That fördernd zur Seite standen. M. schrieb 1741 seine Inauguralabhandlung „De fide ejusque jure in usucapione et praescriptione" und erwarb im nämlichen Jahre am 18. Juni (dem Stiftungstage der Georgia-Augusta) den Doctorhut, ertheilte sodann als Privatdocent juristische Repetitorien, wurde 1750 außerordentlicher, 1754 ordentlicher Professor der Rechte zu Göttingen, und zählte, seit 1764 mit dem Titel eines Hofraths ausgezeichnet, zu den fähigsten Lehrern der jungen Hochschule. Er las regelmäßig über Heineccius' und Böhmer's jus digestorum, beschäftigte sich aber vorzüglich mit dem Strafrechte; hochgefeiert auf diesem Gebiete lieferte er einige werthvolle Arbeiten, so „Principia juris criminalis Germaniae communis" (Göttingen 1755), einen für seine Zuhörer bestimmten Leitfaden, welcher wegen seiner zweckmäßigen Anlage mehrere Auflagen erlebte; die fünfte vermehrte erschien 1780, die sechste nach seinem Tode 1792; dann „Ausführliche Abhandlungen des peinlichen Processes in Deutschland", welche anfänglich in fünf gesonderten Theilen (Göttingen 1758—1764. 4°.) ausgegeben wurden. Zu einem Band vereint führt dieser den allgemeinen Titel:

„Vollständige Einleitung zur peinlichen Rechtsgelehrsamkeit in Deutschland". Erster Band, ebend. 4°. 2. Aufl. 1778. 4°. — Der Rostocker Prof. Joh. Christ. Eschenbach lieferte nach theilweise geändertem Plane einen sechsten Theil (Schwerin und Wismar 1793. 4°). Einen Auszug aus diesem Compendium bringt Rieggers civilist. Biblioth. (Augsburg und Freiburg 1765). St. 1. S. 91 u. ff. Ferner veröffentlichte er eine damals sehr geschätzte Sammlung: „Rechtliche Erkenntnisse und Gutachten in peinlichen Fällen, größtentheils im Namen der Göttinger Juristen-Fakultät ausgearbeitet" (Gött. Fol. 1771 bis 1775). Den ersten Theil, wovon 1786 ein neuer Abdruck erschien, sowie den zweiten gab M. selbst heraus; die folgenden drei (3—5) dessen Sohn G. J. Friedr. M. Von den übrigen Schriften Meister's, unter welchen auch eine Reihe von Dissertationen und Programmen, sind noch anzuführen: „Exercitationes juridicae — — in Georgia-Augusta per hiemem 1742 disputatae Fasc. I." (Gött. 1743. 4°), zehn civilistische Abhandlungen enthaltend). „Bibliotheca juris naturae et gentium P. I—III" (Gött. 1749—51), endlich: „Selectorum opusculorum maxime ad jus civile ejusque historiam pertinentium sylloge I." (Gött. 1766), Syll. II. (ebend. 1775). — Das vollständigste Schriftenverzeichniß in Weidlich's biogr. Nachr., Thl. 2. S. 24—29. Unter den von M. herangebildeten Schülern ist der vorzüglichste dessen Neffe, Joh. Christ. Friedrich M., nachmaliger Hofrath und Professor der Rechte in Breslau (s. das.). M. rief ihn zu sich nach Göttingen, sorgte während seiner dortigen Studien (1773—1776) in väterlicher Weise für ihn und übte auf dessen Berufswahl maßgebenden Einfluß. — Eine nach dem Leben gefertigte Zeichnung von F. A. Speck hat J. E. Haid 1778 zu einem in Schwarzkunst gut ausgeführten Porträt des Christ. Georg Friedr. M. benützt, welches trotz der unregelmäßigen Züge und buschigen Brauen wegen des wohlwollenden Gesichtsausdruckes etwas Ansprechendes hat.

Ein jüngerer Bruder Meister's, Albrecht Ludwig Friedrich M., 1724 zu Weickersheim geboren, hat sich durch Recensionen in der deutschen allgemeinen Bibliothek und durch Abhandlungen in den novis comment. und commentation. societ. regiae scient. Gotting. seiner Zeit in der gelehrten Welt einen Namen erworben. In Göttingen und Leipzig gebildet, wurde er 1764 außerordentlicher, 1777 ordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen, in welcher Eigenschaft er am 18. December 1788 starb.

Der Sohn unseres Criminalisten, Georg Jakob Friedrich M., trat in die Fußtapfen seines Vaters. 1758 zu Göttingen geboren, begann und vollendete er dort seine Rechtsstudien, erlangte gleichfalls die Doctorwürde, wurde am 21. Januar 1780 außerordentlicher Beisitzer des Göttinger Spruchcollegium und hielt über bürgerliches, sowie über deutsches geistliches Staatsrecht gediegene Vorträge. 1782 mit J. P. Waldeck und Friedr. Böhmer zum Professor ernannt, starb er als solcher zu Göttingen mit Hinterlassung einiger Schriften.

Pütter, Gel. Gesch. d. Univ. Göttingen, Bd. I, § 72, S. 147. Weidlich's biogr. Nachr., Thl. 2, S. 23—29 u. Nachtr. 193. Dessen Rechtsgel.-Lexikon, Thl. 2, S. 33—40. Eisenhart.

Meister: Christoph Georg Ludwig M., als Sohn eines Wollenwaarenfabrikanten zu Halle a. d. S. am 12. August 1738 geboren, studirte zu Halle Theologie, ward dann Rector zu Ballenstädt und stand sodann in geistlichen Aemtern in Bernburg, in Altenburg und in Waldau (beide ganz nahe bei Bernburg gelegen). Im J. 1774 kam er als Pastor nach Duisburg und ward hier dann auch im J. 1778 Professor der Theologie. Im Herbste 1784 wurde er Prediger (und 1796 Pastor primarius) zu Unserer Lieben Frauen in Bremen und erhielt gleichzeitig die sogenannte theologische Professur am dortigen

Gymnasium; hier starb er am 26. Januar 1811. Außer einigen weltlichen Dichtungen hat er vor allem eine nicht geringe Anzahl geistlicher Lieder verfaßt, die sich durch Formgewandtheit und für ihre Zeit durch ihren Inhalt vortheilhaft auszeichnen; von ihnen fanden einige in dem reformirten Gesangbuch für Bremen vom J. 1812 Aufnahme und sind dann in viele Gemeindegesangbücher übergegangen. Zu ihnen gehören die bekannten Lieder: „Heil ihm, dem Todesüberwinder“ und „Laß mir die Feier deiner Leiden“, welche zuerst in seiner Sammlung „Lieder für Christen“, Essen 1781, zweite Auflage Bremen 1790, erschienen sind. Auch in einigen anderen Werken hat er geistliche Lieder veröffentlicht.

Richter, biographisches Lexikon, S. 229. Rotermund, Lexikon aller Gelehrten in Bremen, II, S. 37 ff., und derselbe zum Jöcher IV, Sp. 1281 ff. (Rotermund theilt an beiden Orten das lange Verzeichniß der Meister’schen Schriften mit). Rambach, Anthologie, V, S. 428—443, wo acht Lieder von ihm mitgetheilt werden. Goedeke, 1. Aufl., II, S. 1109, Nr. 950. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 498 f. l. u.

Meister: Georg M., Indienreisender und Botaniker, kam 1675 von Sondershausen in die Dienste des kursächsischen Feldmarschalls v. Eberstein, arbeitete nach dessen Tode in Jehstädt und Querfurt, reiste 1677 als Begleiter eines Hauptmanns Hund nach Holland und nahm dort, von Reiselust getrieben, Kriegsdienste bei der ostindischen Compagnie. Am 18. Mai 1677 verließ er Texel, landete in der Kapstadt und kam am Weihnachtstag in Batavia an. Nach kurzer Kriegserfahrung nahm er in Diensten des holländischen Justizrathes Cleyer seine Thätigkeit als Gärtner wieder auf, indem er in Batavia einen großen Garten mit Baumschule anlegte. In Begleitung seines Herrn machte er 1682—1684 und 1685—1687 zwei Reisen nach Japan, die zweite mit längerem Aufenthalt in Malakka. 1688 kehrte er nach Deutschland zurück und wurde im folgenden Jahre zu Dresden „in seiner Churf. Durchl. Dienste als Orientalischer Lustgärtner begnädiget und angenommen“. 1692 veröffentlichte er zu Dresden seine Reisebeschreibung unter dem Titel: „Der Orientalisch-Indianische Kunst- und Lustgärtner, das ist: Eine aufrichtige Beschreibung derer meisten Indianischen, als auf Java Major, Malacca und Jappan, wachsenden Gewürtz-, Frucht- und Blumenbäume, wie auch anderer raren Blumen, Kräuter und Staudengewächse“ u. s. w. Das Buch ist mit Kupfern von Völkern, Landschaften und Pflanzen ausgestattet, enthält Alphabete, Wörterverzeichnisse und Gespräche in japanischer, malayischer und indo-portugiesischer Sprache, und Verzeichnisse der im damaligen Handel der Niederländer im Indischen Archipel und Japan ein- und ausgehenden Waaren. Das XXII. Kapitel bietet die ausführliche Beschreibung des Aufkommens des Rebellen Surapatje in Bantam. Eingehend sind die Pflanzenbeschreibungen, die Schilderungen der Hottentotten und die Darstellung einiger Naturerscheinungen, wie z. B. der Drehstürme. Wiewohl M. im Vorwort dringend bittet, „gegenwärtigen Traktat vor keine Reisebeschreibung, weil die Welt ohnedem damit erfüllet ist“, sondern nur als einen Beitrag zur Kunde der Zier- und Nutzpflanzen aufzunehmen, ist sein Buch dennoch eine der inhaltreicheren Reisebeschreibungen dieser Zeit und behält dauernden Werth, besonders für die Kenntniß der damaligen Verhältnisse der Kapkolonie und Japans. Es erschien in weiteren (Titel-) Ausgaben 1710, 1713, 1730 und 1731. Jacob Breynius zu Danzig gab 1689 in seinem zweiten Fascikel „Plantarum rariorum“ Pflanzen des Meister’schen Herbars heraus und Haller nannte Meister’s Namen mit Ehren.

Meister’s Reisebeschreibung. Beckmann’s Litteratur der älteren Reisebeschreibungen. 4. Stück. Friedrich Ratzel.

Meister: Georg Jacob Friedrich M., Rechtsgelehrter, wurde als der älteste Sohn des Hofraths und Professors Christian Georg Friedrich M. (s. S. 252) am 11. October 1755 zu Göttingen geboren, genoß eine vortreffliche Erziehung, erhielt 11 Jahre alt das akademische Bürgerrecht, schrieb 1775 eine gelehrte Abhandlung (De conditione: si sine liberis successerit), erwarb 1778 die Doctorwürde durch Vertheidigung der Schrift: „De evangelica religionis qualitate voti curiati collegii comitum Franconicorum in comitiis Imperii universalibus“, der im folgenden Jahre eine andere folgte: „Versuch über die Grundsätze, wonach die Religions-Beschaffenheit der deutschen Reichstagsstimmen am sichersten zu beurtheilen ist.“ Als Privatdocent las er über Civil- und Staatsrecht, seit 1782 über Criminalrecht; daneben war er Beisitzer im Spruchcollegium. Wenige Wochen vor dem Tode seines Vaters wurde er außerordentlicher Lehrer der Rechte, 1784 ordentlicher Professor, 1792 Hofrath, 1807 Ordinarius der Juristenfacultät, 1816 Geheimer Justizrath. Seine Neigung für strafrechtliche Studien bewies er durch zwei kleinere Arbeiten: „Ueber den Einfluß, welchen der Stand des Verbrechers auf die Strafen und das Verfahren in Strafsachen hat“, 1784 und „Progr. de jure ergastula instituendi ex jurisdictione criminali patrimoniali haud fluente“, 1784, namentlich aber durch sein stetig verbessertes Lehrbuch: „Principia juris criminalis Germaniae communis“ 1789, 7. Aufl. 1828. Er war darin bestrebt, zwischen Neuerungssucht und starrem Festhalten an hergebrachten Meinungen zu vermitteln und der Humanität, wo immer möglich, in Gesetzgebung und Rechtsprechung Einfluß zu verschaffen. Seiner ganzen Gesinnung nach konnte er nicht die zu häufige Anwendung der Todesstrafe billigen und mußte ebenso auch ein Gegner der Tortur sein. Dies geht auch aus seinen „Praktischen Bemerkungen aus dem Criminal- und Civilrechte durch Urtheile und Gutachten der Göttingischen Juristen-Facultät erläutert“, 1791 und 1795 hervor. Seine Vorlesungen über Criminalrecht, das er nach seinem Lehrbuche vortrug, sowie über die Theorie des Civilrechts und den Proceß waren mit großer Sorgfalt ausgearbeitet und nach steter Vorbereitung darauf frei gehalten, unablässig verbessert und erweitert. Hierdurch machte er sich zu einem der beliebtesten und gerühmtesten Lehrer, aus dessen Schule Männer wie Tittmann, Schrader, Mühlenbruch, Spangenberg u. A. hervorgingen. In angestrengtester Thätigkeit wirkte er 52 Jahre lang im Spruchcollegium und 25 Jahre als Ordinarius der Facultät. Ueber einen Entwurf eines neuen Criminalgesetzbuches vom Jahre 1824 erstattete er, darin das Resultat mehr als 50jähriger Erfahrung verwerthend, ein ausführliches Gutachten an die Regierung ab. Von seines Vaters „Rechtsfällen“ veröffentlichte er den 4. und 5. Band, 1784 und 1799, ebenso „G. Lud. Boehmeri syst. jur. civ. fragmenta“, Gott. 1799.

In glücklichster Ehe lebte er während 37 Jahren mit der Tochter seines Collegen Georg Ludwig Böhmer. Als dieselbe 1823 starb, war seine Glückseligkeit dahin. Er sagte von ihr: „sie war meine einzige Erheiterung bei schweren Amtsgeschäften, sie war immer thätig für Andere, ihr Streben ging immer nur auf das Rechte.“ Schwer hatte ihn auch der Verlust eines Sohnes getroffen, der 21 Jahre alt eben die Doctorwürde erlangen sollte, als er einer Lungenentzündung erlag; auch zwei seiner Töchter, welche glücklich verheirathet waren, starben in Folge schmerzlicher und langwieriger Krankheiten. Körperliche Schwächen mannigfacher Art verdüsterten seinen Lebensabend, minderten aber in Nichts seine unendliche Güte und Liebe für alle Personen, mit denen er irgend in nähere Beziehung kam. Ganz in der Stille wurde seinem Wunsche gemäß am 8. Juni 1832 sein 50jähriges Professorenjubiläum begangen, wobei ihn das Curatorium der Universität durch ein Glückwunschschreiben ehrenvollsten Inhalts hoch erfreute. Ungewöhnliche Schwäche befiel ihn nach Anfang der Weih-

nachtsferien und verstarb er, wie er gewünscht hatte, ohne langwierige Krankheit am 25. December 1832. Seiner ausdrücklichen Verordnung nach fand die Beisetzung, neben den Grabstätten des Sohnes und der Gattin, am frühen Morgen des 29. December statt.

G. J. Fr. Meister in s. Leben u. Wirken dargestellt von Dr. Georg Wilhelm Böhmer (mit Bild), Göttingen 1834. Neuer Nekrolog der Deutschen für 1832, II, 982. Teichmann.

Meister: Jakob Heinrich M., französischer Schriftsteller, Sohn des zürcherischen Theologen Johann Heinrich M. (dit Le Maître) und Geschwisterkind mit Leonhard M., wurde den 6. August 1744 zu Bückeburg (Schaumburg-Lippe) geboren, woselbst sein Vater französischer Hofprediger war. Mit diesem zog er 1747 nach Erlangen, 1757 nach Küsnacht am Zürichsee. Auf seinem Stammbuche vom J. 1757 nennt er sich „Jacobus Henricus Meisterus al. Le Maitre dictus, natione Guestphalo-Buckeburgicus, civitate Helvetio-Thuricensis, studiorum acad. initiatione Erlango-Francus“. Von seinem gelehrten Vater gründlich vorbereitet, wurde M. am 16. December 1760 in die theologische Klasse des Züricher Carolinum aufgenommen und 1763 ordinirt. Nachdem er einige Zeit im Vaterhause verlebt und „Vier Predigten auf dem Lande gehalten“ 1766 publicirt hatte, begab er sich in die französische Schweiz, sodann mit Empfehlungen des Genfers Moultou nach Paris, wo der Banquier J. Necker ihm eine Hauslehrerstelle bei der geistvollen und schönen Frau von Vermenoux verschaffte. Der Dichter Bodmer richtete in dieser Zeit an den Sohn seines intimen Freundes eine Epistel seiner Apollinarien („An Heinrich Meister in Paris“, 1766), worin er ihn auffordert, das verdorbene Paris an die ländlichen Reize seiner Heimat zurückzutauschen. Anfangs 1768 kehrte M. in der That ins Vaterhaus zurück. Aber die Verbindung mit den „Philosophen“, besonders mit Diderot und Grimm, hatte ihn bereits zum Jünger ihrer Ideen gemacht. In einem Verein junger Zürcher las er einen französischen Aufsatz, den er im Mai 1768 unter dem Titel „De l'origine des principes religieux“ ohne Namen des Autors und des Verlegers bei R. Füßli in Zürich drucken ließ. Diese Schrift veranlaßte die dortige theologische Censur einzuschreiten. M. entzog sich ihrer Strenge durch die Flucht und wurde am 21. Juni 1769 vom Rathe der Republik Zürich „contumaciter dahin verurtheilt, daß wenn er in hiesiger Stadt oder Immediat-Landen betreten würde, er alsbald angehalten und in den Wellenberg gesetzt werde“. Bodmer tröstete den Vater mit den Worten: „Ein gütiges Urtheil müssen wir allein von den Freunden und von den Nachfahren erwarten, und diese Nachfahren sind in potentia schon da, wiewohl nicht in potestate.“ Verbannt aus seiner Heimat, begab sich M. nach Paris, wo er bis 1792 verblieb. Ueber sein ferneres Verhältniß zu Frau von Vermenoux hat der Graf d'Haussonville in seinem 1882 erschienenen Buche „Le Salon de Mme Necker“ (I, 97—110 und 209—216) interessante Aufschlüsse gegeben. Meister's schriftstellerische Arbeiten bis zum Ausbruche der Revolution bestehen in einer Uebersetzung von Salomon Geßner's Dichtungen, in kleineren philosophischen Versuchen, besonders aber in seinen Beiträgen zur „Correspondance littéraire etc. par le Baron de Grimm et par Diderot“, deren neuester Herausgeber, Maurice Tourneux (besonders X, 208 und XVI, 209 ss. des bei Garnier 1877—1882 publicirten Werkes) nachgewiesen hat, daß Meister's Antheil an dieser Correspondenz weit bedeutender war als man bisher angenommen. M. hat auch den ersten Nekrolog über Diderot und über Grimm geschrieben (beide in seinen Mélanges wieder abgedruckt). Im Sommer 1789 brachte M. einige Wochen in London zu, und 1792 sah er sich im Falle, wider seinen Willen ein halbes Jahr in England zu verbleiben. Seine englischen Reisen erzählt er in einem

besonderen Buche. Nach einem Aufenthalte in Genf, Coppet und Bern kehrte M. 1794 in seine Vaterstadt Zürich zurück, wo er sich zunächst mit neuen Ausgaben früherer Publicationen beschäftigte. Im September 1795 besuchte er für einige Wochen Paris, „wohin ihn Vermögensinteressen, Neugier und das Bedürfniß lockten, alte Freunde aufzusuchen“. Auch diese Reise hat M. zum Gegenstande einer Publication gemacht. Sein Büchlein fixirt einen interessanten Moment in der Geschichte Frankreichs und seiner Hauptstadt und besitzt als getreue Schilderung eines orientirten Augenzeugen historischen Quellenwerth. 1800 gab M. seine philosophischen Gespräche und den kleinen Roman „Betzi“ heraus. Letzterer ist eine übrigens bescheidene Concession an den Geschmack der Directoriallitteratur. Es ist die Geschichte einer Grisette, die auch in Meister's Gedichten eine Spur zurückgelassen: eine Erinnerung an persönliche Erlebnisse im J. 1784. Die Schicksale seines Vaterlandes lenkten Meister's Aufmerksamkeit nun wieder auf seine nächste Umgebung, und 1801 veröffentlichte er sein Schriftchen: „La Suisse à la fin du 18me Siècle“. Von den elf Stücken dieser Sammlung ist ein einziges in deutscher Sprache abgefaßt: ein satyrisches Zwiegespräch zwischen der Stiefmutter Rasconia und ihrer armen Tochter Heutelia (Frankreich und die Schweiz). Die böse Stiefmutter schneidet dem Mädchen erst den Zopf ab und reißt ihm dann unter wechselnden Liebkosungen und Drohungen die Kleider Stück für Stück vom Leibe. Den launigen Dialog schließt Heutelia mit den Worten: „Ja ich lache, weil Sie so unaussprechlich mich lieben, — Und ich weine, weil mir's dennoch so übel behagt“. In den folgenden zwei Jahren verfaßte M. einen Almanach, den colorirte Costümbilder aus der Directorialzeit zieren. Hier erschien ein Nekrolog auf Lavater, Meister's intimen Freund. Schon in seiner Schrift über die Schweiz am Ende des 18. Jahrhunderts hatte M. sich über die politische Lage seines Landes ausgesprochen. Bonaparte ernannte ihn zum Präsidenten der Commission, welche die Mediationsverfassung im Canton Zürich einzuführen hatte. Am 18. April 1803 eröffnete M. den ersten großen Rath seiner Republik mit einer Rede, die den schroffen Parteien vor allem Mäßigung empfahl. Nach Beendigung seiner Mission kehrte M. zu seinen litterarischen Arbeiten zurück. In der Art Labruyère's faßte er in dem Buche: „Etude sur l'homme“ etc. seine Erfahrungen über die Gesellschaft und den Menschen zusammen; sodann (zwischen 1805 und 1810) ließ er seine fünf Schweizernovellen, seine Gespräche über die Unsterblichkeit und seine Briefe über das Alter drucken. In diesen letzteren berührt er seine 1806 erfolgte späte Verehelichung mit den Worten: „Nachdem ich bereits das siebente Jahrzehend meines Lebens angetreten, hat es das Schicksal so geleitet, daß der Gegenstand meiner ersten Liebe, die Freundin meiner Kindheit und meines Alters, — daß sie mit mit mir verbunden ward, die ich schon als fünfzehnjähriger Jüngling geliebt“ (Lettres sur la vieillesse, p. 114). Bei Anlaß des Wiener Congresses, im Februar 1815, schrieb M. eine Flugschrift, in welcher er den Restaurationsgelüsten der Aristokratenpartei mit kluger Warnung entgegentrat. Die letzten zehn Lebensjahre Meister's beschäftigten religiöse Gedanken. Nach dem Vorgange Heinrich Zschokke's schrieb auch er seine: „Heures, méditations religieuses“. Dieselben sind dem Kaiser Alexander von Rußland gewidmet, der ihm mit einem Brillantringe dankte. Er gab auch religiöse Gedichte heraus, deren Grundgedanken Gottes Güte und der Unsterblichkeitsglaube sind. Indessen die Fragen der Zeitgeschichte und der Litteratur behielten für Meister's lebhaften Geist ihren Reiz bis zu seinem Tode. Als Fortsetzung der 1815 vollendeten Ausgabe der oben erwähnten Correspondance littéraire von Grimm und Diderot ließ M. 1818 unter dem Titel: „Esquisses européennes“, politische Be-

trachtungen über die Lage Europas, erscheinen; seine Aufsätze sammelte er in den Mélanges, und in kleinen Arbeiten schilderte er das damalige Bern und Zürich, seine Ausflüge nach den oberitalienischen Seen, seine Lebensweise als Greis ꝛc. M. starb 1826 in seinem dreiundachtzigsten Jahre in der Nacht vom 8. auf den 9. November. David Heß widmete ihm einen Nekrolog, der am 11. November 1826 in der neuen Zürcher Zeitung erschien. Meisters Nachlaß kam erst nach Genf, 1847 nach Winterthur an die Familie Reinhard-Sulzer. Derselbe enthält u. a. Briefe berühmter Personen und eine fragmentarische Autobiographie. Die Stadtbibliothek Zürich bewahrt in den Escherpapieren die Privatacten der Preßaffaire von 1769. Sie besitzt auch das Manuscript eines Theiles der Correspondance littéraire von Grimm und Diderot, schöne Copie eines Secretärs, welche als Druckmanuscript bei der ersten Ausgabe gedient haben muß. Mit Ausnahme der vier Predigten, der Satyre Rafeonia und der Eröffnungsrede von 1803 hat M. alle seine Schriften französisch abgefaßt. Seine Mutter war eine Hugenottin aus Loudun; Französisch war somit seine Muttersprache. Meister's Diction ist glatt und klar und besitzt alle Wahrzeichen des 18. Jahrhunderts. Obgleich ein Autor zweiten Ranges, wußte M. sich ein Publicum zu erobern, mit seiner Feder ökonomische Unabhängigkeit zu erringen. Einige von seinen Schriften haben mehrere Auflagen erlebt und deutsche Uebersetzer gefunden. M. hat zwar kein Werk geschaffen, das seinen Namen in der Litteratur fixirte. Gleichwol läßt sich aus der Vielheit seiner Schriften eine Einheit herauslesen. Er zählt zu derjenigen Gruppe, welche die Franzosen Moralisten nennen, scharfe Beobachter von Gesellschaft, Menschen und Sitten. M. besitzt weniger Phantasie als Gemüth. Was ihm an Erfindungsgabe abgeht, weiß er durch Erfahrung und Beobachtung zu ersetzen. Sein Geschmack hat sich an den französischen Classikern gebildet, auch er stellt Racine über Shakespeare und Virgil über Homer. In religiösen Dingen blieb er beim Deismus, aber sein Herz durchwärmte sein Bekenntniß. Der rastlose Thätigkeitstrieb seines Vaters war und blieb sein Erbtheil. — Werke: „De l'origine des principes religieux", Zürich 1768; abgedruckt in dem Recueil philosophique, Amsterdam 1770 chez Michel Rey (Voltaires Urtheil lautet: „Notre Zuricois ira loin. Il a mangé hardiment de l'arbre de science dont les sots ne veulent pas que l'on se nourrisse, et il n'en mourra pas"). — „Logique à mon usage", Amsterdam 1772; „Oeuvres de Salomon Gessner, contes moraux et idylles, trad. de l'allemand", 2 vols., Zürich 1773 und 1777. Dieselben 1779 — 1795 in illustrirter Prachtausgabe bei Barbier in Paris; „De la morale naturelle", Paris 1787 (übersetzt von Wieland, Leipzig 1787); „Aux mânes de Diderot", London et Paris 1788; „Souvenirs d'un voyage en Angleterre", Paris 1791; „Premiers principes du système social appliquès à la Révolution présente", Paris 1791; „Conversations patriotiques", Paris 1791; „Lettres sur l'imagination", Zürich 1794, Paris 1799; „Souvenirs de mes voyages en Angleterre", Zürich 1795; „Souvenirs de mon dernier voyage à Paris vers la fin de 1795", Paris l'an 5; „Poésies fugitives", Londres 1798; „Entretiens philosophiques et poétiques suivis de Betzi", Hambourg 1800; „Sur la Suisse à la fin du 18. Siècle", Luneville 1801; „Almanac américain pour l'année 1802", à Philadelphia (Zürich); Le même pour l'année 1803, à Paris 1803; „Etude sur l'homme dans le monde et dans la retraite", Paris 1804; „Cinq nouvelles helvétiennes", Paris 1805; „Euthanasie, mes derniers entretiens avec elle sur l'immortalité des âmes", Paris 1809; „Lettres sur la vieillesse", Paris 1810; „Encore un pamphlet, plût à dieu le dernier!" 1815; „Heures, méditations religieuses", 3 vols. Zürich 1816—19; „Esquisses européennes", Paris et Genève 1818; „Voyage de Zurich par un vieil habi-

tant de cette ville“, Zürich 1818; „Ma promenade au-delà des Alpes“, Berne 1819; „Berne et les Bernois“, Zürich 1820; „Essai de poésies religieuses“, Paris 1822; „Mélanges de philosophie, de morale et de littérature“, 2 vols., Paris et Genève 1822; „Derniers loisirs d'un malade octogénaire“, Zürich 1825.

Papiere des Staatsarchivs und der Stadtbibliothek Zürich, sowie des winterthurer Nachlasses. — Mein Aufsatz: „H. Meister's Preßaffaire von 1769“, N. Zürcher Zeitung 1883. Nr. 106 ꝛc. Breitinger.

Meister: Johann Heinrich M. (dit Le Maître), Theologe und Litterat, wurde den 6. Februar 1700 im schweizerischen Stein am Rhein geboren, wo sein Vater, ein Züricher, das Diaconat bekleidete. Er studirte in Zürich, ward 1719 ordinirt, dann Hauslehrer und Pfarrer im Canton Bern, 1721 Prediger der französischen Gemeinde zu Bayreuth, 1730 derjenigen zu Schwabach, 1733 Hofprediger des Grafen von Schaumburg-Lippe zu Bückeburg, 1747 französischer reformirter Prediger in Erlangen. Im J. 1757 kehrte M. in die Schweiz zurück, woselbst er bis zu seinem Tode als Pfarrer in Küßnacht am Züricher See lebte. Er starb daselbst den 27. Juli 1781. Mit seinen Jugendfreunden Bodmer und Breitinger blieb er zeitlebens enge verbunden. M. war ein sehr belesener, milder, friedliebender Mann, dessen germanische Ursprünglichkeit freilich im französischen Wesen aufgegangen war. Neben kleineren Gelegenheitsschriften schrieb er: „Lettre d'un vieux chrétien à M. Scheffmacher Jésuite sur les six obstacles au salut qu'il prétend qu'ils se trouvent dans la religion chrétienne“, 1728; „Sermons sur divers textes“, 1737; „Essai de catechisme familier“, 1740; „Quatre lettres sur la discipline ecclésiastique entre M. Necker et M. le Maître“, 1740; „Nouveau recueil de sermons“, 1741; „Réflexions sur la manière de prêcher la plus simple et la plus naturelle“, 1745, deutsch 1746; „Abrégé de la doctrine chrétienne“, 1751; „Von den Wirkungen Gottes in dem Verstande und Willen“, 1752; „Le livre des enfants pour l'école française“, 1753; Aufsätze in der Bibliothèque Germanique, T. IX; XXIII, XXX, XXXI; „Jugement sur l'histoire de la religion chrétienne contre l'avant-propos de l'abrége de Fleury“, Zürich 1768.

Goetten, Gelehrtes Europa. — Conspectus Ministerii turicensis. — Simmler's Urkunden I. — Bodmer's Briefe an Meister. — Meister's Tagebücher auf der Stadtbibliothek Zürich, welche die Jahre 1721—1781 umfassen, aber leider fast ausschließlich nichtssagende Dinge enthalten. Breitinger.

Meister: Johann Christ. Friedrich M., Rechtsgelehrter, wurde als Sohn des Amtmanns Carl Ludwig M. am 20. Juni 1758 zu Hollenbach im Hohenlohischen geboren. Die Mutter zog 1762, nach dem Tode ihres Mannes, mit dem von fünf Kindern ihr gebliebenen Sohne nach Weickersheim an der Tauber, wo derselbe, neben dem später berühmten Hofrath Eichhorn (Bd. 5 S. 791 ff.), die treffliche Lateinschule bis 1770 besuchte und zwar mit solchem Erfolge, daß er 11 Jahre alt den Livius durchgelesen hatte, Cicero mit Leichtigkeit verstand, sechs Bücher der Aeneide übersetzt und außer dem Neuen Testamente viele griechische Schriftsteller studirt hatte. Weitergebildet auf dem Gymnasium zu Rothenburg an der Tauber, bezog er 1774 die Universität Göttingen, wo sein Oheim Chr. Fr. Georg M. (s. d.) Professor war. Schon als Institutionist arbeitete er an einem Hefte über ein Pandektenlehrbuch nach Donellus, Voëtus und Noodt und war bestrebt, seine Carriere als Jurist in einem andern deutschen Staate zu machen, weil in seiner Heimath sehr wenige Gerichtsstellen zu besetzen waren. Ein großer Verehrer Friedrichs des Großen, ging er plötzlich mit einem halben Hundert Thälerchen nach Berlin, wo er durch Gönner end-

lich eine Hauslehrerstelle bei Hofrath und Stadtsyndicus Troschel erhielt. Hier lernte er den General-Feldstabsarzt von Zinnendorf kennen, der ihm Freund und Wohlthäter bis zum Tode geblieben ist. Durch ihn erhielt er 1779 die Geschäfte eines Haupt-Feldlazarethsecretärs bei der zweiten Armee übertragen, in welcher Stellung er namentlich juristische Angelegenheiten erledigte. Sehr bald endigte diese Beschäftigung und mußte er sich durch Repetitorien sein Brot verdienen, bis man ihn zum Lehrer der Rechte in Frankfurt a. d. O. ernannte: freilich vorläufig ohne Gehalt. Er machte die Bekanntschaft des Baron Haugwitz auf Krappitz in Oberschlesien und erhielt 1781 das einträgliche Justitiariat auf dessen großer Herrschaft, 1782 die Stelle eines Justizcommissars und Notars des Kreises Oppeln und Falkenberg in Oberschlesien, 1784 endlich die Stelle eines Hof-, Criminal- und Justizcommissionsraths bei der Oberamtsregierung zu Brieg. Die hierdurch gewonnene Praxis entschädigte ihn für frühere Entbehrungen, untergrub aber auch seine Gesundheit. Sein Name war damals schon vortheilhaft bekannt, so daß Kaiser Joseph II. ihn 1790 bei Anwesenheit in Wien sich vorstellen ließ. Die herzlichsten Beziehungen bestanden auch mit dem Erbprinzen von Hohenlohe-Ingelfingen und dem oben genannten späteren Staatsminister, Grafen Haugwitz. Zahlreiche Freunde, in den verschiedensten Theilen Schlesiens, betrauerten sein Ausscheiden, als er endlich am 25. Februar 1792 entlassen wurde, um zu Michaelis sein Amt als ordentlicher Professor der Rechte zu Frankfurt anzutreten. Glänzend war der Erfolg, den er mit seinen Vorlesungen über Naturrecht, Institutionen und Römisches Recht davontrug; kaum konnte er hinreichend geräumige Hörsäle finden. Von der Universität Göttingen hatte er nach eingesandter Inauguraldissertation und anderen Probearbeiten das juristische Doctordiplom bekommen und war bestrebt, mit seinem damals ihm befreundeten Collegen L. Gottfr. Madihn (s. d.) die Universität zu immer höherem Ansehen, die Spruchfacultät zu immer größerer Berühmtheit zu bringen. Traurige Zeiten kamen auch; mit Anderen erschien er vor Napoleon in Berlin, um für Frankfurt Schonung und Schutz zu erflehen, welchen Zweck man auch erreichte. Sehr vieles erhoffte er von der Verlegung der Universität nach Breslau, wo er erster Decan der juristischen Facultät wurde. Allein der Aufruf des Königs von 1813 leerte die Hörsäle und fand er selbst später nicht mehr den begeisterten Zuhörerkreis, wie früher. Sehr thätig war er als Beisitzer des Criminalsenats des Oberlandesgerichts und erfuhr die Ehre, wegen seiner Arbeiten in medicinischen Zeitschriften 1816 von der medicinischen Facultät honoris causa den Doctortitel zu erhalten; aber seine Kräfte schwanden immer mehr. Wohl weigerte er sich 1818, sich pensioniren zu lassen, mußte aber nach einem unglücklichen Falle, der seinen rechten Arm lähmte, 1819 seine Pensionirung mit halbem Ruhegehalte hinnehmen. Aus ökonomischen Gründen zog er 1820 nach Strehlen und trennte sich von seiner mühsam erworbenen, schönen Bibliothek. Erst am 5. Februar 1828 erlöste ihn der Tod von langem Siechthum. — Von seinen Schriften hatten verschiedene Arbeiten über Persius' Satyren — die gekrönte Preisschrift: „Ueber den Eid nach reinen Vernunftbegriffen“, 1810 — „Jus Romanorum privatum, idque purum“, 1813, Beifall gefunden.

Karl Münster (im N. Nekrolog d. Deutschen für 1828 II 884—895). — Nadbyl, Chronik und Statistik d. Univ. zu Breslau, 1861 S. 12. 39.

Teichmann.

Meister: Lenhart M., ein Wiedertäufer zu Augsburg; er und Hans Koch sind nach der Angabe im „Ausbund“, dem Liederbuch der Wiedertäufer vom Jahre 1583, Verfasser eines längeren Märtyrerliedes und im J. 1524 in Augsburg hingerichtet. Ob die letztere Angabe richtig ist, scheint einigermaßen zweifelhaft, da ihre Namen in der Geschichte der Unruhen in Augsburg im J.

1524, soviel wir sehen, nicht genannt werden und auch der Kampf gegen die Wiedertäufer dort wol erst im J. 1525 in Augsburg beginnt.

Wackernagel, deutsches Kirchenlied III, S. 452 ff. l. u.

Meister: Leonhard M., Theologe und Litterat, Neffe des Pfarrers von Küßnacht, Sohn des Pfarrers von Neftenbach, wurde (wahrscheinlich am 2. December 1741) in diesem zürcherischen Dorfe geboren, wo er am 3. des gleichen Monates durch seinen Vater die Taufe erhielt. Er verlor seinen Vater im Alter von kaum vier Jahren. Die Wittwe, Anna Künzlin, zog mit ihren Kindern nach Zürich. Sehr frühe erwachte in Leonhard die Lust am Lesen und am Schreiben. „Schon als ein Kind", sagt seine fragmentarische Autobiographie, „las ich gern und schrieb Predigten, Gebete, Romane. Gedichte, gereimte und reimlose, schmierte ich in Menge, bevor ich wußte, was Silbenmaß und Poesie ist. Auf Gassen und Straßen sah man mich selten. Mehr lebte ich unter Weibern, als mit dem männlichen Geschlecht". Während er „an den zinzendorfischen Blut- und Lammespredigten" des Predigers Ulrich sich religiös erwärmte, las er mit seinem Jugendfreunde, dem nachmaligen Professor Müller in Berlin, Spinoza, Edelmann, Jakob Böhme, Delamettrie und Connor, „eine wahre Minerva vulgivaga". Als seine verdienten Lehrer nennt er Breitinger, Steinbrüchel, Ulrich, Hirzel und Bodmer. Als sein gelehrter Oheim Meister 1757 aus Deutschland nach Küßnacht kam, trat Leonhard zu ihm und seinem Sohne Jakob Heinrich, Leonhard's nunmehrigem Studiengenossen, in ein intimes Verhältniß. „Bald wuchsen wir in eine Familie zusammen. Litterarischer Wetteifer belebte uns Beide". In dieser französisch redenden Umgebung legte Leonhard den Grund zu seiner späteren Sprachgewandtheit im Französischen. „Die französische Litteratur zog mich mehr und mehr an. Die patriarchalische und messianische Dichtkunst fand ich zu hoch, zu verstiegen, zu wenig menschlich". Der sich selbst überlassene, träumerisch-indolente Jüngling, dem nüchterne, methodische Arbeit zuwider war, verzögerte durch gelegentlichen Leichtsinn den Abschluß seiner Fachstudien (vgl. Bodmer's Briefe an Meister in Küßnacht in Stadlin's Pestalozzi I); erst 1764 ward er ordinirt, lebte einige Jahre von Privatunterricht in Zürich, sodann 1767 als Informator im Hause des appenzeller Landammann Zellweger in Trogen. Hier, sagt er, sei der Einsiedler zum Weltmanne geworden. „Unter diesen Zerstreuungen that ich meine Pflicht als Hauslehrer sehr schlecht; auch studirte ich nur französische Litteratur und las sonderheitlich die Encyklopädie. Um diese Zeit ließ ich meine ersten Schriften drucken. Es waren jene Romantischen Briefe (Berlin 1769), die in Klotzens Bibliothek allzustreng recensirt worden. Product eines Kopfes, von dem Klotz sagt: Er sei brausender Most, von dem man nicht wisse, ob Essig oder Wein daraus werde". — Ein romantischer Plan, mit einem Handlungsdiener des Zellweger'schen Hauses auf gut Glück in die weite Welt zu reisen, ward rechtzeitig entdeckt und der phantastische Informator nach Zürich zurückgesandt. Hier nahm M. seine Privatstudien wieder auf und ließ von nun an eine Schrift über die andere drucken. Einige satirische Versuche machten ihm Feinde in der eleganten, mehr noch in der frommen Welt von Zürich. Im J. 1773 wurde in Zürich eine Kunstschule (obere Industrieschule) errichtet, und M. erhielt die Professur der Geographie und Geschichte. „Diese Beförderung machte in meinem Leben Epoche, indem ich nun den Privatunterricht aufgab und mich je länger je mehr aus den Zerstreuungen der schönen Welt losriß". Indessen scheint M. dem Lehramte weder die nöthige Liebe noch die erforderlichen Eigenschaften nachhaltigen Ernstes und methodischer Consequenz entgegengebracht zu haben. Sein Schüler Ludwig Meyer von Knonau (Lebenserinnerungen, S. 16), nachdem er die Vorzüge seines Lehrers David Breitinger gelobt,

äußert sich über M. so: „Gerade das Gegentheil war einer seiner Collegen, Professor Leonhard Meister, der oft zerstreut, noch öfter nachlässig, bald scherzte, bald in Zorn gerieth, mit lächerlichen und übertriebenen Verweisen und Schimpfworten um sich warf und deßwegen auch wenig Achtung und noch weniger Gehorsam fand. Oft setzte er sich hin, schrieb etwas oder las für sich" (während die Schüler Wandkarten studiren sollten). — Seine Vielschreiberei blieb ihm die Hauptsache. Er besuchte fleißig die helvetische Gesellschaft und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit Konrad Füßli in Veltheim, General von Zurlauben, Balthasar in Luzern, mit Staatsschreiber Iselin in Basel, mit dem Basler Zunftmeister Peter Ochs, mit Prof. Vernet in Genf, mit Pater Steinegger in Einsideln rc. In Zürich schlug er sich zu Lavater's Gegnern, Bodmer, Breitinger, Sal. Geßner und Hottinger. „So entstanden meine Schriften über die Schwärmerei und die Einbildungskraft (1775 und 1778). Während der Sommerferien las ich sie in dem akademischen Hörsale öffentlich vor". Lavater wohnte bei, und seine Anhänger ärgerten sich mehr als ihr Führer. — Durch seine zahlreichen Schriften wurde M. zu einer sehr bekannten Persönlichkeit auch im Auslande. Die deutsche Gesellschaft in Mannheim ehrte ihn 1786 mit goldenen Schaumünzen, die königl. preußische Akademie in Berlin sogar mit einem Accessit für die Abhandlung „Vom Einflusse der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländischen Geschmack". Viele Ausländer besuchten ihn; mit ihnen und mit Landsleuten machte er manche genußreiche Schweizerreise. Als seine Reisegenossen nennt er selbst: Johannes von Müller, Bonstetten, Coxe, Storr, Ebel, den preußischen Minister Dohm, Nikolai, Biester, Staeudlin, Abel, von Dalberg, Bertola, Pindemonte, die Damen Laroche und Diderot's Tochter Mme. de Vandeuil. Auch diese Lustreisen veranlaßten einige kleinere Schriften. — Die politischen Fragen beschäftigten Meister's beweglichen Sinn und unruhigen Kopf mehr als es seinem Lehramte ziemen wollte. 1777 bei Gelegenheit der Erneuerung eines Bündnisses mit Frankreich schlug er sich zu den sog. Libellisten, welche die Bürgerschaft Zürichs im demokratischen Sinne bearbeiteten. Mehr und mehr entzog er sich so den Boden seiner Wirksamkeit als Lehrer. Die Frommen warfen ihm Frivolität, die Aristokraten politische Wühlerei vor. So gab er denn 1791 seine Professur auf und bezog die Pfarre St. Jakob bei Zürich. Unter der sog. Helvetik ließ er sich von seinem Freunde Peter Ochs in Basel bewegen, die Stelle eines Redactionssecretärs des helvetischen Directoriums anzunehmen. Im Januar 1799 zog er in dieser Eigenschaft nach Luzern, dann nach Bern. Da aber die Besoldung ausblieb, empfahl er sich einigen Männern von Langnau, die bei ihm Geschäfte hatten, als Candidaten für ihre vacante Pfarre und erlangte diese im J. 1800. So war er denn in den Canton Zürich zurückgekehrt, verließ indessen seine Gemeinde Langnau am Albis 1806, privatisirte ein Jahr in Rüschlikon am Züricher See, übernahm endlich 1807 die Pfarrei Kappel, wo er am 23. October 1811 starb. In seiner fragmentarischen Selbstbiographie schildert sich M. mit großer Offenheit als einen gutmüthigen, regsamen, von der Phantasie und seinen Launen beherrschten, nachlässigen und unruhigen Menschen, als einen hastigen Vielschreiber, dessen Thätigkeitstrieb weder Disciplin noch wissenschaftlichen Ernst kannte, der seinem feuilletonistischen Talente die Gründlichkeit jederzeit zum Opfer brachte, als einen Freund der schöngeistischen und der Frauenkreise, als einen unterhaltenden Gesellschafter, der sich in die gelehrten Regionen unfreiwillig verirrt hatte. „Da kam ich mir selber so vor als ein Anakreon oder sonst ein Epicuri de grege porcus, dem man wider Willen den Doctorhut aufgesetzt. Gelehrsamkeit nämlich war nie mein Zweck, höchstens für mich eine Abwechslung oder Erholung." Hiermit stimmte denn auch das Urtheil der Zeitgenossen. Schiller's (nicht Goethe's) Distichon:

„Deinen Namen les ich auf zwanzig Schriften, und dennoch Ist es Dein Name nur Freund, den man in allen vermißt“ hat über M. nur die Wahrheit gesagt. Meister's Nachlaß enthält eine Anzahl Briefe aus der Feder berühmter Personen; sie befinden sich auf der Zürcher Stadtbibliothek und (zum kleinsten Theile) in dem Archiv der Familie Reinhart-Sulzer in Winterthur. — Werke: „Romantische Briefe“, 1769; „Von der Mode“, 1769; „Das Schweizer Journal“, 1770; „Rede bei Eröffnung der zürcherischen Kunstschule“, 1773; „Ueber die Schwermerei“, 1775 (die Autobiographie bemerkt, diese Schrift sei besonders gegen die in Bündten grassirende Zinzendorf'sche Secte gerichtet); „Ueber die Einbildungskraft“, 1775; „Sittenlehre der Liebe und Ehe“, 1779; „Kleine Schriften“, 1781; „Berühmte Züricher“, 2 Thle., 1782; „Kleine Reisen durch einige Schweizer Kantone“, 1782; „Helvetiens berühmte Männer“, 3 Bde., 1782—1793 (fortgesetzt von Bernet 1833); „Fliegende Blätter, historischen und politischen Inhalts“, 1783; „Kaiser Rudolph von Habsburg“, 1783; „Ueber Bodmern, nebst Fragmenten aus seinen Briefen“, 1783; „Hauptscenen der helvetischen Geschichte“, 2 Thle., 1784; „Helvetische Scenen der neueren Schwärmerei und Intoleranz“, 1785; „Charakteristik deutscher Dichter“, 2 Bde., 1785, 1787; „Helvetische Galerie großer Männer und Thaten für die vaterländische Jugend“, 1786; „Geschichte von Zürich bis zu Ende des 16. Jahrhunderts“, 1786; „Abriß des eidgenössischen Staatsrechtes“, 1786; „Grundlinien der holländischen Geschichte“, 1787; „Hauptumriß der älteren Völkergeschichte, nebst Einleitung in die schönen Künste und Literatur“, 1787; „Geschichte der römischen Hierarchie und ihrer heiligen Kriege bis zur Vertilgung der Tempelherrn“, 1788; „Kurze Geschichte des französischen Reichstages bis zur Bürgerbewaffnung nebst Necker's Vortrage“, 1789; „Schweizerische Spaziergänge“, 1789; „Neue schweizerische Spaziergänge“, 1790; „Vermischte historische Unterhaltungen über Europens Umbildung während der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, 1790; „Theokratische Sittengemälde aus dem Heiligthume morgenländischer Vorwelt“, 1791; „Monatsschrift für Helvetiens Töchter“, Zürich 1793; „Briefe an Freundinnen“, 1794; „Historisch-geographisch-statistisches Lexikon von der Schweiz“, 2 Bde., 1796; „Der Philosoph für den Spiegeltisch“, 1796; „Lehrmeister über die Verfassung des untheilbaren, helvetischen Freistaates“, 1798; „Ueber den Gang der politischen Bewegungen in der Schweiz“, 1798; „Helvetische Revolutionsgeschichte seit 1789“, 1798 (fortgesetzt 1800); „Helvetische Geschichte von Cäsar bis Bonaparte“, 4 Bde., 1801—1809; „Helvetische Blätter“, 1802; „Erzählungen des Greisen am Kamine“, 1805; „Geschichte des Menschen nach Körper und Seele“, 1805; „Launigte Phantasien“, 1805; „Meisteriana“, 1811; Autobiographie im schweizerischen Museum“, Aarau 1816.

Conspectus Ministerii Turicensis, Mscpt. der zürch. Stadtbibliothek. — Autobiographische Fragmente (— 1805) im schweizerischen Museum, Aarau 1816, S. 535 u. 823. — Meister's Nachlaß auf der Stadtbibl. Zürich. — Briefe Bodmer's an Meister in Küsnacht (zum Theil gedruckt in Stadlin's Pestalozzi, 1. Bd.). — Markus Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, Aarau 1812.
Breitinger.

Meister: Simon M., Maler, geb. 1803 zu Koblenz, † am 29. Februar des Schaltjahres 1844 zu Köln. Ehe er noch einigen Unterricht empfangen hatte, offenbarte sich sein Kunsttalent durch vielversprechende Reiterbildnisse und Schlachtenbilder, so daß patriotische Kunstfreunde ihm die Mittel verschafften Paris zu besuchen, wo er unter Horace Vernet's Leitung seine Studien fortsetzte und sich zu einem würdigen Schüler dieses großen französischen Malers ausbildete. Bald nach seiner Rückkehr ins Vaterland, um 1833, ließ er sich in Köln nieder, wo sein Pinsel in unausgesetzter Thätigkeit zahlreiche Bildnisse, Schlachtenscenen

und Thierkämpfe schuf. Seine technische Fertigkeit und geniale Auffassungsgabe ging so weit, daß er in anderthalb Stunden das Bildniß des berühmten Tondichters Ludwig Spohr malte, das durch geistvoll-kecke Behandlung, durch lebendige Wärme und Frische des Colorits, sowie durch die erstaunliche Aehnlichkeit das größte Lob fand. Seiner feurigen Phantasie genügten zuletzt die Staffeleibilder nicht mehr. Der Drang nach kolossalem Umfange trieb ihn zur Ausführung eines großen Panorama's, welches den Rheinübergang der Franzosen bei Neuwied (1797) darstellte. Unter Beihülfe seines Bruders Nicolaus M. vollendete er dasselbe 1841; es blieb bis 1844 in Köln aufgestellt und erfreute sich fortwährend der ungetheilten Bewunderung seiner vielen Besucher. Nicht weniger Beifall fanden zwei demnächst entstandene Dioramen: „Die Schlacht bei Kulm" und „Die Ansicht der Burg Stolzenfels beim Sonnenuntergang". Er hatte die Absicht, das große Panorama selbst nach Paris zu begleiten, als ihn ein plötzlicher Tod hinwegraffte. M. war ein überaus biederer, lebensfroher Mann, unter den Künstlern in Köln ragte er als der erste hervor — dem Geiste wie dem Namen nach ein Meister. Durch Vernet's Vermittlung war ihm eine sehr vortheilhafte Stellung in Rußland angeboten worden, die er ausschlug, weil er im fernen, kalten Norden nicht leben zu können glaubte, weil er den Rhein nicht verlassen mochte. Am schönen Rheine, bei den heiteren, freundlichen Menschen wollte er lieber sich abmühen, wie es das Loos der meisten deutschen Künstler ist, statt unter den Russen in Prunk und Ehren zu leben. Im Auftrage des damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, malte er 1835 eine Begebenheit aus dem Leben des Kurfürsten Joachim Hector von Brandenburg, wie dieser Fürst, vom Pferde gestürzt, von einem Knappen gegen die Angriffe der Türken vertheidigt wird. Das städtische Museum zu Köln besitzt zwei Bilder von ihm: „Das Reiterbildniß des Kronprinzen von Preußen, wie er 1834 in Begleitung zweier Generäle von einer in der Nähe von Köln abgehaltenen Parade zurückkehrt" und einen „Löwenkampf". J. C. Baum, P. Busch, F. Heister, J. B. Hützer, B. Weiß, D. Levy-Elkan und Franz Kellerhoven haben eine Anzahl Blätter nach seinen Gemälden lithographirt, letzterer das Eigenbildniß des Malers.

Merlo, Nachr. v. Köln. Künstl. J. J. Merlo.

Meisterlin: Sigmund M., Geschichtschreiber. Geburtsjahr und Geburtsort sind nicht überliefert, doch dürfte M. nicht früher als im zweiten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts geboren und seine Heimath mit ziemlicher Sicherheit irgendwo in Schwaben zu suchen sein. 15 Jahre alt trat er in das Benedictinerkloster St. Ulrich und Afra zu Augsburg ein und hier hat er, Priester geworden, so weit man sehen kann, die nächsten 20 Jahre seines Lebens zugebracht. An Gelegenheit zu gelehrter Ausbildung hat es ihm in dem Kloster nicht gefehlt, und hat er sich, wie seine Schriften beweisen, eine nicht gewöhnliche Kenntniß der classischen, beziehungsweise der römischen Litteratur erworben. Die frischen humanistischen Impulse, die eben von Italien herüberdrangen, sind an ihm offenbar nicht wirkungslos vorübergegangen. So hat es denn auch nicht lange gedauert, so trat er als Schriftsteller auf und verfaßte, auf den Wunsch des Augsburger Bürgermeisters Sigmund Gossenbrot, eine „Chronographia Augustensium", die er, nach dem Datum der Widmung zu schließen, im Juni 1456 vollendete. Gleich darauf fertigte er eine deutsche Uebersetzung des größeren Theiles derselben an und überreichte sie im Anfange des Jahres 1457 dem Rathe von Augsburg. In dieser letzten Gestalt hat sich die Chronik eine gewisse Beliebtheit errungen und ist 1502 gedruckt werden. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus gemessen, besteht sein Werk freilich nicht in dem gleichen günstigen Grade die Probe. Sie behandelt nur die älteste und ältere Geschichte der Stadt vom gelehrten anti-

quarischen Gesichtspunkte aus, verfährt aber mit viel zu wenig Kritik und läßt zugleich den erbaulichen Zweck gar behaglich walten. Die lateinische Redaction schließt mit dem Jahre 1425, die deutsche, wie man vermuthet nicht ganz zufällig, bei den Anfängen Kaiser Ludwig des Baiern. Gleich nach der Vollendung dieser Chronik trat M. eine Reise über die Alpen an und finden wir ihn in Pavia, wo er mit dem jungen Gossenbrot zusammentraf, der zugleich in einem erhaltenen Schreiben an seinen Vater, bei aller Anerkennung der gelehrten und litterarischen Verdienste des Mannes, kein sehr schmeichelhaftes Bild von dem Charakter desselben entwirft. Für die Förderung der gelehrten Bildung Meisterlin's wird dieser Aufenthalt in Pavia nicht ohne Förderung geblieben sein, obwol uns Näheres darüber nicht überliefert ist. Da ihm später gelegentlich der Titel eines Magisters ertheilt wird, dürfte man annehmen, daß er denselben vielleicht eben dort erworben hat. Von nun an verlassen uns auf fast zwei Jahrzehnte die Nachrichten über M. und bleiben wir auf bloße Vermuthungen angewiesen. Wie lange sein Aufenthalt in Italien gedauert hat und wann er nach Deutschland zurückgekehrt ist, wissen wir nicht. Möglich, daß in die nächsten Jahre sein Verweilen im Kloster zu St. Gallen fällt, wo er, seiner eigenen Erzählung zufolge, einmal eine Zeit lang das Amt des Novizenmeisters bekleidet hat. Erst im J. 1476 taucht er als Domprediger in Wirzburg auf. Seinem Orden und dem Kloster zu Augsburg hat er, wie es scheint, sich darum nicht entfremdet, denn noch in den letzten Jahren seines Lebens steht er in den vertraulichsten Beziehungen zu demselben. Was ihn bewogen haben mag, den sicheren Hafen der stillen Klosterzelle mit der stürmischen See des Lebens in der Welt zu vertauschen, entzieht sich, soweit nicht seine unverkennbare unstete Natur in Frage kommt, schlechterdings unserer Kenntniß. Eine Einwilligung seiner klösterlichen Vorgesetzten muß jedoch ohne Zweifel angenommen werden. In Wirzburg versah er das ihm anvertraute Amt mit Erfolg, richtete aber nachweisbar sein Auge zugleich auf eine bessere Pfründe. Deutlicher freilich sind wir darüber nicht unterrichtet. Gewiß ist aber das eine, daß er nach einiger Zeit Wirzburg verließ und als Prediger bei St. Sebald in Nürnberg angestellt wurde. Dieses muß anfangs des Jahres 1478 geschehen sein; im October desselben Jahres erscheint er bereits mit einem Predigermönche der Stadt im offenen Streit, der sogar auf der Predigtkanzel geführt wurde, und mußte der Rath dagegen einschreiten; die erwähnten ungünstigen Andeutungen des jungen Gossenbrot über Meisterlin's Charakter scheinen demnach und nach manchen anderen Anzeichen nicht unbegründet gewesen zu sein. — Neben dem Predigtamt zu St. Sebald erhielt M. vor dem 8. October 1481 die Pfarrei zu Lautenbach, die er zu eben dieser Zeit mit Einwilligung des Rathes mit der von (Groß-)Gründlach (bei Nürnberg) vertauschte und bis in das Jahr 1488 hinein behielt. (An welches Laudenbach oder Lautenbach aber gedacht werden muß, steht dahin; der Zusammenhang der Dinge zwingt an einen Ort dieses Namens im Umkreis von Nürnberg zu denken; das Laudenbach bei Miltenberg will so wenig stimmen als ein anderes dieses Namens; wahrscheinlich ist Leutenbach bei Forchheim gemeint.) Vermuthlich bald nach seiner Uebersiedlung nach Nürnberg übernahm er den ihm von ein paar Patriziern ertheilten Auftrag, eine Geschichte der Stadt zu schreiben, wie er ja bereits eine solche von Augsburg verfaßt hatte. Er wurde zu diesem Zweck mit den nöthigen Mitteln unterstützt, um Nachforschungen in verschiedenen Bibliotheken, wie zu Nieder-Altaich und von St. Emmeran in Regensburg anzustellen. Seiner gelehrten Kenntnisse wegen wurde er in Nürnberg selbst von den gebildetsten Männern der Stadt, wie Hartmann Schedel, Georg Alt, Sebald Schreyer &c. hinlänglich geschätzt, aber dieses hinderte nicht, daß er zugleich fortgesetzten Anfeindungen ausgesetzt war, an welchen er selbst

wahrscheinlich nicht ganz ohne Schuld war. Er zog es daher vor, auf seiner Pfarre zurückgezogen zu leben und so selten als möglich in die Stadt zu kommen. Hatte man ihm hier doch sogar Steuern abgefordert und er darum, wie er klagt, mit die kostbarsten Bücher seiner Bibliothek verkaufen müssen. Bei dieser unerquicklichen Lage hat er sich wieder an die glücklicheren Zeiten seines Aufenthaltes im Kloster zu Augsburg lebhaft erinnert und das offenbar nie ganz unterbrochene Verhältniß zu demselben wieder fester geknüpft. Es sind überdies Actenstücke vorhanden, die dafür zeugen, daß er in dieser Zeit an dem Schicksale des Klosters und der Wiederherstellung des vorübergehend daselbst gestörten inneren Friedens die aufrichtigste Theilnahme bezeigt hat. Bereits im J. 1481 verfaßte er im Auftrage des Abtes ein „Chronicon Augustanum ecclesiasticum“ und gleich darauf den „Index monasterii SS. Udalrici“, dessen Vorwort von Gründlach uns datirt ist. Beide Arbeiten sind nahe mit einander verwandt, die spätere eine verbesserte Umarbeitung der früheren und in der That in der Hauptsache eine gelungene Geschichte der Abtei. Im J. 1488 vollendete M. die Chronik von Nürnberg, zuerst in lateinischer, dann auch in deutscher Sprache und empfing dafür die in Aussicht gestellte klingende Belohnung. Die lateinische Redaction ist indeß erst im 18. Jahrhundert, die deutsche erst vor zwei Jahrzehnten zum Druck gelangt. Der Werth derselben steht mit der Augsburger Chronik auf ziemlich gleicher Höhe. Die ältere Geschichte wird gegenüber der neueren bevorzugt, mit Hintansetzung der Kritik ausgemalt, das Werk ist aber vor Allem aus dem Grunde wichtig, weil es auf lange hinaus die Nürnberger Geschichtschreibung beherrscht hat. Bald darauf (1488) hat M., unstät wie er war, die Pfarrei Gründlach mit der von Feucht (ebenfalls in der Nähe von Nürnberg) vertauscht und ist die gelegentliche Erwähnung dieser Thatsache die letzte Nachricht, die wir überhaupt über ihn haben. Man wird annehmen dürfen, daß er nicht allzulange darauf gestorben ist.

Vgl. Deutsche Städtechroniken, Bd. I, III und IV, und Forschungen zur Deutschen Geschichte, Bd. XII, S. 658—666. Wegele.

Meklenburg: Louis M., Architekturmaler, geb. am 15. September 1820 zu Hamburg, lernte zuerst die Decorationsmalerei, kam dann um 1843 als Landschaftsmaler nach München. Auf einer Studienreise in den Bergen Altbaierns gelangte M. zufällig in den mittelalterlichen „Kreuzgang zu Steingaden“ (der Begräbnißstätte des letzten, 1191 verstorbenen Welf VI. von Baiern) und zeichnete, überrascht von dessen malerischer Wirkung, sein erstes Architekturbild (1845), nachdem er schon im vorigen Jahre mit einer Ansicht jener durch den großen Brand in eine malerische Ruine verwandelten „Hamburger Nicolai-Kirche“ in diesem Gebiete eine glückliche Probe abgelegt hatte. Dann entdeckte M. auf einer Reise nach Oberitalien jene Domäne, welche nicht allein reiche Ausbeute gab, sondern seinem Namen auch eine bleibende Geltung sicherte. Als Proben seines Fleißes brachte er schon 1846 fünf Bilder in den Münchener Kunstverein: „Das Innere von St. Zeno in Verona“, eine „Partie aus Venedig“ und vom „Canale Grande“, desgleichen aus Padua und Verona; 1847 ein Bild aus dem „Kreuzgang zu Brixen“ und aus „St. Zeno in Verona“, außerdem auch noch eine „Landschaft“, wol die letzte dieser Art, denn fortan blieb M. dem Architekturstück getreu, wozu er sich insbesondere mit Venedig und Verona behalf. Nur bisweilen schweifte er nach Mailand oder holte aus Nürnberg und Hamburg eine Erinnerung. Fleißig zeichnend hatte er damals, wo es noch keine photographischen Aufnahmen gab, eine solche Fülle von Studien eingeheimst, daß es ihm zeitlebens nicht an Material mangelte. Diese Schätze tauchte er dann in poetische Stimmung, goß ein träumerisches Mondlicht darüber und wurde damit ein Vorläufer von Stange und Schleich, welche ihn jedoch bald im Zauber

der Farbeneffecte überboten. Mecklenburg's Erzeugnisse tragen den Stempel der Wahrheit, verschönt durch einen liebenswürdigen Vortrag, welcher der Treue keinen Abbruch thut, sondern die bloße Vedute zum Kunstwerk adelt. Bald malte M. das „Innere des Doms zu Mailand“, eine „Partie aus St. Anastasia in Verona“ (1848); „Venedig bei Sonnenuntergang“ oder einen stillen „Hof“ der schönen Lagunenstadt (1849); „San Maria Maggiore“ daselbst (1850) oder eine „Partie auf dem Dom zu Mailand“ (1851), die „Piazzetta“ in Venedig (1855) oder einen Theil von „Nürnberg“ (1855). Dann brachte er eine „Gegend an der Elbe bei Hamburg“ (1856), oder von Regensburg (1857), auch einen „Kreuzgang der Stiftskirche zu Königslutter bei Braunschweig“ (1857), immer aber kehrte er nach Venedig zurück, zu den verzauberten Palästen am „Canale Grande“ (1856) und der „Riva dei Schiavoni“, nach dem „Campo S. Barnaba“, dem „Rialto“ (1860), „S. Maria della Salute“ (1861), dem Marcusplatze, der altehrwürdigen Marcuskirche (1863) und „S. Giorgio dei Greci“ (1864). Dann erfrischte er sich wieder durch ein Motiv „Aus der Nähe des Hamburger Hafens“, um neuerdings „Unter den Arkaden des Dogenpalastes“ (1865) oder an den Schiffswerften nächst dem Arsenal zu promeniren. Im J. 1866 ging es auf den „Marktplatz in Lübeck“ und 1867 nach Regensburg und Verona mit der sonnigen „Piazza dell' Erbe“, dann durchgondelte er bei Mondnacht einige Canäle, bannte ein paar lauschig stille Winkel auf seine Leinwand, um neuerdings über Nürnberg nach der „Trave bei Lübeck“ (1869) zu eilen; 1870 finden wir unseren Maler auffälligerweise gar an der „Schwarzbachklamm“ nächst Berchtesgaden und im „Wirthshause zu Hallthurm“ bei Reichenhall; 1872 malte er einige zum Abbruch bestimmte ältere Münchener Bauten, beide Bilder wurden der in der Neuen Pinakothek befindlichen Sammlung von Ansichten aus Alt-München einverleibt. Außer einer „Straße aus Hall in Tirol“ (1874) blieb M. seinem Repertoire getreu. Noch im J. 1882 kaufte der Münchener Kunstverein eine „Venetianische Mondnacht“. Der verdiente Künstler starb kurz vorher, am 11. Juni des genannten Jahres, plötzlich und unerwartet. — Das „Innere der Kirche St. Anastasia in Verona“ hat A. Doll nach dem im König-Ludwig-Album befindlichen Original lithographirt. Andere Bilder Mecklenburg's wurden, einige photographische Reproductionen abgerechnet, unseres Wissens nicht vervielfältigt.

Vgl. Beil. 184. Allg. Ztg. 3. Juli 1882. Kunstvereins-Bericht f. 1882, S. 67. Hyac. Holland.

Mel: Dr. Konrad M., ausgezeichnet als Kanzelredner, aus der theologischen Schule des Coccejus, geb. den 14. August 1666 zu Gudensberg in Niederhessen als der Sohn des dasigen reformirten Metropolitan Johannes M., † den 3. Mai 1733 zu Hersfeld, ist einer der hervorragendsten Theologen der reformirten Kirche Hessens, dessen Namen noch heute in seinen Predigtbüchern und in seinem unter dem Namen „Melbuch“ bekannten Gebetbuche „Die Lust der Heiligen an Jehovah“ in seinem Vaterlande sowie theilweise anderwärts fortlebt. Schon im 10. Jahre bezog er das Gymnasium in Hersfeld, im 15. die Universität Rinteln, worauf er nach Bremen und Gröningen zog. 1690 berief ihn die Landgräfin Marie Amalie, eine geborene Prinzessin von Kurland, als Prediger in ihr kurländisches Vaterland, wo er zwei Jahre in Mitau stand, dann nach Memel und 1697 als Hofprediger und Professor der Theologie nach Königsberg ging. Von da wurde er 1705 in sein Vaterland zurückgerufen und als Inspector, Stiftsprediger und Rector des Gymnasiums zu Hersfeld angestellt. Im folgenden Jahre ertheilte ihm die Akademie zu Frankfurt a. O. anläßlich ihrer Jubelfeier die theologische Doctorwürde. Schon 1701 hatte ihn die preußische Societät der Wissenschaften unter ihre Mitglieder aufgenommen. Wegen

seiner trefflichen Anleitung zur Christianisirung der Heiden, betitelt „Missionarius evangelicus“, 1711, wurde ihm dieselbe Ehre auch von der englischen Gesellschaft zur Fortpflanzung des christlichen Glaubens zu Theil. In Hersfeld selbst erwarb sich M. ein großes Verdienst um das Gymnasium, mit welchem er einen akademischen Cursus verband. Noch größeren Ruhm hat er sich aber bei der Nachwelt erworben durch das von ihm 1709 ins Leben gerufene Hersfelder Waisenhaus. Um seinen Namen haben sich unter den Bewohnern der Stadt Hersfeld und der Umgegend mancherlei Anekdoten krystallisirt, welche alle beweisen, daß M. sich eines hohen Ansehens und einer großen Verehrung erfreut hat. Von seinen zahlreichen Schriften sind außer dem erwähnten Gebetbuche seine Predigtbücher „Die Posaunen der Ewigkeit“ neuerdings von der amerikanischen Tractatgesellschaft wieder neu aufgelegt, „Die letzten Reden der Sterbenden“, „Das Leben der Patriarchen“ und „Zions Lehre und Wunder“ die bekanntesten geworden. Alle haben noch bei Lebzeiten ihres Verfassers mehrere Auflagen erlebt. Durch sein Dringen auf praktisches Christenthum hat M. eine ähnliche Geistesbewegung in der deutschen reformirten Kirche fördern helfen, wie Spener und Francke in der lutherischen. Seine Schriften sind aufgezählt bei Strieder.

Programm des kurfürstl. Gymnasiums zu Hersfeld auf 1865 mit dem Lebensbilde Mel's von Al. Vial. — Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte Art. Mel. Cuno.

Melanchthon: Philipp M., der Humanist und Theolog, Reformator und praeceptor Germaniae, ist geboren den 16. Februar 1497 zu Bretten in der Pfalz (jetzigem Großherzogthum Baden), † den 19. April 1560 zu Wittenberg. — Sein Leben theilt sich in drei Perioden: 1. seine Kindheits- und Bildungsgeschichte 1497—1518; 2. die erste Wittenberger Zeit oder die Zeit seiner Mitarbeit an Luther's Reformation 1518—1546; 3. die spätere Wittenberger Zeit oder die Zeit seines letzten Streitens und Leidens 1546—1560.

1. M. verlebte eine glückliche Kindheit im elterlichen und großelterlichen Hause. Sein Vater war Georg Schwarzerd (nicht Schwarzert oder Schwarzer, wie neuerdings ohne Grund ist vermuthet worden, s. D. Fr. Strauß, Kleine Schriften 1862, S. 408) aus Heidelberg, Schlosser, Waffenschmied und Rüstmeister des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, der später in Bretten sich niedergelassen und mit Barbara, einer Tochter des dortigen Kaufmanns und Bürgermeisters Johann Reuter, sich verheirathet hatte (s. Förstemann, Die Schwarzerde, Zusammenstellung der Nachrichten über Melanchthon's Geschlecht, in theologischen Studien und Kritiken 1830, S. 119 ff. und Schmidt, Melanchthon S. 1 ff.). Der Vater wird geschildert als ein rechtschaffener und geschickter, dabei menschenfreundlicher und friedlicher Mann, die Mutter als fromme und kluge, sparsame und wohlthätige Hausfrau, beide mit ihren fünf Kindern in glücklichen Verhältnissen lebend. Seine erste Bildung erhielt der zarte und stille, sinnige und talentvolle Knabe in der Stadtschule zu Bretten, dann im Hause seines Großvaters durch einen Privatlehrer Johann Unger aus Pforzheim, einen tüchtigen Grammatikus, der durch väterliche Liebe seinen Schüler an sich zu fesseln und ihm eine solide philologische Vorbildung zu geben wußte. Nachdem er im Herbst 1507 seinen Vater und Großvater schnell nacheinander verloren, kam er mit seinem Bruder Georg nach Pforzheim in das Haus seiner Großmutter Elisabeth, einer Schwester des Humanisten Johann Reuchlin, und in die dortige lateinische Schule, die damals unter der Leitung des Humanisten Georg Simler aus Wimpfen, nachmaligen Professors in Tübingen, stand. Von ihm wurde er in die lateinischen Dichter nicht nur, sondern auch bereits in die Elemente der griechischen Sprache und der purior philosophia (d. h. des Aristoteles) eingeführt. Auch mit seinem Großoheim Reuchlin kam er damals in nähere Beziehungen,

da dieser von seinem damaligen Wohnsitz Stuttgart aus manchmal in seine Heimath Pforzheim herüberkam, an dem aufgeweckten Knaben Gefallen fand und ihn zu eifrigem Studium anfeuerte. Er war es auch, der seinen deutschen Familiennamen in den griechischen Gelehrtennamen Melanchthon umwandelte (so schrieb er sich stehend bis 1531, von da an der leichteren Aussprache wegen Melanthon). Auf Reuchlin's und Simler's Rath bezog M. im October 1509, noch nicht 13 Jahre alt, die Universität Heidelberg, wo er den 13. October als Philippus Schwarzerd de Bretten immatriculirt wurde, im Haus des Professors Pallas Spangel freundliche Aufnahme fand, im Uebrigen aber mehr auf das Privatstudium angewiesen war, weil ihm der öffentliche Unterricht wenig Befriedigung bot. Im 15. Lebensjahre den 11. Juni 1511 wurde er Baccalaureus artium, ertheilte zwei Söhnen des Grafen von Löwenstein Privatunterricht und wagte es bereits 1512 um die Magisterwürde sich zu bewerben. Wegen zu großer Jugend abgewiesen, siedelte er, zugleich aus Gesundheitsrücksichten, weil ihm das Heidelberger Klima nicht zusagte, nach Tübingen über, wo er den 17. September 1512 immatriculirt wurde. Hier, wo neben den Vertretern der alten scholastischen Methode doch auch bereits in Männern wie Heinrich Bebel († 1516) und seinen Schülern Brassican, Heinrichmann ꝛc., in Georg Simler und Franz Stadian ein freierer humanistischer Geist sich regte und in dem Bund der Sodales Neccarani Pflege fand, betrieb M. mit großem Eifer philologische und philosophische Studien und suchte zugleich auf formal humanistischer Grundlage ein möglichst universales Wissen sich zu erwerben. Am 25. Januar 1514 wurde er magister artium und Conventor in der bursa, wandte sich theologischen Studien zu und gewann durch die Lectüre des Neuen Testaments in der 1516 erschienenen Erasmischen Ausgabe des griechischen Originals sowie durch patristische Studien eine Einsicht in den Unterschied des biblischen Christenthums von der herrschenden scholastischen Lehrweise; daneben las er über Terenz, Cicero, griechische Grammatik (die er 1518 erstmals zu Hagenau herausgab unter dem Titel „Institutiones Grammaticae Graecae“; bis 1622 erschienen davon 44 Neudrucke, s. C. R. XX, 15 ff.), gab den Terenz heraus, beschäftigte sich mit dem Plane einer Ausgabe des Aristoteles, trieb daneben mathematische und astronomische (bei Stöffler), historische, juristische und sogar medicinische Studien, gab die Chronik Naukler's heraus und galt in der Zeit des Kampfes zwischen den Reuchlinisten und den viri obscuri bereits als einer der tüchtigsten und rührigsten Vertreter der neuen Richtung (wenn auch der ihm vielfach zugeschriebene Beitrag zu dem zweiten Buch der Epistolae obscur. virorum nicht von ihm herrühren sollte, vgl. Böcking, Hutteni Opp. Suppl. II, 2, 667). Vgl. über diese ganze Zeit seines Tübinger Aufenthalts Heyd, Melanchthon und Tübingen, 1839; Schmidt S. 10 ff.

2. Auf seines Großoheims Johann Reuchlin's warme Empfehlung 1518 von Kurfürst Friedrich dem Weisen als Lehrer der griechischen Sprache und Litteratur nach Wittenberg berufen, beginnt M. seine dortige Wirksamkeit am 29. August 1518 mit seiner in der Geschichte des deutschen Unterrichtswesens epochemachenden, insbesondere auch von Luther beifällig aufgenommenen Rede „De corrigendis adolescentium studiis“, die das Programm seines akademischen Wirkens enthält: Studienreform durch Rückgang auf die ächten Quellen und insbesondere Empfehlung des Sprachstudiums als des Schlüssels zum Verständniß des Christenthums: „Christum sapere incipiemus, cum animos ad fontes contulerimus“ (C. R. XI, 15 ff.; Schmidt S. 30; Paulsen 73). Neben seinen Vorlesungen über Homer und neutestamentliche Briefe ꝛc. nimmt er seine litterarische Thätigkeit wieder auf: trotz seiner zarten Gesundheit entfaltet er eine solche Arbeitskraft und trotz seiner Jugend und unscheinbaren Gestalt übt er eine solche Anziehungskraft, daß Alles voll ist von seiner Bewunderung und daß die

Studentenzahl in Wittenberg rasch von einigen Hunderten auf mehrere Tausende stieg. Philippus auditorium habet refertum auditoribus, schreibt Luther schon am 2. September an Spalatin, und in einem Briefe an Reuchlin vom 14. December nennt er ihn einen homo admirabilis, imo paene nihil habens quod non supra hominem sit, familiarissimus tamen et amicissimus mihi. Dieses freundschaftliche, bei aller Verschiedenheit der Individualitäten auf gegenseitiger Achtung gegründete Verhältniß zu Luther gestaltet sich noch inniger und fester seit der Leipziger Disputation (Juni—Juli 1519). M. hatte dieser, wie er selbst sagt, zwar nur als „müssiger Zuschauer" angewohnt, wenn auch nicht ohne hilfreiche Theilnahme am Gang der Verhandlungen. Ein brieflicher Bericht aber, den er über den Verlauf des Gesprächs an den ihm befreundeten Oekolampadius in Basel erstattet hatte (C. R. I, 108), gab dem streitsüchtigen Dr. Eck in Ingolstadt Anlaß zu einem hochmüthigen Ausfall auf den jungen Wittenberger Humanisten, worin er behauptet, dieser als bloßer Grammaticus verstehe Nichts von theologischen Fragen (Excusatio Eckii ad ea, quae falso sibi M. grammaticus Witteb. super theol. disputatione Lips. adscripsit 25. Juli). M. antwortet in einer würdig gehaltenen „Defensio contra Eckium", worin er die Grundsätze gesunder protestantischer Schriftauslegung entwickelt (August 1519 s. C. R. I, 113). Immer eifriger beschäftigen ihn jetzt theologische, besonders biblische Studien: er erklärt den Römerbrief, gibt Luther's Commentar zum Galaterbrief heraus, schreibt Thesen über den Glauben in göttlichen Dingen, wird am 19. September zugleich mit Joh. Agricola baccalaureus in bibliis, liest über das Matthäusevangelium, hält am 25. Januar 1520 eine Rede „De adhortatione ad doctrinam Paulinam" und im Februar eine „Declamatio in Pauli doctrinam", weist hin auf den Unterschied zwischen der biblischen und scholastischen Theologie und betont im Gegensatz gegen alle kirchlichen Auctoritäten und Traditionen das ausschließliche Recht der heiligen Schrift, Glaubensartikel zu begründen (scripturam s. solam condere articulos fidei). Neben den theologischen Arbeiten gehen aber ununterbrochen die philologischen und philosophischen her: er gibt eine Rede des Lucian, die Wolken des Aristophanes, ein Lehrbuch der Dialektik heraus, liest auf den speciellen Wunsch des Kurfürsten über Plinius ꝛc. Mitten unter diesen angestrengten Arbeiten tritt M. (25. November 1520) besonders auf den Wunsch und Rath seiner Freunde, die ihn dadurch in Wittenberg festzuhalten und durch bessere Verpflegung zur Verlängerung seines Lebens beizutragen hofften, in die Ehe mit Katharina Krapp, Tochter eines Wittenberger Bürgermeisters, mit der er eine 37jährige friedliche und glückliche, mit zwei Söhnen und zwei Töchtern gesegnete, freilich auch von schmerzlichen Erfahrungen nicht verschonte Ehe geführt hat. — Um dieselbe Zeit beschäftigte ihn die Abfassung einer Vertheidigungsschrift für Luther gegen den Angriff eines italienischen Dominicaners Thomas Rhadinus von Piacenza, der Luther als einen die Ehre der deutschen Nation schändenden Ketzer in einer zu Rom und Köln 1520 gedruckten Rede bei den Fürsten und Völkern Deutschlands denuncirt hatte; M. beantwortet die Schrift unter dem Pseudonym „Didymi Faventini adv. Thomam Placentinum pro Luthero oratio" (gedruckt zu Wittenberg im Februar 1521), schreibt aber bald darauf mit Nennung seines Namens eine „Apologia pro Luthero adversus furiosum Parisiensium theologastrorum decretum" (Juni 1521 s. C. R. I, 398). Während er so in den Jahren des Kampfes 1519—21 dem bahnbrechenden Heros der deutschen Kirchenreformation als treuester Freund und Gehülfe, fördernd und ergänzend, aber auch mäßigend und mildernd zur Seite steht, sucht er zugleich durch philologische, philosophische und theologische Vorlesungen und Schriften das Werk der Studien- und Kirchenreform in selbständiger Weise zu fördern: insbesondere entstand in diesen Jahren 1519—21 aus seinen exegetischen Vor-

lesungen über den Römerbrief sein wichtigstes theologisches Werk: seine im December 1521 erstmals, dann in zahllosen neuen, theils erweiterten, theils umgearbeiteten Ausgaben wiederholt erschienenen „Loci communes rerum theologicarum“ (auch hypotyposes etc. genannt), eine Zusammenstellung der Grundwahrheiten des Christenthums aus der heiligen Schrift und besonders den paulinischen Briefen, die erste Dogmatik der neuen evangelischen Kirche, obwol in ihrer ersten Gestalt noch mehr den Charakter des unmittelbaren Bekenntnisses als eines abgeschlossenen Lehrsystems tragend, von Luther als „das beste Buch nach der heiligen Schrift“ gepriesen. (Ueber diese erste Ausgabe und ihr Verhältniß zu den späteren s. Strobel, Litteraturgeschichte von Melanchthon's Loci, 1776; G. Plitt, Melanchthon's Loci in ihrer Urgestalt, 1864 und C. Ref. Bd. XXI und XXII mit den dort gegebenen litterarhistorischen Nachweisungen.)

Unterdessen aber sahen sich M. und die übrigen Wittenberger Freunde und Collegen Luther's in eine ganz neue Lage versetzt seit Luther's Reise nach Worms (2. April 1521) und seiner Zurückziehung nach der Wartburg (Mai 1521 bis März 1522). Eine doppelte Last und Sorge lag jetzt auf dem in Wittenberg zurückgebliebenen M. Schmerzlich vermißt er bald des Freundes und Führers Gegenwart (11. Juni), zumal als seit dem Herbst 1521 einige Ordensgenossen und Collegen Luthers (wie Gabriel Didymus, Andreas Bodenstein v. Carlstadt ꝛc.) in Verbindung mit Wittenberger Bürgern und Studenten mit gewaltsamen Aenderungen des Gottesdienstes, Beseitigung der Messe, Bruch der Klostergelübde, des Cölibats ꝛc. und anderen Störungen der bisherigen kirchlichen Ordnung vorgehen wollten, und als dann vollends zu Ende des Jahres (27. December 1521) die sogenannten Zwickauer Propheten (Nikolaus Storch, Marcus Thomä Stübner u. A.) in Wittenberg erschienen und für ihre schwärmerisch-revolutionären Ideen Propaganda machten. M. war unsicher und ängstlich, mahnte zur Mäßigung, vermochte aber den Sturm nicht aufzuhalten, war sich nicht einmal darüber klar, ob Gottes oder des Teufels Geist aus den Zwickauern rede, und verlangte daher immer dringender nach Luther's Rückkehr, der allein im Stande sei die Geister zu prüfen. Luther kam am 7. März. Die Wogen legten sich. M. war wieder gefaßt und glücklich den Freund wieder zu haben (vgl. Köstlin, Luther I, 494 ff.). Am liebsten hätte M. jetzt der theologischen Lehrthätigkeit entsagt und sich ganz auf seine humanistischen Studien zurückgezogen: er las über Hesiod, Homer, klagte über den Verfall der philologischen Studien, schrieb über die Würde der Poesie, hielt eine Rede über den Nutzen der classischen Studien und wollte vor Allem seiner griechischen Lection warten, für die er vom Kurfürsten berufen und besoldet sei, während Luther umgekehrt wünschte, ihn seiner philologischen Vorlesungen entbunden zu sehen, ut theologicis vacaret, weil er von Gottes Gnaden besonders reich begabt sei die Schrift zu lesen. Luther drängt ihn fort und fort zu theologischen, besonders exegetischen Vorlesungen und Arbeiten über Johannisevangelium, Römerbrief ꝛc. und bedient sich seiner Hülfe für die Revision und Vollendung der auf der Wartburg begonnenen Bibelübersetzung (das Neue Testament 1522 erstmals gedruckt, s. die Schriften über Luther's Bibelübersetzung von Panzer, Schott, Hopf u. A.).

Unterbrochen wurde diese angestrengte Arbeit im akademischen Beruf und auf litterarischem Gebiet 1524 im April bis Juni durch eine in Begleitung von J. Camerarius, W. Nesen u. A. unternommene Reise nach Süddeutschland, über Leipzig, Eisenach, Fulda, Frankfurt nach Bretten, wo er seine alte Mutter besucht und von der Universität Heidelberg mit einem Ehrengeschenke begrüßt wird. Auf den Wunsch von Nausea übersendet er dem damals in Stuttgart weilenden Cardinal Campegius eine Schrift „Summa doctrinae christianae“; auf dem Rückweg macht er die persönliche Bekanntschaft des Landgrafen Philipp von Hessen,

der mit ihm über die kirchlichen Fragen sich unterhielt und von ihm eine kurze Darstellung der neuen Lehre begehrte; M. übersandte sie ihm nach seiner Rückkehr von Wittenberg aus unter dem Titel „Summa der erneuten evangelischen Lehre", wodurch Philipp für die Sache der Reformation gewonnen wurde (s. C. R. I, 703; neue Ausgabe mit Vorrede von Professor Scheffer, Marburg 1860, 4°). Bald nach seiner Rückkehr nach Wittenberg (15. Juni 1524) erhielt M. einen Ruf nach Nürnberg zur Einrichtung und Leitung des dortigen Schulwesens, den er aber trotz der ihm dort sich bietenden lockenden Aussichten aus treuer Anhänglichkeit an den Kurfürsten von Sachsen und Wittenberg ablehnt. Schwere Sorgen macht ihm im folgenden Jahr neben seiner eigenen Kränklichkeit der Bauernkrieg: auf Wunsch des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz schreibt er im Juni 1525 ein Gutachten über die Artikel der Bauerschaft, worin er die Forderungen derselben schroff zurückweist mit dem Gebot unbedingten Gehorsams und widerstandslosen Duldens (C. R. XX, 641; Schmidt 121 ff.). Im J. 1526 übernimmt er auf den Wunsch des neuen Kurfürsten Johann neben seiner bisherigen philologischen noch eine theologische Professur, sodaß er fortan bis zu seinem Tod zwei Lehrstellen, die eine in der philosophischen, die andere in der theologischen Facultät vertritt, während er zur Annahme des theologischen Doctorats (weil dieser titulus aliquid oneris habet C. R. IV, 811) sich niemals entschließen konnte. 1527 betheiligt er sich an der kursächsischen Kirchen- und Schulvisitation und schreibt für dieselbe sein sogenanntes „Visitationsbüchlein" oder „Articuli de quibus egerunt visitatores in terra Saxonica", die zuerst 1527 ohne sein Vorwissen im Druck erschienen, dann 1528 von Luther mit einer Vorrede herausgegeben wurden (unter dem Titel „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn"), die erste, später auch für andere Länder vorbildlich gewordene kursächsische Kirchen- und Schulordnung (C. R. XXVI, 3 ff.). Aus demselben Anlaß aber bekommt M. Streit über die Lehre vom Gesetz und der Buße mit Johann Agricola aus Eisleben, der, schon längst auf M. eifersüchtig, einige Sätze desselben als unevangelisch und katholisirend angriff: der Streit (der sogenannte erste antinomistische) wurde von Luther durch eine persönliche Verhandlung mit M. und Agricola zu Torgau vorläufig beigelegt (December 1527), um später in verstärktem Maße wieder auszubrechen. Luther's Streit mit Erasmus macht ihm in diesen Jahren (1524 ff.) ebensoviel Schmerz als der drohende Religionskrieg (aus Anlaß der Pack'schen Händel 1528) und die Wiedertäuferunruhen, über welche er im April 1528 dem Kurfürsten ein Gutachten zu erstatten hat. Ein Versuch, den Johann Faber von Leutkirch damals machte, M. durch glänzende Versprechungen von der Sache Luther's abzuziehen, ebenso wie Georg Wizel's Versuch, ihn für seine abenteuerlichen Reformideen zu gewinnen, scheiterten an Melanchthon's geradem Sinn und Ueberzeugungstreue. Im Februar 1529 begleitet er seinen Kurfürsten auf den Reichstag zu Speyer, dessen Ausgang ihn freilich nicht wenig beunruhigt. Bei der durch die Protestation der Minorität offenbar gewordenen Entzweiung im Reich schien ihm ein Krieg unabwendbar und doch konnte er ebenso wenig als Luther das Bedenken gegen ein Bündniß mit den Schweizern überwinden. Nur ungern folgt er darum auch der Einladung zum Marburger Gespräch, wo er am 1.—3. October besonders mit Zwingli disputirt, während Luther mit Oekolampad verhandelte. Von einem brüderlichen Verhältniß zu den Schweizern will er aber schließlich ebenso wenig als Luther etwas wissen: er fühlte sich abgestoßen theils von Zwingli's politischen Tendenzen, theils von seinem Philosophiren in Sachen der Religion (C. R. I, 1066 ff.; II, 25; Schmidt S. 177 ff.).

Aber nun erst folgt das arbeits- und sorgenvollste, aber auch wichtigste und fruchtbarste Jahr seines Lebens und Wirkens — das Jahr des Augsburgischen

Reichstags 1530. Schon im März beschäftigten ihn einerseits ein Gutachten über die Frage: ob man dem Kaiser im Falle eines Angriffs aus Gründen der Religion bewaffneten Widerstand leisten dürfe, andererseits die Vorarbeiten für eine von dem Kurfürsten erforderte, zur Vorlage auf dem Reichstag geeignete Denk- und Schutzschrift (die sogenannten Torgauer Artikel, vgl. G. Plitt, Einleitung in die Augustana 1867 und die übrige dort angeführte Litteratur). Am 3. April tritt er sodann mit dem Kurfürsten die Reise nach Augsburg an, verweilt im April längere Zeit in Coburg, wo Luther zurückgelassen und die Ausarbeitung der Confession von M. begonnen wird, trifft am 2. Mai in Augsburg ein und verwendet die ganze bis zur Reichstagseröffnung noch übrige sechswöchige Frist zur Vollendung der zur Vorlage an den Kaiser und Reichstag bestimmten „Apologia“ oder (wie sie dann später genannt wurde) „Confessio Augustana“ (s. C. R. II, 30 ff.; XXVI, 97 ff. und die Litteratur zur Geschichte des Augsburgischen Reichstags und der Confession von Chyträus, Cölestin, Cyprian, Rotermund, Weber, Ranke, Plitt, Köstlin, Schirrmacher 2c.), worin er nicht blos die Schriftmäßigkeit der evangelischen Lehre, sondern auch ihre Uebereinstimmung mit dem christlichen Alterthume, und daher das Unrecht der Gegner, die Bekenner derselben als Häretiker zu behandeln, ebenso klar und bestimmt als mild und versöhnlich darzulegen bemüht ist. Erst am 23. Juni wird nach langen Berathungen mit den in Augsburg anwesenden wie mit auswärtigen Theologen (auch mit Luther in Coburg, dem der Entwurf am 15. Mai vorgelegen und der seine volle Billigung desselben ausgesprochen hatte), endlich die Schlußredaction der Formel sowol in lateinischer als in deutscher Sprache festgestellt, wie diese sodann am 25. Juni vor dem Reichstag vom Vicekanzler Baier verlesen und dem Kaiser überreicht wird. M. blieb in Augsburg bis zum 23. September, beschäftigt theils mit den auf Wunsch des Kaisers eingeleiteten Vergleichsverhandlungen mit den katholischen Gegnern, wobei die Nachgiebigkeit Melanchthon's soweit ging, daß er bei seinen eigenen Glaubensgenossen in den Verdacht kleinmüthiger Halbherzigkeit, wo nicht gar des Verraths an der evangelischen Sache kam, theils mit dem Entwurf einer der katholischen Confutation (vom 3. August) entgegenzusetzenden „Apologia Confessionis Augustanae“, deren Annahme jedoch der Kaiser am 23. September verweigert. Nach Wittenberg zurückgekehrt (November 1530) beschäftigt er sich mit der Herausgabe der beiden in Augsburg verfaßten Bekenntnißschriften, der Confession und der jetzt erst vollendeten Apologie in lateinischem und deutschem Text (s. besonders Plitt, Die Apologie geschichtlich erklärt, 1873), sowie mit anderen schriftstellerischen und akademischen Arbeiten (Rhetorik, Aristotelische Ethik, Römerbrief 2c.), wozu der Nürnberger Religionsfrieden vom 23. Juli 1532 wieder Raum und Ruhe gab. Dagegen beunruhigte ihn 1533 wieder die Kunde von einem beabsichtigten päpstlichen Concil, worüber er an den Kurfürsten Johann Friedrich Gutachten zu erstatten hat, und mehr noch 1534 die Münster'schen Ereignisse, die Occupation und Reformation des Herzogthums Württemberg und die von Butzer mit großem Eifer betriebenen Verhandlungen über die Abendmahlslehre zwischen den Sachsen und Oberdeutschen. Verschiedene auswärtige Berufungen (nach Frankreich, England, Württemberg) lehnt er theils aus eigenem Entschluß, theils wegen kategorischer Urlaubsverweigerung von Seiten des Kurfürsten ab, erstattet aber an König Franz von Frankreich ein Reformationsgutachten (August 1534), schreibt an König Heinrich VIII. von England, dedicirt ihm eine neue Ausgabe der loci (August 1535) und nimmt Theil am Kasseler Gespräch (December 1534) und an der sogenannten Wittenberger Concordie (Mai 1536), d. h. einem zwischen den Oberdeutschen und Sachsen besonders auf Butzer's Betrieb abgeschlossenen Vergleich

über die Abendmahlslehre, wodurch freilich die Streitpunkte mehr verdeckt als wirklich gelöst wurden (C. R. III, 75; Nitzsch, Urkundenbuch der evangelischen Union, 1853). Nachdem er sodann seinem Kurfürsten ein nochmaliges Gutachten erstattet über das von Papst Paul III. ausgeschriebene Mantuaner Concil (August — September 1536), macht er eine Reise nach Süddeutschland, besucht Frankfurt und Tübingen, verhandelt über die Neuorganisation der dortigen Universität, ohne sich selbst dort halten zu lassen, sucht einen kirchlichen Streit in Nürnberg beizulegen und kommt im November nach Wittenberg zurück, wo er indessen in seiner Abwesenheit von einem Prediger Cordatus und Anderen wegen seiner angeblich katholisirenden Lehre von der Nothwendigkeit der guten Werke hart angegriffen worden war, sodaß sich schon das Gerücht verbreitet hatte, er werde wegen dogmatischer Differenzen mit Luther gar nicht nach Wittenberg zurückkehren. Er sucht die Differenzen beizulegen, beräth mit Luther und anderen Theologen die dem Convent zu Schmalkalden zu machenden Vorlagen, unterzeichnet die von Luther entworfenen Artikel (die später sogenannten Articuli Smalcaldici) mit einem Zusatz in Betreff des Papstthums, reist selbst, obwol leidend, mit Luther nach Schmalkalden und verfaßt dort im Auftrag der Versammlung eine officielle Denkschrift über den Primat des Papstes und die Jurisdiction der Bischöfe, die von den anwesenden Theologen unterschrieben wird und später einen Anhang zu den schmalkaldischen Artikeln Luther's im lutherischen Concordienbuch bildet (C. R. III, 271 und die Monographien von Meurer, Ziemssen, Sander, Plitt).

Die wiederholten Angriffe des Predigers Cordatus und Jakob Schenk, sowie die Bemühungen Amsdorf's und Anderer, ihn wegen seiner angeblich nicht ganz correcten Haltung in der Lehre vom Glauben und Werken, Freiheit und Gnade, besonders aber in der Abendmahlslehre (wegen der sogenannten Variata von 1540) auch bei Luther zu verdächtigen, sowie gehäufte Geschäftslast und körperliches Uebelbefinden trugen dazu bei, ihm in den folgenden Jahren den Aufenthalt in Wittenberg zeitweise so zu verbittern, daß er wiederholt an den Wegzug dachte und sich in trüben Stunden wie ein Prometheus Caucaso alligatus vorkam (C. R. III, 606). Aber wie er sich selbst nicht loszureißen vermag, so will auch Luther, obwol mit Melanchthon's theologischen Ansichten und kirchlicher Haltung nicht immer einverstanden, doch den theuren Freund und hohen Mann, „der so große Arbeit that", sich selbst und der Universität nicht verloren gehen lassen. Trotz aller Verdächtigungen und Verstimmungen läßt er es zu keinem Bruch kommen, will vielmehr „sein Herz mit ihm theilen". Ja gerade jetzt wird Melanchthon's rathende und organisirende Thätigkeit aufs vielfältigste in Anspruch genommen bei Einführung der Reformation in der Mark Brandenburg und im Herzogthum Sachsen, bei der Reformation der Leipziger Universität (Mai 1539), bei den Conventen in Frankfurt 1539 und Schmalkaden 1540, bei den Religionsgesprächen in Hagenau, Worms, Regensburg (1540—41), wo er ebenso mild wie fest und klar den Standpunkt des Augsburgischen Bekenntnisses gegenüber den katholischen Gegnern Eck, Pflugk, Gropper, Granvella etc. vertrat und wo er zugleich Gelegenheit fand, mit auswärtigen Theologen, wie besonders mit dem damals in Straßburg weilenden Johann Calvin folgenreiche Beziehungen anzuknüpfen.

Schweren Kummer verursachte ihm in diesen Jahren der Landgraf Philipp von Hessen durch den Scandal seiner Doppelehe, zu welcher M. zwar im December 1539 ebenso wie Luther seine bedingte Zustimmung in der Form eines geheim zu haltenden Beichtrathes gegeben hatte, deren wirkliche Eingehung und Veröffentlichung aber (März 1540) ihm solchen Schmerz und Aerger bereitete, daß er unterwegs auf der Reise nach Hagenau zu Weimar in eine tödtliche

Krankheit fiel, aus der ihn Luther's Gebet und kräftiger Zuspruch wie durch ein Wunder wieder herausriß (C. R. III, 625; XXVIII, 27 ff.).

Neue Arbeit und neue Anfechtungen brachte ihm 1542—44 seine Theilnahme an der von dem Kurfürst-Erzbischof Hermann von Wied geplanten Kölner Reformation, wobei ein von Butzer verfaßter, von M. gebilligter Reformationsentwurf (C. R. V, 113 ff.), speciell die darin vorgetragene Butzer'sche Lehre vom heiligen Abendmahl, von eifrigen Lutheranern, wie Amsdorf, die heftigsten Angriffe, von Seiten Luther's wenigstens den Vorwurf absichtlicher Verschweigung der richtigen Lehre erfuhr, sodaß M. sogar fürchtete, aus Wittenberg vertrieben zu werden (C. R. IV, 478). Zwar kam es auch jetzt zu keinem Bruch zwischen den beiden Reformatoren, aber doch zu einer zeitweiligen Verstimmung, die dem auch von häuslichem Kummer und kirchlichen Sorgen heimgesuchten M. schwere Stunden bereitete. Neue Arbeit brachten die vom Kaiser in Folge des Speierer Reichstagsbeschlusses von 1544 beabsichtigten Religionsverhandlungen im Deutschen Reich: für diesen Zweck verfaßte M. die sogenannte Wittenberger Reformation (23. November 1544, C. R. V, 578), d. h. einen für die Verhandlungen mit Kaiser und Reich bestimmten Vergleichsentwurf, sowie eine an den Kaiser gerichtete Recusationsschrift in Betreff des Tridentiner Concils (V, 648). Von der ihm angesonnenen Theilnahme an dem Religionsgespräch in Regensburg aber (Januar 1546) blieb M. auf Luther's Fürsprache hin glücklich verschont, da dieser den „treuen Mann" nicht einer solchen vergeblichen Mühe hinopfern wollte.

Während dieses Colloquiums aber und gerade in einer Zeit, wo Melanchthon's Verhältniß zu Luther wieder aufs freundlichste sich gestaltet hatte (vgl. Schmidt, M., S. 448; Köstlin, Luther, Bd. II; Henke, Das Verhältniß Luther's und Melanchthon's, 1860), traf jenen der herbste Schmerz und schwerste Verlust durch den unerwarteten Tod Luther's am 18. Februar 1546 zu Eisleben. Am 23. Januar hatte sich M., da er ihn wegen Unwohlseins und akademischer Geschäfte nicht begleiten konnte, von Luther verabschiedet; noch am 18. Februar hatte er an ihn geschrieben und ihm, „dem ehrwürdigen Mann, dem Wiederbringer der reinen Lehre, seinem theuersten Vater", eine glückliche Heimkehr gewünscht; da erhielt er am 19. von Jonas die Todesnachricht und theilte sie tiefgebeugt und unter Thränen seinen Studenten in der Vorlesung mit; am 22. hielt er ihm im Namen der Universität eine lateinische Leichenrede (C. R. XI, 726 und über dieselbe die Urtheile von Galle, Nitzsch, Schmidt, Landerer, Herrlinger 2c.), nahm sich seiner Familie als Vormund der Kinder aufs liebevollste an und setzte dem geschiedenen Freund ein würdiges litterarisches Denkmal in einer, zuerst dem 2. Band der Opera Lutheri beigegebenen, nachher oft gedruckten Vita Lutheri (C. R. XX, 430 ff.).

3. Mit Luther's Tod beginnt für M. die Zeit seines letzten Streitens und Leidens bis zu seinem eigenen Tod, 1546—1560. Bisher Luther's thätigster Gehülfe und treuester Mitarbeiter sieht er sich jetzt plötzlich in die erste Stelle vorgeschoben als Leiter der Wittenberger Universität und der lutherischen Kirche, — und das in demselben Augenblick, wo der äußere Kriegssturm über Kursachsen hereinbricht, wo die Universität zerstreut, die lutherische Kirche durch die kaiserliche Gegenreformation des sogenannten Interims und gleichzeitig durch innere Parteiungen aufs gefährlichste bedroht wird. Trübe Ahnungen einer für die Evangelischen herannahenden Gefahr hatte M. schon im April d. J. ausgesprochen aus Anlaß der Diaz'schen Brudermords (C. R. VI, 113); er hatte sodann auf Wunsch seines Kurfürsten ein Gutachten erstattet über das Recht der Gegenwehr gegen einen kaiserlichen Angriff (VI, 122). Noch kurz vor dem Ausbruch des Krieges gab er eine Schrift heraus gegen das Tridentiner Concil, das im December 1545 seinen Anfang genommen („Causae quare etc." Opp. ed. Witeb.

IV, 772), sowie eine neue Ausgabe von Luther's Warnung an seine lieben Deutschen mit einem kräftigen Vorwort (C. R. VI, 190). Der Ausbruch des Krieges im Juli 1546, der Einfall des Herzogs Moriz in Kursachsen und die dadurch veranlaßte Zersprengung der Universität im November d. J. zwangen auch M., Wittenberg zu verlassen und in Zerbst für sich und seine Familie eine Zuflucht zu suchen, wo ihm von verschiedenen Seiten her Einladungen und Unterstützungen zukamen. Schon war er wieder im Begriff nach Wittenberg zurückzukehren, als die Kunde von der Schlacht bei Mühlberg, von der Gefangenschaft des Kurfürsten und der Wittenberger Capitulation (im Mai 1547) ihn veranlaßte, erst in Braunschweig, dann in Nordhausen, Hildesheim, Eimbeck und im Harz ein Asyl zu suchen. Verschiedene Berufungen gelangten an ihn: am liebsten wäre er nach Süddeutschland gegangen, konnte aber doch zu keinem Entschluß kommen, weil er immer noch hoffte „in sein geliebtes Nest an der Elbe" zurückkehren zu können. Dazu bot sich denn auch bald wieder eine Aussicht, als der neue Kurfürst Moriz die Wiederherstellung der Universität ankündigte (8. Juni) und die Professoren, insbesondere auch M., zurückrief. Am 24. October eröffnete er seine Vorlesungen daselbst wieder, ohne auf die Anerbietungen und Zumuthungen zu hören, die ihn nach Jena riefen, wo er an der Gründung einer neuen Ernestinischen Universität, einer Rivalin des jetzt Albertinischen Wittenbergs, sich betheiligen sollte. Als er dieses, von Seiten der Ernestinischen Herzoge an ihn gestellte Ansinnen aus Anhänglichkeit an Wittenberg ablehnte, machte man ihm von jener Seite den Vorwurf des Undanks, der Wortbrüchigkeit und Pietätslosigkeit. Neue noch schwerere Anfechtungen und Kämpfe bereitete ihm dann aber 1548 die Publication des sogenannten Augsburgischen Interims und die Verhandlungen über dessen Annahme oder Verwerfung in Kursachsen (vgl. H. Rossel, M. und das Interim, 1847). Seine anfängliche Weigerung, das Interim anzunehmen, erregte den Zorn des Kaisers; als er sich dann bewegen ließ, an den Verhandlungen über ein modificirtes Interim, des sogenannten Leipziger, sich zu betheiligen und besonders als aus diesem Anlaß ein vertraulicher Brief, den M. am 28. April 1548 an den sächsischen Rath Christoph v. Carlowitz geschrieben hatte (C. R. VI, 873), von den Gegnern in indiscreter Weise verbreitet und in gehässigster Weise gegen seinen Verfasser ausgebeutet wurde: so wurde dies für ihn eine Quelle von Angriffen, Verdächtigungen und Streitigkeiten, die dem alternden Manne den ganzen Rest seines Lebens verbitterten. Maßlose Angriffe erhoben sich gegen ihn insbesondere von Seiten einer angeblich strenglutherischen Partei (der sogenannten Gnesiolutheraner Nikolaus v. Amsdorf, Matthias Flacius u. A.), die es ihm zum Vorwurf machten, daß er in den Interimsverhandlungen nicht blos in gleichgültigen Punkten (in sogenannten rebus mediis oder adiaphoris), sondern auch in wichtigen Glaubensartikeln allzuviel nachgegeben habe. Kaum war durch den Kriegszug des Kurfürsten Moriz nach Tirol das Tridentiner Concil, für welches M. seine „Confessio Saxonica" oder „Repetitio Conf. Aug." 1552 geschrieben und zu dessen Besuch er bereits persönlich sich aufgemacht hatte, auseinander gesprengt und durch den Passauer Vertrag vom 2. August 1552 das Leipziger wie das Augsburger Interim beseitigt: so begann im Schooß der lutherischen Kirche eine endlose Reihe von theologischen Streitigkeiten, die unter dem Gesammtnamen der Philippistischen bekannt sind, weil es in denselben vorzugsweise um die Stellung Philipp Melanchthon's zu dem sogenannten orthodoxen Lutherthum oder um die Frage sich handelte, ob M. und seine Schüler, wie die Gegner behaupteten, in dem einen oder anderen Lehrpunkt von der Linie des ächten Lutherthums, entweder nach der katholischen oder nach der calvinischen Seite hin, abgewichen seien — jenes besonders in der Lehre vom freien Willen, von den guten Werken und von

den Mitteldingen, dieses besonders in der Lehre vom Abendmahl. Von diesen aus der Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs bekannten und wegen der Gehässigkeit und Kleinlichkeit der Streitführung übelberüchtigten Streitigkeiten (dem sogenannten adiaphoristischen, osiandrischen, stankaristischen, majoristischen, synergistischen, calvinistischen und kryptocalvinistischen Streit) und von der activen oder passiven Betheiligung Melanchthon's an denselben ausführlicher zu handeln ist nicht dieses Orts (vgl. darüber die Litteratur zur Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs von Löscher, Walch, Planck, Heppe, Gaß, Frank, Dorner, Thomasius &c., sowie Schmidt, Melanchthon, S. 553 ff.). Es genügt zu sagen, daß das letzte Decennium von Melanchthon's Leben 1550—60 fast ganz von diesen verschiedenen theologischen Streitigkeiten, von den vergeblichen Versuchen zu deren Beilegung (z. B. Naumburger Convent 1554, Koswiker und Wittenberger Verhandlungen 1557, Wormser Colloquium 1557, Frankfurter Receß 1558, Heidelberger Responsum 1559, Stuttgarter Synode von 1559 und Melanchthon's Gegenerklärung 1560) und von einer damit zusammenhängenden, fast nicht zu bewältigenden Geschäftslast in einer Weise erfüllt war, daß er für seinen akademischen Beruf und zu selbständigen litterarischen Arbeiten (z. B. neuen Ausgaben seiner loci, seiner biblischen Commentare, einer Erklärung des Nicenischen Symbols, einer Schrift gegen die bairischen Jesuiten &c.) kaum noch Zeit und Kraft fand. Kein Wunder, daß der sein Lebenlang kränkliche und reizbare Mann, der auch seit dem Tod seiner unglücklich verheiratheten Tochter Anna, † 1547, und seiner Gattin, † 1557, und seit dem Scheiden seiner alten Freunde in seinem Hause und seinem Collegen- und Freundeskreise sich mehr und mehr vereinsamt fühlte, immer dringender sich sehnte erlöst zu werden „von der Wuth der Theologen und von den Sorgen des irdischen Lebens". Diese Sehnsucht erfüllte sich, nachdem er bis in seine letzten Lebenstage unermüdlich fortgearbeitet und fortgestritten, am 19. April 1560, wo er in Folge einer Erkältung, die er auf einer Dienstreise nach Leipzig sich zugezogen, nach kurzer Krankheit kurz nach vollendetem 63. Lebensjahre sanft und kampflos unter den Gebeten und Segenswünschen seiner Collegen und nächsten Angehörigen zu Wittenberg starb. Seine Leiche wurde am 21. April in der Schloßkirche neben Luther's Grab beigesetzt; sein treuer Schüler Georg Major lud als Vicerector zur Feier ein, Paul Eber hielt die Predigt, Veit Windsheim schilderte in lateinischer Rede sein Leben und seine Verdienste um Kirche und Schule, zahlreiche lateinische, griechische, deutsche Reden und Gedichte feierten auch auswärts das Andenken des praeceptor Germaniae, des treuesten Gehilfen Luther's beim Werke der evangelischen Kirchen- und Schulenverbesserung (C. R. X, 173 ff. Scripta ad vitam et obitum Mel. spectantia).

Das Urtheil der Zeitgenossen wie der Nachwelt über Melanchthon's kirchliche Stellung und theologische Bedeutung ist selbstverständlich je nach dem verschiedenen Standpunkt der Beurtheiler (bei Katholiken und Protestanten, Lutheranern oder Unionisten, Orthodoxen oder Rationalisten) ein sehr verschiedenes, ja entgegengesetztes gewesen. Aber auch sein persönlicher Charakter hat ebensoviel Tadel als Lob bei Freunden wie Gegnern der Reformation erfahren, je nachdem man mehr die Lichtseiten in demselben — seine ächte Humanität, christliche Pietät, seinen politischen Conservatismus, seinen unermüdlichen Fleiß und gewissenhafte Berufstreue, seine Freundestreue und aufopfernde Dienstfertigkeit gegen Freunde und Schüler, seine Freigebigkeit, Milde und Friedfertigkeit &c. —, oder aber die Kehrseite jener Tugenden — seine übermäßige Aengstlichkeit und Schüchternheit, seine oft unmännliche Verzagtheit und Nachgiebigkeit, seine oft allzugroße Empfindlichkeit und Reizbarkeit, eine gewisse pedantische Kleinlichkeit und schulmeisterliche Rechthaberei &c. — in einseitiger Weise hervorgehoben hat. Dagegen hat seine

wissenschaftliche Tüchtigkeit und Vielseitigkeit, seine schriftstellerische Gewandtheit und Fruchtbarkeit, seine ausgebreitete akademische wie litterarische und pädagogische Wirksamkeit, seine hervorragende und erfolgreiche Thätigkeit als Gelehrter, als Lehrer, als Reformator und Organisator des gelehrten Schulwesens ungetheilte Anerkennung gefunden bei Freund und Feind, bei den Zeitgenossen aus den verschiedensten Lagern und Ländern, wie bei der Nachwelt, die ja zum Theil jahrhunderte lang seiner grammatischen, rhetorischen, philosophischen, theologischen Lehrbücher sich bedient hat. Bei all seiner Hingabe an die Sache der kirchlichen Reform war und blieb doch sein ausgesprochenes Ideal nicht das öffentliche praktisch-kirchliche Wirken, noch weniger das Kämpfen und Umstürzen, sondern ein wissenschaftliches Stillleben — vitam in otio literario degere inter sacra silentia φιλοσοφίας. Alles Drängen und Stürmen war ihm fremd und zuwider; wo er konnte, hat er den Streit abzuschneiden oder zu vermitteln gesucht durch Hinweisung auf das, was nothwendig und wichtig: non contendendum esse nisi de rebus magnis et necessariis, war sein Grundsatz, nur daß ihm von seinem irenischen Standpunkt aus manchmal als unwesentlich erschien, was andere streitbarere Geister für hochwichtig und hochnöthig hielten. „Der Schmerz der Kirchenspaltung ist tief durch seine schuldlose Seele gegangen" (Hase, K. G. 385), aber an dem späteren Theologengezänk im Schooß der reformatorischen Kirche ist doch er selbst nicht so ganz unschuldig gewesen. Mehr theoretisch als praktisch begabt, mehr conservativ als bahnbrechend, mehr irenisch als aggressiv, mehr ein Mann des vielseitigen Talents und ausgebreiteten Wissens als der schöpferischen Genialität, mehr eine milde und edle Persönlichkeit als ein großartiger Charakter, mehr durch die Schule und für die Schule als durchs Leben und für das Leben gebildet, mehr Schulmeister und Litterat als Theolog und Kirchenmann, war M. nicht dazu berufen und hat sich auch nicht dazu gedrängt, in vorderster Reihe zu kämpfen oder gar die leitende Persönlichkeit beim reformatorischen Kampf oder Neubau zu werden. Aber unter allen Mitarbeitern am Werk der Kirchen- und Schulenreform des 16. Jahrhunderts ist er der bedeutendste und verdienteste durch seine volle und treue Hingabe an Luther und das von ihm begonnene Werk, durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und unermüdliche Thätigkeit auf allen Gebieten der Theologie und allgemeinen Bildung, durch seine Sprachkenntniß und dialektische wie stilistische Gewandtheit, durch seine staunenswerthe akademische Lehrthätigkeit und schriftstellerische Fruchtbarkeit, durch seine philologischen, philosophischen, historischen, exegetischen, dogmatischen, ethischen, kirchenpolitischen, pädagogischen und methodologischen Schriften, durch die Abfassung zahlloser Compendien, Dissertationen, Reden, Gutachten, Streitschriften, Entwürfe, Kirchenordnungen, Schulpläne, Vorreden, Sendschreiben und Briefe, wie durch seine vielfache Theilnahme an Disputationen, Colloquien, Visitationen, Reichstagen und Religionsgesprächen, Friedens- und Streitverhandlungen, — mit einem Wort als der Humanist unter den Reformatoren, als der Mann der evangelischen Humanität, der wie Keiner vor ihm oder nach ihm die humanistische Bildung und Wissenschaft voll und ganz in den Dienst der evangelischen Reformation gestellt und die Gedanken der Reformation mit der Schule, der Wissenschaft, der allgemeinen Bildung zu vermitteln gesucht hat. Wenn Luther der Heros des deutschen Volks, der Bahnbrecher und Herold der evangelischen Reformation des 16. Jahrhunderts, so ist M. der praeceptor Germaniae, der Begründer der protestantischen Geistesbildung geworden durch die in ihm sich darstellende „Synthese des religiösen mit dem ethischen und intellectuellen Factor", durch die von ihm selbst in seinem ganzen Leben und Wirken angestrebte und angebahnte Vereinigung christlicher Frömmigkeit, Sittlichkeit und humaner Bildung, auf welcher das gesammte Kulturleben der protestantischen Völker beruht.

Von den Schriften Melanchthon's gibt es zahllose Einzelausgaben, die mehr oder minder vollständig verzeichnet sind bei Strobel, Bibliotheca Melanchthoniana; bei Rotermund, Suppl. zu Jöcher; bei Bindseil, Bibliotheca Melanchthoniana; Halle 1868. Eine Sammlung derselben erschien zuerst 1541 zu Basel; dann, von seinem Schwiegersohn Kaspar Peucer besorgt, zu Wittenberg 1562 ff. in 4 Bänden; Sammlungen seiner Briefe gaben Manlius 1565, Peucer und Pezel 1568—90, Saubert 1640 heraus. Die vollständigste und beste Gesammtausgabe seiner Schriften und Briefe mit ausführlichen Einleitungen, Anmerkungen, Annalen und Registern haben K. G. Bretschneider und H. E. Bindseil geliefert in den ersten 28 Bänden des Corpus Reformatorum, Halle und Braunschweig 1834—60, 4°. Dazu kommen noch mancherlei Nachträge, besonders an Briefen, in den von Bindseil herausgegebenen Epistolae, judicia, consilia etc. 1874, in der Zeitschrift für historische Theologie, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte und a. a. O.; vgl. auch A. v. Druffel, Ueber die Briefe Melanchthon's in der bibl. Chigiana in Rom, Sitzungsberichte der Münchener Akademie, historische Klasse 1876, 490. —

Darstellungen seines Lebens haben gegeben J. Heerbrand, Oratio in obitum M., Tübingen 1560; Joach. Camerarius, De Ph. M. narratio, 1566; M. Adam, Vitae theol., 1620; neuere Biographien besitzen wir von Matthes 1841; 2. Aufl. 1846; von Meurer 1860; 2. Aufl. 1869; die beste von Carl Schmidt in den Vätern und Begründern der luth. Kirche, Elberfeld 1861; eine Masse kleinerer Monographien, theils wissenschaftlich, theils populär, erschien 1860 aus Anlaß der Säcularfeier seines Todes. Ueber die Theologie M.'s vgl. Delbrück, M. der Glaubenslehrer, 1826; F. Galle, Charakteristik M.'s als Theologen, Halle 1840; Herrlinger, Die Theologie M.'s in ihrer geschichtlichen Entwickelung, Gotha 1879 und die beiden Artikel von Landerer und Herrlinger in der theol. Real-Encyklopädie, Aufl. 1 und 2; über seine Stellung in der Geschichte der Philosophie s. Ueberweg-Heinze, Grundriß III, 16 ff.; Zeller, Gesch. der Philos. in Deutschland, S. 31 ff.; über seine Bedeutung für die Geschichte der Philologie, der Pädagogik und allgemeinen Bildung s. A. Planck, M. der praeceptor Germaniae. 1860; Schlottmann, De Ph. M. reipublicae lit. reformatore, 1860; Raumer, Gesch. der Pädagogik, 4. Aufl., I, 145 ff.; Klix in Schmid's Encyklopädie, Bd. IV, S. 653 ff.; Bursian, Gesch. der class. Philologie, S. 173 ff.; Paulsen, Gesch. des gelehrten Unterrichts, Leipzig 1885, S. 34 ff.

Wagenmann.

Melander: Dionys und Otho M., Vater und Sohn, Gelehrte und Schriftsteller des 16. Jahrhunderts. Nach Goedeke soll der eigentliche Name Holzapfel sein. Ueber Dionys fehlen nähere Angaben gänzlich: nach Goedeke soll er bereits an den Geschichten gesammelt haben, welche sein Sohn später veröffentlichte. Otho ist 1571 zu Hohne bei Eschwege (also im Hessischen) geboren, wo er auch seine Jugend zubrachte. Er studirte, wie sich aus den Jocoseria ergiebt, in Wittenberg. Später Advocat und juridischer Schriftsteller; auf den Anlaß seiner praktischen Vertretung einer Frau in einem Hexenprocesse ist die „Resolutio praecipuarum quaestionum criminalis adversus sagas processus, cum refutatione nova tam juridica, quam philosophica purgationis sagarum per aquam frigidam“ etc. (Lich 1597) zurückzuführen, in welcher er als einer der Vorläufer Spee's gegen die Wasserprobe eifert. Er besaß hochgestellte Gönner und Freunde und soll 1640 als kaiserlicher Hofrath in Böhmen gestorben sein. Für die Litteraturgeschichte ist er durch seine Jocoseria, welche von 1600—1626 in verschiedenen Fortsetzungen (zu je 100 in centuriae) und Auflagen erschienen und 1605 (Lich) und 1617 (Darmstadt) auch ins Deutsche übersetzt wurden, von

Bedeutung. Die von Bebel hundert Jahre früher begründete, durch Luther's Tischreden geadelte und in die höheren Kreise der Gesellschaft überführte Litteratur von Schwänken und Anekdoten in lateinischer Sprache vertritt M. als einer der letzten. Indem er „an die Schwänke und Witzreden von Landsknechten, Meßpfaffen und Handwerkern die geistreichen Sprüche geschichtlich berühmter Männer und entlehnte lateinische Epigramme" anreiht, zeigt er „den Uebergang vom fingirten Schwank zur geschichtlichen Anekdote, vom Volkswitz und Sprichwort zu dem Apophthegma bestimmter einzelner Personen". In der zweiten und dritten Centurie (welche ich allein kenne) überwiegt der Ernst über den Spaß. An jede Nummer schließen sich „collectanea", Aussprüche berühmter Männer aller Zeiten, welche sich auf das Thema des vorhergehenden Schwankes beziehen (z. B. über die Trunksucht, über unüberlegtes Handeln ꝛc.). Die Nummern sind nach den Kreisen zusammengestellt, aus welchen sie genommen sind: die akademischen Kreise machen den Anfang; dann die Geistlichen, besonders gefräßige und sauflustige Landpfarrer; vieles ist aus dem gerichtlichen Leben entnommen: Verbrechergeschichten, Wucherer u. dgl.; schlechte oder verbrecherische Mägde und Diener; Religionsspötter und wunderbare Rettungen ꝛc. Sage (Rattenfänger von Hameln in lateinischen Hexametern von Lucas Lossius; die drei Gesellen und die Bärin; der Pfaff vom Kahlenberg ꝛc.) und Geschichte (Aussprüche und Anekdoten von historisch berühmten Männern) nehmen viel Raum in Anspruch; die Geschichte dominirt geradezu am Schlusse der dritten Centurie. Deutsch ist oft eingeschaltet: der drastische Ausdruck niedriger Personen wird meist deutsch, sogar im Dialecte, wiedergegeben. Vieles ist aus dem Leben des Verfassers, der deshalb besonders gern hessische Geschichten und Anekdoten aus dem gerichtlichen Leben erzählt, genommen. Wo er nicht Erlebtes oder Selbstgeschehenes erzählt, scheint er überhaupt blos wörtlich zu entlehnen. Als seine Quellen, welche er unter den einzelnen Nummern citirt, nennt er im Allgemeinen die heiligen Bücher, alten Classiker und Schriften der Rechtsgelehrten. — Andere Vertreter des Namens M. erwähnen Koberstein als Uebersetzer antiker Fabeln am Ende des 17. Jahrhunderts (II[5], 293) und B. Mencke, Magnus M. († 1693 als Pastor zu St. Nicolai in Nyköping). Der Name Holzapfel begegnet bei Meusel u. A. häufig.

Goedeke, Grundriß I[1], 104. Gervinus II[4], 302 und III[4], 69. Burchardt Mencke, Compendiöses Gelehrtenlexikon (1715), Spalte 1321 (wo seine lateinischen Schriften aufgezählt werden, wahrscheinlich nach Witte, Diarium biographicum, welches Mencke's Quelle war, mir aber augenblicklich nicht zugänglich ist). Minor.

Melas: Michael Friedrich Benedict Ritter v. M., k. k. General der Cavallerie, geb. den 12. Mai 1729 zu Radeln bei Schäßburg in Siebenbürgen als Sohn des evangelisch-lutherischen Pfarrers Bartholomäus M., † am 31. Mai 1806 zu Elbeteinitz in Böhmen, war ein hochverdienter Feldherr, von reicher Kriegserfahrung, guten militärischen Kenntnissen und vielen trefflichen Charaktereigenschaften, dessen Thaten wol nicht immer vom Glücke begünstigt gewesen, dem aber das ehrende Gedenken gebührt, besonders in den französischen Revolutionskriegen Kaiser und Reich treu, hingebungsvoll und mit Nutzen gedient zu haben. Vermuthlich 1746 trat M. als Cadet in das k. k. Infanterieregiment Arhemberg Nr. 21, in welchem er bis zum Hauptmann vorrückte und an den Kämpfen des siebenjährigen Krieges als Adjutant des Feldmarschalls Daun theilnahm; 1771 wurde er zum Major im Infanterieregiment Batthiány Nr. 34, 1777 zum Oberstlieutenant und Grenadierbataillonscommandanten im gleichen Regimente befördert; 1778 erfolgte seine Versetzung zum Erzherzog Franz Carabinierregiment (jetzt Dragoner Nr. 2); 1781 übernahm er als Oberst das

Commando des Kürassierregiments Harrach Nr. 7 (jetzt Dragoner Nr. 7) und 1788 jenes des Chevauxlegersregiments Lobkowitz (jetzt Uhlanenregiment Nr. 8). Mit diesem Regimente erwarb sich M. während des Rückzuges von Karansebes nach Lugos in der Nacht vom 20. zum 21. September 1788 das nennenswerthe Verdienst, energisch mitgewirkt zu haben an der Bewältigung jener verhängnißvollen Verwirrung, welche durch muthwilliges Schießen und Allahschreien einiger Husaren im Heere hervorgerufen worden war. Bereits im nächsten Jahre stand M. als Generalmajor und Cavalleriebrigadier bei Semlin, 1793 befehligte er eine Brigade bei der operirenden Armee an der Sambre, 1794 war er als Feldmarschallieutenant dem Corps Blankenstein zugetheilt, dessen Commando er im September bei Wittlich an der Mosel übernahm und welches er, wiederholt mit Erfolg kämpfend, geschickt und sicher führte. Dennoch mußte er sich, gleich den übrigen Heerestheilen, schließlich hinter den Rhein zurückziehen, da ihm die mehrfach zugesagte Unterstützung nicht geworden. Auch 1795 war es M. nicht beschieden, in größerem Maße in die Gesammtoperationen eingreifen zu können, weil ihn schon von April an die Bestimmung getroffen hatte, die Cordonstellung von der Elz bis zum Bodensee zu leiten. Dieser Aufgabe wurde er aber anerkennenswerth gerecht, denn seine scharfe Beobachtungsgabe, welche ihn jedes Vorhaben des Gegners errathen ließ, sowie seine beispielgebende Thätigkeit machten ihn hierzu vorzüglich geeignet und gelang es ihm denn auch, den Feind von einem ernsten Durchbruchsversuche seiner Stellung abzuhalten. In gleicher Weise charakterisirt sich das Verhalten Melas' im J. 1796 auf dem italienischen Kriegsschauplatze; dort befehligte er anfänglich im Heere Beaulieu's als Divisionär die Reserve bei Oliosi, dann führte er trotz einer ernsten Verletzung, die er sich den 8. Juni bei einem Sturze mit dem Pferde zugezogen, die Armee als Stellvertreter und später als provisorischer Nachfolger des erkrankten Beaulieu nach Tirol, worauf er unter Wurmser die zweite, das ist die rechte Colonne des Centrums, beim Vorrücken gegen Mantua unter allen Verhältnissen mit Zähigkeit und Nachdruck commandirte. Erst das Jahr 1799 brachte dem zum General der Cavallerie ernannten M. eine annähernd selbständige und weitreichende Machtsphäre, nämlich den Oberbefehl über sämmtliche österreichische Truppen im Heere der Verbündeten unter Suworow. Jetzt endlich war M. in der Lage seine Fähigkeiten bestens zu entwickeln; er that dies auch insoweit, als es seine in Folge der Kriegsstrapazen und des Alters sehr geschwächte Gesundheit zuließ; verdienstvoll vor Allem gestalteten sich sein richtiger Tact gegenüber der Eigenart Suworow's, als auch seine gewiegten Rathschläge an mehrere wiederholt weitab von ihm getrennt operirenden Generale. Das Commando der österreichischen Armee übernahm M. am 9. April zwischen Etsch und Mincio, worauf er am 14. April den Mincio überschritt, den 26. und 27. April bei Cassano an der Adda entschieden siegte und den 29. April Mailand besetzte, dessen Schlüssel ihm bis Crescenzago durch den Erzbischof und die Vertreter der Stadt entgegengebracht worden waren. Ein in verhältnißmäßig kurzer Zeit errungener schöner Erfolg, den der Kaiser durch die Verleihung des Commandeurkreuzes des Militär-Maria-Theresien-Ordens auszeichnete und der Suworow derart erfreute, daß er M., ohne Rücksicht auf dessen sich bäumendes Pferd, im Momente des Einzuges vor aller Augen umarmte. Nun galt es die Vereinigung der Armeen Moreau's und Macdonald's zu verhindern. Zu diesem Zwecke mußte M. bereits eine namhafte Zahl seiner Truppen auf große Entfernungen detachiren; dennoch behielt er in nie rastender Sorge deren Thätigkeit auch dann noch im Auge, als er mit mehreren Regimentern an der Spitze der Hauptmacht der Verbündeten gegen Macdonald rückte. Bei letzterwähntem Unternehmen stieß M. vorerst nächst Piacenza auf die schwache, durch Macdonald's Heer zum langsamen Zurück-

weichen veranlaßte österreichische Division Ott. Kühn war der Entschluß, den M. nunmehr in Ausführung brachte. Um nämlich das in drückender Sonnenhitze nachmarschirende Gros der Verbündeten nicht durch den Anblick einer retirirenden Truppe zu beunruhigen, vereinte M. rasch die ihm zur Verfügung stehenden Regimenter mit Ott's Division und hielt ungeachtet der noch immer bestehenden Minderheit bei Verato und Ponte Tidone am 17. Juni in so lange Stand, bis die Hauptcolonne herangerückt war. An den nächsten zwei Tagen aber, den 18. und 19. Juni, an welchen die Schlacht an der Trebbia geschlagen wurde, förderte M. als Commandant des linken Flügels nicht nur mit vorzüglichem Erfolge die mitunter schwer erfüllbaren Anforderungen Suworow's, sondern wußte auch des Gegners unvorhergesehene Angriffe in Front und Flanke bestens zu vereiteln. Mit Nachdruck leitete er ferner die Verfolgung am 20. Juni, sowie die Operationen bis zur Schlacht bei Novi am 5. August, in welcher er im Thale der Scrivia von Rivalda aus den feindlichen rechten Flügel umging und dann durch Wegnahme des Monte rotondo des Gegners Stellung gänzlich aufrollte. Und auch nachdem Suworow Mitte September in die Schweiz abgerückt war und M. mit kleiner Heeresmacht den Kampf in Italien fortsetzen mußte, gelang es ihm bei stets rechtzeitiger Erkenntniß der Bewegungen des Feindes dessen Absichten zu vereiteln, so in dem siegreichen Gefechte bei Savigliano am 18. September, dann in der folgenschweren Schlacht bei Genola (auch Savigliano) am 4. und 5. November. Nun ließ M. noch Cuneo belagern und nachdem mit der Einnahme dieser Festung am 3. December dem Vordringen des Gegners für längere Zeit Halt geboten war, beschloß M. das sehr geschwächte, an Geld, Proviant, Fuhrwerk &c. Mangel leidende Heer in die Winterquartiere zu verlegen. Hieran wurde er aber durch eine Weisung des Ministers Thugut behindert, welche die Aufforderung erhielt „aus allen Kräften einen Winterfeldzug zu betreiben“. M. fügte sich in pflichtbewußter Selbstverleugnung; als jedoch die versprochenen Verstärkungen und Hilfen nicht anlangten, der strenge Winter im kantonnirenden Heere häufige Krankheiten und Sterbefälle hervorrief, bat M. um die Enthebung vom Commando der Armee, „nachdem er, ohne die Truppen gänzlich zu opfern, den vom Minister Thugut vorgezeichneten Operationsplan durchzuführen nicht im Stande sei“. Seinem Ansuchen wurde nicht willfahrt; voll Einsicht und Billigkeit befahl der Monarch, es habe M. „den Feldzug nach der Riviera bis zu einem thunlicheren Moment zu verschieben“ und ferner auf seinem Posten zu verbleiben. Dies genügte, des Feldherrn Verantwortlichkeit für neue Thaten zu kräftigen, dessen altbewährte Regsamkeit und Sorge seiner schwierigen Aufgabe wieder zuzuwenden. Und da M. selbst klar erkannte, daß durch den strengen Winter, namentlich aber durch das Abwarten von Ersatz und Truppen und Ausrüstung viel kostbare Zeit verloren gegangen war und dann, daß die im März begonnene Aufstellung einer feindlichen Reservearmee bei Dijon große Gefahren in sich berge, so entschloß er sich anfangs April, wenngleich er erst über 45,000 Mann verfügen konnte, zum Beginne des Feldzuges 1800. Derselbe erregte anfänglich die besten Hoffnungen; des Gegners Linie wurde durchbrochen, der rechte Flügel nach Genua, der linke an den Var gedrängt. Allein nur kurz andauernden Nutzen gewährten diese mit Geschicklichkeit und Umsicht erreichten Erfolge. Denn bereits hatte sich, was nicht allerorts geglaubt worden war, die Dijon-Armee gesammelt und drang in Eilmärschen unter Napoleons Führung in das Pothal vor. Diese aufzuhalten erhielten nun wol etwa 45,000 Mann der Besatzung der Lombardei den Auftrag, doch wurden selbe hierzu in mehrere, stark getrennte Colonnen getheilt. Besorgten Blickes ersah M. das Fehlerhafte dieses Vorganges, rasch entschlossen und zielbewußt eingreifend versuchte er eine Vereinigung aller kaiserlichen Truppen bei Turin. Leider vergeb-

lich, denn er konnte nichts mehr als den Rückzug der lombardischen Colonne decken und dann mit seinem eigenen Heere eine Centralstellung bei Alessandria beziehen. Sohin war schon um diese Zeit Melas' Lage, trotz der am 4. Juni erfolgten Einnahme von Genua, eine höchst mißliche; fast hoffnungslos gestaltete sich selbe ohne Zweifel, als Napoleon nach der Schlacht bei Casteggio, den 9. Juni, auf die Operationslinie des kaiserlichen Heeres getreten war. Hierdurch sah sich nämlich M. strategisch zum Entscheidungskampfe genöthigt; dennoch gereicht es ihm zu besonderem Ruhme, daß er selben nicht hinauszuschieben trachtete, sondern augenblicklich zum angriffsweisen Handeln entschlossen gewesen ist. Dieses führte zur Schlacht bei Marengo, 14. Juni 1800. Siegreich lenkte an diesem Tage M. seine heldenmüthig streitenden Truppen, ausdauernd stand er im Feuer, ungeachtet dessen, daß er zwei Pferde unter dem Leibe verlor und selbst leicht verwundet wurde, und persönlichen Muth bezeugend war seine Betheiligung an einem glänzenden Angriffe, dagegen bleibt es aber bedauerlich, daß M. vorzeitig die Schlacht als gewonnen betrachtete und den Verlust derselben herbeiführte, indem er vor deren gänzlicher Beendigung das Schlachtfeld verließ. Nachdem nun M. einen Waffenstillstand geschlossen und das Heer unter ehrenvollen Verhältnissen an den Mincio geführt hatte, übergab er das Commando desselben an den General der Cavallerie, Grafen Bellegarde, und befehligte als commandirender General anfangs 1801 in Inneröſterreich, 1801—1803 in Böhmen, worauf er in den wohlverdienten Ruhestand trat. M., welcher 1799 zum Inhaber des Kürassierregiments Nr. 6 (jetzt Dragoner Nr. 12) ernannt worden war, besaß als Erinnerung an Marengo einen Säbel, den ihm Napoleon mit einem eigenhändigen Schreiben angeboten, in welchem es unter Anderem heißt: „Ich bitte Sie, mein General, mir zu erlauben, Ihnen einen Säbel anzubieten, welchen ich in Aegypten von den Barbaren erbeutete und denselben als einen Beweis der ganz besonderen Achtung anzunehmen, welche mir der von Ihrer Armee auf dem Schlachtfelde von Marengo bewiesene Muth eingeflößt hat." Endlich muß noch erwähnt werden, daß M. als Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens zur Erhebung in den Freiherrnstand wohl berechtigt war, doch nie um diese Standeserhöhung eingekommen ist.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, 16. Thl., Wien 1867. Ritter v. Rittersberg, Biogr. d. ausgezeichn. Feldh. 2c., Prag 1828. Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden 2c., Wien 1857. Der Feldzug d. österr. Armee in Italien 1799 (in: Oesterr. milit. Ztschrft., 1. Bd., Wien 1812). Schlacht bei Novi, Marengo (in: Militär-Zeitung, Wien 1859). Szöllösy, Tagebuch gefeyerter Helden 2c., Fünfkirchen 1837. Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerführer, 3. Bd., Wien 1854. Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch, Wien u. Teschen 1877. Smola, Das Leben des FM. Heinr. Grf. v. Bellegarde, Wien 1847. Dietrich, Unter Oesterreichs Doppeladler (im „Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde", 16. u. 17. Bd.), Hermannstadt 1882. (Heller,) Der k. k. österr. FM. Grf. Radetzky, 2. Abdruck, Stuttgart 1858. Wust, Geschichte des 34. Inf.-Rgmts., Wien 1860.

Schzl.

Melcher: Jakob M., Maler und Lithograph, geb. 1816 zu München als der Sohn eines Cafétier, bei welchem viele Maler zusprachen, besuchte die Akademie, bildete sich einige Zeit zu Düsseldorf, insbesondere in der Ornamentenzeichnung, ging dann nach München zurück, wo ihn Dominik Haiz (geb. 1810 zu Neustadt im Schwarzwald, † am 11. März 1847 zu München) in der Lithographie unterwies, welche M. dann mit besonderer Vorliebe pflegte, ohne jedoch die Malerei darüber zu vergessen. M. lieferte viele Copien von Bildern in der Pinakothek für das Kunstinstitut von Piloty und Löhle, außerdem eigene, sehr

geschätzte Arbeiten, insbesondere Porträts. So zeichnete und lithographirte er ein Brustbild des Kaiser Franz Joseph, der Königin Therese von Baiern, des Tenoristen A. Bayer, der Grafen August von Rechberg und von Saporta, des Generalmajor v. Bauer, des Fürsten Karl Theodor v. Wrede, des General Struntz, Grafen Max Arco-Valley, Baron Andlaw, des griechischen Ministers Skhinas, der Schauspielerin Laura Ernst, der Freiherren August und Joseph v. Leonrod, Karl Ritter v. Brodesser, Professor Dr. Solbrig, Generaldirector L. Freiherrn v. Brück, General Jakob Freiherrn v. Hartmann, kurz eine lange Reihe von Koryphäen des Geistes, der Wissenschaft, von Militär und Adel; auch lithographirte er viele Bildnisse nach Schrotzberg, Engerth, Stieler, Bernhardt, Dürck, Heigel, Fr. Kaulbach u. A., darunter die 1852 von Simmler so geistreich gezeichneten beiden Tableaux des „Warschauer Künstler". Auch Madonnenbilder nach Marie Ellenrieder, Karl Müller (in Düsseldorf) und Clemens Zimmermann, einen „Schutzengel" nach A. Strähuber, auch Waldmüller's „Christbescheerung" übertrug er auf Stein. Sein Hauptwerk aber bildeten die auf seinen Reisen in Ungarn, Kärnthen, Steiermark &c. gesammelten und während seines mehrjährigen Aufenthaltes zu Wien lithographirten „Oesterreichischen Trachtenbilder" und der bei Fr. Bruckmann in München herausgegebene Cyklus „Typen österreichischer Schönheiten", wozu M. die Originalzeichnungen auf das Sorgfältigste in Aquarell und in Kreide ausführte (21 Blatt Kreidezeichnungen der Letztgenannten erschienen 1868 auf der Wiener Kunstausstellung). Gerne griff M. zum Oelbild und malte dann irgend ein harmloses Genrestück, z. B. eine „Lautenspielerin" und unter Anderem auch einen „Postillon", am liebsten aber schöne Frauenköpfe, welche er entsprechend als Croatin, Ungarin oder Tirolerin costümirte. Zwei solcher Serien brachte M. 1863 und 1872 in den Münchener Kunstverein, 1878 auch ein „Zigeunermädchen". Der Künstler starb am 8. März 1882.

Vgl. Vincenz Müller, Universal-Handbuch von München 1845, S. 161. Nekrolog in Beil. 326 Allgem. Ztg. vom 22. November 1882.

Hyac. Holland.

Melchers: Franz Arnold M., Weihbischof und Generalvicar in Münster, geb. am 24. October 1765 zu Verne in Westfalen, † am 18. Februar 1851 zu Münster. Nachdem er zu Werl und Rheine die Gymnasialstudien absolvirt, studirte er 1783—88 zu Münster Theologie, wurde am 8. April 1789 zum Priester geweiht, war einige Jahre als Hülfsgeistlicher thätig und wurde 1795 von dem Minister Franz von Fürstenberg zum Subregens des Priesterseminars ernannt. Dieses Amt bekleidete er bis 1823. 1802 wurde er zum Canonicus im alten Dome, 1813 von Napoleon zum Domcapitular ernannt. 1811 begleitete er den Grafen von Galen, der als Mitglied des gesetzgebenden Körpers für das Departement der Lippe nach Paris ging. Er war also dort, während das von Napoleon berufene Nationalconcil tagte, an welchem auch der damalige Weihbischof von Münster, Kaspar Max von Droste (Allg. D. Biogr. Bd. V S. 432) theilnahm. 1814 veröffentlichte er einen ausführlichen Bericht darüber: „Das National-Concilium in Paris im J. 1811. Mit authentischen Actenstücken." Nachdem Münster an Preußen gefallen, war M. 1818—26 Consistorialrath. Bei der neuen Organisation der Diöcese im J. 1823 wurde er Domcapitular. 1825 verlieh ihm die Breslauer theologische Facultät die Doctorwürde. 1826 ernannte ihn der Bischof Kaspar Max von Droste zu seinem Generalvicar. Am 21. November 1836 wurde er auch als Bischof von Hebron in partibus und Weihbischof präconisirt, am 6. Mai 1837 consecrirt. 1846 wurde er Dompropst. Nach dem Tode des Bischofs 1846 wurde er zum Capitularvicar gewählt. Auch der neue Bischof Müller übertrug ihm wieder das

Amt des Generalvicars, in welchem ihm nach seinem Tode sein Neffe Paulus M., der spätere Erzbischof von Köln, folgte. Außer der erwähnten Schrift hat M. noch eine Uebersetzung von Marmontel's Opinion sur le libre exercice du culte (1805) veröffentlicht: „Vertheidigung der freien Religionsübung", 1807.

Raßmann, Nachr. von Münst. Schriftst., S. 208. N. Nekrolog 1851, 1029. Allg. Religions- und Kirchenfreund 1837, Bemerker Nr. 22.

Reusch.

Melchior von Stamham, Abt des Klosters zu St. Ulrich und Afra seit 1459, entstammte einem altadeligen Geschlecht, dessen Stammschloß nicht mehr mit Sicherheit angegeben werden kann. Nachdem er zu Wien theologische und juridische Studien betrieben und das Baccalaureat erhalten hatte, trat er zuerst in das Benedictinerkloster Mölk in Oesterreich und vertauschte dasselbe später mit dem Kloster St. Martin zu Wiblingen (Biblingen) in der Constanzer Diöcese. Am 18. Mai 1459 berief ihn der Bischof Peter von Schaumberg als Abt nach St. Ulrich in Augsburg. Seine Gelehrsamkeit und sein Ernst erwarben ihm die Gunst der Augsburger Bischöfe, des bairischen Herzogs Ludwig, ja des Kaisers, was seinem Kloster vielfach zu gut kam, so in dem Krieg zwischen Baiern und Augsburg 1462. Die Reform seines Ordens nach der strengen Regel war das Ziel, dem er unentwegt volle 15 Jahre zustrebte. Am 30. Januar 1474 starb er. Mit jenem Eifer für strenge Zucht verband er einen nicht geringeren Eifer für die Verbreitung der Wissenschaften und die Pflege der Litteratur. Er vermehrte die Klosterbibliothek durch Kauf und Tausch, wobei er es besonders auf die classischen Autoren absah, machte sein Kloster zu einer Heimstätte von Gelehrten und zu einer Werkstätte von Künstlern, die eine rege litterarische Thätigkeit entfalteten. Bekannt sind unter ihnen der Abschreiber Johannes Khus († 1491), gewöhnlich der „krum Johannes" genannt und Johannes Frank († 1472), sehr geschickt im Illuminiren der Manuscripte und bekannt als Chronist (Steichele a. a. O. II, 78—122). — Ein zweites nicht geringeres Verdienst erwarb sich der Abt M. durch die Errichtung einer eigenen Klosterdruckerei, in der die Klosterinsassen selbst das Geschäft des Setzens und Druckens besorgten. Die Werke, welche aus dieser Druckerei hervorgingen, sind theils in lateinischer, theils in deutscher Sprache abgefaßt, z. B. „Liber dyalogorum beati Gregorii ad P. diaconum suum", gedruckt 1473 (beschrieben von Veith a. a. O. p. XXIV), ferner „Das puech der pein der seelen" und „Buech oder tractat zu latein genant ars moriendi", ferner „Tractatus quatuor novissimorum, das sind die vie(!)lesten ding von dem tod", 1473. Im folgenden Jahr: „Sermones aurei de sanctis fratris Leouardi de Utino" und „Vincentii de Burgundia speculum historiale", 3 Bde. Da das Kloster auf keinem einzigen seiner Erzeugnisse sich als Druckort angab, hat man früher angenommen, daß die oben erwähnten Bücher einer der Officinen in der Stadt entstammen; allein durch Veith und Stengel ist dieser Irrthum aufgedeckt worden (bei ersterem in seiner Diatribe p. 26 Originalurkunde vom J. 1472). Wie lange die Druckerei nach dem Tode ihres Gründers fortarbeitete, ist ungewiß. Man muß annehmen, daß der Convent nach dem Tod des Abts M. die Pressen ruhen ließ, weil der Druck des Vincentius zu große Kosten verursacht hatte und daß dieselben später auf den Drucker Silvan Ottmar übergingen. 1516 druckte Letzterer ein Werk, das den Titel führt: „Gloriosorum Christi confessorum Uldarici et Symberti, necnon beatissimae martyris Afrae historiae".

Steichele, Archiv f. Gesch. d. Bisthums Augsburg, Bd. 3. Veith, Bibliotheca Augustana und desselben Diatribe de orig. et instrumentis artis typog. in urbe Aug. Vindel. in Zapf, Annales typog. August. Braun,

Gesch. d. Kirche u. d. Stifts d. h. Ulrich u. Afra. Mezger, Augsb. älteste Druckdenkmale. Meyer, d. Buchdruckerkunst in Augsburg.

Wilhelm Vogt (nach Franck's Nachlaß).

Melchior Zobel von Guttenberg, Fürstbischof von Wirzburg (1544 bis 1558). Aus einem alten, ritterschaftlichen Geschlechte Ostfrankens am Anfange des 16. Jahrhunderts geboren und früh für die geistliche Laufbahn bestimmt, hatte M. Z. bei Zeiten die Designation für das Würzburger Domcapitel erhalten, war dann zu seiner Ausbildung nach Wittenberg gegangen, zu einer Zeit, in welcher die reformatorische Bewegung daselbst bereits im Gange war. Er hat zwar an der alten Kirche unentwegt festgehalten, die humanistische Richtung hat er aber zugleich mit solcher Wärme in sein Herz geschlossen, daß er ihr bis zu seinem Tode treu geblieben ist. Es lebte in ihm aber überdies ein thatkräftiger und tapferer Geist, der sogar kriegerische Neigungen nicht ausschloß. In die Heimath zurückgekehrt, trat er in das Domcapitel ein; zur Zeit des Bauernkrieges treffen wir ihn unter den namhaften Vertheidigern der von den Aufständischen vergeblich belagerten und bestürmten Veste Marienberg über der Stadt Wirzburg. Als im J. 1532 die Osmanen durch Ungarn vordrangen und Wien bedrohten, erhob er sich wieder und trat in die Reihen der freiwilligen Streiter für die Ehre der Christenheit und die Sicherheit des Abendlandes. Die nächsten Jahre nach seiner Heimkehr vernehmen wir wenig von ihm, haben jedoch Grund anzunehmen, daß er sich als Mitglied des Domcapitels durch Eifer und Geschäftsgewandtheit hervorthat, denn er wurde am 6. März 1540 zum Domdechanten erwählt, eine Wahl, die stets und, unter den gegebenen Verhältnissen im erhöhten Grade, als Vertrauensact angesehen wurde. Als bereits einige Monate später der bischöfliche Stuhl erledigt ward, soll, einer nicht ganz unwahrscheinlichen Ueberlieferung zufolge, unter den Candidaten für die Neuwahl M. Z. ziemlich sichere Aussichten des Erfolges für sich gehabt haben, aber durch die Gegenwirkung Wilhelm von Grumbachs, dem eine so gefährliche Zukunft vorbehalten war, und der für einen seinen persönlichen Zwecken zusagenden Nachfolger agitirte, um seine Hoffnung betrogen worden sein. Konrad IV. von Bibra wurde als Fürstbischof gewählt; er stand zu Grumbach in verwandtschaftlichen Beziehungen und war nicht frei von einer unmännlichen Charakterschwäche. Die zunächst folgenden Ereignisse erheben die erwähnte Ueberlieferung beinahe zur Gewißheit. M. Z. wenigstens fühlte sich von dem jetzt zur Herrschaft gelangten Systeme in solchem Grade unbefriedigt, daß er (1543) beschloß, das Amt als Domdechant niederzulegen; nur durch die dringenden Bitten des Capitels ließ er sich bewegen, seine Verzichtleistung zu vertagen und auf seinem Posten vorläufig auszuhalten. Da starb (8. August 1544) Konrad von Bibra und nach einer ungewöhnlich kurzen Sedisvacanz wurde M. Z. (am 19. August) als sein Nachfolger gewählt. Der Führer der bisherigen Opposition trat in seiner Person an die Spitze des Hochstifts; seine Erhebung bedeutete eine gründliche Niederlage Wilhelm von Grumbachs. Bekanntlich ist der durch diese Vorgänge verschärfte Gegensatz zwischen dem neuen Fürstbischof und dem emporstrebenden Ritter für Beide, obgleich in sehr verschiedener Art, verhängnißvoll geworden. In nicht ganz ruhigen Zeiten trat M. Z. sein Amt an, wenigstens war der politische Horizont nichts weniger als unbewölkt. Die päpstliche Bestätigung erhielt er ohne Schwierigkeiten; an sie schloß sich unverweilt die feierliche bischöfliche Weihe. Die Belehnung mit den Regalien durch Karl V. erfolgte (14. März 1545) zu Kreuznach, wo M. Z., im Begriffe den nach Worms ausgeschriebenen Reichstag zu besuchen, mit dem Kaiser zusammentraf. Während des Reichstages selbst erhielt er von K. Karl das kaiserliche Landgericht von Franken und die Oberhoheit über die Abtei Ebrach O. C. (28. Juli) bestätigt.

Schon im nächsten Jahre brach der sogenannte schmalkaldische Krieg aus, in welchem M. Z., aus Rücksichten auf sein gar sehr ausgesetztes Hochstift, neutral zu bleiben versuchte. Auf dem Reichstag des Jahres 1548 zu Augsburg war er persönlich anwesend und erklärte sich u. a. bereit, das Interim in seinen Landen durchzuführen, in der Hoffnung, daß der Kaiser ihn gegenüber dem auftauchenden Widerstande nicht im Stiche lassen werde. Nach Hause zurückgekehrt, hielt er (November 1548) in seiner Hauptstadt eine Diöcesansynode ab, deren Beschlüsse theils die Sicherung und Kräftigung des echten katholischen Glaubens, theils die Reform des Lebens und der Sitten im Besonderen des Clerus nach einer, auf dem letzten Reichstag angenommenen Formel zum Inhalt hatten. Auch auf dem Reichstage zu Augsburg im J. 1550, wo der Kaiser die Wiedereröffnung des Concils in Trient verkündigte, war M. Z. anwesend und hat wohl schon damals zugesagt, denselben persönlich zu besuchen. Ueber der Theilnahme an den großen allgemeinen Angelegenheiten ließ er aber die Rücksicht auf die Pflege der Bedürfnisse seines Landes nicht aus dem Auge. So gab er im J. 1549 eine Medicinal- und Apotheker-Ordnung. Als Leibarzt erscheint in seiner Nähe Dr. Sinapius, ein geborener Schweinfurter, der Freund der Olympia Morata; er hatte ihn unmittelbar von Ferrara, wo damals bekanntlich die medicinischen Studien in hoher Blüthe standen, zu sich berufen. Sinapius hat diese Stellung bis zu des Bischofs Tode bekleidet, was um so viel mehr sagen will, als er schwerlich noch zu den treuen Anhängern des alten Glaubens gezählt werden konnte. M. Z. war in diesen Dingen für seine Person offenbar nicht ausschließend gesinnt, was unter Andern auch durch die Thatsache bestätigt wird, daß er den unzweifelhaft der Reformation zugewendeten Michael Beuther aus Carlstadt, der seit 1546 Professor der Geschichte und Poesie in Greifswald war, im J. 1548 als seinen Rath zu sich berief. Diese Stellung Beuther's hat, allerdings mit Unterbrechungen, bis zum Tode Melchior Zobel's gedauert; derselbe war in der Zeit seines Aufenthaltes in Wirzburg auch litterarisch thätig und hat hier seine Uebersetzung der berühmten Commentare Sleidan's zum guten Theil vollendet. Der bekannte Geschichtschreiber des Hochstifts Wirzburg, Lorenz Fries, hat ebenfalls noch bis zum Jahre 1550 gelebt und sich der Gunst des Fürstbischofs erfreut. Aus diesem und anderem geht hervor, daß M. Z. eine lebhafte, unbefangene Theilnahme an gelehrten Bestrebungen bewahrte, und dieselbe würde sich höchst wahrscheinlich noch fruchtbarer entwickelt haben, wenn die Gunst der Zeiten es gestattet hätte. Jedoch schon in den nächsten Jahren nach seiner zweiten Heimkehr von Augsburg entlud sich das Gewitter, dessen drohende Vorzeichen wir bereits angedeutet haben; es traf mit den Verwüstungen, die es anrichtete, gerade M. Z. und sein Hochstift in ungewöhnlich empfindlichem Grade und führte in seinen Nachwirkungen das gewaltsame Ende des Bischofs herbei. Es sind die sogenannten Grumbach'schen Händel, um welche es sich hier handelt, in welche M. Z. unmittelbar verwickelt worden ist, ja die zum Schicksal seines Lebens geworden sind. Dieselben sind bereits in der Biographie W. v. Grumbach's (s. A. D. Biographie Bd. X, S. 9 ff.) eingehender beschrieben worden und dürfen wir uns darum hier auf das Nöthigste beschränken. Bald nach der Erwählung Melchior Zobel's zum Fürstbischof war Grumbach in die Dienste des Markgrafen Albrecht Alcibiades (siehe über denselben Bd. I) getreten und hatte dessen Vertrauen vollständig gewonnen. Als nun im J. 1552 sich Kurfürst Moritz von Sachsen mit seinen Verbündeten gegen Kaiser Karl V. in Waffen erhob, schloß sich der Markgraf ihm mit dem Vorbehalt an, bei dieser Gelegenheit vor Allem seinen eigenen Vortheil zu suchen. Das reiche Nürnberg und die beiden Hochstifter von Bamberg und Würzburg waren es, auf welche er es hierbei in erster Linie abgesehen

hatte. M. Z. ist die dräuende Gefahr zwar nicht entgangen, aber die militärischen Anstrengungen, die er dagegen machte, reichten nicht aus, und die Hilfe, die er suchte, blieb ihm versagt. So sah er sich dem gesetzlosen Dränger nahezu wehrlos preisgegeben. Dem verwilderten Markgrafen schien es eine besondere Genugthuung, gerade dem „Herzog von Franken", der „bei aller Teufl namen ein Krigsman sein wollen und des meßlesens vergessen" eine Lection in seiner Art zu geben. So blieb dem Hochstift Wirzburg, so gut wie dem von Bamberg und der Stadt Nürnberg, nichts anderes übrig, als sich vor dem Schlimmsten durch einen Vertrag, sei es auf noch so schwere Bedingungen hin, zu schützen. Den Vertrag mit Wirzburg hat W. v. Grumbach vermitteln helfen, aber dabei seinen eigenen Vortheil in der Gestalt der Erpressung erheblicher Zugeständnisse von Seiten Melchior Zobel's nicht vergessen. Als es nun aber zu den Verhandlungen zu Passau zwischen Moritz von Sachsen und seinen Verbündeten einerseits und dem römischen König Ferdinand andererseits und zu dem Vertrage zu Passau kam, wurden jene Verträge des Markgrafen Albrecht mit den fränkischen Einigungsverwandten nicht mit in denselben eingeschlossen. Der Gesandte, welchen M. Z. nach Passau entsandt hatte, war ohne Zweifel in diesem Sinne instruirt. Da nun auch der Kaiser jene Verträge für null und nichtig erklärt hatte, befreundete sich M. Z. mit der Meinung, daß folgerechter Weise zugleich sein Spezialvertrag mit W. v. Grumbach ebenfalls aufgehoben sei und nahm sofort auch thatsächlich alle an diesen seiner Zeit gemachten Zugeständnisse zurück. Damit schien die ganze Verwickelung erledigt. Da fügte es sich aber, daß Karl V. es in unerwarteter Weise für angezeigt hielt, die aufgehobenen Verträge des Markgrafen wieder für gültig zu erklären und ihre Ausführung zu befehlen. Unter diesen Umständen zog W. v. Grumbach den Schluß, daß damit auch sein Specialvertrag mit dem Bischof oder Hochstift von Wirzburg gleichfalls rehabilitirt sei und traf sofort Anstalten, seine in demselben eingeschlossenen Ansprüche zu reclamiren, während von Seiten Wirzburgs dieser sein Standpunkt auf's Nachdrücklichste abgelehnt wurde. An dieses Moment knüpft sich die weitere, das Hochstift und M. Z. betreffende Verwickelung. Markgraf Albrecht ging daran, die Ausführung der von dem Kaiser rehabilitirten Verträge mit Gewalt zu betreiben und Grumbach machte mit ihm gemeinsame Sache. Es kam zum Kriege zwischen Albrecht und den fränkischen Einungsverwandten, und Grumbach bot alle seine Erfahrung und Geschicklichkeit zu Gunsten Albrechts auf, weil er sich darüber nicht täuschte, daß seine Zukunft von dem Ausgange des Streites abhänge. Bereits hatten die fränkischen Verbündeten, welchen der Herzog Heinrich von Braunschweig beigetreten war, einen nahezu vernichtenden Schlag auf Grumbach geführt; sie hatten seine sämmtliche Güter besetzt und ließen sie bis auf weiteres in ihrem Namen verwalten. M. Z. führte unter anderem als Rechtsgrund für dieses Verfahren an, daß Grumbach, ohne seiner Lehenspflicht gegen das Hochstift förmlich entbunden zu sein, gegen dasselbe gedient habe. Grumbach fühlte sich durch diesen Schlag auf das Aeußerste getrieben. Umsonst suchte er das Verderben des geächteten Markgrafen aufzuhalten; seit der Niederlage bei Schwarzach und Sievershausen (1553) war dieser ein verlorener Mann und der fränkische Ritter hatte für seine Zwecke nichts mehr von ihm zu hoffen. Bekanntlich ist Albrecht nach einigen vergeblichen verzweifelten Anstrengungen 1557 gestorben. So schien sich in Franken Alles zur Ruhe anzulassen und W. v. Grumbach dauernd unschädlich gemacht. M. Z. nahm seine fürstliche und bischöfliche Thätigkeit wieder auf, als wäre keine Gefahr von Seiten des Gekränkten zu fürchten. Im J. 1555 ließ er im Auftrage Papst Paul III. eine strenge Visitation sämmtlicher Klöster seines Sprengels ausführen, welche aber schwerlich die beabsichtigte Wirkung hatte, da jene Anstalten, zumal die Frauenklöster gerade in

den nächsten Jahrzehnten in tiefen sittlichen und ökonomischen Verfall versunken erscheinen. In den J. 1554 und 1555, wie es scheint aus eigener Initiative und nach eingeholter päpstlicher Genehmigung, hat M. Z. eine andere Einrichtung im Interesse der besseren Ausbildung seines Clerus getroffen. Er bestimmte nämlich in den drei Collegiatstiftern der Stadt Wirzburg je ein Canonicat dazu, damit drei Doctoren der Theologie auszustatten, die in der Hauptstadt der Diöcese und aber auch in den anderen Städten des Hochstifts predigen und theologische Vorträge halten sollten, um der eingedrungenen oder eindringenden Häresie entgegenzuwirken. Diese Thätigkeit Melchior Zobel's erfuhr aber eine plötzliche und blutige Unterbrechung. Er hatte einen Gegner gereizt und geschädigt, zu dessen Eigenschaften geduldige Ergebung in das Schicksal nicht gehörte. W. v. Grumbach hatte nach der Katastrophe Albrechts Alcibiades einen neuen Beschützer gesucht und in der Person des Herzogs Johann Friedrich d. M. von Sachsen gefunden. Kein anderer Gedanke beseelte ihn zunächst, als sich an seinen Feinden zu Wirzburg zu rächen und die nach seiner Meinung ihm widerrechtlich entzogenen Güter, so oder so, wieder zu gewinnen. Als einziges und vergleichsweise sicherstes Mittel hierzu erschien ihm unter diesen Umständen, den Ueberlieferungen seines Standes entsprechend, die Selbsthilfe übrig geblieben zu sein. Er beschloß also, sich der Person des Fürstbischofs von Wirzburg durch List oder Gewalt zu bemächtigen und so das Hochstift um den Preis der Auslieferung desselben, zur Anerkennung seines Rechtes, bez. zur Herausgabe seiner Güter und zur Befriedigung aller seiner Ansprüche zu zwingen. Zweimal hat er die Ausführung des verwegenen Planes umsonst versucht: aber als er ihn das dritte Mal durch seine Spießgesellen wiederholen ließ, endigte derselbe allerdings nicht mit der Entführung, sondern mit der Tödtung Melchior Zobel's. Bei Gelegenheit der Rückkehr aus der Stadt nach dem Marienberg traf den tapferen Fürsten der tödtliche Schuß, der seinem Leben vor der Zeit ein Ziel setzte, zugleich aber die Grumbach'sche Frage in ein neues verschärftes Stadium versetzte. Der unmittelbare Urheber des Mordes soll einer von Grumbach's Parteigängern gewesen sein, der sich für seine Person im Kleinen, wie sein Herr im Größeren, von M. Z. gekränkt und verkürzt gehalten habe. Dem Charakter des Fürstbischofs wird übrigens von Seiten seiner Freunde, was Friedensliebe, Gerechtigkeit und Milde betrifft, das beste Zeugniß nachgerühmt, und es würde das zu dem, was wir sonst von ihm wissen, ganz gut stimmen. — Melchior Zobel's Wirksamkeit bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte des Bisthums und Hochstifts Wirzburg. Sie bildet den Uebergang aus dem Systeme der Vermittelung zwischen den neu aufgetretenen humanistischen, reformirenden Tendenzen und der Erhaltung des überlieferten Bestandes der Kirche einerseits, und den jeder Vermittelung abgeneigten Restaurationsplänen, wie sie seit der Gründung des Jesuitenordens von Rom aus zur Wiedereroberung des fast ganz abgefallenen Deutschlands bereits ins Werk gesetzt wurden, andererseits. Schon sein nächster Nachfolger auf dem Stuhle des heiligen Burkard eröffnet dieser Restaurationspolitik Thür und Thor des Hochstifts. —

J. Gropp, Coll. noviss. I. und III. — Ussermann, Episcopatus Wirceburg. p. 141—143. — Ortloff, Geschichte der Grumbachischen Händel. — Briefe und Akten zur Gesch. des 16. Jahrh., von August von Druffel, Bd. I—III. — Archiv des hist. Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg, stellenweise. Die Geschichte der Universität Würzburg des Unterzeichneten, Bd. I, S. 68—80. Wegele.

Melchior: Johann Peter M., Bildhauer und Modelleur, geb. 1741 (1745?) zu Lindorf im Herzogthum Berg, kam nach einer harten Jugend und

unruhigem Wanderleben in Düsseldorf, Aachen und Köln an die Porzellanfabrik in Höchst und von da als Modellmeister nach Frankenthal, wo er auch zum kurmainzischen Hofbildhauer ernannt wurde. Hier fertigte er außer vielen Büsten und Figuren, darunter auch eine Ariadne, das große Grabdenkmal mit einem gewaltigen „Chronos“ für den kurmainzischen Domprobst von Breidenbach. Im J. 1796 wurde M. als Modellmeister und Director der Malerei nach Nymphenburg (bei München) berufen. Hier modellirte er, besonders im sogenannten Bisquit, viele Büsten des Königs und der Königin, der Prinzessinnen, desgleichen von Napoleon und Goethe, ferner unzählige Amorstatuetten. Außer verschiedenen malerischen Compositionen (z. B. „Kaiser Otto I. einen Dichter krönend“, gestochen von J. R. Schellenberg) handhabte er auch die Feder und schrieb eine Abhandlung „Versuch über das Sichtbare und Erhabene in der bildenden Kunst“ (Mannheim 1781) und lieferte Aufsätze in Meusel's „Museum“ sowie in die „Rheinische Thalia“. M. starb 1825 zu Nymphenburg. Zu seinen Schülern gehörte der treffliche Bildhauer Landolin Ohmacht, der Obermaler Anton Auer und sein Sohn Heinrich Anton M. Dieser, geb. um 1765, widmete sich neben der Plastik insbesondere der Malerei, machte viele Compositionen, z. B. „Friedrich der Siegreiche, Kurfürst von der Pfalz, gibt seinen gefangenen Gästen ein Mahl ohne Brod“ (gestochen von Karl Ernst Christoph Heß) und bildete sich dann auf weiteren Reisen. In Berlin, wo er jedoch schon 1796 in der Blüthe der Jahre starb, malte er ein berühmt gewordenes allegorisches Bild auf den Frieden zwischen Frankreich und Preußen, wofür M. den Preis der Akademie gewann. Sein Porträt des Königs Friedrich Wilhelm II. war so ähnlich und gelungen, daß er dasselbe 27 mal copiren mußte.

Vgl. Nagler, Künstlerlexikon 1840, IX, 54 ff. Müller-Klunzinger 1864, III, 65. Maillinger, Bilderchronik, 1876, 1. Bd. (Nr. 1549 u. 2665).

Georg Wilhelm M., Landschaftsmaler, geb. 1780 zu Frankenthal, der zweite Sohn des vorgenannten Johann Peter M., kam um 1805 nach Nymphenburg und starb daselbst 1826. Er malte und lithographirte Bildnisse (darunter ein Porträt des Königs Maximilian Joseph I.), dann schöne Landschaften von freundlicher Färbung mit Thierstaffage; seine Stiere, Kühe und Schafe sind kräftig gezeichnet und wahr in Stellung und Bewegung. Unter seinen Lithographien sind acht Pferdestudien nach Albrecht Adam und ein Wasserfall nach Dorner. — Sein erster Sohn Joseph Wilhelm M., geb. am 10. Januar 1810 zu Nymphenburg, machte sich nach Vollendung seiner Studien an der Münchener Akademie in vortheilhafter Weise als Pferde- und sogenannter Bataillenmaler bekannt. Sehr gelungen sind in seinen Bildern besonders die Pferderacen. Am liebsten bewegte er sich in Darstellungen von Reitergefechten zwischen polnischen Lanciers und russischen Kosaken, auch componirte er einen ganzen Cyclus mit Scenen vom Rückzug der französischen Armee aus Rußland. Auch friedlichere Landschaften mit Viehweiden und Kühen gelangen ihm; die Ausführung zeigte immer von größtem Fleiß und gediegener Zeichnung. Leider suche ich in meinen eignen Notizen und in allen mir zugänglichen Quellen vergeblich nach dem Todesdatum des Meisters.

Vgl. Nagler 1840, IX, 57. Vincenz Müller, Handbuch 1845, S. 161. Nagler, Monogramm. 1861, III, 1101 (Nr. 2860). Maillinger 1876, II, 250.

Wilhelm M., Thiermaler, wurde 1817 zu Nymphenburg als der Sohn des Georg Wilhelm M. (ein jüngerer Bruder des vorigen Joseph Wilhelm) geboren, studirte an der Akademie und widmete sich dann mit großem Geschicke der Thiermalerei, starb aber schon am 9. September 1860 zu München. Er malte mit Vorliebe Menageriethiere, dann Fische, Vögel, Wild (herrliche

Federwildstücke), Hausthiere, schilderte mit Vorliebe Scenen nach der Jagd (wir erinnern an die beiden ausgezeichneten Bilder in der Neuen Pinakothek: „Zwei Hunde bewachen einen Fuchs und todtes Federwild"), auch heiteres Genre, z. B. eine Katze, die sich zu einer Schüssel geschlichen hat, worin sich Fische und Krebse befinden, wird von einem der Letzteren mit der Scheere in den Kopf gezwickt. Eine „Vorrathskammer mit Wild und Früchten" und ein großes „Still-Leben" im Stile von Weenix malte M. im J. 1848 (vgl. Stuttgarter Kunstblatt 1848 S. 234). Ein „Gebirgs-Geier bei einem erlegten Gemsbock" ist nach dem im König-Ludwig-Album befindlichen Original von J. Wölffle lithographirt.

Vgl. Vincenz Müller, Handbuch 1845, S. 161. Kunstvereins-Bericht f. 1860, S. 49. Seubert 1878, II, 552. Hyac. Holland.

Melchioris Johannes, ein sehr bedeutender reformirter Kanzelredner und Dogmatiker aus der Schule des Coccejus, doch streng kirchlich, geb. zu Solingen bei Elberfeld den 6. August 1646, † zu Herborn den 15. October 1689, gebildet auf der Schule seiner Vaterstadt, dann auf dem Pädagogium zu Heidelberg sowie auf der Hochschule daselbst und zu Gröningen, wo der berühmte Theologe Samuel Maresius und Jakob Alting seine Lehrer waren, worauf er noch Leiden und Duisburg besuchte. Erst 21 Jahre alt bestand er mit Lob das Predigerexamen vor der bergischen Synode und wurde ihm die Pfarrstelle zu Frechen bei Köln anvertraut. Hier schrieb er seine Erstlingsarbeit „Christlicher Glaubensgrund d. i. woher ein Christ die Versicherung in seinem Gewissen bekomme, daß die heil. Schrift eine göttliche Offenbarung sei". Frankfurt 1671. In demselben Jahre trat er auch wider Spinoza's Tractatus theologico-politicus auf mit einer „Religio ejusque Natura et Principium" betitelten, sehr gründlichen Abhandlung. Nach fünfjähriger Wirksamkeit in Frechen wurde M. 1672 nach Kaldenkirchen berufen, wo er einige populäre Belehrungen gegen jesuitische Bekehrungsversuche an den Evangelischen schrieb. Diese Art schriftstellerischer Thätigkeit setzte er in Düsseldorf fort, wohin er 1677 ging und wo der Jesuitenorden einen mächtigen Hort an dem Pfalzgrafen Philipp Wilhelm hatte. Eine seiner Gelehrsamkeit entsprechende Wirksamkeit fand aber M. erst in Herborn, wohin ihn die nassauischen Fürsten 1682 als Professor der Theologie beriefen. Nachdem er sich zuvor in Duisburg die theologische Doctorwürde erworben, begann er seine akademische Thätigkeit zu Herborn mit einer seine dogmatische wie exegetische Anschauung charakterisirenden lateinischen Rede über den Beweis der Wahrheit im Gewissen (des Gläubigen). Eine besondere Stärke zeigte er als Apologet der christlichen Lehre. Für die Verbreitung der Schrifterkenntniß unter Jung und Alt war er thätig bis an sein Ende. Davon zeugt sein „Bibelkern" und seine „Kinder-Bibel". In seinen gelehrten Bibelauslegungen huldigt er dem Chiliasmus. Auf seine ausgezeichneten homiletischen Leistungen hat in unseren Tagen Tholuck aufmerksam gemacht. Seine Bedeutung als Dogmatiker haben Dorner und Gaß in anerkennenswerther Weise hervorgehoben. Seine Theologie basirt auf der Erfahrung des Glaubens, welche mit dem durch den heiligen Geist gereinigten Gewissen aufs innigste zusammenschließt, dem sich dann das Evangelium als etwas ihm Befreundetes durch sichere Gründe beweise. Sein dogmatisches Lehrbuch „Schoresch dabar sive fundamenta theologiae didacticae", 1685 zuerst erschienen, ist vielfach wieder aufgelegt worden, 1727 auch von Fr. Ad. Lampe, und war bis zu Anfang dieses Jahrhunderts auf den reformirten Hochschulen Deutschlands und der Niederlande im Gebrauch. Eine Sammelausgabe der Predigten und deutschen Schriften von M. erschien 1695 zu Herborn. Seine lateinischen Werke hat unter dem Titel „Opera omnia theologica, exegetica, didactica, polemica" sein treuer Schüler Gottfried Jüngst 1693 in

zwei Quartbänden veröffentlicht. Sie enthalten ebenso wie die zu Franeker 1706 erschienene zweite Ausgabe der Opera das wohlgetroffene Bildniß des M.

Die latein. Gedächtnißrede auf Melchioris von Professor Heinr. Florinus zu Herborn, Handschriftliches aus dem Herborner Schularchive und Pet. Hoß, Leichenpredigt auf Melch., Herb. 1689. Cuno.

Meldemann: Nicolaus M., ein Formschneider, Briefmaler und Buchdrucker zu Nürnberg in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Von ihm ist bis in unser Jahrhundert herein (bis auf Bartsch, Le peintre-graveur 1802) lediglich nichts bekannt gewesen als zwei Holzschnitte, die er gefertigt hat. Doch schon Nagler's Künstlerlexikon (1840) kennt 7, Passavant a. u. a. O. (1862) kennt 16 und Nagler, Die Monogrammisten IV, S. 764 ff. sogar 29 Holzschnitte von M. und dabei ist von Nagler erst noch einer vergessen, welchen schon Passavant aufführt, die schöne Copie von Dürer's Zeichnung: „Das üppige Weib und der Tod.“ Sind diese Holzschnitte der Mehrzahl nach auch von untergeordneter Bedeutung, so sind sie doch inhaltlich interessant. Vier derselben geben Porträts, darunter eines das des Hans Sachs in halber Figur, 19 andere (nach den Beiträgen zur Kunst- und Litteraturgeschichte von Jäck und Heller I, S. 91 wären es 20) bilden eine offenbar zusammengehörige Folge von Blättern, welche Soldatentypen jener Zeit darstellen, jedes zugleich mit einem passenden Reim von Hans Sachs geschmückt. Am werthvollsten aber, weil am seltensten sind einige auf Städte bezügliche Bilder: die Ansicht von München vom Jahre 1530 (eigentlich das Einreiten Kaiser Karls V. darstellend), die Belagerung von Ofen und namentlich die Belagerung von Wien aus dem Jahre 1530, alle drei aus je 6 Blättern bestehend. Um den letztgenannten Holzschnitt herstellen zu können, war M. sofort nach Aufhebung der Belagerung eigens nach Wien gegangen und zwar mit Empfehlungen des Nürnberger Raths. In Wien gelang es ihm eine Aufnahme zu kaufen, welche ein „berumpter Maler“ vom Stephansdom aus von der Belagerung gemacht hatte. (Zwei Exemplare dieses Holzschnitts finden sich im Germanischen Museum.) Da zu den beiden letzten Bildern Beschreibungen existiren, welche von M. selbst gedruckt sind, so muß unser Formschneider auch eine kleine Druckerei gehabt haben. Doch scheint er dieselbe nicht unabhängig vom Druck des Holzschnitts verwendet zu haben; es ist wenigstens kein Druck, welcher darauf hindeutete, bekannt. Was Meldemann's Lebensumstände anbelangt, so hat sich darüber nichts Weiteres ausfindig machen lassen, als was seine Holzschnitte, die bald seine Initialen, bald sein Monogramm, bald seine vollständige Adresse mit Datum tragen, an die Hand geben. Dies aber beschränkt sich auf das Wenige, daß er Nürnberger Bürger war, an der langen Brücke wohnte und um 1530 seine Kunst ausübte. (Alle den Holzschnitten beigegebenen Data bewegen sich zwischen 1530 und 1532.) — Außer Nicolaus M. wird gleichzeitig auch ein Briefmaler Hans M. in Nürnberg genannt, dessen Holzschnitte nach Heller a. u. a. O. S. 123 häufig mit denen des Nicolaus M. verwechselt werden. Derselbe wurde im J. 1546 hingerichtet, weil er einen Mann erstochen hatte. Der Umstand, daß die verhängnißvolle That gerade bei der langen Brücke in Nürnberg geschah, spricht für die ohnedies naheliegende Vermuthung, daß dieser Hans M. ein Sohn des Nicolaus M. war.

Vgl. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst, S. 123; Beiträge zur Kunst- u. Litteraturgeschichte, hrsg. von Jäck u. Heller I, S. 91; Nagler, Neues allg. Künstlerlexikon, Art. Meldemann; Passavant, Le peintre-graveur III, p. 187, 244 sq. Nagler, Die Monogrammisten IV, S. 764 ff.; Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N. F. III, 1856, Sp. 43 f. Steiff.

Meldenius: Rupertus M. ist der wirkliche oder pseudonyme Verfasser einer zum kirchlichen Frieden mahnenden kleinen Schrift, welche ohne Angabe des Druckortes und der Jahreszahl etwa 1630 in Deutschland erschien und den Titel führte „Paraenesis votiva pro pace ecclesiae ad theologos Augustanae Confessionis auctore Ruperto Meldenio Theologo". Obgleich seiner Richtung nach orthodoxer Lutheraner, empfiehlt der höchst gebildete Verfasser den Theologen doch Mäßigung und Liebe. In diesem Sinne schrieb er seinen berühmt gewordenen Friedensspruch: „Si nos servaremus in necessariis unitatem, in non necessariis libertatem, in utrisque charitatem, optimo certe loco essent res nostrae". Exemplare dieser Schrift befinden sich auf der Bibliothek zu Kassel und auf der Hamburger Stadtbibliothek. Abdruck bei F. Lücke, Ueber das Alter, den Verfasser, die ursprüngliche Form und den wahren Sinn des kirchlichen Friedensspruches In necessariis unitas ꝛc., Göttingen 1850 und Derselbe in den Theologischen Studien und Kritiken 1851, S. 905 ff.

Vgl. Carl Bertheau in Herzog's Realencyklopädie IX, 2. Aufl., S. 528 ff.

P. Tschackert.

Melem: Johann v. M., ein vorzüglicher kölnischer Maler, der um 1530 blühte. Die Boisserée-Bertram'sche Sammlung hatte manche Bilder von ihm aufzuweisen, die in den Besitz des Königs Ludwig von Baiern und dann in die Münchener Pinakothek übergegangen sind. Neben religiösen Gegenständen gehört dazu das Eigenbildniß des Malers mit einer Beischrift, welche das Alter desselben mit 7 Lustren und 2 Jahren angibt, so daß er also im Alter von 37 Jahren erscheint. Sowol dieses Bildniß wie der größere Theil der übrigen Gemälde des Meisters sind in das in der litterarisch-artistischen Anstalt zu München erschienene lithographirte Prachtwerk nach der Boisserée-Bertram'schen Gallerie aufgenommen worden. Im königlichen Museum zu Berlin ist er durch zwei Bilder: „Die Dreieinigkeit" und ein mit der Jahresangabe 1530 versehenes Frauenbildniß vertreten. Der Name des Künstlers führt zu der Vermuthung, daß er aus dem bei Bonn gelegenen Pfarrdorfe Mehlem gebürtig sei.

J. J. Merlo.

Melhorn: Johann Christian M., vgl. **Mehlhorn** o. S. 185.

Melissander: Caspar M., vgl. **Bienemann**, Bd. II, S. 626.

Melissus: Paul Schede M., Dichter, geb. den 20. December 1539 zu Melrichstadt (Alphipolis patria est) in Franken (Francus, Semper-Francus), Sohn des Beamten Balthasar Schede. Nach dem Familiennamen seiner Mutter, Ottilie Melisse, fügte er später dem Paulus Schedius ein poetisches Melissus bei oder nannte sich nur mit diesem Namen, der seinen Freunden und ihm selbst Anlaß zu unaufhörlichen faden Spielereien mit mel, mellitus ꝛc. bot (vgl. Schediasmata[2] 2, 61 De cognomento suo). Früh dem doppelten Ruhm eines dulcis musicus et poeta suavis zustrebend, wurde er daheim, dann in Erfurt und Zwickau erzogen und studirte 1557—1559 in Jena unter dem berühmten Stigel (vgl. Göttling, Vita Stigelii), der außer einem Schwall pompöser Carmina auch ein deutsches Kirchenlied gedichtet hat, Philologie. Nach kurzer Wirksamkeit als Cantor im fränkischen Königsberg ging er 1561 nach Wien, wo er eifrig Griechisch trieb und von Lazius für Geschichte und deutsche Philologie angeregt wurde. In neueren Sprachen hat er sich früh befestigt. Als poeta laureatus kehrte M., der in Wien allein oder mit andern mehre Epithalamia (1562—1564, Hofbibliothek) und auch Carmina gratulatoria ad Maxaemilianum II. Rom. regem herausgegeben, nach Wittenberg zurück, zu philologisch-historischen Studien bei Ortel und Eber. 1565 erschien von ihm eine kunstreiche Mottette mit griechischem Text, der 1566 ein Band weiterer Compositionen folgte. Er war später mit

Orlandus Lassus und dem Psalmencomponisten Goudimel intim, wie seine Gedichte mannigfach bezeugen. Sein Leben verlief wie das eines echten fahrenden Humanisten in stetem Wechsel. 1565 nach Würzburg berufen, eilt er bald nach Wien, um einen Kreis junger Edelleute zu unterrichten, macht die Strapazen eines ungarischen Feldzuges mit (vgl. Schediasmata[2] 2, 142) und wird 1567 in Paris der Schüler des Auratus, Lambinus und Ramus. Beziehungen zu französischen Reformirten ziehen ihn über Besançon nach Genf, wo er von 1568 bis Anfang 1571 weilt und nicht nur in Henri Etienne und Jos. Scaliger hoch übergelegene philologische Genossen findet, sondern auch als eifriger Proselyt der Lehre Calvins mit dem an Marots Psalmen betheiligten Theodor Beza sich befreundet. So glaubte Friedrich III. von der Pfalz 1570 in M., der damals dem Speirer Reichstag beiwohnte, den rechten Mann für ein Gesangbuch der pfälzer Reformirten, einen deutschen Marot zu finden und berief ihn nach Heidelberg. Von der Hofgunst getragen, entsprach M. schnell der gestellten Aufgabe. Dann sammelte er seine lateinischen Gedichte, machte 1577—1580 eine große italienische Reise, wurde Comes Palatinus, Eques auratus, Civis Romanus, tauchte in Augsburg, länger in Nürnberg — vgl. die öden Lobgedichte „Melissi Mele sive odae ad Noribergam et Septemviros Reipub. Norib.“, Nürnberg 1580 — wieder auf, edirte 1585 als spärliche Frucht des südlichen Aufenthalts „Epigrammata in urbes Italiae“ und verbrachte den Winter 1585 auf 1586 in England, wo er der Königin mit Glück hofirte. Endlich winkte ihm in dem lieben Heidelberg ein auskömmliches Amt: im Frühjahr 1586 folgte er durch Frankreich und die Schweiz einem Rufe an die Bibliothek. Er heirathete im September 1593 Emilie Jordan, fand zu den Freuden hoher Auszeichnungen und anregender Freundschaft den beglückten Frieden des Hauses und starb am 3. Februar 1602.

M. hat die philologische Wissenschaft um nichts bereichert, aber als Versifex eine auch für den allgemeinen superlativischen Stil der Zeit viel zu überschwängliche Anerkennung gefunden, die noch heute hier und da wunderlich spukt. Des Schedius „Schediasmata“ erschienen 1574 (in demselben Jahre Melica), dazu 1575 „Schediasmatum reliquiae“; zum Ersatz ist die zweite so veränderte wie vermehrte Auflage der „Schediasmata poetica“ (Paris, Sittart 1586) bestimmt. Von kleinen Leistungen abgesehen, folgen zum Schlusse 1595 des Melissus „Meletematum piorum libri VIII ....“, fromm, paränetisch, biblisch-episch, politisch, häuslich; darunter das Einfachste und Wahrste, das er als Neulateiner geboten.

Seinen Wunsch, als vierter zu den drei fränkischen Sternen: Celtis, Hutten, Lotichius, gezählt zu werden, kann eine kritische Nachwelt ihm nicht erfüllen. Mit Lotichius, dem besten Neulateiner, ist er nicht entfernt zu vergleichen; auch hinter Micyllus, Sabinus und Kleineren bleibt er weit zurück. Die Form — Hendekasyllaben (Earina etc.), künstliche pindarische Gebäude, Hexameter, Distichat sapphische und andere Strophen — handhabt er gewandt. Seine Sprache zeig, viele Neologismen, sein Stil zehrt oft von Anleihen aus antiken Poeten und meidet selten leeren Wortschwall, phrasenhaftes Geklingel. Er spielt gern akrostichisch, und in einem längeren Gedichte (Rel. 445) mit dem Echo. Von sich selbst redet er höchst prahlerisch. Die Reliquiae bringen außer zwei verschiedenen Portraits des stattlichen Mannes S. 269 ff. eine Masse Gedichte von Freunden auf sein Wappen: drei Lilien, oben ein Schwan. Seine Eltern hat er pietätvoll gefeiert, aus seiner Kindheit und Bildungsgeschichte einiges ziemlich schlicht erzählt, aber sowol seine Elegie auf Rom, als seine Natureingänge und etwa die Beschreibung einzelner Blumen sind geistlos und ganz uncharakteristisch. Er übersetzte auf Anregung des H. Stephanus große Partien der griechischen Anthologie. Er selbst hat neun mit den Namen der Musen ausgestattete Bücher Epigrammata geliefert, deren friedlicher Charakter den Dichter so fern von den

Invectiven eines Euricius Cordus zeigt, wie seine entrüsteten Scheltgedichte gegen die deutsche Trunksucht ihn von Eobanus Hessus scheiden. M. trat 1572 einem Mäßigkeitscollegium bei, das 1573 eine Sammlung poetischer Vota gegen die Völlerei in Druck gab, aber: sine Baccho friget Venus. Freilich war die freie Pflege der Erotik damals nicht ohne Gefahr — doch wie warm ist Lotichius, wie reizend schildert der haltlose Sabinus seinen Abschied von Anna Melanthon! M. hat zahllose Gedichte an eine Rosina gerichtet, von der er freilich versichert: nulla est, Carole, nulla: ficta plane est. Aber die erste Begegnung (Sched. 2, 115) mag erlebt sein und nach Rel. 416 dürfte man Rosina Margarita in Königsberg suchen. Ist dem so, dann hat M. nach einem flüchtigen Erlebnis endlos und mit wenig Variation schwache ernste und heitere lusus poeticos getrieben, antikisirenden Liebesepisteln Täubergedichtchen in Nachahmung Catulls nachgeschickt, in der Art des Johannes Secundus, aber vorsichtiger (3, 202 Fict. arg.), die Küsse besungen und seine größtentheils rein erphantasirte Liebespoesie in Schwulst und Getändel aufgehen lassen.

Vor und neben Rosina feiert er unermüdlich die Königin Elisabeth von England, die Pantheia oder dia Virago, der die neuen Schediasmata als Ganzes und Buch für Buch gewidmet sind, in den höchsten Tönen. Die Epigrammata 1580 enthalten S. 72 ein Reginae responsum. Auch Burleigh, Leicester, Sidney besingt er. Seine höfische Schmeichelei ist sehr international, denn sie verherrlicht neben dem Kaiserhaus und den Pfälzern, neben Bischof Julius Echter u. s. w. auch die Könige Dänemarks und Frankreichs und Alfons II. von Ferrara. Ueberhaupt dominirt das äußerliche Gelegenheitsgedicht: neben Posth und anderen Intimen werden Tycho de Brahe, Orlandus Lassus, Stigel, Dousa, Camerarius, Beza, Lipsius, Hieron. Wolf, Muretus, Sturm und besonders oft Scaliger und Stephanus bedacht. Sie besangen ihn wieder, lateinisch und griechisch. Auch Frischlin erscheint unter Melissus' Lobrednern (Rel. S. 345).

Besonders wichtig sind die Beziehungen zu Frankreich; denn M. ist in Heidelberg nicht nur Experimentator auf metrischem und orthographischem Gebiet, nicht nur in lateinischer Sprache ein rechter Vorfahr der bald in deutscher Zunge redenden akademischen Renaissancepoesie, sondern er ging von Marot weiter zur classicistischen Plejade und verkündete, auch darin der Johannes Opitzens, den Deutschen die nachahmenswerthe Bedeutung Ronsards, den er als höchstes Muster proclamirte. Er führte den insolitus canor in Deutschland ein. M. stand in enger Verbindung mit Franzosen, wie d'Averly. Er kannte ihre Litteratur; auch Rabelais war ihm nicht ganz fremd (Rel. S. 42 Rablaesi jocus). Der Uebersetzer Scaligers und Anakreons übersetzt als gelehriger Jünger des Ronsard'schen pétrarquiser italienische Sonette ins Lateinische. Der Herold des französischen Gelehrtenruhms (Ad academiam Parisiensem 2c.) spielte den von Lob überströmenden Herold Baifs, Jodelles, Ronsards, und der Dolmetsch des letzteren wurde nicht bloß in französischer Zunge unbändig gelobt (Rel. 351 ff.), sondern Freund Clement übertrug auch Schede'sche Verse in die Sprache Ronsards (Rel. 37). Bald wandelte sich Paulus Melissus in einen Paul de Melisse und lieferte außer einem gemischten melos gallicolatinum (Rel. 343) französische Sonette (Mel. 154, Rel. 172) und vers élégiaques, d. h. gereimte Disticha (Rel. 114). Man rief ihm zu (Rel. 214):

> Translate et n'escris plus en ces langues lointaines,
> Ou ne te vante plus Melisse Franconois,
> Mais polyglosse Grec, Latin, Teuton, François.

1572 sind erschienen „Di Psalmen Davids in teutische gesangreymen, nach Frantzösischer melodeien unt sylben art, mit sönderlichem fleise gebracht von Melisso. Samt dem Biblischen texte: auch iglicher psalmen kurtzem inhalte unt

gebätlin. Mit käiserlicher majestat freihait auf siben jare", am Ende ein Register der deutschen und französischen Anfänge und schließlich (Y 4²) nach einem Epigramme und einem den König David als Harfner darstellenden Kupfer die Angabe: Verfertiget in der Kurfürstlichen stat Haidelberg bei Michaël Schirat, den 9. herbstmonats 1572. Kurfürst Friedrich trug die Kosten. Dem aus Marot entlehnten Widmungsgedichte an ihn geht ein überkünstliches dreifaches Akrostichon an die Prinzen voraus (vgl. Rel. 160 ff. und Sched. 3, 258). Auch die übliche freundschaftliche Reclame, besorgt von Beza und Camerarius, fehlt nicht und unter der Abbildung der Insignia Melissi steht sein Wahlspruch manet immutabile fatum. M. hat die ersten fünfzig Marot-Beza'schen Psalmen (dazu die „gebote Gottes" und „Simeons Gesang") übersetzt. Nach der Nummer liest man den lateinischen und den Marot'schen Anfang und ein deutsches Argument, dann — eine typographische Neuerung — die Uebersetzung (Str. 1 immer mit der französischen Melodie) in lateinischem Cursiv, eine Prosaübersetzung in deutscher Fractur, ein „Gebäte" in Antiqua. Die Prosa, nicht nur mit der Lutherischen verglichen, ist steifleinen; die zwischen Marot's Leichtigkeit und biblischer Würde vermittelnde Poesie hart, manchmal recht drastisch, aber mehr an gesuchten Neologismen als an Sprachkraft reich. Eine neue, besonders auf die Längen und Umlaute gerichtete Orthographie ist peinlich durchgeführt — und beides, den schweren, ganz unpopulären Stil, wie die pedantische Schreibung mit ihren ungewohnten, verwirrenden Zeichen hatte M. zu vertheidigen (Rel. 185 f.). Eine Vorrede in Sachen seines Privilegs spricht von seiner Introductio in linguam Germanicam und seinem 1572 wol noch nicht beendeten Dictionarium germanicum — beide Werke sind nicht erschienen und die für die Ausgabe vorbereiteten Lobhudeleien (Rel. 348) unterrichten uns schlecht. Fand sich kein Verleger? Aber man erkennt die Wirkung des Verkehrs mit Lazius, Knöringen, Laurentius Albertus, Pictorius, Gesner und sieht auch hier Verbindungsfäden zwischen M. und Opitz. Die „Psalmen", ein Jahr vor Lobwasser's lang und viel sorglicher ausgearbeitetem Psalter, nehmen eine wichtige Stelle in der Entwicklung der deutschen Metrik ein. Die Reime sind rein, aber M. reimt z. B. 16, 2 vest: erheltest, weil er in seinen iambischen Zeilen, neben denen sich selten trochaische und gemischte Strophen finden, eine böse romanische Silbenzählung durchgeführt hat. Die orthographische Schrulle und die Qual der Wahl, meist entweder unrhythmisch oder undeutsch zu lesen, haben auch Fischart gegen M. aufgebracht und nach Melissus' Angriffen auf den Vinosus zu dem schroffen Ausfall auf die „vnpoetisch Postimeliseisch (Posth, Melissus) Ketzerey" veranlaßt. Eine Fortsetzung oder Umarbeitung ist nicht erschienen; die Uebersetzung des 128. Psalms hat sich als Gabe für Melissus' Gattin handschriftlich erhalten (Weim. Jahrbuch 4, 21).

Waren die Psalmen Melissus' erste deutsche Reimereien? und hat ihn erst die Pfalz, wo auch in Opitzens Studentenzeit der akademische Poet nicht ganz taub gegen den volksmäßigen Sang bleiben konnte, zu eigenen Versuchen begeistert? Zinkgref's Opitzausgabe von 1624 bietet in dem „Anhang unterschiedlicher ausgesuchter Gedichte anderer mehr teutschen Poeten" fünf deutsche Gedichte Melissus', hier zum ersten Mal gedruckt, vielleicht von Zinkgref redigirt (Hallenser Neudrucke Nr. 15, 1879). Ein patriotisches Lied feiert Deutschland auch als Heimath der Kunst und spricht die Stimmung des reisemüd in Heidelberg auflebenden M. aus. Zwei Liebeslieder ergeben zusammen den uns bekannten Namen Margareta Rosina; sangbar, zierlich, halb meistersingerisch, halb Ronsardisch galant; jedenfalls ist „Rot Röslein wolt ich brechen" keine trockene Stubenpoesie. Dagegen ist ein „Brautlied" gedehnt und leer, und ein „Sonnet Jörgen von Averli, vnd Adelheiten von Grauwart" nur als erstes deutsches

Alexandrinersonett formell interessant. Am Neckar und am Niederrhein blieb M. in Ehren, und Schneuber feiert ihn 1656 als einen Hauptvorgänger der Kunstpoesie, der „in den vornehmsten stukken mit dem heütigen Schlag überein" komme.

Zu O. Taubert's kurzer und magerer Monographie „Paul Schede (Melissus). Leben und Schriften", Torgau 1864 vgl. Höpfner, Ztschr. für das Gymnasialwesen 19, 337 ff. und desselben Programm, „Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts", Berlin 1866, S. 26 ff. Erich Schmidt.

Melle: Jacob v. M., seiner Zeit berühmt als Polyhistor, besonders verdient um die Geschichte Lübecks. Aus einem alten westfälischen Geschlechte stammend und mit den ersten lübeckischen Familien verwandt, wurde er am 17. Juni 1659 in Lübeck geboren. Er war kaum ein Jahr alt, da verlegten seine Eltern ihren Wohnsitz nach Cappeln (Landschaft Angeln) und wurde der Knabe von seinem Pathen, dem Prediger zu St. Marien, Bernh. Krechting und seiner Ehefrau, welche kinderlos, aber sehr bemittelt waren, aufgenommen und genoß fortan ihrer treuesten Pflege und erziehenden Fürsorge. Sein Pflegevater war ein sehr kenntnißreicher Mann, welcher sich bereits um die Bildung zweier, nachmals berühmt gewordener Männer, der beiden Gelehrten Heinr. Meibom und Casp. Sagittarius (s. d. Art.) verdient gemacht hatte. So unterrichtete er denn auch den jungen M., welcher ungewöhnliche Fähigkeit und Lernbegierde zeigte, zum Theil selbst; daneben ließ er ihn durch tüchtige Lehrer des Gymnasiums privatim unterrichten. Erst 15jährig wurde M. reif befunden die Universität Kiel zu beziehen und seine theologischen Studien zu beginnen, mit welchen er gleich anfangs philologische, historische, naturwissenschaftliche verband. Nach einem Aufenthalte von dritthalb Jahren verließ M. Kiel, um nach Jena zu gehen, wo er Haus- und Tischgenosse des als Professor der Geschichte sehr angesehenen Sagittarius ward. Dieser Umstand bekam für die zukünftige Hauptrichtung seines wissenschaftlichen Strebens eine entscheidende Bedeutung. Sagittarius hatte schon zuvor in Lübeck ziemlich viele Materialien gesammelt zu einer von ihm beabsichtigten Geschichte Lübecks und gedachte diese in der nächsten Zeit auszuführen. Da ihm aber, bei der damals herrschenden Geheimthuerei, die nöthigen weiteren Hülfsmittel, welche er sich von Lübeck her erbat, hartnäckig vorenthalten wurden, so gab er jenen Plan auf, ermunterte jedoch um so mehr seinen jungen Hausgenossen, derselben Arbeit sich zu unterziehen, überließ ihm auch seine sämmtlichen Vorarbeiten zu freier Benutzung. Mit jugendlichem Eifer ging der frühreifende Historiker auf den Gedanken, welcher mit seiner Liebe zur Vaterstadt übereinstimmte, alsbald ein. Während seines Jenenser Aufenthalts gab er successive (1677—1679) in lateinischer Sprache, in Form von Dissertationen vier Bücher lübeckischer Geschichten heraus, welche er öffentlich unter dem Vorsitze von Sagittarius vertheidigte, deren erste bis zum Jahre 1185 reichte, die zweite aber die Zeit bis zum Jahre 1227, die dritte bis 1300, die vierte endlich bis 1400 umfaßte. Diese seine Erstlingsarbeit wurde von Gelehrten der Zeit, wie Meibom, Möller, Reimann, v. Seelen aufs Vortheilhafteste beurtheilt. Nachdem sich M. im J. 1680 dort die Magisterwürde erworben hatte, ging er nach der Universität Rostock über, wo er bis ins folgende Jahr hinein theils die theologischen Vorlesungen hörte, theils selbst solche über Philosophie hielt, auch öffentlich eine von ihm herausgegebene, ins Fach der neutestamentlichen Exegese fallende Abhandlung vertheidigte. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, erhielt er eine Zeit lang von dem dortigen Superintendenten Pomarius specielle Anleitung zum Predigen. Bald darauf trat er, von seinem Pflegevater mit den nöthigen Mitteln ausgestattet, nach damaliger Sitte eine große wissenschaftliche Reise an, welche ihn nach Holland, England und Frankreich führte.

Er besuchte alle holländischen Universitäten, verweilte besonders in Utrecht und Leyden und suchte überall mit den Gelehrten der verschiedenen Facultäten bekannt zu werden. Darnach reiste er über Calais nach England, bewunderte nicht nur alle Herrlichkeiten Londons, sondern studirte auch bei längerem Aufenthalte namentlich in Oxford. Auf der Rückreise fesselte ihn wiederum Straßburg, insbesondere der berühmte Exeget Sebastian Schmidt. Schon einige Monate, nachdem er, bereichert an Wissen und Erfahrung, heimgekehrt war (1684), durfte sein Pflegevater ihn als erwählten Prediger zu St. Marien bei dieser Gemeine einführen. Im J. 1706 zum Hauptpastorat an derselben Kirche aufgerückt, ward M. 1719 Senior des lübeckischen Ministeriums, als welcher er zweimal in die Lage gekommen ist die Superintendenturgeschäfte während mehrerer Jahre zu verwalten. Er scheint seinen mannigfachen und wechselnden Amtspflichten mit Treue obgelegen zu haben, jedoch so, daß er bei außerordentlichem Fleiße Zeit und Kraft genug übrig behielt, um sich eingehend mit vielartigen Studien zu beschäftigen, welche, dem Amte ferner liegend, ihm gerade nicht den Namen eines bedeutenden Theologen, wol aber den eines allseitig gelehrten Mannes erwarben, so daß er zu den Polyhistoren jener Zeit gezählt wurde. Selbst den Ruhm eines Poeten verschmähte er nicht; vielmehr ließ er sich gelegentlich in deutschen, lateinischen, italienischen ꝛc. Gedichten vernehmen. Die Wissenschaft aber, welche er mit dem größten Eifer cultivirte, war die Geschichte, vorzugsweise die seiner Vaterstadt. In welchem Umfange er die lübeckische Geschichte sowol im Ganzen als einzelne Partien derselben bearbeitet hat, würde ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften am deutlichsten zeigen. Es würde ihn aber nicht allein als mühsam forschenden Genealogen und Heraldiker, sondern auch als Prediger, gründlichen Numismatiker, Archäologen, endlich sogar als Naturkundigen ausweisen. Allerdings sind viele seiner zahlreichen Schriften niemals gedruckt worden. Mit demselben, kaum begreiflichen Fleiße, von welchem diese zahlreichen Werke zeugen, legte er auch verschiedene, wohlgeordnete Sammlungen an, welche weit und breit bekannt waren und viele Besucher aus der Fremde, selbst fürstliche, herbeizogen, außer einem bedeutenden und werthvollen Münzcabinet, welches sich bis zum Jahre 1818 in seiner ursprünglichen Einrichtung erhalten hat, eine umfängliche Sammlung von Alterthümern und Curiositäten jeder Art, ein „Museum“, welches Rector v. Seelen in einem lateinischen Briefe an den Hamburger Gelehrten Mr. Richey (Athenae Lubec. IV, p. 628 bis 638) beschrieben hat. Zu dem allem kam noch die für jene Zeit besonders verdienstliche Herausgabe einer Zeitschrift, in welcher nicht nur die neuesten Erscheinungen der Litteratur beurtheilt, sondern auch historische, besonders antiquarische Abhandlungen geliefert wurden. Hierbei standen ihm Gelehrte verschiedener Fächer zur Seite. Er starb am 13. Juni 1743.

a Seelen, Athenae Lubecenses. Pars IV. Append. — Desselben Memoria M. Jac. a Melle Lubec. (1743) fol. — J. C. J. v. Melle in: Zeitschrift des Vereins f. Lüb. Gesch. u. Alterthumskunde, I. 1860.

Michelsen.

Melle: Rinaud oder Rinaldo del M. oder Mel, auch delle und de M., ein niederländischer Componist des 16. Jahrhunderts. Eine Zeit lang soll er in Portugal Capellmeister gewesen sein, gegen 1580 befindet er sich in Rom im Dienste des Cardinals Gabriel Paleotto; später nennt er sich Capellmeister an der Kathedrale und dem Seminar zu Sabina. Um 1588 erscheint er vorübergehend in Lüttich. Es ist schwierig bei dem Mangel an authentischen Nachrichten nur aus Vorworten und Dedicationen seiner Drucke sich ein Bild seines äußeren Lebensganges zu bilden. Selbst der fleißige van der Straeten steht hier rathlos da und kann nur wiederholen, was Baini in seinem Palestrina

sagt, dem allein bisher eine größere Anzahl seiner Drucke vorgelegen hat. Mir liegen acht Druckwerke von ihm vor und fast jedes trägt unter der Dedication eine andere Stadt seines jeweiligen Aufenthaltes. So ist das dritte Buch Motetten von 1585 „Teate“ unterzeichnet, das ist eine Stadt im Neapolitanischen. Das fünfte Buch Motetten von 1595 ist sogar auf dem Titelblatte sehr bereit uns Kunde von seiner Stellung zu geben, dort heißt es: „Raynaldi del Mel, Chori ecclesiae Cathedralis, ac Seminarii Sabinensis Praefecti, ab illustrissimo et reverendissimo D. Gabriele S. R. E. Cardinale Paleoto, Episcopo Sabinensis deputati“. Und die Dedication an obigen Cardinal ist vom Componisten „Manliani Cal. Martii 1595“ unterzeichnet. Magliana liegt im Toscanischen. 1596 zeichnet er seine dreistimmigen Madrigaletti wieder mit „Roma 20. Agosto“. Melle's Werke sind durch den Belgier van Maldeghem in seinem „Trésor musical“ uns einigermaßen wieder zugänglich gemacht worden und es tritt uns hier ein Componist ersten Ranges entgegen. Es mischt sich bei ihm die niederländische fleißige Arbeit mit der Klangfülle und dem Wohlklange des Italieners. M. hat uns geistliche und weltliche Gesänge hinterlassen, die letzteren mit italienischen Texten, also der Sprache seines zweiten Vaterlandes. Wenn er im Motett noch den gewissenhaften und manchmal pedantischen Niederländer verräth, so ist er im Madrigal ganz Italiener. So herrscht auch in den geistlichen Madrigaletti zu 3 Stimmen von 1596 (königliche Bibliothek Berlin) ein leichterer graziöser Stil, selbst das darin vorkommende Stabat mater (Nr. 8) weist dieselbe Behandlung auf und wäre wohl werth von unseren Gesangvereinen wieder aufgenommen zu werden. Es ist nicht schwer und ungemein wohlklingend. Rob. Eitner.

Mellinus: Abraham M. (Melling), Kirchenhistoriker und reformirter Prediger im Dorfe St. Anthoniepolder am Anfange des 17. Jahrhunderts, war zu Vlissingen geboren und ist vielleicht auch dort gestorben, wenigstens am 9. November 1622 begraben. Seine weiteren Lebensumstände sind nicht bekannt, aber dieser unbekannte Dorfprediger hat seinen Namen verewigt durch eine bedeutende historische Arbeit, „Het groot Martelaarsboek“, herausgegeben zu Dordrecht 1619 in Folio, auf Befehl des Prinzen Moritz und der Generalstaaten. Leider erschien nur der erste Theil, bis 1520 reichend. Die süd-holländische Synode übertrug dem Dordrechter Prediger Balthasar Lydius die Fortsetzung dieser Arbeit, aber sie ist nicht erfolgt. Bei den Römisch-Katholischen hat diese Schrift großen Widerspruch gefunden, besonders durch A. van Geluwen in seiner „Outleding van dry verscheyden nieuwe gereformeerde Martelaersboeken“, Antw. 1656.

Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.; de la Rue, Geletterd Zeeland, bl. 225 v. v. van Slee.

Mellin: Friedrich Albert Immanuel M., königlich preußischer Generalbaudirector, geb. zu Magdeburg am 27. Juni 1796. Sein Vater, Consistorialrath und Prediger an der deutsch-reformirten Gemeinde daselbst, mit Kant persönlich befreundet und ein eifriger Anhänger seiner Lehren, trieb neben den Berufsgeschäften mit Vorliebe mathematische Studien, wodurch er auf den Bildungsgang des Sohnes, der das Domgymnasium zu Magdeburg besuchte und frühzeitig im Zeichnen sich übte, bestimmend einwirkte. Zu seiner theoretischen Vorbildung bezog der junge M. 1812 die Universität zu Halle und gewann dort gleichzeitig unter Anleitung des Landbaumeisters Hesse Verständniß für das praktische Baufach. Mit jugendlicher Begeisterung betheiligte er sich in den Jahren 1814 und 1815 an den Freiheitskriegen, focht als Husar bei der Avantgarde in der Schlacht von Belle-Alliance, zog am 7. Juli 1815 mit in Paris ein und wurde zu Anfang 1816 als Offizier aus dem Militärdienst entlassen. Mit Energie auf ein bestimmtes Lebensziel bedacht, begab sich M. im October

1818 zur Vorbereitung für das Examen zum Bauconducteur nach Berlin und unternahm eine mehrmonatliche Studienreise in Deutschland, nach der Schweiz und Oberitalien. Im J. 1822 zum Landbauinspector in Magdeburg ernannt, wo er die Gründung des Kunstvereins veranlaßte, wurde ihm 1826 die Oberleitung zur Wiederherstellung des Magdeburger Domes und die Herausgabe eines Werkes über den Bau in Gemeinschaft mit Rosenthal übertragen. Nach vorübergehender Thätigkeit in Cöslin war M. seit 1833 als Regierungs- und Baurath vielseitig im Magdeburger Kreise beschäftigt, während ihn die Stadt Hamburg 1840 durch einen Auftrag behufs neuer Organisirung des öffentlichen Bauwesens ehrte. Den Schwerpunkt seiner späteren Wirksamkeit fand M. in der Förderung und Belebung des Verkehrs durch Anlage von Eisenbahnen in seinem Vaterlande, deren Betrieb er in England kennen gelernt hatte. Mit hervorragendem Talente für die Verhandlungen über Regulirung des Eisenbahnverkehrs begabt, gelang es ihm im Berathungsprotokoll vom 5. April 1843 durchgreifende Grundsätze für bahnpolizeiliche und technische Vorschriften aufzustellen. Ohne die freie Entwicklung der verschiedenen Eisenbahngesellschaften zu behindern, vertrat M., 1843 als Geheimer Regierungsrath in das Finanzministerium berufen und im folgenden Jahre zum Geheimen Finanz- und vortragenden Rath ernannt, die staatlichen Interessen in den technischen Eisenbahnangelegenheiten und bearbeitete zahlreiche neue Projecte zur Erweiterung des preußischen Verkehrsnetzes. Er erledigte außerdem wichtige theoretische Vorfragen über den Bau der Weichselbrücken und die umfassenden Regulirungspläne der Oder und des Weichseldeltas. Nach der seit 1850 erfolgten Abänderung in der Organisation der oberen Bauverwaltung in Preußen stand M. als Ministerialdirector der Abtheilung für das Bauwesen wie für die Eisenbahnen vor. In seiner angesehenen Stellung war er mit Erfolg bemüht, durch rationelle Vereinigung des öffentlichen Bauwesens mit den Verwaltungsinteressen höherem Zwecke zu dienen. In den Berathungen, welche 1849 eine erweiterte Einrichtung der Bauakademie herbeiführten, galt es ihm in erster Linie um die freiere Ausbildung der Studirenden, welche in M. stets einen humanen Berather ihrer Bestrebungen fanden. Die vielseitige Arbeitskraft Mellin's galt endlich der mit General Oetzel und Professor Dove berathenen Verwerthung der elektrischen Telegraphie für die Eisenbahn. In Anerkennung seiner namhaften Verdienste wurde er bei Eröffnung der Ostbahn am 9. August 1853 zum königlichen Generalbaudirector ernannt. Rastlos bis an seine letzten Tage thätig ward M. am 2. April 1859 in Folge von Brustkrämpfen dem Leben entrissen. Die Baumeister Preußens errichteten ihrem verehrten Fachgenossen ein Grabdenkmal auf dem Louisenstädtischen Friedhofe zu Berlin.

Vgl. den ausführlichen Nekrolog von C. Hoffmann in Erbkam's Zeitschrift für Bauwesen. 1859. v. Donop.

Mellin: Georg Samuel Albert M., geb. am 13. Juni 1755 in Halle a. S., † am 14. Februar 1825 in Magdeburg, hatte am Gymnasium und an der Universität seiner Vaterstadt studirt und wurde 1804 zum Consistorialrathe in Magdeburg ernannt, worauf später die Beförderung zum Superintendenten folgte; von der Universität Halle wurde ihm 1816 die theologische Doctorwürde ertheilt. (Weiteres über seine äußeren Lebensverhältnisse scheint sich durchaus nicht zu finden.) Er gehört zu den hervorragendsten Anhängern der Philosophie Kant's, für deren richtiges Verständniß er ebenso sehr wie für die Verbreitung derselben förderlichst wirkte. Er begann mit „Marginalien und Register zu Kant's Kritik des Erkenntnißvermögens“ (1794 f., 2 Bde.) und ließ hierauf folgen „Grundlegung zur Metaphysik des Naturrechts“ (1796); sodann aber erschien sein Hauptwerk „Encyklopädisches Wörterbuch der kritischen Philosophie oder Versuch einer Erklärung der in Kant's Schriften enthaltenen Begriffe“

(1797—1803, 6 Bde.), welches damals, da die Kantische Philosophie förmlich zu einem wissenswerthen Artikel geworden war, wirklich einem verbreiteten Bedürfnisse entgegenkam und sich als ein sorgfältiges und sachgemäß gearbeitetes Nachschlagebuch bewährte. Eine kurze Zusammenstellung enthält „Die Kunstsprache der kritischen Philosophie" (1798), und eine Fortsetzung seiner ersten Schrift gab er in „Marginalien und Register zu Kant's metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre" (1800); hierauf folgte noch „Wörterbuch der Philosophie" (1805—7, 2 Bde.). Als Theologe schrieb er Beiträge zum „Züllichauer Magazin für Predigten" (1783) und „Unterricht in der Lehre Jesu" (1803), sowie „Kurzer Unterricht in der Lehre Jesu für Schulen" (1806).

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1825, S. 1342.

Prantl.

Mellmann: Johann Dietrich M., Rechtsgelehrter, wurde 1747 zu Klütz in Mecklenburg geboren, studirte in Göttingen und trat 1770 als Privatdocent in Kiel auf. Da ihm das Halten von Vorlesungen nur bedingungsweise gestattet worden war, ergaben sich später Schwierigkeiten und scheint er vor seiner Ernennung zum ordentlichen Professor Kiel verlassen zu haben. Während seiner Professur zeigte er eine lange Reihe von Vorlesungen aus den verschiedensten Gebieten nach den damals gebräuchlichsten Lehrbüchern an und wandte seine Aufmerksamkeit vorzugsweise dem deutschen Rechte zu, obgleich er auch hierin wol nicht besonders Hervorragendes leistete. So spricht A. W. Cramer in seiner Hauschronik, Hamburg 1822 S. 73 von ihm als „dem seichten Germanisten, der die Kunst übte, den Schilling zum Thaler auszuprägen". Das Verhältniß zu den Collegen scheint nicht immer das beste gewesen zu sein. 1784 wurde er von der Theilnahme an dem Spruchcollegium entbunden; er starb am 18. August 1801. Einzelne seiner vielen Gelegenheitsschriften sind von einigem Interesse für die Geschichte der Universität Kiel. Eine nähere Besprechung derselben gibt Ratjen (Chronik der Universität zu Kiel, 1861, S. 16—25).

Kordes, Lex. der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller, 1797, S. 217. — Lübker, Lex. der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Schriftsteller, 1829, S. 366. — Thieß, Gesch. m. Lebens u. m. Schriften, 2. Bd., 1802, S. 347.

Teichmann.

Mellobaud, König der Franken. Im J. 378 waren 40,000, nach anderen Quellen 70,000 Alamannen, darunter wol besonders die Linzgauer, Lentienses, auf der Nordseite des Bodensees, in Gallien eingedrungen, welches sie von einem großen Theil seiner Vertheidiger entblößt wußten, die zur Deckung Illyricums gegen die Westgothen abgezogen waren. Auf diese Nachricht rief Kaiser Gratian die nach Pannonien entsendeten Cohorten zurück und vereinte die am Rhein zurückbelassenen Truppen unter dem Befehl von zwei tüchtigen Feldherrn Nannenus (al. Nannienus) und Mellobaud: letzterer, ein kriegerischer, tapferer Mann, war comes domesticorum (vgl. v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung, Bd. I S. 308, 526) und König der Franken. Darauf wurden die Alamannen bei Argentaria (Colmar, oder Harburg gegenüber Colmar, oder Neubreisach) angegriffen, zumal auf Drängen des M., „der, von heißer Kampfbegierde fortgerissen, wie seine Gewohnheit war, den Aufschub des Ansturms wie eine Qual empfand", und so schwer geschlagen, daß von jener Zahl sich nur 5000 durch die Flucht in die dichten Wälder retteten. An dem Bericht ist Mehreres denkwürdig. Einmal wird dadurch abermals bestätigt, daß es schon lange vor Errichtung des merovingischen Königthums über die beiden Mittelgruppen der salischen und der Uferfranken Könige der Franken gab, d. h. eben Gaukönige (vgl. Maelo, Markomer u. A.). Sodann sehen wir einen solchen Germanenkönig zugleich in Personalunion eine römische Militärwürde bekleiden

Gerade dieser Fall zeigt recht deutlich, daß, kam eine solche Verbindung vor, doch keineswegs, wie eine widergeschichtliche Lehre behauptet, welche aber wol nur mehr von deren Erfinder (v. Sybel, Entstehung des deutschen Königthums, 2. Auflage, Frankfurt a. M. 1881) allein vertreten wird, die römische Würde, der „Dienstvertrag mit dem Kaiser", die Grundlage des germanischen Königthums war. Denn der nämliche Frankenkönig M., der bei Argentaria für Rom kämpft, hat sich durch seinen Titel comes domesticorum durchaus nicht abhalten lassen, (die Jahreszahl ist nicht festzustellen, aber der Zusammenhang zeigt, daß es nach jener Schlacht anzusetzen, was für die hier zu ziehende Nutzanwendung übrigens gleichgültig ist) den für Rom gewonnenen Alamannenkönig Makrian (s. Bd. XX, 125) zu bekämpfen und zu vernichten. Wäre ein solcher Barbarenführer nur durch sein foedus mit Rom König, er könnte doch nicht gegen Rom eine Volkskraft verwenden, welche er nach jener Lehre in dem Augenblick des Bruches mit Rom unter den Füßen verlöre. Wir lernen vielmehr aus diesen Angaben, daß also damals schon (aber gewiß bereits viel früher: auch bestimmte Fälle könnten bezeichnet werden) ein fränkischer Gaukönig, der durch Geschlecht und Volkswahl, nicht durch kaiserliche Ernennung, zu dieser Stellung berufen war, zugleich eine Militärcharge im römischen Dienst übernehmen mochte; auch damals nicht mit der Wirkung, daß er wie jeder andere römische Offizier auf Befehl des Kaisers marschirte: er marschirt gelegentlich auch gegen den Kaiser und dessen Verbündete, er ist Oberhaupt eines Volkes und führt dessen Heerbann auch wol gegen Rom: ist aber das foedus des Volks, nicht sein persönlicher Dienstvertrag mit Rom, geschlossen, dann kämpft er für Rom, mit römischen Würden ausgezeichnet. Allerdings hatte damals — rein thatsächlich und aus rein thatsächlichen Gründen — ein solcher Titel zwingendere Bedeutung, als wenn etwa ein Jahrhundert später ein König der Burgunden oder Franken patricius oder Consul benannt ward von Rom oder Byzanz: das war zuletzt ein ganz leerer Titel geworden, der lediglich den Provinzialen den Barbarenführer als vom Kaiser anerkannten Gewalthaber bezeichnen sollte: kein römisches Heer stand mehr in Gallien, den Patricius oder Consul zu Kriegsdiensten zu zwingen, für die er besondere Subsidien verlangte, die er oft, ohne die Gegenleistung zu erfüllen, einsteckte. Unter Gratian dagegen hätten die römischen Truppen in Gallien einen fränkischen Gaukönig noch leicht erdrückt, der ja seine etwaigen Besitzungen auf dem linken Rheinufer damals nur noch durch ein Födus behaupten konnte. Allein auch bei solchem Födus wahrte und verfocht M. völlig die Interessen seines Volkes, nicht nur die seinigen oder die des Kaisers: vor Allem mußte der große Streit um die künftige Beerbung Roms an den Rheinufern ausgefochten sein zwischen den beiden Stämmen, welche von Mitte des 3. bis Ende des 5. Jahrhunderts hierüber miteinander ringen: den Alamannen und den Franken. Es ward dies Ringen um den Rhein erst durch Chlodovech's Sieg zu Gunsten der Franken entschieden. Daher war es ganz im Interesse des Frankenvolkes selbst gehandelt, wenn ein fränkischer Gaukönig sich mit Rom verband, um auch als Befehlshaber römischer Truppen wie als Anführer seines fränkischen Heerbannes die Ausbreitung der Alamannen zu bekämpfen: er focht für den römischen Besitz am Rhein, um ihn nicht den Alamannen zufallen zu lassen, sondern später allein Rom zu beerben.

Ammianus Marcellinus XXX. 3, XXXI. 6 ed. Eyssenhardt (er liest Mallobaudes), Berlin 1871. v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung, Leipzig, I, 1880, S. 539; II, 1881, S. 50. Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, II, Berlin 1881, S. 382, 389. Deutsche Geschichte I. 1, Gotha 1884, S. 592, 596 (daselbst weitere Litteratur).

Dahn.

Melsdorp: Jacob M., aus Friesland, ein geschickter Schreibkünstler, welcher 1598 zu Köln lebte und ein aus 58 zierlich in Kupfer gestochenen Blättern bestehendes Bändchen kalligraphischer Musterblätter herausgab, mit dem metrisch geformten Titel: „Artis Scribendi scite quasi libamentum | frustumve praecidaneum | Jacobus author cujus est Melsdorpius | Frisius Professor ejus Artis in ubijs“. Die Zueignung an die Bürgermeister und den Rath der Stadt Köln ist datirt: Col. Agr. Mense Jan. anno Christi Salvatoris 1598. Auf mehreren Blättern nennt er sich Guldenschreiber, einmal Chrysographeus. Blatt 31 widmet er seinem Vater: Dno. Gerhardo Melsdorpio Pri. suo multum amato. Köln, Rom, Neapel und Bremen sind zuweilen als seine Aufenthaltsorte genannt, die letztere Stadt mit der Jahresangabe 1596. Einige Blätter enthalten Lobgedichte auf M. in lateinischer und griechischer Sprache von dem damals in Köln lebenden gelehrten Carl Utenhoven, dem hinwiederum der dankbare Schreibmeister das 33. Blatt dedicirt. Durch Beschluß vom 17. Juli 1598 lohnte der Rath die ihm erwiesene Ehrenbezeugung dadurch, daß die Rentkammer angewiesen wurde, dem Künstler ein Geldgeschenk von 25 Reichsthalern auszuzahlen. Man vernimmt bei dieser Veranlassung, daß M. ein Mann von vornehmer Herkunft war, indem das Rathsprotokoll ihn als „eyne adeliche person“ bezeichnet. Das Melsdorp'sche Werkchen ist gegenwärtig selten geworden.

J. J. Merlo.

Melvill: Andreas M., ein abenteuernder Soldat des 17. Jahrhunderts, welcher in braunschweigisch-lüneburgischen Diensten endete. Aus seiner Heimath Schottland, wo er 1624 geboren war, Studirens halber nach Königsberg geschickt, trat er schon als 14jähriger Junge in polnische Dienste, vertauschte sie aber bald mit schottischen und diese wieder mit französischen. Bei Lens wurde er am 20. August 1648 verwundet und später von den Kroaten gefangen. Nachdem er dann dem Herzoge von Lothringen gedient hatte, kehrte er nach Schottland zurück, wurde Major, aber bei Worcester am 13. September 1651 wiederum verwundet. Er entkam nach Frankreich, diente hier in verschiedenen Verhältnissen und wandte sich 1655 nach dem Osten, zuerst nach Polen, dann zu des großen Kurfürsten brandenburgischen Völkern. Als dieser 1658 reducirte, ging M. nach Schweden; der Friede von Oliva macht 1660 auch seiner dortigen Laufbahn ein Ende. Da er in England nicht ankommt, stellt Graf Josias Waldeck, sein Commandeur aus brandenburgischem Dienst, ihn bei den kurkölnischen Truppen an. Mit diesen macht er den Türkenkrieg von 1663—64 in Ungarn mit, dann folgt er Waldeck in die Dienste des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, welcher ihm seine Gardecompagnie gab und ihn zum Commandanten seiner Residenz ernannte. Mit den braunschweigisch-lüneburgischen Völkern machte er nun 1671 die Belagerung von Braunschweig mit, welche Stadt jetzt endlich der Vergewaltigung Seitens der Herzoge unterlag, 1674 als Regimentscommandeur den Krieg im Elsaß, wo er am 18./28. December bei Saint-Marie aux Mines über den Grafen Bourlemont einen schönen Erfolg davon trug. 1675 machte er den Feldzug an der Mosel, die Schlacht an der Conzer Brücke und die Eroberung von Trier mit, 1676 stand er gegen die Schweden im Bremenschen im Felde. Dann wurde er, als Oberst und Brigadier, Drost in Gifhorn; als solcher ist er 1706 gestorben. Er hatte einen harten Kampf ums Dasein durchgemacht: „Ich möchte nicht mehr in dieser Welt von vorn anfangen“, sagt er in seiner Selbstbiographie.

Historische Gemälde in Erzählungen merkwürdiger Begebenheiten aus dem Leben berühmter und berüchtigter Menschen. Herausgegeben von einer Gesellschaft von Freunden der Geschichte, 3. Bd., Riga 1795, abgedruckt in Streffleur's österreichischer militärischer Zeitschrift, Wien 1867, 1. Bd. — v. Sichart,

Geschichte der hannoverschen Armee, 1. Bd., Hannover 1866. — Neues vaterländisches Archiv, herausgegeben von Spangenberg, 4. Bd., Lüneburg 1823.

Poten.

Melzer: Julius M., Bildhauer, geb. zu Bürgstein den 21. Februar 1823, † am 8. November 1853 zu Rom, Sohn eines dortigen Kaufmanns, der hauptsächlich Ausfuhrgeschäfte nach Rußland betrieb, war vorher bestimmt für den gleichen Stand, mußte darum auch, der Volksschule entwachsen, den Lauf des Handlungslehrlings antreten. Selten dürfte es aber einen gleich grellen Widerspruch geben zwischen Vorherbestimmung und Individuum, wie diesfalls im Hinblicke auf den phantasiereichen jungen M. Einen Widerspruch, über dessen Natur endlich auch dem Vater — nach Uebersicht einer Reihe von „Eulenspiegelstreichen" — die Augen aufgingen. War es unter diesen auch nicht just die Knetung von „Meerkatzen", so blieb doch keinerlei Material sicher vor Umformung, sei es drolliger, oder sinniger Art. — Zu rechter Zeit mochte dann wol der „alte Max" zu Rathe gezogen und gehört worden sein, denn der mißrathene Handelslehrling überging in dessen Werkstätte. Hier wie umgewandelt, allen Weisungen folgend, jeder Aufgabe beharrlich obliegend, findig zugleich für originelle Gestaltungen, unterlag sein eigentlicher Beruf auch weiter keinem Zweifel, vollends dann nicht mehr, als M. nach dem Ableben des „Vater Max", 1838, von seinem Sohne Joseph als Schüler übernommen wurde. — Zuvörderst einer gründlichen Schulung im Wege der Akademie unterzogen, allmählich dann in die Steinbearbeitung eingeführt, erhob sich M. im Laufe weniger Jahre der Leistungsfähigkeit nach über alle seine Ateliergenossen, so daß ihm Max unbedenklich größere Ausführungen übertragen konnte — wie dies besonders während des rüstigen Schaffens für das „Franzensmonument" geschah (vgl. d. Art. Jos. Max). Also bewährt durch Leistungsfähigkeit, wie nicht minder durch kindliche Treue, war auch das Verhältniß Melzer's zu seinem edlen Meister nun schon mehr das eines Familienangehörigen, wie blos das eines Schülers. Dafür spricht vor allem Anderen ein unter den Nachlaßpapieren vorgefundenes Notizbüchlein, in das er, wie am Anfangsblatte bemerkt ist, alle „vom geliebten Meister erhaltenen Mittheilungen" eintrug. Dieser Gepflogenheit dürfte des Weiteren auch die Führung des mit dem 29. Mai 1849 begonnenen und mit geringer Unterbrechung bis 1853 fortgesetzten Tagebuchs entsprungen sein. Vorwiegend darin der Reflexion obliegend, wobei die Geschehnisse als Leitmotive benützt sind für theils poesievolle Umschreibung, theilweise wieder zu vernichtender Selbstkritik, offenbaren diese Aufzeichnungen an und für sich eine ebenso seltsame als liebenswürdige Künstlernatur, die unbändigen Dranges aufstrebt zum Kunsthöchsten, zwischendurch aber auch wieder im Erkennen ihrer körperlichen Hinfälligkeit, kleinmüthig mit sich ringt und am Zielerreichen verzweifelt. Sie vergegenwärtigen ein ungestümes geistiges Ebben und Fluthen, durch freudiges Aufjauchzen bei der vermeintlichen Näherung an seine Ideale und rasch nachfolgender bitterer Anklage: „bisher blos Nichtiges geschaffen zu haben" — ein Stimmungszug, dem wiederholt die Zertrümmerung begonnener wie in Vollendung begriffener Werke folgte. — Das Tagebuch wird sonach von selbst zur schriftlichen Darstellung des Lebens und Strebens Melzer's, über welche der Biograph nicht wesentlich hinauszugreifen vermag. — Den ersten Aufzeichnungen ist noch zu entnehmen, daß die Prager Juniereignisse des Jahres 1848 M. nach der Heimath trieben und der dortige Aufenthalt bis Ende Juli 1849 währte, um welche Zeit ihn Max wieder nach Prag einberief und mit der Ausführung eines großen, den segnenden Christus vorstellenden Standbildes betraute. Seine nächste Aufgabe war die Fertigstellung des monumentalen „Studenten", zur Erinnerung an die Vertreibung der Schweden, 1648, nach dem genial-concipirten Modelle des

Meisters (vgl. d. Art. Jos. Max Bd. XX S. 723). Mittlerweile auch mit Erfolg in Concurrenz getreten für die eben erledigte, von Professor Dr. Alois Klar, † 1833, ins Leben gerufene „Künstlerstiftung", giltig für die Studienreise nach Italien, besagt eine weitere Notiz, daß M. die Reise unter dem 24. Mai 1849 antrat, über Wien, Triest, Venedig, via Florenz, am 11. Juni in Rom eintraf. Durch ein Handschreiben Führich's Overbeck empfohlen, durch diesen mit Flatz, Küchler, Steinhäuser, Rohden u. A. m. bekannt geworden, befand sich M. sogleich in einem Kreise von Freunden, die ihn über das Fremdsein in der Weltstadt erhoben und künstlerisch mächtig anspornten. — Das Tagebuch folgt nun Schritt für Schritt seinen Erlebnissen, wird Vertrauter seiner Gedanken und Empfindungen.... „Heute (30. Juni) war ich bei Overbeck, er kam mir freundlichst entgegen, reichte mir die Hand und hieß mich herzlich willkommen"... „Als ich schied, war ich uneins, ob mich mehr der große Künstler, oder der liebenswürdige Mensch angemuthet habe"... Nach dem Besuche der vaticanischen Antikensammlung: „Die Griechen sind wol die größten Künstler gewesen, denn soweit ich bisher Umschau hielt, fand ich sie von Anderen nicht erreicht; so wenig in Würde, Kraft, wie in edler Formenbildung".... „Habe die Bildhauerateliers von Emil Wolf und Pietro Tenerani — zwei der gegenwärtig gefeiertsten Plastiker — besucht. Ihre meist der Mythologie entnommenen Gegenstände übten — im Rückblicke auf die Werke der Griechen — geringen Eindruck auf mich, obschon besonders Tenerani Meister ist in Technik wie in schöner Form. Was mir abging war eben die den antiken Werken abzusehende Identification des Künstlers mit seinem Gegenstande". — Angereiht ist diesen Notizen eine schwungvolle Beschreibung des Ausflugs nach Frascati, Albano und zu den Trümmern Tusculums, von wo der Künstler auch mit großen Entschließungen zurückkehrte — nichtsdestoweniger aber unter dem 3. August wieder eintrug: „daß es bei mir doch gar so schwer geht, einen guten Entschluß durchzuführen".... „Noch gewährt es mir kein Vergnügen mich ernstlich zu beschäftigen.... Denn alle die mächtigen Eindrücke des hier bereits Gesehenen lassen mein Thun nichtig erscheinen". Sich aufschwingend, schrieb er dann nächsten Tages: „Aus den vielen mir vorschwebenden Ideen halte ich endlich die eine fest, um sie nächst schon in Thon zu modelliren". Es war dies die Statuette „Shakespeare", die jedoch vor der gänzlichen Vollendung wieder zurückgestellt, später zertrümmert wurde und der Ossian's Platz machen mußte, über welcher das Jahr 1850 ablief. Im Untergrunde von diesen kurz gefaßten Auszügen ruhen freilich Zwischenfälle, geeignet das willensfesteste Streben zu lähmen. Der dermalige Stiftungsbetrag von 300 fl. Conventionsmünze, absolut unzureichend für ein gesichertes in Rom Existiren, brachte M. nur zu bald in einen Schwebezustand der bedenklichsten Art. Zu stolz, sich im Kreise der Künstler der Hilfe zu versehen, suchte er sie auf dem damals noch sehr langen Wege nach der Heimath, von wo sie meist erst im Stadium peinlichster Entbehrung eintraf. Diese Hemmnisse gilt es darum auch in Mitrechnung bringen bei der Beurtheilung jener oft wiederkehrenden Schwankungen im Thun und Lassen Melzer's. Ein dem angedeuteten Verhältnisse entsprechendes und verrathenes Geheimniß liegt z. B. in der Notiz: „Das Fleisch kocht, ist aber noch nicht weich. Habe indeß die Suppe abgegossen und frisch Wasser dafür zugethan. Ich koche mir jetzt selbst, aber nicht immer Fleisch, das ist heute das erste Mal. Bisher bestand meine Küche — für den Mittag — aus Kartoffeln, die ich gestern und vorgestern mit Stockfisch verbrämte. Erleide dadurch weniger Zeitverlust, als wenn ich ins Gasthaus ginge, und komme um ein Drittheil billiger weg, was um so nothwendiger, als ich zur äußersten Einschränkung gezwungen bin." — In voller Schaffenslust finden wir ihn dagegen

einige Wochen später: „Ich begann die Statue des böhmischen Dichters Lomnicky, will sie in Gyps abformen und später für Prag in Marmor ausführen. Als Gegenstück dazu entwarf ich das Standbild der Dichterin Eva v. Lobkowitz. Entworfen ist auch eine Variante der Shakespearefigur, sitzend, und ich glaube damit einen glücklicheren Griff gethan zu haben wie mit der stehenden. Bestimmte sie deshalb auch zur Ausführung in Marmor." — Zu welcher geistigen Fluthung merkwürdig wieder contrastirt, was er am Gedenktage seiner Ankunft in Rom niederschrieb: „Schon ein Jahr in Rom! Wie viel in diesem gelitten, wie wenig vollbracht!" .... „Diese Prüfungszeit", sagt er sich dann beschwichtigend, „hat mich fester, männlicher gemacht"... „Nun will ich fleißig, doppelt fleißig sein, um mir einen ehrenvollen Platz in der Kunstwelt erobern, meinem geliebten Meister Max im Hochgefühle sein bester Schüler zu sein, wieder vor Augen treten zu können".... „Die Figur ‚Lomnicky', schon zweimal geändert, modellire ich jetzt von Neuem". — Anläßlich einer Bestellung entstanden mittlerweile noch zwei Modellskizzen für eine nach Bürgstein bestimmte „Muttergottes-Statue", nebenbei ein Relief, die „Entführung der schönen Jutta durch Bretislav I." darstellend. — Notiz vom 6. September: „Achtermann besucht, dessen Mittheilung über die Art, wie er Künstler wurde, überaus ermuthigend auf mich wirkte." — Mitte April 1852 kam die 3 Fuß hohe Marmorfigur des Dichters Lomnicky zur Vollendung und wurde sofort zur Ausstellung nach Prag abgeschickt, wo sie ehrenvollste Beurtheilung fand. Beharrlichen Fleißes oblag er hiernach dem Fertigstellen des „Gegenstückes", der bereits erwähnten Dichterin Eva v. Lobkowitz, und notirte um Ende des Jahres: „Das Urtheil hiesiger Künstler über diese Arbeit konnte kaum günstiger sein, als es war". — Bis dahin war ihm über Ansuchen der Stiftungsgenuß auf ein drittes Jahr verlängert worden. In dieses datirt eine Skizze, den auferstandenen Heiland vorstellend, die im Großen ausgeführt, der Bürgsteiner Kirche geschenkt werden sollte; ferner eine Statuette der Kaiserin Maria Theresia, ebenfalls zu lebensgroßer Ausführung in Marmor bestimmt. M. notirte hierüber unter dem 19. August 1852: „Ich habe diese hohe Frau als segenspendende Mutter der von ihr beherrschten Kinder, mit vorgestreckter Rechten, das Scepter, mit Eichenlaub umflochten, in der Linken haltend, dargestellt." In der gleichen Periode entstand das schöne Hochrelief „Christus erscheint der Magdalena" — am Ostermorgen —, welches später die Geschwister des Künstlers der Kirche zu Bürgstein widmeten, und die Skizze für die in das neuerbaute Militärhospital zu Karlsbad bestimmte Marmorgruppe „Christus am Kreuze mit zwei zu Seiten knieenden Engeln." — Ohne Zweifel stand M. auch um diese Zeit und bis in die Hälfte des Jahres 1853 auf seiner Schaffenshöhe. Ueberwunden schienen jetzt die bisherigen Drangsale und Kümmernisse; eingereiht unter die von der Kunst begnadeten, zu klangvollem Namen Gekommenen, durfte er berechtigter Zuversicht wol auch ausblicken auf eine gesicherte Zukunft. — Fast auffallend freudig spricht diese Zuversicht auch aus einer Notiz des Tagebuchs vom 13. März, zufällig der letzten, die er eintrug, und die im Eingeständnisse gipfelte: „die schöne Nachbarin Rosina habe es ihm angethan", er gedenke sie „nach einem oder zwei Jahren als Lebensgefährtin heimzuführen!" — Darüber hinaus ließ sich nur sicher stellen, daß M. rastlos arbeitete, die Statue der Lobkowitz vollendete, die Gruppe für Karlsbad in Marmor begann, desto überraschender wirkte dann die von Freundeshand eingelangte Nachricht vom 5. September, daß er schon wochenlang kränkle und das Schlimmste für ihn zu fürchten sei. Und es hatte damit seine Richtigkeit, denn ein Schreiben der Bildhauer Simon und Knüpel vom 13. November 1853, an Jos. Max adressirt, besagt: „Am 10. November Abends 7 Uhr haben wir den dahingeschiedenen lieben Freund und wackeren Künstler zum einsamen Friedhofe bei St. Lorenzo

begleitet und für diesseits Abschied von ihm genommen.“ Er war einem Leberleiden erlegen. — „Eva Lobkowitz“ fand auf der Ausstellung des österreichischen Kunstvereins zu Wien 1854 ungetheilte Anerkennung und überging in den Besitz des kunstsinnigen Fürsten Ferdinand von Lobkowitz. Das Gypsmodell dazu, wie jenes von Lomnicky, nebst mehreren Reliefs und Skizzen kam nach Bürgstein in den Besitz der Geschwister des Künstlers; die Marmorgruppe für Karlsbad wurde dem nachfolgenden Stiftungsnießer Wenz. Lewy zur Vollendung anvertraut. Die Werke Melzer's tragen in ihrer Gegenstandsauffassung durchweg den romantischen Zug des Prager Meisters. In der Formbildung schloß er sich dagegen in Rom mehr und mehr der von Flaxman eingeschlagenen antikisirenden Richtung an. Seine Gebilde sind von der zu Grunde liegenden Idee vollständig durchdrungen; voll seelischen Ausdrucks sind die Köpfe, geschmackvoll angeordnet und in schönen Linien durchgeführt ist das Ganze.

„Bohemia“ 1854, Nr. 95. Schlesinger, Geschichte Böhmens. Klar'sche Künstlerstiftung, Prag 1883. Tagebuch Jul. Melzer's. Eigene Aufzeichnungen. Rudolf Müller.

Melzheimer: M. war Hofprediger bei einem Grafen Erbach. In Joh. Phil. Wilh. Luck's häuslichem Andachtsbuch, Frankf. a. M. 1784, sind acht geistliche Lieder von ihm gedruckt. Ob er identisch ist mit dem Friedrich Valentin M., der im J. 1776 das „Tagebuch der Seereise der braunschweigischen Truppen von Stade nach Quebeck“ anonym herausgab, bedarf noch weiterer Untersuchung.

Heerwagen, Litteraturgeschichte der geistlichen Lieder II, S. 141. — Kayser, Bücherlexikon V, S. 390 b. l. u.

Memling: Hans M., durch falsche Lesart seines Namens früher lange Hemling genannt, bedeutender Maler der van Eyck'schen Schule, geb. um 1430, † zu Brügge 1495. Was man früher über seine Jugend berichtete, daß er, nachdem er sich zum Maler ausgebildet hatte, als Soldat im Heere Karls des Kühnen gekämpft, in der Schlacht bei Nancy 1477 verwundet, sich nach Brügge geschleppt und da im Johanneshospitale verpflegt wurde, hat sich als Fabel erwiesen, die wahrscheinlich dem Umstande ihre Entstehung verdankt, daß sich viele seiner Gemälde in diesem Hospitale befanden. Da Rogier van der Weyden ausdrücklich als sein Lehrer genannt wird, so wird M. seine Jugend in Brüssel verlebt haben. In der Kunst muß er bald große Fortschritte gemacht haben, da ihn sein Lehrer als Mitarbeiter bei seinen Werken verwendete; so wissen wir namentlich, daß er zu einem Mittelbilde der Pietà seines Meisters die Flügel ausführte. Ob er dann Italien besuchte, läßt sich nicht beweisen, bleibt auch unwahrscheinlich. In Brügge wohnte er seit 1470; im J. 1478 malte er für die Buchhändler ein Votivbild und 1479 trat er in die Lucasgilde ein. Zwischen Italien und den Niederlanden bestand damals ein reger Handelsverkehr, der sich selbst auf Gemälde erstreckte. Memling's Bilder wanderten vielfach nach dem Süden; Cardinal Bembo besaß ein kleines Flügelbild unseres Meisters vom Jahre 1470, auf dem Maria mit dem Kinde einerseits und der heilige Johannes Baptista anderseits dargestellt waren. Drei Jahre später wurde durch Portinari, den Agenten des Hauses Medici, der in Brügge residirte, ein großes Bild bei M. bestellt. Das Mittelbild enthält eine Darstellung des jüngsten Gerichtes, unten steht im ritterlichen Anzug die Riesengestalt des Erzengels Michael mit der Waage, auf den Schall der Posaune gibt die Erde ihre Todten zurück. Die Flügelbilder setzen die Geschichte des Gerichtes fort; auf dem linken Flügel (rechts von Christus) werden die Seligen in das himmlische Paradies aufgenommen, auf dem anderen Flügel die Verdammten in die Hölle verstoßen. Die Außenseiten zeigen Maria und Michael, als Statuen gedacht,

grau in grau gemalt und das knieende Donatorenpaar. Nach dem Wappen glaubt man auf die mailändische edle Familie Branda Castiglione schließen zu dürfen, für welche das Bild gemalt war. Diese erhielt es aber nie. Das Schiff, auf dem es verladen war, hatte das Unglück, daß es von einem Danziger Schiffer gekapert wurde, denn die Niederlande befanden sich eben im Krieg mit der Hansa. Das Bild wurde der Marienkirche in Danzig geschenkt, wo es sich noch befindet, nachdem es 1807—1815 in Paris gewesen. Das Johanneshospital in Brügge bewahrt viele Werke unseres Meisters. Eines stellt die Vermählung der heiligen Katharina vor; diese geht in bekannter üblicher Form in einer gothischen Halle vor; zwei Engel und die beiden Johannes (Bapt. und Evang.) stehen gleichsam als Zeugen des Vorgangs zu beiden Seiten der Madonna. Auf den Flügeln sind apokalyptische Scenen dargestellt und auf den Außenflügeln sieht man die Stifter des Werkes: Anton Zeghers und Jacob van Kueninc, die Spitalschwestern Agnes Casembrood und Clara van Hulsen, alle mit ihren Schutzheiligen. Das Bild ist vom J. 1479 und voll bezeichnet. Derselben Zeit gehört noch ein zweiter Flügelaltar mit der Anbetung der Könige, gestiftet von Jan Floreins van der Rijst. Das am meisten bewunderte Kunstwerk unseres Meisters, welches das genannte Hospital besitzt, ist der sogenannte „Ursulakasten", ein Reliquienschrein zur Aufnahme der Ueberreste der heiligen Ursula und ihrer Schaar. Er stellt eine gothische Kapelle im Kleinen vor; jede Langseite ist in drei Felder getheilt, denen am Deckel drei Medaillons entsprechen; da die Schmalseiten auch je ein Feld haben, so ist Raum für acht Bilder. Die sechs der Langseiten erzählen bildlich die Legende der Heiligen, an den beiden Schmalseiten aber sieht man die Madonna und Ursula, ihre Gefährtinnen unter dem Mantel beschützend, und dies mit einer Naivetät, mit einem Ausdruck der herrlichsten Formen- und Farbenschönheit, mit einer Anmuth bei aller Raumbeschränkung, daß M. nur dieses Werk hinterlassen konnte, um doch als einer der ersten vlämischen Künstler zu gelten. Der Schrein, auf Anregung des Spitalbruders van der Rijst hergestellt, ist im J. 1486 vollendet worden. In demselben Spitale befand sich sonst auch eine Tafel Memling's, auf welcher im Rahmen einer Landschaft die sieben Schmerzen der Maria dargestellt sind. Es wurde 1624 verkauft, um eine Orgelbühne bauen zu können und befindet sich jetzt in Turin. Wie es hinkam, läßt sich nicht nachweisen. Die wahrscheinlich dem Künstler durch den Besteller vorgeschriebene Art, verschiedene, im Laufe der Zeit sich abwickelnde Begebenheiten in einem Raume nebeneinander darzustellen, die übrigens der Kunst des Mittelalters nicht unbekannt ist, muß Anklang gefunden haben, da im J. 1480 Peter Bultynck und dessen Gemahlin beim Meister ein Gemälde herstellten, welches in gleicher Weise die sieben Freuden der Maria zum Ausdruck bringen sollte. Das Bild wurde der Gerberzunft überwiesen, die es in der Liebfrauenkirche in Brügge aufstellte. Nach mannigfachen Wanderungen kam es nach München, wo es sich jetzt befindet. Gewissermaßen derselben Auffassungsweise gehört noch ein drittes Altarwerk des Meisters aus dem Jahre 1491, also aus seiner letzten Zeit. Das Hauptbild zeigt, oberflächlich betrachtet, die Kreuzigung, enthält aber über den landschaftlichen Hintergrund vertheilt die ganze Passionsgeschichte, vom Gebete am Oelberg bis zur Himmelfahrt. Die äußeren Flügel zeigen die Verkündigung der Maria, die inneren vier lebensgroße Heilige. Das Altarwerk befindet sich im Dome zu Lübeck; wie es dahin kam, ist unbekannt. Es werden noch viele Bilder in öffentlichen Sammlungen unserem Meister zugeschrieben, doch werden ihm in der That nur wenige angehören; zu den echten und vorzüglichsten aber wird die Madonna in den Uffizien zu Florenz gerechnet. Sie sitzt mit dem Kinde auf dem Throne, von vier Engeln umgeben. Eine belebte Landschaft bildet den Hintergrund. Auch als Bildnißmaler ist M. hervorzuheben, die Bildnißmalerei ist als Ver-

mächtniß J. van Eyck's in der vlämischen Schule stets mit großem Geschick gepflegt worden. Wir haben bereits mehrere Bildnisse von Donatoren erwähnt. Ein Hauptbild dieser Art ist das von Willem Moreel 1484 für die St. Jacobskirche in Brügge gestiftete Altarwerk mit dem heiligen Christoph; auf dem linken Flügel ist der Stifter mit fünf Söhnen, auf dem anderen dessen Frau mit 13 Töchtern dargestellt; alle in Lebensgröße und von größter künstlerischer Durchführung. Im J. 1575 verbarg man es vor den Bilderstürmern, jetzt ist es ein Juwel der Akademie zu Brügge. Derselbe Stifter mit seiner Frau sind vom Meister nochmals als selbständige Porträts in betender Stellung gemalt worden (Museum von Brüssel). Das männliche, leider unbekannte Bildniß eines Betenden in den Uffizien dürfte ursprünglich auch dem Flügel eines Altarwerkes angehört haben. Zu den vollendetsten Bildnissen des Meisters wird aber das des Martin Newenhoven gerechnet, das die eine Hälfte eines von diesem 1487 gestifteten Diptychons bildet, während auf der anderen Maria mit dem Kinde zu sehen ist. Newenhoven war ein Patrizier von Brügge (wie die Inschrift meldet, auf dem Bilde im Alter von 23 Jahren), der später viele Aemter seiner Vaterstadt verwaltete. Das Bild befindet sich im Johanneshospital zu Brügge. Nach dem Zeugnisse des Anonymus des Morelli soll M. auch Miniaturen für das berühmte Brevier des Cardinals Grimani in Venedig geliefert haben. Da keine Bezeichnung vorhanden ist, dürfte es schwer werden die ihm gehörigen Darstellungen zu bestimmen. M. repräsentirte nach R. van der Weyden's Tode den Hauptmeister der vlämischen Schule. Als solcher war er von nah und fern anerkannt und mit Aufträgen überhäuft. Von seinen Lebensschicksalen wissen wir sehr wenig; er besaß in Brügge zwei Häuser und ein Stück Land. Im J. 1487 verlor er seine Frau Anna, die ihm drei Kinder schenkte. Diese waren, als der Meister acht Jahre später starb, noch nicht volljährig, da ihnen Vormünder bestellt wurden.

Wessely.

Memminger: Johann Daniel Georg M., Geograph und Statistiker, geb. zu Tübingen am 16. April 1773, † in Stuttgart am 21. Februar 1840. Wenn Württemberg sich seit geraumer Zeit einer planvoll durchgeführten und stetig nach allen Richtungen fortgesetzten Landes- und Volksbeschreibung erfreut, so dankt es dies in erster Linie dem Mitbegründer und langjährigen Leiter seines statistisch-topographischen Landesamts, dem Tübinger Handwerkersohn M. Nach spät begonnenem, rasch absolvirtem Studium der Philologie und Theologie seit 1798 zuerst Adjunct, dann Hauptlehrer an der Lateinschule in Cannstatt, ein Mann gleich begeistert und befähigt für Naturkunde und Archäologie, Geschichte und Statistik, bahnte M. seit 1809 durch geschichtlich-geographische Aufsätze im Morgenblatt, in der Ersch- und Gruber'schen Encyklopädie, sowie durch Monographien über Cannstatt (1812), Stuttgart und Ludwigsburg (1817), durch sein „Württembergisches Jahrbuch“ (1818 ff.), die „Beschreibung von Württemberg“ 1820, sich den Weg in das im letztgenannten Jahr auf den Antrag des Finanzministers Weckherlin von König Wilhelm errichtete königliche statistisch-topographische Bureau, mit welchem 1822 ein über das ganze Königreich verbreiteter Verein für Vaterlandskunde, dessen Seele gleichfalls M. war, in Verbindung gesetzt wurde. Seine eben jetzt (1885) der Vollendung nahende Beschreibung des Landes nach den 64 Oberamtsbezirken 1824 ff., die neuen gänzlich umgearbeiteten Auflagen seines zusammenfassenden Werks von 1820 (1823, 1841, erneuert von Rümelin u. A. 1863, von Riecke u. A. 1882 ff.), das 1822 zu „Württembergischen Jahrbüchern“ erweiterte Jahrbuch sichern M. in seinem Heimathland und über dessen Grenzen hinaus einen dauernden Namen.

Vgl. den Nekrolog in den Württ. Jahrb., Jahrg. 1839 (ersch. 1840), S. 1 ff. und Riecke ebenda Jahrg. 1872 S. III ff.

J. Hartmann.

Memmius: Peter M., geb. 1531 zu Herendal in den Niederlanden, war Arzt zu Utrecht, mußte aber in den Religionsverfolgungen auswandern und wurde 1568 Stadtphysicus und damit Prof. ordin. der Medicin zu Rostock. Herzog Ulrich von Mecklenburg-Güstrow bestellte ihn unter Beibehalt jener Stelle 1571 als Leibarzt für jährlich 100 Thaler, vier Drömpt (tremodia) Roggen und einen Ochsen, 1572 folgte er ihm daher auf der Reise nach Dänemark, wo ihn auch König Friedrich II. gebraucht haben soll. 1581 ging er als Stadtphysicus nach Lübeck und war von dort aus zugleich seit dem 19. Januar 1587 Leibarzt des Herzogs Johann (VII.) von Mecklenburg-Schwerin und Generalinspector der Apotheke zu Schwerin, trat aus diesen Aemtern aber schon am 6. Mai 1588 zurück, † am 17. Juli 1589 zu Lübeck.

Aeltere Nachweise bei Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten; seine Schriften, sämmtlich aus der Rostocker Zeit, bei Blanck, Die Mecklenb. Aerzte S. 13. Krause.

Mencel: Hieronymus M., Superintendent der Grafschaft Mansfeld, geb. zu Schweidnitz in Schlesien den 22. Febr. 1517, besuchte seit 1535 die Schule zu Goldberg, ging 1539 als Student der Theologie auf die Universität Wittenberg und stand von 1540 an in Eisleben in verschiedenen Aemtern als Conrector, Prediger und seit 1560 als Superintendent. Als Theologe hat er sich an dem Flacianischen Streite über die Erbsünde betheiligt, auch gegen Flacius selbst geschrieben.

S. Leuckfeld's Leben Spangenberg's S. 45, wo sich auch einige Briefe Mencel's befinden. Jöcher, Gelehrten-Lexikon III, (1751), S. 414—415 und die Fortsetzung dazu von Rotermund IV. Bd. (1813), S. 1388—1389.

Tschackert.

Mencke: Johann Burkhard M., geb. am 8. April 1674 zu Leipzig, der Sohn Otto Mencke's (s. u.). Nachdem er auf der Leipziger Nicolaischule vorgebildet, ebendaselbst Philosophie und Theologie studirt hatte, auch bereits mit dem zwanzigsten Jahre Magister der Philosophie geworden war, machte er 1698 in Begleitung seines Freundes Schütz eine Reise durch Holland, Frankreich und England, von der er eine bleibende Begeisterung für letzteres Land heimbrachte. In England verkehrte er mit hervorragenden Gelehrten, wie Cave und Wordward, arbeitete viel in Bibliotheken und trug sich mit biblio- und paläographischen Plänen. 1699 erhielt er in seiner Vaterstadt an Rechenberg's Stelle die Professur der Geschichte, ergänzte noch nachträglich die für diese Wissenschaft nöthigen Kenntnisse, unter anderen auch durch juristische Studien, erlangte 1701 zu Halle den juristischen Doctorhut, wurde 1708 nach Tentzel's Tode zum kurfürstl. sächsischen Historiographen und 1709 königl. polnischen Rath, 1723 zum Hofrath ernannt, vertrat die Universität auf dem Landtage zu Dresden und starb am 1. April 1732. Als Mensch wie als vielseitiger Gelehrter hochgeachtet, sorgte er eifrig für die Blüthe der Universität und das Wohl der Studirenden. 1717 erweiterte er die von etlichen Görlitzer Studenten 1697 gestiftete und unter seinem Schutz wirkende Görlitzer poetische Gesellschaft zu der Deutschübenden poetischen Gesellschaft; durch Gottsched, der ihr seit 1724 angehörte und bald die Rolle eines Leiters übernahm, ward sie dann 1727 zur deutschen Gesellschaft erhoben. Als Historiker hat er keinen bleibenden Ruhm erworben, seine Biographie Kaiser Leopold I. ist eine schwache Leistung. Verdienstlich dagegen ist sein Streben, die Geschichte auch dem gebildeten Laien zugänglich zu machen, seine Thätigkeit für die Litteraturgeschichte durch Heraus-

gabe vergessener Schriftsteller und in erster Linie seine Sammlung und Sichtung des historischen Quellenmaterials. Seine „Scriptores rerum germanicarum praecipue Saxonicarum“, 3 voll. fol. Lips. 1728—1730 sind noch jetzt nicht zu entbehren. Eine ganze Reihe wichtiger Quellen wurden in dieser Sammlung zum ersten Male bekannt gemacht, z. B. das „Chronicum Sampetrinum“, Joh. Rothe's Thüringische Chronik, Hartung Kammermeister's Annales Erfurtenses. Mit Sorgfalt und einer für jene Zeit bemerkenswerthen Correctheit herausgegeben, haben die Scriptores lange Zeit in den Händen der Geschichtsforscher gute Dienste geleistet; noch heute haben einige von M. darin herausgegebene Werke eine neue Edition nicht gefunden. Von großem Interesse ist auch: „Sigismundi Augusti Polon. Reg. epp. legationes et responsa nec non Stephani Batorii Epp. Decas etc.“, 1703, eine Sammlung der Briefe und Legationsinstructionen Königs Sigismund August von Polen. Nach seines Vaters Tode setzte er dessen Acta Eruditorum fort und bearbeitete selbst gründliche und gelehrte Anzeigen für dieselben. 1715 begründete er die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen“ und legte den Grund zu dem später von Jöcher herausgegebenen Gelehrtenlexikon, indem dessen erste 1715 erschienene Auflage nach von M. gegebenem Plan und Grundriß durch Andere ausgearbeitet wurde. Seine Gedichte gab er unter dem Namen Philander von der Linde heraus, 4 Bde. 1705. Seine zahlreichen kleinen und akademischen Schriften historischen und archäologischen, auch moralisirenden und satirischen Inhalts sind nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt worden in Orationes academicae, Dissertationes literariae und Dissertationum academicarum decas, sämmtlich Lips. 1734. Am weitesten und zwar in ganz Europa bekannt machten ihn die beiden oft herausgegebenen und in viele Sprachen übersetzten Reden „De charlataneria eruditorum“, 1713 und 1715 gehalten, in welchen die Thorheiten und Schwächen der Gelehrten unter Anführung vieler Anekdoten geschildert wurden. Er besaß das Rittergut Görnitz bei Leipzig. Von seiner Gattin Katharina Margaretha, Tochter des Buchhändlers Gleditsch hinterließ er zwei Söhne und eine Tochter, letztere vermählte sich mit dem reichen Kaufmann Peter Hohmann, nachherigen Freiherrn von Hohenthal.

R. Treitschke, Burkhard Mencke. Zur Geschichte der Geschichtswissenschaft im Anfange des 18. Jahrh., Leipzig 1842. Flathe.

Mencke: Friedrich Otto M., geb. am 3. August 1708 zu Leipzig, ist der Sohn Johann Burkhard Mencke's; er studirte zu Leipzig und Wittenberg Rechtswissenschaft, wurde 1735 polnischer und kursächsischer Hof- und Justizrath, 1743 Rathsherr zu Leipzig und starb am 14. März 1754. Sein vorzüglichstes Verdienst bestand in der Herausgabe der „Acta eruditorum“ und der „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen“ von 1732, dem Todesjahr seines Vaters ab. S.

Mencke: Lüder M., geb. am 14. Decbr. 1658 zu Oldenburg, † am 26. Juni 1726 zu Leipzig, war der Sohn eines Kaufmanns Helmerich M. zu Oldenburg und ein Vetter des Herausgebers der Acta Eruditorum, Otto M. (s. d.). Er erhielt seine Ausbildung auf den Schulen zu Nordhausen und Merseburg, widmete sich auf den Universitäten zu Leipzig und Jena dem Studium der Jurisprudenz und wirkte, nachdem er in Leipzig 1680 Magister und 1682 Doctor der Rechte geworden war, hier als Lehrer des römischen und sächsischen Rechts. Die Vorlesungen und Schriften des „sehr kleinen, aber frommen und fleißigen“ Mannes fanden außerordentlichen Beifall und gaben die Veranlassung, daß er 1699 Beisitzer der Juristenfacultät, 1702 ordentlicher Professor, 1708 Canonicus zu Naumburg und 1709 Canonicus zu Merseburg, Decemvir der Juristenfacultät und königlicher Rath wurde. Seine Schriften

verzeichnet Jöcher III, 416 ff. — Sein Enkel, Gottfried Ludwig M., geb. zu Leipzig am 17. Mai 1712, † zu Helmstedt am 24. Octbr. 1762, zeichnete sich gleichfalls als Jurist aus. Er war 1748 außerordentlicher Professor in Leipzig, 1749 ordentlicher Professor der Rechte und Beisitzer der Juristenfacultät in Helmstedt, 1755 ordentlicher Beisitzer des Hofgerichts zu Wolfenbüttel und Ordinarius (Director) der Helmstedter Juristenfacultät. Seine Schriften s. in Meusel's Lex. IX, S. 71 ff. Er ist der Vater des preußischen Cabinetsraths Anastasius Mencken (s. u.). Mutzenbecher.

Mencke: Otto M., geb. am 22. März 1644 zu Oldenburg, † am 18. Jan. 1707 zu Leipzig, war der älteste Sohn des Kaufmanns und Rathsherrn Johann M. zu Oldenburg und ein Vetter des Rechtsgelehrten Lüder M. (s. o.). Er besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt und das Gymnasium zu Bremen, bezog dann, um zunächst der Philosophie sich zu widmen, die Universität Leipzig, wo er schon 1662 zum Baccalaureus und 1664 zum Magister creirt wurde, verweilte ein halbes Jahr auf der Universität Jena, wo er gleichfalls die Magisterwürde erlangte und Theologie studirte, und kehrte darauf nach Leipzig zurück, um seine theologischen Studien zu beendigen und mit der Jurisprudenz sich bekannt zu machen. Nach einem Besuche seiner Vaterstadt und einer Reise durch Holland ließ er sich in Leipzig als Privatdocent nieder, wurde 1667 Beisitzer der philosophischen Facultät und 1668 des kleinen Fürstencollegiums Collegiat, erhielt 1669 die Professur der Moral und Politik und wurde 1670 Baccalaureus der Theologie und 1671 Licentiat derselben. Neben philosophischen Vorlesungen trug er Geschichte vor und las über Grotius, jus belli et pacis und über deutsches jus publicum; überall erwarb er sich ungetheilten Beifall. Seinen Ruhm bei der Nachwelt aber begründete er durch die Herausgabe der „Acta Eruditorum“, der ersten kritischen Zeitschrift Deutschlands. Angeregt durch das seit 1666 erscheinende Journal des savans machte M. den Mitgliedern des Collegium Gellianum, einer litterarischen Gesellschaft, welche in wöchentlichen Versammlungen hauptsächlich mit der Mittheilung und Beurtheilung litterarischer Neuigkeiten sich unterhielt, den Vorschlag, ihre Arbeiten hinfort durch den Druck bekannt zu machen, und unternahm dann, um auch auswärtige Gelehrte durch persönliche Bekanntschaft für die Unterstützung seines Werkes zu gewinnen, eine Reise nach Holland und England (1680), auf welcher er u. A. mit Graevius in Utrecht, Jac. Gronovius in Leyden, Henschenius und Papebroek, den Herausgebern der Acta Sanctorum, in Antwerpen, Nic. Heinsius im Haag, Joh. Wallis in Oxford, Isaac Vossius in London in nähere Verbindung trat. Nachdem er nach seiner Rückkehr auch mit den Gelehrten Frankreichs und Italiens einen Briefwechsel angeknüpft hatte, begann er mit seinen Leipziger Freunden, die sich zu dem Ende in seinem Hause zu versammeln pflegten, die Arbeit, und es erschien im J. 1682 in monatlichen Heften der erste Band der Acta Eruditorum. An diesem ersten Bande, der sofort die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete aller Facultäten in den Kreis der Besprechungen zog, hatten folgende Leipziger Gelehrten gearbeitet: die Theologen Valent. Alberti, Joh. Bened. Carpzov, Thomas Ittig, Joh. Cyprian, Ad. Rechenberg und Romanus Teller, die Juristen Heinr. Sam. Eckhold und Friedr. Bened. Carpzov, die Mediciner Mich. Ettmüller und Joh. Bohn, der Philosoph A. G. Heshusius, der Philologe Joh. Olearius und der Mathematiker Chr. Pfautz, sowie von auswärtigen Gelehrten der englische Astronom Joh. Flamsteed und der französische Mediciner Jac. Spon. An den nächstfolgenden Bänden betheiligten sich neben den Leipzigern u. A. G. W. von Leibniz, der hier seine Differentialrechnung bekannt machte, der Physiker E. W. von Tschirnhausen, Jacob Bernouilli, Veit L. von Seckendorf. M. selbst lieferte nur wenige Anzeigen, leitete aber das Ganze, führte die Correspondenz,

schaffte die Bücher an und vertheilte sie unter die Mitarbeiter; bei seinen Lebzeiten erschienen 25 Bände nebst 3 Supplementbänden. — M. starb, nachdem er 1697 Decemvir der Universität und 1700 Collegiat des großen Fürstencollegiums geworden war, am 18. Januar 1707. Die Acta Eruditorum wurden von seinem Sohne, dem Professor der Geschichte Johann Burkhard M. (s. o.) bis 1732 und dann unter dem Titel „Nova Acta Eruditorum“ von seinem Enkel Friedrich Otto M. bis 1754 und endlich im Namen und auf Kosten der Mencke'schen Familie von K. A. Bel (s. Bd. II, S. 303) bis zu dem 1782 erschienenen Jahrgang 1776 fortgesetzt. Das ganze Werk umfaßt, einschließlich der Supplemente und Indices, 117 Bände.

L. W. C. von Halem in der Oldenb. Zeitschrift (1805), Bd. 3, S. 290. Mutzenbecher.

Mencken: Anastasius Ludwig M., geb. am 2. August 1752 als Sohn des Professors der Rechtswissenschaft Gottfried Ludwig Mencke, zu Helmstedt (s. o. S. 312), vorgebildet auf der Stadtschule zu Halle und bei dem Rector Rambach in Quedlinburg, widmete sich seit 1768 zuerst in Helmstedt, später in Leipzig juristischen Studien. Im J. 1773 nach Helmstedt zurückgekehrt, um sich für die Doctorpromotion vorzubereiten, ging er im J. 1775 aus Abneigung gegen die juristische Laufbahn nach Berlin, wo er einige Zeit als Hauslehrer bei dem Geh. Kriegsrath und Bürgermeister Troschel thätig war, bis er zu Ende des Jahres 1776 durch Hertzberg in die diplomatische Pepinière aufgenommen wurde. Im Mai des folgenden Jahres wurde er als Legationssecretär nach Stockholm geschickt, aber bereits im März 1782 zurückberufen und auf Vorschlag des Grafen Finckenstein von Friedrich dem Großen zum Geh. Cabinetssecretär ernannt. Der König, dem er durch seine Schwester Ulrike von Schweden empfohlen war, zeichnete ihn sichtlich aus und bevorzugte ihn vor den übrigen Cabinetssecretären. Seine Arbeit bestand anfangs nur im Chiffriren und Dechiffriren der abgehenden und eintreffenden Depeschen, doch wurde er bald auch mit dem Concipiren der Cabinetsordres beauftragt, wobei er große Gewandtheit und Leichtigkeit zeigte. Friedrich Wilhelm II. machte ihn bald nach seiner Thronbesteigung zum Geh. Cabinetsrath und bediente sich seiner in allen wichtigen Angelegenheiten der Civilverwaltung. Im J. 1792, als M. sich während des französischen Feldzuges im Gefolge des Königs befand, gerieth er, wie erzählt wird, in den Verdacht jacobinischer Gesinnung und fiel in Ungnade; gewiß ist, daß er im December 1792, während der König noch in Frankfurt a. M. verweilte, auf seinen Wunsch nach Potsdam beurlaubt wurde. M. lebte dann eine Zeit lang in Zurückgezogenheit, wozu ihn auch seine beginnende Kränklichkeit und Körperschwäche nöthigten; doch arbeitete er zu Ende des Jahres 1796 auf Veranlassung des Königs eine umfangreiche Instruction für die Commission zur Organisation von Südpreußen aus, welche fast zu einem Reformplane für die gesammte Regierung und Verwaltung Preußens wurde. Ueberhaupt gehörte M., der besonders mit Struensee verbunden gewesen zu sein scheint, zu denjenigen Männern, welche eine Reorganisation des preußischen Staates unter Benutzung der Ideen der französischen Revolution für unerläßlich hielten. Eben aus diesem Grunde wurde er von König Friedrich Wilhelm III. wieder mehr zu den Geschäften herangezogen; aus seiner Feder stammen jene Cabinetsordres aus der ersten Zeit der neuen Regierung, die freisinnig und human, aber zugleich wortreich und unklar, den Umschwung zu einer liberaleren Richtung der inneren Politik bezeichneten. Allein seine Wirksamkeit war nur von kurzer Dauer: nach längerem Leiden, das er durch Badereisen nach Pyrmont vergebens zu heben gesucht hatte, starb er schon am 5. August 1801 zu Potsdam. — M. war, nach Stein's Urtheil, ein liberal denkender, gebildeter, feinfühlender,

wohlwollender Mann von den edelsten Gesinnungen und Absichten. Durch seine am 24. Febr. 1790 geborene Tochter Luise Wilhelmine, die sich am 7. Juli 1806 mit dem Rittmeister a. D. Karl Wilhelm Ferdinand von Bismarck vermählte, ist M. der Großvater des Fürsten Bismarck.

Vgl. Schlichtegroll, 1801, I, 104—144, 331—342, guter Nekrolog, dessen Angaben durch die Acten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin bestätigt werden. Bailleu.

Mende: Karl Friedrich M., geb. am 5. Januar 1721 zu Freiberg, studirte in Leipzig, seit 1751 Prediger in Geringswalde, seit 1762 Pastor zu Altleisnig und Tragnitz im Königreich Sachsen, † 1787, hat unter andern Schriften „Lehrgedichte und Lieder zur Erbauung nebst einigen Psalmen David's“, Leipzig 1778, veröffentlicht. Die Gedichte werden selbst von solchen, welche im übrigen der Liederverbesserungstheorie jener Zeit huldigen und sich für die sog. Aufklärung begeistern, wie z. B. Heerwagen, für „prosaisch, schleppend und kraftlos“ gehalten und verdienen auch kein besseres Urtheil, so gut gemeint sie auch sind. Heutzutage sind sie mit Recht vergessen.

Heerwagen, Literaturgeschichte der geistlichen Lieder, II, S. 44 ff. Rotermund zum Jöcher, IV, Sp. 1403. l. u.

Mende: Karl Adolph M., Maler, geb. zu Leipzig 1807, ertrunken 1857 in der Weser. Ursprünglich Jurist, widmete er sich erst später der Malerei, zunächst in Dresden, dann von 1828 an in München. Dieser späte Uebergang verhinderte wie so oft, daß er sich der Technik dieser Kunst ausreichend bemächtigte, trotz unleugbar bedeutender Begabung. In München erregte er zuerst Aufmerksamkeit durch ein Bild der Schlacht von Leipzig aus der Vogelperspective, wie er sie einst selbst vom Dache aus gesehen. Ihm folgte die „Vertheidigung eines Engpasses von der Höhe herab durch Hofer, Speckbacher und Haspinger“, die eigentlich mehr eine Schilderung des Tiroler Kampfes überhaupt ist. Ruf ob seines entschiedenen Werthes als Composition hat ihm indeß nur ein einziges seiner Bilder verschafft: „Die Vertheidigung eines Hauses in Schwaz durch die aufständischen Tiroler 1809“. Es zeigt die Stilprincipien der Cornelianischen Schule in ihrer Anwendung auf einen ganz modernen Vorwurf. Wenn sie der Darstellung den Reiz des Ungesuchten nahm, sie etwas theatralisch und arrangirt erscheinen ließ, so hat sie dagegen den Vortheil, außerordentlich deutlich zu sein und die Handlung sehr vollständig in allen ihren wesentlichen Momenten, überdieß in hohem Grade packend, endlich die Einzelcharaktere frappant wahr wiederzugeben. Letzteres that nun freilich nicht das System, sondern das echte Talent des Malers, das ihn eine Menge trefflicher Figuren und Episoden erfinden ließ, in welche sich eine solche vom Zimmer aus gesehene Vertheidigung auflöst, vom Kugelgießen der Jungen an bis zum Tode eines der ältesten Vertheidiger und seiner Einsegnung durch den Priester im Beisein der Familie, welche die Hauptgruppe bildet, während die noch feuernden Vertheidiger rings herum an den Fenstern postirt sind und der zur Rechten eindringende Rauch sowie ein sich flüchtender Blinder den Brand des Hauses verkündigen. Entspräche die Ausführung in Farben der grandiosen Composition, so wäre das Bild klassisch zu nennen, sie ist aber wie die ganze Malerei jener Zeit bunt, hart und langweilig conventionell in Wiedergabe alles Stofflichen. M. hat noch mehrere Bilder aus diesem Tirolerkrieg gemalt, doch ohne jenes je wieder zu erreichen, wenn sie auch meist dramatisch lebendig erfunden sind. Auch Humoristisches hat man von ihm, wie die „Vorbereitung auf das Kirchweihfest in einem Kloster“, „den politisirenden Schuster“ u. A. Dann sentimentale Bauernscenen, betende Mädchen u. dgl. Indeß verließ er München schon zu Anfang der vierziger Jahre und vertauschte es zunächst mit Leipzig,

wo er Porträte erfolglos malte, auch einen „Amor, der die Nachtigallen füttert" ꝛc. Von da nach Italien gehend, machte er im Jahre 1848 den Aufstand der Italiener gegen die Oesterreicher mit und malte auch mehrere Bilder davon, die indeß nur die gänzliche Verwilderung seines, gründlicher Schulung allzusehr entbehrenden Talentes zeigen. Ebenso entstand nach seinem Uebertritt aus Italien in die Schweiz in Basel ein „Stillleben der Reichen", das mehr Caricatur als Bild war u. a. m. So immer tiefer sinkend, soll er zuletzt den Tod freiwillig gesucht haben als einer der begabtesten der vielen Künstler, welche durch die cornelianische Schule und ihre Vernachlässigung ernsthaften Naturstudiums wie technischen Könnens früh zu Grunde gerichtet wurden.

Fr. Pecht.

Mende: Ludwig Julius Caspar M., Sohn des Predigers David Mende in Greifswald, wurde daselbst den 14. Septbr. 1779 geboren, studirte Medicin in Greifswald, Berlin und Göttingen, besuchte die medicinischen Anstalten in Würzburg und Bamberg, promovirte nach Vertheidigung seiner „Diss. inauguralis de exanthemati tutorio, quod vulgo variolas vaccinas dicunt" in Göttingen 1801 und ließ sich dann in demselben Jahre in seiner Vaterstadt als Privatdocent nieder. 1807 wurde er daselbst Adjunct der medicinischen Facultät, 1814 außerordentlicher und 1815 ordentlicher Professor der Medicin. Zugleich war er Mitglied des Sanitätscollegiums und zuletzt Director dieser, das Medicinalwesen in Schwedisch-Pommern beaufsichtigenden Behörde. Durch diese Stellung wurde M. schon früh veranlaßt, sich der Beschäftigung mit der gerichtlichen Medicin mehr als gewöhnlich zuzuwenden, durch deren Bearbeitung er sich später großen Ruf erwarb. Obwohl eine sehr ausgedehnte Praxis ihn an der Verfolgung wissenschaftlicher Entwürfe hinderte, schlug er doch aus Liebe zu seiner Vaterstadt Greifswald zwei an ihn ergangene Berufungen nach Berlin und Bonn ab und entschloß sich erst 1823 dem Rufe zu der Professur der gerichtlichen Medicin und der Geburtshülfe in Göttingen zu folgen. Sein Scheiden von Greifswald wurde dort als ein allgemeiner Verlust betrachtet. In Göttingen, wo er Nachfolger F. B. Osiander's wurde, bestrebte er sich, die im Gebiete der Entbindungskunst excentrischen Grundsätze desselben vergessen zu machen. Sein ebenso anziehender als lebendiger Vortrag zog zahlreiche Schüler an; durch einen sehr sorgfältigen Hebammenunterricht erwarb er sich große Verdienste. Ueber seine litterarische Thätigkeit fällt Ed. von Siebold ein Urtheil, welchem wir uns durchweg anschließen müssen: „An den Fortschritten des Fachs nahm er regen Antheil und suchte in einer Reihe gehaltvoller Aufsätze die wichtigsten Fragen der Gegenwart zu erörtern. Die trefflichen Arbeiten über das Verhältniß der Perforation zum Kaiserschnitt, über die menschliche Leibesfrucht, die Geburt in rechtlicher Beziehung, sowie über die Kunstfehler der Hebammen, welche ihnen rechtlich als Vergehungen angerechnet werden können, zeigen das Gebiet, auf welchem sich M. schon während seiner früheren Laufbahn den größten Ruhm erworben hatte, nämlich das der gerichtlichen Medicin. Sein großes Werk über diese Wissenschaft, sechs Bände umfassend (1819—1832) zeichnet sich in jeder Beziehung aus und ist ein wahrhaft klassisches zu nennen." 1810 gab er ein „Lehrbuch der Frauenkrankheiten" heraus, von dessen unvollendet gebliebener zweiter Auflage 1831 nur der erste Theil erschien. Schon in Greifswald an leichten Gichtanfällen leidend verschlimmerten sich dieselben 1831 und endeten mit seinem Tode am 23. April 1832. Aus seinen Werken erwähnen wir noch: „Beobachtungen und Bemerkungen aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin", 3 Bde., 1824—1826 und die „Zeitschrift für gerichtliche Medicin", 2 Bde., 1827—30. Von Prof. Giesler, welcher seinem verstorbenen Freunde einen Nekrolog schrieb, wird neben seiner rastlosen Thätigkeit seine

milde Freundlichkeit und sein Wohlwollen gerühmt, welches ihm die Liebe aller gewann.

Vgl. Giesler, Nekrolog Mende's in der Neuen Zeitschrift für Geburtskunde von Busch rc., Berlin 1834, I. Band, S. 1—6 und Siebold's Geburtshülfe II, 690. Winckel.

Mendel: Hermann M., der Herausgeber des jüngsten musikalischen Lexikons in 12 Bänden, war am 6. August 1834 zu Halle a. S. geboren. Er widmete sich dem Musikalienhandel und war langjähriger Gehülfe im Schlesinger'schen und später im Bote & Bock'schen Geschäft in Berlin, woselbst er auch die von obigen Firmen herausgegebenen Musikzeitungen redigirte. 1862 gründete er ebendort eine eigene Musikalienhandlung, die aber bei seinen zu geringen Geldmitteln schon 1868 dem Concurs verfiel. Seitdem privatisirte er und beschäftigte sich musikalisch, redigirte das Blättchen, welches der Tonkünstlerverein zu Berlin eine Zeit lang herausgab, später die „Deutsche Musikerzeitung", welche vom allgemeinen Musikerverband herausgegeben, dessen Interessen vertrat, verfaßte Biographien von Otto Nicolai (1866) und von Giacomo Meyerbeer (1868, eine zweite 1869) und faßte endlich 1870 die an und für sich großartige Idee eines Conversations-Lexikons für Musik. Leider war nur die Haupttriebfeder der Geldverdienst, da er sich in unbemittelten Umständen befand, und eine schnelle Förderung des Werkes lag ihm mehr am Herzen, als die Sorgfalt der Forschung. Verdienstlich ist jedoch dabei die Heranziehung einer Anzahl gebildeter und gewissenhafter Mitarbeiter, die auch im Fache der Musikwissenschaft Bedeutendes geleistet haben; dagegen sind die Biographien älterer Meister nur Copieen aus dem älteren Schilling'schen Lexikon, welches schon im J. 1834 zu erscheinen begann und in keiner Weise den Ansprüchen gerecht wird, die z. B. der Belgier Fétis in so hohem Maße erfüllte. Obgleich es für M. doch ein kleines gewesen sein müßte, die Biographien aus der 2. Ausgabe der Fétis'schen Biographie universelle (1860—1864, 8 Bände), die ganz Vortreffliches leistet, auszuziehen, so läßt er sie dennoch bei Seite, vielleicht aus Unkenntniß der französischen Sprache, vielleicht aus Mittellosigkeit. Etwas gründlicher sind die neueren Meister behandelt, obgleich ihm auch hier die Vorstudien und das ästhetisch gebildete Urtheil mangelten. Mitten in der Herausgabe ereilte ihn der Tod (am 26. Octbr. 1876) und von der 63. Lieferung ab (Buchstabe M, Band 7) übernahm August Reißmann die Redaction, der sie ganz in der Art seines Vorgängers fortführte, doch das Tempo des Erscheinens noch mehr beschleunigte. Rob. Eitner.

Mendelssohn: Moses M., nach damaliger jüdischer Sitte eigentlich Moses Dessau genannt, wurde am 26. Septbr. 1729 (12. Elul 5489) zu Dessau geboren. Sein Vater Mendel Dessau, Schreiber und Lehrer an der jüdischen Gemeindeschule, mit der Bibel wohl vertraut und im Talmud nicht unbewandert, hielt den schwächlichen Knaben ungemein frühzeitig zum eifrigen Lernen an. Wenig über drei Jahre alt, war M. dem väterlichen Unterricht bereits entwachsen. Der Oberrabbiner der Dessauer Gemeinde, David Hirschel Fränkel, führte ihn nunmehr tiefer in das Studium der Bibel, des Talmud und der wichtigeren Commentatoren, besonders in die religionsphilosophischen Werke des Maimonides ein. Auch der Sinn für Poesie regte sich bald in M.: in seinem zehnten Jahre verfertigte er hebräische Gedichte. Die übermäßige Anstrengung des Geistes griff aber auch schon jetzt die zarte Gesundheit des Knaben an. Es befiel ihn eine heftige Nervenkrankheit, von der ihm zeitlebens eine große Nervenschwäche und eine mit den Jahren zunehmende Krümmung des Rückgrats blieb. Inzwischen wurde Fränkel als Oberrabbiner nach Berlin berufen. Nur schwer entschlossen sich Moses' unbemittelte Eltern, den Sohn, der sich dem Handel

widmen sollte, aber sehnlich seine Studien fortzusetzen wünschte, dem geliebten Lehrer nach der preußischen Hauptstadt folgen zu lassen (1743). Fränkel nahm den Ankömmling unter seine näheren Schüler auf und sorgte, so viel er konnte, immerhin nothdürftig genug, für den Unterhalt des schüchternen Knaben. Der Unterricht im Talmud und sonstiger theologisch-hebräischer Wissenschaft wurde emsig fortgesetzt. Aber M. strebte, uneingeschüchtert durch die drohende Gefahr, von seinen Glaubensgenossen deshalb verketzert und aus Berlin ausgewiesen zu werden, auch nach allgemeiner, nichtjüdischer Bildung. Jetzt erst lernte er deutsch, desgleichen zum Zweck philosophischer Studien lateinisch, französisch und englisch und erwarb sich gute Kenntnisse in der Mathematik. Aeltere Freunde und Gönner unterstützten ihn dabei; am meisten der spätere Dr. med. Aaron Salomo Gumperz, der seinen wißbegierigen Schüler unter anderm auch in die Kreise der christlichen Gelehrten und Akademiker Berlins einführte.

1750 sah sich M. mit einem Mal aller Noth und drückenden Sorge entrückt: ein reicher Seidenwaarenfabrikant, Isaak Bernhard, nahm ihn als Lehrer und Erzieher seiner Kinder in sein Haus. Dabei behielt er Muße genug, um seine eignen Studien energisch fortzusetzen. Als Autodidakt hatte er doppelte Arbeit aufzuwenden; aber keine Mühe schreckte ihn. Namentlich seine sprachlichen und philosophischen Kenntnisse bildete er jetzt emsig weiter. Auf das Studium der Geschichte verwandte er weniger Fleiß; noch lange Jahre nachher war ihm der Sinn dafür geradezu verschlossen. Von den englischen Philosophen zogen ihn zunächst Locke und Shaftesbury mächtig an; den letzteren wollte er sogar noch 1761 übersetzen. Allein nicht minder eifrig beschäftigte er sich mit der deutschen Philosophie. Von den systematischen Schriften Wolff's und seiner Schüler ging er aus, blieb aber bei ihnen nicht stehen, sondern stieg alsbald zu den Quellen, aus denen sie schöpften, den Originalwerken Leibnizens hinauf. Auch Spinoza blieb ihm wenigstens nicht so unbekannt, wie den meisten seiner Zeitgenossen.

Zu Anfang des Jahres 1754 entließ ihn Bernhard als Hauslehrer, nahm ihn aber als Buchhalter und Correspondenten in sein Geschäft. Die Lust, Rabbiner zu werden, hatte M. verloren, als er an eignem und an fremdem Beispiel erfuhr, wie engherzig und intolerant auch die Theologen seines Volkes waren. So entschloß er sich jetzt lieber zum Kaufmannsstand, obwohl Anfangs die Berufsgeschäfte fast den ganzen Tag in Anspruch nahmen. Allmählich gewann er jedoch auch hier mehr freie Zeit für sich und seine Studien. Dazu enthob ihn das Gehalt, welches sein Principal ihm bot, dauernd aller Nahrungssorgen. Als dieser sich bald darauf zur Ruhe setzte, leitete M. als Factor der Fabrik das ganze Geschäft. Auch nach Bernhard's Tode, bis an sein eignes Ende, behielt er diese Stelle bei; zugleich trat er nunmehr als Compagnon der Wittwe in das Geschäft ein.

Durch Gumperz wurde er 1754 mit Lessing, durch diesen bald auch mit Friedrich Nicolai bekannt. Lessing, ruhelos nach allen Seiten hin thätig, gründlicher und universeller gebildet als M., ebenso an Schärfe und Kühnheit des Geistes ihm weit überlegen, übte einen belebenden, in intellectueller wie in socialer Hinsicht bedeutsam fördernden Einfluß auf den stillen, schüchternen Genossen aus, dem die Welt noch immer ziemlich fremd geblieben war. Er gewann an ihm zugleich den treuesten und liebsten Freund seiner Jugend. Den geistigen Fortschritten des späteren Lessing konnte M. nicht mehr folgen, namentlich seitdem der theologische Kampf um die Fragmente des Wolfenbüttler Ungenannten entbrannte; das Freundschaftsband jedoch, welches die Herzen der beiden verknüpfte, ward auch durch Lessing's Tod nicht gelockert. Gleich innig und treu hing M. an Nicolai. Auch dieser war Autodidakt; doch hatte seine Bildung einen andern

Ausgang, von der poetischen Litteratur her, genommen. M. und er trafen in vielen Anschauungen zusammen; in vielen Punkten konnten sie sich gegenseitig ergänzen. Tiefer war M. angelegt, sein Geist methodischer geschult; beweglicher, aber auch oberflächlicher war Nicolai. Hand in Hand bei ihrem Streben und Thun vermochten die drei Freunde nur während der ersten paar Jahre ihrer Bekanntschaft zu gehen.

Durch Lessing wurde M., der allerdings schon 1750 eine von den Rabbinern sogleich wieder unterdrückte moralische Wochenschrift in hebräischer Sprache herausgegeben hatte, zum deutschen Schriftsteller. Von Lessing aufgefordert, verfaßte er gewissermaßen als Nacheiferer Shaftesbury's (vier) „Philosophische Gespräche" in anmuthig-gewandtem Stil, in der Form vielfach den Dialogen Platon's nachgebildet. Als Schüler und Anhänger Leibnizens vertheidigte er dessen System gegen Voltaire's „Candide" und gegen Prémontval's Einwürfe. Aber ebenso versuchte er im Sinne seines Freundes Lessing eine „Rettung" Spinoza's, in welchem er den historisch nothwendigen Vermittler zwischen Cartesius und Leibniz erblickte. Die Erfindung der präſtabilirten Harmonie selber glaubte er dem Amsterdamer Denker zuschreiben zu müssen, was freilich nur ein unklares und mangelhaftes Verständniß der Philosophie Spinoza's verrieth. Lessing ließ das Schriftchen ohne Mendelssohn's Wissen drucken und begrüßte es als Kritiker mit freudigen Lobesworten in der Vossischen Zeitung.

Mit Lessing gemeinsam arbeitete M. die Schrift „Pope ein Metaphysiker!" aus (1755), eine feine, aber treffende Satire auf die Berliner Akademie, welche 1753 eine Untersuchung des in dem Satze „alles ist gut" enthaltenen Pope'schen Systems verlangt hatte. Gleichfalls Lessing bestimmte den Freund, Rousseau's Preisschrift über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen zu verdeutschen. Die Uebersetzung erschien 1756. M. hatte ihr ein ausführliches Sendschreiben an Lessing beigegeben, worin er, vom Standpunkt des Leibnizianers ausgehend, bei der größten Achtung vor Rousseau doch die allzu radicalen und revolutionären Ansichten desselben bekämpfte und besonders über die Entstehung der Sprache werthvolle Gedanken äußerte, die Herder noch fünfzehn Jahre später unangefochten lassen konnte.

Schon vorher (1755) hatte M. die „Briefe über die Empfindungen" veröffentlicht, seine Erstlingsarbeit auf dem Gebiete der eben durch Alexander Gottlieb Baumgarten neubegründeten Aesthetik. Auch M. erwies sich hier im allgemeinen als Schüler und Nachfolger Baumgarten's. Er griff jedoch über ihn hinaus zu Leibniz zurück, indem er (ähnlich wie Sulzer) zwischen einer himmlischen und einer irdischen Venus, zwischen Schönheit und Vollkommenheit unterschied, allerdings ohne diese Trennung vollständig und überall in ihrer ganzen Strenge durchzuführen. Andrerseits aber versuchte er, der Bewunderer Locke's und Shaftesbury's, die Lehren der englischen Philosophen mit dem Leibnizischen System zu verschmelzen, indem er, vorerst noch schüchtern, später entschiedner, gegen Wolff die Anschauung für eine positive Seelenkraft erklärte und wenigstens die reine Seelenlust, als eine Bestimmung des Geistes betrachtet und abgesondert von der sinnlichen Wollust, auf die positiven Kräfte unserer Seele und nicht auf eine Einschränkung derselben zurückführte. Den praktischen Gewinn der Untersuchung über die Empfindungen sah M. hauptsächlich darin, daß unsere Zweifel an der Lehre von der besten Welt zerstört werden, und so bemühte er sich in mehreren seiner ästhetischen Briefe die Schutzreden für den Selbstmord philosophisch zu widerlegen. Gegen die „Philosophischen Gespräche" bezeichneten die „Briefe über die Empfindungen" einen bedeutenden Fortschritt, namentlich auch in der Composition, die jetzt sicherer und kunstvoller geworden war. Stellenweise zeigte sich auch der Einfluß des Lessing'schen Stiles.

Bald nachdem die ästhetischen Briefe erschienen waren, siedelte Lessing nach Leipzig über. Zwischen den Freunden begann damit ein reger Briefwechsel über das Wesen und den Endzweck der Tragödie. Gegenüber der oberflächlicheren Auffassung Nicolai's, dem sich Anfangs auch M. anschloß, entwickelte Lessing hier bereits Gedanken, welche er erst in der „Hamburgischen Dramaturgie" voll ausgereift vor das weitere Publicum brachte. Schneller zeitigte M. die Früchte, die ihm aus dem ästhetischen Briefwechsel erwuchsen. 1757 veröffentlichte er in der von Nicolai kürzlich begründeten „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" den Aufsatz „Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften", dem er später den Titel gab „Ueber die Hauptgrundsätze der schönen Künste und Wissenschaften". Im Gegensatz zu Batteux forderte M. vom Künstler, daß er sich über die gemeine Natur erhebe, daß er vielmehr alles so darstelle, wie es die Natur dargestellt haben würde, wenn die sinnliche Schönheit ihre einzige und höchste Absicht gewesen wäre. Statt des rohen Naturalismus verlangte er ideale Vollendung der Natur in der Kunst. Indem er dann aber nach den natürlichen oder willkürlichen Zeichen, deren sich der Künstler bedient, zwischen schönen Künsten und schönen Wissenschaften unterschied, das sinnliche Ausdrucksvermögen der einzelnen Kunstgattungen untersuchte und die Grenzen sowie die mögliche Verbindung verschiedener Gattungen ins Auge faßte, lieferte er die relativ beste Vorarbeit für Lessing's „Laokoon".

Gleichfalls der Anregung Lessing's verdankte der Aufsatz „Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften" (in der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", 1758) seinen Ursprung. Unbefriedigt von Longin's und von Baumgarten's Erklärungen, suchte M. die beiden, in der Wirklichkeit oft mit einander verbundenen Begriffe richtiger zu bestimmen und sorgfältiger zu zergliedern. Bis Kant denselben Gegenstand von neuem und tiefer ergründete, war Mendelssohn's Essay, bei dem Lessing nicht das Geringste zu erinnern wußte, von größtem Einfluß: noch auf Schiller erstreckte sich derselbe. Die poetische Anmuth des Stils, welche schon die vorausgehenden Arbeiten des jüdischen Philosophen geschmückt hatte, war hier noch erhöht durch eine Fülle von dichterischen Citaten aus einheimischen und fremden Classikern (darunter vortrefflich übersetzte Stellen aus Shakespeare).

Als M. 1761 seine „Philosophischen Schriften" in zwei Theilen sammelte, fügte er den früher veröffentlichten Abhandlungen noch die „Rhapsodie oder Zusätze zu den Briefen über die Empfindungen" bei. Er berichtigte und ergänzte darin auf Grund der geistigen Einwirkungen Burke's und Lessing's die ästhetischen Briefe und erhob sich so wieder beträchtlich über die populäre Aesthetik, wie sie Sulzer und seine Genossen vertraten, ohne freilich die gefährliche Vermischung von moralischen und ästhetischen Elementen ganz zu vermeiden. Erst Kant zog aus Mendelssohn's Theorien die letzten, entscheidenden Consequenzen.

In der „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" war M. zum ersten Male auch als Kritiker ästhetischer und poetischer Werke bedeutsam hervorgetreten. Bald nahm ihn diese Art von Thätigkeit noch weit mehr in Anspruch. 1759 vereinigte er sich mit Lessing und Nicolai zur Herausgabe der Litteraturbriefe. Anfangs befaßte er sich auch hier hauptsächlich nur mit Schriften von rein philosophischem Inhalte; später aber, als Lessing aus dem Kreise der Mitarbeiter ausschied, übernahm er dazu noch die Recension der meisten Werke, die überhaupt zur schönen Litteratur gehörten. Seine Beiträge, außerordentlich zahlreich, waren nach denen Lessing's die gediegensten der Wochenschrift; seine Kritik war streng, im ganzen aber immer gerecht, unparteiisch, gründlich, feinsinnig, manchmal etwas nüchtern. Ebenso lieferte er für Nicolai's „Allgemeine deutsche Bibliothek", namentlich in den ersten Jahren ihres Bestehens (1765 ff.), mehrere Recensionen. Die gemeinsame Arbeit an den Litteraturbriefen begründete

seine Freundschaft mit Thomas Abbt, der bis an seinen frühen Tod (1766) neben Lessing und Nicolai dem Geiste und Herzen Mendelssohn's am nächsten stand.

Im Juni 1762 verheirathete sich M. nach einjährigem Brautstand mit Fromet Gugenheim, der einfachen, aber liebenswürdigen Tochter eines jüdischen Kaufmanns aus Hamburg. Sie gebar ihm in überaus glücklicher Ehe acht Kinder, von denen zwei in früher Jugend starben. Auf die Erziehung der überlebenden drei Söhne und drei Töchter verwandte M. alle erdenkliche Sorgfalt; hier scheute er weder Mühe noch Kosten. Durch die Vermittlung des Marquis d'Argens erhielt er im October 1763 von König Friedrich II. das Schutzprivilegium als preußischer Unterthan für sich und seine Frau. Seine Bitte, dasselbe auch auf seine Nachkommen auszudehnen, schlug ihm der König 1779 ab. Erst nach seinem Tod erlangte es seine Wittwe von Friedrichs Nachfolger (1787).

In demselben Jahre 1763 trat M. wieder mit einer größeren philosophischen Arbeit hervor. Im Wettkampf mit Kant und Abbt machte er sich an die Lösung der von der Berliner Akademie gestellten Preisaufgabe, ob die metaphysischen Wahrheiten einer solchen Evidenz fähig seien wie die mathematischen. Mendelssohn's gleichmäßig ausgeführter, auf alle Einzelheiten der Frage sorgfältig eingehender, dazu in einem blendenden Stil geschriebener Essay gewann den Preis, während der Abhandlung Kant's trotz ihrer größeren Tiefe und Originalität nur das Accessit zuerkannt wurde. M. ging noch überall vom Leibnizisch-Wolffischen System aus, vielfach auf Cartesius zurückgreifend, im einzelnen ausbauend und fortsetzend. Da er unter der Evidenz einer Wahrheit nicht nur die Gewißheit, sondern auch die Faßlichkeit derselben begriff, so legte er ein vorzügliches Gewicht auf die psychologische Wirkung der Deutlichkeit oder Undeutlichkeit des Beweisverfahrens in der Mathematik oder Metaphysik. Er sprach den metaphysischen Wahrheiten im allgemeinen und denen der natürlichen Theologie und der philosophischen Sittenlehre im besonderen zwar dieselbe Gewißheit wie den mathematischen Wahrheiten zu, bestritt aber auf Grund ihrer verschiedenen Natur und Ausdrucksmittel, besonders auch wegen der Bedeutung, welche die Frage nach der Wirklichkeit für die metaphysischen Wahrheiten hat, daß diese der gleichen Faßlichkeit fähig seien. Ein Jahr darnach schrieb er allerdings an Abbt, seine Preisschrift wäre im Pulte liegen geblieben oder gar verbrannt worden, wenn er Lambert's „Neues Organon“ eher kennen gelernt hätte.

Um die gleiche Zeit wurde M. durch Abbt angeregt, einen Plan, mit welchem er sich längst trug, wieder kräftiger aufzugreifen. Aber erst nach Abbt's Tode, 1767, erschien das Werk, das auf solche Weise langsam herangereift war, „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen“. M. sebst bezeichnete es als ein „Mittelding zwischen einer Uebersetzung und eignen Ausarbeitung“. In der äußeren Einkleidung und in der sprachlich-stilistischen Form schloß er sich eng an Platon an. Außerdem war auch der größere Theil des ersten Gesprächs nichts anderes als eine freie, oft sogar wörtliche Uebersetzung des gleichnamigen griechischen Dialogs. Unabhängiger davon machte sich M. im zweiten und namentlich im dritten Gespräch. Hier ersetzte er die Beweise Platon's vielfach durch andere, die ihm mehr überzeugende Kraft zu haben oder auch nur an der betreffenden Stelle besser zu taugen schienen. Zu diesem Zweck zog er fleißig die Neuplatoniker, Plotin voraus, ferner Cartesius, Leibniz, Wolff, Baumgarten, Reimarus, Ploucquet und andere zu Rathe. Auch eigene Zuthaten fehlten nicht ganz. Bisweilen galt es nur, Fragen, die er in den „Briefen über die Empfindungen“ oder in sonstigen früheren Schriften bereits erörtert hatte, breiter und populärer auszuführen. Die praktisch-moralische Ten-

denz überwog; das speculative Element trat dagegen oft über Gebühr zurück. Namentlich auf die Charakteristik des Sokrates, die (nach Cooper's „Life of Socrates") den Gesprächen als Einleitung vorausgeschickt war, übte diese einseitige Auffassung einen nachtheiligen Einfluß aus. M. erblickte im trüben Lichte der Aufklärung nur den Moralisten, nicht aber den speculativen Philosophen Sokrates. Gleichwohl erntete er für sein Werk dauernden europäischen Ruhm. In Oesterreich wurde zwar das Buch, dessen allzu theistischer Charakter sein größter philosophischer Mangel war, von der Censurbehörde confiscirt. Aber bald wurden zahlreiche Auflagen des „Phädon" nothwendig; Uebersetzungen in verschiedene Sprachen folgten rasch. Die besten Köpfe Deutschlands bewunderten das Werk und näherten sich voll Verehrung und Liebe seinem Verfasser.

Wie sehr sich M. die Sympathien aller Besseren erworben hatte, zeigte sich, als 1769 Lavater ihm seine Uebersetzung von Bonnet's „Palingénésie philosophique" widmete und ihn bei dem Gott der Wahrheit beschwor, Bonnet's Beweise für das Christenthum öffentlich zu widerlegen oder selbst Christ zu werden. M. wurde durch die täppische Zumuthung in arge Verlegenheit versetzt. Doch befreite ihn bald daraus sein sicheres Tactgefühl und seine liebenswürdig-bescheidene Ruhe sowie der edle Sinn Lavaters, der, ohne in der Sache nachzugeben, öffentlich seine Uebereilung zugestand und die Form seines Vorgehens dem Tadel preisgab. Zweideutiger benahm sich Bonnet selbst in der neuen Ausgabe seines Werkes und reizte dadurch M., daß er eine Reihe berichtigender und polemisirender Betrachtungen über seine „Palingenesie" aufsetzte, die vorläufig allerdings nicht zum Druck gelangten. Die Mehrzahl der Zeitgenossen stand auf Mendelssohn's Seite; Lavater's gut gemeinter, aber unüberlegter Schritt wurde von den meisten hart, von vielen ungerecht beurtheilt und selbst in gemeiner Weise verlästert. M. aber gewann für einzelne hämische Angriffe bornirter Judenfeinde reichlichen Ersatz in der Achtung, mit der er im Herbst 1770 auf einer Reise nach Braunschweig, Wolfenbüttel und Hannover von hervorragenden Gelehrten und Staatsmännern empfangen wurde. Mit besonderer Auszeichnung behandelte ihn der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, gegen welchen er sich brieflich am unumwundensten über sein Verhältniß zum Christenthum ausgesprochen hatte. Noch ehrenvoller begann das Jahr 1771 für ihn. Die Berliner Akademie der Wissenschaften wählte ihn auf Sulzer's Vorschlag zu ihrem Mitgliede. Aber Friedrich II. bestätigte die Wahl nicht.

Der Aerger und die Aufregung, welche immerhin mit der Lavater'schen Affaire verbunden waren, warfen M. im Februar 1771 auf das Krankenlager. Nur die äußerste körperliche wie geistige Diät stellte seine zerrütteten Nerven nach zwei Monaten wieder einigermaßen her. Aber noch Jahre lang dauerte der Zustand der Schwäche an, welcher die ängstlichste Schonung und eine nahezu absolute Unthätigkeit des Geistes erheischte. Ein zweimaliger Aufenthalt in Pyrmont (1773 und 1774) und Reisen nach Dresden (1776), Königsberg (Sommer 1777), Hannover und Wolfenbüttel (Winter 1777), welche er meist zu geschäftlichen Zwecken unternahm, bewirkten zwar nur langsam eine Besserung seiner Gesundheit, erheiterten aber wenigstens seinen Geist und sein Gemüth, indem sie ihn mit alten Freunden wieder zusammenführten und mit bedeutenden Männern, die er noch nicht von Angesicht kannte (Kant, Hamann und andern), in persönlichen Verkehr brachten.

Erst 1778 trat M. nach langjähriger Pause wieder vor das Publikum, jetzt aber zunächst als jüdischer Schriftsteller. Schon frühzeitig hatte er Geist und Feder im Dienste seiner Glaubensgenossen geübt, 1754, als er die Wahrscheinlichkeit

des Hauptcharakters in Lessing's Lustspiel „Die Juden" gegen Michaelis' Zweifel in einem leidenschaftlich-weinerlichen Tone eifrig vertheidigte, 1757 und 1763, als er die Dankpredigten nach der Schlacht von Roßbach und nach dem Hubertusburger Frieden für die Berliner Judengemeinde ausarbeitete, 1761 und wieder 1772, als er einen hebräischen Commentar zu der Logik des Maimonides und zum „Prediger Salomo" verfaßte. Zu wiederholten Malen hatte er auch durch sein Ansehen und durch seine persönlichen Verbindungen unter den Christen ungerechte Bedrückung von seinen Glaubensbrüdern abgewendet oder durch seinen Rath religiösen Fehden zwischen Juden und Christen vorgebeugt. 1778 stellte er im Auftrag des Berliner Oberlandesrabbiners die „Ritualgesetze der Juden" (über Erb- und Eherecht) für die preußische Regierung zusammen. Die Arbeit lag zum großen Theile auf juristischem Gebiete, auf welchem M. sich fremd fühlte, und fiel darum schwach aus; doch erlebte das Buch zahlreiche Auflagen.

Um dieselbe Zeit verfaßte er — zunächst zum Gebrauch für seine Kinder — eine deutsche Uebersetzung der fünf Bücher Mosis. Erst auf den Rath des jüdischen Grammatikers Salomo Dubno ließ er sie zugleich mit dem Originaltext und einem hebräischen Commentar, bei dem ihn mehrere gelehrte Freunde, Dubno, Naphtali Hartwig Wessely, Aaron Jaroslaw, Herz Homberg und andere, unterstützten, 1780—1783 in Berlin drucken. 1783 folgte seine deutsche Uebertragung der Psalmen, bereits vor mehr als einem Jahrzehnt begonnen, Ramler gewidmet; 1788 die des Hohen Liedes. M. schloß sich dabei vielfach an Luthers Bibel an. Wo dieser richtig übersetzt hatte, schien er ihm auch glücklich verdeutscht zu haben. Gleichwohl hielt er sich strenger an den Sinn und an die Formen des Urtextes. Er übersetzte genauer, correcter; das schlichte, naive Deutsch Luther's vermochte er nicht nachzubilden, eben so wenig in den poetischen Büchern die rhythmisch bewegte, trotz der prosaischen Form echt dichterische Sprache des Reformators, obwohl er in der Weise Ramler's metrisch sorgfältig gemessene Verse feilte. Für seine Glaubensgenossen aber waren die Uebersetzungen Mendelssohn's von unermeßlichem Werth. Obwohl anfänglich von einzelnen Rabbinern befeindet und verboten, drangen sie verhältnißmäßig rasch in die verschiedensten Schichten der Juden in Deutschland ein. Ueberall wirkten sie bessernd und bildend. Der abgeschmackten Interpretationsthätigkeit der polnischen Lehrer versetzten sie den Todesstoß; das Augenmerk der Schrifterklärer wurde wieder auf grammatische und exegetische Studien gelenkt. Vornehmlich aber wurden durch sie die in Deutschland lebenden Juden zum ersten Male mit der reinen deutschen Sprache und dem deutschen Geistesleben überhaupt bekannt. Die Germanisirung und im Zusammenhang damit die allgemeinere Bildung und die höher geachtete Stellung der deutschen Juden begann mit Mendelssohn's Uebersetzungen; auf sie gehen die Anfänge der gesammten Emancipation der Israeliten zurück.

M. war aber auch noch in anderer Weise für diesen Zweck thätig. Er bestimmte den jungen Kriegsrath Christian Wilhelm Dohm, sein Epoche machendes Werk „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden" (1781) zu verfassen. Er ließ durch seinen Freund Dr. Herz die „Rettung der Juden" übersetzen, welche Rabbi Manasseh Ben Israel 1656 in England veröffentlicht hatte, und begleitete sie mit einer gegen Intoleranz überhaupt ankämpfenden Vorrede (1782). Er gab 1783, dieselben von der Kritik vielfach angegriffenen Grundsätze weiter ausführend, die Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" heraus. Aus dem Unterschied zwischen den Absichten des Staates und denen der Kirche erwies M., daß der Staat kein Recht habe, Glaubenszwang auszuüben oder gewisse Religionsparteien vom Genusse bürgerlicher Rechte auszuschließen. Ebenso bestritt er aber auch, daß der Kirche irgend welche Gewalt über Meinungen oder gar ein Bannrecht oder ein äußerliches Zuchtrecht zustehe.

Im zweiten Abschnitt des Buches wandte er diese allgemeinen Sätze speciell auf das Judenthum an. In demselben erblickte er, der Anhänger eines theistischen Rationalismus, keine geoffenbarte Religion, sondern nur eine geoffenbarte Gesetzgebung für ein bestimmtes Volk. Streng wollte er darum diese Ceremonialgesetze von den Juden gehalten wissen, wie er sie denn auch selbst gewissenhaft befolgte. Toleranz, nicht Glaubensvereinigung galt ihm als das Endziel aller religiösen Wünsche. So verband sich bei ihm ein allgemein philosophischer Vernunftglaube mit einer herzlichen, auf dem Gefühl beruhenden Religiosität und einem formenstrengen jüdischen Conservatismus. Mendelssohn's „Jerusalem“ wurde in den verschiedenen Kreisen der christlichen Leser sehr verschieden aufgenommen. Mirabeau, Garve, auch Herder, vor allem aber Kant, rühmten das Buch laut, letzterer als „die Verkündigung einer großen, obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform“; Hamann schrieb dagegen 1784 sein „Golgatha und Scheblimini“.

In denselben Tagen, als diese räthselhaft dunkle, aber heftig eifernde Broschüre erschien, sah M. bereits einen anderen, schwereren Kampf drohen. Durch seine und Lessing's gemeinschaftliche Freundin Elise Reimarus war ihm mitgetheilt worden, daß Lessing sich 1780, wenige Monate vor seinem Tode, im Gespräch mit Friedrich Heinrich Jacobi zum Spinozismus bekannt habe. Jacobi's ausführliche briefliche Erörterungen dieses Systems veranlaßten M., die geplante Schrift über Lessing's Charakter vorläufig bei Seite zu legen und einen Gang mit den Spinozisten oder „All-Einern“, wie er sie lieber nannte, zu wagen. Zu dem Ende beschleunigte er die Herausgabe seiner „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes“ (1785). Aus Vorträgen, die er seinem Sohne Joseph und einigen befreundeten lernbegierigen Jünglingen täglich in den Frühstunden hielt, war das Werk erwachsen. Die Ausarbeitung desselben für den Druck bereitete ihm, der der größten geistigen Schonung bedurfte und darum mit den neueren Werken der Philosophie, selbst mit denen des „alles zermalmenden“ Kant, unvertraut bleiben mußte, unendliche Mühe. Im allgemeinen stand er auch hier noch auf dem Punkte, an dem die deutsche Philosophie zehn Jahre zuvor angelangt war; im einzelnen näherte er sich unbewußt öfters Kantischen Anschauungen. In einem vorbereitenden und grundlegenden Theile untersuchte er zunächst die Wahrheit der verschiedenen Arten von menschlicher Erkenntniß, bevor er, meist auf dem von Leibniz geebneten Boden fußend, gegen die Ansichten anderer (besonders auch Spinoza's) polemisirend, den eigentlichen Beweis für das Dasein Gottes antrat. Von den in der Wolffischen Schule geläufigen kosmologischen, ontologischen und teleologischen Argumenten, welche M. selbst schon früher (1763) dargelegt hatte, suchte er namentlich das zweite etwas bestimmter zu formuliren. Dazu fügte er aber noch einen neuen Beweis: alles Wirkliche muß als wirklich von irgend einem denkenden Wesen gedacht werden; also gibt es einen unendlichen Verstand.

Für den zweiten Theil der „Morgenstunden“, an dessen Herausgabe sein baldiger Tod ihn verhinderte, hatte M. schon eine Art Theodicee im Leibniz'schen Sinne, „Sache Gottes oder die gerettete Vorsehung“ ausgearbeitet. Hier wollte er sich auch ursprünglich über Lessing's angeblichen Spinozismus eingehender aussprechen. Aber gleichzeitig mit dem ersten Theil der „Morgenstunden“ war Jacobi's Schrift „Ueber die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn“ erschienen. Der letztere sah zu seinem größten Aerger seine ganze Correspondenz mit Jacobi vor die Oeffentlichkeit gerückt. Dazu kränkte ihn der Gedanke, daß es nun den Anschein hatte, als ob Lessing ihn, seinen ältesten Freund, am Ende seines Lebens eines geringeren Vertrauens gewürdigt habe als den fremden Ankömmling Jacobi nach wenigen Stunden.

Von dem Vorwurf des Spinozismus, der nach der Meinung der Zeit gleichbedeutend mit dem des Atheismus war, glaubte er Lessing „retten“ zu müssen. So verfaßte er rasch seine letzte Schrift „An die Freunde Lessing's“. In das Verständniß über die Lehre Spinoza's war M. unzweifelhaft viel weniger eingedrungen als sein Gegner; das Wesen seines verstorbenen Freundes aber erkannte er gründlicher, obschon er die Mittelstellung, welche Lessing zwischen der Philosophie Spinoza's und der Leibnizens einnahm, eben so wenig wie Jacobi begriff.

Den Druck des Schriftchens erlebte er nicht mehr. Als er es zum Verleger trug, erkältete er sich. Wenige Tage darauf, am 4. Januar 1786, machte ein Schlagfluß seinem Leben ein Ende. Sein Tod erweckte allgemeine, ungeheuchelte Theilnahme in christlichen wie in jüdischen Kreisen. Selbst seine litterarischen Gegner wurden tief schmerzlich durch die unerwartete Kunde berührt. Deutschland hatte in ihm einen seiner besten Söhne verloren, den Mann, von dem ein Lessing viele Züge für den Charakter seines Nathan entlehnt hatte, den Denker und Menschenfreund, den man oft (und was die äußeren Formen seines Geistes und Charakters betraf, nicht mit Unrecht) als den deutschen Sokrates gerühmt hatte, zugleich einen seiner besten Schriftsteller, den edelsten Vertreter der populären deutschen Aufklärungsphilosophie. Um Aufklärung und Humanität war es ihm überall zu thun. Aus dem engen Kreis der Schule wandte er sich, erfolgreicher als seine gleichzeitigen Mitstreiter wegen seiner Meisterschaft in der stilistischen Form, an die Gesammtheit des lesenden Publicums. Nur was auf die Glückseligkeit des Menschen Bezug hat, fesselte sein Interesse: die Metaphysik diente bei ihm religiösen und moralischen Zwecken. In die speculative Betrachtung der Natur hingegen ließ er sich nicht tief ein. Neue Bahnen eröffnete er der Philosophie nicht; aber er benützte redlich, was er von seinen Vorgängern überkommen hatte, mehrte es durch Fleiß im einzelnen und machte es zum Gemeingut aller Gebildeten unserer Nation.

Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften, herausgegeben von Professor Dr. G. B. Mendelssohn, in 7 Bänden, Leipzig 1843—1845. Mit einer (anspruchslosen, aber trefflichen) Biographie von Moses' Sohn Joseph und einer (vorzüglichen) Einleitung in die philosophischen Schriften Mendelssohn's von Brandis. — Dr. M. Kayserling, Moses Mendelssohn, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1862 (wissenschaftlich gediegen und vorläufig erschöpfend, jedoch jüdischtendenziös). — M. Kayserling, Moses Mendelssohn, Ungedrucktes und Unbekanntes von ihm und über ihn, Leipzig 1883. — Dr. Gustav Kannegießer, Die Stellung Moses Mendelssohns in der Geschichte der Aesthetik, Frankfurt a. M. 1868. — S. Hensel, Die Familie Mendelssohn 1729 bis 1847, Berlin 1879. Bd. I, S. 1—40 (unbedeutend). — Dazu zahlreiche kleinere Artikel über Mendelssohn in den allgemeinen philosophischen und litterar-historischen Werken, in den Monographien über Lessing, und Einleitungen zu mehreren Versuchen einer Auswahl aus Mendelssohn's Schriften.

Franz Muncker.

Mendelssohn-Bartholdy: Jacob Ludwig Felix M.-B., Tonmeister, geb. in Hamburg (Große Michaelisstraße Nr. 14) Freitag den 3. Febr. 1809, † in Leipzig (Königstraße Nr. 21, früher Nr. 3) Donnerstag den 4. Novbr. 1847. Durch ihn empfing der Name seines Großvaters Moses Mendelssohn (s. o.) neuen Glanz. Sein Vater, Abraham M., der in Berlin am 11. Decbr. 1776 geborene zweite Sohn des Philosophen, hatte sich nach seiner Verheirathung mit der um einige Monate jüngeren Lea Salomon, gleichfalls aus einer Berliner jüdischen Familie, im J. 1804 in Hamburg als Bankier niedergelassen. Hier wurden ihm, außer Felix, zwei Töchter, Fanny Cäcilie, am 14. Nov. 1805,

und Rebecca, am 11. April 1811 geboren, denen am 30. Octbr. 1813 ein Bruder, Paul, in Berlin nachfolgte. Die Kinder wurden von der Geburt an christlich-protestantisch erzogen, während die Eltern erst später übertraten. Dorothea Schlegel, des Vaters Schwester, schreibt, Wien den 6. April 1809, in der Zeit des Feldzugs gegen Napoleon: „Noch eine kleine Familienbegebenheit: meinem Bruder Abraham ist ein Sohn geboren worden, den er hat taufen lassen" (Dorothea Schlegel an Dr. Raich, I, 337). Ein Bruder der Mutter, der spätere preuß. Generalconsul zu Rom, eng verbunden mit den Gründern der dortigen neudeutschen Malerschule, hatte bei dem Uebertritt von dem Vorbesitzer seines Berliner Gartenhauses den Namen Bartholdy angenommen; auch die Mutter sah denselben als den ihrigen an und so ward er von der zweiten von Moses Mendelssohn abstammenden Linie mit dem Hauptnamen verbunden, zum Unterschiede von den beiden andern Linien. Der französische Druck hatte den Vater bestimmt, das Geschäft in Hamburg aufzugeben und im Sommer 1811 nach Berlin überzusiedeln. Mit seinem älteren Bruder Joseph stand er hier dem unter den beiderseitigen Enkeln noch heute blühenden großen Bankgeschäfte vor, erhielt auch die Würde eines Stadtraths. Die Familie wohnte im Hause der mütterlichen Großmutter, Neue Promenade 7; unter den davor am Spreegraben nahe der Herkulesbrücke stehenden Baumreihen verliefen Felix' Knabenspiele, und in den Räumen dieses Hauses kamen seine Compositionen bis zum 16. Lebensjahre zu Gehör; denn erst im Herbst 1825 bezog die Familie das in der Leipzigerstraße Nr. 3 belegene, zu Anfang des Jahrhunderts von dem Minister v. d. Reck besessene, mit Garten und Gartenhaus reich ausgestattete, geräumige Haus, das jetzige Reichstagsgebäude.

Nach Mendelssohn's eigener Angabe in dem im J. 1834 für die Berliner Akademie der Künste verfaßten Lebensabrisse nahm er von seinem achten Lebensjahre an Clavierunterricht bei seiner Mutter. Dies führt auf den Anfang des Jahres 1816. Seine und seiner Schwester Fanny musikalische Anlage muß aber damals schon sehr hervorgetreten sein; der Vater nahm beide Kinder mit nach Paris, wohin er sich in diesem Jahre zur Vermittelung der französischen Kriegscontribution begab, und hier erhielten sie den Unterricht der Madame Bigot de Morogues, welche wegen des Vortrags Mozart's, namentlich seiner Clavierconcerte berühmt war. Ihrem Spiele werden „Eleganz, Leichtigkeit und Delikatesse" nachgerühmt (s. Reichardt's Briefe S. 245). Es ist dies bezeichnend, da M. später als einer der Letzten galt, welcher Mozart's Claviermusik in ihrem Charakter vollendet wiederzugeben verstand. Die strenge und systematische Erziehung, welche M.-B. nach der Rückkehr in Berlin durch den sorgsamen, pflichttreuen und einsichtsvollen Vater und unter der unmittelbaren Leitung der Mutter empfing, war ganz geeignet, die Gründlichkeit, die Vielseitigkeit und das innere Gleichgewicht auszubilden, welche M.-B. auszeichnen. Die Eigenschaften der Eltern ergänzten sich dabei aufs Glücklichste. Wenn das Vaters schon genannte Schwester in ihm, der von sich bescheiden zu sagen pflegte: „früher war ich der Sohn meines Vaters, jetzt bin ich der Vater meines Sohnes", mehr Freiheit, in der Mutter, der „wirklich sehr gescheuten und unterrichteten Lea", mehr Strenge erblickte, so traf bei der Leitung des Knaben ihre im allgemeinen Sinne gethane Vorhersagung ganz ein, „daß meines Bruders Genius der Liberalität diesen ökonomischen Genius etwas mildern, sowie dieser den ersten etwas einschränken werde" (a. a. O. I, S. 145). Musik war beider Lebenselement und wurde es in höherem und geringerem Grade das der vier Kinder. In der Wahl der Lehrer des ältesten Knaben zeigt sich die größeste Sorgfalt. Ludw. Berger (s. Allg. D. Biogr. Bd. II, S. 380), der Schüler Clementi's und Field's, dessen Vortrage „stilgerechte Objectivität und Betonung des rein

musikalisch-kunstmäßigen" zugeschrieben wird, übernahm den Clavier-, der später noch mit M.-B. zugleich in Berlin als Capellmeister thätige Hennig, danach Eduard Rietz den Violinunterricht, das Zeichnen und Landschaftsmalen der „drollige kleine", etwas verwachsene, aber geist- und talentvolle Rösel, Professor an der Bauakademie, eine bekannte Stadtfigur der zwanziger Jahre, und der berühmte Metriker, Lexikograph und Büchersammler Ludw. Heyse (vgl. Bd. XII, S. 380), damals ohne Amt, als Hauslehrer den Unterricht in alten Sprachen und allgemein die Vorbereitung bis zur Universität. Die Krone aber bildete der alte Zelter, der Liedercomponist, der Freund des Radziwil'schen Hauses, der Hüter der Bach'schen Handschriften, der gefürchtete Leiter der Singakademie, in deren Altclasse M.-B. 1819, im eilften Jahre, eintrat; ihm übertrug der Vater Generalbaß, Compositionslehre und besonders Contrapunkt, die Ausbildung der höchsten Gaben des Wunderkindes, welches ein wohlerhaltenes Bild aus dieser Zeit im Jäckchen Orgel spielend darstellt.

Schon 1818 im neunten Lebensjahre, gleich Mozart und Meyerbeer, war M.-B. am Clavier öffentlich aufgetreten, wie später gelegentlich (1822, 1823), aber die strenge, einsichtsvolle Zucht des Vaters schützte ebenso wie Zelter's gediegene Leitung den Frühreifen vor den gewöhnlichen Abwegen, vor Dünkel und Verflachung. Je mehr alles zusammentraf, ihn zu einem wiedererstandenen Mozart zu stempeln, — noch in Heine's Salon findet diese Anschauung der damaligen Berliner Kreise Ausdruck —, desto mehr verfolgte man, im Gefühl der Verantwortung, in Erziehung und Lehre das Ziel, neben dem Musiker auch den Menschen erstarken und keine Treibhausbildung aufkommen zu lassen. Keines der reichen Bildungsmittel, welche die Zeit gewährte, wurde versäumt, nicht Künste, Wissenschaften, Sprachen, Reisen, körperliche Uebungen aller Art, nicht Geselligkeit und der Umgang mit den ersten Zeitgenossen: aber man hielt fest an allen häuslichen und bürgerlichen Tugenden, an Gehorsam, an fleißiger, unablässiger Arbeit. In patriarchalischer Zucht wuchs der junge Musiker auf, alles Gemeine blieb ihm fremd oder verabscheuungswürdig. Kindliche Pietät zu den Eltern, innige Geschwisterliebe begleiteten ihn durch das ganze Leben, zugleich eine ihm im elterlichen Hause eingepflanzte Verehrung alles Höheren und Guten, Pietät in Leben und Kunst.

Als die eigentlichen Lehrjahre kann man die Zeit bis etwa 1825 ansehen. Die in der Berliner Sammlung von 44 Bänden erhaltenen, mit dem Januar 1820 beginnenden Compositionen für Clavier und Orgel, für Orchester, für Kammer- und Vocalmusik zeigen die frühe productive Anlage und zugleich eine überaus gründliche und vielseitige Schulung und Durchbildung. Schon in jenes Jahr fallen ein Singspiel und, als op. 105 gedruckt, eine Claviersonate, in das folgende fünf Symphonien, zwei kleine Opern, Motetten, Fugen; 1823 kamen die ersten gedruckten Werke, die Clavierquartette op. 1 und 2 und die Violinsonate op. 4 hinzu, dann sechs fernere Symphonien, die vierte Oper, welche am 3. Februar 1824 mit Orchester im väterlichen Hause aufgeführt wurde, Violin- und Clavierconcerte, eine Orgelfuge, ein Kyrie. Schon diese Vorstufe zeigt M. im Besitz der gesammten musikalischen Technik, zugleich das Phänomen eines dem Menschen in seiner inneren Entwickelung weit vorauseilenden Künstlers, wenn auch Zelter meinte: „Alles kommt vom Inneren und das Aeußerliche seiner Zeit berührt ihn auch nur äußerlich." Welche Sterne ihm dabei leuchteten, zeigt die ihm an seinem 15. Geburtstage im Namen Mozart's, Haydn's und des alten Bach von Zelter ertheilte Gesellenweihe. Als heißersehntes Geschenk seiner Großmutter hatte er (1823) die Bach'sche Matthäus-Passion in einer Abschrift unter seinem Weihnachtsbaum gefunden, nachdem er im Herbst vorher von dem als Jugendschriftsteller bekannten Wilmsen confirmirt worden war. Wie

jene Weihe, so lassen die Programme der väterlichen Sonntagsmusiken eine Vorliebe für die alte Schule erkennen. Durch diese Uebungen konnte sich das Talent des Sohnes praktisch entwickeln, im Hause, in halber Oeffentlichkeit und ohne Berührung mit dem eigentlichen Publicum. Er dirigirte, er spielte am Clavier und im Geigenquartett und genoß den großen Vorzug, seine eigenen Arbeiten früh zu hören. Seines Vaters Haus ward so durch ihn und seine begabte Schwester Fanny, seit 1829 die Gattin des Malers Hensel (Bd. XII S. 3), zu einem musikalischen und gesellschaftlichen Mittelpunkte, wo auch Fremde Eingang fanden. Vom größten Einfluß ward die Bekanntschaft mit Weber, der in Berlin nach der Eröffnung des neuen Schauspielhauses im Juni 1821 seinen Freischütz aufführte; mit ihm trat der die damalige Zeit erfüllende Geist deutscher Romantik, des Märchens, des Waldes, in Mendelssohn-Bartholdy's Leben, welcher sich wunderbar mit den in ihm lebendigen Geistern Gluck's, — dessen Opern das Berliner Theater vorzugsweise pflegte —, Händel's und Bach's zurechtfand, und seiner Muse früh die ihr bis zuletzt eigne Physiognomie verlieh. Ebenso lernte er in jener Zeit Spohr und Hummel kennen. Einen Freund für's Leben erwarb er zu Ende 1824 an dem schon 30jährigen Moscheles, der die damals höchste Staffel des Virtuosenthums auf dem Clavier erstiegen hatte. M. nahm noch Unterricht bei ihm, und liebte es, dessen in der Mitte zwischen Cramer und Chopin stehende Studien (op. 70) auswendig vorzutragen. Daß Moscheles in seinem Schüler schon damals die volle Reife eines Künstlers erblickte, darf nicht Wunder nehmen. Der Vater suchte jedoch die Beglaubigung des künstlerischen Berufes seines Sohnes an höherer Stelle nach, bei Cherubini, einem damals schon „ausgebrannten Vulkan“, nach des Sohnes Bezeichnung. Man reiste im März 1825 zu einem bis Ende Mai dauernden Aufenthalte nach Paris, als einem nur Wien an Bedeutung nachstehenden musikalischen Mittelpunkte. Aber die Musikwelt der Paer, Auber, Halévy, Herz, Kalkbrenner, Kreutzer, Rode, in welche der junge Meister eintrat, wie tief stand sie unter derjenigen, welche er selbst in sich trug! Das hiervon Zeugniß ablegende fünfstimmige Kyrie mit Orchesterbegleitung und Posaunen, welches er dort für Cherubini und in Cherubini's Geiste, halb ironisch, setzte, erreichte vollständig den beabsichtigten Zweck. Schon vorher waren größere Reisen unternommen worden. Der längere Aufenthalt in der Schweiz im J. 1822 und der in Dobberan im Sommer 1824, wo die Ouvertüre op. 24 für die dortige Bademusik entstand, wurden von Einfluß durch die großen, später mit Vorliebe erneuerten Eindrücke der Alpen und des Meeres. In Wien schuf Beethoven seine letzten Werke, Schubert, in der Blüthe der Jugend, stand, wenigstens in den Jahren 1825—1828, mit M.-B. zugleich an der Spitze der ganzen musikalischen Bewegung, wie wir sie heute überschauen. Daß M. gleichwol jene großen und für ihn wichtigsten Zeitgenossen nicht sah, er nicht, gleich seinem schon auf einer der ersten Reisen erworbenen Jugendfreunde Ferd. Hiller, zu ihnen pilgerte, lag theils an Einflüssen des Vaters, dessen Geschäftsverbindungen nach dem Westen führten, theils an Zelter's Gegenwirkung. Diesem dagegen dankte M. die frühe Verbindung mit Goethe, bei dem er ihn schon im November 1821 eingeführt hatte. Damals ermahnte der Vater den überlebendigen Knaben: „Beobachte dich selbst streng, sitze und halte dich besonders bei Tisch anständig, spreche deutlich und angemessen“ und Goethe erkannte ihm „vom Phlegma das irgend möglichste Minimum“ zu. Die in des Dichters Werken sich findenden, von Grove in seiner Biographie Mendelssohn-Bartholdy's getadelten Verse „Wenn über die ernste Partitur quer Steckenpferdchen reiten“, aus dem Januar 1822, sollen eine, für den erst zwölfjährigen Felix bestimmte, neckende Zeichnung von Adele Schopenhauer, einer der in Weimar ihm gewonnenen Freundinnen, erläutern. Die ferner von Grove geschmähten, in englischer Uebertragung mitgetheilten Verse „Wenn

das Talent verständig waltet" haben gar keine Beziehung auf M., als den Schluß einer Theaterrede auf Hans Sachs ausmachend. — Die Besuche in Weimar wurden 1822 und 1825 wiederholt. Goethe's lebendige Nähe hat dem Knaben, nach den Worten seines Sohnes Karl, den Sinn für das Tüchtige, die Abneigung gegen alles Schwächliche und Kränkliche gekräftigt und gefördert.

Compositionen des Jahres 1825 zeigen bereits den vollendeten Meister. Ihm gehören das von Bach'schem Geiste erfüllte und doch ganz moderne, von Robert Schumann (in dem Vorwort seines op. 3) als „klassisch" bezeichnete Fis-moll Capriccio für Clavier (op. 5), das große feurige, noch heute von der Zeit unberührte Octett für Streichinstrumente (op. 20) und die fünfte Oper, „Die Hochzeit des Camacho", an. Schon damals treten die M.-B. eigenthümlichen Elfen-Scherzi hervor, schon in dem das Jahr vorher gesetzten Clavierquartett in H-moll (op. 3) und in jenem Octett, dessen dem Schlußsatz des Beethoven'schen Septuor nachgebildeter Schlußsatz das vorhergegangne Scherzo frei wiederholt. Für dasselbe bildete den verschwiegnen geistigen Hintergrund die Schlußstrophe des Walpurgisnachtstraums im Faust (Orchester pianissimo: Wolkenzug und Nebelflor ꝛc.). Aehnlich gab später in Rom Goethe's Gedicht „Lili's Park" die Anregung zu einem anderen Scherzo. Mit der genannten Oper jedoch traf M.-B. es nicht glücklich. Den Stoff aus des Cervantes' Roman, schon 1722 als Vaudeville Les noces de Gamacho in Paris, und 1806 in Berlin als Ballet (Musik von Toeschi und Cannabich) behandelt, hatte Friedrich Voigts als Text einer komischen Oper bearbeitet (Goedeke's Grundriß III, S. 1104, Nr. 1417, 2) und dann M.-B. 1824 und 1825 componirt. Er war schon ein anderer, als die Oper am 29. April 1827 in Berlin zur Ausführung gelangte, ohne Spuren zu hinterlassen. Grove hebt hervor, daß M.-B. der Rolle des Don Quixote bereits, lange vor Wagner, Leitmotive gegeben. Die lebendige und charakteristische, etwas zu lang gesponnene Ouvertüre, noch heute gelegentlich gehört, zeigt schon die Vorliebe des Componisten für einzelne Instrumente, wie Violoncell und Horn. Scheiterte also dieser zu früh und zu spät unternommene Versuch, so war doch in dem Jahre vorher schon der Grund gelegt, um von der Theaterbühne in anderer Art für immer Besitz zu nehmen. Das Jahr 1826 hatte, außer der den Weber'schen Einfluß bekundenden Claviersonate op. 6 zwei Werke gezeitigt, worin die künstlerische Ueberlegenheit Mendelssohn-Bartholdy's vielleicht zum ersten Male ganz hervortritt: das Violinquintett in A-dur (op. 18) und die vom 6. August 1826 datirte Ouvertüre zum Sommernachtstraum. Shakespeare hatte sich des Siebzehnjährigen ganz bemächtigt, mit seinen Schwestern hatte er das Stück gelesen und den Geist desselben ganz in sich aufgenommen; die Mischung des Feenhaften und Realen, des Schwärmerischen und Burlesken in künstlerischer Einheit darzustellen, entsprach ganz seiner Eigenart und bezeichnet zugleich die Gattung Operntexte, welchen seine Musik sich allein hätte vermählen können. In einem Concerte zu Stettin im Februar des nächsten Jahres brachte er die Ouvertüre zuerst zur Aufführung, welche dann schon im Mai und Juni 1829 ihm die Herzen Alt-Englands erschloß. Moscheles schreibt: „Der Enthusiasmus, den seine Sommernachtstraum-Ouvertüre im Publikum hervorgerufen, machte ihn nicht schwindlich. Es muß alles noch besser werden, meinte er."

Der ersten Reise nach England gingen jedoch Compositionen in Menge, Reisen in Deutschland, eine zweijährige Universitätszeit und die Wiedererweckung der Bach'schen Matthäuspassion voraus. M. verließ Heyse's Schule mit der Herausgabe der ersten Uebertragung des Terenz'schen „Mädchen von Andros in den Versmaßen des Originals" (bei Dümmler 1826) und hörte seit Ostern 1827 Vorlesungen bei Hegel (Aesthetik), Ritter (Geographie) u. A. Der Bekanntenkreis des

väterlichen Hauses hatte sich immerfort vermehrt. Dort verkehrten A. v. Humboldt (1828), Varnhagen und Rahel, H. Heine, W. Müller, der Dichter der Griechenlieder, Hegel selbst, Droysen, der spätere Historiograph Preußens, der auch poetisch thätige Gerichtsarzt Casper, Bernhard Klein &c. Der spätere hannöversche Militärarzt Stromeyer hat diesen Kreis in seinen Erinnerungen geschildert, welche mit Dorn's „Erinnerungen an Mendelssohn-Bartholdy" (Gartenlaube 1870, Nr. 9 und 10) zu verbinden sind. Dazu traten, meist durch Poesie oder Musik verbunden, die Lebensfreunde, der Violinspieler Eduard Rietz, der Dichter Klingemann, später Legationsrath in London, der Schauspieler und Sänger Ed. Devrient, Verfasser der Geschichte der deutschen Schauspielkunst, die Theologen Schubring und Bauer, der Maler Hensel, seit 1829 Gatte von Mendelssohn-Bartholdy's Schwester Fanny, und A. B. Marx. Der Bund mit diesem einst geschätzten Compositionslehrer endigte jedoch disharmonisch; vor der genialen Praxis des Einen mußte die Theorie des Andern nothwendig den Kürzeren ziehen, zumal als sie selbst zur Praxis übergehen wollte. Dauernder war die Verbindung mit F. Hiller, den M.-B. im Sommer 1827 auf dem „Pfarreisen" in Frankfurt wiedersah. Es geschah dies auf einer bis nach Baden fortgesetzten Reise, welche ihm die nähere Bekanntschaft Thibaut's in Heidelberg, des Verfassers des Buchs von der Reinheit der Tonkunst verschaffte. Von eignen Arbeiten gehören dieser Zeit, außer verschiedener kirchlicher Vocalmusik, die ersten Violinquartette op. 13 in A-moll (27. Oct. 1827) und Es-dur op. 12 (1828), dem letzteren Jahre auch die Ouvertüre „Meeresstille und glückliche Fahrt", malerische Wiedergabe eines schon von Beethoven und Fr. Schubert behandelten Goethe'schen Textes, dem folgenden die überaus gefälligen, seinem auf dem Violoncell excellirenden Bruder Paul gewidmeten Variationen für Clavier und Violoncell op. 17 (30. Jan. 1829) und noch dem Jahre 1827 der fugirte Schlußsatz (Es-dur) des erst spät veröffentlichten schönen Violinquartetts op. 81 an. Eine Menge Gelegenheitsmusik, zu deren Uebernahme M.-B. sich jederzeit bereit zeigte, lief nebenher, wie die Cantaten zum Dürerfest und zur Naturforscherversammlung 1828, bei welchem Anlasse M.-B. und Chopin in der Singakademie zuerst zusammentrafen, ohne jedoch Bekanntschaft zu machen, ein Chorgesang zu Zelter's 70. Geburtstage (December 1828), eine große italienische Arie für die Sängerin Milder-Hauptmann, zwei Kindersymphonien, und, in das Jahr 1830 übergreifend, die sogenannte Reformationssymphonie op. 107.

Wichtig ward die Aufführung der bis dahin nur handschriftlich vorhandenen Bach'schen Passion am 11. und 21. März 1829, ein historisches Ereigniß, unter dessen Nachwirkungen das deutsche Musikleben sich seitdem entwickelt hat. Schon im Winter vorher hatte M.-B. das Werk im väterlichen Hause mit einem auserwählten Chor von nur 16 Stimmen eingeübt und sich dadurch nicht nur zum vollständigen Herrn des Stoffs gemacht, sondern sich zugleich von dessen Werthe tief durchdrungen. Mit Mühe hatten er und Ed. Devrient — wie M.-B. bitter-scherzend sagte, ein Judenjunge und ein Komödiant — von Zelter die Erlaubniß zur öffentlichen Aufführung des ersten christlichen Vocalwerks in der Singakademie erlangt. „Es ist mir, als wenn ich von ferne das Meer brausen hörte", schrieb Goethe, als er von dem Unternehmen vernahm. Mit dieser ruhmreichen That und der Veröffentlichung mehrerer eigner Werke, darunter die ausgezeichneten, Ludw. Berger gewidmeten sieben Charakterstücke für Clavier op. 7 und die zwei Liederhefte op. 8 und 9, schloß die eigentliche Jugendperiode. Unmittelbar darauf verließ der Zwanzigjährige das väterliche Haus und die väterliche Stadt, um eine große, England, Deutschland, Italien, die Schweiz und Frankreich umfassende europäische Tour anzutreten.

Die Londoner Freunde Moscheles und Klingemann entschieden für die Wahl des ersten Reiseziels. Am 21. April 1829 betrat M. den englischen Boden, wo er zuerst volle Würdigung und eine zweite Heimath finden sollte. Wie als Oratoriencomponist, ist er auch durch persönliche nahe Beziehungen zu England der Nachfolger Händel's geworden. Noch zehn Reisen dorthin sollten auf jenen ersten bis zum Ende des Jahres 1829 dauernden Ausflug folgen. Die bezaubernde, elektrisirende Wirkung seiner Persönlichkeit brach sich hier in England zuerst allgemein und öffentlich Bahn, von der Ferd. Hiller noch am 8. November 1884 (Brief an Rudorf) schreibt: „Der Saal, in dem er sich befand, war wie von elektrischem Lichte beleuchtet, und das Licht ging von ihm aus." In Berlin wurde er nie populär, hier war er es mit einem Schlage und blieb es über seinen Tod hinaus. Sein edler Charakter, die Reinheit seines Wandels, die Meisterschaft in seiner Kunst und deren Richtung gewannen ihm hier alle Sympathien, man beugte sich seiner Superiorität und ehrte sich dadurch selbst, während man in Berlin fragte: Sind seine Brüder und Schwestern nicht alle bei uns? Woher kommt ihm denn das alles? Unter englischem Einflusse entstand eine Reihe seiner vorzüglichsten Instrumentalwerke. Seine „Lieder ohne Worte", dort ohne das Oxymoron des Titels als „Original Melodies for the Pianoforte" seit 1832 erschienen, bildeten und bilden noch neben Beethoven's Sonaten den Hauptstock der Hausmusik. Für England ward er der nationale Lehrer. Einen großen Theil der Beethoven'schen und Schubert'schen Musik führte er zuerst ein, von ihm erst lernte der englische Organist die Bach'schen Orgelsachen im richtigen Tempo spielen und England überhaupt erst Seb. Bach's Werke wirklich kennen. Schon 1829 ward er Ehrenmitglied der Londoner philharmonischen Gesellschaft, welcher er seine, noch der Jugendperiode angehörige, C-moll-Symphonie (op. 11) widmete. Nach Beendigung der Concertsaison jenes Jahres —, er hatte das Weber'sche Concertstück in F-moll und das über dem Kanal noch unbekannte Es-dur-Concert von Beethoven gespielt — reiste er mit Klingemann im Juli nach Schottland. Dort in Edinburgh, in den Ruinen des Schlosses Holyrood, wo Maria Stuart gekrönt worden war, entstand der Anfang der A-moll-Symphonie (op. 56) und acht Tage später (7. August) beim Besuche der Fingalshöhle auf den Hebriden das Hauptmotiv der darnach benannten Ouvertüre (in ihrer jetzigen Gestalt erst im Juni 1832 abgeschlossen); ebenso erwuchsen aus den Eindrücken dieser Reise Anfangs September in Coed-du bei Holywell, auf dem Wege nach dem jedoch nicht erreichten Irland, die drei Clavierstücke op. 16. Auch die sogenannte schottische Sonate, nämlich die Fis-moll-Phantasie op. 28, gehört hierher, obschon sie ihre jetzige Gestalt erst mehrere Jahre später (29. Januar 1833) erhielt. So berührt uns der erfrischende Hauch des Lebens selbst in dieser Musik!

Rechtzeitig fand M.-B. sich wieder in Berlin ein, um sein zur silbernen Hochzeit seiner Eltern am 26. December 1829 verfaßtes Liederspiel in einem Akt „Die Heimkehr aus der Fremde" in alter Art im Hause zu Gehör zu bringen; es ist als op. 89 in Partitur und Stimmen erst im März 1851 veröffentlicht und auch im selben Jahre in Leipzig, London, Berlin aufgeführt, trotz des mangelhaften Textes und der engen Formen, ein schlagender Beweis für Mendelssohn-Bartholdy's dramatische Befähigung, auch von ihm selbst für eines seiner besten Werke erklärt. Eine Mischung übermüthiger Laune und romantischer Innigkeit verleiht dem Ganzen einen eignen Reiz. Die Ouvertüre (aufgebaut auf vier knappe liedmäßige Themen, mit Wiederholung am Schlusse wie in der Sommernachtstraum-Ouvertüre), die Buffoarie Nr. 4 des Krämers Kauz, das Terzett Nr. 6, zeichnen sich aus; das Lied Nr. 12 ist jedoch von Klingemann, dem Dichter des Liederspiels, auch gesetzt, von M. nur instrumentirt.

Im Mai 1830 brach der Reisende wieder auf, zunächst zu einem Besuche Goethe's (20. Mai bis 3. Juni). In täglichen Vorträgen führte er dem Dichter die Entwickelung der Musik von Bach bis zu Beethoven, Weber und ihm selbst „historisch“ vor und erbaute, nach Goethe's Worten, in Weimar „alles mit seiner vollendeten liebenswürdigen Kunst“. Goethe ließ ihn durch Schmeller für seine Sammlung malen. Von den Briefen, welche M.-B. in diesem und dem folgenden Jahre verabredetermaßen an den Dichter richtete, hat Karl Mendelssohn Einiges mitgetheilt; Auszüge aus einem längeren Schreiben zu Goethe's letztem Geburtstage über eine Tell-Aufführung in Luzern ließ dieser selbst in dem weimarischen Chaos (2. Jahrg. Nr. 5, 6 und 7 „Aus dem Berner Oberlande“) erscheinen. Dagegen sind die in der englischen Zeitschrift The Choir vom 5. und 12. September 1874 herausgegebenen drei Briefe Mendelssohn-Bartholdy's an Goethe eine Fälschung (nachgewiesen zuerst in der Wiener Deutschen Zeitung desselben Jahres Nr. 986).

Bemerkenswerth ist auch der im Sommer 1830 folgende und im October 1831 wiederholte Aufenthalt in München, sowol wegen der hier begründeten lebenslänglichen Freundschaft mit der Liedercomponistin Josephine Lang, späteren Frau Köstlin in Tübingen, welche M.-B. gleichsam entdeckte und ausbildete, als auch weil sein Erscheinen genügte, dem Musikleben der Stadt einen neuen Schwung zu geben. Bei dem zweiten Besuche trug er (Concert vom 17. October 1831) das soeben entstandene G-moll-Concert (op. 25) vor und phantasirte zum Schlusse öffentlich am Clavier, wie einst Mozart und damals noch Hummel zu thun pflegten. Es bezeichnet den Zeitgeschmack, daß die heute nicht mehr gehörte C-moll-Symphonie (op. 11) mehr gefiel als die „unverständliche“ Sommernachtstraum-Ouvertüre („indeß Phantasie, Charakter und ein musikalisch-romantischer Geist blinken überall hervor“). Der Berichterstatter der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung (Jahrg. 34, S. 57) schreibt jedoch nach M.-B.'s Besuch: „Wer kennt ihn nicht? Ein Heros in ausübender Kunst; groß, über alles Schwierige hinweg, feurig und noch verständlich“ und später (Jahrg. 36): „seit seiner Anwesenheit ist Beethoven vorzüglich zerfleischt worden.“

Nach einem kurzen Aufenthalte in Wien (August 1830), wo man „die Fertigkeit seines Clavierspiels und noch mehr die ausgezeichnete Gabe des Phantasirens bewunderte“, dann in Preßburg, in Gratz, traf M.-B. am 9. October in Venedig und am 1. November in Rom ein. Die lange, auch Neapel umfassende, mit „Goethe's Gedichten und drei Hemden“ im Ränzel zurückgelegte, später nicht wiederholte italienische Reise endete erst im Juli 1831 in Mailand. Den ganzen Winter verblieb er in Rom, glücklich ein Bürger der ewigen Stadt zu sein, die Kunst, die Ruinen, die Landschaft bewundern und in solcher Umgebung seiner Arbeit leben zu können. Daß dieser Aufenthalt von dem höchsten Einfluß auf seine Entwickelung gewesen, bestätigte er dem Engländer Horsley in Interlaken noch kurz vor seinem Tode. Ihn beschäftigten die Hebridenouvertüre, die italienische und die schottische Symphonie (op. 90 und 56), die Walpurgisnacht und eine Menge kirchlicher Werke, Psalm 115 (op. 31), Motetten (op. 23), eine Weihnachtscantate, die Hymne „Verleih uns Frieden gnädiglich“, die drei Motetten für die Nonnen auf Trinità de' Monti (op. 39) und kleinere Claviercomposition. Vor der modernen italienischen Musik zog er sich hier ganz in die deutsche zurück als producteur infatigable, nach Berlioz' Worten, obschon er die berühmten Ostergesänge der päpstlichen Kapelle so genau in sich aufnahm, daß er die ganze Musik mit allen Abbellimenti für seinen alten Lehrer Zelter zu Papier bringen konnte, wie einst 1770 Mozart das dort gesungene Miserere von Allegri nach dem Gehör niederschrieb. Palestrina's Improperien waren ihm „wirklich fast das Vollkommenste“ aller Vocalmusik. Auch seine Augen hatte er überall.

Italien ward epochemachend auch für sein Malen und Zeichnen und seine dortigen Bekanntschaften, Horace Vernet, Thorwaldsen, H. Berlioz, Benedict, Baini, Santini gehörten ebenso der bildenden Kunst an wie der tönenden.

Von den Erlebnissen der im August 1831 sich anschließenden Schweizer Reise heben wir hier nur das Orgelspiel im Kloster zu Engelberg hervor. Der zweite Aufenthalt in München ist schon erwähnt. Dort hatte M. den Auftrag erhalten eine Oper zu schreiben und die Textnoth bewog ihn, Immermann in Düsseldorf aufzusuchen, ein Besuch, der zwar des eigentlichen Zwecks verfehlte, aber Mendelssohn-Bartholdy's spätere Berufung dorthin vorbereitete. Man ward über einen dem Dichter wie dem Musiker sympathischen Text einig, über eine Bearbeitung des Shakespeare'schen Sturm; das von Immermann im folgenden Jahre nach Berlin gesandte Textbuch sagte M.-B. jedoch nicht zu. Vielleicht hätte eine Oper Sturm die spätere Ausführung der Musik zum Sommernachtstraum nicht aufkommen lassen; die Stoffe waren zu verwandt; die Gegensätze Ariel und Caliban hätten den Gegensatz der Elfen und Rüpel vorweg genommen.

In dem mehrmonatlichen Pariser Leben (Mitte December 1831 bis April 1832) wiederholten sich die ungünstigen Eindrücke des Jahres 1825, obwol M.-B. diesmal Freund Hiller vorfand und neue Bekanntschaften, wie Liszt und Chopin machte. In den von Habeneck geleiteten Concerten des Conservatoriums gelangte zwar seine Sommernachtstraum-Ouvertüre zur Aufführung und er selbst spielte das den Parisern noch fremde G-dur-Concert von Beethoven, im Allgemeinen aber fand er nicht die ihm gebührende Anerkennung als Musiker von Bedeutung, geschweige als der erste Musiker der Zeit. Seine Reformationssymphonie ward, wie erklärlich, vom Conservatorium abgelehnt, dessen Pforten ihm auch in den nächsten elf Jahren verschlossen bleiben sollten. Bitter empfand er Meyerbeer's unbestrittene Herrschaft und den Ruhm seines „Robert", eine Antipathie, welche bekanntlich auch Robert Schumann, der zweite Hohepriester der klassisch-idealen Gemeinde, theilte; bei der Gleichheit der Herkunft ist es psychologisch erklärlich, daß M.-B. den Gegensatz gegen Meyerbeer in seinem Innern verschärfte. In Paris erfuhr er den Tod seines Freundes Eduard Rietz, dem er dort das Adagio des A-dur-Quintetts (op. 18) widmete, sowie später den Tod Goethe's. Er meldete ihn Freund Hiller mit verweinten Augen und sagte voraus, daß Zelter nun auch folgen werde. Im November schrieb er dann die Musik zu Goethe's „Trauerloge". Im April schon hatte er das böse Paris, vor der Cholera fliehend, für immer verlassen. England entschädigte ihn wieder, sein theures London, die geliebte Orgel der Paulskirche, die philharmonische Gesellschaft, in deren Concerten er die Hebridenouvertüre (zuerst 14. Mai) dirigirte und sein G-moll-Concert wiederholt vortrug.

Im Juli 1832 kehrte M. zu den heimischen Penaten, mit dem Gedanken zurück, sich einen dauernden Wirkungskreis bei ihnen zu gründen. In diese Zeit fallen die Vorarbeiten zum Paulus, nachdem der Plan mit dem „Sturm" sich zerschlagen. Die Zusammenstellung des Textes gab viel Mühe, da der Entwurf von Marx, für den M. den Text des Oratoriums Moses verfaßte, seinen auf Beibehaltung des Bibelworts und des Chorals gerichteten Absichten direct widersprach. Im Hinblick auf die bevorstehende Wiederbesetzung der durch Zelter's Tod erledigten Stelle des Directors an der von Fasch gegründeten Singakademie hielt M. es für gut, sich seiner Vaterstadt als Componist und ausübenden Musiker in ganzer Figur vorzustellen. Seine Werke op. 19—23, darunter das erste Heft der „Lieder ohne Worte" und das erste Heft der „Lieder für eine Singstimme", — beide mit Erinnerungen an Venedig — waren soeben (1832) im Druck erschienen. Er veranstaltete nun im Winter drei „klassische" Concerte, wie Berlin sie nicht gekannt hatte. Er dirigirte darin seine drei ersten Concert-

ouvertüren, die Reformationssymphonie und die Walpurgisnacht (in erster Gestalt), spielte selbst sein G-moll-Concert („mit außerordentlicher Schnellkraft, Präcision, Leichtigkeit und feinem Geschmack"), das beim letzten Besuch in London geschriebene Capriccio in H-moll (op. 22), ferner das D-moll-Concert für Clavier von Seb. Bach, das auch Berlin noch neue G-dur-Concert von Beethoven („vorzüglich sprach das originelle Adagio an"!!) und dessen Sonaten op. 53 („in überschnellem Zeitmaße, dennoch mit seltener Sicherheit und Geschmack, vollkommen schön") und op. 27 in Cis-moll („mit vollendeter Virtuosität und tief empfundenem Ausdruck"), außerdem auch Sachen von Weber und L. Berger. Bei anderen Anlässen spielte er in demselben Winter Mozart's Clavierconcerte in D-moll („ungemein zart, einfach und mit schönem Ton"), mit eigner Cadenz am Schlusse des ersten Theils, und in C-moll („fertig und ausdrucksvoll im Geiste der großartigen Composition"), sowie Beethoven's Violinsonate op. 30, Nr. 2 und das Tripelconcert (op. 56 „so fertig als geschmackvoll und mit schönem Ton und Anschlag"). Die Leipziger Allgemeine Musikzeitung, welcher die eingeklammerten Stellen entnommen sind, fällte das Endurtheil, M.-B. habe sich gezeigt „als ausgezeichneten Pianofortevirtuos ersten Ranges, Instrumentalcomponisten von Genie und Fleiß und geschickten Orchesterdirigenten". Bei der Directorwahl wurde jedoch von den 240 Mitgliedern der Singakademie Rungenhagen den anderen Bewerbern, M.-B. und Neukomm, vorgezogen; Rungenhagen erhielt am 22. Januar 1832 eine Majorität von 148 Stimmen.

Dies Ergebniß war ebenso verhängnißvoll für M.-B., aus dessen Leben fortan ein Element der Unstetigkeit nicht zu bannen war, als für die preußische Hauptstadt, welcher der alles belebende Einfluß eines heimischen Genius, unter dem sie auf den Gebieten der Architektur und Sculptur nach den Freiheitskriegen sich entwickelt hatte, auf musikalischem Gebiete entging. Die naturgemäß zusammen gehörten, die Stadt und ihr begabter Sohn, entfremdeten sich dauernd, die Ernennung Mendelssohn-Bartholdy's zum Mitgliede der Akademie der Künste im Frühjahr 1834 kam zu spät, und die endlichen Bemühungen Friedrich Wilhelm's IV. um Ausgleichung scheiterten zum guten Theil an der schon groß gewachsenen inneren Abneigung. Die meisten Werke Mendelssohn-Bartholdy's fanden nur langsam Eingang in Berlin, sein Paulus z. B. erst im Januar 1842, nachdem er schon 1837 in England von zwei verschiedenen Gesellschaften aufgeführt worden war (in Exeter-Hall und in Birmingham). Erst der nach seinem Tode gegründete Stern'sche Verein hat das Versäumte nachgeholt; das Genie selbst heilt die Wunden, welche die Welt ihm geschlagen, und so ist es sehr zweifelhaft, ob Mendelssohn-Bartholdy's Schaffen und Wirken im Großen und Ganzen durch die damaligen und späteren Berliner Widerwärtigkeiten gelitten. Jedenfalls steigerten sie die Nervosität, der M.-B. so früh erlag. Damals (April 1833) eilte er, dem gastlicheren England seine neuesten Compositionen vorzuführen, darunter die im März beendigte A-dur-Symphonie, die italienische (op. 90), vielleicht seine vorzüglichste, obwohl erst nach seinem Tode veröffentlicht. Vorher hatte ihm die Aufführung der Oper von Conradin Kreutzer „Melusine", auf dem Königstädtischen Theater zu Berlin (21. März), nach einem Grillparzer'schen Texte, Motiv und Idee zu seiner vierten, erst im November abgeschlossenen Concert-Ouvertüre (op. 32) gegeben; ihr entlehnte wiederum Doppler in Wien 1882 Motive zu dem Ballet „Melusine".

M.-B. hatte die Leitung des Niederrheinischen Musikfestes für dies Jahr angenommen, und gewann dadurch, da man ihm dieselbe auch in mehreren folgenden Jahren übertrug, ein Feld der Wirksamkeit für Popularisirung klassischer Musik im Großen, besonders der deutschen Oratorien. Dies ging so fort bis zu seinem Tode, in England wie in Deutschland. In dieser Thätigkeit übertraf er

alle übrigen deutschen Tonsetzer weit. Die Blüthe der Musikfeste fiel in jene Zeit, als die großen Bach'schen, Händel'schen und Beethoven'schen Werke zuerst ihren Triumphzug unternahmen und in den Gemüthern der Tausende Verständniß fanden, als Mendelssohn-Bartholdy's, Schumann's, Hiller's, Gade's und Anderer Schöpfungen mit dem Reiz der Neuheit zuerst ans Licht traten und die Musiker aller Länder sich unter solchen Klängen gesellig verbanden. Kam dazu ein Leiter von der Ueberlegenheit und zugleich von dem persönlichen Zauber Mendelssohn-Bartholdy's, war es Pfingsten, war es am Rhein, so erreichte die Musik ihre höchsten, reinsten und allgemeinsten Wirkungen. Uns waren und sind diese Feste, was den Griechen die Panathenäen und die Olympischen Spiele. Das erste Musikfest nun zu Düsseldorf um Pfingsten 1833 (26. Mai), auf welchem M.-B. Händel's Israel in Egypten dirigirte, hatte sein Engagement als Musikdirector der Stadt zur Folge, eine Stellung, welche er vom October 1833 an zwei Jahre hindurch bekleidete. Es war eine Vorschule für die sich daran anschließende Leipziger Dirigentenstellung, nur daß Mendelssohn-Bartholdy's Wirksamkeit im ersten Winter sich außer auf Kirchen- und Concert-Musik auch auf das Theater erstreckte. Er gab sogleich in klassischen Mustervorstellungen die vorzüglichsten Mozart'schen Opern, den Wasserträger, die Beethoven'sche Egmont-Musik. Der Hof des kunstliebenden Prinzen Friedrich von Preußen, die Malerschule unter Schadow, mit Lessing, Bendemann, Schirmer — bei dem M.-B. wieder in die Schule ging —, die leider bald getrübte Freundschaft mit Immermann, dem artistischen Leiter des Theaters, die Verbindung mit Fr. v. Uechtritz und Schnaase, das durch diese Kräfte damals in Düsseldorf hervorgerufene „unvergleichliche Zusammenwirken aller Künste", nach den Worten eines Zeugen, des Historikers von Sybel, die frohe Geselligkeit in mehreren Häusern, wie dem Woringen'schen und Sybel'schen, vor allem das Wirken in einem selbstständigen Amte und das eigene Schaffen stempeln die Düsseldorfer Zeit zu einer überaus glücklichen. In ihr kam der größte Theil des im März 1834 begonnenen Paulus zu Stande. Auch führte M.-B. in Köln, auf dem Musikfeste des Juni 1835, in Gegenwart seiner Eltern und Geschwister Händel's Salomo mit seiner eigenen, in Italien geschriebenen Orgelbegleitung auf.

Noch glücklicher gestalteten sich die Verhältnisse, als M.-B. im October 1835 als Leiter der Gewandhaus-Concerte nach Leipzig berufen wurde, um mit geringen Unterbrechungen bis zu seinem Ende in dieser, sich immer erweiternden und auch eine Lehrthätigkeit umfassenden Stellung zu bleiben. Mit einem Schlage erhob er sie durch das Gewicht seiner Persönlichkeit zur ersten in Deutschland, Leipzig zum Mittelpunkte des europäischen Musiklebens, die Epoche seines dortigen Wirkens zu vorbildlicher Bedeutung für alle Zeiten. Nur dadurch konnte dies geschehen, daß die äußere Gunst der Stellung einem Künstler ersten Ranges zu Theil ward, in welchem alle Gaben, die höchste Bildung, große Leistungen und universale Kenntnisse, genügend um damit mehrere auszustatten, doch zurücktraten gegen die Energie eines dem Edlen hingegebenen fleckenlosen Charakters. Er leuchtete wie ein Stern in jener Epoche, und war sie nur kurz, sie umschloß doch die Ewigkeit. Ein Concertmeister wie David unterstützte ihn, Rob. Schumann, ihn hoch verehrend, vertrat zunächst litterarisch, dann auch componirend und lehrend dieselbe Sache, eine Claviervirtuosin wie Clara Wieck, spätere Frau Schumann, Sängerinnen wie Livia Frege standen ihm zur Seite, später auch als Lehrer M. Hauptmann und Moscheles; Liszt, Ernst, Clara Novello, Jenny Lind und ohne Ausnahme alle namhaften Virtuosen jener Zeit suchten eine Ehre darin, in seinen Concerten aufzutreten. Schaffend führten er selbst, für alle unerreichtes Muster, N. Gade (C-moll-Symphonie), R. Schumann (B-dur-Symphonie), F. Hiller, St. Bennett, Berlioz, die sich entwickelnde Neuzeit herauf, aber die wesent-

liche Aufgabe bestand für ihn doch darin: die Erbschaft der großen Vergangenheit anzutreten, deren Schätze überhaupt erst zu heben. Was er in Berlin 1829 mit der Matthäus-Passion begonnen, wurde durchs ganze Leben fortgesetzt. Erst durch M.-B. ist Deutschland der Werth jener Schätze zum Bewußtsein, und deren praktische Aneignung, neben der theoretischen Vermittlung vorzüglich durch R. Schumann und A. B. Marx, in Fluß gebracht worden. Seitdem erst sind Bach, Händel, Beethoven, Fr. Schubert ganz unser Eigen. Eine solche andern zugewandte, zumal so universelle Thätigkeit läßt sich keinem zweiten Componisten von Bedeutung, nicht Weber, nicht Spohr, nachrühmen, nur M.-B. war groß genug, sich selbst als Epigonen zu behandeln. Es kam vor, daß er seine bereits angenommenen eigenen neuen Werke in England von der Aufführung zurückzog, weil das Orchester die Schubert'sche C-dur-Symphonie ablehnte. Nicht nur in England sind Bach'sche Orgelwerke, Präludien, Fugen, die große Passacaglia von ihm zuerst gespielt worden, auch für Leipzig, und von da aus für immer weitere concentrische Kreise, schuf er den Bach-Cultus durch Aufführung jener Passion (Palmsonntag 1841), durch seine Orgelconcerte in der Thomaskirche zum Besten des von ihm gegründeten Bachdenkmals, durch Wiederbelebung anderer Hauptwerke wie der Ciaconne für Violine (zuerst 1840 durch David), für welche er die Clavierbegleitung setzte, und dann lehrend und den Sinn für Bach auf empfängliche Schüler, wie Joachim, übertragend. Der Rhein lernte durch M.-B. erst Bach's Vocalmusik kennen. Ebenso führte er mehrere Beethoven'sche Hauptwerke zuerst ins Leben, überwand die gerade bei Musikern damals am Tiefsten gewurzelte Abneigung gegen die Neunte Symphonie, mit der er die Winterconcerte in Leipzig zu schließen pflegte; auch sie machte er auf den Rheinischen Musikfesten populär (anfangend Pfingsten 1836 in Düsseldorf) und gab ihr die Bedeutung, welche ihr im Musikleben gebührt. Er zuerst löste den Bann, der auf Beethoven's letzten Werken ruhte, als seien sie auf einem andern Planeten geboren. Die für die heutige Geltung Schuberts so einflußreiche Aufnahme der C-dur-Symphonie in die Concertmusik ging von ihm aus (zuerst am 22. März 1839, nachdem Schumann das Tonwerk in Wien aufgefunden). Ihm verdanken wir auch vergleichende Musik, historische Concerte (Febr. und März 1838), wie er auch im Gewandhaus die vier Lenoren-Ouvertüren hinter einander spielen ließ (Winter 1840).

Neben dieser umfassenden Thätigkeit, womit sich ein immer wachsender Briefwechsel verband, ging die eigene Production unverrückt ihren Gang, auf vocalem wie instrumentalem Gebiet. Im Vordergrunde stand das Oratorium, obschon die Verhandlungen wegen eines Operntextes nie ruhten (s. Planché, Recollections and Reflections 1872, ch. 21), er auch schon, wie bald darauf Dorn und Wagner, mit den Nibelungen (1840) deutsche mythologisch-epische Stoffe in Aussicht nahm. Zu Pfingsten 1836 in Düsseldorf trat zuerst sein Paulus ans Licht; noch kurz vor der Aufführung schrieb er dort die Tenor-Cavatine Nr. 40: „Sei getreu bis in den Tod"; überhaupt ward unter den Eindrücken der Aufführung noch manches nachträglich geändert, nach seiner Gewohnheit. Im October folgte Liverpool mit diesem Oratorium, welches im nächsten Jahre auch Leipzig und Birmingham, und dann Musikfest auf Musikfest, z. B. im Juli 1840 das zu Schwerin, unter des Componisten eigener Leitung hörten. Es war nach M. Hauptmann's Worten bedeutsam, daß die Erneuerung unseres protestantischen Oratoriums von einem jungen, nicht von einem abgelebten Componisten ausging, daß M.-B., indem er zur Polyphonie und allen Künsten des Contrapunkts, als Ausdrucksmitteln des Erhabenen und Unendlichen in der Musik, mit voller Hingabe und Meisterschaft zurückgriff, seinen Chören und Arien einen jugendlichen Schwung und den Ausdruck der Herzenswärme und

innerer Ergriffenheit verlieh. Dieser Vorzug mag zur Schranke werden; jedenfalls konnte M.-B. nur so seine Lebensaufgabe als Regenerator der geistlichen Musik erfüllen. Man hat ihn in dieser Wirksamkeit mit Schleiermacher, als religiösem Erwecker, verglichen. Wenigstens hat nach ihm zugleich eine strengere, die subjectiven Elemente zurückdrängende Richtung, eine musikalische Orthodoxie (Fr. Kiel's Christus, Messe u. Requiem) und eine freiere Richtung (Brahms' deutsches Requiem) sich Bahn gebrochen. Den Ausgangspunkt dieser ganzen Entwicklung bezeichnet jedoch jener Pfingstfeiertag des Jahres 1836.

Inzwischen hatten Mendelssohn-Bartholdy's persönliche Verhältnisse sich geändert. Seine jüngere Schwester Rebecca war seit dem Jahre 1832 an den Professor der Mathematik Dirichlet verheirathet und im November 1835 der Vater, der treue Mentor, gestorben, während die Mutter den Kindern noch sieben Jahre erhalten blieb (bis Dec. 1842). In Leipzig hatte M.-B. Anfangs als Junggesell gelebt; er nahm seinen Mittagstisch im Bairischen Hof, meist zusammen mit David, Sterndale Bennett, Walther Goethe, auch Rob. Schumann, der ihn als F. Meritis seinen Davidsbündlern zuzählte. Bei einem längeren Aufenthalt in Frankfurt a. M. im Sommer 1836, um den dortigen Cäcilienverein, an Stelle des ihm seit langen Jahren befreundeten, erkrankten Directors Schelble zu leiten, verlobte er sich mit Cécile, der jugendlichen und anmuthigen zweiten Tochter des bereits verstorbenen reformirten Pfarrers Jeanrenaud. Die Heirath fand im März des folgenden Jahres statt. Es ward ihm das Glück einer Häuslichkeit und einer harmonischen, mit fünf Kindern gesegneten, ihn ganz befriedigenden Ehe bis zu seinem Ende zu Theil. Frankfurt aber, die nächste Umgebung und der ganze Rheingau, den er fortan oft zur Erholung aufsuchte, erhielt für ihn den Preis unter allen deutschen Ländern. Dort entstanden eine Menge seiner Werke seit 1836, unter andern auch, unter den Anregungen der Geselligkeit am Main und Rhein und der schönen Gegend, mehrstimmige Lieder, im Freien zu singen, unübertroffene Muster dieser Gattung. Bereits aber beschäftigte ihn ein neues Oratorium. Im August 1837, in London, war der Plan zum Elias, einem bisher noch nicht zu solchem Zweck behandelten Stoffe, mit Klingemann beredet, und von den Plänen eines Petrus oder eines Christus zunächst Abstand genommen worden. Der Bibelvers 1. Könige 19,11 gab, Hiller zufolge, den Anstoß. Vorher schrieb er bei einer Gelegenheit, dem im Juni 1840 in Leipzig zu feiernden Buchdruckerfeste, in kurzer Zeit die mit Orchestersätzen verbundene Cantate Lobgesang (op. 52), welche nach Leipzig auch auf dem Musikfeste in Birmingham von ihm im Herbste 1840 zu Gehör gebracht wurde. Bei Beurtheilung des Werks ist die Erinnerung an Beethovens Chor-Symphonie, mit ihren inneren zuletzt eine Ausgleichung findenden Gegensätzen, abzuweisen. Mendelssohn-Bartholdy's Cantate erfüllt als geistliche Musik sowol im symphonischen als vocalen Theile eine einheitliche Stimmung, beide sind gleichmäßig bemüht, religiöse Empfindung zu wecken. Es war vielleicht ein Wagniß, das vocale Hauptthema des ersten Theils zur instrumentalen Durcharbeitung zu benutzen; im Uebrigen zeigt jeder Abschnitt die Reife und Vollendung des späteren M.-B., und es kommt nur darauf an, den Einigungspunkt aller Theile zu finden, um das Werk seinen besten zuzurechnen.

Die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. im Jahre 1840, der schon als Kronprinz M.-B. besonders geneigt war, äußerte sogleich ihre Wirkungen. M.'s Leipziger Thätigkeit, seine Bemühungen um das Bachdenkmal und die Gründung eines Conservatoriums für Musik sollten noch vor Ablauf des Jahres von preußischen Einflüssen gekreuzt werden. Das Wesentliche für den König war, diese große künstlerische Persönlichkeit seinem Lande zurückzugewinnen. Man dachte zunächst an eine Anstellung als Director einer musikalischen Abtheilung der

Akademie der Künste, später als Chef der evangelischen Kirchenmusik. Der Name, unter dem man ihn erhielt, war gleichgültig, ebenso wie Titel, Gehalt, Orden, womit man nicht geizte. M.-B. aber kam es auf die geeignete praktische Wirksamkeit an, und das Feld zu einer solchen ihm zu ebnen, wollte dem Könige nicht gelingen. Gleichwol war M.-B. beschieden, hier die Keime einer neuen Kunstentwicklung in ein fruchtbares Erdreich auszustreuen. So bitter er stets die Schwierigkeiten und Hemmnisse seines berliner Wirkens empfand, es war immer ein Segen für ihn, im Dienste seines Vaterlandes die ihm verliehenen Gaben gebrauchen zu können. Mozart ward es nie so gut. Hat er selbst einer Musikschule in Berlin nicht vorgestanden, so sind des Königs und seine eigenen Ideen doch später durch den Cultusminister von Mühler unter seinem Lieblingsschüler ins Leben getreten. Bei Gründung der Hochschule für Musik ward an die früheren Verhandlungen mit M.-B. unmittelbar angeknüpft. Den Berliner Domchor hat er gleichfalls nicht geleitet; der Versuch, durch den ersten Kirchen-Componisten auch gottesdienstliche Musik, als Theil des Cultus, in die evangelische Kirche einzuführen, ist damals nicht geglückt; M.-B. empfand die Opposition vom ersten Domprediger bis zum Balgentreter. Was er aber an liturgischen Gesängen damals geschrieben, unter dem Druck des praktischen Zwecks, die Uhr in der Hand, überragt durch Kraft und Prägnanz des Ausdrucks und die Gedrungenheit der Form seine übrige Kirchenmusik, gehört dem Besten an, das seiner Feder entflossen. Es lebt in den Gesängen des Domchors noch heute, die Seelen der Menschen an geweihter Stelle fort und fort zu durchdringen. M.-B. war, nach seiner Schwester Fanny Worten, ein geborner Kapellmeister, überdies ein geübter wie wenige. Mit dieser Begabung, dieser Uebung, mit der Autorität seines Namens, an den sich in den Vorstellungen der Zeitgenossen die Ideen des Echten, Reinen, Classischen in der Tonkunst knüpften, griff M.-B. seit dem Jahre 1842, wenn auch in der bescheidenen Function als Dirigent der Symphonie-Soireen (in der Singakademie), in das Berliner Musikleben epochemachend ein. Was Habeneck in Paris, was M.-B. selbst in Leipzig lange Jahre hindurch gethan, Beethoven und die anderen großen symphonischen Meister, besonders der Wiener Schule, zum Leben zu erwecken, geschah damals in Berlin erst durch ihn. Allen Musikern war es wie eine neue Offenbarung. Die Stärkeunterschiede, wie sie bisher unbekannt waren, die Genauigkeit des Zusammenspiels, die gewählten Tempi und die freien Vortrags-Nüancen, alles rief ungeahnte orchestrale Wirkungen hervor. Diese Impulse wirken fort, obschon bei M.-B.'s desultorischer Thätigkeit ein dauerndes Verhältniß zum Publicum wie in Leipzig oder selbst London sich nicht entwickelte, er nicht wie dort auf Händen getragen, sein Werth nicht allseitig anerkannt wurde.

Vom Herbst 1843 bis zu Ende 1844 hatte M.-B. als preußischer General-Musikdirector sein Domicil wieder in Berlin, während seine Stellung in Leipzig nie ganz aufgegeben war, insbesondere nicht zu dem im April 1843 dort eröffneten Conservatorium, einer seiner glücklichsten und hoffentlich dauerndsten Schöpfungen. In des Königs von Preußen Auftrag vollendete er von 1841 bis 1844 eine Reihe von Werken, welche sämmtlich in der Richtung der romantischen Schule liegen, dem Deutschen die ersten Erzeugnisse aller fremden Litteraturen anzueignen. Die deutsche Bühne insbesondere fühlte und fühlt sich seit den Weimarer Tagen kosmopolitisch gestimmt. Schon in Düsseldorf hatte M.-B., außer zu Immermann's Andreas Hofer, auch zu Calderon's standhaftem Prinzen Musik geliefert. Mit Shakespeare's Sturm war er nicht zu Stande gekommen. Jetzt sollten ihn doch Sophokles, Shakespeare und Racine auf die Bretter zurückführen. Zuerst Sophokles. Die Musik zu Antigone für Männerstimmen

und Orchester entstand in etwa 14 Tagen im September und October 1841 und gelangte zuerst im Neuen Palais bei Potsdam, später wiederholt im Berliner Schauspielhause zur Aufführung. Von den Versuchen, das Alterthum auf der Bühne wieder zu erwecken, ist dieser jedenfalls der vollständigste und glücklichste, wenn auch die moderne Musik sich mit den antiken Worten und Vorstellungen nicht ganz vermählen kann. M.-B. verschmähte es, seiner Musik durch lydische oder phrygische Tonart eine archaistische Färbung zu geben, oder den Stil Gluck's nachzuahmen, schrieb vielmehr so, wie er die erhebenden Chöre musikalisch empfand. Damit erreichte er den allgemeinen Erfolg, auch in London und Paris (1844 auf dem Odeon-Theater) und erhob das gewagte Unternehmen über das Experiment hinaus. Die ethischen Voraussetzungen der Antigone sind die unsrigen; anders schon im Oedipus auf Kolonos, den M.-B. im Februar 1845 in gleicher Art bearbeitete, aber nicht mit gleichem Erfolge. Glücklicher traf er's mit Shakespeare's Sommernachtstraum. Im Sommer 1843 hatte er, im engen Anschluß an die Ouvertüre aus dem Jahre 1826, die Musik zu dem Stücke: Scherzo, Elfenmarsch, Elfenchöre, Allegro Appassionato, Notturno, Hochzeitsmarsch, Todtenmarsch für Pyramus und Thisbe, Rüpeltanz und sonstige Begleitungsstücke beendigt. Unter Tiecks Leitung kam diese Bearbeitung im October in Berlin zur Aufführung (zuerst am 14. October im Neuen Palais bei Potsdam). Es ist eine der höchsten Leistungen Mendelssohn-Bartholdy's, diejenige, die nur ihm glücken konnte, ganz auf der Höhe des Gegenstandes, diesem überall gerecht und zugleich ganz des Componisten Eigenthümlichkeit wiedergebend. Hier vereinigt sich alles, was den größten Künstler macht: M. ist hier volksthümlich, ohne im Mindesten von der künstlerischen Höhe, die er stets einnimmt, herabzusteigen. Das schwierige Problem, die von dem Dichter wunderbar combinirten Elemente des Zauberspuks und der festlichen Stimmung, der Liebe und des Burlesken, mit einer Nüance romantischer Ironie, in Tönen zu verkörpern, ist vollständig gelöst, als verstände es sich nur so von selbst. In der Jugend war M.-B. die Empfindung des Stücks lebendig, dann im Laufe der Jahre immer reiner und abgeklärter zu eigen geworden; so schöpfte er bei diesem Stück aus seinem innersten Leben und Wesen. Vielleicht trifft er nirgends so unmittelbar das Herz, als in den unschuldvollen Elfenchören. Auch im Hochzeitsmarsch finden sich die Elemente der Dichtung so glücklich wieder, daß derselbe seinen Weg durch die Welt genommen hat, wie einst Mozarts Don Juan-Menuett, und noch heute in England bei keiner Trauung fehlen darf. Gleichzeitig im Sommer 1843 setzte M.-B. die Chöre zur Athalia, und auch in ihnen, im Marsch und in der im folgenden Jahre entstandenen Ouvertüre ist der etwas abstract feierliche Ton des kirchlichen Theaterstücks glücklich getroffen.

Die Lösung aller jener Aufgaben, von welchen M. nur den wieder aufs Tapet gebrachten Sturm und die Eumeniden des Aeschylus —, man kann wohl sagen glücklicher Weise — schuldig blieb, zeigt eine staunenswürdige Versatilität des Talents. M.-B. hatte diejenige Meisterschaft erreicht, wo Intention und Ausführung, Wollen und Können sich ganz decken. Aus dieser Periode stammen zwei seiner vorzüglichsten Instrumentalwerke. Das erste sind die im Sommer 1841 für Klavier gesetzten D-moll-Variationen über ein eigenes Thema (op. 54), Mendelssohn-Bartholdy's Beitrag zum Besten des Bonner Beethoven-Denkmals (1842), aber auch innerlich an Beethoven's C-moll-Variationen (Nr. 36) anknüpfend, welche wiederum auf Händel zurückweisen, ganz aus innerem Drange entstanden, ein Musterwerk strengen Stils, neben dem sich aus neuer Zeit nur R. Schumanns op. 13, in freierer, und Fr. Kiel's op. 17, in strengerer Form, nennen lassen. Ebenso tritt das Violinconcert (op. 64), im September 1844 be-

endigt, unmittelbar neben das Beethoven'sche, weit über die Sphäre nicht nur der Virtuosen-Concerte jener Zeit, sondern auch der Spohr'schen durch innere Gesundheit und classische Form sich erhebend, anfangs eine Lieblings-Aufgabe von Ernst (1849 in London), wie später von Joachim. David stand als Geburtshelfer dem Componisten zur Seite, der auf jenes Rath bisweilen eine leichtere Fassung der Passagen, nicht gerade zum Vortheil des Werkes, annahm.

Zwischen allen Compositionen und Aufführungen (namentlich auf deutschen Musikfesten und in London 1842 und 1844) ging die Arbeit am Elias ihren Gang, woran (seit 1844) die textliche Auswahl zu einem neuen Oratorium, Christus, sich anschloß. Es machten sich jedoch die Folgen der Ueberanstrengung geltend, und manche Instrumentalwerke begannen gegen früher ein Nachlassen in der Erfindung, eine gewisse Ermüdung, Monotonie der Wendungen und eine zu nervöse Lebhaftigkeit zu zeigen. Im October 1845 schied er ganz aus der Berliner Stellung, um die alte Thätigkeit in Leipzig wieder aufzunehmen. Wir treten damit in Mendelssohn-Bartholdy's letzte Periode. Wieder leitete er die Gewandhaus-Concerte und übte zugleich die Directions- und Lehrthätigkeit am Leipziger Conservatorium, das durch ihn zu einer Pflanzschule der classischen Musik für die ganze Welt, für Nordamerika wie für Europa, erhoben wurde. Er unterrichtete selbst in zwei Klassen, in der Composition und im Klavierspiel, von Bach bis zu Chopin's Etüden fortschreitend; groß war die unmittelbare Wirkung, größer noch die mittelbare, sein Einfluß ins Große und Ganze der Kunst.

Im Sommer 1846 war der Elias soweit fertig, um das Musikfest in Birmingham am 26. August zu einem ewig denkwürdigen zu erheben. Vor der Reise dorthin, im Mai und Juni, hatte M.-B. noch die Musikfeste in Aachen, in Lüttich, für welches er sein Lauda Sion (op. 73) im Februar geschrieben hatte, und das in Köln zu dirigiren. Für dieses war Schillers Lied „An die Künstler" als Chor für Männerstimmen componirt (op. 68). Die Reise am Rhein wie in England bildete einen ununterbrochenen Triumphzug. Seine Gegenwart in Birmingham, seine Leitung des Elias waren ein öffentliches Ereigniß, dem die Times und andere politische Blätter ihre Spalten widmeten. Die Nummer des City-Blattes vom 27. August 1846 beschreibt das ganze Fest, wie bei Mendelssohn-Bartholdy's Erscheinen am Dirigentenpult der Enthusiasmus die gewöhnlichen Schranken durchbrach, wie „ein lautes und allgemeines Willkommen die Gegenwart des größten Componisten unseres Zeitalters ehrte", wie schon nach dem Schlusse des ersten Theils das Orchester und das ganze Auditorium sich zum Beifall erhoben und die Huldigungen am Schlusse des Ganzen sich aufs Höchste steigerten (The last note of Elijah was drowned in a long-continued and unanimous volley of plaudits, vociferous and deafening. It was as though enthusiasm, long checked, had suddenly burst its bonds and filled the air with shouts of exaltation). Der berühmte Staudigl sang den Elias. Chor auf Chor, Nummer auf Nummer hatten wiederholt werden müssen. So warmen Empfang bereitete Albion dem größten Oratorium der neuern Zeit, um es sogleich seinen nationalen Heiligthümern einzureihen und ihm die nächste Stelle nach Händel's Messias anzuweisen. Der Componist selbst aber unterzog sein Werk, der begeisterten Aufnahme unerachtet, im nächsten Winter einer abermaligen strengen und mühsamen Durcharbeitung, verwarf Sätze und Theile von Sätzen und schrieb ganz neue (z. B. Nr. 24, Nr. 25 und den Chor Nr. 36), änderte auch mehrfach den Text, und ließ so das Werk in neuer Gestalt im Juli 1847 im Druck erscheinen, nachdem er es in derselben schon im April vorher in London, in Manchester und in Birmingham von Neuem aufgeführt hatte. In einem der philharmonischen Concerte spielte er wieder Beethoven's

G-dur-Concert mit einer extemporirten Cadenz zum allgemeinen Entzücken, und er selbst gestand, sich Mühe gegeben zu haben, weil er die Königin Victoria und eine seiner liebsten Freundinnen der letzten Jahre, Jenny Lind, unter den Zuhörern gewußt. Die Königin und der Prinz Gemahl zeichneten ihn als Menschen wie als Künstler aus, er fand bei ihnen eine Würdigung, wie bei keinem seiner heimischen Fürsten. Das Leben und die Thätigkeit in England hatten seine Kräfte jedoch mehr denn je erschöpft. Er sah ein, daß es so nicht weiter gehen könne. Schon seit dem Jahre 1846 war der Plan in ihm gereift, alle amtliche Wirksamkeit, alles Dirigiren, öffentliche Spielen und das Lehren aufzugeben, sich aus dem Tumulte zurückzuziehen und, sei es in Frankfurt a. M., sei es in Berlin, nur den Seinigen und dem Berufe als Componist zu leben. Der Ausführung traten immer neue Hindernisse oder Verlockungen entgegen, in der letzten Stunde noch Einladungen zur Leitung seines Elias in Berlin und Wien. Opernentwürfe hatten ihn zu beschäftigen nicht aufgehört. In einem Briefe an Ch. Duveyrier war (1843) der Text zu einer Oper, Jungfrau von Orleans, zur Sprache gekommen; über andere Texte hatte er mit Frau Birch-Pfeiffer und mit Scribe (1846) verhandelt; endlich that ihm Geibel mit der Loreley Genüge, einem der Mendelssohn'schen Melusinen-Ouvertüre verwandten, ganz nationalen und zugleich hochpoetischen, der Märchen- und ebenso der Menschenwelt angehörigen Stoffe. Schwerlich hätte eine glücklichere Wahl getroffen werden können. Was wir von der Musik besitzen (op. 98, Finale des 1. Acts, ein Ave-Maria für Frauen- und ein Winzerchor für Männerstimmen) zeigt M.-B. in ganzer Größe; das Finale, im Winter 1847 componirt, vielfach in Concerten aufgeführt, kommt jedoch, als bewegte Handlung, nur auf der Bühne zu seinem Rechte, ein Beweis von der rein dramatischen Conception des Inhalts. Der romantische Weber-Marschner'sche Opernstil ist ganz überwunden, und nur Gluck gestattet einen Vergleich. Ebenso fallen die Fragmente zu dem Oratorium Christus (op. 97) in das letzte Lebensjahr. Sowohl nach der Natur des Gegenstandes als nach dem Entwickelungsgange, den M.-B. auf dem Gebiete der kirchlichen Musik zurückgelegt, läßt sich sicher annehmen, daß das Oratorium ebenso weit den Elias überragt haben würde, als dieser über den Paulus hinausgeht. Dem Frühling 1847 gehören auch die drei Motetten op. 69 an. So stand M.-B. mitten im Schaffen, als ihn, nach der Rückkehr aus England, in Frankfurt a. M. die Nachricht von dem am 14. Mai erfolgten Tode seiner Schwester Fanny Hensel unerwartet traf. An Seele und Leib gebrochen, suchte er in Begleitung seiner Familie Genesung zuerst in Baden-Baden, dann in der Schweiz. Den größten Theil des Sommers bis Mitte September verblieb er in Interlaken, zeichnend, malend, bald auch wieder componirend, und gelegentlich auf der Orgel des Dorfes Ringgenberg am Brienzer See sich und seine Freunde erfreuend, deren ihn viele in der Schweiz aufsuchten, wie der Historiker Grote und Chorley. In dieser Trauerzeit entstanden die hochpathetischen Violinquartette op. 80 und 81 (mit Ausnahme des schon älteren letzten Satzes), und das Lied Nr. 5 von op. 71 „Ich wandre fort". Er richtete sich auf an neuen Plänen, an einer neuen Symphonie für die Londoner philharmonische Gesellschaft, einer Cantate für Frankfurt und den Einweihungsstücken für den Kölner Dom und die Georgshalle in Liverpool. Seinem englischen Verleger Buxton machte er, nach Leipzig zurückgekehrt, reiche Versprechungen, trug auch seinem dortigen Freunde Schleinitz ein neues Violinquartett, mit Ausnahme des langsamen Satzes, der ein Thema mit Variationen enthalten sollte, auf dem Klaviere vor. Auch entstanden noch in Leipzig die Lieder Nr. 3 und 6 von op. 71. Diese Nr. 6, das Nachtlied von Eichendorff, im engen Rahmen ein Lebensbild von ergreifender und zugleich erhebender Trauer, ist eine der schönsten Compositionen

Mendelssohn-Bartholdy's und zugleich seine letzte. Nach wiederholten Schlaganfällen starb er am 4. November 1847. Die Leiche wurde am 8. in Berlin auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof vor dem Hallischen Thore, der Begräbnißstätte der Familie, beigesetzt. So endete M.-B. in einem Alter, in welchem Händel erst seine dauernden Werke begann, gleich Mozart, gleich Schubert.

Die vorstehende Skizze, im Wesentlichen entnommen der überaus genauen, ausgezeichneten Biographie von George Grove (s. unten Litteratur des Jahres 1880), läßt erkennen, daß die Bedeutung Mendelssohn-Bartholdy's zugleich zu suchen ist in seinem Lehren und in seinem Schaffen, in der lebensvollen Einwirkung auf das Musikverständniß seiner Zeit und in dem dauernden Werthe seiner Compositionen. Sogleich sein Auftreten bezeichnete eine neue Epoche, indem durch ihn erst das classische Erbe sowol der Bach-Händelschen Zeit als der Wiener Schule zum Gemeingut Aller erhoben wurde, durch ihn erst die Musik im nationalen Leben den ihr gebührenden Rang als hohe Kunst erhielt, während sie bis dahin im Concert und im Hause mehr als Zeitvertreib galt. Durch ihn gewann sie auf die Nationalbildung und im beschränkten Maße auch auf den Gottesdienst denjenigen Einfluß, welcher im J. 1809 bei Aufnahme der Musik in die Akademie der Künste von den Neugründern des preußischen Staats beabsichtigt wurde (W. v. Humboldt, Werke V, S. 320). Nur einer so idealen Persönlichkeit konnte dies gelingen, in welcher die Fäden aller musikalischen Bestrebungen ihrer Zeit, wenigstens in der germanischen und skandinavischen Welt, als in ihrem geistigen Mittelpunkte zusammenliefen. Die Empfindung dieser Zeit hat M.-B. musikalisch neu gestimmt, unendlich vertieft und veredelt und hierfür in unmittelbarer Thätigkeit als Dirigent von Chor und Orchester, als Klavier- und Orgelspieler, als Lehrer Kräfte aufgewendet, wie keiner seiner großen Vorgänger. Auch dies ist ihm zu Gute zu schreiben. In seinen eignen Klaviervorträgen, welche sich vorzugsweise auf Bach, Mozart und Beethoven (einschließlich der letzten Werke, wie besonders der Sonate op. 111) beschränkten, stellte er ein seitdem unerreichtes Muster auf durch die Unterordnung ausgebildetster Virtuosität unter die rein musikalischen Forderungen; seine beseelte Reproduction erschien als unmittelbare Eingebung, und seit seinem Tode hat man freie Improvisationen eines Solospielers öffentlich nicht mehr gehört. Im Partiturspiel zumal kam ihm Niemand gleich (s. hier Bd. XVI, S. 80); soweit meine Augen reichen, pflegte er zu sagen, reichen auch meine Hände. Durch die Vereinigung der seltensten angeborenen wie erworbenen Vorzüge erklärt sich ferner seine Macht und reformatorische Wirkung als Dirigent. Die Orchester, wenigstens in Norddeutschland, lernten von ihm erst die dynamischen Stärkegrade und Schattirungen, welche jetzt in Concerten — leider nicht im Theater — fast allgemein gehört werden, namentlich ein früher unbekanntes Piano, worauf schon eine Bemerkung in den Stimmen seines Octetts hindeutet („die Piano und Forte müssen sehr genau und deutlich gesondert und schärfer hervorgehoben werden, als es sonst bei Stücken dieser Gattung geschieht"). Dasselbe gilt von den Tempi, welche M.-B. meist viel schneller, aber auch langsamer, nahm, als man bis dahin gewohnt war. Wir notiren in Parenthese nach Minuten die Zeitdauer, welche er einigen der bekanntesten Orchesterwerke gab (Ouverture zum Wasserträger von Cherubini 7 bis 8, Weber's Oberon 8, Euryanthe 7, Zauberflöte 5¾; Haydn'sche Es-dur-Symphonie, Nr. 2, 25 Minuten, je 8, 8¾, 4 und 3¾; Beethoven's D-dur-Symphonie 31, je 2¾, 8½, 12½, 3¼ und 4; dessen C-moll Symphonie 30½, je 6½, 9, 5 und 10; dessen Pastoral-Symphonie 35, je 9½, 12½, 4½, 2½ und 6; Coriolan-Ouverture 5½). Natürlich ergab jede Wiederaufführung derselben Stücke andere Nüancen des Zeitmaßes. Mendelssohn-Bartholdy's Einflusse kamen die große Anmuth seines Wesens, welche das allgemeine Publicum durch

seine Reisebriefe kennen gelernt, die Bekanntschaft mit den Größen seiner Zeit auf allen Gebieten der Kunst und die große Zahl seiner Freunde unter beiden Geschlechtern zu Statten. Von seinen vielen Schülern hat sich unseres Wissens nur L. Meinardus (Ein Jugendleben, 1874) ihm feindlich geäußert, von anderen wol nur Antisemiten, wie Grau in „Ursprüngen und Zielen unserer Culturentwicklung" (Gütersloh 1874, S. 242 ff.) und R. Wagner. Ihn hatte M.-B. 1835 in Leipzig kennen gelernt; sie musicirten zusammen und Wagner übergab dem schon berühmten Director der Gewandhausconcerte eine von ihm 1832 gesetzte Symphonie, ohne jedoch ein Urtheil darüber zu erhalten. M.-B. sah von Wagner's Opern noch den fliegenden Holländer und den Tannhäuser, den letzteren mit Aeußerungen der Befriedigung über Einzelheiten. Näher stand ihm im Leben R. Schumann, wenn er auch weder an der journalistischen Thätigkeit noch an den frühesten Compositionen desselben Gefallen finden konnte. Aber in allen großen Fragen stimmten sie zusammen, ihre Götter waren dieselben, als Componisten pflegten sie dieselben Gattungen, Schumann bildete sich an M.-B. herauf und bekannte sich stets zu ihm. Rührend ist der Ausdruck seiner „Erinnerung" an ihn im Jugend-Album (op. 68, Nr. 28). M.-B. andererseits spielte Schumann's Andante mit Variationen für zwei Pianoforte öffentlich mit jenes Gattin, für die er auch 1841 sein Klavierstück op. 92 verfaßte; ein bisher nicht gedruckter Brief gibt Zeugniß von seiner Freude über Schumann's Paradies und die Peri, wo er sich hier und da auch wiederfinden konnte. Es ist zu wünschen, daß alle noch erhaltenen Aeußerungen Mendelssohn-Bartholdy's über seinen großen Genossen und Rivalen bekannt gemacht werden.

Den ins Allgemeine verlaufenden Einfluß auf die Zeitgenossen überwiegt aber die Wirkung, welche die Werke selbst immer neu und „herrlich wie am ersten Tag", auf empfängliche Gemüther in immer neuen Generationen hervorzurufen bestimmt sind. In ihnen treten uns den großen Componisten kennzeichnende Eigenschaften entgegen: die eigene Physiognomie, welche von früh an der kleinste aus Mendelssohn-Bartholdy's Feder geflossene Satz zeigt, mithin das hohe Gut eines eignen Stils, dann die große Fülle und Allseitigkeit seiner Compositionen im Verhältniß zu der ihm beschiedenen kurzen Lebensdauer, von welchen, nachdem die ursprüngliche Zahl von 72 Nummern sich durch die Herausgabe seines Nachlasses mehr als verdoppelt hat, noch immer neue auftauchen (z. B. eine in Mosewius' Nachlasse zu Breslau aufgefundene Symphonie und eine solche im Besitze von A. Cahen zu Paris, 1823 Eduard Rietz gewidmet), ungerechnet die Bearbeitungen Bach'scher und Händel'scher Werke (besonders die Herausgabe von Händel's Israel in Aegypten 1842, neu instrumentirt und mit einer Orgelbegleitung in Händel'schem Geiste versehen, gegen welche spätere dilettantische Versuche erbleichen, und die 1845 in London herausgegebenen Bach'schen Orgelsachen). Dazu kam die große Nachfolge, welche er gefunden, die dann naturgemäß einen Rückschlag bewirkte. M.-B. hat die deutsche Musik in norddeutschem Geiste und unter den Einflüssen einer ganz bestimmten Epoche, der romantischen oder der sogenannten Epigonenzeit, um einige Werke ersten Ranges bereichert: wir nennen die Musik zum Sommernachtstraum, in der jeder Ton sich als nothwendig legitimirt, Mendelssohn-Bartholdy's hohes Talent sich zum Genie erhebt und er mehr als irgendwo sonst zu einem rein naiven Schaffen vorgedrungen ist, die Walpurgisnacht, Paulus, Elias, die Psalmen, die a Capella zu singenden Sprüche für den Berliner Domchor, die Vocal-Quartette, die Scherzosätze der beiden Symphonien und welche Sätze man sonst nach Neigung und Verständniß hinzufügen mag. In dem Höchsten war Mendelssohn-Bartholdy's Heimath, und Werke, worin er dieses nicht erreichte, bewegen sich wenigstens immer auf dem Wege dorthin. Nur die Höhe seiner Ziele verschuldet sein Zurückbleiben

in der Oper. In der Epigonenzeit zeigt er eine ursprüngliche Natur durch seine überwiegend lyrische Begabung. Diese führt ihn von Anfang an auf andere Wege als die der großen Wiener Meister, an deren Studium er sich gleichwol entwickelte. Auch M.-B. hat keine Zehnte geschrieben. Er hat, abgesehen von Jugendarbeiten, uns keine Claviersonate hinterlassen. Die Instrumentalgattung also, worin gerade Beethoven's Größe liegt, diejenige, welche die innern Kämpfe des menschlichen Gemüths durch die Gegensätze ihrer Motive und deren Verarbeitung gleichsam dramatisch darstellt, entsprach nicht seiner Eigenart. Seine Musik im Ganzen drückt nicht einen durch Kämpfe errungenen, sondern einen von Anfang an gegebenen Frieden aus, nur diesen entwickelnd, so sehr auch hochsentimentale und weltschmerzliche Stimmungen, der Richtung der Zeit der Eichendorff, Lenau, Geibel entsprechend, in den meisten Werken sich zeigen mögen. Mendelssohn-Bartholdy's Bedeutung ruht überhaupt mehr im Vocalen als im Instrumentalen; seine Werke zeigen durchweg einen melodischen Zug, während Symphonie und Sonate weniger melodische, als harmonisch und rhythmisch charakteristische und deshalb fruchtbare Motive erfordern. Daher seine Neigung zu liedmäßigen Sätzen ebenso in seinen Instrumentalwerken, wie in den Oratorien, zu Cavatinen und Canzonetten, und zugleich die zu häufige Wiederkehr ihm eigner Modulationen. So sehr er alle imitatorischen und contrapunktischen Kunstmittel beherrscht, seinem edel und harmonisch gestimmten Gemüth ist nicht in Kämpfen wohl, nicht in Affecten der Leidenschaft, vielmehr rein melodisches Ausströmen schöner Empfindungen Bedürfniß. Ein continuirlicher Psalmengesang, bald zu gewaltiger Stärke anschwellend, bald lieblich säuselnd, durchzieht seine Werke von Anfang bis zu Ende, ein „Gott loben wollen wir vereint", wie es sein Schwanengesang verheißt; man hört ihn gleichsam stets beim Componiren singen und psalmodiren. Fehlt daher seinem Satze die strenge logische Consequenz Beethoven's, vielleicht auch wegen des früheren nicht günstigen Weber'schen Einflusses, so erreicht auch seine Themenbildung nicht das Beethoven'sche Vorbild. Ihm, wie Fr. Schubert, sagte überhaupt die kritische themenbildende Schmiedearbeit jenes Vorbildes nicht zu; seine Themen erscheinen oft zu wenig ausgiebig, wie das Hauptthema des ersten Satzes der A-moll-Symphonie, zu passagenartig, wie das des ersten Satzes des C-moll-Trio, oder zu liedmäßig, als daß sich das Höchste mit den so angelegten Werken hätte erreichen lassen. Gerade er, als ein so bewußt Schaffender, Reflectirender, stellte um so höher das Unbewußte, die Eingebung des Augenblicks, an der er nicht ändern mochte; er besaß, was die Franzosen nennen, le respect de sa pensée. Diese subjective Wahrheit seiner Tonsprache jedoch, verbunden mit der ihm zur zweiten Natur gewordenen formellen Meisterschaft, gibt seinen stets innerem Drange entströmenden Werken den hohen Werth. „Nicht zu componiren, würden Sie nicht ertragen können", sagte er einmal zu L. Ehlert. So führte ihn seine künstlerische Individualität auf andere Wege als die der absoluten Musik, er war eben nicht ein Epigone unserer großen Symphoniker, schuf vielmehr in den Concertouverturen und den beiden aus Reiseerinnerungen gewobenen Symphonien eine ihm eigene malerische Gattung, „episch-landschaftliche Bilder", nach R. Wagner's Bezeichnung, ein Mittelglied zwischen der Programm- und der absoluten Musik. Auch die „Lieder ohne Worte" sind nicht nur einer demonstrativen Abwendung von dem Tande der Zeit, sondern einem innern Bedürfnisse der Seele entsprungen, „Gefühle, Stimmungen, Situationen" nach seinen Worten; sie zeigen in ihrer Reinheit, Schmucklosigkeit und Formvollendung eine Filiation von Bach's temperirtem Klavier. Sie ersetzen die unter seinen Werken fehlenden Klaviersonaten, wie die einzelnen Hefte auch suitenartig zusammengestellt sind. Der Componist pflegte die äußere Wirkung dieser Stücke keineswegs durch den

Vortrag zu heben, im Gegentheil sie durch die äußerste Schlichtheit des Spiels noch zu verringern, allein der innern Seele seiner Musik vertrauend. Er erschien sich dann wol dem im Salonschmuck strahlenden, Goldstaub und Perlen umherstreuenden und in Morbidezza schwelgenden Chopin gegenüber, wie ein deutscher Schulmeister. Aber dieser Schulmeister stand in der großen Natur, in der Wahrheit und in der hohen Poesie.

Mendelssohn-Bartholdy's Größe suchen wir auf vocalem Gebiet, in seinen Oratorien, Psalmen, Liedern und gemischten Quartetten. Hier wird er leben, so lange es deutsche Musik gibt. Nannten ihn englische Kritiker im Jahre 1846 the first composer of the age, so müßte er im Deutschen heißen: der erste Oratoriencomponist unseres Jahrhunderts. Man nennt ihn auch wol den Romantiker unter den Classikern. Denn ihm gelang die Vereinigung des scheinbar Entgegengesetzten, der Weber'schen Romantik und der Bach'schen Classicität, dadurch, daß er das Romantische nach einem andern Maßstabe erfaßte, als seine Zeit ihm bot, daß er es in Bach selbst suchte und fand. Nach Luther hat es keinen musikalischen Ausleger des Bibelwortes gegeben wie Seb. Bach; ihm reiht M.-B. sich an als Dolmetscher desselben im Geiste des wiedererwachten religiösen Bewußtseins, auf dem Grunde von Bach und Händel, aber nach der melodischen Seite und hinsichtlich der Instrumentalbegleitung unter dem Einflusse der Wiener Classiker. Daß Mendelssohn-Bartholdy's Contrapunkt sich erweichte und seine Polyphonie ein homophones Gelüste zeigt, liegt in der Natur seines neuen Standpunkts. Erst nach seiner Vorarbeit wird es möglich werden, die Musik als integrirenden Theil des Gottesdienstes in die protestantische Kirche einzugliedern. Entwickelt er auch die malerische Seite der biblischen Stoffe, wozu die an erhabenen Naturschilderungen so reiche heilige Schrift selbst anleitet, läßt er — eine seiner höchsten Eingebungen — im Elias den Herrn im Säuseln vorübergehen und im Psalm 98 das Meer erbrausen, immer bleibt ihm das Wesentliche die treffendste, bestimmteste Wiedergabe des Bibelworts, eine den religiösen Kern zwar innig, enthusiastisch, liebevoll sich aneignende, aber stets charakteristisch dolmetschende, ihm mit der Musik möglichst nahe kommende Declamation. Er erstickt nicht das Bibelwort, nach Drobisch's Ausdrucke, sondern er erschließt es mit allen Mitteln seiner Kunst und erreicht so die höchste befreiende und erlösende Wirkung, deren sie fähig ist. Es bricht immer ein Festabend für unsere Vereine an, wenn eins seiner größeren Chorwerke zur Aufführung gelangt und damit ein edler Enthusiasmus in allen Gemüthern erwacht. Noch lange wird er hierin allein stehen, da der Natur die Vereinigung der solcher allgemeinen Wirkungen fähigen Eigenschaften in Einer Person nur selten gelingt.

Die Litteratur über M.-B. ist durch die Veröffentlichung eines großen Theils seiner Correspondenz eine sehr umfassende geworden. Wir beschränken uns auf eine chronologische Angabe der ihn betreffenden Bücher und Broschüren und führen das außerdem in Zeitschriften, namentlich in R. Schumann's N. Zeitschrift f. Musik und im englischen Athenäum befindliche Material nicht einzeln an: Ueber das Oratorium Paulus von F. M.-B., Halle 1839 [nicht von O. Jahn]; Mosewius, Zur Aufführung des Orat. Paulus von F. M.-B., Breslau (o. J.); O. Jahn, Ueber F. M.-B.'s Orat. Paulus, Kiel 1842 (auch in dessen Gesammelten Aufsätzen über Musik, Leipz. 1866, S. 13—37); Derselbe über dessen Oratorium Elias in der Allg. Musik. Ztg. v. 23. Febr. 1848 und in den Ges. Aufsätzen S. 40—63; W. A. Lampadius, Felix M.-B., Leipz. 1848; Jules Benedict, A Sketch of the Life and Works of the late F. M.-B., London 1850, 2. ed. 1853; O. L. B. Wolff, Ein Sommernachtstraum, verbindendes Gedicht zu M.-B.'s Composition, Erfurt 1851; Lobe, Fliegende Blätter für Musik, Leip. 1853; W. Neumann, F.

M.-B., Kassel 1854; Modern German Music by H. F. Chorley, 2 Vol., London 1854; L. Rellstab, Aus meinem Leben, 2 Bde., Berlin 1861; Paul M.-B., Reisebriefe von F. M.-B., Leipz. 1861; George Hogarth, The Philharmonic Society, London 1862; Paul und Karl M.-B., Briefe aus den Jahren 1833—1847 von F. M.-B., Leipz. 1863 (billige Ausgabe 1870); M.-B.'s letzte Tage, nach Horsley, in der Berliner Musik-Ztg. Echo, 1863, Nr. 26—28; Schubrig, Erinnerungen an F. M.-B. (Daheim, Leipz. 1866, Nr. 26); Reißmann, F. M.-B., 1867, 2. Aufl. 1872; Nohl, Musikerbriefe, Leip. 1867 (darin 30 Briefe von M.-B.); Elise Polko, Erinnerungen an F. M.-B., Leipz. 1868; Ed. Devrient, Meine Erinnerungen an F. M.-B., Leipz. 1869; Therese Marx, A. Bernh. Marx' Verhältniß zu F. M.-B., Leipz. 1869; Ein Brief von F. M.-B. an Goethe, Berlin 1869; Erinnerungen an M.-B. von Meßner (Neue Evangel. Kirchenzeitung 1869, Nr. 47); Karl M.-B., Goethe und Felix M.-B., Leipz. 1871; M.-B., Acht Briefe und ein Facsimile, Leipz. 1871 [an Frau Voigt das.]; Aus Moscheles' Leben von seiner Frau, 2 Bde., Leipz. 1872 u. 1873; Chr. Edw. Horsley, Reminiscences of M. (in The Choir, Lond. 1873); Memoirs of H. F. Chorley, 2 Vol., Bentley 1873; H. Giehne, M.'s verdienstvolles Wirken als d. Tondichter, Karlsruhe 1873; Ferd. Hiller, F. M.-B.'s Briefe und Erinnerungen, Köln 1874, 2. Aufl. 1878 (auch dessen Besuche im Jenseits); H. A. Köstlin [Sohn der Josephine Lang], Gesch. d. Musik im Umriß, Freib. u. Tübingen 1874, S. 401—413 (3. Aufl. 1884); Seligmann, Leben Georg Grote's, Leipz. 1874 (S. 214 ff.); Adolphe Jullien, M.-B., Paris 1877 [nach Hiller]; Louis Ehlert, Aus der Tonwelt, Berlin 1877, 2. Aufl. 1882; Hensel, Die Familie Mendelssohn, 1729—1847, 3 Bde., Berlin 1879; George Grove, A Dictionary of Music and Musicians, Vol. II, p. 253—310, London 1880; Sittard, F. M.-B., Leipz. 1881 (Nr. 33 der Samml. musikal. Vorträge); O. Gumprecht, Neuere Meister, Bd. I, Leipz. 1883. Ferner: Heinr. Dorn, Erinnerungen an F. M. und seine Freunde; Berlioz, Voyage musical; Bunsen's Leben; Hauptmann's Briefe an Hauser; Dr. Stromeyer's Erinnerungen (s. o. S. 329); Zelter's Briefw. mit Goethe; v. Ledebur, Tonkünstlerlexikon Berlins; A. Dörffel, Geschichte d. Gewandhauskonzerte, Leipz. 1884. — Eine kritische Gesammtausgabe der Werke M.-B.'s von J. Rietz, gr. Fol., 19 Serien mit 157 Nummern, seit September 1874, bei Breitkopf & Härtel in Leipzig; ebenda das Verzeichniß der im Druck erschienenen Compositionen von F. M.-B. von J. Rietz 1863, neue Aufl. 1873 und 3. vervollst. Aufl. 1882. G. v. Loeper.

Menge: Johannes M., Mineralog, geb. den 25. Januar 1787 in dem Dorfe Steinau (damal. Kurfürstenthum Hanau), der fünfte unter sechs Söhnen eines schlichten, nicht unbemittelten Bauern. Von seiner Mutter, welche er schon als Knabe verloren hat, empfing er tiefe, durchs ganze Leben bewahrte Eindrücke einer echten Herzensfrömmigkeit, mußte sich aber mit dem Unterricht der Dorfschule begnügen. Dreizehn Jahre alt aus dieser entlassen, wurde er trotz seiner Jugend alsbald auf einem benachbarten Hofgute als Lehrer angestellt, mußte jedoch während der Sommermonate Feldarbeit leisten. Entscheidend für die ihm bestimmte Laufbahn, wie für seine geistige Entwicklung, ward der Umstand, daß er, im Alter von 17 Jahren, in Hanau sich bei dem berühmten Mineralogen, Geheimrath von Leonhard als Laufbursche verdingte. In diesem Hause und auf den häufigen Excursionen, bei denen er seinen Herrn begleitete, erwachte in dem begabten und wißbegierigen Jünglinge ein starkes Verlangen, in die Geheimnisse der Natur, besonders des Steinreiches, für welches er begeistert wurde, einzudringen. Leonhard gestattete ihm nicht allein die Benutzung seiner Bibliothek, sondern förderte ihn besonders durch seine mündlichen Belehrungen und An-

regungen. M. machte in der Mineralogie theoretisch und praktisch solche Fortschritte, daß er nach einigen Jahren von Leonhard, welcher damals größere und kleinere wohlgeordnete Steinsammlungen zum Verkaufe ausbot, als Theilnehmer am Geschäfte aufgenommen wurde. Sein reger Geist erwarb sich daneben durch Selbststudium gute Kenntnisse in der Chemie und Heilkunde, ja sogar in der Philosophie und Theologie. Auch auf fremde Sprachen (die französische, englische, italienische) legte er sich fleißig und genoß dabei den Unterricht eines Lehrers am Hanauer Gymnasium. Schon in jener Zeit erregte er durch einige Broschüren über Geognosie und Oryktognosie die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, so daß mehrere gelehrte Gesellschaften, u. A. die Senckenbergische naturforschende Gesellschaft zu Frankfurt a. M., ihn zu ihrem Mitgliede ernannten. Als Leonhard 1816 zunächst nach München zu einer Professur berufen wurde (von wo er schon 1818 einem Rufe nach Heidelberg folgte), erwarb M. käuflich dessen Mineralienkabinet und ganzes Geschäft, und führte dieses mit glücklichem Erfolge fort. Im Jahre 1819 gab er eine durchweg von selbständigem Denken zeugende kleinere Schrift heraus (Hanau, 65 S. 8.): „Winke für die Würdigung der Mineralogie als Grundlage aller Sachkenntniß“ (im Gegensatze gegen bloße Ideologie und Phraseologie). Um jene Zeit siedelte er mit seiner Familie nach Lübeck über, wohin er sich besonders durch den Ruf des gesegneten Wahrheitszeugen Pastor Dr. J. Geibel (Vater des Dichters) hingezogen fühlte. Von hier trat er alsbald eine Reise nach Island an, wo er die heißen Springquellen (Geiser) untersuchte und zugleich eine große Anzahl von Mineralien sammelte, welche er nach Lübeck für sein eingerichtetes Geschäft einsandte. Wenn auch im Umgange mit der großen Welt wenig erfahren, zog er hier Männer wie Geibel, Pauli, Preller und manche andere, auf das Ideale und Göttliche gerichtete Seelen sehr an. Im J. 1822 veröffentlichte er in Lübeck den ersten Band eines umfangreichen Werkes: „Beiträge zur Erkenntniß des göttlichen Werkes, göttlichen Wortes, göttlichen Ebenbildes“, in 5 Heften (gewidmet den Freunden des Lichtes, der Sinne, der Liebe und der Gesetze) 655 S. 8^{0}, eine höchst originelle, gedankenreiche Schrift, darauf ausgehend, die Offenbarungen Gottes in der Natur und in der Bibel in ihrer tief gegründeten Analogie und Harmonie nachzuweisen. Von edler Begeisterung für den Gegenstand durchdrungen, trägt sie sowohl theologischen als naturwissenschaftlichen Charakter, und zeigt mitunter Verwandtschaft mit Jac. Böhme's Theosophie. Diese Schrift, deren zweiter, für ethische Betrachtungen bestimmter Band dem ersten nicht gefolgt ist, fand zwar in den Kreisen Gleichgesinnter freundliche Aufnahme, schreckte aber durch ihre von der Schulsprache weit abweichende Darstellungsart die Gelehrten meistens zurück. Im J. 1825 machte M., theils durch den russischen Finanzminister, theils durch seine Lübecker Freunde unterstützt, eine große Reise durch Rußland, besonders in den Ural. Auf dieser Reise traf er mit Alex. Humboldt und Gust. Rose zusammen, welche er u. A. auf die dort vorhandenen, später auch reichlich ausgebeuteten Platinmetalle aufmerksam machte. Er sammelte eine große Menge interessanter Mineralien, entdeckte u. A. den werthvollen Edelstein Zirkon. — Während seines längeren Aufenthaltes in Sibirien warf er sich auf das Studium einiger Sprachen des Orients, besonders durch den Umstand hierzu aufgefordert, daß die britische Bibelgesellschaft ihm eine große Anzahl von Neuen Testamenten und Bibeln in jenen Sprachen zu gelegentlicher Vertheilung mitgegeben hatte. Nach Lübeck zurückgekehrt, setzte er vorläufig noch das vorerwähnte Geschäft fort, daneben der Erziehung und sehr eigenthümlichen Unterweisung seiner drei Söhne einen Theil seiner Zeit widmend, außerdem einen ausgewählten Kreis durch Vorträge, namentlich Bibelerklärungen fördernd. Indessen trieb es den strebsamen, wanderlustigen Mann sehr bald wieder in die Ferne. Im J. 1827 begab er sich nach Paris,

wo er mit seinem unermüdlichen Fleiße in der Kenntniß der chinesischen, persischen, arabischen Sprache auffallend schnelle Fortschritte machte. Seinen Heimweg machte er durch Oberitalien und die Schweiz. In Lübeck fuhr er während der nächsten Jahre noch in seinen Sprachstudien fort, welche sich jetzt auch auf die klassischen Sprachen erstreckten, und bearbeitete u. A. ein, damals noch seltenes, Wörterbuch der chinesischen Sprache. Im J. 1830, nach dem Tode seiner Frau, beschloß er, sein Geschäft aufzugeben, und zerstreute sein Mineraliencabinet, indem er die zahlreichen Werthe desselben einer unter öffentliche Controle gestellten Lotterie preisgab. Darauf zog er mit seinen Söhnen nach London. Hier ertheilte er theils Sprachunterricht, theils war er als Uebersetzer für die dortige Bibelgesellschaft thätig, welche z. B. die von ihm ins Chinesische übersetzte englische Liturgie drucken ließ. — Seine drei Söhne traten nach einander in den englischen Kirchendienst. Im J. 1836 erhielt M. von der South-Australian Company den Auftrag, nach Australien zu gehen, behufs Erforschung von Kohlenlagern. Alsbald nach seiner Landung auf der Insel Kanguroo entdeckte er ein solches, welches demnächst in Betrieb gesetzt wurde. „Der deutsche Mineraloge Menge" — so sagt Dr. Ebel (Königsb. naturwissensch. Unterhaltungen 1849, II, 2, S. 87) — „war der Erste, welcher in Süd-Australien den Mineralienreichthum des Landes erkannte, sein mineral. Verzeichniß ist reichhaltig genug; aber da man auf Ackerbau und Schafzucht gerichtet war, fand er keinen Glauben". Ja, der erste Gouverneur Australiens, Capt. Hindmarsh, hielt die Sache längere Zeit geheim. Sechszehn Jahre hat M. in Australien zugebracht, dessen Wildnisse der auch in vorgerückteren Jahren jugendlich rüstige Mann meistentheils zu Fuß durchstreifte. Zeitweilig führte er bei der Ausbeutung einer von ihm entdeckten Kupfermine die Aufsicht. Im Interesse eines seiner Söhne, welchen der Vereinsamte in seine Nähe zu ziehen und ihm ein geistliches Amt daselbst zu schaffen begehrte, wanderte der 65jährige Mann nach Forest Creek, c. 100 engl. Meilen von Melbourne entfernt. Anstrengungen und Entbehrungen rieben seine Kräfte auf. In der Mitte Octobers 1852 wurde er in seinem Zelte todt gefunden. — Das Museum von Adelaide bewahrt das ausdrucksvolle Porträt des verdienten Mannes. A. Michelsen.

Mengelberg: Egidius M., Maler und Zeichnenlehrer, geb. 1770 zu Köln, † daselbst am 26. Octbr. 1849, besuchte in seiner Jugend die kurpfälzische Akademie zu Düsseldorf, von welcher er 1786 nach dreijährigem Aufenthalte in seine Vaterstadt zurückkehrte. Er gründete eine Zeichnenschule und gerieth dadurch in Schwierigkeiten mit der Malerzunft, die ihn nöthigte, sich am 23. Mai 1787 bei ihr als Meister einschreiben zu lassen. In den 1790er Jahren fertigte er Copien nach berühmten Gemälden der Düsseldorfer Gallerie im Auftrage des Londoner Kupferstechers und Kunstverlegers Valentin Green, der die Herausgabe von 80 in Schwarzkunst ausgeführten Blättern nach Meisterwerken dieser Sammlung unternommen hatte. Von 1800 bis 1806 hielt er sich in Elberfeld auf; dann ließ er sich wieder in Köln nieder, um daselbst sein künstlerisches Wirken bis zu seinem Lebensende fortzusetzen. Am 17. Nov. 1822 eröffnete er eine Sonntagsschule für Handwerker, wo diesen durch zweckmäßige Musterzeichnungen und Modelle Gelegenheit geboten wurde, sich auszubilden und über die eingerissene Geschmacklosigkeit zu erheben. In den ersten 16 Jahren zählte die Schulmatrikel bereits 1694 Lehrlinge und Gesellen. Eine tüchtige mitwirkende Kraft fand M. seit 1827 an dem Maler und Zeichnenlehrer Heinrich Oedenthal. Mengelberg's Verdienste um die Hebung des Handwerkerstandes wurden auch von der königlichen Regierung mehrfach anerkannt, unter anderm wurde ihm ein Ehrenzeichen und der Professortitel verliehen, und der Stadtrath von Köln ehrte den Künstler-Nestor dadurch, daß er ihm in der Sitzung vom 27. Septbr. 1849 eine lebens-

längliche Pension bewilligte — eine Erleichterung der Alterssorgen, die ihm jedoch durch den gleich darauf eingetretenen Tod nicht mehr zu gute gekommen ist. Mit Recht besaß M. auch den Ruf eines wackeren Bildnißmalers. Besonders sind zwei seiner Arbeiten in diesem Fache zu nennen: das lebensgroße Bildniß des Erzbischofs Ferdinand August in ganzer Gestalt, Eigenthum des Domcapitels, und Wallraff's lebensvolles und sehr ähnliches Bild im städtischen Museum. Steifensand hat das letztere für Ennen's Zeitbilder 1857 in Kupfer gestochen. Die Bildnisse des Senatspräsidenten v. Mylius († 1838) und des Domorchester-Jubilars B. J. Mäurer sind nach seinen Gemälden in Lithographie herausgegeben worden. Mengelberg's Sohn Otto lebt als geschätzter Maler in Düsseldorf. J. J. Merlo.

Mengering: Arnold M., lutherischer Theologe (geb. zu Halle a. S. am 1. Sept. 1596), studirte seit 1615 zu Wittenberg und seit 1619 in Jena, wurde 1622 Prediger zu Colditz, 1624 zu Magdeburg-Vorstadt, 1627 zu Halle; von da durch die Römisch-Katholischen vertrieben kam er 1631 als Hofprediger nach Dresden und 1635 in gleicher Eigenschaft nach Altenburg; 1640 aber siedelte er als Superintendent und Gymnasialprofessor nach Halle über, wo er am 12. Januar 1647 plötzlich starb. Mitten in der Rohheit des dreißigjährigen Krieges zeigte er sich als einen eifrigen Strafprediger; als Theologe erwarb er sich am 20. April 1638 die Würde eines Doctors der Theologie zu Jena. Seine meisten Schriften sind aus seiner praktischen Amtsthätigkeit geschrieben: es finden sich darunter u. a. erweckliche, katechetische Schriften und Predigten.

Jöcher, Gelehrten-Lexikon III (1751), S. 432 und die Fortsetzung desselben von Rotermund IV. Bd. S. 1424—1426 (wo auch die Titel seiner Schriften abgedruckt sind). P. Tschackert.

Mengs: Anton Raphael M., Historienmaler, geb. am 12. Mai 1728 in Aussig, † in Rom am 29. Juni 1779. Unstreitig der Hervorragendste unter den deutschen Malern des vorigen Jahrhunderts ist er jedenfalls auch der einzige von ihnen, der es bei Lebzeiten zu europäischem Rufe, zu gleicher Geltung von Madrid bis Petersburg, von London bis Neapel gebracht hat und dessen Wirkung sowohl durch seine Bilder als durch seine zahlreichen Schriften, besonders aber durch seine große Schule sich bis in unsere heutige Zeit hinein erstreckte. — Sind seine Werke trefflich genug um wohl für alle Zeiten Bewunderung zu verdienen, so trugen zu seiner Berühmtheit doch auch die fast romanhaften äußeren Lebensumstände, unter denen sich sein Talent entfaltete, kaum weniger bei, wie man sofort sehen wird.

M. war der Sohn eines sehr geschickten Miniatur-, Email- und Oelmalers, des Ismael Mengs, eines in Kopenhagen geborenen, aus Sachsen stammenden, sehr geistvollen und gebildeten aber tyrannischen und schrullenhaften, wenn auch sonst über viele Vorurtheile seiner Zeit erhabenen Künstlers. Die Mutter war eine Lausitzerin, die aber früh starb, nachdem sie den Gatten mit vier Kindern beschenkt, unter denen der zu Ehren der beiden künstlerischen Ideale des Vaters Anton Raphael getaufte berühmte Maler das dritte war. Der barbarisch strenge Vater ließ diesen Kindern eine Erziehung angedeihen, die jedes nicht ganz gesunde Talent anscheinend hätte ersticken müssen, wie es dem älteren Bruder geschah, wie es aber dem hochbegabten jüngeren offenbar sehr wohl bekam. Ebenso seinen beiden Schwestern, die dadurch zu sehr geschickten Miniaturmalerinnen herangebildet wurden. Das Haus des Malers M. lag in einer abgelegenen Gegend von Dresden und konnte eine Malerakademie von vier kleinen Kindern genannt werden, welcher der mürrische Vater mit der Ruthe in der einen, mit der Bleifeder in der andern Hand als Präsident und Zuchtmeister vorstand. Seine Strenge war der Art, daß sie den ältesten Sohn zum Davon-

laufen trieb, ohne daß sich jener jemals wieder um ihn bekümmert hätte. Die drei übrig bleibenden Kinder theilten sich in seine Portion Prügel und lernten dabei von ihrem wenig gesprächigen Vater zeichnen, von der geschwätzigen Magd aber sprechen. So erzählt Bianconi, offenbar nach Mengs' Mittheilungen selber. Jedenfalls hatte diese Methode den außerordentlichen Vortheil, dem Knaben das rechtzeitig beizubringen, was man in der frühen Jugend am leichtesten lernt, was aber bei unserem heutigen unsinnigen Erziehungssystem regelmäßig schmählich versäumt wird: die technische Fertigkeit. Der alte Mengs erzählte später, daß er viele Mühe gehabt habe, die große natürliche Lebhaftigkeit seines Sohnes zu bändigen und ihn zu jener Strenge und Reinheit der Zeichnung zu bringen, die er als ein offenbar sehr einsichtiger Lehrer durchaus verlangte. Nach zwei Jahren ließ er ihn malen, ohne daß er jedoch die Zeichnung vernachlässigen durfte. Im Gegentheil mußte er alle Tage mindestens zwei Figuren von Rafael oder Correggio im Umriß zeichnen. Aus dem Hause kamen die Kinder nur Nachts, wo sie Ismael spazieren führte, damit sie doch frische Luft schöpften. Dafür besuchten sie weder Kirche noch Schule, welches letztere jedenfalls kein geringer Vortheil war. Die Fortschritte des Sohnes unter dieser mit eiserner Consequenz durchgeführten Leitung waren so, daß sie den Vater ermuthigten, schon 1740 mit seinen Kindern auf drei Jahre nach Rom zu gehen „um ihre Ideen zu erhöhen und Rafael kennen zu lernen". Dort zeichnete der Sohn nun auch unausgesetzt nach Rafael oder nach der Natur, lernte überdies im Atelier Benefiale's die Technik der Malerei kennen. Der Ruf des kleinen Deutschen fing bald an sich in ganz Rom zu verbreiten, und als 1744 der Papa Mengs mit seinen Kindern nach Dresden zurückkehrte und sie wiederum von aller Welt abschloß, wurden die Arbeiten des sechszehnjährigen jungen Menschen doch bald so bekannt, daß der König sie sich kommen ließ und entzückt von denselben, besonders von den zwei heute noch berühmten Selbstporträten in Pastell, fortan sein wärmster Beschützer ward, sich sofort von ihm malen ließ und ihm alle seine Arbeiten abnahm. Dieser Beifall war wohlverdient, wenn auch alle übrigen in dieser Zeit entstandenen und heute noch erhaltenen Arbeiten jene offenbar noch in Italien unterm unmittelbaren Einfluß Rafael's hervorgebrachten Selbstporträte nicht erreichen. Diese sind aber auch in Auffassung und Behandlung gleich classisch, übertreffen die aller Zeitgenossen, sowohl des Sylvestre als des Liotard und der Rosalba Carriera, die am Dresdener Hofe beschäftigt gewesen. Sie waren indeß nur der Anfang einer unendlich langen Reihe von Bildnissen, meist in Oel, die durchaus selbständig, wie sie es sind, oft classisch genannt werden müssen, allerdings aber wie sich das bei einem so viel belagerten Hofmaler von selbst versteht, auch sehr ungleich von Werth erscheinen. Leider wurden sie in alle Welt zerstreut, so daß man deren nur in Dresden mehrere beisammen sieht, sonst in München, Wien, Florenz und Rom immer nur einzelne in den Gallerien trifft, wo man sie aber sofort an der überaus gediegenen Zeichnung und Modellirung, dem fast emailartigen Schmelz der Farbe erkennt. Im Ganzen blieben sie seine besten Leistungen, weil sie allein jenen ausgesprochen nationalen und individuellen Charakter zeigen, der allen übrigen Productionen des M., wie hochachtbar auch immer, doch schon durch die Umstände versagt bleiben mußte, unter denen sie entstanden. In Dresden ward nur noch der berühmte, Pfeile schleifende Amor in Pastell fertig, eine so gesunde, fein studirte und liebenswürdig schalkhafte Arbeit von jugendlich frischer Empfindung, daß sie ihren großen Ruf wohl verdient und ein ungeheurer Fortschritt neben dem gezierten und verlogenen Wesen genannt werden muß, welches alle Zeitgenossen bei solchen Gegenständen zeigen.

Erst jetzt, als Günstling des Königs, durfte der junge Künstler nun auch

die für andere Sterbliche damals hermetisch verschlossene berühmte Gallerie besuchen, wo er sofort eine solche Leidenschaft für Correggio faßte, daß man die Spuren davon neben denen Rafael's fast auf allen seinen Bildern sieht. Nun erwachte aber auch bald wieder die Sehnsucht nach Rom, wohin die ganze Familie schon 1746 wieder zog, nachdem sie vorher Correggio in Parma und Titian in Venedig ihren Besuch gemacht. Dieses frühe Verlassen des vaterländischen Bodens war aber für M. ein außerordentlicher Nachtheil. Ohne in seiner Empfindung jemals ein Italiener zu werden, hörte er doch auf als Maler ein Deutscher zu sein. Das giebt seiner Kunst etwas charakterloses, es fehlt ihr die feste Grundlage volksthümlichen Wesens. Seine Bilder haben darum bei aller sonstiger Trefflichkeit immer etwas Anempfundenes, das nun noch lange der Fluch der deutschen Kunst bleiben sollte, sowohl bei seinen Schülern als bei den Meistern der ihnen folgenden antikisirenden Richtung, den Carstens, Schick &c., wie denn ja selbst Cornelius unter dem Nachtheil der zu langen Expatriirung litt.

Dazu war M. durch das Taufen auf Raphael und Correggio der Eklekticismus schon in der Wiege mit auf den Weg gegeben worden! In Rom malte er nun erst eine ziemlich süße Magdalena, die heute noch in der Dresdener Gallerie zu sehen und das Porträt seines Vaters ebendort. Dann begann er seine Madonna — und indem er ein Modell zu derselben suchte, fand er in der schönen Marguerita Guazzi, die ihm dazu diente, zugleich seine Frau. Um sie besitzen zu können, wechselte der Jüngling sogar seinen Glauben und die Familie folgte ihm darin. Selbst der Vater, „weil in einer wohleingerichteten Familie nie zweierlei Meinungen herrschen dürften“. Diese vielbesprochene Conversion gab der Madonna erst das richtige Relief in Rom und der Besuch des Mengs'schen Hauses ward um so mehr Modesache als das schöne Original derselben und die beiden hübschen Schwestern des Malers die Anziehungskraft desselben sicherlich nicht verminderten. Sie und die Madonna bereiteten ihm auch einen guten Empfang, als er 1749 nach Dresden zurückkehrte. Daß die letztere ihn jedenfalls auch verdiente, kann man im Wiener Belvedere sehen, wo sie unter lauter klassischen italienischen Bildern hängend, durchaus wie ihres Gleichen aussieht, was den meisten modernen verzweifelt schwer fallen dürfte. M. ward nun Hofmaler und mit Porträten und sonstigen Bestellungen überhäuft. — Unter den letzteren füllten die Bilder für die neuerbaute katholische Kirche den Hauptplatz aus. Das Hochaltarblatt, eine Himmelfahrt Christi, die er nur in Rom vollenden zu können meinte, führte ihn wieder nach der ewigen Stadt. — Er war aber noch lange nicht fertig, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der ihn nunmehr aller Hülfsquellen beraubte, die er aus Dresden bezog und ihn zur Aufsuchung neuer Bestellungen nöthigte. Gleichzeitig war auch Winkelmann nach Rom gekommen, der sich nun rasch an den berühmten Landsmann anschloß und jedenfalls viel zur Vervollständigung seiner Bildung beitrug, wenn er auch sonst keineswegs günstig auf ihn einwirkte, weil er ihn vom Studium Raphael's und Correggio's weg zu dem der Antike drängte, die einer specifisch malerischen Anschauung in ihrer Bestimmtheit wenig günstig ist, ihn häufig zu Verkennung der Grenzen zwischen Malerei und Plastik veranlaßte. — So fing er jetzt an in seinen Oelbildern oft viel zu plastisch zu modelliren. Dies zeigt sich gerade an der Himmelfahrt, als sie viele Jahre später in Madrid endlich fertig ward. Dennoch ist sie ein hochachtbares Bild in ihrer Art. Der Christus ist sogar ganz vortrefflich, edel in den Formen wie dem Ausdruck und herrlich leuchtend gemalt. Dagegen erscheint Gott-Vater, der ihn oben in der Glorie erwartet, vielleicht etwas zu körperlos. Die Apostel und heiligen Frauen unten sind wohl gut componirt aber erinnern in ihrer antikisirenden Art etwas zu sehr an colorirte Gypsfiguren. Der Ausdruck aller ist aber so natürlich wahr und angemessen,

daß man dies Bild wie die meisten anderen des M., doch einen ungeheueren Fortschritt gegen die manierirte und verlogene Süßlichkeit des Zopfes nennen muß, wenn es ihm auch weder da noch später gelang, die Antike so frei zu benutzen, als Raphael und Michel-Angelo es thaten.

Diese und andere Schöpfungen machten dann auch solches Aufsehen in Rom, daß sich bald Schüler aller Nationen um den jugendlichen Meister schaarten, zum großen Verdrusse des Karl Maratti, dessen Bilder freilich Mengs' Naturgefühl nie erreichen, aber seine Fehler übertreiben.

Wohl durch Winkelmann's Einfluß erhielt er jetzt vom Cardinal Albani ein großes Deckenbild der von ihm neuerbauten Villa, jetzt Torlonia, in Fresko zu malen. Es stellt Apoll unter den neun Musen dar und offenbart allerdings sehr die Anlehnung an Raphael — so sehr, daß man es im ersten Augenblick ihm direct zuzuschreiben geneigt ist. Das spricht aber denn doch wohl recht sehr für seine Vortrefflichkeit und ist mehr als sich seither irgend Jemand rühmen konnte. Die Farbe wenigstens ist dabei von einer blühenden Frische, die noch über Raphael hinausgeht, wenn es auch unserem Gefühle nicht völlig entspricht, daß Apoll völlig nackt unter den doch ganz bekleideten Musen steht. Diese letzteren sind aber um so reizender gelungen, wenn ihnen auch die frische Naturwüchsigkeit und naive Anmuth der Raphaelischen nicht in gleich hohem Grade eigen ist.

Noch vor diesem hatte M. ein großes Deckenbild in S. Eusebio in derselben Technik gemalt, die er in Rom erst wieder eingeführt hatte, nachdem sie dort beinahe ganz in Vergessenheit gekommen war. Es stellt den Heiligen in der Glorie dar, und begründete eigentlich den Ruf des jungen Künstlers in Rom durch seine im Vergleich zur übrigen zeitgenössischen Production so edle und natürliche Composition. Dem Deckenbild in der Villa Albani folgte ein Altarblatt in Sulmona. Dazwischen entstanden ein meisterhaftes Porträt des Cardinals Archinto und zwei noch bessere des Papstes Clemens XIII. Daß sie ihm übertragen wurden beweist, welches Rufes er sich bereits in Rom erfreute. Ihnen folgte ein großes Altarbild für die Kapelle in Caserta im Auftrag der Königin von Neapel, der Tochter seines sächsischen Protectors August III. Seine Ueberbringung gab Veranlassung, sie und den König noch vor dessen Abreise nach Spanien, dessen Thron er geerbt, zu porträtiren. Ebenso noch einige Hofleute. Diese Bilder bewirkten sofort seine Ernennung zum spanischen Hofmaler mit dem für jene Zeit glänzenden Gehalt von 6000 Scudi = 28 000 Mark. Im August 1761 reiste er denn auch mit seiner ganzen Familie nach Madrid ab, wo er alsbald eine Masse von Aufträgen erhielt, besonders viele königliche Gemächer in Fresko ausmalte. Neben einer Unzahl von Porträten wurden auch noch das Dresdener Bild und eine Kreuzesabnahme fertig, die schönen Aufbau mit einfacher und natürlicher Empfindung wohlthuend vereinigt. Ferner ein heiliger Joseph, der im Traume vom Engel zur Flucht ermahnt wird. Die Fresken aber die er in Concurrenz mit dem berühmtesten Freskanten der damaligen Zeit, dem Venetianer Tiepolo malte, zeigen ihn diesem mehr als gewachsen, so die „Aufnahme des Herkules in den Olymp", die „Aurora und die vier Jahreszeiten", die jenem an natürlichem Ausdruck weit überlegen sind. Einen gefährlicheren Nebenbuhler bekam er freilich später in dem genialen Goya, der überdies als Spanier die nationale Empfindung und größere Originalität für sich hatte. — Einstweilen verleideten ihm die italienischen Nebenbuhler und der Haß der Eingebornen, der bei einer vom König ihm übertragenen Reorganisation der Akademie zu vollem Ausbruch kam, den Aufenthalt so, daß er 1769 kurz nach dem Wiedereintreffen Goya's in Madrid, dasselbe krank verließ. Unterwegs, schon in Parma und Florenz unaufhörlich Porträte malend, im letzteren die

ganze großherzogliche Familie für den König von Spanien — traf er nach zweijähriger triumphartiger Reise 1771 wieder in Rom ein, nachdem er schon in Florenz die Ernennung zum Präsidenten der Akademie von San Luca empfangen hatte.

Er malte nun unter anderem ein „Noli me tangere" und für den König von Spanien jene berühmte „Heilige Nacht", wo er in directe Concurrenz mit Correggio tritt. Indeß hat er doch nur die Disposition der Massen, aber keinerlei einzelne Figur von ihm entlehnt. Das Ganze macht den liebenswürdigsten Eindruck, ja nicht nur können die Engel oben sich ganz gut neben denen des Correggio sehen lassen, sondern das überaus geistvoll und doch ganz natürlich und unbefangen aussehende Kind ist sogar dem ganz unbedeutenden des letzteren entschieden vorzuziehen, weil es die Bewunderung der sich hinzudrängenden Hirten besser motivirt erscheinen läßt. Auch die Madonna ist voll überaus großer Lieblichkeit und in den Hirten finden wir den Maler selber vortrefflich gegeben in dieser Metamorphose. Nur die anderen bleiben in ihrer antikisirenden Art weit hinter den so natürlichen des Allegri zurück, sind nicht so frisch aus der Natur gegriffen. Immerhin ist das Bild so gediegen in allen Theilen durchgeführt, daß es seinen großen Ruf vollkommen rechtfertigt. In der Gallerie Lichtenstein in Wien ist nur eine schlechte Variante des Madrider Originals. Allerdings ist M. nicht immer so natürlich und wohlthuend als hier, der ihn beherrschende Hang zur Reflexion und zum Theoretisiren beeinträchtigt oft die Frische und Unmittelbarkeit der Empfindung bei ihm. Es zeigt sich das besonders in den sonst herrlich ausgeführten Fresken, mit denen er jetzt das Papyruszimmer der vaticanischen Bibliothek schmückte. Da sieht man die sonst reizend erfundene Figur der Geschichte auf dem Rücken der demüthig zu ihren Füßen liegenden Zeit schreibend und dabei auf Janus blickend, der ihr dictirt und was derlei geschraubte Allegorien mehr sind. Ausgeführt sind sie aber so blühend frisch und herrlich leuchtend, die Putten, welche die einzelnen symbolischen Figuren verbindend umspielen, sind auch so reizend erfunden, daß man wohl sieht, wie der Maler nicht umsonst nach und nach mit 20 solcher kleiner Genien von seiner Margaretha Guazzi beschenkt worden war, so daß er sie zuletzt von Madrid nach Rom zurückschickte, um sich von solch allzu großer Thätigkeit zu erholen. Daß er sogar seinem Winkelmann alle Rechte auf sie intermittirend abtreten wollte, schiene ein Uebermaß von Freundschaft, das unglaublich wäre, wenn es nicht der letztere in seinen Briefen selber erzählt hätte.

Durch alle diese Arbeiten war Mengs' Ruf nach und nach zu außerordentlicher Höhe gestiegen und wie man gestehen muß, mit vollkommenem Recht. Nicht wenig trug zu demselben auch sein beständiger Umgang mit berühmten Schriftstellern und vornehmen Männern aller Nationen bei, durch den er die sociale Stellung der Künstler überhaupt, wie die Achtung vor den Deutschen in nicht geringem Maße hob. Ebenso durch seine vielen Schriften über Kunst, die in alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. In vielem heute ungenießbar, besonders im kunstphilosophischen Theil, enthalten sie doch eine überraschende Menge seiner praktischer Bemerkungen und gesunder Maximen, die nach und nach in Fleisch und Blut aller akademischen Lehrthätigkeit übergegangen sind, bis heute ihre Geltung behalten haben. Ihn selber hat das Theoretisiren indeß so wenig gefördert als andere Künstler, und man muß bei ihm sehr genau unterscheiden, was der Doctrin und was der ihn weit richtiger führenden Inspiration seines unzweifelhaft sehr bedeutenden Talentes angehört. Zum ersteren ist jedenfalls der jetzt entstandene „Antonius mit Cleopatra", ein noch ziemlich zopfiges Werk zu rechnen. Ebenso „der heilige Petrus auf dem Throne" im Wiener

Belvedere, der obwohl besser, fast zu plastisch gemacht, doch ein sehr kühles akademisches Product genannt werden muß. — Den größeren Theil der Zeit mußte er jetzt indeß auf Porträte verwenden in Rom wie in Neapel. Die seiner Freunde, des spanischen Gesandten Marquis Azara, der auch sein Biograph ward, und des Baron Edelsheim gehören zu seinen besten neben mehreren, in denen er sich selber mit großer Meisterschaft darstellte. So die jetzt in der Münchener Pinakothek und der Florentiner Maler-Sammlung befindlichen, die zu den unbedingt trefflichsten Arbeiten der Zeit zählen. Nunmehr traf ihn auch ein Befehl des Königs von Spanien, wieder nach Madrid zur Vollendung seiner dort angefangenen Arbeiten zu kommen. Ungern gehorchend reiste er 1772 ohne seine Familie hin und arbeitete dort mit fieberhafter Eile, um nur bald zurückkehren zu können. Es entstanden von neuen Fresken dort unter anderen eine „Apotheose Trajan's“ und ein „Tempel des Ruhmes“, dann eine „erzürnte Zeit, das Vergnügen entführend“ u. A. m. Nach drei Jahren hatte er indeß seine Gesundheit dort so ruinirt, daß ihn zuletzt der König selbst wieder zurückschickte, obwohl er ihn sehr ungern mißte und ihm eine Menge Bestellungen, wie die Ernennung zum Director der spanischen Akademie in Rom mit auf den Weg gab. Ganz erschöpft kam er dort im Winter 1775 an um alsbald wieder die grenzenloseste Thätigkeit zu entfalten, wozu ihn auch seine große Familie und der fürstliche Aufwand, den er zu machen gewohnt war, so wie seine große Sammellust nöthigten, obwohl er für seine Zeit ganz außerordentliche Preise erhielt. Auch die Geselligkeit nahm ihn sehr in Anspruch, ebenso die Musik, die er sehr liebte und seine gelehrten Arbeiten. Sprach er, der nie eine Schule besucht, doch außer seiner Muttersprache noch ausgezeichnet Italienisch, Französisch und Spanisch, verstand Latein und Englisch. Nicht lange nach seiner Rückkehr hatte er das Unglück, seine Frau zu verlieren, die er trotz des Ausleihens sehr geliebt zu haben scheint. Um seinen Schmerz zu vergessen, arbeitete er unaufhörlich fort, zumeist an jener lieblichen Verkündigung Mariä, die sein Schwanengesang werden sollte und jetzt als sein bestes Werk im Belvedere hängt. Den Einfluß Correggio's nirgends verleugnend beweist sie doch auch, daß er sich in Madrid den Murillo sehr angesehen hatte, an den sowohl das schwärzliche Colorit als die den herabsehenden Gott Vater wie die unendlich demüthige Maria umflatternden allerliebsten Engel erinnern. — Neben der Himmelfahrt und der Nacht ist es jedenfalls sein bestes religiöses Bild, voll wohlthuenden Gefühls und großer Meisterschaft der Darstellung, wenn auch ohne hervorragende Eigenthümlichkeit, wie das bei seinem Eklekticismus selbstverständlich erscheint. Kurz vor der Vollendung raffte ihn der Tod hinweg zur Trauer von ganz Europa, das sich um seine nachgelassenen Werke förmlich riß, während alle Höfe sich in Sorge für die Familie überboten. Sein Einfluß auf die Kunst des Jahrhunderts muß denn auch ein sehr großer genannt werden, sowohl durch seine zahlreichen und sehr bedeutenden Schüler, unter denen Casanova, Maron, Guibal, Ratti, Knoller, Jg. und Chr. Unterberger als die bedeutendsten anzuführen sind. Gewirkt hat er aber auf fast alle Zeitgenossen und Nachfolger, ja alles, was sich von technischer Tradition an den deutschen Akademien durch Füger, Bergler und Caucig in Wien, Langer in München, Matthäi und Hartmann in Dresden, Hetsch in Stuttgart, Nahl in Cassel u. A. gerettet hat, ist auf ihn zurückzuführen. Ja selbst David hat neben und um ihn in Rom die ersten Eindrücke und jene Tendenz zur malerischen Verwerthung der Antike empfangen, ohne ihn je an echtem Kunstgehalt irgend zu erreichen.

Allerdings litt M. schwer unter dem Umstande, daß er, in Rom und Madrid in ganz kosmopolitischer Stellung lebend, des nationalen Bodens ent-

behrte, ein ungeheuerer Nachtheil, unter dem so viele Künstler vor ihm und nach ihm von Poussin bis auf Thorwaldsen, Overbeck und Winterhalter gelitten haben und der ihren Werken das Individuelle der Empfindung, das Racemäßige der Production nimmt, das ja selbst ein Rubens erst gewann, als er den Boden der Heimath wieder betrat. Seine Bilder, mehr aus der Bewunderung und dem Studium anderer Kunstwerke als aus der Beobachtung der Natur hervorgegangen, entbehren überdieß allerdings jener zwingenden Gewalt einer mächtigen Subjectivität, wie sie selbst die des an Können so tief unter ihm stehenden David und des Cornelius besitzen. Aber wo er wirkliche Naturanschauungen giebt, wie in der Nacht und seinen vielen Kindergestalten oder Porträten, dann in den köstlichen Fresken, wird er unvergänglich fortleben und außerdem das Verdienst für sich beanspruchen können, die deutsche Kunst aus der Verlogenheit des Zopfes erst wieder auf einen gesunderen Weg geleitet und sich nach dieser Seite hin ein weit größeres Verdienst erworben zu haben, als die ihm folgende antikisirende, ja selbst die romantische Periode anerkennen wollten. Fr. Pecht.

Menin: Josse de M. oder Joost van Menen, niederländischer Staatsmann, aus der vlämischen Stadt Menen, verbrachte seine jungen Jahre in Italien, wo er sich als Jurist ausbildete, und in Frankreich, wo er dem Calvinismus gewonnen wurde, und wandte sich 1572 nach Holland, zur Zeit als hier die Revolution ihren ersten Sieg erfocht. Er erhielt damals den schwierigen Auftrag, Oranien, der mit seinem Heere in Belgien stand, die Einladung der holländischen Staaten, die Führung in Holland selbst zu übernehmen, zu überbringen. Als er denselben glücklich gelöst, erhielt er die Stelle eines Fiscals und 1575 dabei eine Professur der Rechte an der eben errichteten Leidener Universität. Nachher ward er Mitglied des Hofes von Holland und dann Pensionär von Dordrecht. Als solcher spielte er in den Leicester'schen Wirren eine Rolle. Da er italienisch sprach, eignete er sich vorzüglich zum Verkehr mit dem nicht allein der Landessprache, sondern auch des Französischen und eigentlich auch des Lateinischen unkundigen Gouverneur, mit dem sich die des Englischen nicht mächtigen Holländer ohne Dollmetscher schwer verständigen konnten. Darum wohl vorzüglich ward er 1587 mit der Gesandtschaft abgeordnet, welche bei der englischen Königin die Staaten gegen Leicester's Anklagen vertheidigen und ihren Beistand anrufen sollte. Sein Benehmen in jenen schwierigen Verhältnissen zeigt den gewiegten Staatsmann. Er wußte ein treuer Diener seiner Partei zu sein, ohne es ganz mit England zu verderben. Auch später ward er als Gesandter beschäftigt, und zwar in Dänemark. Doch eine Unvorsichtigkeit brachte ihn dabei um seine Stelle und verwickelte ihn in einen Hochverrathsproceß. Zwar ging er frei aus, erhielt aber seine Stelle nicht zurück. Zur Entschädigung ernannte man ihn zum Historiographen von Holland. Als solcher war er beschäftigt, als er, wahrscheinlich um 1600 starb, bevor etwas von seiner Hand im Druck erschienen war, obgleich er den ersten Theil einer Geschichte des Krieges fertig hatte.

Vgl. außer den Geschichtswerken von Bor, Wagenaar ꝛc., auch van Balen, Gesch. van Dord. P. L. Müller.

Menius: Justus M. (Jost Menig), lutherischer Theolog des Reformationszeitalters, geb. am 13. Decbr. 1499 zu Fulda, † am 11. Aug. 1558 zu Leipzig. — Von ehrlichen, aber unbemittelten Eltern geboren, erhielt er seinen ersten Unterricht, wie man vermuthet, auf der Klosterschule zu Fulda, begab sich 1514 auf die Universität Erfurt, wo er sich dem von Konrad Mutian und Eoban Hessus geleiteten Humanistenbund anschloß; auch mit Crotus Rubianus und J. Camerarius war er näher befreundet. Nachdem er 1515 Baccal.,

1516 Magister geworden, ging er 1519 nach Wittenberg, wo er Luther und Melanchthon hörte und durch sie von dem trostlosen Skepticismus, dem er bisher gehuldigt, abgezogen und für die evangelische Reformation gewonnen wurde. Nach einem kurzen Aufenthalt in Fulda und einer 1521—22 unternommenen Reise nach Italien erhielt er eine Anstellung als Diaconus in Mühlberg bei Gotha, wo er sich verheirathete und sein erstes theologisches Werk, eine Erklärung der Apostelgeschichte, schrieb. Um die Zeit des Bauernaufruhrs verließ er seine Stelle wieder und zog nach Erfurt, 1524, wo er vom Rath als Pfarrer zu St. Thomä angestellt wurde. Hier entfaltete er eine rege Thätigkeit als Prediger und Schriftsteller, im Einklange mit dem Freunde Luther's Johann Lange, aber auch im heftigen Kampf mit dem Erfurter Franciscaner Konrad Kling und andern Anhängern der alten Kirche. Als die Opposition sich steigerte, sah er sich schließlich genöthigt, Erfurt zu verlassen und nach Gotha zu gehen, wo sein Freund Friedrich Mykonius sich seiner annahm. Er gab hier Unterricht, schrieb seine „Oeconomia christiana, d. i. von christlicher Haushaltung", die der Herzogin Sibylle von Sachsen dedicirt, von Luther mit einer Vorrede versehen und in der Folge mehrfach neu herausgegeben wurde (zuletzt Nürnberg 1855). Kurfürst Johann von Sachsen zog ihn 1527 auf Empfehlung der Wittenberger Reformatoren zum Geschäft der Kirchenvisitation in Thüringen (neben Melanchthon, Mykonius, v. Planitz) bei, und ernannte ihn 1529 zum Pfarrer und Superintendenten in Eisenach. Er ordnete hier mit Besonnenheit und Milde das Kirchen- und Schulwesen und wirkte 18 Jahre lang in Frieden und Segen. Besonders war er bemüht, die in Thüringen weit verbreiteten anabaptistischen Regungen auszurotten und schrieb zu diesem Zweck seine von Luther beifällig aufgenommene und bevorwortete Schrift: „Der Wiedertäufer Lehre und Geheimniß aus der h. Schrift widerlegt", 1530, förderte das Schulwesen der Stadt und des Bezirks, gab eine verkürzte Redaction des Lutherischen Katechismus heraus, die sich in Thüringen theilweise bis ins 18. Jahrhundert im kirchlichen Gebrauch erhielt, schrieb Commentare zu biblischen Büchern, aber auch (anonym) eine satirische Schrift gegen seinen früheren Freund und Lehrer Crotus, der 1531 zur päpstlichen Kirche zurückgetreten war. Auch an auswärtigen Reformationshandlungen nahm er Theil: so 1529 am Marburger Gespräch, 1536 an der sog. Wittenberger Concordia, 1537 am Convent zu Schmalkalden (wo er jedoch nicht bis zum Ende blieb, weshalb die Artikel von Mykonius in seinem Namen unterschrieben sind), 1540 an den Religionsgesprächen zu Hagenau und Worms. Gegen Philipps Doppelehe schrieb er einen sehr entschieden ablehnenden Tractat, der aber auf kurfürstlichen Befehl nicht gedruckt werden durfte. Als nach dem Tode Herzogs Georg von Sachsen dessen Bruder Heinrich 1539 die Einführung der Reformation im albertinischen Sachsen in Angriff nahm, erhielt M. den Auftrag, das seit den Zeiten des Bauernkrieges in großer Verwirrung befindliche Kirchen- und Schulwesen in der Stadt Mühlhausen zu ordnen, was ihm denn auch in den Jahren 1542—44 gelang. Im J. 1546 verlor M. durch den Tod des Fr. Mykonius seinen treuesten Freund, erhielt aber auch ebendamit eine große Erweiterung seines Wirkungskreises, indem der Kurfürst Johann Friedrich neben der Eisenacher Inspection auch die Gothaer an M. übertrug und diesem Gotha zum Wohnsitz anwies. Hier arbeitete er zwölf Jahre lang mit gleichem Eifer und Erfolg, aber unter viel schwierigeren Verhältnissen als bisher, als gleich nach Mykonius' und Luther's Tod zuerst der schmalkaldische Krieg, die Mühlberger Schlacht und die Besetzung Gothas durch kaiserliche Truppen auch für ihn und seine Gothaer Gemeinde schwere Bedrängnisse herbeiführten, und als dann bald darauf mit dem Augsburger und Leipziger Interim die Lehrstreitigkeiten im Schooße der lutherischen Kirche begannen.

Von Mühlhausen, wohin er sich 1547 mit seiner Familie geflüchtet hatte, war er bald wieder nach Gotha zurückgekehrt und hier, trotz seiner wiederholten Erklärungen gegen das Interim, äußerlich unangefochten geblieben. Dagegen bekam er einen animosen Streit über den Tauferorcismus mit einem Diakonus Merula in Gotha 1552 und mußte 1552 über den Osiandrischen Streit nicht blos wiederholte Gutachten abgeben (das erste mit Schnepf und Strigel, das andere für sich allein), sondern auch 1553 zur Beilegung dieses Streites eine mühevolle aber vergebliche Reise nach Königsberg unternehmen. Schwerere Kämpfe noch, in denen nicht blos der Ruf seiner eigenen Rechtgläubigkeit gefährdet, sondern auch sein äußeres Lebensglück untergraben wurde, begannen für M. seit 1554, nachdem er den alten, eigensinnigen und unduldsamen Gnesiolutheraner Nikolaus von Amsdorf zum Collegen erhalten hatte. Zwar suchte M. den Frieden mit ihm zu erhalten, hielt mit ihm zusammen in Bekämpfung des Interims und des Osiandrismus, trat die Superintendentur über den Eisenacher Landestheil an ihn ab und wirkte mit bei einer thüringischen Kirchenvisitation. Amsdorf aber betrachtete M. mit Argwohn wegen seines Zusammenhangs mit den Wittenbergern und verlangte von ihm insbesondere eine ausdrückliche Verdammung der Lehre Georg Major's (s. d.) von der Nothwendigkeit guter Werke zur Seligkeit. M. lehnte dies ab, da er Major's Schriften gar nicht gelesen, seiner Lehre niemals zugestimmt habe, legte seine Stelle als Visitator nieder und übergab den übrigen Visitatoren zu seiner Rechtfertigung eine Reihe von 110 Sätzen, denen Amsdorf sofort eine noch längere Reihe von Gegenthesen gegenüberstellte. M. wurde beim Hofe verdächtigt und erhielt von Herzog Johann Friedrich dem Mittleren, der sich damals ganz und gar von den Gnesiolutheranern leiten ließ, eine Verwarnung. Um der ihm drohenden Verhaftung zu entgehen, entwich M. 1555 nach Halle, wurde vom Herzog seines Predigtamtes enthoben und auf den 5. Aug. 1556 zu einem Colloquium nach Eisenach vorgeladen. Nach längeren ziemlich erregten Verhandlungen erklärte sich M. zur Unterschrift der von Victorin Strigel ihm vorgelegten 7 Propositionen bereit, verweigerte jedoch den ihm von Amsdorf abverlangten Widerruf, da er niemals anders gelehrt habe. Aufs Neue für seine persönliche Sicherheit besorgt, legte er sein Amt in Gotha freiwillig nieder und ging nach Langensalza, von da nach Leipzig, wo er auch auf Melanchthon's Empfehlung als Prediger an der Thomaskirche angestellt wurde (1557). Nachdem er mit seinen Gegnern, besonders mit Flacius und Amsdorf, noch einige heftige Streitschriften gewechselt, wurde er nach einem kurzen erbaulichen Krankenlager durch einen sanften Tod allem Streit und Leid entrückt den 11. August 1558. Melanchthon ehrte sein Andenken durch einen Trostbrief an seine Hinterbliebenen und durch eine werthvolle biographische Skizze, die er einer aus seinem Nachlaß herausgegebenen Predigtsammlung vorausschickte. Er hinterließ, wie es scheint, aus zwei Ehen mehrere Söhne, von denen einer, Eusebius, Lehrer der Philosophie in Wittenberg wurde und mit Melanchthon's Enkeltochter Anna Sabinus sich verheirathete. Die zahlreichen Schriften des M., von denen die wichtigsten oben erwähnt wurden, sowie die Quellen für seine Lebensgeschichte sind vollständig verzeichnet in der ausführlichen Monographie von G. L. Schmidt, Justus Menius, der Reformator Thüringens, Gotha 1867, 2 Bde., womit zu vergleichen der Artikel von O. Schmidt in der theol. Real=Enc. 2. A. Bd. IX, S. 545 ff. und die übrige Litteratur zur Geschichte der Reformation und des protestantischen Lehrbegriffs.

Wagenmann.

Menken: Gottfried M., Dr. theol., Prediger und christlicher Schriftsteller in Bremen. Geboren am 29. Mai 1768 in dieser Stadt, Sohn eines Kaufmanns und mütterlicherseits Urenkel des berühmten Theologen Friedrich

Adolf Lampe (Bd. XVII, S. 579), zeigte er von früh auf einen ernsten und entschiedenen Sinn. Auf den Universitäten Jena und Duisburg zog ihn nicht die damals so hochstehende Philosophie und Poesie an, sondern allein die Wahrheit, welche er in der Bibel fand. Als Candidat verweilte er eine Zeitlang am Niederrhein, dann als Hülfsprediger zu Frankfurt a. M. und als Prediger zu Wetzlar; überall wirkte er mit großem Erfolge. Auch als Schriftsteller begann er thätig zu werden, sowohl durch seine feurige Streitschrift: „Beitrag zur Dämonologie" (1793) gegen Professor Grimm in Gießen, in welcher er die Wirklichkeit böser Geister behauptete, als auch durch die vielgelesene Trostschrift: „Glück und Sieg der Gottlosen" (1795), mit Beziehung auf die unerhörten Siege der französischen Republikaner. Bald erschienen auch Predigten von ihm, die er um ihrer ungezwungenen Form willen „Christliche Homilien" nannte (1797 und 1801). 1802 erhielt M. einen Ruf von seiner Vaterstadt Bremen, und zwar zunächst an die Kirche St. Pauli in der Neustadt, 1811 aber an die größere Kirche St. Martini in der Altstadt. Beiderwärts stand er im höchsten Ansehen, der Zudrang zu seinen Predigten war ein sehr bedeutender; man bewunderte einerseits den selbständigen Denker, welcher unbekümmert um die hergebrachte Dogmatik seine Lehren unmittelbar aus der Schrift schöpfte, andererseits die Persönlichkeit, welche alles mit hinreißender Ueberzeugung darzulegen vermochte. Bald bildete sich um ihn aus den angesehensten Familien der Stadt ein Kreis von Männern und Frauen, welche die von ihm überkommenen Wahrheiten (insbesondere auch seine eigenthümlich entwickelte Versöhnungslehre) aufnahmen und weitercultivirten. Bei seiner zunehmenden Kränklichkeit mußte M. indeß schon 1825 seine öffentliche Wirksamkeit aufgeben und sich ins Privatleben zurückziehen. Hier beschäftigte er sich mit der Herausgabe von Schriften, deren noch eine große Reihe erschienen. 1828 ernannte ihn die Universität Dorpat zum theologischen Doctor. Am 1. Juni 1831 entschlief er. Viele haben ihm eine reichgesegnete Anregung zu danken, Viele sollten sie auch nach seinem Tode erfahren.

M. Göbel, D. Gottfried Menken in Herzog's Theol. Realencyklopädie, 1858. — C. H. Gildemeister, Leben und Wirken des D. Gottfr. Menken, 2 Theile, Bremen 1860. — Menken's Schriften, 7 Theile, Bremen 1858, und Einzelnes später aus seinem schriftlichen Nachlaß herausgegeben.

Iken.

Menken: Johann Heinrich M., Thier- und Landschaftsmaler, auch Kupferstecher, geb. 1764 zu Bremen, † 1837, widmete sich erst in reiferem Alter dem künstlerischen Beruf, nachdem er bis zu seinem 24. Lebensjahre die Kaufmannschaft betrieben hatte. Ausgebildet auf der Akademie zu Dresden, wo er sechs Jahre lang Schüler Klengel's und Casanova's war, wählte er gemäß einer früh hervorgetretenen Neigung die Thiermalerei und in Verbindung mit ihr die Landschaftsmalerei zu seinem Fach. Auf seiner künstlerischen Laufbahn wurde für ihn die Unterstützung wichtig, welche er an einem Gönner, dem Kaufmann P. Wilkens in Bremen, fand, der zahlreiche Arbeiten von ihm ankaufte.

Huber und Rost, Handbuch über die vornehmsten Kupferstecher, Bd. 2, 1796, S. 378 f. Der Neue Teutsche Merkur v. J. 1802, Bd. 1. S. 134 ff. Meusel, Teutsches Künstlerlexikon, 2. Ausgabe, Bd. 2. 1809. S. 41 ff. Nagler, Allgem. Künstler-Lexikon. Bd. 9. 1840. S. 125. — d.

Menn: Johann Georg M., Mediciner, † in seiner Geburtsstadt Köln am 28. Juli 1781 im 51. Jahre seines Alters. Er war ein Mann von ungewöhnlichen Geistesgaben und erwarb sich um die Hebung des medicinischen Studiums an der Kölnischen Universität die größten Verdienste. Er war dort in der medicinischen Facultät Professor primarius. Promotor perpetuus und ordentlicher Professor der Chemie und Medicin. Durch eine radicale Reform suchte er

dieses Studium und überhaupt das ganze Kölner Unterrichtswesen zu dem früheren Glanze emporzuheben, und durch Geist, Kraft und Ausdauer gelang es ihm, den 1777 neuerrichteten medicinischen Hörsaal und das auf sein Betreiben erbaute Laboratorium mit zahlreichen Zuhörern zu füllen, die dem Rufe seines Namens folgten. Eine vortreffliche Rede: „Von der Nothwendigkeit der Chemie", ist das einzige, was von ihm in Druck erschien. Der Kurfürst-Erzbischof Max Friedrich schätzte ihn ungemein, verlieh ihm den Titel eines kurfürstlichen Hof- und Medicinalrathes und kaufte von der Wittwe seine bedeutende Bibliothek und Instrumentensammlung für ein Jahrgeld von 100 Ducaten. Menn's Gattin, mit der er nicht volle 17 Jahre vermählt gewesen, war Dorothea Schauberg, die durch Geist und Tugend als eine der edelsten Erscheinungen im damaligen Köln geschildert wird. Wallraf preist sie als eine Frau von Talent, Geist und Weltkenntniß, die mit dem berühmten Priester-Künstler Hardy (Bd. X, S. 597), bei gleichem Alter und gleicher Liebe zur Kunst, im schönsten Freundschaftsverhältnisse lebte. Auch sie bildete in Wachs, zeichnete, versuchte unter seiner Leitung die Oelmalerei und besaß gediegene Kunstkritik. Auch in Gesang und Instrumentalmusik war sie ausgebildet. Sie starb am 24. Octbr. 1789.

v. Bianco, Die alte Universität Köln, Bd. I. Ennen, Zeitbilder. Wallraf, Feiergesang auf Hardy. J. J. Merlo.

Menne: Edilbert M. (Bartholomäus, Simpert), Franciscaner, geb. zu Augsburg am 13. Octbr. 1750, trat am 25. Septbr. 1769 in das Franciscanerkloster zu Hechingen, legte am 26. Septbr. des folgenden Jahres seine Ordensprofeß ab, wurde am 10. März 1776 zum Priester geweiht und nach Vollendung seiner theologischen Studien zum Repetitor der Theologie, nach drei Jahren zum Leiter der Conferenzen über die Moral im Kloster Hechingen, und endlich zum Vicar im Kloster Lechfeld bei Augsburg bestellt. Schon hatte er durch 19 Jahre diese Stelle versehen, als er durch eine ungeschickte Manipulation seines Verlegers, der den von ihm verfaßten Ehekatechismus ohne zuvor eingeholte Approbation des Ordinariates drucken ließ und veröffentlichte, bei dem Generalvicariat in Verdacht kam, und auf Andringen desselben von Lechfeld fort als Beichtvater in das Franciscanerinnenkloster zu Hochalting im Ries versetzt werden mußte. Zufällig fügte es sich, daß der feindselig gestimmte Generalvicar beim Einmarsche der Franzosen in Augsburg (28. Mai 1800) in der Wohnung der Schwester Menne's, ohne sie zu kennen, eine Zuflucht und sicheres Versteck fand, worauf er zum Danke dafür die ehrenvolle Zurückberufung Menne's nach Lechfeld verfügte. Dieser aber erbat sich schon 1803 nach dem Tode seines Nachfolgers in Hochalting wiederum diesen stillen Posten, auf dem er bis zu seinem Tode verweilte, nachdem er im Jahre 1826 daselbst sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum gefeiert hatte. M. liebte von Jugend auf die Zurückgezogenheit und das Studium, und da er seines schwächlichen Körperbaues halber, für seelsorgerische Arbeiten weniger geeignet war, so suchte er sich seinen geistlichen Mitbrüdern durch Bearbeitung und Herausgabe praktischer Werke (Predigten, Predigtentwürfe, Katechesen, Standesunterweisungen, Betrachtungen) nützlich zu machen. Er besaß eine gewaltige Arbeitskraft und konnte ganze Tage am Schreibpulte zubringen. Das vollständige Verzeichniß seiner zahlreichen Werke (es beläuft sich auf 40 Nummern), die er größtentheils anonym mit dem Beisatze: „Von dem Verfasser der neubearbeiteten Predigt-Entwürfe" herausgab, steht in „Vierzig Jahrgänge neubearbeiteter Predigt-Entwürfe", Augsburg 1826, S. XI—XVI.

Felder's Gelehrten-Lexikon der katholischen Geistlichkeit und der Schweiz, Landshut 1817, Bd. 1. S. 469. Ant. Weis.

Mennel: Jacob M. (so nennt er sich selbst, wird aber Manlius latinisirt), Genealog und Historiker, wurde zu Bregenz geboren, soll am 27. Septbr.

1532 gestorben sein. Er war Doctor beider Rechte und der freien Künste, hatte zu Freiburg im Breisgau studirt und war — wohl durch Kaiser Max — für einige Zeit nach Wien gezogen worden, wo er den Titel eines kais. Rathes und Hofhistoriographen führte. Seinen ersten litterarischen Versuch machte er wie es scheint, 1498, indem er die „Disputatio utrum tam a jure canonico quam civili ludus, solo ex ingenio procedens quemadmodum ludus scachorum sit admissus etc.“ dem Kaiser Maximilian widmete. Er entscheidet sich natürlich für die Erlaubtheit des Spieles. M. war damals Stadtschreiber zu Freiburg und nennt sich Magister utriusque juris (cf. Geschichte und Litteratur des Schachspiels von Antonius van der Linde, Berlin 1874. II. 418). Auch später noch beschäftigte er sich mit der Theorie des Schachspiels. Mennel's Schachzabel (getruckt und vollendet in der loblichen Statt Constantz von Hansen schäffeler 1507 [in deutschen Versen]) bespricht in der Vorrede den Nutzen und Werth dieser Verstandesübung und bemerkt schließlich, daß die Sache noch ausführlicher behandelt werden könnte, besunder nach ußwißung Vegecy und ander . . . . . er will es aber nicht durch die „truckery“ sundern schrifftlich mittheilen, wo es nützt. Sein Werk findet übrigens bei den Kennern dieser Litteratur keine Gnade, schon Maßmann (in seiner Geschichte des deutschen Schachspiels) hatte ihn als Plagiator hingestellt, van der Linde (I, S. 34 ff.) streitet ihm alle und jede Selbständigkeit ab, und sieht in seiner Arbeit nur einen dürftigen Auszug aus Konrad von Ammenhusen's Reimwerk (cf. a. a. Orte S. 131 ff., vgl. über den „armen Nachschreiber“ auch A. van der Linde, Das Schachspiel des 16. Jahrhunderts, Berlin 1874. S. 30). Es wurde übrigens von Christian Egenolf in dessen „Des alten Ritterlichen spils des Schachzabels grüntlich bedeutung“ ꝛc., 1536, Frankfurt a. M. abermals abgedruckt. Doch M. wendete sich bald zu anderem, zu historischen und genealogischen Compilationen. In der Schrift „De episcopatu et civitate Vindonensi et Constantiensi“ (abgedruckt bei Pistorius, Rerum familiarumque Belgicarum Chronicon Magnum p. 617 ff.) bekämpft M. als Erster die Sagen, die zu seiner Zeit so allgemein verbreitet waren. Lorenz (Deutschlands Geschichtsquellen, 80) sagt über die Schrift: Leider sind nur die Citate des Jacob Manlius in seiner Chronik so ungenau, daß wir aus ihm wenig über die weitere Entwickelung der Constanzer Historiographie entnehmen können (vgl. auch F. W. Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands II, 98 ff.). 1507 schrieb M. auf Befehl Maximilians zu Constanz „an dem deutschen Meer“ die „Cronica Habspurgensis nuper Rigmatice edita“ (kl. Fol. mit sehr schönen Einrahmungen auf beiden Seiten) mit Unterstützung einiger „Mitgesellen“. Den Stoff zu seinem Gedicht hat er in „alten stiftern, Schloß, Statt und sunst gefunden“, er will es zu „lob und Eer dem großen künig Maximilian und auch des teutschen“ Landes geschrieben haben. Nach der bekannten unendlich willkührlichen und fabelhaften Genealogie, die mit Priamus anhebt, verliert er sich in eine umständliche Erzählung von Chlodwig und Chlothilde, schildert wie der „fromme“ König die „ketzer von Paryß außtrieb“, geht an Karl dem Großen kurz vorüber und schließt diese Vorgeschichte mit den Versen:

> Davon thu ich nit weiter schreiben
> Unnd wil mich yetz auff Habspurg scheiben.

Der erste gefürstete Graf von Habsburg ist ihm Herr Ottberth, darzu ein Landtgraff in Elsaß. Er setzt ihn ins 7. Jahrhundert nach Christus, worauf alle möglichen Habsburger genannt werden, bei einigen auch ihr Landerwerb und ihre Heirathen. Bei dem Kaiser Rudolf verweilt er natürlich mit längerem Panegyricus, auch Albrecht I. erhält noch eingehenderes Lob, dann ist er ungemein eilig und kommt rasch zu Max und Karl, versichert aber:

Darumb ichs yetz darbey laß bleibn
Unnd will es mit der zeit beschreibn.

Er nennt sich damals des „Römischen Künig Chroncist“. 1522 nahm er auf Befehl Maximilians diesen Stoff nochmals auf in dem Büchlein „Seel unnd heiligen Buch kaiser Maximilians altfordern, als waß ich uff Irer kaiserlichen Maiestet gnedig befelh allenthalben hab mögen erfarren (auf dem Titelblatte das Portrait Max's in einem Orbiculus, in dem Jahr und Tag seines Hinscheidens verzeichnet sind), Freiburg i. Br., Joh. Mörlin. Als Quellen bezeichnet er diesmal — dem Hange des Kaisers, Inscriptionen zu sammeln, entsprechend — „grabstein bey den Gotshäusern, inn Jarzeyt büchern“, namentlich angegeben ist nur Gregor von Tours. Das Buch beginnt bei Cleodoveo, letzten heidnischen und ersten Christenkünig zu Frankreych . . . . des ersten Graven zu Habspurg Großvatter. In ziemlich bunter Reihe werden Merovinger, Babenberger und Habsburger aufgeführt, von den meisten Geburt und Todeszeit, wie Begräbnißstätte angegeben. Manches ist unrichtig und ungenau, hie und da auch eine Lücke. Nachdem er Maximilians Tod berichtet, wendet er sich zu den lieben heiligen, zu denen er auch solche rechnet, die der Volksglaube für heilig hält. In einem Schlußworte entschuldigt er sich, daß er viele genannt als in die „Freundschafft“ des Hauses Habsburg gehörig, die doch nicht diesen Namen tragen. Aber die „personen von Oesterreich und Habspurg haben sich durch ire heyrat unnd sunst ander redlich dapfferkeit in vil künigreych Hertzogthumb und herrschafften außgestreckt“. Dieses Büchlein gab Georg Bareuther 1593 in Augsburg (Val. Schöning) in lateinischer Sprache mit einer Fortsetzung bis auf seine Tage heraus, wobei er Mennel's Vorrede „de divi Maximiliani II. R. J. majoribus“, überschrieb. Aus dieser Ueberschrift folgerte Bergmann (Tyroler Bote von 1840, Nr. 27), daß es zwei Historiker Jacob Mennel gegeben. Eine Betrachtung des Manuscriptes (Cod. 7432 der Wiener Hofbibliothek) zeigt aber, daß die Latinisirung des ursprünglich deutschen Werkes samt der Fortsetzung von Hugo Blotius mit Emendationen und Correcturen versehen worden sei. Bareuther sagt in der Dedication an Rudolph II. und Philipp von Spanien, nehme man vielleicht an der geringen Eleganz des Stiles Anstoß, so sei der Stoff zu loben, der für einen bedeutenderen späteren Historiker eine gute Vorarbeit biete und schließt mit der humanistischen Bemerkung: Sic olim Virgilius ex Ennii stercoribus gemmas collegisse, suaque hisce praeclarissima opera insigniter ornasse perhibetur. Die 1518 erschienene sehr schön ausgestattete Schrift: „De inclito atque apud Germanos rarissimo actu ecclesiastico“ (die Erhebung Alberts von Mainz zum Kardinal) enthält eine actenmäßige lateinisch geschriebene Darlegung dieses Vorgangs. Dasselbe erschien auch in ähnlicher Ausstattung in deutscher Sprache (von Joh. Speyßer, Jacob Fugger gewidmet). Eben in dem Jahre 1522 erschien (in Quer-4) zu Basel bei Adam Petri, das praktischem Zwecke dienende, schon 1520 ausgearbeitete Buch: „Keyserall und Bäpstall“. „In diesem Büchlein findstu kurtz begriffs aller Römischen keyser und Bäpst historie, daß ist die zeyt wann und wie lang ain yeglicher regiert hat, wes geschlechts auch was eygenschafft er an im gehegt, wie und wo er gestorben auch was fürdreffenlichs seiner zeyt geschehen ist. Darbey was ein yeder Bapst sonderlichs geordnet und der kirchen Guts gethan hat ꝛc. Alles lustig und nutzlich zulesen“. Das Buch ist Karl dem Fünften gewidmet und die Dedicationsepistel zeugt wie so Vieles für die Gedankenarmuth des Verfassers, der in einem gleich zu besprechenden Werke sich fast derselben Worte bediente. Die Eintheilung des Stoffes ist die, daß er in 7 Rubriken die Zeitbestimmung, den Namen des Kaisers oder Papstes, seine hervorragendsten Eigenschaften, die Dauer seiner Regierung, sein Alter und die Art seines Todes und

endlich eine kleine „Historia" angiebt. Er beginnt mit Julius Cäsar und endet mit Leo X. Dieses Büchlein gehört zu seinen ergötzlichsten Hervorbringungen, es ist die echte Volkschronik; in der Historia sehr viel Curieuses für das mittlere Lesepublicum. Bei Cäsar giebt er z. B. an: „Ein ochs hat geredt wunder", bei Claudius: „sein weib was nit zu ersettigen mit mannen". Die Erfindung der Beinamen ist wahrhaft lesenswerth. Heliogabalus nennt er Widthopf, Maximinus den grob wütrich, Decius den behend Wüterich, Valerianus den Fußschemel, Julian den verlögent christ (als seine Todesart giebt er an: Ward geschunden), Valentinianus hübsch (!). Die Todesart wird häufig durch die Worte „natürlich, menschlich, löblich" charakterisirt. Von Manchen weiß er fast nichts zu sagen, z. B. von Heinrich IV., von dem er bemerkt, er werde in der Schrift nicht gelobt, und den er im Kerker sterben läßt. Ebenso wenig giebt er über Barbarossa, den er beim Baden umkommen läßt, ganz kindisch ist die Angabe über Friedrich II.: er waz anfenglich gut, ward aber nachmals nit gut, erstückt in Appulia. Bei Rudolph von Habsburg kann er nicht unterlassen, sich selbst zu citiren, Sigismund wird als ein „von Vielen als Heiliger Geachteter" gerühmt. Ueberhaupt ist der kirchliche Standpunkt des Compilators nicht zu verkennen; trotzdem erzählt er die Geschichten von der Päpstin Johanna, die er als Johannes VIII. aufführt, desto mehr wird Gregor VII., „der Gott und der Welt lieb gewesen sei" gelobt, Pius II. nennt er aller Ehren werth. Doch wagt er es auch einmal, einen Ausfall auf Mißbräuche seiner Zeit zu machen, z. B. gegen die Versehung der Pfründen durch einen Andern. Auf der Rückseite des Schlußblattes giebt er seinen Lesern noch weitere Nachlesebücher an, z. B. Hermannus Contractus, Platina und Joh. Stella. 1523 erschien bei Johann Mörlin zu Freiburg im Breisgau: „Ain hüpsche Chronick von Heidnischen vnd Christen künigen der Teutschen vnd Welschen Francken darinn nit allein die Troyanischen Pipinschen vnd Hugonischen sunder auch sunst vil treffenliche geschlecht grosser künig fürsten vnd Herrn die daruß entsprossen sind anzeygt werden". Das Büchlein ist Erzherzog Ferdinand gewidmet; in der Vorrede ist der Ursprung der Habsburger von den Franken als erwiesen angenommen, es sei das in der auf Befehl Maximilians geschriebenen „Fürstlichen Chronik nach der leng beschrieben". Er habe es nun für gut gehalten, für den Erzherzog zur Erlustigung nach den Geschäften und um die schwermütigkeit zu ergetzen, „diese künigliche Chronik" ihm zu verehren. Die — sehr unkritische Geschichte, die mit Pharamund beginnt und mit Philipp, dem Sohne Maximilians endet, ist mit Wappen und Portraiten der Fürsten versehen. Die letzteren sind nach der Weise der Zeit für die verschiedensten Personen dieselben, so zeigt beispielsweise König Pharamund dasselbe biedere Kartenköniggesicht und Costüm, wie Chlodwig, Dagobert, Childerich, Robert der Capetinger, Ludwig der Große, Ludwig der Heilige. Auch die Anordnung des Stoffs ist eine schablonenhafte, als Quelle nennt er Gregor von Tours, die Chronica francie, die er, wie es scheint als Kanon annimmt, dazu die Gesta Francorum und den Zeitgenossen Trithemius, den Erzbischof Turpinus (allerdings mit löblichem Mißtrauen), Michael Riccius, die „lothringische Chronik", die „Engelsch Chronik", Chronica Traiectensis. Seine Chronik besteht vor Allem, vielleicht auch einzig und allein in der Concordanz der Historiker. Er weiß oft mehr als in den Quellen steht, so läßt er z. B. Karl den Großen zu Ingelheim auf die Welt kommen, das hochberühmte Studium von Athen mit des Papstes Verwilligung (man sieht wie die Ansicht von der Unerläßlichkeit der päpstlichen Zustimmung zu Universitätsstiftungen schon allgemein war, vgl. L. v. Stein's vortreffliches Bildungswesen, Cotta 1884, II. Bd.) nach Paris verlegen. Aeußerst drollig ist die Erklärung des Namens Capet. — Schließlich beruft er sich auf die fürstliche Chronik, in der er gezeigt wie Eng=

land, Portugall, Castilien und Hispanien mit Habsburg „durch die Heyrat zu einem blut und fleisch worden sind“. M. war auch Mitarbeiter an Maximilians I. bekannter „Ehrenpforte“, eine „Rhetorica minor“, die er nach J. Spach's Zeugniß geschrieben haben soll, konnte ich nicht einsehen. Die Wiener kais. Hofbibliothek besitzt von ihm einen Tractatus ad Caspar Haberstro O. S. B. abbatem de origine et fundatione monasterii Brigantini (Cod. 12 853), das Manuscript der Chronologia imperatorum Romanorum, 1513 (8786), der Hist. Habsburgicae lib. V (8994), den Libellus de stirpis Austriacae majoribus, sepulturis etc. (7432). Aus der Chronik K. Maximilians Geburt Spiegels (8062), der Zaiger (7892), Seel und Heiligenbuch keyser Maximilians altfordern (7369), die Disputatio utrum tam a jure canonico quam civili ludus solo ex ingenio procedens sit admissus (2214 *), Vitae sanctorum domus Habsburgicae (3077 * et 3077 **), Scripta genealogica (deutsch 3072*—3077), De claris mulieribus domus Habsburgicae lib. germanicus (3077 **), endlich De signis, portentis atque prodigiis, tam antiquis quam novis cum eorundem typis et figuris (4417 *). Horawitz.

Menno Simonis oder Simons (Symons), der bekannte Wiedertäufer, wurde nach dem Resultate der neuesten Forschungen im J. 1492 geboren und starb am Freitage, den 13. Januar 1559. Als sein Geburtsjahr wurde sonst auch das Jahr 1505 angegeben; als Todestag und Jahr zumeist Freitag, der 13. Januar 1561 (so noch Roosen), oder Freitag, der 23. Januar 1559 (so Frau Brons), was beides unmögliche Angaben sind, da die genannten Monatstage in den betreffenden Jahren nicht auf einen Freitag fielen. Sein Geburtsort ist Witmarsum, ein in der Nähe von Franeker in Friesland gelegenes Dorf; andere nennen das benachbarte Pingjum. Sein Vater, der Simon hieß, soll ein Bauer gewesen sein. Auf Klosterschulen soweit vorbereitet, daß er auch nicht ganz geringe Kenntnisse im Lateinischen und Griechischen hatte, wurde er im J. 1515 oder 1516 zum Priester geweiht und alsbald (nach anderer Angabe freilich erst 1524 oder 1528) Vicar in dem schon genannten Pingjum. Zweifel an der Lehre von der Transsubstantiation ließen ihn sich zur Bibel wenden, die er bisher absichtlich, um nicht verführt zu werden, gemieden hatte. Es geschah das am Ende des zweiten Jahres seiner Amtsführung; also wol 1517 oder 1518. Er merkte bald, daß die Lehre von der Brotverwandlung sich nicht im Neuen Testamente finde. Aus Luthers Schriften lernte er dann auch nicht lange nachher, daß Menschensatzungen in Glaubenssachen nicht verbindlich seien. Das Schriftstudium trieb er jetzt so ernst, daß er sich bald den Namen eines „evangelischen Predigers“ erwarb; doch „mit Unrecht“, setzt er selbst hinzu, wo er davon spricht, weil er trotz seiner gewonnenen Erkenntniß noch die Welt liebte und in Eitelkeit wandelte. Als M. gelegentlich der am 20. März 1531 in Leeuwarden geschehenen Hinrichtung eines Wiedertäufers Sicke Freerks (Freericks oder Freerik, auch nach seinem Gewerbe Sicke Snijder genannt) davon zum ersten Male hörte, daß es Zweifel an der Berechtigung der Kindertaufe gäbe, untersuchte er auch diese Lehre; und da er weder in der heiligen Schrift, noch in den Schriften von Luther, Butzer und Bullinger einen ihn befriedigenden Grund für die Kindertaufe fand, vielmehr zu entdecken glaubte, daß die Vertheidiger derselben in ihren Ansichten weit auseinander gingen, so ward er auch betreffs ihrer unsicher. Später berief er sich gerade für seine Lehre von der Taufe der Erwachsenen auf Otto Brunfels (vgl. Bd. III, S. 441); ob er die Schriften desselben aber schon in dieser Periode seines Lebens kennen gelernt hat, muß dahingestellt bleiben. Um diese Zeit (etwa 1531) ward er als Pastor nach Witmarsum, seinem Geburtsorte, versetzt; „aus Gewinnsucht und Begierde eines großen Namens“ habe er diese Beförderung gewünscht, so sagt er später selbst; jedenfalls

blieb er noch im Dienste der Kirche, obschon er schon innerlich mit wichtigen Lehren derselben zerfallen war. In der Meinung von der Taufe bestärkten ihn nun einige Wiedertäufer, mit denen er (etwa 1532) zusammenkam. Mit den Ausschreitungen der schwärmerischen Wiedertäufer, die hernach in den Münsterschen Gräueln ihren Höhepunkt erreichten, wollte er jedoch nichts zu thun haben; er hat ernstlich jede Gemeinschaft mit ihnen abgelehnt. Als im December 1533 Schüler Jan Mathyszoon's (vgl. Bd. XX, S. 600 ff.) nach Friesland kamen und dann im folgenden Jahre Jan Beukelszoon (vgl. Bd. III, S. 91 ff.) ebenda zu offenem Auftreten gegen die Obrigkeit aufforderte unter Hinweis auf die nahe bevorstehende Wiederkunft des Herrn, warnte M. vor solchen schwärmerischen und aufrührerischen Lehren. Doch umsonst; es kam zum Kampfe, in welchem die Wiedertäufer im April 1535 besiegt wurden; ein Bruder Menno's verlor dabei sein Leben. Nun bereute M., nicht noch entschiedener gegen diese fanatischen Irrlehrer aufgetreten zu sein, um sie vielleicht für den von ihm damals schon in der Stille als den rechten erkannten Weg zu gewinnen; er gab jetzt (1535) gegen das Buch „Von der Rache", das den bewaffneten Widerstand gegen die Obrigkeit forderte, eine eigene Schrift heraus, legte am 12. Januar 1536 sein bisheriges Amt nieder und schloß sich nun völlig den milder gesinnten Wiedertäufern an. Wahrscheinlich empfing er um diese Zeit auch die Taufe. Er verlor damit zunächst alle Existenzmittel und trat in ein Leben voll Unruhe und Entbehrung. Anfänglich hielt er sich verborgen und beschäftigte sich vorwiegend mit Lesen und Schreiben. An der Versammlung der Abgeordneten der wiedertäuferischen Gemeinden, die im August 1536 in der Nähe von Bocholt in Westfalen stattfand, nahm er nicht Theil. Es zeigte sich hier, wie weit die Ansichten selbst unter den Wiedertäufern der mehr besonneneren Richtungen auseinandergingen; eine völlige Vereinbarung war nicht mehr möglich; nur gegen die aufrührerischen Wiedertäufer, die Münsterschen sowol als die sogenannten Batenburger, wurde ein Zusammenhalten der übrigen verabredet. Unser M. stand in seinen Ueberzeugungen, die er um diese Zeit fester ausbildete, den sogenannten Obbeniten am nächsten, d. h. derjenigen Richtung, die von Obbe Philipszoon ihren Namen hat; es waren das ohne Zweifel die gemäßigtsten unter allen. Anfänglich standen diese wol den Anhängern des David Joriszoon (vgl. Bd. XIV, S. 552 ff.) nicht feindlich gegenüber; als dieser aber selbst eine Art Vorrang unter seinen Glaubensgenossen beanspruchte (December 1536), sagten sich die Obbeniten von ihm los. Auch mit den Melchioriten, den Anhängern des Melchior Hofmann (vgl. Bd. XII, S. 636) stimmten sie nicht überein, da auch die Lehren dieser über eine neu zu erwartende Ausgießung des heiligen Geistes ihnen nicht einfach und schriftgemäß genug erschienen. Als die Obbeniten nun, um eine festere Ordnung in ihre Gemeinschaft zu bringen und sich diesen anderen Parteien gegenüber zu befestigen, eine Anzahl Aelteste oder Bischöfe anstellten, welche unter ihnen der Lehre warten und die Sacramente verwalten sollten, wandten sie sich durch „sechs, sieben oder acht" Personen an M. mit der Bitte, ein solches Aeltestenamt bei ihnen anzunehmen; das war im December 1536 oder im Januar 1537. Nach längerem Sträuben ging M. auf ihre Bitte ein. Er wurde dann durch Obbe Philipszoon zu Groningen in dieses Amt eingeführt. Er hat fortan bis an sein Lebensende (von 1537 bis 1559) mit großer Gewissenhaftigkeit und Strenge seines Amtes gewartet; und obschon er in keiner Weise durch seine Stellung dazu berufen war, und auch selbst nicht ein besonderes Ansehen unter ihnen beanspruchte, so hat er doch durch seinen sittlichen Ernst und seine aufrichtige Frömmigkeit einen solchen Einfluß unter ihnen gewonnen, daß diese Gemeinden sich später zuerst in Holland und dann überall am liebsten nach ihm „Mennoniten" nannten. In den Jahren 1537

bis 1541 stand er in Groningen; hier hat er sich auch verheirathet. Von hier aus besuchte er dann die Gemeinden in Friesland. Als sodann auf Befehl des Kaisers Karl V. vom Hofe in Friesland im December 1542 ein scharfes Edict wider ihn erlassen und ein Preis von hundert goldnen Carolusgulden auf seine Verhaftung gesetzt ward, begab er sich nach Amsterdam. Aber auch in Holland war er bald nicht mehr sicher, und so siedelte er gegen Ende des Jahres 1543 nach Emden über, wohin ihn Johannes a Lasko (vgl. Bd. XVII, S. 736 ff.) zu einer Disputation über die Menschwerdung Christi eingeladen hatte. Doch auch in Ostfriesland konnte er nicht bleiben, weil die Verfolgungen der Wiedertäufer auch hier wieder heftiger wurden, und so entwich er in das Erzbisthum Köln, wo er unter dem Schutze des Erzbischof Hermann von Wied (vgl. Bd. XII, S. 135) in der Stadt Köln wirkte (1545). Ob er damals auch in Bonn und Wesel thätig war, ist nicht sicher; das Gesuch um freies Geleit nach diesen Orten, da er sich erboten hatte, mit den Gelehrten in Bonn und den Predigern in Wesel zu disputiren, ward ihm wenigstens abgeschlagen. Nach der Entsetzung des Erzbischofs im J. 1546 begab er sich nach Holstein, wo er dann bis an sein Ende verweilte, abgesehen von den mehrfachen Reisen, die ihn von hier aus wieder nach Friesland, Holland und an den Rhein führten. Im J. 1554 war er einige Monate in Wismar, wo er im Februar mit Micronius aus Emden wieder über die Menschwerdung Christi disputirte. Während dieser Jahre unternahm er auch vielfach Visitationsreisen in die wiedertäuferischen (mennonitischen) Gemeinden an der Ostsee, die ihn vielleicht bis nach Königsberg und in die Ostseeprovinzen führten; es wird angenommen, daß in diesen Gemeinden damals kaum jemand anders als durch ihn die Taufe erhielt. Er mußte es dann noch erleben, daß in den Gemeinden seines Bekenntnisses ein heftiger Streit über die Bedeutung und Ausübung des Bannes entstand; er selbst hatte sich anfänglich für eine mildere Handhabung dieses äußersten Mittels der kirchlichen Disciplin entschieden, ging dann aber, von andern Aeltesten gedrängt, zu der strengeren Ansicht über. Als er in Folge eines Beschlusses der Städte Hamburg, Lübeck, Wismar, Stralsund, Rostock und Lüneburg gegen die Wiedertäufer im J. 1555 sich nach einem sicheren Aufenthalt umsehen mußte, fand er einen solchen auf dem „Wüstenfeld", einer zum Gute Fresenburg bei Oldesloe gehörigen Ortschaft. Dieses Gut war seit dem Jahre 1543 im Besitz des Grafen Bartholomäus von Ahlefeldt. Es befand sich hier schon eine kleine Gemeinde seines Bekenntnisses, die während der Verfolgungen in Holland dort Aufnahme gefunden hatte, und die sich jetzt, da Menno's Anwesenheit dort viele hinzog, sehr vergrößerte. M. richtete sich hier eine eigene Druckerei ein; hier ist er auch gestorben und begraben. — Eine große Wirksamkeit hat M. zu seiner Zeit und bis heute durch seine vielen Schriften ausgeübt. Es sind das zum Theil kleinere Tractate erbaulichen Inhalts, theils aber auch größere polemische Schriften, in welchen er seine Ansichten gegen David Joriszoon, a Lasko, Micronius, Gellius Faber und andere vertheidigte. Er zeichnete sich nicht gerade durch neue, originelle Gedanken aus, vielmehr schließt er sich in seinen Ansichten und Gedankenreihen meist an andere an; aber die Art seiner Ausführungen, seine Treue und sein Eifer, und dann nicht zum mindesten seine bedingungslose Hingabe an die heilige Schrift, wie er sie verstand, verschafften seinen Schriften in den betreffenden Kreisen einen bedeutenden Erfolg. Die ersten Drucke derselben sind jetzt äußerst selten; und die Sammlungen, deren letzte und vollständigste Amsterdam 1681 in Folio erschien, lassen sehr viel zu wünschen übrig; aus ihnen kann man, weil seine Werke in ihnen nur in einer schlechten Uebersetzung ins Holländische vorliegen, nicht einmal über seinen Stil urtheilen; dabei sind sie theilweise auch verstümmelt. — Man hat ihm mitunter einen Vorwurf daraus

gemacht, daß er sich immer geschickt den Nachstellungen seiner Feinde entzogen und so nicht, wie so viele begeisterte Führer der Wiedertäufer, sein Leben für seine Ueberzeugung gelassen habe. Aber an Aufopferungsfähigkeit und Leidenswilligkeit hat es ihm nicht gefehlt; wie er denn, seitdem er sich einmal entschieden den Wiedertäufern zugewandt, für seinen Glauben Verfolgungen und Armuth erduldet hat. Und gerade seine größere Besonnenheit hat doch andererseits es zu Wege gebracht, daß diejenige Richtung unter den Wiedertäufern, der er angehörte, sich weiter ausgebreitet und in der alten und zumal auch in der neuen Welt erhalten hat.

Die vorstehenden Ausführungen schließen sich im Wesentlichen an die von de Hoop Scheffer in der theologischen Realencyklopädie von Herzog, Plitt und Hauck, 2. Aufl., Bd. IX, S. 560 ff., veröffentlichten Resultate seiner Forschungen; von demselben Forscher sind noch weitere Aufschlüsse über Menno's Leben in den Dooptgezinde Bijdragen zu erwarten. — Menno's eigne Schrift über seinen Ausgang aus dem Papstthum und seine Bekehrung lag dem Unterzeichneten nur in einer sicherlich sehr mangelhaften und fehlerhaften deutschen Ausgabe, Frankfurt u. Leipzig bei Abraham Jerischer, s. a. (85 S. kl. 8⁰), vor. Die erste ausführliche Lebensbeschreibung Menno's findet sich bei Moller, Cimbria literata II, p. 835 bis 842, unter dem Schlagwort Simonis; vgl. auch Jöcher, Bd. IV, Sp. 610. — A. M. Cramer, Het Leven en de Verrigtingen van Menno Simons, Amst. 1837. Berend Carl Roosen, Menno Symons den Mennoniten-Gemeinden geschildert, Leipzig 1848; wieder abgedruckt in Amerika: Mitford Square, Pa., 1874. Max Goebel, Geschichte des christlichen Lebens u. s. f. I, S. 191 ff. — [Frau] A. Brons [geb. Cremer ten Doornkart], Ursprung, Entwickelung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten, Norden 1884. — Ueber Menno's Geburts- und Sterbejahr vgl. Mennonitische Blätter, herausg. von H. van der Smissen, 29. Jahrgang, 1882, Nr. 9, S. 66 ff. Bertheau.

Mensdorff-Pouilly: Alexander Graf M.-P., geb. zu Coburg am 4. Aug. 1813, ein Sohn des Generals der Cavallerie Emanuel Grafen M. aus dessen Ehe mit Sophie Herzogin von Sachsen-Coburg und durch diese mit dem englischen Königshause verwandt, trat frühzeitig in österreichische Militärdienste, in denen er, ohne Unterbrechung bei verschiedenen Cavallerieregimentern dienend, rasch die höheren Chargen erklomm. Im November 1849 zum Adjutanten des Kaisers ernannt, erbat er sich die Erlaubniß, in dieser Anstellung den gegen die ungarischen Rebellen eröffneten Feldzug mitmachen zu dürfen. In der darauf folgenden Wintercampagne gab er wiederholte Beweise eines glänzenden ritterlichen Muthes und erwarb sich durch einen kühnen und von bedeutendem Erfolge gekrönten Cavallerieangriff auf die Insurgenten in der Schlacht bei Komorn das Maria-Theresien-Kreuz. Nach Niederwerfung des ungarischen Aufstandes wurde M.-P. zum Generalmajor befördert und in den nächstfolgenden Friedensjahren zu mehrfachen diplomatischen Sendungen, 1850—1852 Bundescommissär in Holstein, zuletzt als Gesandter bei dem russischen Hofe verwendet. Bei dem Beginne der orientalischen Verwicklung trat er jedoch zu seinem militärischen Berufe zurück, wurde commandirender General im Banate, begleitete im J. 1856 den Erzherzog Ferdinand Max, nachmaligen Kaiser von Mexiko nach Paris, wurde in Folge des Octoberdiploms kaiserlicher Commissär für die serbische Wojwodschaft und im J. 1862 Statthalter und commandirender General in Galizien. Nach dem Rücktritte des Grafen Rechberg wurde M. mit kais. Handschreiben vom 27. Octbr. 1864 als Minister des Aeußeren in das Ministerium Schmerling berufen und verblieb auf diesem Posten bis zur Berufung Beust's, welche wenige Monate nach dem Ende des unglücklichen Krieges mit Preußen und nach dem von ihm

noch abgeschlossenen Präliminarfrieden von Nikolsburg erfolgte. In dieser letzteren Stellung, die allerdings durch die vorangegangenen politischen Mißgriffe des Grafen Rechberg und durch die auf gewaltsame Lösung des Knotens hin gerichtete Tendenz Bismarck's zu einer sehr mißlichen sich gestaltet hatte, ließ M. ganz und gar jene Energie und Entschlossenheit vermissen, die man sich von dem muthigen Reitergeneral versprechen zu dürfen glaubte, und bot das Bild eines Mannes, der stets nach den schwankenden Tendenzen in den Hofkreisen lavirend, seine politische Färbung bis zur Unkenntlichkeit aufgab. Als ein entschiedener Anhänger der Verfassungspartei in das Ministerium Schmerling eingetreten, verblieb er in demselben auch nach dessen Fall. Er widerrieth die vom nachgefolgten Ministerpräsidenten Grafen Belcredi ins Werk gesetzte Sistirung der Verfassung, er war ein Gegner des Doppelkrieges gegen Preußen und Italien, dessen Gefahren er bei der Aussichtslosigkeit einer Allianz mit einer der anderen Großmächte ganz richtig erkannte, er war gegen die Abtretung von Venezien an den Kaiser der Franzosen, und blieb, ungeachtet er in all diesen Fragen ohne Unterstützung war, nichtsdestoweniger im Amte. Die persönlichen Verhältnisse Mensdorff-Pouilly's, sein Reichthum, seine bis an den Königshof von Großbritannien sich anlehnende aristokratische Stellung schließen den Gedanken, als hätte Eigennutz oder Ehrsucht den Grafen M.-P. an sein Portefeuille gefesselt, ganz und gar aus. Der Grund zu dieser gänzlichen Selbstentäußerung seiner persönlichen Ueberzeugung kann daher nur in seiner übertriebenen Deferenz gegen den Hof, zum Theil auch in dem Einflusse seiner Gattin, der Erbtochter des dem kaiserlichen Hofe blind ergebenen fürstlichen Hauses Dietrichstein gesucht werden. Nach seinem Rücktritte von der Leitung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, zog sich M.-P. zunächst ins Privatleben zurück, und erlebte, im Uebrigen im Herrenhause treu zur Verfassungspartei haltend, noch die Auszeichnung, daß nach dem Hinscheiden des letzten Dietrichstein, der Name und Fürstentitel dieses Geschlechtes mit allerh. Diplom vom 20. März 1869 auf ihn und seine eheliche Descendenz übertragen wurde. In Folge seines Wunsches um Wiederverwendung im Militärdienst, wurde ihm im J. 1870 die Ernennung zum commandirenden General in Agram zu Theil, in welcher Stellung er jedoch nur kurze Zeit verblieb, indem er noch in demselben Jahre, und zwar gegen seinen Wunsch, zum Statthalter und Oberstcommandirenden in Böhmen nach Prag berufen wurde. Ehe er jedoch noch auf die Ordnung der dortigen sehr gespannten Zustände einen Einfluß gewinnen konnte, wurde M., der bei seinem überaus liebenswürdigen und freundlichen Wesen, das er in allen seinen Stellungen und gegen Jedermann bewährte, im Leben kaum einen persönlichen Gegner gehabt hatte, in Folge eines acuten Leidens am 14. Febr. 1871 durch den Tod dahingerafft. Er starb mit Hinterlassung von zwei Söhnen und zwei Töchtern.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, 17. Bd., S. 360 ff.

Sommaruga.

Mensdorff-Pouilly: Emanuel Graf M., k. k. Kämmerer, wirklicher geh. Rath, k. k. General der Cavallerie, geboren am 24. Jänner 1777 zu Nancy, † am 28. Juni 1852 zu Wien, entstammte der seit dem Jahre 1397 baronisirten Familie Pouilly; seine Eltern waren der königlich französische maréchal de camp Albert Ludwig Baron von Pouilly, seit 1760 auch Graf von Roussy und Philippine Antoinette Marquise de Custine, Tochter des Großfalconiers am Hofe Königs Stanislaus von Polen, Marquis de Custine. Diesem nach nannte sich M. ursprünglich Pouilly; den Namen Mensdorff, welcher jenem eines Dorfes in der Grafschaft Roussy entsprach, nahm er dagegen 1793 auf Veranlassung seines Vaters vorsichtshalber an, um nicht erkannt zu werden, falls er in die Hände

der Republikaner fallen sollte; dauernd den Namen Mensdorff-Pouilly zu führen und denselben auch auf seine Nachkommen übertragen zu dürfen, gestattete ihm endlich 1818 Kaiser Franz I. gelegentlich als er ihm in Berücksichtigung seiner treuen und guten Dienste zu den alten Titeln der Familie Pouilly die Würde eines Grafen mit allen damit verbundenen Vorrechten in den k. k. Erblanden verlieh. — Mensdorff's zu Paris verbrachte Jugendjahre fielen größtentheils in die bewegteste Zeit der großen französischen Revolution und trugen die Eindrücke derselben im Zusammenhalte mit der Einflußnahme seines Vaters wesentlich dazu bei, Mensdorff's Charakter rascher zu entwickeln, ihn für die Wahrung des monarchischen Regierungsprincipes zu erwärmen. Von diesem Gefühle erfüllt, begleitete er denn auch schon 1792 seinen zum Vertreter der emigrirten französischen Prinzen gewählten Vater in das preußische Hauptquartier und stand an dessen Seite während der Kanonade bei Valmy am 20. September. Und da ihn überdies lebhafte Entschlußfähigkeit, geistige Begabung und Kampfeslust vorzugsweise für den Kriegerberuf geeignet erscheinen ließen, so erwirkte Mensdorff's Vater mit 1. Juli 1793 dessen Aufnahme in das österreichische Heer, in welchem er lebenslang hervorragend tüchtig und höchst verdienstvoll thätig gewesen. Seine erste Eintheilung erhielt M. im Chevauxlegers-Regiment Kinsky Nr. 5 (1798 bis 1802 leichtes Dragoner-Regiment Nr. 12, jetzt Dragoner Nr. 10); mit diesem Regimente betheiligte er sich anfänglich als Cadet, dann als Unterlieutenant in den Jahren 1793 und 1794 an den Kämpfen in Nordfrankreich und in den Niederlanden und bewies namentlich bei Avesnes le Sec, am 12. September 1793, fast tollkühnen Muth; schon 1796, inzwischen zum Oberlieutenant befördert, fand M. aber die erwünschte Gelegenheit, sich wiederholt durch Umsicht und Verwendbarkeit bemerkbar zu machen, so bei Malsch am 9. Juli, bei Cannstatt, am 17. Juli, wo er als Nachhut-Commandant eine leichte Schußwunde erhielt, bei Würzburg, am 3. September, an welchem Tage er als provisorischer Escadrons-Commandant mit besonderer Geschicklichkeit die Vorhut der Euerfeld umgehenden Cavallerie des Fürsten Johann Lichtenstein befehligte, endlich im Streifcommando des Rittmeisters Ferdinand Grafen Bubna, als selbes Anfangs October zu Kron-Weißenburg den die Landesbewaffnung organisirenden französischen General-Lieutenant Mayer gefangen nahm. Nicht minder anerkennenswerth focht M. 1799 bei Frauenfeld am 25. Mai, doch hatte er hierbei das Mißgeschick, an der rechten Hand derart schwer verwundet zu werden, daß dieselbe für seine ganze Lebenszeit unbrauchbar blieb, und er in der Folge Feder und Schwert nur mit der linken Hand führen konnte. Dies hinderte M. jedoch keineswegs nach eingetretener Genesung und nachdem er 1804 die Prinzessin Sophie, geborene Herzogin von Sachsen-Coburg-Saalfeld geehelicht hatte, wieder zum Dienst einzurücken und seine Unternehmungslust und Energie im Feldzuge 1805 als Escadrons-Commandant zu Tirol erneut zu bethätigen. Gewandt und sicher führte er nämlich die Avantgarde jener Cavallerietruppe, welche sich in der Nacht vom 12.—13. November durch einen kühnen Nachtmarsch in nächster Nähe des Feindes der bevorstehenden Gefangennahme zu entziehen entschlossen hatte und nach Böhmen durchschlug. Mannhaft war auch Mensdorff's Verhalten im Jahre 1806, als er sich zu Saalfeld auf Urlaub befand und den Hof seines Schwiegervaters vor mancher Unbill der durchziehenden feindlichen Truppen bewahrte, sowie die Beisetzung der Leiche des im Gefechte bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis von Preußen in der Kirche zu Saalfeld ermöglichte. Somit hatte M. schon in jungen Jahren und bei den verschiedensten Anläßen durch klar vorliegende Thaten bekundet, daß mit festem Willen, ruhiger Beobachtungsgabe und sich rasch hieranschließenden zielbewußten Handlungen auch in niederen Stellungen Vorzügliches geleistet werden könne und war demnach seine 1808

erfolgte Ernennung zum Major im Ulanen-Regiment Merveldt (jetzt Nr. 1) eine wohlverdiente. In dieser Charge erwarb sich M. gleich beim Beginne des Feldzuges 1809 den nur besonders verdienstvollen, auf eigene Verantwortung hin unternommenen Leistungen zukommenden Militär-Maria-Theresien-Orden. Es geschah dies bei Amberg am 13. April, in welchem Gefechte M. aus der ihm anbefohlenen Defensive in die Offensive überging, die ihm an Zahl überlegene Cavallerie durch gut geleitete Angriffe wiederholt bis gegen Ursensolen zurückwarf und dieselbe verhinderte, sich Ambergs zu bemächtigen, welches zum Vereinigungspunkt zweier nachrückender Armeecorps bestimmt gewesen. Hierbei in der Schulter leicht verwundet, verließ M. erst nach beendetem Gefechte das Kampffeld; am 23. April, bei Regensburg, stand er aber schon wieder dem Feinde gegenüber und wußte sich neuerlich die vollste Anerkennung zu erringen, denn an diesem Tage gelang es ihm, seine zum Weichen gekommene Division in kürzester Zeit zu sammeln, den verfolgenden Gegner im kühnen Anpralle zurückzuwerfen, und erst dann geordnet zu retiriren, nachdem herbeigeeilte feindliche Verstärkungen ein Verbleiben in der erkämpften Stellung unmöglich gemacht hatten. Die bei dieser Gelegenheit erhaltenen mehrfachen Säbelhiebe machten M. diesesmal aber leider für längere Zeit kampfunfähig. Kaum jedoch in etwas genesen, widmete er sich dafür mit größtem Eifer der ihm nun übertragenen Organisation einer fränkischen Legion, welcher Thätigkeit übrigens der Friedensschluß zu Schönbrunn ein vorzeitiges Ende bereitete. Noch 1809 avancirte M. zum Oberstlieutenant im Ulanen-Regimente Erzherzog Karl Nr. 3; im August des Jahres 1810 stand er bereits als Oberst an der Spitze dieses Regiments, welches er bis 1812 befehligte und für dessen Kampfbereitschaft und Schlagfertigkeit er in jeder Hinsicht sorgsamst bemüht gewesen. Da erfolgte 1812 der Abschluß eines Bündnisses Oesterreichs und Frankreichs gegen Rußland und nöthigte M. — weil Franzose von Geburt — zum Verlassen der Reihen des k. k. Heeres. Schweren Herzens hatte sich M. zu diesem Schritte entschlossen, und so eilte er denn um so gehobeneren Sinnes unverzüglich in das österreichische Hauptquartier zu Lieben bei Prag, als im J. 1813 die Kriegsvorbereitungen gegen Napoleons Armeen angeordnet worden waren. Gestützt auf den vom Kaiser Franz gewahrten Rücktritt in gleichem Range erhielt M. seine Eintheilung wieder als Oberst im Ulanen-Regimente Erzherzog Karl Nr. 3; das Commando des Regiments übernahm er jedoch nicht, weil ihm die Leitung eines aus österreichischen und russischen Truppen zusammengestellten Streifcommandos anvertraut worden war. Hiermit eröffnete sich M. ein Wirkungskreis, welcher vor Allem Herzhaftigkeit, Beweglichkeit, Rastlosigkeit, kluges Vergleichen, gewandtes Berechnen, scharfes Urtheil sowie rasches Eingreifen erforderte. Und da M. all' dieser Eigenschaften im hohen Grade Herr gewesen, so wußte er denn auch theils selbstständig, theils unter dem russischen General-Lieutenant Thielmann operirend, vom 21. August bis 6. December 1813 den Gegner bei überraschend schneller Durchschreitung weiter Strecken in Flanke und Rücken zu beobachten und zu beunruhigen, durch Aufhebung von Courieren, Munitions-, Proviant-, Ergänzungs- und Gefangenen-Transporten, Kassen, Magazinen, Spitälern u. s. w. zu schädigen und demselben auch im offenen Kampfe namhafte Verluste an Mann und Pferden, sowie auch an Geschützen beizubringen. Jeder Tag jener Zeit ist für M. sonach ein Ehrentag, wenngleich nicht jeder einzelne zu solchen Erfolgen führte, wie die Alarmirung von Leipzig in der Nacht vom 26. zum 27. August, der Ueberfall von Wurzen am 12. September, das Gefecht von Altenburg und Zeitz am 28. September, „dessen glänzenden Ausgang“ Thielmann „vorzüglich dem kalten, entschlossenen Benehmen Mensdorff's“ dankte, und wofür M. von Kaiser Alexander mit dem Wladimir-Orden dritter Klasse ausgezeichnet, von Kaiser Franz durch den Aus-

druck „besonderer Allerhöchster Zufriedenheit" geehrt wurde; ferner das höchst verdienstvolle Festhalten des Generals Lefebvre bei Weißenfels am 10. October, so daß dieser nur mit geringer Kraft den Marschall Augereau unterstützen konnte; der Kampf bei Lindenau während der Schlacht am 16. October, bezüglich welches Gyulai „mit dem ausgezeichnetsten Lobe des rastlosen Eifers und des heldenmüthigen Benehmens Mensdorff's" gedenkt; die hartnäckige folgenschwere Vertheidigung der Brücke bei Neu-Kösen am 21. October; die Wegnahme von Geschützen, Pulverkarren, Ambulancen zwischen Eisenach und Eichrodt (Geisa) am 25. October; der mit ruhmvoller Geistesgegenwart, Urtheilskraft und Entschlossenheit bewirkte Angriff in die Flanke der französischen Kürassiere unter General Graf Saint Germain bei Hanau am 30. October u. s. w. Thatsächlich war es auch M., welcher in weitgreifender Auffassung seiner ihm gewordenen Bestimmung in der Nacht vom 2. zum 3. November den Gegner verfolgend, der Erste über den Rhein setzte, hierauf aber den allgemeinen Dispositionen gemäß dem Rheine entlang bis zur Schweiz Streifungen vornahm. Und so wie M. schon früher allerorts ungeachtet der Marsch- und Kampfesmühen über alle Vorkommnisse und Beobachtungen gut orientirend zu unterrichten wußte, so geschah es auch jetzt, wo er überdies noch mit der Besorgung verschiedener politischer Missionen betraut gewesen. Mit dem 6. December schloß Mensdorff's, mustergiltige, Pflichttreue und Opferwilligkeit bekundende, Verwendung als Streifkommandoführer, den 7. December wurde er, inzwischen zum Uhlanen-Regimente Nr. 1 eingetheilt, zur Dienstleistung an die Seite des Commandanten des 5. deutschen Armeecorps, des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg berufen, wo seine Thätigkeit im Allgemeinen eine berathende wurde. In dieser Stellung avancirte M. 1815 außer der Tour zum Generalmajor, worauf er nach eingetretenem Friedensschlusse bis 1824 eine Cavallerie-Brigade in Böhmen befehligte, im letztgenannten Jahre das Festungscommando von Mainz übernahm, 1825 mit der Ernennung zum zweiten Inhaber des Husaren-Regiments Nr. 1 ausgezeichnet wurde, 1829 außertourlich in die Feldmarschall-Lieutenants-Charge vorrückte und zum Gouverneur-Stellvertreter von Mainz ernannt wurde, welchem Posten er gesetzesgemäß 5 Jahre vorstand. Als Ehrenbürger von Mainz verließ M. diesen Ort, in welchem sein entschiedenes, kluges, sowie humanes und Jedermann stets hilfebietendes Wirken den lebhaften Dank der Besatzung wie auch der Bevölkerung gefunden hatte. M., welcher nun noch von 1834—1840 als commandirender General in Böhmen befehligte, 1840—1848 die Stelle eines Hofkriegsraths-Vice-Präsidenten versehen hatte, 1843 gelegenheitlich seines 50jährigen Dienstjubiläums von Kaiser Ferdinand eigenhändig mit dem Großkreuze des Leopold-Ordens geschmückt worden war, 1846 zum General der Cavallerie befördert wurde, schloß endlich 1848 in Rücksicht auf seine Gesundheitsverhältnisse seine active Dienstverpflichtung mit dem Uebertritt in den Ruhestand. Dessenungeachtet begab sich M. bereitwilligst im Juni 1848 als kaiserlicher Commissar nach Prag, ja stellte sich im Spätherbste desselben Jahres dem Armee-Commandanten Fürsten Windischgrätz zur Verfügung, ohne jedoch zur Verwendung kommen zu können, da ihn ein hartnäckiges Gichtleiden auf das Krankenlager geworfen hatte. Diese Krankheit forderte auch den 28. Juni 1852 sein Leben, während sein gesinnungstüchtiger, hingebungsvoller, selbstentsagender Charakter noch in späten Zeiten als zur Nacheiferung empfehlend, geschildert werden wird.

Stutterheim, Der Krieg von 1809. Wien 1811. Schaab, Gesch. der Bundesfestung Mainz. Mainz 1835. Berichtigung zur Schlacht bei Hanau; s. öst. milit. Zeitschr. 1839. 2. Bd. Oesterreichischer Soldatenfreund. Wien, Jahrgang 1852. Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden &c. Wien

1857. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterreich. 16. Th. Wien 1867. Das Wirken des Streifcorps unter dem k. k. Obersten Emanuel Gf. Mensdorff-Pouilly im Feldzuge 1813 in Deutschland s. Streffleur's öst. milit. Zeitschr. Wien 1876. 1. Bd. Thürheim, Gedenkblätter aus d. Kriegsgesch. 2. Bd. Wien 1880. Siebert, Ueber den Streifzug Thielemann's im Feldzuge 1813 s. Mittheilungen d. k. k. Kriegsarchivs. Wien 1883. Sch.

Mensing: Bernhard M. (Mensinck, Mensingus), geboren zu Lübeck, wurde in Wittenberg Magister, kam 1539 nach Rostock, wurde 1548 in die philosophische Facultät als Professor aufgenommen und war neben Pegel eine Stütze der sich langsam aus tiefem Verfall erholenden Universität. Er las besonders Logik, war eine Zeit lang Rector der Regentie zum Einhorn. Rector der Universität wurde er 1555, 1558 und im Winter 1559—60, in dieser Stellung ward er in den großen theologischen Draconitesstreit hineingezogen, in dem er vergeblich zu vermitteln suchte. Dadurch ist er zumeist bekannt geworden. Pegel und er waren die einzigen lutherischen Canonici in dem katholischen Domherrenstifte zu Rostock, das er selbst einige Jahre im fürstlichen Auftrage verwaltete. † am 14. März 1567.

Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten. Krabbe, Die Universität Rostock. J. Wiggers in Lisch, Jahrb. XIX und ebenda XVI. Krause.

Mensing: Johannes M., Dr. theol., aus Sachsen, Geburtsjahr und Geburtsort bisher unbekannt. Er ist im J. 1514 theologischer Docent in Ulm, hält sich dann wieder in Sachsen (wahrscheinlich bei den Paulinern in Leipzig) auf, ist in den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts mehrere Jahre Hofprediger der Fürstin Margarethe zu Anhalt (in Dessau), geht darauf nach Frankfurt a. d. O., begleitet im J. 1530 den Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg als Hofprediger auf den Reichstag nach Augsburg, übergibt daselbst nebst Konrad Winpina u. A. dem Kurfürsten eine Censur der torgauischen Artikel, ist im J. 1538 Weihbischof in Halberstadt, wohnt im J. 1541 dem Wormser Colloquium bei und scheint auch in Regensburg gewesen zu sein. Wo und wann er gestorben, ist ebenfalls bisher unbekannt geblieben. Einen Anhalt zur Orientirung über sein Lebensalter bietet Beckmann's Bemerkung, daß er zur Zeit seines Aufenthaltes in Dessau im J. 1527 ein alter Mann und schon dreißig Jahre Predigermönch gewesen. Er schrieb eine Reihe katholischer polemischer Schriften gegen die Reformation, von denen sich mehrere in der Fürst-Georgs-Bibliothek zu Dessau befinden.

Vgl. A. G. Schmidt, Anhalt. Schriftsteller-Lexicon, 1830, wo als weitere Quellen Beckmann, Hist. d. Fürstenth. Anhalt 1710, Erhard, In Scriptor. ordin. praedicatorum, Seckendorf, Hist. Lutheranismi, Jöcher und Rotermund angeführt werden. W. Hosäus.

Mente: Heinrich M., Kunstgießer um 1508 zu Braunschweig, nennt sich auf dem mit Basrelifs verzierten Taufbecken in der St. Stephanskirche zu Tangermünde. Sehr originell ist die Inschrift, welche die Kritiker heimleuchtet: XV c un acht dartu Hinric Mente macete mi † de mi begript of de mine, de gha t'hus un sie opte sine, vint he daer neen ghebreec, so come to mi en segge wat mi let (D. h.: 1508 machte mich Heinrich Mente; der mich angreift oder das Meinige, der gehe nach Hause und sehe auf das Seinige, findet er dort keine Gebrechen, so komme er zu mir und sage, was mir fehlt). Im J. 1510 goß er den Taufkessel, der sich zu Nordheim in der Kirche befindet.

Wilh. Schmidt.

Mentelin: Johannes M., oder wie er auch doch seltener genannt wird, Mentel, der erste Buchdrucker und Buchhändler in Straßburg, und einer der hervorragendsten Typographen des 15. Jahrhunderts überhaupt, entstammte einer

angesehenen Schlettstadter Familie und war in dieser Stadt als der Sohn des Nicolaus M., wie einige wollen um 1410, geboren. In Straßburg erscheint er vom Jahr 1447 ab und zwar als Goldschreiber (Illuminator), daher er denn auch, als er in genanntem Jahr das Bürgerrecht kaufte, sich in die Zunft der Maler und Goldschmiede „zur Stelz“ einschreiben ließ. Neben diesem Beruf scheint er noch das Amt eines Notars bekleidet zu haben; wenigstens kommt ein Joh. M. notarius in gleichzeitigen Urkunden und Listen vor. Was nun sein Verhältniß zur Buchdruckerkunst anbelangt, so ist er bis in das vorige, ja bis in das laufende Jahrhundert herab von vielen geradezu für den Erfinder derselben ausgegeben worden. Gehen wir den Spuren dieser Sage nach, so führen die letzten Fäden in das Haus eines Enkels unseres Meisters, des Buchdruckers Joh. Schott in Straßburg zurück. Dieser Mann vermochte eine Schrift seines Großvaters aufzuweisen, welche Abbildungen von Werkzeugen, wie sie Buchdrucker brauchten, und außerdem eine Anleitung zur Bereitung der Druckerschwärze enthielt; daneben besaß er noch eine Vertragsurkunde, in welcher Joh. M. und Heinrich Eckstein (Eggestein Bd. V S. 674) sich verpflichteten, die neue Kunst unter sich geheim zu halten. Ob nun Schott diese Schriftstücke in majorem gloriam seines Ahnen gefälscht, ob er sie nur mißdeutet hat — letztere Annahme ist durchaus nicht ausgeschlossen — jedenfalls schrieb er auf Grund derselben seinem Großvater die Ehre der Erfindung der Buchdruckerkunst zu: so zum ersten Mal im Jahr 1520, indem er Mentelin's Wappen in seiner Ausgabe der Geographie des Ptolemäus abdruckte und dabei in der Umschrift des Wappens M. als primus typographiae inventor bezeichnete; dann wieder in dem Historien-Handbüchlein von 1536 mit der Ausschmückung, daß die Kunst, welche M. geheim gehalten habe, „durch Untreue“ nach Mainz gekommen und dort zuerst „ausgebrochen“ sei. Diese Behauptung Schott's, für welche auch befreundete Gelehrte eintraten, als erster 1521 Hieronymus Gebwiller, der sich dabei ausdrücklich auf die obenerwähnten Schriftstücke berief, wurde weiterhin namentlich von Elsässern (Straßburgern, Schlettstadtern) begierig aufgegriffen und eifrig weiter colportirt, von andern sodann nachgeschrieben, bis sie mit der wachsenden Anerkennung von Gutenbergs Verdienst mehr und mehr in den Hintergrund trat. Nach den eindringenden Forschungen v. d. Linde's über die ersten Anfänge der Buchdruckerkunst („Gutenberg“. Stuttg. 1878; vgl. auch den Art. Gutenberg Bd. X. S. 218 ff.) erscheint es überflüssig, hier den sagenhaften Charakter der fraglichen Angaben näher nachzuweisen. Ist nun aber M. auch nicht der Erfinder des Buchdrucks, so steht er doch jedenfalls unter den Prototypographen in vorderster Reihe. Es darf jetzt als ausgemacht angenommen werden, daß er schon im Jahre 1460 eine lateinische Bibel im Druck fertig gestellt hat, da von einem Exemplar derselben, welches die Universitätsbibliothek in Freiburg i. Br. besitzt, der erste Band die Jahreszahl 1460, der zweite 1461 von der Hand des Rubricators trägt. Er hat also vermuthlich schon vor 1460 zu drucken angefangen, jedenfalls aber zu einer Zeit, in welcher es außer den Pressen von Gutenberg und von Fust-Schöffer in Mainz, so viel bis jetzt constatirt ist, noch nirgends eine Officin gegeben hat. Von einem dieser ersten Typographen muß er natürlich die Kunst gelernt haben; von wem und wann, darüber gibt es nur Vermuthungen. Sicher dürfte nur so viel sein, daß seine Eigenschaft als Illuminator ihn in Beziehung zur Typographie gebracht hat. Die Thätigkeit, welche M. auf dem neubetretenen Felde entwickelte und zwar meist allein, nur vorübergehend — vor 1466 — in Verbindung mit Heinr. Eggestein, später mit Adolf Rusch (Rausch), war eine höchst bedeutende. Nicht bloß, daß er eine ganze Reihe von Büchern druckte, die alle wirklich meisterhaft ausgeführt sind und unter denen sich riesenhafte Folianten befinden, wie des Joh. Balbus

a Janua Catholicon und des Vincentius Bellovacensis Specula: er betrieb auch deren Verkauf selbst, bezog mit ihnen die Messen (wohl zunächst die in Frankfurt a. M.) und verbreitete, um seine Waare leichter an den Mann zu bringen, gedruckte Zettel, auf welchen die betreffenden Werke zum Theil mit eindringlicher Anpreisung ihres Inhalts verzeichnet waren und die Käufer eingeladen wurden, in seine Herberge zu kommen. Solcher Anzeigen haben sich drei bis auf unsere Tage, je in einem Exemplar, erhalten; obwohl keine derselben Mentelin's Namen ausdrücklich nennt, so ist doch ihr Ursprung aus seiner Presse durch die Typen und durch die Zeit, der sie angehören, genügend sicher gestellt. Das eine Blatt befindet sich in der Nationalbibliothek zu Paris, das zweite in der k. Hof- und Staatsbibliothek in München (das letztere ist keineswegs, wie da und dort zu lesen ist, verloren); das dritte ist in Weigel und Zestermann, die Anfänge der Druckerkunst (1879) erstmals publicirt worden. Alle drei findet man abgedruckt bei C. Schmidt am unten anzuführenden Orte S. 147—149, die beiden erstgenannten hat neuestens H. Klemm in genauem Facsimiledruck vervielfältigen lassen. Diese drei Blätter, an sich hochinteressant, sind darum noch besonders von Werth, weil sie zur Bestimmung der Mentelin'schen Drucke beitragen. Fragen wir nämlich näher nach den Erzeugnissen von Mentelin's Presse, so ist es zu beklagen, daß unser Meister es in der Regel unterlassen hat, denselben seinen Namen, ja auch nur Ort und Jahr des Drucks in einer Schlußschrift beizufügen. Nur zwei Drucke sind bis jetzt bekannt, bei welchen er hievon eine Ausnahme gemacht hat, des Vincentius Speculum historiale von 1473 und dessen Speculum morale von 1476 — in beiden sind Drucker, Druckort und Druckjahr genannt — und in einem dritten, in des Augustinus Tractat de arte predicandi, ist Mentelins Name wenigstens in der Vorrede erwähnt. Alle andern entbehren jeder näheren Angabe über ihre Entstehung. Da kommen nun eben jene Verlagsverzeichnisse sehr gelegen; sie geben für dreizehn Druckwerke, deren Typen auf M. hinweisen, die Bestätigung, daß sie ihm wirklich zugehören. Auch die Beischrift des Datums durch den Illuminator, die gerade bei Mentelin's Drucken besonders häufig ist, leistet gute Dienste; sie beweist bei einer Anzahl von Drucken, daß sie nicht nur in seiner Officin, sondern auch noch bei seinen Lebzeiten gedruckt worden sind. Dennoch ist die Zahl seiner Drucke noch lange nicht endgiltig festgestellt und wird es nach Lage der Sache nicht so bald werden. Es sei nur angeführt, daß Hain (bekanntlich unvollendet) 27, Panzer (mit Einschluß der deutschen Bibel) 29, Madden (Lettres d'un bibliographe. 2. sér., Versailles 1873, p. 40 sq.) nach C. Schmidt a. u. a. O. S. 93 Anm.: 21 und neuestens Klemm a. u. a. O. S. 91 ff. allein aus seiner Sammlung 27 Drucke dem Straßburger Prototypographen zuschreiben. Madden, der als erstes Druckjahr Mentelin's irriger Weise 1465 annimmt, bleibt mit seiner Angabe sicher hinter der wirklichen Gesammtzahl zurück, wiewohl schon die von ihm anerkannten 21 Drucke 41 Bände, und darunter 37 in Großfolio, ausmachen. Hervorzuheben sind aus Mentelin's unzweifelhaften Drucken die bereits erwähnte lateinische Bibel von 1460, die 1463 noch einmal von ihm aufgelegt wurde; sodann eine deutsche Bibel (mit dem handschriftlichen Datum 1466), die man unter den vorlutherischen deutschen Bibeln als die zweite zählt (diese Mentelin'schen Bibeln sollen sich nach Faulmann a. u. a. O. S. 200 durch prachtvolle Miniaturen auszeichnen); ferner eine Anzahl von Schriften des Augustinus, darunter die Confessionen und De civitate Dei, des Chrysostomus Homilien über das Ev. Matthäi (lat.), des Hieronymus Epistolae et tractatus, alles Editiones principes. Von den Drucken nichttheologischen Inhalts seien außer den Specula des Vincentius Bellovacensis genannt: des Aristoteles Ethica, Politica et Oeconomica (lat.), Isidors Etymologiae, der Canon des Avicenna (lat.) — auch diese alle Editiones principes,

endlich eine Ausgabe des Terentius, des Valerius Maximus und des Josephus. Wie groß nun aber die Zahl der Drucke Mentelin's gewesen sein mag: sicher ist, daß er als Typograph bei allen Sachverständigen sich einen hochgeachteten Namen erworben und auch finanziell sehr gute Geschäfte gemacht hat. Sein Reichthum, von dem so manche Stiftungen Zeugniß ablegen (u. A. auch ein Gedenkstein, den er 1473 für seine Familie im Wilhelmskloster in Straßburg errichten ließ und der erst 1870 mit der dortigen Stadtbibliothek zu Grunde ging, eine Abbildung davon s. z. B. bei Oberlin, Museum Schoepflini, Argent. 1773, Tab. III und in Lempertz' Bilderheften, Cölln 1853, Taf. 2), dieser unbestreitbare Reichthum Mentelin's ist wesentlich eine Frucht seiner typographischen Thätigkeit gewesen: multa volumina castigate ac polite Argentinae imprimendo factus est brevi opulentissimus, sagt Wimpfeling von ihm in der Epitome rerum Germ., Argent. 1505, fol. 39a. So konnte unser Meister denn auch wieder um die Erneuerung des Wappens, das seine Familie einst besessen haben muß, nachsuchen und es wurde ihm dasselbe von Kaiser Friedrich III. auch gewährt, aber nicht speciell in Anerkennung seiner Leistungen als Typograph, geschweige denn, daß damit, wie man früher glaubte, den Buchdruckern überhaupt ein besonderes Wappen verliehen worden wäre. (Eine Abbildung dieses Wappens s. z. B. Faulmann a. u. a. O. S. 413.) Noch sei in Betreff Mentelin's persönlicher Verhältnisse bemerkt, daß er zweimal verehelicht war, das erste Mal mit einer Frau aus bürgerlichem Stande, Magdalena, das zweite Mal mit Elisabeth, der Tochter des Junkers Joh. v. Matzenheim und der Anna v. Mülnheim. Aus der ersten Ehe besaß er zwei Töchter, deren jede einen Straßburger Buchdrucker heirathete, die eine Adolf Rusch, die andere Martin Schott. M. starb am 12. December 1478 und wurde auf dem Kirchhof der S. Michaelskapelle an der nordöstlichen Seite des Münsters begraben. Seine Presse, die in dem Hause „zum Thiergarten" in der Nähe des Frohnhofs stand, während er selbst im Hause „zum Dorn" in der Dornengasse gewohnt hatte, ging in die Hände seines Schwiegersohnes Rusch, späterhin (nach Wimpfeling a. a. O.), in die des Martin Flach, richtiger aber wohl in die des Joh. Prüß über.

Vgl. außer den bekannten Bibliographien von Panzer und Hain: A. v. d. Linde, Gutenberg (bes. S. 316—330); Faulmann, Illustr. Geschichte der Buchdruckerkunst; H. Klemm, Beschreibender Katalog seines bibliogr. Museums und namentlich C. Schmidt, Zur Geschichte der ältesten Bibliotheken und der ersten Buchdrucker z. Straßburg S. 88—96, 147—152.

Steiff.

Mentges: Joh. Martin M., katholischer Geistlicher, geb. 1743 zu Alf an der Mosel, † 1815 zu Brakel in Westfalen. Er wurde 1762 Jesuit. Nach der Aufhebung des Ordens war er einige Zeit in Trier in der Seelsorge thätig, dann fünf Jahre Domprediger in Paderborn und 21 Jahre Pfarrer in Brakel. Er war als Prediger sehr angesehen, und einige Bände seiner Predigten sind 1856—64 etwas überarbeitet, neu gedruckt worden. R.

Mentges: Marcus M. (Marco-Mannus), geb. 1669 zu Trier von unbemittelten Eltern, † nach 1725, Reisender. Schon sehr jung, 20 Jahre alt, ward M., nach Absolvirung der Gymnasial- und wahrscheinlich auch der philosophischen Studien, von der Wanderlust ergriffen und er unternahm, obgleich arm, seit 1689 bis 1716 Reisen, welche ihn nach der Türkei, Palästina, Aegypten, Indien führten und über die er Bericht erstattete in einer Handschrift, welche den Namen Itinera Marco-Manni führt und der Abhandlungen, Gedichte u. a. in lateinischer Sprache beigegeben sind. Wyttenbach hat (Trierische Chronik 1823 VIII, S. 3 ff.) zuerst Mittheilungen aus dieser nicht uninteressanten Reisebeschreibung

gemacht. — M. lebte in seinen späteren Jahren zurückgezogen bei seinem Bruder, welcher Pfarrer zu Hentern an der Ruwar, nicht weit von Trier, war.

F. X. Kraus.

Mentzel: Christian M., Sohn des Bürgermeisters M., wurde zu Fürstenwalde am 15. Juni 1622 geboren. Er studirte zu Frankfurt an der Oder und Königsberg Medicin und Naturwissenschaften. Nach vollendetem Studium unternahm er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Polen, Holland, Italien, Malta, promovirte in Padua 1654. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in Berlin als practischer Arzt nieder und wurde von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm 1658 zum Leibarzt und churfürstlichen Rath ernannt. Er beschäftigte sich mit Vorliebe mit der Botanik und schrieb: „Catalogus plantarum circa Gedanum sponte nascentium“. Am bedeutendsten war sein „Lexicon plantarum polyglottum universale“, dessen letzte Auflage Berlin 1815 erschien; auch gab er eine „Kurze chinesische Chronologie aller chinesischen Kaiser“ heraus. M. starb am 27. Januar 1701 in Berlin.

W. Heß.

Mentzer: Balthasar M. der Aeltere († 1627), bekannter strenglutherischer Theologe im ersten Stadium der protestantischen Scholastik, wurde am 27. Februar 1565 zu Allendorf in Hessen geboren, studirte zu Marburg, erhielt eine Predigerstelle zu Kirtorf, 1596 eine Professur der Theologie in Marburg und 1607 eine solche an der eben gegründeten lutherischen Universität Gießen. Hier entfaltete er seine wichtigste Thätigkeit. Bei der Verlegung dieser Universität nach Marburg 1625 siedelte auch M. wieder dahin über und starb hier am 6. Januar 1627. M. stand dogmatisch auf dem Standpunkte der Concordienformel; sein Glaube an Christus deckte sich mit dem dort formulirten Dogma von Christus, das in der lutherischen Ubiquitäts- und Abendmahlslehre gipfelt. Von diesem Standpunkte aus hat dieser ehrenhafte und gelehrte, aber confessionell beschränkte Lutheraner seine zahlreichen, meist polemischen Schriften verfaßt, von denen die lateinischen durch seinen Sohn unter dem Titel „Opera theologica latina“ 1669 herausgegeben worden sind. Verglichen mit den gleichzeitig in Tübingen lehrenden orthodoxen Lutheranern, mit welchen er in einen christologischen Streit gerieth, ob die menschliche Natur Christi ihre göttlichen Eigenschaften angewandt habe oder nicht, zeigte er sich als den milderen Dogmatiker, der aus Wahrheitssinn die Realität der Menschheit des Gottmenschen aufrecht erhalten wollte. — Sein Sohn

Balthasar M. der Jüngere († 1679), am 14. Mai 1614 zu Gießen geboren, studirte seit 1628 zu Marburg, wurde hier 1640 Professor der Theologie, wirkte von 1648 an vier Jahre in derselben Eigenschaft in Rinteln und dann bis an seinen Tod an der eben restaurirten Universität Gießen. M. war nicht ausschließlich Gelehrter, sondern auch Weltmann, weshalb er vom hessischen Hofe öfter mit kirchlich-politischen Geschäften betraut wurde. Dogmatisch stand er auf dem Standpunkte seines Vaters, ohne indeß den Scharfsinn und die Gedankentiefe desselben zu erreichen.

Vgl. Gaß in Herzog's Realencyklopädie IX (2. Aufl.), S. 593—597.

P. Tschackert.

Mentzer: Balthasar M. III., Sohn von Balthasar M. II., geb. am 21. Februar 1651 zu Rinteln, bezog im J. 1668 die Universität Gießen, um Mathematik zu studiren. Der Vater nahm auf seiner Reise nach Schweden, die er im J. 1670 im Auftrage des Landgrafen machte, seinen Sohn Balthasar mit und hielt sich mit ihm ein halbes Jahr in Stockholm auf. Nach der Rückkehr wurde Balthasar III. 1672 Magister in Gießen und besuchte dann noch Leipzig, Wittenberg und Jena. Im J. 1674 ward er Professor der Mathematik in Gießen, verbrachte aber vor seinem Amtsantritt noch ein Jahr auf einer Reise

nach Holland, Belgien und England. Am 13. August 1676 trat er seine Gießener Professur an. Mit einigen Collegen ward er im J. 1695 aus seinem Amte entlassen, weil er in den pietistischen Streitigkeiten ein Edict des Landgrafen nicht unterschreiben wollte. Er erhielt darauf im September 1695 die mathematische Professur am akademischen Gymnasium in Hamburg, trat dieses Amt am 30. April 1696 an und starb in ihm am 8. März 1727. M. hat über astronomische und physikalische Gegenstände einige für ihre Zeit beachtungswerthe Arbeiten veröffentlicht.

Moller, Cimbria literata II, S. 551. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte VIII, S. 454 ff. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller V, S. 204 ff. l. u.

Mentzer: Balthasar M. IV., geb. zu Gießen am 12. Januar 1679, wo sein Vater damals Professor der Mathematik war. Sein Vater († 1727), sein Großvater († 1679) und sein Urgroßvater († 1627) hießen alle, wie er, Balthasar M.; der Vater des letzten war der Brunnenmeister Justus M. in Allendorf. Unser Balthasar M. kam im J. 1696 mit seinem Vater nach Hamburg und lernte hier bei dem berühmten Esdras Edzardi (vgl. A. D. B. Bd. V S. 650) Hebräisch, bezog dann vom Jahre 1698 an die Universitäten Wittenberg und Leipzig und machte am 8. December 1702 zu Hamburg sein theologisches Candidatenexamen. Im J. 1703 machte er in Begleitung eines jungen Kaufmanns eine Reise an den Rhein und nach Holland. Nach seiner Rückkehr ward er im J. 1704 während der Vacanz des dritten Diakonates auf ein halbes Jahr unordinirter Montagsprediger zu St. Katharinen in Hamburg; darauf nahm er im J. 1705 die Stelle eines Hofmeisters bei zwei jungen holsteinischen Adligen an. Im J. 1707 ging er über Holland nach England, wo er mehrere Jahre in Angelegenheiten von Verwandten mit einem Processe zu thun hatte. In London verkehrte er mit den angesehensten Theologen und predigte auch anfänglich vielfach für die deutsche lutherische Gemeinde. Im J. 1710 erkrankte er schwer und war so gelähmt, daß er mehrere Monate nur mit Krücken gehen konnte. Als im November 1713 der lutherische Prediger an der Trinitatiskirche in London, Johann Esdras Edzardi (Sohn des Esdras Edzardi), starb, hielt M. ihm die Leichenpredigt und ward dann zu seinem Nachfolger gewählt. Nachdem er am 29. Juli 1714 zu Hamburg ordinirt war, trat M. dieses Amt an. Am 12. August 1717 verheirathete er sich zu Hamburg mit Johanna Hedwig Winckler (geb. am 26. December 1695, Tochter des schon 1705 gestorbenen Hauptpastors Johann Winckler in Hamburg). Während er sich wegen seines alten Leidens im J. 1722 im Bade zu Wiesbaden befand, erging an ihn ein Ruf als Consistorialrath und Hofprediger in Hannover; obschon man ihm sodann von London die glänzendsten Anerbietungen machte, um ihn zu halten, — er sollte mit seiner bisherigen Stelle die eines Predigers an der Hofkapelle verbinden und dabei ein Canonicat in Canterbury erhalten, was zusammen eine Einnahme von etwa 800 Pfund Sterling ausmachte, — nahm er doch das Amt in Hannover an; das Schiff, auf welchem er doch zunächst wieder von Hamburg nach London fuhr, um dort seine Verhältnisse zu ordnen, ward in einem heftigen Sturm verschlagen und litt so sehr, daß M. längere Zeit in äußerster Lebensgefahr war und schon sich und die Mannschaft auf den gewissen Tod vorbereitete. Im J. 1726 ward er auch Generalsuperintendent für das Fürstenthum Calenberg, als welcher er im J. 1737 bei der Eröffnung der Universität Göttingen die Einweihungspredigt hielt. Er starb am 20. December 1741 zu Hannover. — M. hatte vor, eine großbritannische Kirchengeschichte herauszugeben, schon Johann Esdras Edzardi hatte die Arbeit vorbereitet; dann hat M. jahrelang in London dafür gesammelt und gearbeitet, konnte aber schließlich für das bis zur Refor-

mation auf zwei Bände in Folio berechnete Werk keinen Verleger finden. In dem Gesangbuch von Peter Busch (Bd. III S. 642), das im J. 1737 unter dem Titel „Evangelische Liedertheologie“ erschien und zu welchem M. eine Vorrede schrieb, befindet sich auch ein Lied von ihm: „Wer bin ich, was ist mein Leben“, welches hernach auch ins hannöversche Gesangbuch von 1740 aufgenommen ist. An der Bearbeitung des letztgenannten Gesangbuches, namentlich an den Vorarbeiten für dasselbe, war M. auch als Mitglied des Consistoriums betheiligt. — Sein ältester Sohn, Balthasar M. V., geb. zu London am 27. August 1718, starb als Pastor zu Hattorf am 12. December 1753.

Jöcher III, Sp. 445 f. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1461 ff. Moser, Lexikon der jetztlebenden Theologen, Züllichau 1741, 2. Theil, S. 493 ff. Bode, Quellennachweis, S. 114. — Geffcken, Johann Winckler, S. 240. l. u.

Mentzer: Felix M., s. **Manz**, Bd. XX S. 280. Zu der dort angeführten Litteratur ist jetzt noch hinzuzufügen: Josef Beck, Die Geschichtsbücher der Wiedertäufer (Fontes rerum Austriacarum, Bd. 43), Wien 1883, S. 17 f. u. S. 20. l. u.

Mentzer: Johann M., geb. am 27. Juli 1658 zu Jahmen in der Oberlausitz, besuchte das Gymnasium in Bautzen und studirte sodann in Wittenberg Theologie. Im J. 1691 ward er Pastor zu Merzdorf, 1693 zu Hauswalde und sodann 1696 zu Kemnitz bei Bernstadt, in welcher Stelle er bis zu seinem am 24. Februar 1734 erfolgten Tode blieb. M. ist der Dichter des Liedes: „O daß ich tausend Zungen hätte“, welches zuerst im Freylinghausen'schen Gesangbuche von 1704 erschien und seitdem allgemein verbreitet ist. Er hat viele geistliche Lieder gedichtet, von denen etwa 40 gedruckt sind. Es fehlt ihm nicht an poetischer Begabung; erinnert er in seinen Kraftausdrücken und seinem Wortschwall auch mitunter an die sogenannte zweite schlesische Schule, so ist ihm doch sein Gefühl volle Wahrheit und sein Glaubenseifer wirkt begeisternd. Das genannte Loblied soll er gedichtet haben, als er bei einem Brande Hab und Gut verloren hatte. Nächst diesem sind die bekanntesten seiner Lieder: „Du gehest in den Garten beten“, „Triumph, Triumph, Victoria, der große Siegesheld steht da“, „Wer das Kleinod will erlangen“ u. A.; hingegen wird ihm das verbreitete Lied „Der am Kreuz ist meine Liebe“ wol mit Unrecht zugeschrieben (vgl. Fischer am unten zuerst angeführten Orte). In den beiden Freylinghausen'schen Gesangbüchern befinden sich schon 32 von Mentzer's Liedern; im Reibersdorfer (vgl. bei Mehner oben S. 186), für dessen Herausgeber er manchmal irrthümlich gehalten ist, 28 (nach Koch's Angabe).

Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1463. Zöllner, Das deutsche Kirchenlied in der Oberlausitz, S. 79 f. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V, S. 220—224. Bode, Quellennachweis, S. 114. Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 100[b], 2. Hälfte, S. 456[b] f. (Die Angaben bei Wetzel und Richter über ihn sind nicht genau.) l. u.

Mentzer: Simon M., Buchdrucker zu Magdeburg von 1490 bis jedenfalls 1503 (das Jahr 1509, Weller, Rep. Typogr. S. 470, ist nicht sicher bezeugt). Ueber seine persönlichen Lebensumstände hat sich bis jetzt nichts ermitteln lassen. Es ist nicht unmöglich, daß er aus Mainz gebürtig war und deshalb der „Mentzer“ hieß. In diesem Fall gewinnt die durch die Art seiner Typen nahegelegte Vermuthung an Wahrscheinlichkeit, daß er aus der Schule Peter Schöffers hervorgegangen ist. Dreizehn Drucke sind von M. bekannt, alles Schriften für das Volk und fast alle mit Holzschnitten geziert, welch letztere zum Theil von einem unbekannten Holzschneider F. W. herrühren. Wir heben hervor: „De seuen dot sunde“, 1490. 4°, „Dat pater noster“ durch Joh.

Munzinger, o. O. u. J. 4°, Hans Rosenplüt's „Historie von einer tugendhaften Kaiserin zu Rom“ in niederdeutscher Uebertragung, 1500. 4°, „Van der dope der kyndere“ durch Andreas Proles, 1500. 4°, „De historie van alexander dem greuen van metze, 1500. 4°. Wie diese, so sind auch die anderen Drucke Mentzer's kleine Volksschriften, die leicht verloren gehen und von denen die meisten erst in neuerer Zeit entdeckt worden sind (Panzer und Hain kennen nur zwei). Um so wahrscheinlicher ist es, daß M. noch manches andere derartige gedruckt hat, wovon das eine ganz verloren ist, das andere noch der Auffindung harrt.

Vgl. Bruns, Beiträge zur krit. Bearbeitung alter Hss. u. s. w. S. 173, 178, 181; Riederer, Nachrichten zur Kirchen-Geschichte Bd. IV. S. 280 ff.; Götze, Aeltere Geschichte der Buchdruckerkunst in Magdeburg S. 53—93.

J. Franck.

Menz: Balthasar M. (Mencius), Theologe des 16. Jahrhunderts, wurde zu Hervorden 1500 geboren, zu Deventer auf der Schule erzogen und seit 1529 auf der Universität Wittenberg zum Theologen gebildet. Amtlich thätig war er erst als Rector zu Sölz, dann als Prediger in Zerbst, endlich als Pfarrer zu Niemeck im sächsischen Kurkreise, wozu ihn Luther selbst ordinirte. In seinem letzten Amte starb er am 17. Juli 1585. Seine Schriften behandeln das Verhältniß Melanchthon's zu Luther („Testimonia .... de [Melanchthonis] conformitate cum Lutheri doctrina“) und die sächsische Geschichte, z. B. „Itinera a sex Saxoniae Electoribus in Italiam et Palaestinam facta“.

Jöcher, Gelehrten-Lexikon III (1751), S. 447 und die Forts. von Rotermund IV (1813), S. 1446.

P. Tschackert.

Menzel: Friedrich Wilhelm M., kursächsischer Geheimsecretär, wurde zu Dresden, wo sein Vater Hofrath war, wahrscheinlich 1724 geboren und erhielt schon 1740 eine Anstellung im kurfürstlich-königlichen Cabinet. Der Hang zu einer glänzenden Lebensweise, für welche seine Mittel nicht ausreichten, verleitete ihn wichtige Schriftstücke, namentlich solche, welche sich auf die Correspondenz des Cabinets mit Oesterreich und Rußland wegen der gegen Preußen zu ergreifenden Maßregeln bezogen, dem preußischen Gesandten in Dresden, v. Maltzahn, mitzutheilen. Der Verkehr mit diesem begann 1752, M. will für seine Dienste im Ganzen 3000 Thaler erhalten haben; als Mittelsmann fungirte sein Schwager Erfurth, ein Dresdener Goldschmidt. Menzel's Lebensweise und sein Benehmen in den Geschäftsräumen scheinen ihn verrathen zu haben. Er wurde in Warschau, wo er sich dienstlich aufhielt, am 24. September 1757 verhaftet und zuerst in Brünn, seit dem 2. August 1763 aber auf dem Königstein in Gefangenschaft gehalten; an letzterem Orte war diese zuerst sehr hart. Am 22. oder 26. Mai 1796 ist er dort gestorben; Erfurth war ihm, gleichfalls auf dem Königstein, schon am 14. Juni 1778 vorangegangen.

Fr. Bülau, Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen, II, Leipzig 1850.

Poten.

Menzel: Johann Daniel Baron v. M., genannt der „Husarenmenzel“, bekannter Parteigänger, geb. am 30. September 1698 (nach anderen Nachrichten 1692 oder 1693) zu Leipzig als Sohn eines Barbiers und vormaligen Feldscheerers, † den 25. Juni 1744 bei Stockstadt in der Rheinpfalz, zeigte schon in früher Jugend einen unruhigen, auf Abenteuer ausgehenden Sinn, wie er z. B. im J. 1711, als Peter der Große Leipzig besuchte, dessen Gefolge bis nach Teplitz nachlief, von wo er wieder nach Hause geschafft wurde. In seiner Vaterstadt besuchte er die Nicolaischule und die Universität, wurde dann dem Zuge seines Herzens folgend Soldat (Cavallerist) und diente nacheinander beinahe in aller Herren Länder, in seinem Heimathstaate, in Spanien (Catalonien), Polen, Rußland und zuletzt in Oesterreich. In Kursachsen hatte er es zwar

blos zum Wachtmeister bzw. Feldwebel gebracht, wogegen er in Polen durch die Protection des Grafen Jak. Heinr. von Flemming (Bd. VII S. 117) sowie durch eine adliche Heirath gleich Offizier, zuletzt Capitän und nebenbei geadelt wurde. Die polnischen Dienste vertauschte er 1728 mit den ihm mehr versprechenden russischen, machte als Major unter Münnich in den Jahren 1733 bis 1735 den polnischen Erbfolgekrieg und die Belagerung von Danzig, von 1736—1739 den Türkenkrieg mit und half Asow, Perekop, Bacsisaray und Oczakow erobern. In diesen Campagnen hatte er sich so sehr hervorgethan, daß Münnich ihn dem Hofe im J. 1738 zu einer zweimaligen Mission nach Persien an den berühmten Schah Nadyr, genannt Kuli Khan empfahl, wobei er sich auch als geschickter Diplomat zeigte. Damit glaubte er wol größere Ansprüche an das Avancement erworben zu haben, und trat, mit der russischen Carriere nicht zufrieden, im J. 1739 als Oberstlieutenant in kaiserlich österreichische Dienste über. Hier kam er in der Zeit der größten Noth, als beinahe alles bereits verloren schien, gerade recht, um mit den gefürchteten Croaten, halbwilden Theißer- und Marosgrenzern und Gesindel aller Art ein unter dem Obercommando des Generals Grafen von Khevenhüller stehendes berittenes Freicorps zu organisiren und mit demselben den sogenannten „kleinen Krieg" zu führen. Seine wilden Reiter schulte er nach einem selbst ersonnenen originellen Exercitium ein; namentlich lehrte er sie ein Manöver, das er vielfach dem Feinde gegenüber mit Erfolg anwandte. Ein naiver Zeitgenosse schreibt darüber: „Er läßt sie enggeschlossen vorrücken, sobald aber auf sie gefeuert wurde, auseinanderfahren wie Quecksilber, das auf eine glatte Tafel gegossen wird. Sodann setzen sie ihrem Feinde mit vollem Feuer zu und hauen links und rechts als unsinnige Menschen um sich. Sie kommen aber demungeachtet bald alle miteinander an einem dritten Orte wieder zusammen und fallen den Feind abermals auf einer anderen Seite ganz unvermuthet an, daher dieser ihnen selten recht beikommen und weniger Schaden zufügen kann, dagegen in steter Gefahr eines Ueberfalls leben muß." Mit dem ungleich wilderen Franz von der Trenck, dem sogenannten „Pandurentrenck", welcher mehr das Fußvolk unter sich hatte, wetteiferte er in der Ausführung aller Arten von Unternehmungen des kleinen Krieges; und bald hatte er sich, nicht minder wie dieser, durch sein blitzartiges unvermuthetes Erscheinen, sein waghalsiges Drauflosgehen, seine kühnen Streifzüge, Ueberfälle und seine persönliche Tapferkeit einen gefürchteten Namen gemacht, wenn auch die vielfachen starken, manchmal bis zur Unmenschlichkeit sich steigernden Ausschreitungen, die Contributionen, Brandschatzungen, Plünderungen und Raubsucht seiner Truppe nicht verschwiegen werden können. Nachdem M. im J. 1741 in Schlesien bei Mollwitz, Grotkau und Kloster Leubus mitgefochten, gelang es ihm im Vereine mit anderen Führern, namentlich mit Bärenklau, im J. 1742 nicht nur alsbald Oesterreich von den Baiern und Franzosen zu säubern, sondern auch allenthalben panischen Schrecken vor sich her verbreitend, mit seinen wilden Horden bis vor die Thore von München zu dringen. Er zog nach einer dem baierischen General v. Törring zwischen Braunau und Schärding am 17. Januar beigebrachten blutigen, die Capitulation des in Linz eingeschlossenen französischen Generals Ségur (am 24. Januar) nachsichziehenden Niederlage in der Residenzstadt München — Khevenhüller in Landshut — am gleichen Tage ein, an welchem Karl Albert von der französischen Gnade zu Frankfurt a. M. die deutsche Kaiserkrone, als Karl VII. mit so großem Pompe sich aufsetzen ließ; und im März desselben Jahres war das Land zwischen Donau und Lech bereits von 50 000 Kaiserlichen überschwemmt, welche vollständig wie in Feindesland hausten; man muß es übrigens Bärenklau und M. lassen, daß sie Alles, was in ihrer Macht stand, thaten, um unter den wilden Horden, soweit dies eben möglich war,

einigermaßen Manneszucht zu halten; für die geringsten Verfehlungen ließ M. die Delinquenten gleich nach seinem Lieblingsausdrucke „kanonisch" abstrafen und griff hierbei zuweilen sogar eigenhändig ein. Geldgier und Sucht nach Beute — die dunkle Seite in Menzel's Leben — wurden zwar M. selbst sehr stark zum Vorwurfe gemacht, von welchem er in der That nicht freigesprochen werden kann, wenn man unter Anderem in Betracht zieht, daß er in seinen letzten Lebensjahren ein eigenes schwarz uniformirtes Husarenregiment in Ungarn aufstellen konnte und daß sein Vermögen um diese Zeit auf 4—5 Tonnen Goldes geschätzt wurde. — An Waffenthaten wären hier noch, von vielen persönlichen Bravourstücken abgesehen, die ruhmvolle Besetzung Schärdings, von Wasserburg am Inn, sowie hauptsächlich der kühne im August 1743 mit Trenck tief nach Elsaß-Lothringen hinein unternommene Zug — der erste Versuch zur Wiedereroberung dieser zwei vom deutschen Reiche losgelösten Provinzen — anzuführen, wo M. der angsterfüllten Bevölkerung in Proclamationen die Befreiung von dem „unerträglichen französischen Joche" ankündigte und an ihre deutsche Abstammung und Geschichte appellirte. Das Verhältniß Menzel's zu Trenck war übrigens beinahe gleich von Anfang an kein gutes; beide Führer lebten in beständiger Eifersucht und Feindschaft, wie man sagte, nicht blos ihres Ruhmes, sondern auch der Beute wegen (insbesondere war es Trenck, welcher es nicht verwinden konnte, daß M. mehr Beute gemacht habe und viel reicher war wie er); nicht minder ihre Offiziere, welche sich der beiden eifersüchtigen Befehlshaber wegen zum öfteren miteinander schlugen und mehr als es sich mit der Disciplin und der gemeinschaftlichen Sache vertrug, für ihre Herren Partei nahmen. Diesem Mißverhältnisse machte das vorzeitige plötzliche Ableben Menzel's ein Ende. Zu Beginn des Feldzuges im J. 1744 stand nämlich M., welcher 1742 Oberst und Baron geworden, hernach zum Generalmajor befördert worden war, bei der Armee des Prinzen Karl von Lothringen am Rhein und wurde bei einer nach einem Kriegsrathe unternommenen Recognoscirung, wobei er unter Anderem die Tiefe des Flusses untersuchen wollte, sich aber „nach lustiger Tafel gar zu frech auf die Feind' wagte", auf der sogenannten Maulbeerinsel bei Stockstadt unweit Worms von einem französischen Posten, welchen er nach der Aussage von Bärenklau und Pretlach in trunkenem Uebermuthe provocirte, erschossen. Er starb noch am selben Tage unter vielem Beten und unter beständigen Ausrufen: „O Herr Jesu! spann' aus", und liegt zu Geresheim im Darmstädtischen begraben, woselbst ihm seine Gemahlin ein prächtiges Denkmal setzen ließ. — Arneth in „Maria Theresia's erste Regierungsjahre" und zum Theil auch Carlyle's „Geschichte Friedrichs des Großen" haben angefangen die Bedeutung des tapferen Kriegsmannes und Meisters im kleinen Kriege gebührend hervorzuheben; und noch sehr Vieles läßt sich von der Veröffentlichung der österreichischen und baierischen Kriegsacten aus dieser Zeit erwarten. Ueber seine Persönlichkeit und Lebenslauf geben am meisten noch zwei (sehr seltene) Schriftchen Aufschluß: „Die Lebensbeschreibung von —", Bielefeld 1743, Holl. Amsterdam 1744, und namentlich „Leben und Thaten — in Versen besungen", 1743 44, 8°. o. O., welch' letzteres seine Hauptthaten und Geschicke in einem eigenen (durch den Verfasser dieses in der allgemeinen Darmstädter Militärzeitung, 57. Jahrgang v. 1882, Nr. 26 veröffentlichten) „Menzelliede" besingt. Nicht nur aber im Liede, sondern auch in zahlreichen Bildnissen lebte M. fort, unter welchen folgende interessante Schabkunstblätter G. Bodenehr's hervorzuheben wären: ein Hüftbild mit Freund Hein, welcher hinter M. hervorguckt und den Commandostab ergreift, mit darauffolgenden Versen; ein Kniestück von Menzel's dritter Frau. M. war nämlich dreimal verehelicht, zuerst mit einer Polin, v. Sturchwitz, dann mit einer Moscoviterin und zuletzt mit einer Oesterreicherin, Therese Gabriele Edle v. Regen-

thal; ein Gruppenbild, M. zu Pferde mit Gefolge darstellend. Auch in der durch den fleißigen Augsburger Meister Mart. Engelbrecht gefertigten „Schaubühne verschiedener bißhero in Deutschland unbekannt gewester Soldaten von ausländischen Nationen“, einem seltenen Werke, finden sich zwei colorirte Kupferstiche von M. mit lateinisch-deutschen Versen.

Außer den bereits angeführten Quellen zu vgl. in: Streffleur's österreichischer militärischer Zeitschrift, 7. Jahrg. 1866, 2. Bd. S. 174—176 die schätzbare Arbeit über M. von Jul. Ebersberg, zu welcher nur zu bemerken wäre, daß M. in die Gesellschaft von Leuten, wie Joh. Mayer, Joh. Mich. Gschray u. F. C. Thürrügel gerade nicht gehört. P. Beck.

Menzel: Karl Adolf M., Consistorialrath, Historiker, † 1855. Geb. am 7. December 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, genoß er seinen ersten Unterricht zu Freistadt, wohin sein Vater als Rath bei der Zoll- und Accisenverwaltung versetzt ward. Als dieser bereits 1790 starb, nahm sich des Knaben sein Oheim, der Professor am Elisabethanum zu Breslau Fülleborn an, ein hochverdienter Gelehrter, der als Philologe mit Erfolg thätig, doch auch Philosophie und Poesie pflegte, seit 1800 der Herausgeber des vielgelesenen „Breslauer Erzähler“. In seinem Hause erzogen, besuchte M. das Elisabethgymnasium, empfing aber zugleich von ihm die Anregung zur Beschäftigung mit der heimathlichen Geschichte. 1802 bezieht er die Universität Halle, um Theologie zu studiren und kehrt erst 1804 nach Schlesien zurück, wo ihm dann nach Absolvirung des ersten theologischen Examens, und nachdem inzwischen sein Onkel Fülleborn gestorben, dessen College, der gleichfalls litterarisch bekannte W. Oelsner als Lehrer an seiner zu den oberen Gymnasialklassen vorbereitenden Lehranstalt beschäftigte. Zugleich besorgte er damals auch 1805 und 6 die Herausgabe des „Breslauer Erzählers“ und begann die Veröffentlichung einer bis zum J. 1807 fortgesetzten in wöchentlichen Lieferungen erscheinenden und von illustrirten Localschilderungen unterbrochenen topographischen Chronik von Breslau, die trotz der Noth der Zeit zahlreiche Verbreitung fand. Von der dem Werke als Anhang beigegebenen Geschichte der Belagerung Breslaus 1806—7 verfaßte M. nur die ersten 65 Seiten, da er im Sommer 1807 nach Liegnitz übersiedelte, um dort die Leitung einer Privatschule zu übernehmen. Von hier ward er aber bereits 1809, also erst 25 Jahre alt, als zweiter College mit dem Professortitel an das Elisabethanum nach Breslau berufen und rückte 1814 in das Prorectorat ein, zugleich mit der Leitung der großen städtischen sogen. Rhedigerschen Bibliothek betraut. Hatte M. während seines Liegnitzer Aufenthalts vorzugsweise Philologisches gearbeitet (metrische Uebersetzungen von drei Tragödien des Seneca, Schulausgabe von Plautus Captivi und Menaechmi, letztere in Berlin 1810 erschienen), so nahm er in Breslau seine historischen Studien wieder auf und verfaßte bis 1810 in 3 mäßigen Quartbänden eine schlesische Geschichte, bis auf seine Zeit reichend, die mit ihrer gut geschriebenen Darstellung höchst Anerkennenswerthes leistete, und von der die auf guten Quellenstudien beruhenden Partien der neueren Geschichte noch jetzt gelesen und benutzt zu werden verdienen. Dagegen haben seine gleich der schles. Geschichte heftweise erschienenen und wie diese durch sehr schlechte Stiche verunzierten „Geschichten der Deutschen“, die bis zum Tode Kaiser Maximilians I. reichend in 8 Quartbänden 1823 beendigt wurden, kaum noch einen Werth. Menzel, der i. J. 1813 während des Aufenthalts der Königl. Familie zu Breslau die Auszeichnung genoß, dem jetzigen Kaiser Wilhelm und seinem Bruder Karl geschichtlichen Unterricht ertheilen zu dürfen, gerieth dann 1818 aus Aerger über manche Ausartungen der damals in Schwung kommenden Turnerei in einen unangenehmen Streit namentlich mit dem Breslauer Professor Passow. Die heftigen Anklagen Menzels erschienen, als dann 1819 die

Regierung, weil sie demagogische Elemente in der Turnerei zu finden glaubte, von Staatswegen gegen dieselbe einschritt, besonders gehässig, wie fern auch M. selbst eine denunciatorische Absicht gelegen haben mochte. 1824 zum Consistorial- und Schulrath ernannt, hat er dann als der eigentliche Leiter des schlesischen höheren Schulwesens 30 Jahre hindurch eine große und im Ganzen segensreiche Thätigkeit entfaltet und sich namentlich durch die Strenge, mit der er bei den Abiturientenprüfungen eingriff, um die Erhöhung der Leistungsfähigkeit der Anstalten mannigfache Verdienste erworben. Inzwischen war er fortdauernd litterarisch thätig, bearbeitete die neueren Fortsetzungen der Becker'schen Weltgeschichte, edirte (1827) ein in vier Auflagen erschienenes „Handbuch der neuesten französischen Sprache und Litteratur" und begann sein Hauptwerk, die „neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte", deren erster Band 1826 erschien, der letzte, der 12., 1848 (die 2. Auflage von 1854 an ist in 6 Bände zusammengefaßt). Dies Werk beruht auf einem sehr umfassenden Studium der gedruckten Quellen und verräth überall eine selbständige und nie geistlose Auffassung. Der Accent ist dabei durchweg minder auf die hochpolitische Seite der nationalen Entwicklung gelegt, als auf das geistige Leben des Volks, vornehmlich in seinen kirchlichen Bewegungen und Gegensätzen. Doch hat Ranke sehr recht gehabt mit seinem Urtheil, übertriebenes Gerechtigkeitsgefühl für die Gegner habe M. zu Ungerechtigkeiten gegen die Reformation verleitet, ein Vorwurf, der denn auch ganz besonders auf seine Darstellung des 30jährigen Krieges anzuwenden sein dürfte. Nicht ohne Interesse liest man auch Menzel's „Zwanzig Jahre preußischer Geschichte 1786—1806" (erschienen 1849). Wie sehr auch seitdem die Oeffnung der Archive der Forschung eine Fülle anderen Materials zugeführt hat, so vermögen uns doch bei M. vielfach interessante Einzelheiten, die nicht an der großen Heerstraße zu finden waren, zu fesseln, und das Streben nach objectiver Würdigung einer Epoche, über welche man damals mit einem abschätzigen Urtheile schnell fertig war, berührt wohlthuend. Allerdings sind ganze Partien des Buches nur Reproductionen aus der neueren deutschen Geschichte des Verfassers. Wenig Anklang fand M. mit den in seinen letzten Lebensjahren verfaßten Darstellungen aus der alten Geschichte: „Historische Lesestücke zur Religions- und Staatenkunde", I, 1851, „Staats- und Religionsgeschichte der Königreiche Israel und Juda", 1853, denen auch noch das von H. Wuttke aus Menzel's Nachlasse 1872 herausgegebene Buch: „Religion und Staatsidee in der vorchristlichen Zeit" beizuzählen ist. Nicht recht geeignet für einen größeren Leserkreis auch unter den Gebildeteren erschienen diese Schriften den Männern von Fach doch immer in gewisser Weise dilettantisch. So kam es, daß sie zu des Verfassers großem Aerger todtgeschwiegen wurden. Für diesen Letzteren machte sich doch auch der Wechsel der Anschauungen, welcher in den leitenden Kreisen gerade auf dem Gebiete des Schulwesens eingetreten war, wohl fühlbar, und unter dem Ministerium Raumer sah er sich zum Rücktritte veranlaßt. Um Ostern 1855 erhielt er die erbetene Entlassung, noch bei seinem Abschiede durch vielfache Beweise der Anhänglichkeit und des Vertrauens aus den pädagogischen Kreisen geehrt. Wenige Monate später raffte ihn ein plötzlicher Tod hin (den 19. August 1855).

Biographien Menzel's von Prorector Dr. J. Schmidt in Schweidnitz im Rübezahl, schles. Provzbl. 1870, Decemberheft, u. eine noch ausführlichere v. Professor H. Wuttke zu Leipzig als Einleitung zu der o. angf. v. W. 1872 herausgegebenen Schrift Menzel's. Ein genaueres Verzeichniß seiner Schriften (wenigstens bis 1836) angehängt Menzel's Biographie in Nowack's Schles. Schriftsteller-Lexikon, Hft. I, S. 90. Grünhagen.

Menzel: Wolfgang M., Schriftsteller, geb. zu Waldenburg in Schlesien den 21. Juni 1798, † zu Stuttgart den 23. April 1873. — M. war der Sohn eines schlesischen Arztes, aus wohlhabender Familie. Er verbrachte seine Kindheit in seiner Geburtsstadt, vom Mai 1810 an auf dem von seiner früh verwittweten Mutter erworbenen Rittergut Ober-Arnsdorf zwischen Strehlen und Neiße. Bis zum 16. Jahr von einem Hofmeister unterrichtet, bezog er an Ostern 1814 das Elisabethen-Gymnasium in Breslau, in das er, nachdem er sich, ohne aber den Auszug mitmachen zu können, für den Krieg von 1815 in die Reihen des preußischen Heeres gestellt hatte, noch im nämlichen Sommer zurückkehrte, um nunmehr an den Bestrebungen der Turner hervorragenden Antheil zu nehmen. Ebenso war er, nachdem er 1818 die Jenaer Hochschule bezogen hatte, einer von den Gründern und eifrigsten Theilnehmern der deutschen Burschenschaft. M. studirte Geschichte und Philosophie, mußte aber, als nach Sand's Attentat den preußischen Studenten der Aufenthalt auf nichtpreußischen Hochschulen verboten wurde, Jena verlassen und ging nach Bonn. Dort mit der Behörde in Conflict gerathen, entzog er sich den gegen die Mitglieder der Burschenschaft gerichteten Verfolgungen, indem er sich im Frühjahr 1820 nach der Schweiz wandte. Da seine Familie durch den Krieg verarmt war, mußte er selbst für sein Weiterkommen sorgen. Er ließ sich noch im selben Jahre in Aarau als Turnlehrer — neben anderen Lehraufträgen — anstellen. Schon nach zwei Jahren gab er diese Stellung auf, um von den Erträgnissen seiner Feder zu leben. Mit Troxler, Friedrich List, L. A. Follen und Mönnich gab er die „Europäischen Blätter" heraus (Zürich, 1824 f.), zog aber selbst schon 1824 nach Heidelberg, weil ihm in Aarau die litterarischen Hilfsmittel fehlten. In Heidelberg griff er in die Händel zwischen Paulus, Voß und Creuzer ein („Voß und die Symbolik"). Mit Maßmann wollte er nach München gehen und verließ Heidelberg am 21. März 1825, blieb aber in Stuttgart, wo ihm Cotta die Redaction seines Litteraturblattes anbot. Menzel hat Stuttgart nur für kürzere Reisen wieder verlassen, deren zwei, die österreichische von 1831 und die italienische von 1835, er in eigenen Schriften geschildert hat. Er verheirathete sich schon ein Jahr nach seiner Ankunft mit einer Schwäbin und verwuchs auch durch seine starke Familie immer mehr mit Schwaben. Außerdem wurde er 1831 in die württembergische Kammer gewählt und wiederum 1848, während er für das Frankfurter Parlament dem Candidaten der Linken weichen mußte. Zuerst der liberalen Opposition angehörig, stellte sich M. in den Revolutionsjahren auf die Seite der conservativeren Parteien. Der Mann, der in allem ein leidenschaftlicher und heftiger Verfechter seiner Meinungen war, hat auch darüber Manches hören müssen; es ist aber hier nicht der Ort darauf einzugehen. Seit dem Eingehen des Cotta'schen Litteraturblattes, dem er 1852 bis 1869 ein selbständiges in anderem Verlage folgen ließ, blieb M. ohne feste Stellung, von dem Ertrag seiner überaus fleißigen Feder lebend, auch an mehreren wissenschaftlichen Vereinen betheiligt — es sei hier nur der litterarische Verein in seinen Anfängen genannt —, bis zu seinem Tode in Stuttgart. — Seiner Schriftstellerei, die zwölf Jahre nach seinem Tode schon recht sehr vergessen ist, gerecht zu werden, ist nicht leicht; schon deshalb, weil der Jüngere die mannigfachen Händel, in die der streitlustige Mann verwickelt war, gar nicht recht mehr begreift und sie, von irgend einem Standpunkte der Gegenwart aus betrachtet, mitunter fast gegenstandslos erscheinen müssen. M. war ein sehr fleißiger und vielseitiger, wohl aber auch ein gar zu fleißiger und vielseitiger Schriftsteller. Auf den Erwerb durch Schriftstellerei angewiesen, durch ein ungestümes Naturell zur lebhaften und eifrigen Geltendmachung seiner Empfindungen getrieben, hat M. sich nicht so recht die Zeit zur gänzlichen Ausreifung

seiner Ideen gelassen. Was er in Theologie, Sagenkunde und Naturwissenschaft geleistet hat („Mythologische Forschungen und Sammlungen", „Odin", „Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre", „Christliche Symbolik", „Naturkunde im christlichen Geiste"), das darf wol am ehesten, als allzusehr den Dilettanten und Freund phantastischer Einseitigkeiten verrathend, bei Seite gelassen werden. Daß M. seine poetischen Versuche nicht fortgesetzt hat, kann bedauert werden; denn er zeigt in ihnen viel Frische und Geist. Ausgedehnt ist seine Thätigkeit im Gebiete der Litteratur. Er stellte sich schon in seinen ersten Schriften („Streckverse", 1823) auf den Boden der Romantik, kämpfte für specifisch germanische und christliche Auffassung und Pflege der Dichtung, bekämpfte den Rationalismus, so namentlich Paulus und Voß, aber auch die Hegel'sche Philosophie, der er die Schellings gegenüber stellte, vor allem aber Goethe als den Urverderber der Zeit. Man kann diese ganze Richtung aus Menzel's Jugendleben begreifen. In ländlicher Umgebung hatte er vier Jahre seiner Jugend zugebracht, die Gesellschaft war ihm in seiner Vaterstadt nur in der Gestalt eines wenig geistvollen Protzenthums vor Augen gekommen; in seine Gymnasiasten- und Studentenzeit fielen die Befreiungskriege. So konnte sich leicht eine Verachtung der ruhig-gemessenen Weltbildung, eine Ueberspannung der Ideen, die ohnehin in der gährenden Zeit lagen, in ihm ausbilden. Unermüdlich eifernd und polternd hat M. diese Ansichten in seinem Litteraturblatt und in dem 1828 zuerst erschienenen Werke „Die deutsche Litteratur" entwickelt; vieles, vielleicht das meiste von dem, was er dort mit dem unermüdlichen Eifer eines Adepten immer wieder predigte, ist jetzt, unter ganz anderen Verhältnissen, ohne alles Interesse; mitunter möchte man ihm gern beifallen, aber er ist zu einseitig, zu blind in seinem Eifer, und namentlich seine Opposition gegen Goethe (man darf da freilich nicht vergessen, daß die schönsten Zeugnisse für Goethes Persönlichkeit erst später an den Tag getreten sind) ist so maßlos, daß man unwillkürlich selbst gegen das Wahre, was er da etwa gesagt hat, unwillig sich verschließt. Diese Kundgebungen brachten M. in Conflicte verschiedener Art, in denen er nur immer mehr sich in seine Ideen verbohrte, und gipfelten in den Händeln mit dem jungen Deutschland, von dessen Vertretern er sich die schlimmsten Dinge sagen lassen mußte (Kottenkamp, Anti-Menzel, Stuttgart 1835; Börne, Menzel der Franzosenfresser, Schriften (1862), Bd. VI; Heine, Ueber den Denuncianten, Werke, Bd. XIV; vgl. auch Gutzkow's „Rückblicke" und Strauß, Streitschriften, Heft II), auf die er die Antwort nicht schuldig blieb. Seine Ansichten hatten sich schon früh so petrificirt, daß er sie umzubilden nicht im Stande war; daher hat er nach jener Zeit ebenso sehr jede größere Bedeutung für die Litteratur verloren, wie seit 1848 für die Politik. — Wohl am wichtigsten sind Menzel's historische Werke, jedenfalls füllen sie in der Sammlung seiner Schriften den größten Raum aus. Aber seine „Geschichte der Deutschen" (1824 ff.) hat sich auch in der That Freunde gewonnen und den patriotischen Sinn bei Vielen genährt, während die zusammenfassenden Geschichtsübersichten seiner späteren Jahre keine bleibende Bedeutung beanspruchen können.

Für Menzel's Biographie s. seine, von seinem Sohn Konrad herausgegebenen Denkwürdigkeiten (Bielefeld und Leipzig 1877), die leider in ihrer etwas senilen und selbstgefälligen Redseligkeit mehr Anekdotenkram als wirklich Werthvolles enthalten. Sein Bild findet sich ebendaselbst. — Menzel's Werke sind aufgezählt bei Goedeke, Grundriß, III. 1021—1024; einige Fehler des btr. Artikels sind oben berichtigt, und ich trage noch die bei G. fehlenden Werke Menzel's nach: „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit", 3 Bde., Stuttg. 1858 f., ein Werk, das sich vor anderen Behandlungen des Gegenstandes durch die Mitberücksichtigung der in lateinischer

Sprache gehaltenen Litteratur auszeichnet; „Kritik des modernen Zeitbewußtseins“, Frankf. a. M. 1869, 2. Aufl. 1873; „Die vorchristliche Unsterblichkeitslehre“, 2 Bde., Leipz. 1870; „Geschichte der neuesten Jesuitenumtriebe in Deutschland“, Stuttg. 1873. Auch muß ich nachtragen, daß von Menzel's „Mythologischen Forschungen und Sammlungen“ (Goedeke Nr. 17) nur ein Bändchen erschienen ist, und daß seine zeitgeschichtlichen Uebersichten nach seinem Tode zusammengefaßt wurden als „Geschichte der Neuzeit 1789—1871“, 13 Bde., Stuttg. 1877/78. Hermann Fischer.

Mepsche: Johann de M., niederländischer Staatsmann, geb. um 1528 in Groningen aus einem patrizischen Geschlechte, wurde als Student in Ingolstadt mit Viglius van Zuychem van Aytta, der damals daselbst eine Professur bekleidete, bekannt, dessen kräftiger Protection er sich weiter zu erfreuen hatte, als er nach seiner Doctorpromotion am Reichskammergericht zu Speier angestellt war. Ein tüchtiger Jurist, ganz erfüllt von den strengmonarchischen Ideen der damaligen Juristen, zu jeder Arbeit bereit, die ihm Belohnung einbrachte, war er der rechte Diener für die habsburgische Regierung. Schon 1554 ward er denn auch zum Kanzler des Gerichtshofes in Vollenhoven ernannt, der von Karl V. errichtet war, um in jenen abgelegenen Provinzen die landesherrliche Autorität aufrecht zu halten, und vielleicht darum von allen Seiten angegriffen ward. Drei Jahre später ward de M., der sich durch seine Rücksichtslosigkeit empfohlen, Königl. Maj. Lieutenant der Hauptmännerkammer (Hovedmannenkamer) in Groningen, d. i. Präsident der obersten Gerichtsbehörde der Stadt Groningen und ihrer „Ommelanden“, obgleich die Zulässigkeit seiner Ernennung, weil er in Groningen so vielen Familieneinfluß geltend machen konnte, bestritten ward. Obgleich in seinem bei Abwesenheit des Statthalters auch die Functionen desselben umfassenden Amts, durch Eifer für die königliche Gerechtsame auch in Hinsicht der stets verwegener auftretenden Ketzerei ausgezeichnet, wagte M. es nicht, im J. 1566 den Bilderstürmern zu widerstehen, und räumte im Verein mit dem Stadtrath den Calvinisten eine Kirche ein. Desto schwerer ließ er ihnen und allen Gegnern seine Macht fühlen, als die Reaction im J. 1567 eintrat. Alba hatte kein gefügigeres Werkzeug. Doch wußte er dabei seine persönlichen Interessen ebenso gut zu fördern, als die der Regierung und der Kirche. In Stadt und Land gleich verrufen ward er nach der Genter Pacification als Gefangener nach Brüssel zur Verantwortung geschickt und, obgleich der ihm intendirte Proceß niedergeschlagen ward, weil man den mächtigen Mann noch immer fürchtete, blieb er in freier Haft in seinem Hause, bis er 1578 nach Deutschland entwich. Der Verrath des Statthalters Renneberg führte ihn zurück und gestattete ihm, reichliche Rache an seinen Gegnern zu nehmen, namentlich die zum Protestantismus hinneigenden Priester zu verfolgen. Sein 1585 erfolgter Tod machte seinem verderblichen Wüthen ein Ende. M. ist ein Typus des loyalen niederländischen Juristenstandes aus der Revolutionszeit. Nanninga Uiterdijk hat 1870 sein Leben in seiner Doctordissertation beschrieben. Dieselbe erschien in Abdruck in Bijdragen voor de Gesch. v. Groningen, Bd. IX, 1871.

P. L. Müller.

Merbitz: Johann Valentin M., Schulmann, geb. zu Dresden im J. 1650, † daselbst am 6. (wol nicht 4.) Juni 1704, wirkte in der Zeit vom 5. December 1676—1702, nachdem er in Leipzig Philosophie und Theologie studirt hatte, als Conrector an der Kreuzschule zu Dresden, wol nur kurze Zeit auch als Informator des 1696 geborenen königl. polnischen und sächsischen Kurprinzen. Wie schon aus seiner in die Jahre 1668—1675 oder 1676 fallenden Universitätszeit mehrere Disputationen von ihm im Druck vorhanden sind, von denen zwei: „de infantibus supposititiis, vulgo Wechselbälgen“ und „de nymphis

nobis Wasser-Nixen", zweimal vereinigt in Neudrucken erschienen, so werden auch aus seiner späteren Lebenszeit eine größere Anzahl litterarischer Veröffentlichungen angeführt, darunter Ausgaben von Cicero's Laelius und Somnium Scipionis, des Caesar, der Germania des Tacitus, sowie einige Schuldramen, unter anderen ein in deutschen Versen geschriebenes (nebenbei bemerkt, anscheinend in keinem Exemplar erhaltenes) Drama Orpheus. Das Merkwürdigste jedoch, was über ihn berichtet wird, ist, daß er in fünfjähriger Arbeit einen kunstvollen Kopf gebildet haben soll, der auf jede Art von Fragen, die man ihm ins Ohr sagte, mit deutlicher Stimme und in allen Sprachen, auch lateinisch, französisch, hebräisch und griechisch, zu antworten vermochte, Zukünftiges vorhersagte und Geheimes offenbarte. Nur durch den Tod soll M. verhindert worden sein, ein noch kunstreicheres Werk zu vollenden, mit dem er bereits acht Jahre beschäftigt war: er beabsichtigte zwei Bildsäulen herzustellen, die mit einander über jeden beliebigen Gegenstand ein Zwiegespräch in Frage und Antwort zu führen und dabei jeden gewünschten guten oder übeln Geruch, Zimmet- oder Rosen- oder Myrrhengeruch u. s. w., von sich zu geben verstanden.

Nova literaria Germaniae, Anni MDCCIV, Hamburgi, 4°, S. 410 f. Chn. Flemig, respond. C. P. Meister. Disquisitio de loquela imaginum, Lips. 1705, 4°, S. 36 f. Godofr. Ludovici, Historia rectorum et gymnasiorum Pars II, Lips. 1709, 8°, S. 119—122. Dan. Frdr. Pönmann, Vitae virorum ex quavis facultate clarissimorum, Wittenb. 1714, 8°, S. 192—196. Jöcher, Gelehrten-Lexicon, Th. III, Leipz. 1751, 4°, Sp. 448 f. Ch. H. Paufler, de conrectoribus scholae Dresdensis, Dresd. 1816, 4°, S. 5. O. Meltzer in der Festschrift Herrn Oberbürgermeister Pfotenhauer gewidmet vom Lehrercollegium der Kreuzschule, Dresden (1874), 4°, S. 15 f.

Franz Schnorr von Carolsfeld.

Mercator: Gerhard M. (Kremer), der Reformator der Kartographie, wurde den 5. März 1512 zu Rupelmonde geboren und starb den 2. December 1594 zu Duisburg. Seine Eltern, Hubert und Emerentiana, wohnten im Herzogthum Jülich, höchstwahrscheinlich zu Gangelt, da urkundlich festgestellt ist, daß ein Bruder Huberts, Namens Gisbert, der in dem zu Deutsch-Flandern gehörigen Ländchen Waes (sprich Waas) eine Anstellung als Geistlicher gefunden hatte, aus Gangelt gebürtig war. Die Mutter trug den Sohn bereits unter dem Herzen, als sie mit ihrem Manne zu einem Besuche Gisbert's nach Flandern reiste, und so wurde Rupelmonde, wo man bei der frühen Jahreszeit wol unter Angst und Schrecken hatte über die Schelde setzen müssen, der zufällige Geburtsort Gerhard's. Daß diesem aber dadurch seine deutsche Nationalität nicht genommen wurde, erklärt er selbst in der Widmung seiner „Tabulae Galliae et Germaniae": In terra Juliacensi et parentibus Juliacensibus conceptus primisque annis educatus, licet in Flandria natus sum. Deshalb seien auch die Herzoge von Jülich seine angestammten Herren. Zur Unterscheidung von anderen Gelehrten gleichen Namens nannte er sich freilich, wie es derzeit gebräuchlich war, nach seinem Geburtsorte Rupelmundanus, so daß bei nicht näher Unterrichteten allmählich die Meinung verbreitet wurde, M. sei ein Flaming gewesen. Eben deshalb glaubten Kinder und Enkel in der Grabschrift hervorheben zu müssen, daß er seiner Abstammung nach ein Deutscher sei, und so finden wir denn auf dem Denkmale in der Salvatorkirche in Duisburg: G. M. hic situs est, Juliacensium provincia oriundus. Auch sein Zeitgenosse Hamelmann, der Geschichtschreiber der Reformation am Niederrhein und in Westfalen, vergißt nicht zu erwähnen, M. sei e gente Juliaca gewesen, wofür freilich in der sehr incorrecten Ausgabe der

Werke (Lemgo 1711) der komische Druckfehler e gente Judaica steht. Von den Kinderjahren Mercator's wissen wir nur aus seiner eigenen Aussage, daß er sie in Gangelt verlebt haben muß. Später sind die Eltern nach Rupelmonde gezogen. Wie es scheint, waren sie unbemittelt und konnten für die fernere Ausbildung des befähigten Knaben nicht sorgen, denn der Oheim Gisbert nahm sich seiner an und sandte ihn nach Herzogenbusch in das Haus der Brüder vom gemeinsamen Leben, welches derzeit unter der Leitung von Georg Macropedius (Bd. XX, S. 19) stand. Der Einfluß des Lehrers mag es mit bewirkt haben, daß M., als er zur Universität Löwen abging, sich zunächst den humanistischen Studien widmete. Achtzehn Jahre alt wurde er daselbst den 29. August 1530 immatriculirt. Von seinem Studiengange ist uns wenig bekannt; wir wissen nur aus seinen eigenen Mittheilungen, aus der Vorrede zu seiner Evangelienharmonie, daß er den Kampf zwischen Wissen und Glauben hat durchkämpfen müssen. Er war im Bruderhause zu naivem Bibelglauben erzogen und erschrak, als er sah, daß die Lehre des Meisters aller Weltweisheit, des Aristoteles, nicht mit der Schöpfungsgeschichte der Bibel übereinstimmte. Eine gewaltige Unruhe kam über seinen Geist; er pilgerte in seiner Seelenangst allein von Löwen nach Antwerpen, um ungestört über die tiefen Geheimnisse der Natur nachzudenken. Das Ergebniß war, daß er am Bibelglauben festhielt und seitdem eine unüberwindliche Abneigung gegen alle Philosophie hegte. Mit um so größerer Vorliebe wandte er sich den mathematischen Wissenschaften zu und brachte es in Kurzem so weit, daß er Studenten darin Privatunterricht ertheilen konnte, um seinen Unterhalt zu gewinnen. Er war Autodidakt, hatte aber das Glück, gelegentliche Winke von dem in Löwen weilenden Arzte Rainer Gemma (Bd. VIII, S. 555) aus Friesland zu erhalten. Wie dieser beschäftigte er sich auch mit practisch-mechanischen Arbeiten und sicherte sich dadurch ein so genügendes Auskommen, daß er, kaum 24 Jahre alt, schon einen eigenen Hausstand gründete und sich mit Barbara Schellekens aus Löwen vermählte. Neben der Verfertigung der damals gebräuchlichen Instrumente, Astrolabien, astronomischen Ringe, Armillarsphären und dergl. betrieb er auch das Vermessen und Kartiren von Ländereien, und dies wurde wohl Veranlassung, daß er sich dem Kupferstechen und der Kartographie zuwandte. Sein Erstlingswerk in diesem Fache, eine Frucht seines Bibelstudiums, war eine Karte von Palästina, die im J. 1537 zu Löwen erschien. Sie ist verschollen, und wir wissen von ihr nur durch Riccioli, daß es eine magna tabula war. Sie fand so großen Beifall, daß sich Kaufleute aus Flandern mit der Bitte an M. wandten, er möge eine Karte ihrer Heimath liefern. Diese erschien im J. 1540 gleichzeitig zu Löwen, Gent und Antwerpen in vier Blättern. Ein Exemplar ist vor einigen Jahren wieder aufgefunden und befindet sich jetzt auf dem Museum Plantin-Moretus in Antwerpen. Sie ist nicht graduirt und zeigt nichts Besonderes; es sei denn, daß hier zum ersten Male durch Zeichen die Küstenorte angedeutet sind, an denen sich Leuchtfeuer befanden, Calais, Nieuport, Ostende, Blankenberghe und Heyst, ein Beweis dafür, daß M. schon früh ein Interesse für nautische Dinge gehabt hat. Ein verkleinerter Abdruck findet sich im Theatrum Ortelii. Bis vor Kurzem waren diese beiden Karten die einzigen Arbeiten aus der ersten Zeit, von denen man Kunde hatte. Nun hat sich aber noch in einer Ptolemäusausgabe, die im Besitze Mercator's gewesen ist, eine Weltkarte eingeheftet gefunden, die im J. 1538 vollendet ist. Sie ist im Wesentlichen nur eine Bearbeitung der im J. 1531 erschienenen Karte von Orontius Finäus und wie diese in zwei Hemisphären, einer nördlichen und einer südlichen, nach der von Stab herrührenden herzförmigen Projection entworfen, so daß jede Halbkugel den oberen Theil des Herzens einnimmt. Während aber Finäus Asien mit Amerika zusammenhängen

läßt, trennt M. die beiden Erdtheile durch eine schmale Meerenge. Die Karte ist jetzt Eigenthum der geographischen Gesellschaft in New-York. Im J. 1540 erschien zu Löwen ein Heft von 27 Quartblättern: „Literarum latinarum, quas Italicas cursoriasque vocant, scribendarum ratio" mit einer Vorrede datirt Nonis Martiis 1540, und in zweiter Ausgabe oder vielleicht als Nachdruck zu Antwerpen, deren Titel dasselbe Jahr, deren Vorrede aber das Datum Nonis Martiis 1541 trägt. Weitere Auflagen erschienen Antwerpen 1549 und 1559. Es ist bekannt, daß sich die Brüder vom gemeinsamen Leben vielfach mit der Kalligraphie beschäftigten, und so wird auch das Interesse Mercator's dafür schon früh geweckt sein. Er ist ein eifriger Anwalt der Cursivschrift gegen die Fractur, und seinem Einflusse und Vorbilde ist es wol zu danken, daß auch in Deutschland wenigstens für kartographische Darstellungen die letztere schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ganz außer Gebrauch gekommen ist. Auf seinen späteren Karten sind die Verzierungen und Schnörkel der Buchstaben ganz nach Anweisung dieser Schrift behandelt. Im J. 1541 vollendete er nach anderthalbjähriger Arbeit einen Erdglobus und widmete ihn dem Kanzler des Deutschen Reiches, dem älteren Granvelle. Der berühmte „Erdapfel" Martin Behaim's ist durch Handzeichnung hergestellt. Der älteste Globus mit gedruckten Kugelstreifen ist der von Johannes Schöner aus dem Jahre 1515. Nach ihm hatten dann Gemma Frisius in Löwen und Vopellius aus Medebach in Köln ähnliche angefertigt. In größerer Vollendung lieferte sie nun M. Während des ganzen sechzehnten Jahrhunderts hatte er darin keinen ebenbürtigen Rivalen, und wenn uns Ruscelli, ohne den Namen Mercator's zu nennen, berichtet, er habe mit Staunen einen Granvelle gewidmeten Globus betrachtet, der in Deutschland gedruckt sei und an Schönheit der Zeichnung und der Schrift alles früher Geleistete übertreffe, so kann sich das nur auf diesen Globus beziehen. Exemplare desselben befinden sich in Weimar, Wien und Nürnberg. Einen Himmelsglobus, um das gleich hier zu erwähnen, vollendete M. zehn Jahre später, im J. 1551, und widmete ihn dem Fürstbischofe von Lüttich, Georg von Oesterreich. Von beiden Globen befinden sich die gedruckten Kugelstreifen in Brüssel und sind daselbst im J. 1875 auf Kosten des belgischen Finanzministers Malou in einer beschränkten Zahl von Exemplaren facsimilirt herausgegeben. Durch Granvelle dem Kaiser Karl V. empfohlen, der sich damals in den Niederlanden aufhielt und bekanntlich ein großer Freund von mechanischen Kunstwerken war, hatte M. die Freude, auch von diesem Aufträge zu empfangen. Er konnte sein Geschick preisen, daß er sich das Wohlwollen des Kaisers erworben hatte, wahrscheinlich ist ihm dadurch das Leben gerettet. Im Anfange des Jahres 1544 kam im Auftrage der damaligen Statthalterin der Niederlande, der Königin Wittwe Marie von Ungarn, der Generalprocurator von Brabant nach Löwen, um gegen eine Anzahl dortiger Einwohner verschiedenen Standes und Geschlechtes, die der Ketzerei verdächtig waren, die Verfolgung zu leiten, deren Tücke und Grausamkeit wir aus den Denkwürdigkeiten des edlen Spaniers Enzinas kennen. (Vgl. Sybel's Histor. Zeitschr. X, S. 197.) Fünf der Angeklagten wurden zum Tode verurtheilt, zwei Männer zum Scheiterhaufen, einer zur Enthauptung und zwei Frauen zum lebendig begraben werden. Auch M., als „Meester Geert, getrouwt hebbende Seellekens Dochtern," fand sich, und nicht mit Unrecht, auf der Liste der Verdächtigen. Beim Eintreffen des Generalprocurators war er in Berufsgeschäften abwesend; nach seiner Rückkehr erhielt er die Trauerbotschaft, daß sein Oheim und Wohlthäter Gisbert zu St. Nicolas im Lande Waes aus dem Leben geschieden sei, und er eilte hin, um den Nachlaß zu ordnen. Es erging deshalb an den Amtmann des Landes Waes der Auftrag, ihn zu verhaften und M. wurde in das Gefängniß des Schlosses zu Rupelmonde gelegt.

Auf die Kunde davon bewog die Gattin ihren Beichtvater, Pieter de Corte, dem Verhafteten ein Zeugniß auszustellen, daß er einen guten Leumund habe und ein ehrbares Leben führe. Dafür wurde nun der Pfarrer selbst zum Angeklagten. Die Statthalterin forderte ihn auf, sich darüber zu verantworten, wie er einem der Ketzerei verdächtigen Flüchtling ein gutes Zeugniß geben und woher er wissen könne, daß derselbe nicht mit Ketzerei befleckt sei. Der arme Pfarrer beeilte sich, der Statthalterin zu erwidern, daß er nicht glauben könne, M. sei flüchtig geworden. Wie dieser oft um seiner Kunst willen von Hause abwesend sein müsse, so sei er auch damals, als der Generalprocurator ihn aufgesucht habe, von dem Abte zu St. Peter in Löwen und dem Propste von St. Bavo in Gent beauftragt gewesen, Ländereien in Flandern zu kartiren, über welche zwischen jenen Herren Zwistigkeit entstanden sei. Nach seiner Rückkehr habe er dann offen in Löwen verkehrt. Aber ganz vor Kurzem sei er in das Land von Waes gereist, um des Nachlasses seines verstorbenen Oheims willen, und bei dieser Gelegenheit sei er von dem dortigen Amtmann als flüchtig und verdächtig verhaftet. Auch der Abt von St. Gertrud, dem es oblag, die Privilegien der Universität Löwen zu schützen, trat für M. als Mitglied der Hochschule ein und verlangte vom Amtmanne die sofortige Freilassung des Gefangenen. Darüber beklagte sich dann der Amtmann wieder bei der Statthalterin, und diese verwies den Abt zur Ruhe, er habe dem Amtmann nicht ferner mit seinem Andringen lästig zu fallen; M. sei mit vermaledeiter Ketzerei befleckt und durch die Flucht seiner Universitätsprivilegien verlustig gegangen. Zugleich erging aus dem Geheimcabinet in Brüssel an den Castellan des Rupelmonder Schlosses die Mahnung, daß er den Gefangenen in sorgfältigem Gewahrsam halte und nicht gestatte, daß er mit irgend Jemandem spreche, es sei denn in Gegenwart des Amtmanns, und falls Briefe an ihn einträfen, möge der Castellan dieselben an sich nehmen und dem Amtmanne aushändigen. Nun aber traten Rector und Professoren der Hochschule zusammen, beklagten sich direct bei der Statthalterin, daß durch Verhaftung Mercator's die Privilegien der Universität angetastet seien, und verlangten um so mehr die Gründe für die Rechtfertigung eines solchen Verfahrens kennen zu lernen, als sie selbst dem Verhafteten nur das beste Zeugniß ausstellen könnten. Diese Eingabe hatte wenigstens den Erfolg, daß an den Amtmann der Auftrag erging, er möge M. darüber verhören, ob sich derselbe aus Furcht vor der Anklage aus Löwen entfernt habe, und das Protocoll einsenden, damit man der Universität nach Gutbefinden antworten könne. Nebenbei aber blieb nichts unversucht, um M. seiner Schuld zu überführen. Man wollte vertrauliche Briefe, die er früher an einen Freund geschrieben, gegen ihn benutzen. Es liegt ein Erlaß der Statthalterin an den Guardian der Minoritenbrüder in Mecheln vor, worin dieser im Namen des Kaisers aufgefordert wird, gewissen Briefen, die M. an einen der Klosterbrüder geschrieben hatte, nachzuspüren und dieselben dem mehrerwähnten Amtmanne auszuliefern. Es ist dies Schreiben das letzte der diese Angelegenheit betreffenden, uns erhaltenen Documente. Da es vom 20. Mai datirt ist, und M. bereits im Februar verhaftet wurde, so hat der traurige Aufenthalt in den dunklen Gewölben des Rupelmonder Schlosses wenigstens ein Vierteljahr, vielleicht auch erheblich länger gedauert. Ob schließlich das Verfahren hat eingestellt werden müssen, weil es nicht gelungen war, irgend welchen Schuldbeweis herbeizuschaffen, ob M. der Gunst des Kaisers seine Freilassung zu verdanken hat, wir wissen es nicht. Er selbst hat des traurigen Ereignisses nirgendwo in seinen Schriften erwähnt, auch in der von seinem vertrauten Freunde Walter Ghymm verfaßten Biographie ist darüber nichts enthalten. Erst vor nicht langer Zeit hat Pinchart die erwähnten Actenstücke aus dem Brüsseler Staatsarchive veröffentlicht. Auch ein wichtiger Brief Mercator's an

den jüngern Granvelle aus dem Jahre 1546, der sich auf der Göttinger Bibliothek in der Handschriftensammlung des niederländischen Staatsmannes Viglius von Zuichem befindet, ist erst vor wenigen Jahren an das Licht gezogen. Wir sehen daraus, daß schon M. den Bau der italienischen Seekarten, die durch Niederlegung der mißweisenden Loxodromen entstanden sind, richtig verstanden und daß er bemerkt hat, wie die Breitengrade dadurch an den Rändern in die Höhe geschoben werden mußten. Er stellt dann eine Theorie des Erdmagnetismus auf; beweist zunächst, daß die damals allgemein verbreitete Ansicht, die Nadel richte sich nach einem Punkte am Himmel, eine irrige sei, daß es dagegen einen vom geographischen verschiedenen magnetischen Erdpol gebe; theilt dann seine Beobachtung mit, daß durch Niederlegung einer mißweisenden Loxodrome von Walchern nach Danzig dies letztere um einen Breitengrad nach Norden verschoben werde, folglich die Mißweisung in Danzig 5 Grad größer sein müsse als in Walchern, wo sie 9 Grad Ost betrage, und berechnet endlich aus den beiden sphärischen Dreiecken, die ihre gemeinschaftliche Seite in dem Bogen zwischen Walchern und Danzig und ihre Spitzen in den beiden Polen haben, die Lage des magnetischen Poles auf 79° N und 168° O. Hieran knüpft er eine Theorie der Längenbestimmung durch die örtliche Mißweisung, indem er ausführt, wie vom magnetischen Nullmeridiane aus nach Ost und West bis 90° von jenem die Mißweisung zunehmen und dann bis 180° wieder abnehmen muß, und daß diese Aenderung auf höherer Breite mehr beträgt, als auf niederer. Wenn auch Columbus factisch in einem einzelnen Falle die Mißweisung zur Längenbestimmung benützt und Cabot dies verallgemeinert hat, so finden wir doch erst bei M. eine strenge mathematische Theorie, die noch jetzt zutreffen würde, wenn die Isogonen Bogen größter Kreise wären. Wer die sonderbaren Ansichten kennt, die noch bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts über die Abweichung der Magnetnadel gehegt wurden, der staunt darüber, wie weit M. seinen Zeitgenossen vorausgeeilt ist. Nächst der von ihm erfundenen Seekartenprojection ist dieser Brief das wichtigste Zeugniß für seine geistige Bedeutung. Aber die schönsten Erfolge seiner Studien konnten ihn nicht entschädigen für das, was er in Löwen entbehren mußte. Es fehlte ihm dort der Umgang mit gleichgesinnten Männern, er vereinsamte mehr und mehr. Die Freunde, die seine Ueberzeugung getheilt hatten, denen er sich hätte anvertrauen dürfen, Molanus, Hardenberg, a Lasco u. a. hatten Löwen längst verlassen, er mußte jedes gesprochene oder geschriebene Wort ängstlich wägen, weil er sich von Spähern umgeben wußte. Der Aufenthalt wurde ihm unheimlich, und er sehnte sich nach einem Orte, wo er nicht nur seiner Wissenschaft, sondern auch seines Glaubens leben konnte. Der Gedanke, nach Deutschland unter den Schutz seines angestammten Herrn zurückzukehren, lag so nahe. Herzog Wilhelm von Jülich und Cleve hatte am 22. Febr. 1543 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt genommen, und wenn ihn auch der Vertrag von Venloo desselben Jahres verpflichtete, in Glaubenssachen keine Aenderung vorzunehmen, er blieb doch der Erasmischen Richtung treu, und M. konnte wenigstens auf Duldung rechnen. Aber diesen hatte das Jahr 1544 gelehrt, wie gefährlich es sei, sich zu entfernen. Hätte er sich sofort zur Abreise gerüstet, er hätte neuen Verdacht auf sich geladen. Dann kam der schmalkaldische Krieg, der Protestantismus in Deutschland schien niedergeworfen; vielleicht hatte es auch hier mit der Glaubensfreiheit bald ein Ende. M. mußte ausharren. Endlich am 2. August 1552 wurde der Passauer Vertrag unterzeichnet, der den Protestanten Religionsfreiheit verbürgte, und M. zögerte nicht länger, dem Lande den Rücken zu kehren, das stolz darauf hätte sein können, wenn es den deutschen Mann zu halten vermocht hätte. Noch in demselben Herbste siedelte er mit Weib und Kind nach Duisburg über. Was ihn bewogen hat, gerade diesem

Orte den Vorzug zu geben, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit festzustellen gewesen. Falsch ist jedenfalls die Angabe Hamelmanns, M. sei vom Herzoge berufen, um an der dort zu errichtenden Universität als Lehrer zu wirken. Abgesehen davon, daß sich nirgend eine Nachricht findet, man habe schon derzeit an die Gründung einer Universität gedacht, so steht ihr auch die bestimmte Aussage des Herzogs Wilhelm gegenüber, der in einem Briefe vom 14. September 1561 erklärt, es sei weder ihm selbst bis dahin je in den Sinn gekommen, an die Berufung eines Professors an eine etwa zu gründende Hochschule zu denken, noch habe er einem Anderen dazu Auftrag gegeben (vgl. Lacomblet, Archiv V, S. 202). Wahrscheinlich ist die Annahme, daß eine bereits aus früherer Zeit stammende Bekanntschaft mit den Brüdern Johannes und Walter Ghymm, von denen jener die Stelle des Bürgermeisters, dieser die des herzoglichen Schultheißen in Duisburg bekleidete, die Veranlassung gewesen ist, weil M. gleich bei seiner Ankunft in ein enges Freundschaftsverhältniß zu ihnen trat. Wir könnten es als gewiß betrachten, wenn nachgewiesen wäre, daß einer der Brüder oder beide ihre Studien in Löwen gemacht hätten. In Duisburg lag es M. zunächst am Herzen, die für den Kaiser übernommenen Arbeiten fertig zu stellen. Dieser hatte die ihm früher gelieferten auf seinen Reisen und so auch im schmalkaldischen Kriege mit sich geführt; bei der Belagerung von Ingolstadt waren sie in einer Scheune untergebracht, und als diese in Brand gesteckt wurde, geschmolzen und zerstört. In Folge dessen erhielt M. den Auftrag, neue anzufertigen. Unter ihnen werden uns zwei kleine Globen genannt, ein aus Glas geblasener Himmelsglobus, auf dem die Sternbilder mit dem Demanten eingeschnitten und die Sterne mit Gold eingebrannt waren, und ein hölzerner Erdglobus von der Größe eines Kinderspielballes, der in sauberster Zeichnung das Bild der Erdoberfläche trug. Beide scheinen verloren zu sein, aber die sie begleitende Schrift: Declaratio insignium utilitatum, quae sunt in globo terrestri, coelesti & annulo astronomico ist vor einigen Jahren vom Brüsseler Bibliothekar Ruelens in Mailand aufgefunden und vom archäologischen Vereine des Landes Waes zu St. Nicolas 1868, leider sehr incorrect, herausgegeben. Ihr erster Theil ist für uns deshalb von Werth, weil er eine neue Bestimmung des magnetischen Poles enthält. Aus der durch Corvo gehenden Linie ohne Mißweisung und der in Löwen von M. sehr genau beobachteten östlichen Mißweisung von 9° 59′ berechnet er ihn auf 77° 2′ N. Dann gibt er wieder die schon in dem Briefe an Granvelle entwickelte Theorie der Längenbestimmung und führt endlich im letzten Abschnitte aus, daß die Längsachse des Mittelmeeres von Ptolemäus zu groß angegeben sei und besonders in der westlichen Hälfte erheblich verkürzt werden müsse. Diese Untersuchung bildete dann die Grundlage für die neue große Karte von Europa in acht Blättern, die zu Duisburg 1554 und in zweiter Ausgabe 1572 erschien und ihrem Verfertiger den Ruf des größten darstellenden Geographen seiner Zeit einbrachte. Sie ist leider noch nicht wieder aufgefunden, aber wir besitzen eine vom Sohne Rumold angefertigte verkleinerte Copie derselben im Atlas, und nach dieser hat man geglaubt, daß schon auf jener großen Karte die werthvolle Projection des schneidenden Kegels angewandt sei, über die Euler später eine Abhandlung geliefert hat. Dem ist indeß nicht so. Blundeville, der in seinen Exercises die Karte genau beschreibt, sagt ausdrücklich, daß die Meridiane gekrümmt seien, was bei jener Projection nicht zutrifft. Während der nächsten fünfzehn Jahre hat M. der Oeffentlichkeit nichts übergeben; er wurde durch geschichtliche und geographische Studien, durch geodätische Arbeiten und durch seinen Unterricht am Gymnasium vollauf in Anspruch genommen. Seine Söhne waren herangewachsen und der vielbeschäftigte Vater konnte sich ihrem Unterrichte nicht so widmen, wie er wünschte. Im J. 1557 war von Gent als Flüchtling ein Lehrer Namens

Johannes Oesten, latinisirt Otho, nach Duisburg gekommen, der zunächst aushelfen konnte. Da nun noch ein anderer Flüchtling, Namens Castritius, nach seinem Geburtsorte gewöhnlich Geldorp genannt (Bd. VIII, S. 533) hier lebte, der vorher Rector der Schule in Delft gewesen war, so glaubte der Bürgermeister Johannes Ghymm die Zeit gekommen, wo er mit Unterstützung Mercator's ein Gymnasium gründen konnte, um dadurch der Reform in Kirche und Schule einen festen Halt zu geben. Als Director der Anstalt wurde Castritius ausersehen, weil er bereits früher diese Stellung bekleidet hatte. Aber M. schenkte dem in seinem Glauben und seinen Sitten zweifelhaften Character kein Vertrauen und bewirkte, daß einer seiner Freunde aus Löwen, ein vorzüglicher Pädagoge und entschiedener Protestant Namens Myle, latinisirt Molanus, der in Bremen lebte, als zweiter Lehrer berufen wurde. Der Dritte wurde jener Otho, und da noch ein Vertreter der mathematischen Wissenschaft fehlte, so erbot sich M., diesen Unterricht unentgeltlich zu ertheilen. Im Herbste 1559 wurde die Schule eröffnet und blühte rasch auf. Aber M. hatte sich in seinem Urtheile über Castritius nicht geirrt. Es fehlte diesem die sittliche Haltung; die Zucht der Schüler wurde so gelockert, daß der Ruf der Schule litt und der Rath sich nach zwei Jahren gezwungen sah, den ungeeigneten Mann seiner Stelle zu entheben. Für ihn trat Molanus ein, der bald nach seinem Einzuge in Duisburg sich mit Mercator's ältester Tochter Emerentia vermählt hatte. Castritius aber, der wol mit Recht seine Absetzung wesentlich dem Einflusse Mercator's zuschreiben zu müssen glaubte, ihm aber mit Unrecht das Motiv unterschob, daß er seinem Schwiegersohne habe die Stelle verschaffen wollen, wurde Mercator's bitterster Feind und suchte sich auf jede Weise an ihm zu rächen. Da sich am Clevischen Hofe die katholische und evangelische Partei bekämpften, so versuchte er bei jener, M. geheimer politischer Umtriebe zu Gunsten des Protestantismus zu verdächtigen, bei dieser ihn als Achselträger hinzustellen. Es sind dies die Verläumdungen, auf die sich M. in seiner Vorrede zur Chronologie und in der Widmung seiner Seekarte bezieht, und die in dem Briefwechsel mit Molanus eine große Rolle spielen, wo Castritius oder Geldorp Flavus Dorpius heißt. Die Schule aber konnte sich von diesem Schlage nicht erholen. Als M. wegen seiner anderen wissenschaftlichen Arbeiten den Unterricht einstellen mußte, gab auch Molanus seine Wirksamkeit auf und kehrte im J. 1563 nach Bremen zurück. Im J. 1564 übernahm M. auf die Bitte eines befreundeten Engländers, eine von diesem gezeichnete Karte Englands in Kupfer zu stechen. Ob sich ein Exemplar davon erhalten hat, ist nicht bekannt. Nach Vollendung derselben folgte er einem Rufe des Herzogs von Lothringen, um das Herzogthum trigonometrisch zu vermessen und zu kartiren, und konnte die fertige Zeichnung dem Herzoge noch persönlich in Nancy überreichen. Aber die Anstrengungen und Entbehrungen hatten seine Kräfte so erschöpft, daß er nach seiner Rückkehr schwer erkrankte. Nach Bremen kam ein Gerücht von seinem Ende, aber wider Erwarten erholten sich seine Körperkräfte und auch die geistige Abspannung verlor sich allmählich, man durfte sich seiner vollständigen Genesung freuen. In dieser Zeit muß er zum Kosmographen des Herzogs von Jülich ernannt worden sein, denn er bezeichnet sich als solchen auf dem Titel seiner „Chronologia“. Coloniae apud haeredes Arnoldi Birckmanni 1569 fol. Die Vorrede datirt vom 17. August 1568. Ein etwas verkürzter Nachdruck erschien in Verbindung mit der Chronik des Beroaldus: „Basileae per Thomam Guarinum“ 1577. 8°. Das Werk ist eine Frucht seiner biblischen und geschichtlichen Studien. Es enthält zunächst eine Evangelienharmonie, um den Beginn unserer Zeitrechnung festzustellen, und dann eine synchronistische Geschichtstafel, wie bei Melanchthon's Ausgabe von Carion's Chronik, angeordnet nach den vier Weltmonarchien der Assyrer, Perser, Griechen

und Römer, die schon Hieronymus in den Gesichten des Propheten Daniel unter dem Bilde der vier Thiere, des Löwen, Bären, Pardels und Adlers angedeutet fand. Wenn auch jetzt veraltet, so war das Werk doch seiner Zeit von hervorragendem Werthe. Selbst der große Joseph Scaliger, der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Chronologie sagt darüber: Sa Chronologie bonne ne se trouve plus, bonne et rare, zugleich ein Beweis, daß das Buch schon damals selten war. Wie vorsichtig aber auch M. seine religiöse Stellung durch einige harmlose Aeußerungen kundgab: Neben dem Jahre 1517 bemerkt er, daß Martin Luther gegen den Ablaß aufgetreten sei und den Erzbischof von Mainz aufgefordert habe, statt des Ablasses lieber das Evangelium predigen zu lassen; neben dem Jahre 1546 führt er an, daß bei der Gefangennahme des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen die Sonne ihren Schein verloren habe; bei Erwähnung des Antwerpener Bildersturms im J. 1565 gebraucht er das Wort statuae statt sacrae imagines: das Werk wurde doch als das eines hominis Martino Luthero nimium addicti, wie der Jesuit Possevin sich ausdrückt, auf den Index gesetzt. Im August des Jahres 1569 erschien zu Duisburg die in der Geschichte der Nautik Epoche machende und den Weltruf Mercator's begründende „Nova et aucta orbis terrae descriptio ad usum nauigantium emendate accommodata“, die erste wirkliche Seekarte in der nach ihrem Erfinder benannten Projection, 2 Meter breit und 1,26 Meter hoch, in acht Blättern. Das einzige bekannte noch vorhandene Exemplar wurde aus dem Klaproth'schen Nachlasse für die Nationalbibliothek in Paris angekauft und ist von Jomard in seinen Monuments facsimilirt herausgegeben. Leider fehlen darauf die Legenden größeren Umfangs, und der Abdruck derselben in Lelewel's Géographie du moyen âge, tome II, ist durch viele Lese- und Druckfehler entstellt. In der oberen Ecke links findet sich von einem Gedichte begleitet die Widmung an den Herzog Wilhelm von Jülich, in der unteren Ecke rechts ein Organum directorium, d. h. ein Kursweiser, eine Wiederholung der Projection in kleinem Maßstabe mit zwei in Compaßstriche getheilten Quadranten zur graphischen Lösung der in der loxodromischen Nautik vorkommenden Aufgaben. Der Seemann kann keine Karten mit gekrümmten Meridianen oder Breitenparallelen gebrauchen, weil er seinen Schiffskurs als gerade Linie niederlegen muß. Prinz Heinrich der Seefahrer hatte deshalb die „platten“ Seekarten in Marinischer Projection eingeführt, die ein Netz von geradlinigen, rechtwinkligen Maschen haben. Aber schon Ptolemäus hatte auf die großen Mängel dieser Projection hingewiesen, bei der das Verhältniß zwischen den Breiten- und Längengraden nur auf dem mittleren Parallele gewahrt wird. Pirkheimer hatte zwar in der Vorrede zu seiner Ptolemäusausgabe in Aussicht gestellt, diesem Fehler abzuhelfen; es muß ihm aber wohl nicht gelungen sein. Dann hatte Nonius die Loxodrome einer Untersuchung unterzogen und war nahe daran die Aufgabe zu lösen, da er empfahl, eine Reihe von Karten in Marinischer Projection für verschiedene Breiten und nicht zu große Breitenunterschiede zu entwerfen, hat diesen Gedanken aber nicht weiter verfolgt. Erst M. hat das Princip, nach dem die „runden“ Seekarten gebaut werden müssen, klar erkannt und mit aller Schärfe und Deutlichkeit ausgesprochen. In der Legende Inspectori salutem sagt er: „Ich habe (auf den Seekarten mit geradlinigen Meridianen und Breitenparallelen) die Breitengrade nach den beiden Polen zu in demselben Verhältnisse vergrößert, wie die Breitenparallele in ihrem Verhältnisse zum Aequator zunehmen.“ Schon wegen dieses einen Satzes würde M. vollberechtigt sein, als Erfinder der Projection zu gelten. Aber die Legende Distantiae locorum mensurandae modus und die Karte selbst liefert den Beweis, daß er neben der Theorie auch die Praxis vollständig beherrschte. In jener spricht er sich zunächst, und auch hierin hat er keinen Vorgänger, klar über den

Unterschied zwischen loxodromischer und orthodromischer Richtung und Entfernung aus und gibt dann eine Anweisung zum Gebrauche der Karte genau mit den Worten, wie wir sie noch heute geben. Es ist hier nicht der Ort, auf wissenschaftliche Fragen näher einzugehen. Nur das soll gesagt werden, daß M. nicht die Freude erlebt hat, den Werth seiner Erfindung anerkannt zu sehen. Sie, die uns jetzt so einfach und, man möchte fast sagen, selbstverständlich erscheint, war derzeit etwas so Neues und Befremdendes, daß ein Menschenalter darüber hinging, ehe sie gewürdigt wurde. Und dies Verdienst kommt dem scharfsinnigen Mathematiker Edward Wright zu, der in seinen Certain errors of navigation 1599 den Bau und die Vorzüge dieser Entwerfungsart auch für das blödeste Auge klar machte. Wie M. der Erfinder, so ist Wright der Entdecker der Mercatorsprojection gewesen. Das Bild der Erdoberfläche, wie es diese Karte bietet, wurde zwar bis zu Franz Drake's Entdeckungen als mustergültig betrachtet; es wurde von Ortelius im Theatrum und von de Jode im Speculum wiederholt, aber jener gab es in Apianischer, dieser in Marinischer Projection. In der berühmten ersten Seekartensammlung, dem Seespiegel von Wagenaer, der fünfzehn Jahre nach der Nova descriptio erschien, befindet sich nicht eine einzige wirkliche Seekarte, ja nicht einmal in dem hundert Jahre später erschienenen prächtigen Seeatlas von Pieter Goes findet sich eine Karte in Mercatorsprojection. Der Mathematiker Coignet in seiner Abhandlung über Projectionen vor de Jode's Speculum vom Jahre 1593 empfiehlt andere von M. erfundene oder gebrauchte, aber dieser geschieht nicht einmal Erwähnung. Der Astronom Magini im Anhange zu seiner Ptolemäusausgabe von 1596 lobt die Mercator'sche Karte als für den Seegebrauch vorzüglich geeignet und gibt deshalb eine Copie davon, aber das Beste daran hat er nicht erkannt; die Copie ist eine platte Seekarte mit gleichen Breitengraden. Wenn also das Verdienst Wright's nicht gering anzuschlagen ist, so darf dies andererseits doch auch nicht überschätzt werden. Namentlich ist es eine falsche Behauptung, die Abstände der Breitenparallele auf Mercator's Karte seien so unrichtig, daß sie unmöglich nach richtigen Grundsätzen entworfen sein könne. Es beruht dies auf einer Verwechselung, an der Blundeville Schuld ist. Nach Ablauf des Privilegs von zehn Jahren erschien ein Nachdruck von Bernhardus Puteanus aus Brügge, der wol eben so wenig wie die anderen Kartographen vor Wright die Projection verstanden haben mag. Blundeville sagt selbst, daß er diesen Nachdruck vor Augen gehabt hat. Da nun die Abstände der Breitenparallele, wie er sie angibt, nachweislich nicht mit dem Originale stimmen, wo sie im Gegentheile überraschend genau sind, so ist gar keine Frage, daß er sie vom Nachdrucke entnommen hat. Wright selbst läßt M. alle Gerechtigkeit widerfahren. Aber noch eine andere Projection tritt zuerst auf dieser Karte auf. Da sich diese ihrem Baue nach nicht bis zu den Polen ausdehnen konnte, so gab M. auf einer Nebenkarte die Nordpolargegenden in der äquidistanten Polarprojection, die dann später auch von Postel gebraucht wurde. Man hat sie nach diesem benannt, obgleich sie den Namen Mercator's tragen sollte. Die nächste kartographische Arbeit waren die „Tabulae geographicae Cl. Ptolemaei", Coloniae 1578 fol. Es befinden sich darin zwei neue Projectionsarten. In der Vorrede entwickelt M. das Verfahren, wonach er die Specialkarten größeren Umfangs entworfen hat. Die Marinische Projection war bereits von Nikolaus Donis dahin geändert, daß statt des mittleren der obere und untere Breitenparallel nach ihrem richtigen Verhältnisse getheilt und die Theilpunkte durch gerade Linien verbunden wurden. M. führte nun die wesentliche Verbesserung ein, daß er die beiden Parallelen wählte, welche von der Mitte und dem Ober- und Unterrande gleich weit abstehen. Auf der Vorseite der Weltkarte aber gibt er die wichtige flächentreue Projection an, nach der dieselbe

entworfen ist, und die wieder als eine wesentliche Verbesserung der von dem Oesterreicher Stab empfohlenen gelten muß. Dieser hatte die Parallelkreise gleich abständig vom Pole als Mittelpunkte aus beschrieben und sie dann in ihrem richtigen Verhältnisse zum Aequator getheilt. M. aber beschreibt sie aus der Spitze des den mittleren Breitenparallel berührenden Kegels und theilt sie in ihrem richtigen Verhältniß zum Meridiane ein. Außer der Flächentreue erreicht er damit, daß der mittlere Parallel von sämmtlichen Meridianen rechtwinklig geschnitten und so das Bild ein weniger verzerrtes wird als bei Stab. Diese Entwurfsart ist später vielfach, namentlich auch von Bonne, gebraucht, so daß sie fälschlich dessen Namen trägt. Einer zweiten Ausgabe der Tabulae, Coloniae 1584 wurde von Arnold Mylius, einem Freunde Mercator's, die lateinische Uebersetzung des Ptolemäischen Textes beigegeben. Von der alten Geographie wandte sich M. nun wieder der neuen zu, und es erschienen zunächst: „Galliae, Belgii inferioris et Germaniae tabulae", Duysburgi 1585 fol. Hier findet sich auf den Uebersichtsblättern von Frankreich und Deutschland eine werthvolle Verbesserung der bei den Specialkarten des Ptolemäus angewandten Projection. Wie dort wählt M. die beiden gleich weit von der Mitte und der höchsten und niedrigsten Breite abstehenden Parallelkreise, zieht dieselben aber nicht geradlinig aus, sondern denkt sich durch dieselben eine Kegelfläche gelegt, so daß bei Abwickelung derselben die Breitenparallele Kreislinien und von sämmtlichen Meridianen rechtwinklig geschnitten werden. Es eignet sich diese Entwerfungsart vortrefflich für solche Karten, auf denen Entfernungen abgemessen werden sollen. J. N. de l'Isle hat danach seine große Karte von Rußland entworfen, und so wird sie fälschlich nach diesem benannt. Das nächste von M. noch bei Lebzeiten und unter seinem Namen herausgegebene Kartenwerk waren die „Italiae, Sclavoniae et Graeciae tabulae geographicae." Duysburgi 1589 fol. Die letzten Jahre wurden ihm vielfach durch Anfälle von Gicht und selbst Lähmung getrübt, so daß er den Stich seiner Karten seinem einzigen ihm noch gebliebenen Sohne Rumold und drei Enkeln, den Söhnen seines Erstgeborenen Arnold überlassen mußte. Da Jener sein Nachfolger im Geschäfte werden sollte, so sorgte der Vater dafür, ihn als Kartographen einzuführen und zu empfehlen. Er ließ ihn die große Seekarte im Formate der Specialkarten, aber nicht nach der ihm eigenthümlichen, sondern nach der stereographischen Projection in zwei Planigloben bearbeiten. Dieselbe erschien im J. 1587 und ist für die Geschichte der Kartographie dadurch von Bedeutung, daß sich in der brevis instructio, die den unteren Theil des Blattes ausfüllt, zuerst die Bedingung für die Winkeltreue und deren Zutreffen für die gewählte Projectionsart angegeben findet, wonach sich Meridiane und Breitenparallele rechtwinklig schneiden und zugleich ihr Linearverhältniß in den kleinsten Theilen dasselbe wie auf der Kugeloberfläche bleiben muß. Man hat die Auffindung dieser Eigenschaft bei der stereographischen Projection bisher fälschlich dem Engländer Hooke zugeschrieben. Seit M. ist diese Entwerfungsart für Planigloben vorzugsweise angewendet worden. In demselben verkleinerten Maßstabe bearbeitete Rumold auch des Vaters Europa nach der Projection des schneidenden Kegels. Endlich lieferte er eine große Karte Deutschlands: „Tabula Germaniae", Duysburgi 1590 in mehreren Blättern, die so genau war, daß Blaeuw sie noch im J. 1659 fast ungeändert wiederholen durfte. M. selbst aber wandte sich während dieser Zeit wieder mit ganzem Eifer seinen theologischen Studien zu. Er unterzog die schon in der Chronologie von ihm gegebene Evangelienharmonie einer neuen Bearbeitung und gab diese im J. 1592 zu Duisburg unter dem Titel: „Evangelicae historiae quadripartita Monas, sive Harmonia quatuor Evangelistarum", 4° heraus. Ein zweiter Abdruck erschien unter dem Titel: „Gerardi Mercatoris harmonia quatuor Evangelistarum in

officina Zachariae Heyns" 1604 s. l. (Amsterdam). Kurz vor seinem Ende vollendete er auch noch das Werk, welches ihm schon seit seinen Jünglingsjahren am Herzen gelegen hatte, eine Kosmogenie im Anschlusse an das Sechstagewerk und im Zusammenhange damit die Lehre vom Sündenfalle und der Erlösung. Es sollte den ersten Theil des „Atlas" bilden, eines Weltspiegels, in dem M., wie er in der Vorrede sagt, eine umfassende Darstellung des Himmels und der Erde geben wollte und dessen Namen er von dem Könige von Mauretanien entlehnte, der im Alterthume nicht nur wegen seiner Kenntnisse in den Naturwissenschaften, sondern auch wegen seiner Frömmigkeit berühmt gewesen sei. Der Verfasser erlebte die Herausgabe nicht mehr; erst ein Jahr nach seinem Tode erschien der Folioband: „Atlas sive cosmographicae meditationes de fabrica mundi et fabricati figura, Gerardo Mercatore etc. autore." Duisburgi Clivorum 1595. Den ersten Theil nimmt eben jene Abhandlung de fabrica mundi ein; der zweite Theil, die fabricati figura, hat den besonderen Titel: „Atlantis pars altera. Geographia nova totius mundi." Diese vom Sohne Rumold besorgte Kartensammlung zerfällt wieder in zwei Theile, von denen der erste der Königin Elisabeth von England gewidmet ist und die Weltkarte, die Erdtheile Europa, Asien und Afrika, die Polargegenden, Island, die britischen Inseln und Scandinavien; der zweite, dem Grafen Heinrich von Rantzau gewidmete Theil, Dänemark, Preußen und die übrigen östlichen Theile Europas enthält. Da M. sich in seiner Abhandlung als Anhänger der lutherischen Lehre vom freien Willen und den Sacramenten verrathen hatte und ein Theil der Karten der ketzerischen Königin Elisabeth gewidmet war, so konnte der Atlas nicht dem Schicksale entgehen, auf den Index zu kommen. Da die Specialkarten von Frankreich, Deutschland, Italien u. s. w. schon früher an das Licht getreten waren, so fehlte von den europäischen Ländern nur noch die iberische Halbinsel. Auch diese sowie die wegen der fortgeschrittenen Entdeckungen nothwendig gewordenen neuen Darstellungen der anderen Erdtheile waren vom Vater bereits in Angriff genommen und Rumold legte die letzte Hand an ihre Vollendung, als ihn im Beginn des neuen Jahrhunderts der Tod dahin raffte. Die Vormünder seiner Kinder ließen nun zu deren Besten von den sämmtlichen im Formate des Atlas erschienenen Karten einen neuen Abzug machen und gaben diesen Sammelband als erste und einzige vollständige Ausgabe des Atlas zu Duisburg im J. 1602 heraus. Aber der buchhändlerische Vertrieb mochte für sie mit zu großen Schwierigkeiten verbunden sein, so daß sie sich im J. 1604 entschlossen, die noch vorhandenen Exemplare und die sämmtlichen Kupferplatten der geographischen Werkstatt an den Kartographen Hond in Amsterdam zu verkaufen. Dieser gab zuerst den Ptolemäus in dritter Auflage und zwar mit dem griechisch-lateinischen Texte im J. 1605 heraus. Im J. 1606 erschien dann die erste Hond'sche Ausgabe des Atlas, in der die von M. bereits angefangenen Karten vollendet und einige neue von Hond selbst hinzugekommen waren. Unter jenen hat die von Südamerika Interesse, weil darauf zum ersten Male das Gradnetz mit geradlinigen Breitenparallelen und den als Sinuslinie ratione sphaerica gekrümmten Meridianen auftritt. Es ist die später auch von Flamsteed benutzte und fälschlich nach diesem benannte Projection. Es ist hier nicht der Ort, die Geschichte der Hond'schen Ausgaben des Atlas weiter zu verfolgen, aber es muß doch davor gewarnt werden, dieselben lediglich als Mercator's Atlas anzuführen, da als solcher nur die Ausgabe von 1602 gelten kann. Auch würde es den Rahmen dieser Biographie überschreiten, wenn wir auf Mercator's Stellung in der Geschichte der Geographie, sein Verhältniß zu seinen Vorgängern, Zeitgenossen und Nachfolgern näher eingehen wollten, seine Benutzung und Kritik der Quellen, seinen Einfluß auf die Entdeckungsreisen nach den Polargegenden schildern wollten. Nur das

mag erwähnt werden, daß der in seinem Briefe an Richard Hackluit vom Jahre 1580 ausgesprochene Rath und Wunsch, man möge den Polarweg nach China nicht im Nordwesten, sondern im Nordosten suchen, genau nach dreihundert Jahren befolgt und erfüllt wurde. Am 24. April 1880 traf Nordenskjöld von seiner Umsegelung Asiens und Europas wieder in Stockholm ein.

Der deutsche Name Mercator's war Kremer. Aus den Urkunden des städtischen Archivs in Duisburg ergibt sich nämlich, daß die Nachkommen sich so nannten. Ursprünglich wird die Familie wol Kremers geheißen haben. Nur in dieser Form ist der Name noch jetzt in Gangelt und Umgegend verbreitet, und ebenso weisen die Grabschriften auf dem dortigen Kirchhofe, die bis in den Anfang des siebzehnten Jahrhunderts zurückgehen, nur diese Form auf. Daher erklärt es sich, daß auch in den ersten lateinischen Urkunden, in denen der Oheim Gisbert oder unser Gerhard vorkommt, der Name Mercatoris lautet. M. selbst wird später das genetivische s weggelassen haben. Wenn man auch über die Nationalität des großen Geographen verschiedener Meinung sein kann, weil er unbestritten in Belgien geboren, aber ebenso unbestritten auf deutschem Boden von deutschen Eltern erzeugt und auch nach Deutschland zurückgekehrt ist, so ist es andererseits geradezu unbegreiflich, daß in Bezug auf seine Confessionalität die Ansichten auseinander gehen. Der Jesuit Possevin — und die Jesuiten waren in dieser Beziehung sehr gut unterrichtet — spricht es ja in seiner Bibliotheca selecta offen aus: a fide Catholica, quod dolendum est, fuit alienus. Er war Lutheraner oder, wenn man will, Melanchthonianer. Wer mit unbefangenem Auge die in seinen gedruckten Werken vorhandenen Andeutungen liest und bedenkt, wie vorsichtig der Mann wegen der Verhältnisse am Clevischen Hofe, besonders seitdem derselbe unter dem Drucke Alba's stand, sich äußern mußte und wie ängstlich er durch seine Erlebnisse in Belgien gemacht war, so daß er den Schwiegersohn Molanus jedesmal bittet, seine brieflichen Mittheilungen über religiöse Angelegenheiten doch ja zu verheimlichen oder zu vernichten, der kann darüber nicht in Zweifel sein. Wie milde er aber über anders Denkende urtheilte, davon zeugt der Brief vom 27. Juli 1574 an eben jenen Molanus, der ihn wegen der Ubiquität, über die damals in Bremen ein heftiger Streit entstanden war, um seine Meinung gefragt hatte. Derselbe findet sich in Praestantium et eruditorum virorum epistolae ecclesiasticae et theologicae. Ed. II. Amstelod. 1684. Fol. — Der älteste Sohn Arnold, geb. am 31. August 1537, † am 6. Juli 1587, ergriff den Beruf des Vaters, wurde Mechaniker und Landmesser, machte als solcher viele Reisen und entdeckte dabei in der Abtei Werden an der Ruhr den Codex argenteus von Ulfilas' gothischer Bibelübersetzung. Von ihm sollen viele Städteansichten, aber nicht unter seinem Namen, im Theatrum urbium von Braun und Hagenberg sein. Ein großer Kupferstich, Köln aus der Vogelschau darstellend, befindet sich auf dem dortigen städtischen Archiv. Er nahm das Erzbisthum Trier auf und war mit der Vermessung der Landgrafschaft Hessen beschäftigt, als ihn der Tod überraschte. Er war mit der Tochter des berühmten Rectors der Düsseldorfer Schule, Johannes Monheim verheirathet. Von seinen Söhnen sind uns Johannes, Gerhard und Michael bekannt. Der erste vollendete die vom Vater begonnene Vermessung und Kartirung von Hessen. Alle drei unterstützten den Großvater beim Stechen der Karten. Der zweite Sohn, Bartholomäus, geboren 1540, † 1568 hatte den Unterricht des Vaters am Gymnasium in Duisburg genossen und gab nach dessen Vorträgen: Breves in sphaeram meditatiunculae, includentes methodum et isagogen in universam cosmographiam. Coloniae apud haeredes Arnoldi Birckmanni 1563, 8°, heraus. Nachdem er einige Zeit die Unterrichtsfächer des Vaters am Gymnasium vertreten hatte, widmete er sich in Heidelberg den Studien und wurde auf Kosten

des Kurfürsten Friedrich im Collegium sapientiae unterhalten. Er berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Vom dritten Sohne Rumold kennen wir das Geburtsjahr nicht. Er wurde von seinem Schwager Molanus in Bremen erzogen, erlernte die Buchhandlung im Geschäfte der Birckmann'schen Erben in Köln, war während der Jahre 1578 und 1579 in deren Zweiggeschäften in London und Antwerpen thätig, widmete sich dann aber der Kartographie. Er starb in den ersten Tagen des Jahres 1601. Die Familie Mercator's scheint im Mannesstamme erloschen zu sein. Die Tochter Dorothea war mit dem Kaufmann Tilmann de Neufville in Wesel verheirathet, und deren Sohn Gerhard de Neufville wurde als Professor an das Gymnasium illustre nach Bremen berufen. Von diesem leben noch zahlreiche Nachkommen in Bremen.

Vita Mercatoris a Gualtero Ghymmio vor allen lateinischen Ausgaben des Atlas. — Die Briefe des Johannes Molanus auf der Stadtbibliothek in Bremen. — Pinchart, Archives des Arts, Sciences et Lettres. Documents inédits. I. Serie. tome 1, 2. Gand 1860—1863. 8°. — Ueber das Werk Gérard Mercator, sa vie et ses oeuvres, par le Dr. J. van Raemdonck, St. Nicolas 1869, 8° vergleiche Petermann's Mittheilungen 1869, S. 438. — A. Breusing, Gerhard Kremer, genannt Mercator, der deutsche Geograph. Ein Vortrag. Zweite vermehrte Ausgabe. Duisburg 1878. 8°.

Breusing.

Mercier: Jakob M., der „kleine Jakob", ein kecker Parteigänger des dreißigjährigen Krieges, durch Tapferkeit, Wachsamkeit und Handhabung strenger Mannszucht ausgezeichnet, war ein geborener Mömpelgarder. Als Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel 1631 eine stattliche Streitmacht aufstellte, um dem Schwedenkönig als ebenbürtiger Bundesgenosse an die Seite zu treten, überließ ihm letzterer als einen gewiegten Krieger, M., welcher anfangs als gemeiner Reiter in Ungarn und Böhmen gegen die Liga und dann unter den Schweden gegen die Moskowiter gedient hatte. Mit vier Fähnlein Reiter stieß er, aus den Niederlanden kommend, zum Landgrafen, der ihn zum Oberstlieutenant ernannte und mit dessen Truppen er im October jenes Jahres an der Weser erscheint. Am 6. Januar 1632 nahm er Warburg mit stürmender Hand; am 15. Juni war er unter den Befehlshabern, welche sich bemühten einen von ihren eignen Truppen in Volkmarsen erregten Tumult zu stillen, als Gronsfeld sie sämmtlich überfiel, wofür den Oberbefehlshaber Uslar die Schuld traf; im Juli unterdrückte er mit Geschick und blutiger Strenge einen Bauernaufstand im Fuldaischen. Im September lag er mit Baudissin vor Paderborn, als Pappenheim's Nahen sie zum Abzuge nöthigte. Sie schlugen unterwegs bei Brakel Gronsfeld, dem M. die bei Volkmarsen verlorenen Stücke wieder abnahm und bewerkstelligten dann mit großem Geschick ihren weiteren Rückzug von Höxter nach Münden. Als im October Baudissin nach dem Rheine aufbrach, besetzte M. das Sauerland und deckte ferner mit seinen Reitern den Rücken gegen Gronsfeld, später zog ihn der Landgraf nach Cassel heran, um seine Hauptstadt unmittelbarer zu schützen. Im Anfange des Winters unternahm er kühne, mit Geschick und mit Erfolg ausgeführte Streifzüge gegen die Quartiere der Kaiserlichen in Westphalen. In Soest überfiel er 1633 vier kaiserliche Regimenter; Dorsten ergab sich ihm nach einem nächtlichen Angriff. Als dann im März der Landgraf vor Paderborn rückte, veranlaßte er durch eine Kriegslist die Besatzung zu einem Ausfallsgefecht, in welchem er ihr eine tüchtige Schlappe beibrachte, am 28. März capitulirte die Stadt. Nun wurde M. entsandt, um die noch unbezwungenen Städte an der Lippe zu nehmen. Lippstadt gedachte er durch einen Handstreich zu gewinnen. Mit 35 Reitern ritt er am 11. April in die Stadt ein und

redete mit den Bürgern, da entstand ein Tumult, in welchem er erschossen wurde. Sein Körper ward in Cassel zur Erde bestattet. M. war 45 Jahre alt.

Ch. von Rommel, Neuere Geschichte von Hessen, 4. Bd., Cassel 1843.

Poten.

Merck: Ernst von M., Bruder von Karl Herm. (s. u.), geb. zu Hamburg am 20. Novbr. 1811, † am 6. Juli 1863, erhielt seine kaufmännische Bildung auf der Handelsschule zu Bremen und im väterlichen Geschäft. Im J. 1831 ging er nach Antwerpen, von dort nach Liverpool und Rio de Janeiro und kehrte 1836 nach Hamburg zurück, wo er nunmehr als Theilhaber in das Geschäft seines Vaters eintrat. Nachdem er zunächst mehrere städtische Ehrenämter bekleidet hatte, ward er im J. 1848 zum Mitglied des deutschen Parlaments gewählt. Hier vertrat er den Freihandelsstandpunkt, während er im Uebrigen der Partei der äußersten Rechten angehörte. Bei der Kaiserwahl stimmte er für den König von Preußen und gehörte auch zu den Mitgliedern der Deputation, welche berufen war dem König die Kaiserwürde anzutragen. Nachdem in Folge der ablehnenden Antwort des Königs und des seitdem immer mehr sich geltend machenden Verfalls des Parlaments das Ministerium Gagern zurückgetreten war, ließ M. sich bestimmen, in das Ministerium Detmold-Grävell als Finanzminister einzutreten, in der ausgesprochenen Meinung, damit dem Gemeinwohl einen Dienst zu leisten, indem beim Nichtzustandekommen eines Ministeriums der Reichsverweser zurückgetreten und damit die Centralgewalt ohne Ersatz und ohne daß die Folgen eines solchen Schrittes abzusehen waren, zusammengefallen wäre. In dem einmal übernommenen Amte harrte er bis zum Ende der Centralgewalt aus und gehörte zu denjenigen Ministern, welche dem Erzherzog bei Uebergabe der Geschäfte an die provisorische Centralcommission zur Seite standen. Er kehrte dann mit dem Ende des Jahres 1849 in die Heimath zurück, um das undankbare und allseitig angefeindete Amt eines Reichministers wieder gegen die hochgeachtete Stellung zu vertauschen, welche er als Theilhaber eines der größten deutschen Handelshäuser an der Hamburgischen Börse und im Welthandel einnahm. Neben seiner privaten Thätigkeit nahmen ihn nach seiner Rückkehr gemeinnützige Bestrebungen der verschiedensten Art in Anspruch, und bald konnte es kein irgendwie bedeutsames Unternehmen in seiner Vaterstadt geben, welches nicht mit seinem Namen verknüpft war. Eine seltene Energie des Geistes und eine alle Gemüther gewinnende Persönlichkeit ließen ihn alle Schwierigkeiten überwinden, welche seinen vielfachen Plänen und Projecten unbesiegbar gegenüber zu stehen schienen. Indem er jeder Sache eine volksthümliche und eine gewissermaßen vornehme Seite zu verleihen wußte, bannte er die verschiedenartigsten Personen an seine Unternehmungen und führte sie gemeinsam mit diesen in kühnem Wagen durch. Namentlich ist die internationale landwirthschaftliche Ausstellung von 1863, welche für die deutsche Landwirthschaft und für den Handel mit landwirthschaftlichen Gegenständen epochemachend werden sollte, vornehmlich sein Werk gewesen. Ebenso ist er der Gründer des zoologischen Gartens in Hamburg, der Urheber des Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger und Förderer vieler commercieller, künstlerischer und wissenschaftlicher Institute gewesen. Als im J. 1857 die verhängnißvolle Handelskrisis über Hamburg hereinbrach, war er einer der ersten, welche den Kopf wieder erhoben, und seiner Thatkraft und Energie verdankte man es nicht zum Wenigsten, daß das gegenseitige Vertrauen wieder erweckt und manche anfänglich für unvermeidlich gehaltenen Folgen abgewendet wurden. Auch ist es seinem Einfluß mit zuzuschreiben, daß die rettenden zehn Millionen aus Wien eintrafen, mit deren Hülfe manches wankende Handlungshaus gestützt werden konnte. Seinen aus der Frankfurter Periode herrührenden österreichischen Sympathien blieb M. auch

später treu, nachdem er im J. 1853 zum österreichischen Generalconsul ernannt und später, bei Eröffnung der Kaiserin-Elisabeth-Bahn, vom Kaiser von Oesterreich in den erblichen Adelsstand erhoben worden war. Trotz dieser seiner politischen Richtung, welche viele seiner Mitbürger nicht theilten, und trotz seiner Adelserhebung, welche sogar in weitesten Kreisen ungern gesehen wurde, blieb die allgemeine Verehrung für M. dieselbe und, als er kurz vor Eröffnung der landwirthschaftlichen Ausstellung plötzlich aus diesem Leben abgerufen wurde, starb er entschieden als der populärste Mann seiner Vaterstadt. Manche Projecte sind mit ihm ins Grab gesunken, und schon der Umstand, daß viele von ihnen unausgeführt geblieben sind, bestätigt, was bei seinem Tode vielfach ausgesprochen wurde, daß M. in gewisser Beziehung unersetzt bleiben werde. B.

Merck: Johann Konrad M. (Merckius, Merckhius), Schulmann, am 2. Juli 1583 in Ulm geboren, studirte zu Tübingen und Straßburg, war seit 1606 Lehrer, seit 1628 Rector des Ulmer Gymnasiums und starb am 3. Juli 1659. Abgesehen von Schulbüchern für den lateinischen und griechischen Unterricht, hat er sich hauptsächlich um das Schuldrama in Ulm verdient gemacht. Schon im August 1611 ließ er, in Gemeinschaft oder im Einverständniß mit dem Rector Hebenstreit eine „Judith“ durch seine Schüler aufführen. Daran schloß sich, jedesmal im August, 1615 der lateinische „Beel“ des Sixt Birck, 1616 die „Rebecca“ des Nicodemus Frischlin, 1617 die „Conflagratio Sodomae“ von Andreas Saurius. Bei diesen drei Gelegenheiten gab M., wie es in Straßburg bei den Aufführungen des Akademietheaters üblich war, dem Publicum deutsche Textbücher in die Hand, damit es der lateinischen Action folgen konnte. Er verfaßte die Textbücher selbst und bediente sich dabei, um von dem bisher Gebräuchlichen nicht abzuweichen, der Reimpaare des 16. Jahrhunderts, obgleich sie ihm sehr wenig gelangen und obgleich er, wie es scheint, lieber dem Beispiele der englischen Comödianten und ihrer Prosarede gefolgt wäre. Späterhin, 1641, hat er den „Moyses“ des Kaspar Brülow nicht blos „in teutsche ungebundene Rede“ gebracht, sondern auch deutsch aufführen lassen. Ob ein 1650 zum Friedensfest ebenfalls in deutscher Sprache aufgeführtes Stück Märtyrer- und Kirchengeschichte („Ecclesiae Christianae veteris status sub Caro, Diocletiano, Maximiniano, Galerio, Constantino, Maxentio et Constantino“) von ihm selbst verfaßt war, weiß ich nicht zu sagen. Im J. 1641 wie im J. 1650 hatte Joseph Furtenbach der Aeltere die Bühne herzurichten und erstattet über die baulichen Veränderungen, die er mit der Scheune vornahm, welche man ihm zu diesem Zwecke überlassen hatte, über Scene, Decorationen und Zuschauerraum, sowie über die einzelnen technischen Behelfe, durch die er den Würgengel in Egypten flott machte oder den feurigen Dornbusch herstellte, oder im zweiten Stück den Engel erscheinen ließ, welcher dem Theophilus die Früchte aus dem Garten der Märtyrerin Dorothea präsentirte, in seinem „Mannhaften Kunst-Spiegel“ (Augsburg 1663) S. 112 ff. (126, 131) einen anschaulichen, durch Kupfertafeln erläuterten Bericht.

A. Weyermann, Nachrichten von Gelehrten, Künstlern und anderen merkwürdigen Personen aus Ulm (Ulm 1798), S. 391. Auf Furtenbach verwies Dr. Bolte. Scherer.

Merk: Johann Christoph M., Maler aus Hall in Württemberg. Geburts- und Todesjahr unbekannt. Friedrich Wilhelm I. von Preußen beauftragte ihn, seine Grenadiere in Kolossalgröße zu malen. Von Bildnissen Merk's werden die seines königlichen Herrn und der Markgrafen Philipp und Ludwig zu Pferde erwähnt. Der Ueberlieferung zu Folge malte er auch Jagd- und Thierporträts. Er starb als Professor der Berliner Akademie der Künste zu Potsdam. v. Donop.

Merck: Johann Heinrich M. wurde zu Darmstadt am 11. April 1741, wenige Tage nach dem Tode seines Vaters, des Apothekers Johann Franz M. geboren. Zuerst scheint sich sein Oheim von mütterlicher Seite und Pathe, Pfarrer Kaiser in Bickenbach, des Knaben besonders angenommen zu haben. Dann erwarb sich M. auf dem Pädagogium seiner Vaterstadt (unter dem Rector Johann Martin Wenck) eine tüchtige Schulbildung. Am 17. Octbr. 1757 wurde er an der Universität Gießen immatriculirt. Ob er sonst noch eine Universität bezog, ist unbekannt. Wahrscheinlich nicht Altdorf und Göttingen, wie gewöhnlich behauptet wird, da sich sein Name in den Matrikelbüchern beider Hochschulen nicht vorfindet. Die Rohheit, welche damals auf deutschen Universitäten herrschte, mag ihn schon in jenen früheren Jahren angewidert haben, vielleicht aber auch erst später, als er in höheren und feiner gebildeten Kreisen zu verkehren pflegte. Nach vollendeten Studien begleitete er einen Herrn von Bibra als Hofmeister auf Reisen, zunächst in die Schweiz. Dort, zu Morges am Genfer See, lernte er Louise Francisque Charbonier, die Tochter eines angesehenen Justizbeamten, kennen und vermählte sich (wahrscheinlich 1765) mit ihr. 1767 wurde er als Secretär bei der geheimen Kanzlei in Darmstadt angestellt, 1768 zum Kriegszahlmeister bei dem Kriegsdepartement (seit 1774 mit dem Titel Kriegsrath) befördert. Seine Ehe war trotz aller schwärmerischen Leidenschaft, die er seiner Gattin entgegenbrachte, nicht glücklich. Louise Francisque sprach nicht deutsch und fühlte sich in der Ferne von ihrer Heimath fremd und unbehaglich. Unter den Folgen dieser Stimmung litt auch M. Von sechs Kindern starben ihm vier in zartem Alter. Ob zu all dem noch Untreue seiner Frau ihm das Leben vergällte, wie das Gerücht erzählte, läßt sich bei den unsichern und einander widersprechenden Nachrichten darüber noch nicht feststellen. Sein Amt befriedigte ihn nicht. Ersatz suchte M. im wissenschaftlich-künstlerischen Studium und im Umgang mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit. So ward sein Haus lange für Darmstadt und die Umgegend zum Mittelpunkt der geistreich-geselligen Kreise. Auch interessante Fremde kehrten dort gern ein. Andere ausgezeichnete Zeitgenossen lernte M. auf wiederholten größeren und kleineren Reisen kennen. Zu seinen beständigen und thätigen Freunden zählten Herder (seit 1770), Wieland (seit 1771), Goethe (seit 1771), Lavater (seit 1774), Nicolai, die Landgräfin Caroline von Hessen-Darmstadt, der Herzog Karl August, der ihn gern in weimarische Dienste gezogen hätte, dessen Mutter Anna Amalia und viel andere mehr.

Schon frühzeitig hatte M., wenn gleich anonym, litterarische Arbeiten, sämmtlich Uebersetzungen aus dem Englischen veröffentlicht: 1762 Hutcheson's „Untersuchung unsrer Begriffe von Schönheit und Tugend", 1763 Addison's „Cato", 1765 Thomas Shaw's „Reisen oder Anmerkungen, verschiedene Theile der Barbarei und Levante betreffend" (später schlossen sich daran noch einige Uebersetzungen und Auszüge von Reisebeschreibungen). Mehrere Fabeln in Versen brachte der Göttinger Musenalmanach; andere, gleichfalls in der Manier der gereimten Fabeln und Erzählungen Lessing's, wurden erst lange nach Merck's Tode (in der ersten Sammlung seiner Briefe) gedruckt. Ebenso lyrische Versuche, die theils den Einfluß der halberstädtischen und göttingischen Dichter, theils den Herder's verrathen und von tiefer und zarter Empfindung zeugen. Seine muthwilligen poetischen Episteln, im derbsten Ton der Lyrik des Sturms und Drangs abgefaßt und mit Swiftischer Satire gewürzt, sind zum größeren Theile noch jetzt unveröffentlicht. Ihnen verwandt war die „Rhapsodie von Johann Heinrich Reimhart dem Jüngeren" (Frankfurt a. M. 1773), eine burleske Prosodie in Knittelversen, welche den vollen Beifall der litterarischen Gesinnungsgenossen fand. 1775 folgte anonym „Pätus und Arria, eine Künstlerromanze" (im

Bänkelsängertone), Nicolai und andere dumpfsinnige Bekrittler des „Werther“ derb verspottend. Schon 1772 hatte M. ferner, da ihm keine der bestehenden Zeitschriften genügte, bei seinen Freunden die Gründung der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ angeregt und war ein eifriger Mitarbeiter an denselben geworden. Mit der Zahl seiner litterarischen Bekanntschaften erweiterte sich auch der Umkreis seiner litterarischen Thätigkeit. Seit 1772 lieferte er Recensionen zur „Allgemeinen deutschen Bibliothek“; seit 1776 bedachte er vornehmlich den „Deutschen Mercur“ mit seinen Beiträgen, an denen sich Redacteur und Leser in gleicher Weise erfreuten. Leben und Tod der Monatsschrift hing nach Wieland's überschwänglichen Worten von ihnen ab. Desgleichen schrieb er für das „Deutsche Museum“, für Lichtenberg's „Magazin“, für Köster's „Allgemeine deutsche Encyclopädie“, für die „Hessischen Beiträge zur Gelehrsamkeit“, für die „Mémoires“ der Lausanner physikalischen Gesellschaft; auch zu Lavater's „Physiognomischen Fragmenten“ steuerte er einiges bei. Seine Recensionen erstreckten sich auf die verschiedenartigsten Gebiete der Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Sie zeugten alle von klarem, scharfem Verstand, von universeller Bildung und reicher Erfahrung, besonders von großen technischen Kenntnissen, weniger von philosophischer Tiefe oder von Ideenreichthum. Merck's Kritik war meist gerecht, keineswegs zu streng. Im ganzen fehlte ihr aber das positiv-productive Element; vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, war sie negativer Art.

Eng verwandt mit Merck's kritischen Arbeiten sind seine novellistischen Versuche. Das rein poetische Interesse derselben ist meist gering; überall waltet der auf das Praktische und Reale gerichtete Sinn des Verfassers und die lehrhafte Tendenz vor. So erschien zunächst im „Mercur“ 1778 die „Geschichte des Herrn Oheim“, in einfach-behaglichem Stil geschrieben, mehr Schilderung als Erzählung, in den novellistischen Bestandtheilen sogar fragmentarisch und unvollendet. Von Rousseau'schen Ideen ging M. aus, obgleich er im einzelnen manches Bedenken gegen die Lehre des Genfer Philosophen vorbrachte. Das Grundmotiv seiner Geschichte war die Rückkehr aus dem ungesunden und oft unsittlichen Getriebe unseres Culturlebens zur einfachen, stillen, wahren und unverfälschten Natur, die schon dreißig Jahre zuvor Ewald v. Kleist besungen hatte. Auch Hans Kaspar Hirzel's philosophischer Bauer Kleinjogg mag ihm im Allgemeinen einige Anregung gegeben haben. Aehnliche Grundsätze, wie die, welche die „Geschichte des Herrn Oheim“ illustrirte, nur anders eingekleidet und mehr theoretisch ausgesprochen, verkündigte Merck's Darstellung einer „Landhochzeit“ im Decemberheft des „Mercur“ von 1779, nach dem eigenen Bekenntniß des Autors gegen den „empfindsamen Platonismus“ gerichtet, „der aus Lesung schöner Schriften entspringt“. Im August 1781 ließ er ebenda seine „bürgerlich-deutsche“ Geschichte „Lindor“ folgen, das Product einer stark realistischen und zugleich pessimistischen Weltanschauung. Anscheinend verwob M. eigene Erlebnisse in die Geschichte. Im Stil der Darstellung machte sich der Einfluß englischer Erzählungskunst bemerkbar. Derselbe Jahrgang des „Mercur“ brachte den Anfang der „wahren“ Geschichte „Herr Oheim der Jüngere“ (im Februar 1782 abgeschlossen). Der realistische Verfasser hatte sie gewissermaßen als warnendes Gegenbild entworfen für allzu idealistische Bewunderer seiner ersten Novelle, die etwa gar Lust bezeigen würden, Oheims Theorien praktisch zu verwirklichen, ohne jedoch den praktisch-ruhigen, von der Erfahrung ausgehenden und auf das reale Handeln gerichteten Sinn desselben zu besitzen. Einen ganz anderen Ton schlug aber M. in dem „Akademischen Briefwechsel“ an, den er vom Mai bis zum August 1782 im „Mercur“ veröffentlichte. Erzählung und Handlung war zwar auch hier für ihn Nebensache, Charakteristik und schildernde Darstellung Hauptzweck. Skizzenhaft und fragmentarisch nimmt sich daher auch

diese novellistische Arbeit aus, obwohl es an einem äußerlichen Abschluß der Geschichte nicht fehlt. Das Hauptverdienst des Verfassers beruht in der Schärfe und dramatischen Lebendigkeit, mit welcher sich die nach ihrem Alter, Stand, Denken und Thun grundverschiedenen Personen selbst in ihren Briefen charakterisiren. Die idealistisch ungebundenen Anschauungen, Sitten und Studien einer selbständigen und kraftvollen, oft genialisch ausschweifenden, aber künstlerisch strebsamen Jugend sind in den schroffsten Gegensatz zu dem spießbürgerlich-ehrsamen, auf Verdienst und reale Vortheile bedachten, durchaus philiströsen Treiben eines reiferen Alters gebracht, die freie Denkweise der Stürmer und Dränger den moralisch und ästhetisch beschränkten Maximen der guten alten Zeit gegenübergestellt. Aber M. tritt diesmal auf die Seite der idealistisch schwärmenden Jugend, und nur bisweilen entlockt er uns ein vorübergehendes Mitgefühl mit dem unbeholfenen Geplauder einer engsinnigen, aber liebevoll besorgten Mutter, während das breite Gewäsche der übrigen alten Pedanten nur unsere Spottlust oder unseren Aerger weckt. Einflüsse der Sturm- und Drangzeit zeigen sich auch im Stil. Wertherische Stimmung waltet in mehreren der „Akademischen Briefe". Eindrücke und Erfahrungen aus dem eigenen Studentenleben des Verfassers sind ohne Zweifel in dem Werkchen verarbeitet.

Zu diesen halbpoetischen Versuchen Merck's kamen zahlreiche wissenschaftliche Aufsätze im „Mercur", die gleichfalls zu wiederholten Malen in eine halbwegs künstlerische, epische oder auch dialogische Form gekleidet waren. Sie waren zum Theil geschichtlicher Art („Einige historische Nachrichten von dem Ritterwesen der mittleren Zeiten", 1777; „Geschichte der Transfelder Bürger", 1781 ꝛc.), vornehmlich aber theoretisch-kritischer Natur. So bestimmte M. 1776 als Kennzeichen des geraden Menschenverstandes Zufriedenheit mit sich und anderen, bescheidene Enthaltung von jeglicher Reformatorensucht, Schwätzerei und Lehrbegierde und Beschränkung auf eine einzige, aber energisch zu betreibende Thätigkeit — Eigenschaften, von denen die meisten ihm selber fehlten. 1778 erklärte er den „Mangel des epischen Geistes in unserm lieben Vaterland" aus der mangelhaften Ausnützung des nationalen Elementes in unserer Litteratur, aus der Sucht unserer Poeten zu übertreiben, aus ihrer Scheu vor naturgemäßer Ausmalung des Einzelnen. In einem andern Aufsatze desselben Jahres nahm er im Anschluß an Wieland's „Goldnen Spiegel" die Großen dieser Erde gegen vorschnellen Tadel unvernünftiger Leidenschaft in Schutz. Ueber die Engherzigkeit der Deutschen, namentlich in litterarischer Hinsicht, über ihren unselbständigen Geschmack, ihre kleinliche Beurtheilung und Geringachtung der Dichtkunst und des Dichters sprach er sich 1779 in einem eindringlichen Schreiben an den Herausgeber des „Mercur" aus. Im April 1780 folgte ein „Gespräch zwischen Autor und Leser", zum Theil über ähnliche Schäden in unserem litterarischen Leben. Zum Theil aber auch ebnete M., indem er die Person des Autors von seinem Werke streng schied, schon hier den Boden für eine Ansicht, die er in einem Aufsatze des folgenden Jahres kräftig vertrat, daß nämlich der besondere Endzweck, zu welchem der Urheber ein Kunstwerk geschaffen habe, für den künstlerischen Werth und die ästhetische Kritik desselben objectiv gleichgültig sei. Nur zur Hälfte den litterarischen Interessen gewidmet war das „Schreiben eines Landedelmanns aus dem pays de Vaud" nebst der Antwort darauf aus dem Herbst 1780. Das erstere berichtete über die Nachtheile, welche das falsche Verständniß der Rousseau'schen Lehren den sittlichen und gesellschaftlichen Zuständen eines einfachen Ländchens gebracht. Die Antwort darauf, nur äußerlich mit dem Schreiben des Landedelmanns verknüpft, verbreitete sich namentlich über die schädlichen Folgen der deutschen Kleinstaaterei im Zusammenhange mit der allgemeinen Neigung zu litterarischem Studium oder Genuß, der zu Folge unsere ganze Nation, den Pöbel abgerechnet, nur aus Autoren und Lesern be-

stehe. Ebenfalls allgemeine moralisch-sociale Tendenzen verfolgte das Schreiben über eine Reise in Franken (1781), dessen Stil bisweilen directe Einflüsse Lessing's bekundete. Im entschiedenen Gegensatze zu dem Ernst all dieser Aufsätze stand ein humoristisches Schreiben an den Herausgeber des „Mercur“ von 1781, im satirischen Ton und Stil Lichtenberg's abgefaßt. M. stellte und begründete darin beißend witzig den Antrag, ein Stift für brodlose, invalide oder im praktischen Leben unbrauchbare Poeten zu errichten. —

Von besonderem Werth erschienen den Zeitgenossen Merck's kunsthistorische und kunstphilosophische Beiträge zum „Mercur“. Sein Sinn für Werke der bildenden Kunst war lebhaft entwickelt; er selbst zeichnete und radirte eifrig. Auf verschiedenen Reisen in den Rheingegenden erweiterte er seine Kenntniß der bedeutenden Denkmäler aus früheren Zeiten. Mehrere junge Maler und Kupferstecher (darunter Wilhelm Tischbein, Karl Heß und andere) unterstützte er mit Rath und That. Er besaß eine ansehnliche Kunstsammlung. Für Karl August, Anna Amalia, Goethe und sonstige Freunde besorgte er den Ankauf von Kunstwerken. Seine erste Schrift auf diesem Gebiete, eine übersichtliche Geschichte der Malerei bis auf Rubens und van Dyk, wurde erst ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode veröffentlicht (in der Darmstädter Zeitschrift „Gutenberg“ 1843). Zu regerem Arbeiten für den Druck bewog ihn auch hier erst die Redactionsnoth seines Freundes Wieland. Ihm lieferte er Beschreibungen von Gallerien und Kunstsammlungen, berichtete über Gemäldeausstellungen, über wichtige Erzeugnisse der bildenden Kunst in jüngster Zeit, über das, was er auf seinen Reisen gesehen. Bald machte er Vorschläge, wie man eine Kupferstichsammlung vortheilhaft anlege; bald gab er Winke über den Unterschied gewisser betrüglicher Copien von den Originalen. Er verbreitete sich über die Kunst der malerischen Beleuchtung; energisch trat er als Vertheidiger der Bilder und namentlich der Holzschnitte Dürer's auf. Im Februar 1776 suchte er durch ein fingirtes Gespräch zwischen Burke und Hogarth, in welches sich zuletzt Mengs als Schiedsrichter mischt, nachzuweisen, daß die Schönheit nicht sowohl durch bestimmte Verhältnisse als vielmehr durch geschwungene Linien bewirkt wird, daß diese Dogmen aber nur für den Künstler von Beruf nothwendig und werthvoll sind, während die Schönheit auch für jede empfängliche, wenn schon ungelehrte Phantasie vorhanden ist. Wiederholt fühlte M. sich veranlaßt, vor übereiltem Eifer in der Production wie in der Kunstkritik zu warnen. So 1777 in dem Aufsatz über die Landschaftsmalerei, bei welcher ihm der bloße Naturalismus ohne poetisches Gefühl, ohne den einzig durch das Forschen zu erzielenden Ausdruck der schönen Natur nicht genügte. In ähnlicher Weise bestritten die „Briefe über Maler und Malerei an eine Dame“ (1779), daß der Theoretiker, welcher in praktischer Hinsicht Laie geblieben ist, der Kenner im Gegensatze zum Künstler, gerade von den größten Werken der bildenden Kunst treffend urtheilen und die innerste Schönheit derselben erkennen könne. Ebenso verlangte M. in dem zwischen launiger Satire und wissenschaftlichem Ernst wechselnden Bericht „über die letzte Gemäldeausstellung in **“ (1781) von dem Kunstkritiker praktische Vorstudien im Zeichnen und Malen. Zugleich aber sprach er sich, den ästhetischen Anschauungen Peter Camper's immer näher kommend, tolerant über die verschiedenen Schulen und Formen der Malerei aus. Noch in einem seiner letzten Aufsätze (1787) deckte er, um vorschnelle Urtheile zu verhüten, die Gründe auf, warum es so schwer ist, antiken weiblichen Statuen sogleich ihren wahren Charakter anzuweisen. —

Zu Peter Camper (1722—1789) und seinem Sohne Adrien Gilles fühlte sich M. nicht nur durch seine artistischen, sondern fast noch mehr durch seine paläontologischen Studien hingezogen. Schon seit Jahren hatte

er Briefe mit dem berühmten Gelehrten gewechselt, als seine Besuche in Holland (1784 und 1785) das Band ihrer Freundschaft noch fester knüpften. Seit seiner Reise nach St. Petersburg im Gefolge der Landgräfin Caroline (1773) beschäftigte sich M. ernstlich mit den Naturwissenschaften, zunächst mit der Zoologie, angeregt durch die Sammlungen des russischen Staatsraths und Leibarztes v. Cruse. Bald darnach gab er sich auch dem Studium der Mineralogie und der Botanik hin. Seit dem Beginn der achziger Jahre wandte er sich mit besonderer Vorliebe zur Osteologie vorweltlicher Thiere. Mehrere glückliche Funde von Fossilien, die er theils im „Mercur“, theils in drei öffentlichen, französisch abgefaßten Briefen an Cruse und an Georg Forster (1782—1786) sorgfältig beschrieb, lieferten ihm zahlreiches und werthvolles Material für den Beweis, daß in vorgeschichtlicher Zeit verschiedene, jetzt in unserem Klima fremde Thierarten in Deutschland heimisch waren. Allein im Allgemeinen sprach er diese Ansicht öffentlich nicht oder nur mit großer Vorsicht (so im „Mercur“ 1784) aus. Dagegen bereicherte M. im Einzelnen vielfach die paläontologischen Kenntnisse seiner Zeitgenossen und gelangte besonders in der Odontologie zu werthvollen Entdeckungen. Wie die Mitlebenden sein Verdienst ehrend anerkannten (auch durch seine Ernennung zum Mitglied gelehrter Gesellschaften), so hat die Nachwelt ihm den Ruhm zugestanden, daß er den Forschungen Cuvier's kräftig und erfolgreich vorgearbeitet habe.

Die osteologischen Studien blieben Merck's bester Trost, als er, um das Glück im Kreise der Familie betrogen, durch verfehlte industrielle Unternehmungen materiell schwer geschädigt, immer tiefer in unselige Hypochondrie versank. Außerordentliche Verluste brachten ihn 1788 in die Gefahr, nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine Ehre einzubüßen. Durch Goethe veranlaßt, verbürgte sich Karl August für ihn; auch der hessische Erbprinz und andere traten helfend für ihn ein. Aber sein Muth war für immer gebrochen, seine Freude am Leben erloschen. Noch einmal schien er sich emporzuraffen, als er Ende 1790 im Auftrag seines Landgrafen nach Paris reiste und dort den begeisternden Eindruck der beginnenden Revolution empfing. Aber kaum war er zurückgekehrt, als die Furcht vor einem zweiten finanziellen Zusammenbruch und seine durch eine schmerzvolle Erkrankung der Leber neuerdings gesteigerte Hypochondrie ihn am 27. Juni 1791 zum Selbstmord trieb. Die herzliche Theilnahme der Edelsten unseres Volkes folgte dem Manne ins Grab nach, dessen Schriften nur den kleinsten Theil dessen darstellten, was er war, der als Freund und Protector von Schriftstellern und Künstlern sich unschätzbare Verdienste um unsere Litteratur und Kunst erwarb, der in seiner verständig-praktischen Art auf Goethe's Leben, wie dieser selbst bekannte, den größten Einfluß ausübte und sogar durch die Mephistophelischen Züge seines Wesens meist heilsam auf den jüngeren Dichter einwirkte.

Goethe, Dichtung und Wahrheit, Bd. III und IV. Vgl. dazu G. v. Loeper's Anmerkungen. — Karl Wagner's Publicationen aus Merck's Nachlaß: Briefe an Merck, nebst Merck's biographischer Skizze, Darmstadt 1835; Briefe an und von Merck, Darmstadt 1838; Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck, Leipzig 1847. — Adolf Stahr, Merck's ausgewählte Schriften zur schönen Litteratur und Kunst, Oldenburg 1840 (mit Biographie). — Ueber Georg Zimmermann's umfangreiches Buch „Johann Heinrich Merck, seine Umgebung und Zeit“ (Frankfurt a. M. 1871) vgl. Michael Bernays „Im neuen Reich“ vom 23. November 1871. — Konrad Reichard, Ungedruckte Briefe Merck's an Wieland „Im neuen Reich“ vom 17., 24. und 31. Mai 1877. — Mittheilung aus dem Album der Universität Gießen durch Herrn Professor Dr. W. Braune.

Franz Muncker.

Merck: Karl Hermann M., geb. am 3. Mai 1809 als Sohn des aus Schweinfurt nach Hamburg eingewanderten Kaufmanns und späteren Senators Heinrich Johann M., † am 16. Octbr. 1880. Er besuchte anfänglich das Johanneum zu Hamburg, seit 1825 das Gymnasium zu Rinteln, von wo er Ostern 1828 mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen wurde. Er studirte sodann in Leipzig, Göttingen und Heidelberg die Rechte und Staatswissenschaften und wurde an letzterer Hochschule im August 1831 zum Doctor promovirt. Da Merck's Talent und Neigung von vorne herein mehr auf den staatsmännischen als auf den lediglich juristischen Beruf gerichtet war, fand er an der Advocatur, welche damals in seiner Vaterstadt der Regel nach die erste Beschäftigung der von der Universität zurückkehrenden jungen Rechtsgelehrten bildete, keinen Gefallen und entschloß sich — von seiner unabhängigen Stellung Gebrauch machend — zu seiner weiteren Fortbildung auf Reisen zu gehen. Während mehrerer Jahre hielt er sich nacheinander in England, Frankreich, der Schweiz, Italien, Griechenland, der Türkei und Egypten auf und erwarb sich dort, im theilweisen Verkehr mit interessanten Persönlichkeiten aller Art jenen klaren Blick für die Verhältnisse des Lebens, welchen er später im engeren Kreise zum Wohle seiner Vaterstadt so brauchbar verwerthen sollte. Dabei kamen ihm einerseits die weitverzweigten Verbindungen des väterlichen Hauses, andererseits der offene Sinn für die große Welt zu Statten, welcher dem Sohne eines Handelsstaates mit in die Wiege gelegt wird und ihn befähigt, weiter zu schauen als manchem Anderen vergönnt ist. Mit dem Ende der dreißiger Jahre kehrte M. nach Hamburg zurück, um sich von nun an den öffentlichen Interessen seiner Vaterstadt mehr und mehr zu widmen. Zunächst betheiligte er sich in hervorragendem Maße an der Begründung der Hamburg-Bergedorfer Eisenbahn, sowie an den Verhandlungen über die Ueberleitung dieses Unternehmens in die Berlin-Hamburger Eisenbahn. Nach dem großen Maibrande von 1842 trat er als Secretär in das damals gebildete Unterstützungscomité ein. Im J. 1843 wurde er zum Senatssecretär, vier Jahre später zum Syndicus erwählt und bald nachher mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten betraut. Seitdem hat M. im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens Hamburgs gestanden, und keine der fundamentalen Umwälzungen der folgenden dreißig Jahre ist vorübergegangen, ohne daß er, oft in ausschlaggebender Weise seinen erfahrenen Rath in die Wagschale warf. Er war ein entschiedener Freund des wahren Bürgerthums und hat stets seine ganze Kraft daran gesetzt, dieses gegen die oft heftigen Angriffe von oben und unten zu stützen, da er in seiner Erhaltung eine Hauptbedingung der Lebenskraft seiner Vaterstadt, ein wesentliches Erforderniß für die gedeihliche Entwickelung des weiteren Vaterlandes erblickte. Daß ein Mann, welcher in so ausgesprochen reichsstädtischem Geiste herangereift war, an vielen Neuerungen der letzten Jahrzehnte keinen Gefallen fand, kann Niemanden Wunder nehmen, und in der That hat M. niemals ein Hehl daraus gemacht, daß sein Herz an den alten Formen der politischen Existenz seiner Vaterstadt hing und daß seine Vorstellungen von der wünschenswerthen Gestaltung der deutschen Zustände mit der zur Wirklichkeit gewordenen Ordnung der Dinge nicht in allen Stücken zusammenfielen. Andererseits konnte ihm aber auch nach seinem Tode mit Recht nachgerühmt werden, daß es Niemand mit den einmal zum Gesetz gewordenen neuen Einrichtungen, auch wenn sie seiner Auffassung nicht entsprachen, strenger und gewissenhafter nehmen konnte als er. M. hat neben dem Syndicat für die auswärtigen Angelegenheiten noch zahlreiche andere amtliche Functionen versehen und sich sowohl in öffentlicher, als privater Thätigkeit, als Präses der Verwaltung der Kunsthalle und der Commission für den Rathhausbau, als Vorsitzender der Internationalen Gartenbauausstellung von 1869,

des Gartenbauvereins für Hamburg, Altona und Umgegend, sowie der Stadttheatergesellschaft, auch um künstlerische und verwandte gemeinnützige Bestrebungen verdient gemacht. Das Zustandekommen des sog. Zollanschlusses Hamburgs zu erleben ist ihm erspart geblieben; er starb wenige Monate vor Abschluß des für die Zukunft seiner Vaterstadt so verhängnißvollen Vertrages.

B.

Merckel: Friedrich Theodor von M., preußischer Staatsmann, geb. den 4. Novbr. 1775 in Breslau, † daselbst den 10. April 1846. Der Vater, Kaufmann M., Inhaber einer großen Leinenhandlung in Breslau, versah mehrere der wichtigsten Stellen bei der Stadt und galt als sehr umsichtiger Handelsherr sowie als ein Mann, der in öffentlichen wie Privatsachen mit großer Entschiedenheit aufzutreten pflegte. Dies trat auch in der Erziehung der Kinder hervor. M. besuchte das Friedrichs-Gymnasium in Breslau, studirte in Halle die Rechte und Staatswissenschaften und nahm hier als Senior einer Landsmannschaft großen Antheil an Bestrebungen gegen die damals herrschende Wöllner'sche Partei. Schon mit 20 Jahren Auscultator, wurde ihm, nach Ablegung der Referendarprüfung, im Juni 1797 die Justizverwaltung der gräflich von Althan'schen Fideicommißgüter übertragen. Nach Ablegung weiterer Prüfungen trat er im October 1798 als Justizcommissar und Notar öffentlich auf und genoß allgemeines Vertrauen. Daneben wurde er am 23. Mai 1799 als Assessor bei der Justizcommission der königlichen Kriegs- und Domänenkammer in Breslau eingeführt und im J. 1800, nach Aufgebung des Notariats, zum Hof- und Criminalrathe beim Criminalcolleg in Breslau ernannt. Am 7. Januar 1801 übernahm er die Stelle eines Oberlandschaftssyndicus bei der schlesischen Haupt-Landschaftsdirection. Nur ungern gewährte der Minister für Schlesien, Graf Hoym, die von M. erbetene Entlassung als Assessor bei jener Kammer. In dieser hatte er sich durch seine Arbeiten so ausgezeichnet, daß er am 12. Novbr. 1804 zum Kriegs- und Domänenrath bei derselben ernannt wurde. In den 1806 für Preußen kommenden Zeiten der Prüfung hielt M. muthvoll an der Sache des wankenden Staates fest, ohne die Schwächen desselben zu verkennen oder zu bemänteln. Und so gehörte er auch zu Denen, welche 1809, als noch die Feinde im Lande standen, nach Königsberg berufen wurden, um die Umbildung des Staates vorzubereiten. Dabei war ihm zugedacht, für Schlesien das Nöthige zu thun. Vom Minister v. Altenstein zum Regierungs-Vicepräsidenten ernannt, kehrte er nach Breslau zurück und hatte seitdem wesentlichen Antheil an Allem, was 1808 und 1809 bis 1813 in der Umgestaltung der Staatsverwaltung sowie der bürgerlichen Verhältnisse geschah. Die hierbei entstehenden Schwierigkeiten waren jedoch so groß, daß er Vielen, welche den Staatsdienst verließen, zu folgen wünschte. Am 4. März 1810 bat er um Entlassung, „weil er sich von der Trüglichkeit der Hoffnungen und von der Unmöglichkeit, des Königs Erwartungen entsprechen zu können, vollkommen überzeugt“ habe. Dieses Gesuch wurde jedoch abgelehnt, weil die Minister seinen „patriotischen Gesinnungen vertrauten, daß er sich nicht in einem so schwierigen Zeitpunkte zurückziehen, sondern mit Ausdauer und Ergebung das begonnene Werk der Einführung der neuen Einrichtungen der Vollendung näher zu bringen bemüht sein werde.“ Auch sein Gesuch vom Februar 1813, in die Reihen der schlesischen Landwehr treten zu dürfen, wurde abgelehnt; dagegen erfolgte am 13. März 1813 seine Ernennung zum Chefpräsidenten der Regierung in Breslau. Da er die Provinz und ihre Hülfsmittel kannte, so nahm er es auf sich, für Ernährung und Erhaltung der großen Heerhaufen zu sorgen, welche um jene Zeit in Schlesien standen oder es durchzogen. Diese Aufgabe ist von ihm als Civilgouverneur Schlesiens glänzend ausgeführt. Am 30. Mai 1814 durch das

eiserne Kreuz am weißen Bande ausgezeichnet, wurde er am 28. Febr. 1816 zum Oberpräsidenten von Schlesien ernannt. Als solcher bewährte er in stürmischen Zeiten eine große Thatkraft, erhielt jedoch auf seinen Wunsch, weil ihm im März 1820 die Oberaufsicht über die Gymnasien und Seminare entzogen war, die Entlassung. Er zog sich in das Privatleben zurück, kaufte das Gut Ober-Thomaswaldau bei Bunzlau und lebte hier dem Studium der Geschichte und der Philosophie. Nach dem Tode des Oberpräsidenten, Ministers a. D. von Bülow, wurde M. jedoch auf den Wunsch der Provinz, am 13. Septbr. 1825 abermals zum Oberpräsidenten von Schlesien ernannt. Unter dieser seiner zweiten Verwaltung erfuhr das landschaftliche Creditsystem große Verbesserungen und entstanden die Irrenheil- und Bewahranstalten, die Unterrichtsanstalt für Blinde und Taubstumme, die Provinzial-Feuerversicherungssocietät und andere gemeinnützige Anstalten der Provinz. Auf Wunsch der Provinzialstände erkannte der König Merckel's Verdienste am 10. April 1828 durch Verleihung des Adels an, worauf am 11. Septbr. seine Ernennung zum Wirklichen Geheimrath mit dem Prädicate Excellenz erfolgte. Segensreich für Schlesien wirkte er noch 17 Jahre und bewährte allezeit Energie und Unabhängigkeit des Charakters, auch im Anfange der 1840er Jahre gegen beengende Maßregeln der Staatsregierung. Hierdurch aber bei dieser mißliebig geworden, erhielt er am 16. Mai 1845 den erbetenen Abschied. Damit fiel auch seine Stellung als Mitglied des Bundesschiedsgerichts fort, welche er seit dem 23. Decbr. 1843 bekleidete. Die Stadt Breslau verlieh ihm bei seinem Rücktritte das Ehrenbürgerrecht, die Kaufmannschaft überreichte ihm eine Dankadresse. Russischerseits war ihm früher der Annen- und der weiße Adlerorden verliehen. M. war vermählt mit Caroline Beata Willers.

Schles. Provinzial-Bl. v. April 1847; N. Nekrol. d. Deutschen 1846, Th. I, Nr. 59; Weitere Beitr. z. d. Papieren des Min. Th. v. Schön (Berl. 1881) S. 124. Wippermann.

Merckel: Martin M., geb. im J. 1640 zu Schmalkalden, studirte erst Theologie und dann Medicin und lebte als Arzt in seiner Vaterstadt, wo er auch am 4. Januar 1705 starb. Im Schmalkaldischen Gesangbuch von 1717 sind drei Lieder von ihm, unter welchen das Lied: „Hinweg aus meinen Sinnen" das bekannteste ist.

Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 173. Rotermund zum Jöcher IV Sp. 1494 f. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., V S. 505 f. Anm. l. u.

Mercklin: Georg Abraham M., Arzt, 1644 in Weißenburg geboren, wo sein Vater als geschätzter praktischer Arzt lebte, hatte in Altdorf Medicin studirt; nach Erlangung der Doctorwürde habilitirte er sich als Arzt in Nürnberg, wohin sein Vater übergesiedelt war, und hier ist er am 19. April 1702 gestorben. — Als Schriftsteller ist M. vorzugsweise durch seine Bearbeitung der medicinischen Bibliographie von v. d. Linden bekannt, welche er unter dem Titel „Lindenius renovatus, sive Joh. Antonidae van der Linden de scriptis medicis libri duo", 1686 veröffentlicht und in welcher er nicht nur zahlreiche Nachträge zu dem Original gegeben, sondern dasselbe auch durch Aufnahme der vom Jahre 1662 bis 1686 erschienenen medicinischen Schriften ergänzt und durch werthvolle biographische Notizen bereichert hat. — Außerdem hat er, nächst einer Reihe, praktische Gegenstände der Heilkunde behandelnder Artikel in den Acten der Leopoldinischen Akademie, deren Mitglied er war, eine Geschichte der Bluttransfusion („Tractatio de ortu et occasu transfusionis sanguinis", 1679, 1715) veröffentlicht, in welcher er auf die Gefahren, welche mit dieser Operation verbunden sind, hinweist und ihren therapeutischen Nutzen in Frage stellt, ferner eine durch

eigene Beobachtungen bereicherte Ausgabe der Schrift von Pandolphinus über die (früher) unter dem Namen „Spina ventosa“ zusammengefaßten zerstörenden Krankheitsprocesse der Röhrenknochen („Josephi Pandolphini a Monti Martiano tractatus de ventositatis spinae saevissimo morbo“, 1674) besorgt, endlich auch eine Sammlung von Beobachtungen aus dem Gebiete der magischen Medicin („Sylloge casuum medicorum incantationi vulgo adscribi solitorum, maximeque prae caeteris memorabilium“, 1698. 1715) veranstaltet, zu der er einen eigenen Beitrag geliefert und damit den Beweis gegeben hat, wie tief er selbst, trotzdem er die Abenteuerlichkeiten und Irrthümer auf diesem Gebiete einsichtsvoll bekämpfte und das Wunderbare auf natürliche Vorgänge zurückzuführen bemüht war, in dem Aberglauben seiner Zeit befangen gewesen ist.

A. Hirsch.

Merklin: Ludwig M., geb. am 11. Juli 1816 zu Riga, studirte 1835 bis 1839 in Dorpat Philologie (erhielt 1836 die goldene Medaille für eine Preisschrift über die Gracchischen Unruhen), habilitirte sich Ende 1840 als Privatdocent an der Dorpater Universität (Habilitationsschrift „De Junio Gracchano part. I“), wurde 1841 zum Magister promovirt („De Junio Gracchano part. II“) und 1844 Doctor der Philosophie (Inauguraldissertation „De Cornelia, Gracchorum matre“). In den ersten Jahren seiner Docententhätigkeit bekleidete M. zugleich successive die Stellung eines „wissenschaftlichen Lehrers“ am Dorpater Gymnasium und eines Bibliothekargehilfen an der Universitätsbibliothek. Von tiefgehender Bedeutung für Merklin's Entwickelungsgang ward das Jahr 1846, in welchem sein lange gehegter Wunsch, Italien kennen zu lernen, endlich in Erfüllung ging. Er durchwanderte dieses Land bis Paestum, studirte mit nie rastendem Eifer seine Bibliotheken und Museen und erwarb auf dieser Reise jene Vertrautheit mit den beiden Seiten der Alterthumswissenschaft, der kritisch-philologischen und der realen, welche ihn auszeichnete. Trotzdem hatte sich M. noch mehrere Jahre bei seiner Docentur zu gedulden, ward dann aber 1851 einstimmig auf den erledigten Lehrstuhl der altclassischen Philologie, Aesthetik und Kunstgeschichte berufen und ein Jahr darauf zum Ordinarius befördert. Den praktischen Aufgaben dieser Stellung widmete er sich mit der größten Gewissenhaftigkeit, ohne daß dadurch seine wissenschaftlich-productive Thätigkeit eine Einschränkung erfahren hätte. Im J. 1860 entsandte ihn die Dorpater Universität mit halbjährlichem Urlaub zu wissenschaftlichen Zwecken ins Ausland. Dieselben waren auf das Studium der Museen Deutschlands, Frankreichs und Englands, sowie auf Handschriftencollationen für Nonius und Augustinus gerichtet. Ein dauerndes Denkmal dieser Reise besitzt die baltische Universität in ihrem Museum von Gipsabgüssen, zu welchem M. durch umfassende Käufe damals den Grundstock legte. Mitten in rüstiger Arbeit befiel ihn Ende 1862 ein krebsartiges Leiden, welches so rasche Fortschritte machte, daß er bereits nach einigen Monaten um seinen Abschied nachsuchen mußte. „Die Universität sah ihn aus ihrem Kreise ausscheiden ungebeugten Geistes in schwergepeinigtem Leibe. Noch Monat um Monat darauf, während er äußerlich zerfiel, hielt der innere Bau seiner Seele unerschüttert zusammen, als wäre ein Theil des Geistes jener alten Zeit auf ihn übergegangen, deren Verständniß und Bewunderung er ein volles Menschenalter gewidmet hatte“ (C. Schirren). Der Tod erfolgte am 15. September 1863. — Merklin's zahlreiche, meist nicht umfangreiche Abhandlungen haben ihrer Zeit zwar seitens der nächstbetheiligten Mitforscher gebührende Anerkennung gefunden, aber sie sind zu sehr zerstreut, theils auch an schwer zugänglicher Stelle veröffentlicht. So ist es gekommen, daß die jüngere Generation das Andenken des Mannes nicht in dem Grade, wie er es verdient, festgehalten hat. Begnügt sich doch Bursian in seiner kürzlich erschienenen „Geschichte der Philologie in Deutschland“

S. 1215 Mercklin's Verdienste um die Erforschung des römischen Sacralrechts zu berühren und läßt damit eine Hauptseite seiner Leistungen, die für die römische Litteraturgeschichte, ganz außer Acht. Hier bietet sich eine stattliche Reihe von Titeln dar. Zu den bereits oben erwähnten Dissertationen, welche M. den umständlichen Weg in den Dorpater akademischen Lehrkörper bahnten, kommen: ein Gymnasialprogramm „De Fenestella", Dorpat 1844, eine „Abhandlung über die isagogischen Schriften der Römer" (Philol. 1849), die Herausgabe des „Anonymus Magliabecchianus" im Festprogramm der Dorpater Universität von 1852 und anderes mehr, vor Allem aber seine trefflichen Arbeiten über Varro, die theils in einer Reihe von Indices schol. Dorp., theils im Philologus und rheinischen Museum veröffentlicht sind. Dieselben finden sich von M. selbst aufgezählt und besprochen in seinem umfangreichen, „die varronische Litteratur von 1826—58" behandelnden Jahresbericht im Philologus von 1858. Hinzuzufügen ist die später erschienene Abhandlung „De Varrone coronarum Romanarum interprete" im Dorpater Ind. schol. von 1861 (vgl. Riese im Philol. XXVII p. 286). Auf dem Boden varronischer Forschung besonders ist es zu bedauern, daß ein so früher Tod dem besonnenen und glücklichen Forscher sein Halt zugerufen hat. Noch seine letzte Reise des Jahres 1860 hatte ihm durch die auf Nonius und Augustin gerichteten, in letzter Linie aber Varro geltenden textkritischen Studien neues Material geliefert, doch ward ihm eine Verwerthung desselben nicht mehr möglich. Das Andenken des Mitforschers hat F. Ritschl durch Wiederabdruck zweier varronischer Abhandlungen Mercklin's in der Sammlung seiner Opuscula geehrt (Band III: „De Varronis hebdomadibus" und „Sendschreiben an Ritschl"). Durch seine auf die Restitution des Varro gerichtete Thätigkeit ward M. naturgemäß auf Gellius geführt; eine umfangreiche und gründliche Abhandlung im 3. Supplementband der Jahn'schen Jahrbücher: „Die Citirmethode des Gellius in den Noctes Atticae" (1860) und ein Dorpater Programm von 1861, „Noct. Atticar. capita quaedam ad fontes revocata" geben von seinen bezüglichen Studien Kunde. In das Gebiet der römischen Geschichte gehören mehrere Programme („De Osculana pugna", 1854; „De curiator. comit. principio", 1856 u. A.), mit besonderem Interesse aber widmete sich M. dem Studium des römischen Sacralrechts. Hierher gehört die umfangreichste seiner Schriften: „Die Cooptation der Römer", Mitau und Leipzig 1848 (recensirt von Rein in Jahn's J. B. Bd. LVIII, S. 339—49, und in der Zeitschrift für A. W. 1849 Nr. 9—12), sowie eine leider ohne die angekündigte Fortsetzung gebliebene Abhandlung „Ueber die Anordnung und Eintheilung des römischen Priesterthums" im Bull. der Petersburger Akademie 1852 S. 305—72. — Wenn die bisher aufgeführten Schriften uns den Forscher auf römischem Boden, der eigentlichen Sphäre Mercklin's, zeigen, so blieb ihm das Interesse für das hellenische Alterthum doch keineswegs fremd. Hier war es besonders die Archäologie, welche M. schon als akademischer Lehrer zu vertreten hatte, für welche er zudem mehrere Dorpater Programme und Verschiedenes in der Archäologischen Zeitung (vgl. Jahrgang 1847—62) beisteuerte. Theils archäologischen, besonders aber mythologischen Inhalts ist endlich eine größere Abhandlung: „Die Talossage und das sardonische Lachen", erschienen in den Mémoires des savants étrang., Bd. VII, Petersb. 1851 (vgl. Zarncke 1851, S. 307 f.), welche, der durch Movers' Phönicier gegebenen Anregung folgend, den Spuren des phönicischen Talos im griechischen Kultus nachgeht. — So geben Mercklin's hinterlassene Schriften von einem unermüdlichen und vielseitigen Forscherleben Kunde. M. war eine schlichte Gelehrtennatur, nicht schwungvollen Geistes, aber gründlich und durch combinatorischen Scharfblick ausgezeichnet. Ein mikroskopischer Blick zog ihn auf das Gebiet mühsamer Detailforschung, ein emsiger Bienenfleiß ließ ihn in derselben nicht

ermatten. Doch über dem Einzelnen verlor er nie den Blick für den Zusammenhang der Erscheinungen, ja es trieb ihn weitgesteckten Endzielen zuzustreben. So war seine wissenschaftliche Thätigkeit nach mehreren Seiten in großem Stile angelegt, aber ein früher Tod hat ihn gehindert den begonnenen Bauten die Schlußsteine aufzusetzen. Ed. Thraemer.

Mercy: Claudius Florimund Graf M. (Merci) de Billets, kaiserlicher Generalfeldmarschall und Generalcommandant des Temeser Banates, geb. 1666 im Lothringischen, geblieben am 29. Juni 1734 nächst Crocetta in der Schlacht bei Parma, entsproß einem bis in das 15. Jahrhundert zurückreichenden lothringischen Adelsgeschlechte und verehrte als unmittelbare Vorfahren die gleichfalls im Angesichte des Feindes vorzeitig vom Tode ereilten Helden und Heerführer, so seinen Großoheim, den kurfürstlich baierischen General-Feldwachtmeister Kaspar Freiherrn v. M., gefallen 1644 bei Freiburg i. Br., seinen Großvater, den kaiserlichen und kurfürstlich baierischen Generalfeldmarschall Franz Freiherrn v. M., getödtet 1645 bei Allerheim, dann seinen Vater, den kaiserlichen Feldmarschalllieutenant Peter Grafen M., geblieben 1686 vor Ofen. Gleich diesen sowie noch vielen anderen Mitgliedern des Hauses M. wählte nun auch Claudius M. die Kriegerlaufbahn als Lebensbestimmung und wußte den auf diesem Wege durch vielfache, bedeutende Verdienste begründeten vorzüglichen Ruf der Mercy's nicht nur als Reiterführer und Feldherr fortzupflanzen, sondern denselben auch als Staatsmann durch seine segensreiche, organisatorische und administrative Thätigkeit im Temeser Banate bestens zu erweitern. Die von ihm erreichten Erfolge dankte er aber vor Allem seinen durch mathematische und kriegswissenschaftliche Studien geläuterten geistigen Fähigkeiten, seinen humanen Gesinnungen sowie seiner Charakterfestigkeit, Entschlossenheit und Tapferkeit. Wie mehrfach angenommen wird, trat M. 1682 als Volontär in kaiserliche Kriegsdienste; 1683 erwarb er sich vor Wien den Lieutenantsgrad im Kürassierregimente Lothringen; 1684—1690 kämpfte er in Ungarn, avancirte seiner Kühnheit wegen zum Rittmeister, hatte aber das Unglück, gelegentlich eines Sturzes mit dem ihm unter dem Leibe getödteten Pferde einen zeitlebens fühlbaren Schaden an einem Auge sich zuzuziehen; 1691—1696 wurde er in Italien wiederholt als Parteigänger verwendet, worauf ihn Prinz Eugen, welcher seine Brauchbarkeit erkannte, 1697 nach Ungarn berief, wo er am 11. September mit solch' ruhmvoller Unerschrockenheit bei Zenta wirkte, daß er in kurzen Zwischenräumen hierauf zum Major und Oberstlieutenant befördert wurde. Bei Beginn des spanischen Erbfolgekrieges kam M. wieder nach Italien; schon 1701 erscheint er neuerlich unter jenen, welche sich bei allen Anläßen um die Führung von Streifcommanden bewarben, denn diese boten seinem lebhaften Unternehmungssinne, sowie seinem alles wagenden, mitunter allzu tollkühnen Muthe die erwünschte Möglichkeit zu erfolgreichen Leistungen. Bei solch einer Gelegenheit, als er nämlich am 16. August über Pontoglio gegen den Feind vorgeschickt wurde, warf sich M. mit seinen Reitern ohne Bedenken einer namhaft stärkeren Abtheilung entgegen, schlug selbe, machte Gefangene und erbeutete Pferde; mit nicht minderem Glücke hielt er sich am 4. October bei Pizzighettone im Streifcommando des Oberstlieutenants Guethem besonders dann, als er bei Passirung eines Hohlweges im Rücken angegriffen wurde und doch entkam, ja selbst noch auf dem Rückzuge vier feindliche Couriere mit Briefschaften aufzugreifen und nebst einer Heerde Schlachtvieh ins Lager zu bringen wußte; dagegen hatte er am 9. December im Kampfe bei Fossa Mantovana, gegen Borgoforte vorrückend, und nachdem seine Truppe bei 10 Offiziere und 70 Mann niedergesäbelt hatte, das Mißgeschick, durch zur Unterstützung vorgedrungene Grenadiere zum Weichen gebracht zu werden, mit dem Pferde zu stürzen und in Gefangenschaft zu gerathen. Aus dieser muß M. jedoch bald befreit worden sein, denn bei der Ueberrum=

pelung von Cremona vom 31. Januar zum 1. Februar 1702 befand er sich wieder unter den Ausgezeichneten. Beherzten Sinnes wie immer, erschien er nämlich vollkommen überraschend bei dem Pothore, nahm noch vor dem Herankommen der nachmarschirenden Infanterie 8 Geschütze, deckte im Verlaufe des Kampfes die retirirenden Fußtruppen, eroberte nochmals die Batterie San Pietro, fiel aber endlich im dichten Handgemenge schwer verwundet in des Feindes Hände. Für diese hervorragend tapfere und ausdauernde That wurde M. der besonderen Gnade des Kaisers empfohlen und erhielt er nunmehr nach stattgehabter Auswechslung in der Charge eines Obersten und Inhabers das Commando eines neu aufgestellten (1801 als Anspach-Kürassiere aufgelösten) Kürassierregiments. Mit diesem focht M. noch 1702 am Rheine, allerorts seinen jungen Reitern mit heldenmüthigem Beispiele vorangehend und dieselben für seine Führung derart begeisternd, daß er am 14. October in der Schlacht bei Friedlingen mit ihnen das erste feindliche Cavallerietreffen zu durchbrechen vermochte. Leider wurde M. hierbei neuerlich ein Pferd unter dem Leibe erschossen und er an der weiteren Leitung des in ein Handgemenge übergegangenen Kampfes behindert. In dem nun folgenden Feldzuge 1703 bekam M. den Auftrag, der aus den Stollenhofener Linien sich zurückziehenden feindlichen Armee beobachtend nachzurücken; später durchstreifte er unausgesetzt behufs Beunruhigung und Schädigung des Gegners die Gegend aufwärts des Lechs bis Schongau, dann jene zwischen dem Ammer- und Würm-See und dienten seine während diesen Verwendungen gemachten Berichte dem Oberbefehlshaber Markgrafen von Baden größtentheils als sehr verläßliche Aufschlüsse über die Bewegungen und Absichten des Gegners. So geehrt Mercy's Name schon damals im Heere gewesen, so gefürchtet war er dagegen beim Gegner; dies auch der Grund, daß M. im Monate Februar 1704 mit der Durchführung einer Repressalienunternehmung in Baiern betraut wurde. Er rückte zu diesem Zwecke mit 600 Mann gegen Pfalzburg, überfiel eine in dessen Nähe gelegene Schanze, ließ deren Besatzung niedermachen, worauf er bis nahe an München streifte und von der Bedrohung desselben erst abließ, als sein Rückzug allseits gefährdet erschien. Nachdem sich M. bald nachher noch durch eine Reihe von Cotoyirungen, Umgehungen, Ueberfällen 2c. verdienstvoll gemacht, avancirte er zum General-Feldwachtmeister, als welcher er der Schlacht bei Donauwörth (Schellenberg) am 2. Juli beiwohnte, im August Ingolstadt am rechten Donauufer cernirte und gelegentlich des Rheinüberganges im September die Franzosen über die Lauter zurückwarf und Weißenburg besetzte. Auch 1705 stand M. wieder im Felde, überall dort zur Mithilfe berufen, wo eines pflichtgetreuen, hingebungsvollen und selbständigen Führers bedurft wurde. Seine Verfolgung des Ende August aus Pfaffenhofen weichenden Gegners bis zu den Waldungen bei Hagenau war von dem besten Erfolge begleitet; unmöglich blieb es ihm aber, die Rückzugslinie der aus Hagenau retirirenden Franzosen abzuschneiden und gelang ihm nur die Einbringung von Nachzüglern. Nun wurde M. anfangs 1706 im Vertrauen auf seine Gewandtheit und Energie die Mission zu Theil, persönlich zu Wien die mißliche Lage des Heeres zu schildern und über die Versäumnisse der verschiedenen Contingente Klage zu führen. Unmittelbar nach Vollzug dieses Auftrages kehrte M. eilends zur Armee zurück und nahm wesentlichen Antheil an der Verproviantirung von Landau, sowie an der Beschützung der dorthin geleiteten Zufuhren und stand überhaupt unausgesetzt dem Gegner zur Seite, ohne jedoch den in der Zeit vom 27.—29. Juni nach Lauterburg sich zurückziehenden Franzosen einen namhaften Schaden bereiten zu können. Ein rühmenswerther Tag im Leben Mercy's war hingegen der 24. September 1707, an welchem er bei Offenburg das 4000 Mann starke fliegende Corps des Marquis de Vivans im Lager überfiel, demselben keine Zeit zur Formirung ließ und dasselbe unter Beibringung großer Verluste nach Kehl jagte. Nachdem M. auch sonst noch

thatkräftig zur Deckung der Gegend bei Lindau beigetragen und zum Feldmarschalllieutenant befördert worden war, rückte er im J. 1708 mit 6000 Mann an den Rhein, den Uebergang des Heeres über diesen Fluß vorzubereiten und zu fördern. Von der Vollführung dieses Manövers wurde er jedoch gleich anfänglich abgehalten, da der unvorhergesehene Wechsel in den Stellungen der Franzosen seine Absendung in den Schwarzwald nothwendig machte, wo übrigens sein Feuereifer bei der Sicherung der Pässe und Straßen nicht die erwünschte Thätigkeit fand. Um so lebhafter drängte es daher M. im Feldzuge des Jahres 1709 sich mit dem Gegner zu messen; nachdem er 6 Regimenter nach Mantua gebracht, marschirte er mit seinem Corps den erhaltenen Weisungen gemäß, welche auf eine Vereinigung der Rheinarmee mit einem Theile der italienischen Armee in der Franche-Comté abzielten, durch das Basler Gebiet in die Höhe von Neuenburg, wo er eine Brücke über den Rhein schlug und sich verschanzte. Statt nun in dieser festen Stellung den auf der Straße von Breisach ihm entgegenrückenden General Grafen de Bourg abzuwarten, griff er denselben in übereiltem Thatendurste im Lager bei Rummersheim am 26. August an und mußte, selbst verwundet, mit bedeutendem Verluste an Truppen und Geschützen das Feld räumen und nach Rheinfelden zurückgehen, in welcher Position er jedoch mit rastlosem Eifer für die Bewachung des südlichen Theiles des Schwarzwaldes und der Waldstädte sorgte. Den Unfall, den er erlitten, konnte er aber auch in den nächsten, für ihn ohne besondere Verwendung gebliebenen Feldzügen nicht mehr gut machen; erst das Jahr 1716 ließ wieder seine Feldherrngabe und seine Kriegertugenden zur vollen Geltung kommen. In dem Feldzuge dieses Jahres trug nämlich der inzwischen zum General der Cavallerie beförderte M. mit anerkennenswerther Entschiedenheit am 5. August zum Siege bei Peterwardein bei; hierauf unterstützte er durch thätiges Verhalten am rechten Ufer der Bega die vom 1. September bis zum 14. October dauernde Belagerung und Einnahme von Temesvár; besetzte am 16. November die aus Ursache seines energischen Vorgehens zur Capitulation veranlaßten befestigten Orte Uj-Palanka und Pancsova und bedrohte endlich Orsova, ohne jedoch bei gänzlichem Mangel an schwerem Geschütz und bei seiner nicht gesicherten Verbindung mit Karansebes etwas Ernstes unternehmen zu können. Die nun folgende Waffenruhe benutzte aber M. als Generalcommandant des eroberten Temeser Banats vorsorgend zu Vorbereitungen für den nächsten Feldzug, wobei er ganz besonders die Schiffbarmachung der Dunaviza betrieb, um auf diesem Flusse die Tschaiken-Flottille leichter gegen Belgrad dirigiren zu können. Und als es 1717 zur Eröffnung der Feindseligkeiten kam, da führte M. vorerst die Avantgarde des Heeres hinter Pancsova über die Donau, vertrieb dann den Gegner aus der von der Dunaviza und der Donau gebildeten Insel nächst Belgrad und zwang denselben, nachdem er ihn in einer großen Zahl von Gefechten beunruhigt und geschädigt hatte, am Entscheidungstage des 16. August durch einen kühnen und kräftigen Vorstoß an der Spitze der Cavallerie des zweiten Treffens zu dem folgenschweren Rückzuge in die Laufgräben. Mit der 1718 vorgenommenen Scheinbewegung Mercy's gegen Uj-Palanka und Orsova endete seine Verwendung im Kriege gegen die Türken. Unmittelbar nach geschlossenem Frieden bei Passarowitz begann seine mit staunenswerther Thatkraft und genialer Organisations- und Administrationsgabe unternommene Neugestaltung und Cultivirung des nach 164jähriger türkischer Bedrückung vollkommen zu Grunde gerichteten Banates. Den bestehenden Verhältnissen entsprechend galt ihm vor Allem die Sicherung des Landes gegen etwaige Einbrüche der Türken als dringend nothwendig; zu diesem Zwecke verfügte er unter Zustimmung des Prinzen Eugen eine für alle Fälle vorgedachte Quartier- und Postenvertheilung der Truppen, sowie die Anlage von mehrfachen Befestigungen, Blockhäusern &c.; fast zu gleicher Zeit veranlaßte er weiter die all-

gemein ersehnte Umwandlung der Moscheen in christliche Gotteshäuser. Doch auch dieses Mal mußte M. seine kaum begonnene Reformarbeit wieder unterbrechen, denn der Kaiser bedurfte des erprobten Feldherrn auf dem Schlachtfelde. Eiligst folgte M. dem Rufe zum Kampfe gegen die Spanier in Sicilien, in welchem er, wenn auch nicht durchwegs genügend rasch vorgehend, dennoch bei allen in Angriff genommenen Unternehmungen tiefgreifende Einsicht, scharfes Urtheil, zähe Ausdauer und zweckmäßige Truppenführung bekundete. Den 20. April 1719 kam er zu Neapel an, wo das Expeditionscorps gesammelt wurde; gleich dort wies er die Zumuthung zurück zu Siracus zu landen, denn dies hätte ihn zur Ueberschreitung eines schwer gangbaren Gebirgstheiles genöthigt; gut gewählt erwies sich das Betreten Siciliens bei Patti am 27. Mai. Hierdurch gelang ihm der rechtzeitige Entsatz der Vertheidiger von Melazzo, worauf er die Schlacht bei Francavilla am 20. Juni schlug, in welcher er drei Pferde unter dem Leibe verlor und am Kopfe so bedeutend verwundet wurde, daß er wenige Tage später für einige Zeit die Sehkraft einbüßte. Kaum halbwegs genesen, belagerte er vom 19. Juli an Messina bis zum Falle der Citadelle am 20. October; dann anfangs des Jahres 1720 Palermo bis zum Friedensschlusse, nach welchem er die Huldigung der Sicilianer für den Kaiser entgegennahm und über Wien nach Temesvar zurückkehrte. Zum dritten Male weihte er nun sein Denken und Fühlen wie auch seine vor keiner Schwierigkeit weichende Schaffenskraft dem Gedeihen und Wohle des in jeder Hinsicht gänzlich verarmten Banater Landstriches, welchen er in der verhältnißmäßig kurzen Zeit von 1722—1733 neu aufleben machte. Und da er es ferner verstand, ebenbürtig den denkwürdigsten Organisatoren, nicht blos für den Augenblick, sondern für die Zukunft zu sorgen und zu helfen, so gedenkt auch die Geschichte des Temeser Banats bis zum heutigen Tage immer wieder mit der wärmsten Dankbarkeit Mercy's als Retters aus der Türkennoth und Begründers der seit jener Zeit stets wachsenden Wohlfahrt des Landes. In wenigen Hauptzügen dargestellt, umfaßten die von M. selbst angegebenen und großentheils von ihm persönlich überwachten reformatorischen Arbeiten nebst dem Aufbaue einer dem Staats-, Wirthschafts- und Rechtswesen gerecht gewordenen Cameralverwaltung, weiter die Berufung von Colonisten aus Deutschland, Italien und Spanien, die Errichtung von Ortschaften in den verödeten Gebieten, die Anlage von Haupt- und Verbindungsstraßen, die Zuleitung trinkbaren Wassers nach Temesvár, sowie die Anlage des Begakanals behufs Verwerthung der riesigen, unbenutzten Waldungen an Siebenbürgens Grenze. Andererseits erstreckten sich dieselben auf die, nach vorhergegangener Untersuchung und Erprobung des Bodens, gleich in den ersten Jahren vorgenommenen Nutzpflanzungen von Waid, Färberöthe, Kohlrüben, Maulbeeren, Weinstöcken, Obstbäumen &c., sämmtlich im Hinblicke auf die ins Leben zu rufenden Industrie- und Handelszweige der Färberei, des Oelbetriebes, der Seidenproduction, des Wein- und Obsthandels &c. Speciell zu dem Baue von Fabriken für letztere Zwecke bestimmte M. einen eigenen Platz nächst Temesvár, woraus die für immer an seine vorausdenkende Wirksamkeit erinnernde Vorstadt Temesvár's „Fabrik“ entstand; endlich suchte M. durch öffentliche und Privatbauten die Stadt zu verschönern und durch deren Neubefestigung sowie durch jene von Alt- und Neu-Orsova, Mehadia, Uj-Palanka, Kubin und Pancsova die Sicherheit des Landes zu kräftigen. Gewiß eine achtenswerthe Reihe rühmlicher Schöpfungen, auf deren Vermehrung und Fortentwickelung der inzwischen zum Generalfeldmarschall erhobene M. im J. 1734 für immer verzichten mußte. Anfangs dieses Jahres übernahm er das Commando eines Observationscorps in Oberitalien, dem er, wenngleich bereits im 67. Lebensjahre stehend, gichtleidend, auf einem Auge erblindet, auf dem anderen nur schwach sehend und wiederholt kränkelnd, dennoch geistesstark, thatkräftig und entsagungs-

voll vorstand. Noch am Schlachttage von Parma, am 29. Juni 1734, sahen ihn seine ihm treu ergebenen Truppen allerorts persönlich eingreifen, und als er etwa gegen Mittag von zwei Kugeln getroffen todt vom Pferde stürzte, da ehrten die im ersten Augenblicke erschütterten Grenadiere ihren gefallenen Oberfeldherrn, indem sie den Gegner bis hinter den Weiler Crocetta zurücktrieben. M. hinterließ keine Kinder; sein Adoptivsohn Oberst Graf Argenteau nannte sich von nun an Mercy-Argenteau.

(Gräffer,) Kurze Gesch. d. k. k. Regimenter (2. Aufl.), 2. Bd., Wien 1801. (Adam,) Erinnerungsblätter f. d. Sammlungen von Bildnissen berühmter österr. Feldh. in d. Wiener-Neustädter Akademie. (Als Manuscript gedr. vor 1805.) (Kepner,) Thaten und Charakterzüge berühmter österr. Feldherren, 1. Bd., Wien 1808. Krieg der Oesterreicher in Sicilien in den J. 1718, 1719 und 1720 in Schels' Oesterr. milit. Ztschrft., 1. Bd., Wien 1811—1812. Reilly, Biographien d. berühmtesten Feldherren Oesterr. Wien 1813. Feldzug d. Oesterreicher in Oberitalien in Schels' Oesterr. milit. Ztschrft., 2.—4. Bd., Wien 1824. Oesterreichische National-Encyklopädie, 3. Bd., Wien 1835. Kausler, Das Leben d. Prz. Eugen v. Savoyen, 2. Bd., Freiburg i. Br. 1839. Der Feldzug 1706 am Oberrhein in Schels' Oesterr. milit. Ztschrft., 4. Bd., Wien 1849. Böhm, Geschichte des Temeser Banats, 1. Bd., Leipzig 1861. Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr., 17. Bd., Wien 1867. Feldzüge d. Prinzen Eugen v. Savoyen, 3. Bd., Wien 1876. Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch. Wien u. Teschen 1877. Schzl.

Mercy (Merci): Franz Freiherr v. M., Herr v. Mandre und Collenberg, römisch kaiserlicher und kurfürstlich baierischer Kämmerer, Kriegsrath, Generalfeldmarschall, bestellter Obrister und Statthalter von Ingolstadt, entstammte dem lothringischen Adelsgeschlechte der Mercy's, wurde angeblich zu Longwy, unbekannt wann, geboren und fiel am 3. August 1645 in der Schlacht bei Allerheim (nächst Nördlingen). Seine Beisetzung erfolgte am 4. September desselben Jahres in der Michaelskapelle der Moritzkirche zu Ingolstadt, wo die Inschrift des ihm gewidmeten Grabdenkmals besagt, daß er im Alter von 48 Jahren gestorben. Hiernach wäre er etwa im J. 1598 zur Welt gekommen, was jedoch nicht in Einklang zu bringen ist mit jenem Schreiben Mercy's an den Kaiser vom 18. Januar 1639, welches Heilmann in der Kriegsgeschichte von Baiern, 2. Bd., 2. Abth., S. 111 auszugsweise wiedergibt, und worin sich M. auf seine „der Römischen Kaiserlichen Majestät meinem allergnädigsten Herrn solange Jahre von 1606 treu geleisteten Kriegsdienste" beruft. Gänzlich unbekannt ist ferner, wer Mercy's Eltern gewesen, welche Erziehung er genossen und in welcher Art er von 1606—1630 dem Kriegsdienste oblag; mannichfache Aufklärungen hat dagegen, den Hauptumrissen nach, seine Wirksamkeit während der Jahre 1631—1645 gefunden. Sie zeigt vor allen M., inmitten der entfesselten Leidenschaften des 30jährigen Krieges, als mannhaften, unerschütterlich ergebenen Verfechter der Rechte und Interessen Oesterreichs und Baierns und dann als Feldherrn, welcher Eigenschaften bewährte, die ihn den bedeutendsten Heerführern gleichzustellen vermögen. Es waren dies die Gaben, klug zu manövriren, jedem Ueberfalle vorzubeugen, des Gegners Absichten rechtzeitig zu erkennen, denselben bald mit Kühnheit, bald mit List zu benachtheiligen und bei allem die jeweiligen Terrainverhältnisse zu seinem Vortheile auszunützen. Und so stand denn der überdies persönlich tapfere, thätige, rasch handelnde M., jederzeit Vertrauen einflößend, an der Spitze seiner Streiter und verstand es auch dem Feinde Achtung abzugewinnen. Selbst Ludwig von Bourbon, Herzog von Enghien, nachmals Prinz Condé, sein begabtester Gegner, hat Mercy's Kriegertugenden und Feldherrnbefähigung anerkannt und dies dadurch unverholen be-

kundet, daß er dort, wo M. gefallen, einen Denkstein setzen ließ mit der Inschrift: „Sta viator, heroem calcas", und indem er von ihm sagte: „In den zwei Feldzügen (1644 und 1645), in denen ich gegen M. gefochten, hat dieser nicht einen Schritt gethan, der nicht das Gepräge der höchsten Befähigung an sich getragen hätte. Er hat meine Entwürfe so genau vorausgewußt, als wäre er ein Mitglied meines Kriegsrathes gewesen." Wie erwiesen kämpfte M. im J. 1631 bereits als Obristwachtmeister mit Auszeichnung bei Breitenfeld am 16. September (sämmtliche Datumangaben nach Heilmann), wo er auch verwundet wurde; im J. 1633 war er Obrist eines Fußregiments zu Constanz und gerieth noch in diesem Jahre bei einem Ausfalle aus Breisach in feindliche Gefangenschaft. In dem hierauf folgenden Feldzuge 1634 vertheidigte M. mit vieler Geschicklichkeit vom April an mehrere Monate hindurch Rheinfelden gegen die Schweden und bot erst, als seine Lage eine höchst bedrängte geworden, behufs Zeitgewinns „einen Accord", „derselbige ist aber also gespitzt gewesen, daß man ihn, wenn es auch gleich noch eine größere Festung gewesen, mit Reputation nicht eingehen können", worauf er bei eingetretenem gänzlichen Mangel an Proviant und großer Hungersnoth endlich am 29. August den Platz übergab. Nun wendete sich M. nach Constanz, wo er im Vereine mit dem Commandanten v. Lindau gleich wieder den Gegner zu schädigen suchte, und als „ein rechtschaffener Cavallier bescheinigte, daß der in Rheinfelden außgestandene Hunger ihme in nichts mürb oder weich gemacht, oder etwas von seiner Resolution oder Courage benommen". Ehrenvolle Erinnerungen knüpfen sich ferner für den zum Generalfeldwachtmeister vorgerückten M. auch an die Jahre 1635—1637, in welchen er der Belagerung von Colmar, dem Entsatze von Dôle und dem Treffen bei Gray beiwohnte. Seine hierbei bewiesene unermüdliche Ausdauer und anerkannte Verläßlichkeit veranlaßten im J. 1638 den Kurfürsten von Baiern, M. die Generalzeugmeistercharge im baierischen Dienste anzubieten; dankend bestätigte M. am 11. Juli 1638 den Erhalt dieser Ernennung, jedoch mit dem seine Gesinnungstüchtigkeit bestens charakterisirenden Vorbehalte, daß er die ihn sehr ehrende Erhebung erst nach Genehmigung des Kaisers annehmen könne, da er im Augenblicke der einzige General bei der vom Feinde bedrohten Armee des Herzogs von Lothringen sei und weil „Ich auch Zumahlen, nun langer Jahr hero, in Ir Kayl. Mayl. mich gebrauchen lassen, hat mir nit gebürren wollen, ohne vorhergehendes allergnädigistes Vorwüssen aller höchstbesagter Ir Kayl. Mayl. darvon zu quittiren". Am 27. September 1638 trat M. endlich in das baierische Heer, am 7. December desselben Jahres wurde ihm das Götz'sche Regiment verliehen, worauf er im J. 1639 anfänglich längere Zeit vor Reutlingen stand, dann behufs Entsatzes der Feste Hohentwiel gegen diesen Ort rückte und als er denselben, richtig urtheilend, fest genug und keiner Unterstützung bedürftig befunden hatte, eine Reihe gewandt geleiteter Streifungen bis über den Rhein und dann an den Main unternahm. Das ferner mit dem kaiserlichen Generalzeugmeister Geleen geplante Unternehmen, nochmals über den Rhein zu gehen und den sehr zerstreut dislocirten Feind aufzurollen, mußte dagegen aufgegeben werden, weil dortselbst nach vorgenommener Auskundschaftung „nicht mehr als Stroh auf den Dächern zu bekommen". Um so ausschlaggebender waren dafür Mercy's Leistungen im J. 1640—41, denn nachdem er 1640 mit Vorsicht und Festigkeit die Schweden unter Baner von der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Franken abgehalten hatte, zwang er im J. 1641 diesen Feldherrn, welcher den Kaiser und die Reichsstände zu Regensburg aufzuheben im Begriffe stand, zum Aufgeben dieser Absicht und verfolgte denselben über Eger nach Böhmen, wobei er am 21. März bei Neunburg (vor dem Walde) den Obristen Slange sammt mehreren Regimentern gefangen nahm. Noch im genannten Jahre betheiligte sich M. kühn und ausdauernd sowie

auch freimüthig urtheilend an dem Ersatzversuche von Wolfenbüttel, namentlich indem er am 28. Juni einem Theile der feindlichen Macht den Rückzug abschnitt und des Abends „die Gegend in augenschein“ nehmend, bei seiner Rückkehr rückhaltlos berichtete, „daß es fast unmöglich sein würde, dem Feind daselbst zuzukommen“, worauf er am 29. in dem dennoch gewagten blutigen und hartnäckigen Treffen bei Wolfenbüttel den linken Flügel des Heeres beherzt und mit günstigem Erfolge insolange befehligte, bis der allgemeine Rückzug angeordnet wurde. Das Jahr schloß für M. mit mehreren kleinen Unternehmungen, worunter die gelegentlich der kurzen Berennung Göttingens im Monate November stattgehabte Verfolgung des Obersten Rosen zur Gefangennahme mehrerer hundert Mann geführt hatte. Wohl gekannt als klug operierender und thatkräftiger Befehlshaber ward M. im J. 1642 das Commando der in Schwaben liegenden Truppen anvertraut. „Was furchtbarliches auszurichten“, „den Feind ärgerlich zu strapazirn“ war sein bestimmter Wille und hat er denselben mit Unerbittlichkeit zur Ausführung gebracht, indem er den Zeitverhältnissen entsprechend den Feind nicht nur im Kampfe, sondern auch durch Contributionen, Verwüstung der Fruchtfelder, Niederbrennen der Ortschaften ꝛc. zu schädigen suchte. Und demgemäß war sein Erfolg ein höchst bedeutender; er vertrieb den Feind aus Schwaben und dem Breisgau bis an die Waldstädte, nach Basel an den Bodensee und gegen Tübingen, wodurch er auch den Herzog Eberhard von Württemberg befriedigte, welcher ihn „freundlichst“ ersucht hatte, „Jhme die Conservation Vnserer Armen Landt und Leuth noch weiters bestens angelegen sein lassen wollen“. Die Ruhe war aber hiermit nicht hergestellt, denn anfangs des Jahres 1643 erneute der französische Marschall Guébriant seine Versuche, in Baiern einzufallen. Zu Ausgangspunkten hierfür hatte er Mergentheim, das Quellengebiet der Donau und den Landstrich am Bodensee gewählt; doch bald sah er seine Pläne von M. durchblickt, der ihn in meisterhaft angeordneten, entschlossen durchgeführten Marschmanövern, bei vorbedachter Vermeidung einer Schlacht gegen Ende Februar allerorts bis an den Rhein zurückdrängte. Ebenso richtig erkannte der am 31. Mai zum Generalfeldmarschall ernannte M. bei Wiederausbruch der Feindseligkeiten anfangs Juni, daß Guébriant nochmals den Einfall nach Baiern beschlossen; allein auch dieses Mal sollte er ihm nicht gelingen, denn M. hatte für alle Fälle die geeigneten Maßnahmen getroffen, er selbst stellte sich aber ohne Zeitversäumniß der Hauptcolonne in den Weg, hierüber berichtend: „der Feind wird aller Orten, wo er hiezu Gelegenheit gibt, gezwickt und da er seinen Weg nach Tuttlingen zu nimmt, so haben wir uns mit der Armada hieher — Sigmaringen — begeben“, worauf er Guébriant den Weg an die Jller versperrte und dessen sämmtliche Streitkräfte noch vor Schluß des Monats Juli zum Zurückweichen bis an den Rhein veranlaßte. Und als Guébriant am 31. August bei Ottenheim über den Rhein setzte, schritt auch M. bei Lauterburg auf das jenseitige Ufer. Von dort wurde er jedoch bald abberufen, zunächst mehrere Streifungen vornehmend, dann aber zum entscheidenden Schlage gegen Tuttlingen eilend, wo die inzwischen unter General Ranzau nochmals vorgebrochenen Franzosen Erholungsquartiere bezogen hatten. Nach anstrengenden Märschen, durch schwer gangbare Waldungen, während eines heftigen Schneegestöbers wurde am 24. November dieser Ort überfallen, der feindliche Geschützpark im raschen Anlaufe genommen, die Stadt von der Reiterei „so behend umringt, daß niemand herauskommen können“, und die Armee so aufgestellt, „daß denen in der Stadt ohne Hazard hinter sich her kein Entsatz zukommen, weniger aber die von außen, nämlich die Franzosen, so zu und bei Möhringen gelegen, noch Rosen, der zu Mühlheim logirt, sich der Enden miteinander conjugiren könnte“. Von letztgenannten Abtheilungen vernichtete nun des Feldmarschalls Bruder, der Generalfeldwachtmeister Kaspar v. M., drei

Fußbrigaden nahe bei Mühlheim, und nachdem auch die anderen zurückgetrieben worden, sah sich Ranzau am 25. zur Uebergabe genöthigt, hierbei dem Herzoge von Lothringen und dem Generalfeldwachtmeister M. nebst einer stattlichen Beute auch 8 Generale, 9 Oberste, 12 Stabsoffiziere, 240 Subalternoffiziere, 7000 Mann und 10 Geschütze überantwortend. Den Sieg bei Tuttlingen möglichst zu „persequirn" war das Ziel des Feldzuges 1644. Derselbe wurde baierischerseits mit der Belagerung von Ueberlingen am Bodensee eröffnet, wohin M. im Monate April abmarschirte und, nachdem er den Ort berannt, behufs Schonung seiner Leute mit Sappe und Minen vorging, bis er denselben durch Ausdauer und Entschiedenheit am 11. Mai zur Uebergabe brachte. Zunächst zog nun M. gegen Hohentwiel, von wo er nach Zurücklassung einer Beobachtungsabtheilung im Juni gegen Freiburg i. Br. rückte, da dortselbst seine Anwesenheit dringender nothwendig. Hier entwickelte M. in jedweder Hinsicht Energie und hervorragendes Kriegsverständniß. Gleich am ersten Tage der Belagerung benahm er der Feste alles Wasser und leitete dann die Operationen, wenngleich von dem zum Entsatze herbeigekommenen Marschalle Turenne mehrfach behindert, mit solchem Erfolge, daß Freiburg am 27. Juli capitulirte. Höchst bedenklich gestaltete sich aber Mercy's Lage nach der Vereinigung der Armeen Condé's und Turenne's, denn trotz seiner sehr vortheilhaft gewählten und mit Umsicht befestigten Stellung auf dem Bohl bei Ebringen und im Mühlenthale bei Merzhausen nächst Freiburg mußte M. am 3. August nach hartnäckigem Kampfe dieselbe verlassen. Er besetzte nun auf dem Lorettoberge ganz nahe bei Freiburg eine gleichfalls günstig gelegene Position, welche er in einem Tage derart verschanzte, daß selbe „das Werk von Monaten zu sein schien". Dies bestätigte auch die Schlacht am 5., in welcher M., wie schon am 3. des Gegners Absichten wohl erkennend, den Kampf mit Ueberlegenheit lenkte, während seine Truppen durch den Zuruf des Stammesnamens immer wieder neu angeeifert, die ebenfalls mit „fury" streitenden Franzosen zurückschlugen! Diese dauerten denn auch nur deshalb bis zur Dämmerung aus, um den schlimmen Zustand ihrer Infanterie nicht ersehen zu lassen. Mit der Behauptung des Schlachtfeldes durch die Baiern endete der Tag; den Kampfplatz deckten 5000 Franzosen und 1500 Baiern, unter letzteren des Generalfeldmarschalls Bruder, der Generalfeldwachtmeister Kaspar v. M., welcher in dem Momente gefallen, als er einen für die Baiern sich ungünstig gestaltenden Angriff durch sein entschlossenes Verhalten zum Nachtheile der Franzosen wendete. Die Franzosen, welche 50 Schritte entfernt von den Baiern die Nacht verbracht hatten, zogen den 6. in Mercy's Stellung vom 3. August zurück, die Baiern dagegen blieben und verschanzten sich jetzt auch im Rücken, welchen M. mit Recht bedroht sah. Und als Condé in der That gegen die Rückzugslinie Mercy's vordrang, da trat ihm dieser am 10. bei St. Peter entgegen, warf ihn dreimal mit seiner Infanterie, hielt es aber endlich für rathsam, den „hohlen Graben" zu gewinnen, weil die seit acht Tagen nicht abgesattelten und nur mit Laub gefütterten Pferde seiner Reiterei, sowie seines Geschützes und Fuhrwerkes nur mehr mit Mühe vorwärts zu bringen waren. Trotz dieses Abzuges Mercy's mit dem Hauptheere blieb Freiburg selbst unbehelligt, denn Condé rückte nun gegen Philippsburg; M. erhielt aber aus München den Befehl, jede weitere Operation gegen Condé zu unterlassen, „weil an seiner Armada die Salvirung des römischen Reiches jetziger Zeit laste". Hiermit war übrigens M., welcher nach Generalfeldmarschall Wahl's Tode am 31. August die Ernennung zum Statthalter von Ingolstadt erhalten hatte, nicht gänzlich zur Unthätigkeit im Felde verhalten worden, weshalb er denn bis gegen Mitte December noch mehrfache Streifzüge unternahm, wobei verschiedene feste Plätze entsetzt und der Gegner häufig beunruhigt wurde.

Mit ähnlichen Bewegungen eröffnete M. auch den Feldzug 1645 gegen die Franzosen, doch als er von der zusammenhanglosen Postirung Turenne's bei Mergentheim (Herbsthausen) Nachricht erhielt, da ersah er die Möglichkeit zu neuen, schwerwiegenden Leistungen gekommen und säumte nicht dem Entschlusse die That folgen zu lassen. Seine Colonnen geschickt sammelnd, eilte er „in aller Stille“ gegen die genannten Orte, wo es auch am 5. Mai zur Schlacht kam. Diese hat M. nicht nur durch staunenswerthe Ausnützung des Geländes, sondern auch dadurch zu seinen Gunsten entschieden, daß er persönlich an der Spitze des Fußvolkes den Feind über den Haufen warf und dann dessen Rücken mittelst der Cavallerie in die ernsteste Gefahr brachte. Turenne, welcher an diesem Tage „seine erste und einzige Niederlage“ erlitt, verlor von 8000 Mann bei 3000, ferner 6 Geschütze, 59 Fahnen und Standarten und mußte bis an den Main retiriren, wohin ihm M. nachfolgte. Allein schon wenige Wochen später, nachdem gegnerischerseits größere Streitkräfte aufgebracht worden waren, fiel M. wieder die Aufgabe zu, das Eindringen derselben in Baiern zu verhindern. Seine Absichten gingen, wie 1643, dahin, den Feind zu ermüden, irre zu leiten, von seinen Verbindungen abzubringen, bis sich M. eine Stellung ergeben, in welcher er auf einen Sieg rechnen konnte. Bewunderswürdig an unerschöpflicher Combinationsgabe waren seine in jener Zeit entworfenen Marschbewegungen, sowie die Auffindung von unangreifbaren Stellungen, wie jene inmitten von Sümpfen und kleinen Seen gelegene bei Dürrwang, wo der Gegner am 1. August nur eine kurze Kanonade wagte. Auch der Angriff auf die Position bei Allerheim schien dem Kriegsrathe des Feindes unausführbar, denn M. hatte dort nicht nur ein vorzügliches Kampfterrain ausersehen, sondern dasselbe auch, durch die Erfahrungen bei Freiburg belehrt, in noch vielversprechenderer Weise befestigt. Doch Condé ließ sich nicht mehr vom Angriffe abhalten; am 3. August befahl er die Erstürmung und als dieselbe unausführbar zu bleiben schien, führte er selbst im heftigsten Feuer den Rest seines Fußvolkes gegen die mit glänzender Bravour Widerstand leistenden Baiern. Es waren dies größtentheils jene erprobten Regimenter, welche bei Freiburg zähe Tapferkeit an den Tag gelegt hatten und der Führung Mercy's zuversichtlich vertrauten. Ihnen sollte in diesem Kampfe und wol unter den erschütterndsten Umständen ihr hochangesehener Feldherr für immer entrissen werden; M. wurde nämlich inmitten der Schlacht durch die Ungeschicklichkeit (Unvorsichtigkeit) seiner auf dem Kirchthurme des Ortes postirten Leute erschossen. Der Tod ihres großen Generals machte die Baiern rasend; kein Hinderniß scheuend, vernichteten sie das Fußvolk der Franzosen. — Mercy's Gegner meinten aber dessenungeachtet, sein Tod sei ihnen vortheilhafter gewesen, als wenn sie eine ganze Provinz erobert oder das zahlreichste Kriegsheer zu Grunde gerichtet hätten. Liegt nicht schon in diesem Ausspruche Beweiskraft genug für die Behauptung, es sei M. zu jenen Kriegsheroen zu zählen, welche nur größerer Mittel und voller Selbständigkeit bedurft hätten, um schwer Erreichbares zu vollführen? — M., welcher seit 1642 Mitglied der „Fruchtbringenden Gesellschaft“ war, hieß in diesem Vereine der „Anzeigende des Leidens mit der Passionsblume“. — Seine Büste steht in der Ruhmeshalle bei München.

Theatrum europaeum, 3.—5. Bd., Frankfurt 1642—1738. Chemnitz, Schwedischer Krieg in Deutschland, 2. Thl., Stockholm 1653. Gauhen, Historisch. Helden- &c. Lexikon, Leipzig 1716. Reilly, Skizz. Biogr. d. berühmtesten Feldh. Oesterr., Wien 1813. Heilmann, Die Feldzüge der Baiern in den J. 1643 &c., Leipzig 1851. Du Jarrys Freih. de la Roche, Der 30jähr. Krieg, 3. Bd., Schaffhausen 1852. Schweigerd, Oesterreichs Helden u. Heerf., 2. Bd., Wien 1853. Hormayr, Taschenbuch f. vaterl. Geschichte, München 1854. Keym, Gesch. d. 30jähr. Krieges, 2. Bd., Freiburg i. Br.

1863. Teicher, Johann Freih. v. Werth, Augsburg 1877. Gonzenbach, Der General Hanns Ludw. v. Erlach, 2. Bd., Bern 1881. Lufft, Die Schlachten bei Freiburg im August 1644 ꝛc., Freiburg i. Br. 1882. Schzl.

Mercy: Wilhelm M., katholischer Geistlicher, geb. am 9. Februar 1753 zu Ueberlingen am Bodensee, † im Juni 1825 zu Geuel. M. trat am 1. April 1770 in die Norbertiner-Abtei Münchwerth (Roth bei Memmingen), wurde am 22. Februar 1777 in Constanz zum Priester geweiht, war einige Jahre zu Steinbach im Allgäu als Seelsorger, dann in seinem Kloster als Lehrer thätig, und wurde 1787 von dem Herzog Karl von Württemberg zum Hofprediger ernannt und 1788 auf dessen Antrag durch den Papst von den Ordensgelübden entbunden. Nach dem Tode des Herzogs 1794 privatisirte er ein Jahr in seiner Vaterstadt Ueberlingen und wurde dann dort, 1798 in Geuel bei Haigerloch in Hohenzollern Pfarrer, bis er 1819 resignirte. Er war einer der achtenswerthesten Seelsorgsgeistlichen der Wessenberg'schen Richtung. Geschrieben hat er, außer Abhandlungen in dem Constanzer Pastoralarchiv und der Ulmer Jahresschrift: „Ueber den Entwurf eines neuen katholischen Rituals", 1806; „Ueber die aufgehobenen Klöster", 1808; „Grundsätze der Beredsamkeit für junge Geistliche", 1810; „An die künftigen Bischöfe", 1822; „Andenken an Benedict Maria v. Werkmeister", 1823.

Rud. Eyth, Erinnerungen an W. Mercy, 1829. Zeitschr. f. das Erzb. Freiburg, 4. Heft, S. 284. Felder, Lexikon II, 3.

Reusch.

Mereau: Friedrich Ernst Karl M., Rechtsgelehrter, wurde am 11. April 1765 zu Gotha geboren, studirte in Jena, wurde dort Magister der Philosophie, Doctor der Rechte und Advocat beim Gesammthofgericht. Eine Zeit lang Universitätsbibliothekar, erhielt er 1795 eine außerordentliche Professur der Rechte, rückte 1800 in die fünfte und 1801 in die vierte ordentliche Lehrstelle der juristischen Facultät auf. Er hatte sich bekannt gemacht durch „Miscellaneen zum deutschen Staats- und Privatrechte", 1791, 1792; „Beiträge zum peinlichen Recht", 1797, und mehrere Arbeiten für Praktiker. Seine Ehe mit Sophie geb. Schubert war eine unglückliche. Es trat eine Trennung der Gatten ein und endlich „par ie chemin de la grâce" des Herzogs, mit Umgehung des Consistorii, völlige Scheidung. Im Juni 1802 heirathete M. die Tochter eines Fabrikanten und Kaufmanns Herold, aus welcher Ehe zwei Töchter und ein Sohn hervorgingen. Die Tochter aus erster Ehe heirathete den späteren Prälaten Ullmann und starb 1833 zu Halle, wo ihr Mann damals Professor war. Im J. 1803 wurde M. zum Commissionsrath ernannt und erhielt die Stelle als Amtmann in Themar, 1806 die als Oberamtmann in Saalfeld. Der Anfang seiner dortigen Wirksamkeit war wegen der Kriegszeit ein sehr schwieriger und hätte ihm beinahe den Tod gebracht. Er gab nämlich dem Herzog Ernst von Coburg durch in Geheimschrift und mit chemischer Tinte geschriebene Briefe Nachricht vom Stande der französischen Truppen. Dieselben geriethen in die Hand des Feindes und M. wurde als Spion vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn zum Tode verurtheilte. Da er wußte, daß trotz strengen Verbotes Napoleons viele französische Offiziere der Loge angehörten, suchte er sich seinen Richtern als Logenbruder zu erkennen zu geben, was ihm auch gelang. Die Verhandlung wurde noch einmal aufgenommen und er darin freigesprochen. Durch gewissenhafte Strenge im Amte und durch herzliche Milde im sonstigen Verkehre erwarb er sich die Achtung aller seiner Amtsinsassen in reichem Maße. Namentlich war es ihm Herzenssache, Processe zu schlichten. Als Beisitzer des Gerichts in Jena hatte er nur zu sehr einen Einblick in das Proceßgetriebe gethan, um nicht eine Stellung vorzuziehen, in der er in dieser Richtung seinen Einfluß zum Wohle

der Parteien geltend machen konnte. Selbst vor ziemlich drastischen Mitteln schreckte er nicht zurück, wo er dem Unverstande hartnäckiger Bauern und Gemeinden, die ihr Interesse schlecht verstanden, begegnete. Noch an seinem letzten Geburtstage verglich er zwei in einen unabsehbaren Proceß verwickelte Parteien, indem er sie aufforderte, ihm doch auch einmal etwas zu schenken und zwar dadurch, daß sie endlich einen billigen Vergleich schlössen. Wenige Tage darauf (18. Mai 1825) verstarb er an einer Lungenentzündung. Bei dem Begräbnisse betheiligten sich alle Stände in Stadt und Land.

Gef. Mittheilungen des Sohnes, Herrn Pastor A. Mereau in Brünn bei Eisfeld. — Einzelne Notizen über ihn und namentlich über die bald nach ihrer Scheidung von M. mit Clemens Brentano verheirathete Frau (s. u.) finden sich in Diel u. Kreiten, Cl. Brentano, Freib. i. Br. 1877, 1878 und in Grisebach, Gesammelte Studien, 3. Aufl., 1883. Teichmann.

Mereau: Sophie M., geb. Schubert (nicht Schubart), Dichterin, die selbst Goethe's, Schiller's, Herder's Antheil und Beifall erhielt. — Am 27. März 1773 (?) zu Altenburg geboren, zeigte sie früh große Anlagen. Aus Jena schreibt am 26. December 1791 ihr späterer Gemahl: „Sie war hier auf Schiller's Einladung .. wenn ich sie nicht recht bald als mein Weib umarme, so bin ich ganz unglücklich.“ Die Ehe aber mit dem Professor der Rechte M. zu Jena (s. o.) war keine glückliche. Sie wurde getrennt, „unmittelbar vom Fürsten, blos auf ihre gegenseitige Uebereinstimmung hin“; so erzählt in einem Briefe an W. Schlegel Caroline Böhmer. Im Frühling 1801 äußert Knebel zu Herder's Frau: „also Frau v. Berlepsch abermals verheirathet . . . dafür die Mereau getrennt. Das sind die poetischen Weiber!“ Der 21jährige Clemens Brentano hatte die schöne Frau 1799 in Jena kennen gelernt. Ernster als zu Marianne Jung, der späteren Willemer, wurde die neue Leidenschaft; sie konnte weder durch den Widerstand seiner Familie noch durch Reisen erkalten. Während seines Aufenthalts in Marburg und am Rhein hatte Brentano die Dichterin nicht vergessen: alle Hindernisse wußte er zu besiegen. Ich werde durch sie, schreibt er seiner Schwester Bettina, zur Ruhe gebracht, alle die Kräfte meines Geistes und meines Herzens im Tüchtigen glücklicher entwickeln. Mild und unendlich lebensfrisch nennt er sie ein andermal; sie werde das Eis schmelzen, „denn sie ist der Frühling und hat den Geist des Belebens.“ Im Sommer 1803 wurden die Liebenden vereint, ein lutherischer Geistlicher traute sie. Sie lebten in Marburg; ein Brief Brentano's vom Januar 1804 bezeugt sein Glück (Ges. Schriften 8, 117). Dann im Herbste 1804 in Jena, im Winter 1805 in Heidelberg, wohin später Arnim und Görres, dieser erst October 1806, kamen. Im Jahre 1805 ließ sich Brentano in Walldürn katholisch trauen: für J. H. Voß und seinen Anhang Anlaß zum Unwillen. Schon am 31. October 1806 starb Sophie bei der Geburt eines Kindes, des dritten. Die beiden anderen waren schon vorher gestorben. Eine Tochter aus erster Ehe überlebte die Mutter. Brentano war verzweifelt. Für den genialen, aber haltlosen Mann, der schon ein Jahr darauf einer Unwürdigen in die Hände fiel, war der Tod der „halben Heidin“ ein Unglück. So urtheilte auch Arnim in einem Briefe an Görres 1812. In mehreren Gedichten und Schriften Brentano's klingt die Erinnerung an die Gattin nach; s. besonders „Wiedersehn“ (Schriften 2, 380); die „Romanzen vom Rosenkranz“; das „Tagebuch der Ahnfrau“ (4, 71); vgl. den Brief an Maler Runge (8, 135).

Bevor sie durch Brentano mehr dem Geschmack der Romantiker sich näherte, war Sophie M. beeinflußt durch den Geist Schiller's, weniger durch Goethe. Sie tritt aber nie, und das rühmte Herder an ihr, über die Grenzen ihres Geschlechts hinaus: aus einem weiblichen Herzen kamen ihre

Empfindungen wie ihre Grundsätze. Mit Schiller trat sie sehr früh in Verbindung. Es ist nicht bemerkt worden, daß er schon 1791 in der Thalia ein von ihr später ganz umgearbeitetes Gedicht aufgenommen hat: „Die Zukunft" (Demoiselle S—t.). Vor dem Drucke hatte Schiller ihre Gedichte beurtheilt. Er lobt an ihnen „Klarheit, Leichtigkeit und, was bei Producten der weiblichen Muse ein seltenes Verdienst ist, Correctheit". Auch in Briefen an Körner und Goethe urtheilt er mit Achtung von ihr; Goethe selbst ist der „dichterischen Freundin" günstig gesinnt. In den „Horen" erschienen Beiträge von ihr wie in den Musenalmanachen vom Jahre 1796 an. Im letzten für 1799 steht die schöne Elegie „Schwärmerei der Liebe" S. 225—230. Auch in anderen Zeitschriften veröffentlichte sie Gedichte. Gesammelt sind sie erschienen, zum Theil verändert, zu Berlin 1800: im 2. Bändchen das größere erzählende Gedicht „Seraphine". In der Prosa war sie weniger glücklich. Der kürzeren Erzählung „Das Blüthenalter der Empfindung", Gotha 1794 — mit einem Kupfer von Chodowiecki — fehlt Handlung und Schärfe der Charakterzeichnung. Derselbe Mangel auch in dem Roman in Briefen „Amanda und Eduard", 1803. Die ersten Briefe hatte Schiller sehr freudig begrüßt; s. Briefe an Sophie vom 25. October 1795 und an Goethe vom 30. Juni 1797. Eine Zeitschrift für Frauen, „Kalathiskos" (Körbchen), gab sie trotz dem Abrathen Schiller's heraus, 1801 und 1802; darin poetische und prosaische Beiträge von ihr. Sie übersetzte außerdem Romane aus dem Englischen, italienische und spanische Novellen. Mit Lafontaine u. A. gab sie freie Bearbeitungen französischer Romane heraus und betheiligte sich hervorragend am Göttinger Musenalmanach für 1802 und 1803. Ein Jahr vor ihrem Tode erschien „Bunte Reihe kleiner Schriften", Sophie v. La Roche gewidmet, unterzeichnet Sophie Brentano, geb. Schubert. Der Einfluß der Romantik ist nicht zu verkennen, aber sie bleibt mystischer Schwärmerei und Spielerei fern. Zwei schöne Sonette auf A. v. A. (Arnim, der im Widmungsschreiben ein junger und mächtiger Dichter unserer Zeit genannt wird) und auf eines Ungenannten Büste von Tieck (Clemens Brentano ist gemeint). Unter anderem Interessanten — Vorliebe für altdeutsche Studien — Scenen aus einem Trauerspiel, bearbeitet nach Gryphius' Cardenio und Celinde. Den Stoff nahm 1811 Arnim wieder auf. Im J. 1806 erschien noch in Berlin „Fiametta aus dem Italienischen des Boccaccio übersetzt". Brentano hatte die Geschichte „immer tief gerührt" (an Runge 1810; 8, 139). Die ältere Schwester Sophiens, Henriette Schubert, war ebenfalls als Dichterin bekannt; sie übersetzte unter Anderem Walter Scott's Jungfrau vom See und Robin der Rothe.

Jördens, Suppl. 6, 586. — Meusel 10, 282; 14, 549. — Schindel, Die deutsch. Schriftstellerinnen 1, 58; vgl. 3, 54. — Goedeke S. 1103. Das Geburtsjahr geben sie falsch an 1761. Schindel widerspricht seiner eignen Angabe in den Worten 2, 285. Sophie ist etwa 5 Jahre älter als Brentano gewesen. — Varnhagen, J. B. Erhard S. 336. — Waitz, Caroline 2, 99. — Knebel's Nachlaß 2, 374. — Creizenach, Goethe und Marianne Willemer S. 13². — Bettina, Frühlingskranz 403, 469. — Scherer, J. Grimm, 1885 S. 71 u. 80. — Diel-Kreiten, Brentano 1, 223, 321. — Herder in Erfurter Nachr. 1800 S. 361—64. — Thalia 1791 12, 143. — Schiller's Briefe 2¹, 237, 286, 291. — Goethe-Jahrbuch 1885, S. 330 von D. J.

Daniel Jacoby.

Mergenthal: Hans v. M., entstammte einem alten Zwickauer Patriciergeschlecht, welches wahrscheinlich durch ihn in den sächsischen Adel eingeführt worden und erst im J. 1748 ausgestorben ist. Er besaß noch bis 1478 das Rittergut Marienthal bei Zwickau, welches der Familie den Namen gegeben, lebte aber gewöhnlich in seiner Vaterstadt und später in Freiberg, soweit er nicht durch seine amtliche Stellung in die nächste Umgebung der beiden Wettiner

Kurfürst Ernst und Herzog Albrecht (mit dem Zunamen des Beherzten) gerufen wurde, welche von 1464 an die kursächsisch-meißnischen Lande gemeinsam beherrschten. Diesen seinen Landesherrn diente er nämlich zunächst in den Jahren 1464—69 als Kanzler; damit war ihm, obgleich er kein gelehrter Jurist gewesen zu sein scheint, die Oberaufsicht über die Rechtspflege anvertraut, zugleich aber stand er den jungen Fürsten beständig als Berather zur Seite sowol in Verwaltungssachen als in der äußeren Politik, deren Aufgabe damals recht schwierig war, indem es galt bei dem Conflict zwischen dem mächtigen böhmischen Nachbar, dem König Georg Podiebrad, und der römischen Curie eine vorsichtig neutrale Haltung zu bewahren. Später 1469 bis 1478 bekleidete er die Stelle eines Landrentmeisters; noch haben wir die Rechnungsbücher, welche er über die Einnahmen und Ausgaben des Staats und (als Verwalter der Silberkammer) über die des Hofes führte, die Uebersichten, in denen er seinen Fürsten die Finanzlage ehrlich darlegte, die Vorschläge zur Erhöhung der Einkünfte, mit denen er die gesteigerten Anforderungen der doppelten Hofhaltung zu befriedigen suchte. Diese im Dresdner Staatsarchiv liegenden Bücher zeugen einerseits für die Umsicht und Energie Mergenthals, andererseits sind sie reichhaltige Quellen für die Finanz- und Culturgeschichte Sachsens. In dieser Periode seiner Amtsthätigkeit begleitete M. Herzog Albrecht den Beherzten, als derselbe mit anderen Fürsten und Herren und mit zahlreichem Gefolge am 5. März 1476 eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande antrat, und beschrieb nach der Heimkunft (5. December d. J.) diese Fürstenreise mit all den Ehren, die seinem Herrn widerfuhren, so lange er durch Deutschland und Italien ritt, aber auch mit allen Unbilden der Seefahrt und mit allen Fährlichkeiten, welche er inmitten der Ungläubigen zu bestehen hatte. Das Buch, das erst ein Jahrhundert später Hieronymus Weller zum Druck beförderte, fügt zu dem Bilde, welches wir aus anderen Quellen uns vom Pilgerleben des Mittelalters entwerfen können, einige nicht unwesentliche Züge bei, dagegen erweitert es kaum unsere Kenntniß der durchreisten Länder. Zwei Jahre nach dieser Pilgerreise zog sich Hans v. M. von seinen Aemtern zurück und starb 1488 in Torgau, wo er in der Pfarrkirche zu St. Marien begraben liegt.

Herzog, Chronik von Zwickau 2, 134. 137. 139. Ders. im Zwickauer Wochenbl. 1865 Nr. 71. Mittheilungen des Freiberger Alterthumsvereins 1862—64, S. 92 f. 166. König, geneal. Adelshistorie 1, 642. Langenn, Herzog Albrecht der Beherzte, S. 342. 466 f. 559. 570 (dessen chronologische Aufstellungen durch Unterschriften des H. v. M. in Urkk. des Cod. dipl. Sax. reg. lediglich bestätigt werden). Ermisch, Studien zur Gesch. der sächsisch-böhmischen Beziehungen in den Jahren 1464—71 im N. Arch. f. sächs. Gesch. Bd. 1. 2. Falke, Die Finanzwirthschaft im Kurfürstenthum Sachsen um das Jahr 1470 in den Mittheilungen des sächs. Alterth.-Ver. Hft. 20, S. 78 ff. H. v. Mergenthal, Gründliche und warhafftige Beschreibung der löblichen und ritterlichen Reise u. Meerfart in das heilige Land nach Hierusalem des durchl. Herrn Albrechten, Hertzogen zu Sachsen u. s. w. Leipzig 1586. 4°. Röhricht und Meißner, Deutsche Pilgerreisen S. 488 ff. Grulich, Denkwürdigkeiten von Torgau. 2. Aufl. S. 259. Heyd.

Merian, eine zahlreiche Künstlerfamilie von Basel.

Matthaeus M. (zum Unterschiede von seinem gleichnamigen Sohne der ältere genannt), ist als der Stammvater der Künstlerfamilie zu betrachten. Geboren zu Basel 1593 als der Sohn eines städtischen Rathsherrn, genoß er einen vorzüglichen Jugendunterricht. Da er Neigung zur Kunst zeigte, wurde er nach Zürich in die Lehre des Dietrich Meyer gegeben, der als tüchtiger Radierer sich einen Namen gemacht hatte. Mit 16 Jahren trat M. bei demselben

ein und nach vier Jahren genoß er bereits den Ruf eines selbständig arbeitenden Künstlers. Aus Nancy erhielt er den Auftrag, den Leichenzug des eben verstorbenen Herzogs Heinrich II. von Lothringen nach Cl. de la Ruelle's Zeichnungen zu stechen, der in Friesform in 12 Blättern erschien. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch den französischen Kupferstecher Callot kennen, mit dem er innige Freundschaft schloß. M. hielt sich dann einige Zeit in Paris auf, kehrte aber wieder in seine Vaterstadt zurück, um eine Reise nach Italien zu unternehmen. Doch kam er vorerst nach Frankfurt a. M., wo er mit dem Kupferstecher Johann Theodor de Bry (Bd. III, S. 457) bekannt wurde. Die schöne Tochter des Letzteren machte den lang gehegten Plan der italienischen Reise zu nichte, indem sich M. in dieselbe verliebte und sie als Weib heimführte. Er kehrte mit ihr nach Basel zurück und nun begann eine ausgebreitete Thätigkeit. Die Traditionen Dürerscher Kunstweise waren nun freilich längst verblichen, ein liebevolles Sichvertiefen in die Kunst nicht mehr verstanden; die langsame intensive Kunstleistung suchte man durch Massenproductionen aufzuwiegen. M. hatte in Meyer, Callot und de Bry Muster dieses reichhaltigen Schaffens und es war natürlich, daß er in deren Fußstapfen eintrat. M. hatte auf seinen Reisen verschiedene Ansichten von Heidelberg, Stuttgart und dem Badeorte Schwalbach gezeichnet, die er nun radierte und herausgab. An diese schlossen sich verschiedene Folgen nach A. Tempesta an, wie die Thaten Alexanders des Großen, des Scipio Africanus, des Paulus Aemilius, Karls V. und Jagdscenen. Mitten in dieser Thätigkeit wurde er von seinem Schwiegervater de Bry aufgefordert, dessen Kunst- und Buchhandlung in Frankfurt zu übernehmen (c. 1620). M. nahm die Aufforderung an, da er damit seine eigenen Werke besser zu verwerthen hoffte. Erschienen doch die Folgen von Kupferstichen, mit einem Inhalt vereint, stets in Buchform. Als Bücher- und Kunstverleger hat sich auch M. große Verdienste erworben, was um so höher anzuschlagen ist, als die Wirren des 30jährigen Krieges ihm die größten Schwierigkeiten bereiteten. Damit erklärt es sich auch, daß wir von seiner Kunst keine gediegenen Meisterwerke zu erwarten haben, die in jener Zeit kaum Absatz und Würdigung gefunden hätten. Sein reiches Werk dieser Periode hat also für uns mehr einen antiquarischen und historischen als einen Kunstwerth. Unter seinen Zeitgenossen ragt er dennoch durch eine gewissenhafte Auffassung seiner Aufgaben hervor. Dieselben Kriegsunruhen zwangen ihn auch, nicht in Frankfurt allein sitzen zu bleiben, sondern Arbeit und Käufer in verschiedenen Städten aufzusuchen. So besuchte er Jahrmärkte, wie z. B. in Dresden und hielt sich außer in Frankfurt auch in Nancy, Basel und Prag längere Zeit auf. In letzterer Stadt stach er nach C. Skreta's Zeichnung die Belagerung von Prag in großem Format, ein jetzt selten gewordenes Blatt. Wo er auch hinkam, nahm er Ansichten der Städte und Burgen auf und die Sammlung derselben ist so reichhaltig geworden, daß er sie radierte und in einem (seinem Hauptwerke) in 10 Bänden herausgab. Es ist die Topographia, zu welcher Zeiler den Text lieferte. Diese Ansichten genügen freilich unseren modernen Anschauungen nicht, aber sie besitzen doch ihren Werth, da sie getreu nach der Natur aufgenommen und so manche Objecte derselben, wie viele Burgen, jetzt in Ruinen liegen oder ganz verschwunden sind. Von seinen ferneren Verlagswerken, die den Ruhm des Künstlers und Buchhändlers verbreiteten, erwähnen wir noch eine Topographie der Schweiz, Historische Chronica, erste Ausgabe Frankf. 1630, (weitere Ausgaben 1674. 1743. Amsterdam 1660. Leyden 1702), Theatrum Europaeum, Gottfried's Vier Monarchien, Thesaurus politicus von E. Kaiser mit 60 Kupfern, J. A. von Werdenhagen, De rebus publicis Hanseaticis, Frankf. 1641, Strada a Rosberg, Künstlicher Abriß allerhand Mühlen. Frankf. 1617. Biblische Figuren

3 Theile mit 258 Kupfern. Der Basler Todtentanz u. a. m. Auch setzte er die Herausgabe der Collectiones peregrinationum von J. Th. Bry bis 1634 fort. Locales Interesse für Frankfurt hat der Plan dieser Stadt auf vier großen Blättern vom Jahre 1628. Neue Auflagen desselben erschienen 1636, 1682, 1761 und 1770. Leider wurden den Platten in der Folge der Zeit allerlei Zuthaten und Veränderungen beigebracht und das Werk so verunstaltet. Man hat dieses Werk dem jüngeren Matthaeus zuschreiben wollen, aber das Jahr der ersten Ausgabe widerspricht dieser Annahme. Bei der großen Masse von Blättern, die sich in den genannten Werken finden, ist nicht anzunehmen, daß sie durchweg des Künstlers eigenhändige Arbeiten sind: seine Söhne und Schüler werden ihm sicher dabei geholfen haben. Auch sein trefflicher Schüler W. Hollar (Bd. XII, S. 750) wird manchen Antheil an den Arbeiten haben, wenn sich auch dieser nicht mit Sicherheit ausscheiden läßt. Dasselbe gilt vom jüngeren Matthaeus, und auch hier läßt sich oft, wenn Jahreszahlen fehlen, nicht sicher bestimmen, was dem Vater und was dem Sohne gehört. Zu loben sind ferner einzelne Werke, wie Folgen von Landschaften, der Palatinatgarten des Schlosses Heidelberg nach Fouquier, die seltenen historischen Compositionen: Gastmahl des Terzky und Ermordung Wallensteins in Eger (beide im Theatrum Europaeum). Auch mehrere Bildnisse hat der Meister gestochen, unter denen wir insbesondere das Wallenstein's zu Pferde, Gustav Adolphs und der Maria Eleonore von Schweden, C. G. Wrangels, Joh. Ph. Schönborn's, Erzbischofs von Mainz, sein Eigenbildniß, G. A. Löwenhaupt's als der gelungensten erwähnen. M. malte auch in Oel, doch selten, und seine Malereien dürften heutzutage schwer nachzuweisen sein. Merian's biederer Charakter wurde von seinen Zeitgenossen sehr gelobt. Als er in seiner letzten Lebenszeit sich schwach fühlte, suchte er im Bade Schwalbach, dessen herrliche landschaftliche Schönheit einst den angehenden Künstler begeistert hatte, Stärkung und Heilung, doch fand er hier statt der Hilfe den Tod (19. Juni 1650). Er wurde in Frankfurt beerdigt. Bald nach seinem Tode erschien eine Druckschrift: Memoria Merianaea, die jetzt kaum aufzufinden ist. Seine Devise war: Pietas contenta lucratur.

Matthaeus M. der Jüngere, Maler, Radierer, Buchhändler und Kunstverleger, geboren in Basel 1621. Dessen Vater, Matthaeus der Aeltere, hatte fünf Töchter und drei Söhne, deren zwei sich der Kunst widmeten, während der dritte, Joachim, Medicin studirte und als Stadtphysicus in Frankfurt angestellt war. Matthaeus kam noch als Kind mit seinem Vater nach Frankfurt und erhielt von diesem eine sehr sorgfältige Erziehung. In der Kunst wurde er durch Joachim von Sandrart unterwiesen, der an dem talentvollen, für Kunst ganz eingenommenen Jünger seine besondere Freude hatte. Später nahm ihn Sandrart nach Holland mit; von hier ging er selbst um 1630 nach England, wo er mit van Dyck zusammentraf und dessen Auffassung des Bildnisses sich zum Muster zu nehmen bemühte. Darauf reiste er nach den Niederlanden, wo er noch Rubens am Leben fand, nach Paris, wo er sich an Vovet und Le Seur anschloß und besuchte endlich Italien, wo er mit Maratti und Sacchi verkehrte. Es wird berichtet, daß er unter Leitung des Letzteren die alten Meister studirte; eine Einwirkung auf seine Kunstentfaltung ist aber keineswegs nachzuweisen. Er blieb eben, wie es der Charakter seiner Zeit mit sich brachte, an der Oberfläche, der Form kleben und verstand es nicht, in das innere Wesen klassischer Kunst einzudringen. Dieselbe Zeit brachte es mit sich, daß er nach seiner Rückkehr in Frankfurt als Künstler wie als Weltmann, der die Welt gesehen hatte, geschätzt wurde. Reich belohnt wurde seine Kunst, als er sich nach Nürnberg begab, wo zur Friedensfeier viele Officiere von Nah und Fern zusammenkamen, die sich von M. malen ließen und seine Arbeiten glänzend be-

zahlten. Porträtmalerei war damals noch das einzige Feld, auf dem der Künstler Ruhm und Schätze erwerben konnte. Der kränkliche Vater rief ihn nach Frankfurt zurück und nach dessen Tode übernahm er dessen Kunsthandel. Er bestrebte sich, diesen im alten Geleise fortzuführen; das vom Vater angefangene Theatrum Europaeum setzte er fort und bei dieser Fürsorge für das Geschäft wurde er zeitweilig fast ganz der Kunstthätigkeit entzogen. Leopold's I. Kaiserkrönung in Frankfurt (1658) gab ihm noch reiche Gelegenheit, sich als Bildnißmaler zu bethätigen. Der Ruf, den er sich dabei erwarb, war wol Ursache, daß er bald darauf nach Wien berufen wurde, den Kaiser zu Pferd zu malen. In Folge dessen ließen sich auch andere fürstliche Personen von ihm porträtiren; so der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, der ihm den Rathstitel ertheilte, der Herzog von Celle, das herzogliche Haus von Braunschweig, die Markgrafen von Baden u. a. Man machte die Bemerkung, daß nicht alle seine Bildnisse gleichen Kunstwerth besitzen. Daran mag die starke Nachfrage, oft auch das ungleich gespendete Honorar Schuld sein. Seine Bilder dieser Art sind jetzt schwer nachzuweisen, da sie als Familienstücke nicht in die Oeffentlichkeit traten. In Darmstadt ist sein Eigenbildniß. Als vorzüglich wurde das Bild mit den Porträts seiner Familie gerühmt. Dieses kam 1777 in Frankfurt unter den Hammer und ist seitdem verschollen. Genannt werden noch die Bildnisse des Generals Wertmiller und des enthaupteten Grafen Serini. Ein Bildniß des F. Talientscher wurde von C. v. Till radiert, H. L. Lersner von E. Heiß geschabt. Es ist leicht erklärlich, daß M. für historische Bilder wenig Zeit und Gelegenheit fand. Um 1652 malte er das Altarbild mit der Marter des heil. Laurentius für den Dom in Bamberg. Es dürfte das einzige Kirchenbild sein, das er ausführte; doch wird ihm in der Sebalduskirche zu Nürnberg ein dorngekrönter Christus zugeschrieben (vom J. 1659). Eine reuige Magdalena hat Ruprecht von der Pfalz geschabt, ein äußerst seltenes kleines Blatt. Die Composition erinnert an G. Reni, das Bild selbst ist nicht nachzuweisen. Sehr gerühmt wurde eine Artemisia, welche die Asche ihres Gemahls unter ihr Getränk mischt; der Künstler selbst hielt dieses Bild für sein bestes Werk. Es wird jedenfalls unter dem Einflusse eines italienischen Eklektikers entstanden sein. Er hat auch einige Blätter radiert, unter welchen das Bildniß des Kunstfreundes Georg Gutthäter und die sterbende Cleopatra als die besten hervorzuheben sind. M. war Mitglied des sogenannten Elb'schen Schwanenordens, in dem er den Namen Artisander führte. In seinen letzten Lebensjahren wurde der Künstler von Podagra heftig geplagt. Diese Leiden werden auch sein Leben abgekürzt haben, er ist 1687 gestorben.

Caspar M., der jüngere, Sohn des älteren Matthaeus, geb. 1627. Die Kunstgeschichte weiß nicht viel von ihm zu erzählen, er erreichte auch den Vater und den älteren Bruder keineswegs. Er half dem Vater an dessen Werke: Topographia, dann stach er viele Bildnisse für das Wahl- und Krönungs-Diarium Kaisers Leopold (1658). Ferner haben wir von ihm eine Folge kleiner Landschaften nach Ros (Roos?) und eine Ansicht von Frankfurt vom J. 1657. Seine Zeichnungen, die er in Spranger's Manier ausführte, wurden gelobt. Das Jahr seines Todes ist unbekannt, dieses dürfte in den Beginn des 18. Jahrhunderts zu setzen sein.

Maria Sibylla M. hatte sich allein von den fünf Töchtern des alten M. der Kunst gewidmet. Sie erblickte in Frankfurt am 2. April 1647 das Licht der Welt, als das jüngste Kind der Familie. Da der Vater drei Jahre nach ihrer Geburt starb, so konnte sie von diesem keine Unterweisung in der Kunst empfangen. Auf einem anderen Wege gelangte sie doch zum Ziele, da ihr Stiefvater Jacob Moreel, ein Blumenmaler, die Befähigung des Kindes

erkannte und nährte. Das Vorbild ihres Stiefvaters führte sie zur Blumenmalerei, aber sie dehnte ihr Kunstgebiet aus, indem sie auch Alles, was sie auf Blättern und Pflanzen entdeckte, nachzeichnete, Schmetterlinge, Raupen, Conchylien u. s. f. Sie erhielt dann in dem trefflichen Blumenmaler Abr. Minjon einen Lehrer, unter dessen Leitung sie sich rasch zur Künstlerin entwickelte. Jedes, auch das kleinste Gebilde der Natur suchte sie nicht allein nach Form und Farbe getreu zu schildern, sondern auch bis in das kleinste Detail durchzuführen; sie verfolgte, so zu sagen, einen wissenschaftlichen Zweck dabei. „Es genügte ihr nicht, sagt Houbraken von ihr, lediglich die mannigfaltigen Thiere mit den ihnen eigenthümlichen lebhaften Farben auf Pergament nachzuahmen, sondern sie hatte auch Lust, die Veränderungen derselben und die wunderbaren Umwandlungen der Raupen in beflügelte Schmetterlinge, nebst den mannigfaltigen Arten ihres Fortkommens zu ergründen und auch der Nahrung, von welcher sie leben, nachzuforschen“. M. hatte bald sich berühmt gemacht, ihr Fleiß war grenzenlos. Im J. 1665 heirathete sie den Nürnberger Maler J. A. Graf (Bd. IX, 548) und lebte seitdem in Nürnberg. Ihrem Manne gebar sie zwei Töchter, Johanna Maria und Dorothea Maria. Ihren Vaternamen legte sie nicht ab, denn unter diesem war sie der Kunstwelt bekannt. Auch die Töchter führten den Familiennamen der Mutter und nicht des Vaters. M. wünschte ihre Arbeiten in Werken zu verwerthen, sie ließ sie deshalb stechen und schrieb selbst den Text dazu, zu welchem Behufe sie Naturwissenschaften und die lateinische Sprache studirte. Der erste Band ihres Werkes erschien 1679 in Nürnberg unter dem Titel: „Der Raupen wunderbare Verwandlung und wunderbare Blumennahrung“. (Eine zweite Auflage in lateinischer Sprache erschien 1717 in Amsterdam). Für wenige ausgewählte Exemplare radierte sie selbst die Abbildungen in Umriß und malte sie dann sorgfältig aus. Es sind wahre Prachtexemplare, die den Werth von Miniaturen besitzen. Ihre Ehe scheint später unglücklich gewesen zu sein, denn sie verließ Nürnberg 1684 mit ihren Töchtern und kam nach Frankfurt. Hier erschien der zweite Theil ihres Werkes. Darauf siedelte sie nach Holland über und wohnte auf dem Schlosse Bosch, zwischen Francken und Leewarden. Man sagt, die Schwärmerei des Labadie hätte sie angesteckt, aber beweisen läßt sich diese Zumuthung keineswegs. Im Schlosse Bosch befand sich eine Sammlung amerikanischer Insecten, die H. von Sommerdyck aus Westindien gebracht hatte. Diese brachten M. zum Entschlusse, nach Westindien zu reisen, um daselbst die lebenden Exemplare zu malen. Sie erhielt von den Generalstaaten ein Reisestipendium und schiffte sich mit ihrer jüngeren Tochter Dorothea nach Südamerika ein, wo sie in Surinam durch zwei Jahre unermüdlich Insecten und die diesen zur Nahrung dienenden Pflanzen sammelte, beobachtete und malte, wobei ihr die Tochter getreulich mithalf, da sie durch die Mutter zu fast gleicher Fertigkeit herangebildet war. Die Originale sind auf Pergament mit höchstem Fleiße gemalt und jedes Thier mit der Pflanze, die ihm zur Nahrung dient, vereint. Nach ihrer Rückkehr veröffentlichte sie die Früchte dieser Reise in einem Werke: „Metamorphosis insectorum Surinamensium“; diese erste, lateinische Ausgabe wird am meisten geschätzt, später erschien eine zweite Auflage in holländischer Sprache in Amsterdam und noch 1771 eine französische. Auch von diesem Werke wurden einige Prachtexemplare von M. ausgemalt. Houbraken sagt über dieses Werk: „Darin ist jedes Thier auf jenen Gewächsen, Blumen und Früchten, auf welchen es gefunden wurde, dargestellt; auch wird die Entwicklung der Heuschrecken, Kröten, Eidechsen, Schlangen, Spinnen und Ameisen, sämmtlich in Amerika nach der Natur gemalt, gezeigt und beschrieben. Diejenigen, welche das Werk gesehen und gelesen haben, sprechen mit viel Ruhm davon.“ M. hatte nämlich, als sie am 23. September 1701 nach Amsterdam zurückgekehrt

war, die ganze Ausbeute ihrer Reise im Stadthause daselbst ausgestellt und Künstler wie Naturforscher waren über die Arbeiten der fleißigen Künstlerin ganz entzückt. Die Originalbilder sind jetzt in verschiedenen Kunstkabinetten zerstreut; die größte Anzahl besitzt das Britische Museum und die Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. Das ungesunde Klima von Surinam, aber auch die Last der Jahre machten die Künstlerin krank; dennoch ließ sie von ihrem Fleiße nicht ab. Ihre ältere Tochter Johanna war an J. Herold, einen Kaufmann in Surinam, verheirathet. Diese setzte die Arbeiten der Mutter fort und sandte die Ergebnisse ihres Fleißes an diese, die in einem Anhang zum erwähnten Werke veröffentlicht werden sollten. Dieses Vorhaben konnte M. aber nicht mehr durchführen, da sie ihr Tod (13. Januar 1717) daran hinderte. Amsterdam bewahrt ihre irdischen Ueberreste. Sie soll zuweilen auch in Oel gemalt haben. Im Belvedere zu Wien wird ihr ein Blumenkörbchen, auf Holz gemalt, zugeschrieben.

Johanna Maria M., geb. in Nürnberg 1668, ältere Tochter der Vorigen. Im Leben dieser haben wir auch über sie berichten müssen. Die Ergebnisse ihrer Reise hat sie selbst veröffentlicht, nachdem die Mutter durch den Tod daran verhindert wurde. In der Kunst ihrer Mutter war sie so bewandert, daß ihre Malereien oft mit jenen der Mutter verwechselt wurden. Sie starb in Amsterdam, doch ist ihr Sterbejahr unbekannt.

Dorothea Maria M., die jüngere Schwester der Vorigen, geb. in Nürnberg 1678, † in St. Petersburg 1745. Sie zeichnete sich in derselben Kunst wie Mutter und Schwester aus und begleitete die Mutter nach Surinam. Da nach dem Tode der Letzteren Text und Abbildungen zum 3. Bande des ersten Werkes („Der Raupen wunderbare Verwandlung") bereits fertig vorlagen, so besorgte sie die Herausgabe desselben. Sie heirathete den Maler Gsell, der an den russischen Hof nach Petersburg berufen wurde, wohin ihn Dorothea begleitete. So dürfte sich erklären, wie die reiche Sammlung von Originalmalereien der Mutter in die kaiserliche Akademie daselbst kam.

Johann Matthaeus v. M., Pastellmaler, Sohn des jüngeren M., sein Geburtsjahr ist nicht bekannt. Als Bildnißmaler war er sehr geschätzt und verdiente sich viel Geld. Der Kurfürst von Mainz ernannte ihn zu seinem Rathe und verlieh ihm auch den Adel. Neben Bildnissen malte er auch Historien in Pastell, doch nicht nach eigener Erfindung, sondern nach Stichen, welche Compositionen des Rubens, v. Dyck u. A. enthielten. Außerdem führte er den Kunst- und Buchhandel, den er von seinem Vater geerbt hatte, mit großem Erfolg weiter, so daß er ein wohlhabender Mann wurde. Er starb im J. 1716. Seine einzige Tochter, welche den Vater beerbte, heirathete den preußischen Architekten Eosander v. Göthe (Bd. IX S. 412), der in kurzer Zeit das ganze Merian'sche Vermögen, das drei Generationen mit großem Fleiß gegründet hatten, durchbrachte. So fand Merian's Kunst- und Buchhandlung ein klägliches Ende.

S. Fueßli, Doppelmayr, Parthey (für Maria Sibylla außerdem Houbraken, Wessely: kunstübende Frauen). Wessely.

Merian: Andreas M., geb. 1742 zu Buns (Baselland), wo sein Vater Pfarrer war, studirte in seiner Vaterstadt Basel die Rechte und widmete sich hierauf dem Staatsdienste. Durch langjährige Thätigkeit auf der Canzlei erwarb er sich große Geschäftskenntniß, so daß er 1783 zum Stadtschreiber ernannt wurde. 1790 zum Oberstzunftmeister gewählt, war er fortan eines der „vier Häupter" (zwei Bürgermeister und zwei Oberstzunftmeister), welche an der Spitze des baselischen Gemeinwesens standen — bis zur Revolution von 1798, welche die alte Staatsform zertrümmerte, um der französischen Invasion Thür und Thor zu öffnen. In scharfem Gegensatze zu seinem Amtsgenossen, dem Oberstzunftmeister Peter Ochs, war M. ein entschiedener Gegner der Revolution, ein

warmer Anhänger des Alten. Er zog sich daher, so lange die Helvetik währte, vom öffentlichen Leben gänzlich zurück. Nichtsdestoweniger blieb er der Mann, auf welchen in Basel die zahlreichen Anhänger der alten Ordnung alle ihre Hoffnung setzten, und als solcher erschien er den Machthabern verdächtig; im April 1799 wurde er Nachts in seinem Hause verhaftet und nach der französischen Festung Bitsch geführt, wo er 10 Monate hindurch gefangen gehalten wurde. Diese Verfolgung erhöhte jedoch nur seine Popularität, und als er endlich seiner Haft entlassen wurde, da gestaltete sich seine Rückkehr nach Basel zu einem wahren Triumphzuge. Im September 1802 brach auch in Basel der offene Widerstand gegen die helvetische Regierung aus: ihre Beamten wurden vertrieben und M. im Triumph aus seinem Landgute in die Stadt geholt und als Vertreter Basel's an die Tagsatzung nach Schwyz gesandt. Als jedoch, einen Monat später, französische Truppen in Basel einrückten, begab sich M., um einer neuen Verhaftung zu entgehen, ins Ausland und kehrte erst im folgenden März (1803) nach Basel zurück, als die von Napoleon dictirte Mediationsacte als neue Verfassung für die Schweiz verkündet wurde. Sofort wurde er zum Bürgermeister gewählt, um fortan an der Spitze des neu hergestellten Kantons Basel zu stehen. Laut der Mediationsacte gehörte Basel zu den 6 Directorialkantonen, welche der Reihe nach je ein Jahr die schweizerische Tagsatzung präsidiren und die gemeinsamen Angelegenheiten leiten sollten. Deshalb mußte M., als Bürgermeister von Basel, für das Jahr 1806 die Würde eines „Landammanns der Schweiz" bekleiden. Diese Stellung, wo es galt, den Launen und der Willkür Napoleons gegenüber die Interessen der Schweiz zu vertreten, war für Niemanden beneidenswerth. Für M. aber war diese Würde um so dornenvoller, da er wußte, daß Basel überhaupt, und die ganze Familie M. noch insbesondere, bei Napoleon als franzosenfeindlich notirt war. Wie schwierig deshalb seine Stellung war, mag folgender Vorfall zeigen. Als zu Anfang des J. 1806 sich das Gerücht verbreitete, daß das von Preußen abgetretene Fürstenthum Neuchâtel zur Vereinigung mit Frankreich bestimmt sei, sandten verschiedene Kaufleute aus Basel und anderen Nachbarstädten englische und schweizerische Manufacturwaaren nach Neuchâtel, um dieselben von dort aus, nach erfolgter Annexion, zollfrei nach Frankreich verkaufen zu können. Diese Waaren wurden jedoch von den französischen Behörden als Schmuggelwaaren erklärt und mit Beschlag belegt. Während nun die Geschädigten beim Landammann klagten und ihn um seine Verwendung baten, verlangte umgekehrt Napoleon unter schweren Drohungen ihre strenge Bestrafung! Um noch Schlimmeres zu verhüten, sah sich M. genöthigt, nicht nur bei der Tagsatzung ein allgemeines Einfuhrverbot auf alle englischen Waaren zu befürworten, sondern auch jene geschädigten Kaufleute, unter denen sich auch zwei Merian befanden, in Haft zu setzen, bis sich der Zorn des Kaisers allmälig wieder legte. In dieser Weise, unter mancherlei Sorgen und Verdrießlichkeiten, verfloß für den Landammann sein Amtsjahr, nach dessen Ablauf er fortfuhr, dem Kanton Basel als Bürgermeister vorzustehen. Er starb 1811, noch ehe an Basel zum zweiten Mal die Reihe kam, der Schweiz einen Landammann zu geben. A. Bernoulli.

Merian: Johann Bernhard M., geb. am 28. Sept. 1723 in Liestall bei Basel, † in Berlin am 12. Februar 1807, Sohn eines Pfarrers, bezog bereits 1737 die Universität Basel, wo er Philologie und Philosophie studirte, aber von dem dort vertretenen Cartesianismus sich nicht angezogen fühlte. Nachdem er 1740 die Doctorwürde erlangt hatte, bewarb er sich viermal vergeblich um eine Universitäts-Lehrstelle, wozu er jedesmal eine Abhandlung drucken ließ (1740 „De autocheiria", 1742 „De peccatis poëtarum adversus rhetorices praecepta", 1743 „De subsidiis, quae requiruntur ad intelligendum Homerum", 1744

„Sylloge observationum historicarum“), und nach solchem Mißerfolge wandte er sich zur Theologie, in welcher er jedoch seine Befriedigung nicht fand. Er ging auf einige Zeit nach Lausanne zu Verwandten und nahm dann eine Hofmeisterstelle in Amsterdam an; im J. 1749 aber schlug ihn Maupertuis auf Empfehlung Bernoulli's als Mitglied der Berliner Akademie vor, und freudig trat M. in diesen Wirkungskreis ein. Alsbald war er veranlaßt, in einer widerlichen Streitigkeit, welche Samuel König gelegentlich der Frage über das Princip der geringsten Action (die sog. Lex minimi) gegen Maupertuis führte (s. Allg. D. Biogr., Bd. XVI, S. 522) das Wort für letzteren zu ergreifen, wobei er sogar Euler's Zustimmung fand. Für Maupertuis verfertigte er auch eine Uebersetzung der philosophischen Schriften David Hume's, welche Formey mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitete (1751 ff.). Im J. 1767 wurde M. Inspector des französischen Collegiums in Berlin und 1770 Director der in der Akademie bestehenden Abtheilung für die schönen Wissenschaften, in welcher Eigenschaft er die Berichte über die einlaufenden Arbeiten auswärtiger Gelehrten zu verfassen hatte. Seit 1770 trat er auch in näheren Verkehr mit Friedrich d. Gr., welcher ihn fortan in wissenschaftlichen und Personal-Fragen zu Rathe zog, und diese Stellung bei Hof wurde noch dadurch verstärkt, daß M. eine Tochter des mit dem Könige innig befreundeten Geheimen Rathes Jordan (s. Allg. D. Biogr., Bd. XIV, S. 505) heirathete. Zum Visitator des Joachimsthaler Gymnasiums ernannt (1773) begann er einen äußerst günstigen Einfluß auf allmälige Umgestaltung des Unterrichtes auszuüben; den im J. 1775 zum Rector der Anstalt ernannten Meierotto, mit welchem er bald enge Freundschaft schloß, führte er mittelst einer deutschen Rede in sein Amt ein. Nach dem Tode Formey's, welchem er auch die übliche Gedächtnißrede hielt, wurde er 1797 ständiger Secretär der Akademie. In den Publicationen dieser gelehrten Gesellschaft war von ihm seit seinem Eintritte eine reiche Zahl von Abhandlungen erschienen: „L'apperception de notre propre existence“ (1749), „L'existence des idées dans l'âme“ (1749), „L'action, la puissance et la liberté“ (1750, eine sehr schwache Erörterung des Freiheitsproblemes), „Reflexions philosophiques sur la ressemblance“ (1751, gegen Leibniz), damit verwandt „Le principe des indiscernables“ (1754), „Sur l'identité numerique“ (1755), „Parallèle de deux principes de psychologie“ (1757, nämlich über den Locke-Condillac'schen und den Leibniz'schen Standpunkt mit dem Nachweise dessen, worin beide Recht und beide Unrecht haben), „Le sens moral“ (1758, anschließend an die schottische Schule), „Le désir (1760), „Le suicide (1763)“, „Discours sur la metaphysique (1765), „La durée et l'intensité du plaisir et de la peine“ (1766). Dann folgte eine französische Uebersetzung des Gedichtes des Claudianus „Raptus Proserpinae“ mit historisch-kritischer Einleitung (1767) und hierauf unter dem Titel „Système du monde“ (1770) eine Bearbeitung der kosmologischen Briefe Lambert's; eine Reihe akademischer Abhandlungen betraf sodann (1774—77) das sog. Problem Molyneux, d. h. die Frage, ob ein Blindgeborener, wenn er später die Sehkraft erlangt, durch bloßen Gesichtssinn ohne Beiziehung des Tastsinnes einen Würfel von einer Kugel unterscheiden könne, wobei M. nach erfolgloser Prüfung aller verschiedenen Ansichten mit dem Vorschlage schließt, eine Anzahl Findelkinder mehrere Jahre in absolut finsterem Raume nach Art der Blinden zu pflegen und dann in das Licht zu entlassen, um zu erfahren, was sie vom Würfel sagen. Gleichfalls eine größere Zahl von Aufsätzen (1774—91) betrifft die Frage „Comment les sciences influent-elles sur la poësie?“ welche er geschichtlich bis in das 15. Jahrhundert verfolgt und in dem Sinne beantwortet, daß wissenschaftliche Lehren für Poesie untauglich und nachtheilig seien. Inzwischen folgte „Sur l'universalité de la langue française“ (1785) und „Si Homère a écrit ses

poèmes“ (1788 f.), welche Frage er in einer Weise verneinte, daß ihm hierfür Fr. Aug. Wolf in den Prolegomena seine Anerkennung aussprach. Zur Philosophie wieder zurückgreifend veröffentlichte er in den Abhandlungen der Akademie „Sur le phénoménisme de D. Hume“ (1793), worin er die Ansicht aussprach, daß Hume's Skepsis über das Ziel hinausschieße, und „Parallèle historique de nos philosophies nationales“ (1797), wo er zu dem seichten Ergebnisse gelangt, daß die nun Aufsehen erregende Philosophie Kant's wohl in bälde ebenso vergessen sein werde, wie jetzt die Wolff'sche Philosophie. M. war sicher kenntnißreich, aber eine hervorragende Stellung in der Philosophie kann ihm nicht zugewiesen werden, denn er ist ebenso wie sein Amts-Vorgänger Formey (s. Allg. D. Biogr. Bd. VII, S. 156) ein Eklektiker mit Hinneigung zur empirisch-psychologischen Auffassung der speculativen Fragen. Er bekämpft mit Vorliebe den Wolff'schen Dogmatismus und auch die Leibniz'sche Philosophie, denkt aber doch an eine Vereinbarung derselben mit den Grundsätzen der schottischen Schule und möchte alle tieferen Probleme in eine Art Naturgeschichte der Seele umsetzen.

Biographie universelle, 2. Aufl. Bd. XXVIII, S. 29 ff. (der Nekrolog der 1. Aufl. fand eine deutsche Uebersetzung in „Zeitgenossen, Neue Folge“, Bd. II (1822), S. 135). Fr. Ancillon, Éloge historique de J. B. Mérian (1810). Chr. Bartholmeß, Histoire philosophique de l'Académie de Prusse (1850 f.) Bd. II, S. 32 ff. Prantl.

Merian: Peter M., Alt-Rathsherr und Professor, berühmter Naturforscher besonders auf dem Gebiete der Geologie und Paläontologie, wurde am 20. December 1795 zu Basel geboren und starb daselbst am 8. Februar 1883. M. entstammt einer alten, hochangesehenen Baseler Familie und erhielt seine erste Bildung theils in seiner Vaterstadt, theils vom 8.—12. Lebensjahre im Pfarrhause zu Mattenz, wo er von dem Pfarrer Christian Bernouilli, einem geachteten Physiker, die erste Anregung zu naturwissenschaftlichen Studien und durch die Nähe des versteinerungsreichen Wartenberges eine Aneiferung zum Sammeln von Naturalien, insbesondere von Petrefacten, tief eingeimpft erhielt. M. ging später zu seiner weiteren Ausbildung nach Genf, dann nach Göttingen, wo damals Gauß lehrte, um sich dem Studium der Physik und Chemie zu widmen. Hier erwarb er sich den Grad eines Magisters. Nach einem längeren Aufenthalt in Paris erhielt M., in seine Vaterstadt zurückgekehrt, 1820 die Professur der Chemie und Physik an der Universität daselbst und widmete sich neben jenen Lehrfächern zugleich auch mit allem Eifer dem Studium der Geologie, wozu ihm die interessante Umgebung von Basel reichlich Stoff bot. Auch in die städtischen Angelegenheiten griff er mit kräftiger Hand ein, als ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in den Rath der Stadt berufen hatte. Besonders fand M. in den Wirren der 30er Jahre, als durch die Ablösung von Basellandschaft und durch die Theilung des Staatsvermögens dem Bestand der Universität Gefahr drohte, Gelegenheit, sich für die Erhaltung der Hochschule die größten Verdienste zu erwerben, wie er denn überhaupt für die Hebung der Universität durch Gründung einer Sternwarte und großartiger naturwissenschaftlicher Sammlungen unermüdlich thätig war. Später gab er die Professur der Chemie und Physik an Schönbein ab, um sich ganz dem Lehrfach der Geologie und paläontologischen Studien widmen zu können. Durch zahlreiche Reisen oft in Gesellschaft der ihm nahe befreundeten berühmten Geologen Escher von der Linth und Berhard Studer verschaffte er sich reiche Erfahrungen in geologischen Verhältnissen und so eingehende Kenntnisse über Versteinerungen, daß er in paläontologischen Fragen das Ansehen einer ersten Autorität dieses Faches in der Schweiz erwarb. Trotzdem veröffentlichte M. nur Weniges, fand vielmehr die meiste Befriedigung in der Vergrößerung und genauen Ordnung der ihm anvertrauten paläontologisch-

geologischen Sammlung, in der er bis zu seinem Lebensende rastlos arbeitete. Seine erste größere und wichtigste Publication: „Beschaffenheit der Gebirgsbildung in der Umgebung von Basel“ mit Karte stammt schon aus dem Jahre 1821. In derselben zeigte er zuerst, daß der norddeutsche Muschelkalk fast ohne Unterbrechung sich bis in die rheinischen Gebirge fortsetze und hier mit Steinsalz verbunden als grauer Kalk von Friedrichshall, den man bisher fälschlich für Zechstein gehalten hatte, entwickelt sei und daß der unter ihm lagernde rothe Sandstein im Schwarzwalde dem bunten Sandstein gleichgestellt werden müsse. Dieser wichtige Nachweis, der bald allgemein als richtig anerkannt wurde und die im Jahre 1832 publicirte Schrift: „Geognostische Uebersicht des südlichen Schwarzwaldes“ hatten für Südwestdeutschland die Bedeutung, daß hier eine ganz neue Aufeinanderfolge der Schichtenbildungen festgestellt werden konnte. Von kleineren Publicationen sind zu nennen: „Ueber die Wärme der Erde in Basel“, 1823; „Ueber die Theorie der Gletscher“, 1844; „Geologische Verhältnisse des Rheinthals“, 1856; paläontologische Beiträge in Escher's von der Linth wichtiger Schrift: „Geologische Bemerkungen über das nördliche Vorarlberg“ u. s. w., 1853; „Ueber die Stellung des Terrain à chailles“ (N. Jahrb. f. M. G. u. P., 1864, S. 520), in welchem Aufsatze M. den Nachweis lieferte, daß die genannte kieselreiche Jurabildung zwischen die tiefste Jurakalkstufe (Birmensdorfer Sch.) und die höheren sog. Badener Schichten eingeschoben nur eine Faciesbildung der Schwammkalke ausmache. Eine seiner letzten Publicationen war die kleine Schrift: „Ueber die Grenze zwischen Jura und Kreide“, worin M. unter Hindeutung auf den Uebergang, der sich in den Grenzschichten zwischen fast allen geologischen Formationen bemerkbar macht, nachzuweisen sucht, daß die Entwicklung auf der Erde als eine ganz allmählich fortschreitende angenommen werden müsse und daß auch in der organischen Natur der verschiedenen geologischen Zeitabschnitte sich eine gleichfalls bloß allmähliche Umänderung vollzogen habe.

Zur Erinnerung an Herrn Prof. Peter Merian, Basel 1884.

v. Gümbel.

Mering: Friedrich Everhard Freiherr v. M., Historiker, geb. 17. März 1799 zu Köln, † daselbst 29. September 1861, war der Sohn des Freiherrn Everhard Oswald v. M. († 1820), eines namhaften Kunstsammlers, und der Elisabeth von Weeus, Tochter eines kölnischen Banquiers und Rathsmitgliedes. Bei den Absonderlichkeiten, in denen sich der Vater gefiel, war der Erziehungsgang des Sohnes ein wenig glücklicher. Als derselbe sich, noch im Jünglingsalter, in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gesetzt fand, begann, bei seiner Unerfahrenheit, verbunden mit Gutmüthigkeit und übermäßiger Freigebigkeit, eine recht traurige, in späteren Jahren tief von ihm beklagte Periode seines Lebens. Aber die ihm von Kindheit an eigenthümliche Liebe zur Geschichte, sowie der mit edlem Stolze verbundene Hinblick auf die vielen ausgezeichneten Männer, welche seine Familie aufzuweisen hat, gaben ihm die Kraft sich aufzuraffen und eine neue, ehrenvolle Laufbahn auf dem wissenschaftlichen Felde anzutreten. Mit Offenheit spricht er sich in seiner Selbstbiographie darüber aus: „Nur durch Pflege der Wissenschaften wußte ich mir meine peinliche Lage zu erleichtern. . . . Ich danke der Vorsehung für die Einschlagung dieses Weges.“ Und mit Treue und Eifer hat er an diesem Entschlusse festgehalten, wobei zu bedauern ist, daß sich seiner um 1833 gefaßten Absicht, die Bonner Universität zu besuchen, Hindernisse entgegengestellt haben. Seine Schriften bedürfen, was Form und Ausführung betrifft, einer nachsichtigen Beurtheilung, auf die ihr Verfasser aber auch den gerechtesten Anspruch hat. Seine Vorbildung fällt in eine Zeit, wo es nicht nur an umfassenden Quellenschriften (wobei zunächst an das vortreffliche

Lacomblet'sche Urkundenbuch zu denken ist) fehlte, sondern auch das Archiv seiner Vaterstadt fast wie ein vergrabener Schatz gehütet wurde. Auf sich selbst angewiesen, sammelte er Handschriften, Urkunden, Gelegenheitsschriften, Bücher, geschichtliches Material jeder Art und scheute dabei die für ihn empfindlichsten Opfer nicht. Wie nützlich er auf dem Gebiete rheinischer Provinzialgeschichte gewirkt, das beweisen die unzähligen Bezugnahmen auf ihn in den historischen Arbeiten anderer Forscher. In Anerkennung seiner Verdienste verlieh ihm die Königl. Universität zu München den Doctortitel und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft. Seine Schriften sind in nachstehender Reihenfolge erschienen: „Historische Notizen über Stiftungen der Familie v. Mering", 1826 (Separatabdruck aus Brewer's Vaterl. Chronik). „Beiträge zur Geschichte der Churköln. und Alt-Stadtköln. Verfassung", 1830. „Geschichte der Cuniberts- und Apostelnkirche in Köln", 1833. „Geschichte der Burgen, Rittergüter, Abteien und Klöster in den Rheinlanden", 12 Hefte, 1833–61. (Das geschätzte Werk erschien bei verschiedenen Verlegern.) „Die Peterskirche und die Cäcilienkirche in Köln", 1834, (2. Auflage 1836). „Histor. Nachrichten über Teufelsbanner, Wahrsager, Wundermenschen, Geisterseher ꝛc.", 1834. (Gemeinschaftlich mit L. Reischert.) „Die Weihbischöfe der Erzdiöcese Köln" (Separatabdruck, 1835?). „Zur Geschichte der Stadt Köln", 4 Bde., 1838—40. „Die Bischöfe und Erzbischöfe, und die Kirchen und Klöster von Köln", 2 Bde., 1842—44. (L. Reischert war auch bei den letztgenannten beiden Werken sein Mitarbeiter.) „Geschichte der vier letzten Kurfürsten von Köln", 1842. (Zugleich 6. Heft der „Geschichte der Burgen".) „Selbstbiographie", 1844. „Die hohen Würdenträger der Erzdiöcese Köln", 1846. „Clemens August, Kurfürst und Erzbischof von Köln", 1851. „Die Pfarrkirche zu Kreuzberg", 1854. „Die Pest zu Köln in den Jahren 1665 bis 1666", 1858. „Die Reichsgrafen von Hohenzollern in ihren Beziehungen zu Stadt und Erzdiöcese Köln", 1859. Dazu kommen manche Abhandlungen, Recensionen u. s. w. in Vereinsschriften und Zeitungen. J. J. Merlo.

Merk: s. Merck.

Merkatz: Johann Friedrich v. M., preußischer Oberst, Sohn eines Artillerieoffiziers, trat 1713 in die gleiche Waffe, commandirte als Capitän die 1734 an den Rhein gesandten Geschütze und erwarb hier den Orden pour la générosité, wurde 1737 geadelt, ging als Oberst-Lieutenant und Befehlshaber der Artillerie (42 Geschütze) im December 1740 mit der Armee nach Schlesien, focht bei Molwitz, enfilirte bei Chotusitz mit großem Erfolge die vorrückenden Oesterreicher, zeichnete sich bei Kesselsdorf als Commandeur der Batterien des Centrum aus, erhielt am 26. October 1753 das Commando des Artilleriecorps in Schlesien und die Aufsicht über die sämmtlichen Zeughäuser dieser Provinz und leistete auf diesem Posten bis zu seinem im April 1763 erfolgten Tode hervorragende Dienste.

v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Artillerie, Berlin 1844—45. Poten.

Merkatz: Johann Friedrich v. M., preußischer General-Lieutenant, des vorigen Neffe, am 29. Januar 1729 zu Brandenburg geboren, ward 1745 Soldat, erwarb im siebenjährigen Kriege bei der Belagerung von Schweidnitz im J. 1762 den Orden pour le mérite, ward 1770 geadelt, trat nach dem Rückzuge von Valmy als General-Major an Tempelhof's Stelle an die Spitze der Artillerie bei der Feldarmee, ward am 22. September 1795 für Moller General-Inspecteur, begleitete seines hohen Alters wegen die Armee nicht mehr

in den Krieg von 1806, ward nach demselben pensionirt und starb am 25. August 1815 zu Berlin.

v. Schöning, Historisch-biographische Nachrichten zur Geschichte der Brandenburgisch-Preußischen Artillerie, Berlin 1844—45. Poten.

Merkel: Garlieb Helwig M. wurde am 19./31. Oct. 1769 zu Pastorat Loddiger in Livland geboren und von seinem Vater, einem in Straßburg zum Voltairianer gewordenen Landprediger, in den Grundsätzen der Aufklärungsphilosophie und des Rationalismus erzogen. Seit dem J. 1782 verwaist, verlebte der frühreife Knabe die entscheidenden Jahre seiner Bildung in einsamem Studium der von seinem Vater angesammelten Bücherschätze, die ihm umfassende Kenntniß der lateinischen, französischen, englischen und der älteren deutschen Litteratur, zugleich aber auch Einseitigkeit der Geistesrichtung und autodidactische Selbstüberschätzung eintrugen. Für regelmäßigen Schulunterricht durch die Eigenthümlichkeit dieses Bildungsganges verdorben, trat M. als siebzehnjähriger Jüngling für mehrere Jahre in eine Rigaer Regierungskanzlei, gab diese Stellung im J. 1788 indessen wieder auf, um die folgenden vier Jahre als Hauslehrer bei einem livländischen Landprediger zuzubringen, sich dann in Riga mit litterarischen und poetischen Versuchen zu beschäftigen und 1793 abermals eine Hauslehrerstellung auf dem Lande zu übernehmen. Von dem ihn umgebenden Elende der leibeigenen lettischen Landbevölkerung lebhaft ergriffen, schrieb er während der J. 1794 und 1795 in der Stille die Schrift: „Die Letten, vorzüglich in Livland am Ende des philosophischen Jahrhunderts", in welcher er unter heftigen Angriffen gegen den deutschen Adel und die evangelische Geistlichkeit Livlands, die Aufhebung der Leibeigenschaft verlangte, die sehr viel dringendere Nothwendigkeit einer gesetzlichen Regelung der ökonomischen Lage des Landvolks aber fast vollständig übersah. Um diese schon wegen ihres sittlichen Pathos und wegen der Kühnheit ihrer Ausführungen bemerkenswerthe, in ihren Folgen höchst wirkungsvolle Schrift zu veröffentlichen, verließ M. im Frühjahr 1796 seine Heimath. Er trieb in Leipzig, später in Jena, anfangs medicinische, dann staats- und schönwissenschaftliche Studien und siedelte im J. 1797 nach Weimar über, wo er mit Böttiger, Herder und Wieland nähere Beziehungen anknüpfte und eine Abhandlung über „Hume's und Rousseau's Urvertrag", sowie ein „Supplement" zu den (bereits im J. 1796 erschienenen und wenig später zum zweiten Male aufgelegten) „Letten" schrieb. Im Herbst 1797 nahm er die Stellung eines Secretärs des dänischen Finanzministers Grafen Schimmelmann in Kopenhagen an, legte dieselbe indessen schon nach wenigen Monaten nieder und kehrte im December 1797 nach Weimar zurück, wo er während der beiden folgenden Jahre blieb, um im Herbst 1799 nach Berlin zu gehen und sich, nachdem er zu Frankfurt a. d. O. den Doctorgrad erworben hatte, für die nächsten sieben Jahre dauernd in der Hauptstadt Preußens niederzulassen. Von Weimar her erklärter Parteigänger Wieland's und Herder's, durch Frau Herder in seiner Feindseligkeit gegen die „neue Schule" und deren Hauptvertreter bestärkt, in Berlin mit Engel nahe befreundet und durch seine Beziehungen zu Böttiger und Kotzebue in deren Feindseligkeiten gegen Goethe und Schiller verwickelt, trat M. in seinen 1802 veröffentlichten „Briefen an ein Frauenzimmer über die neuesten Producte der schönen Litteratur in Deutschland" zu den Heroen des classischen Idealismus und zu den im Aufstreben begriffenen Romantikern in einen Gegensatz, der auf seiner gesammten späteren Thätigkeit als unaustilgbarer Schatten gelegen hat. Den Schwerpunkt dieser Thätigkeit verlegte der Vorkämpfer der alten Schule indessen schon wenige Jahre später auf ein Gebiet, für welches er ungleich besser befähigt war, als für die ästhetische Kritik, —

auf das politische. Nachdem er am 1. October 1802 die Redaction des wissenschaftlichen und kritischen Theils der Spener'schen Zeitung übernommen, begründete er im J. 1803 die Wochenschrift: „Ernst und Scherz", die, im folgenden Jahre mit Kotzebue's „Freymüthigem" verbunden, bis zum October 1806 unter diesem Doppeltitel fortgesetzt und von M. zum Organ einer ebenso kühnen wie leidenschaftlichen Polemik gegen Napoleon und die Franzosen, ganz besonders aber gegen die deutschen Rheinbündler und Franzosenfreunde gemacht wurde. Der im J. 1805 mit Johannes von Müller verabredete Plan zu gemeinsamer Herausgabe eines patriotischen Tageblattes in Berlin scheiterte an der Unschlüssigkeit des Letzteren, M. aber setzte seine Mahnungen zu einer preußisch-deutschen Nationalerhebung in dem „nicht-politischen" Theile des „Freymüthigen" so energisch fort, daß er bereits zu Anfang des Jahres 1806 auf der französischen Proscriptionsliste stand und namentlich wegen seiner Aufsätze über die Erschießung Palm's von den Anhängern der französischen Allianz heftig angefeindet wurde. — Nach der Schlacht bei Jena mußte er auf den dringenden Rath des Ministers von Schulenburg Berlin verlassen und in seine Heimath zurückkehren, in welcher er die folgenden zehn Jahre als Herausgeber der in Riga erscheinenden Zeitung „Der Zuschauer" den Kampf gegen das Napoleonische Frankreich fortsetzte und während des Krieges von 1812 an den Bemühungen des damaligen Gouverneurs von Liv- und Kurland, Marchese Paulucci um die Anknüpfung geheimer Verhandlungen mit York einen gewissen Antheil nahm. Während derselben Zeit schrieb M. vier Hefte „Skizzen aus meinem Erinnerungsbuche", in denen er seine Beziehungen zu den litterarischen Zeitgenossen in ebenso parteiischer, wie lebensvoller und anschaulicher Weise schilderte und einen Versuch zur Rechtfertigung seiner kritischen Thätigkeit und seiner Polemik gegen Goethe unternahm. Dieselbe Absicht verfolgten die zwanzig Jahre später geschriebenen, ausführlicheren „Darstellungen und Characteristiken aus meinem Leben" (2 Bde., Leipzig, Riga und Mitau 1839), die neben vielem Verfehlten und Veralteten bemerkenswerthe Beiträge zur Geschichte des classischen Zeitalters der deutschen schönen Litteratur enthalten, in Deutschland übrigens so gut wie unbekannt geblieben sind. Nach der Befreiung Deutschlands unternahm M. einen verunglückten Versuch zur Wiedererlangung der litterarischen Stellung, die er während der Jahre 1802—1806 eingenommen hatte. Im Frühjahr 1816 nach Berlin zurückgekehrt, begründete er gemeinsam mit F. W. Gubitz (der sich indessen bald zurückzog) eine Zeitschrift „Ernst und Scherz oder der alte Freimüthige", die nach neunmonatlichem Bestehen wieder einging, weil sie von dem Publikum vollständig unbeachtet gelassen worden war. M., der die Redaction im Frühjahr 1817 Julius v. Voß übertragen hatte, unternahm eine Reise durch das westliche Deutschland (die er in dem zweibändigen Buche: „Ueber Deutschland, wie ich es nach einer zehnjährigen Entfernung wiederfand", ausführlich besprochen hat) und kehrte sodann nach Riga zurück. Auf dem in der Nähe dieser Stadt belegenen Gute Depkinshof lebend, theilte er seine Zeit fortan zwischen landwirthschaftlicher und journalistischer Thätigkeit. Die letztere wurde ihm zu Folge unaufhörlich wiederkehrender Censurschwierigkeiten indessen so vollständig verleidet, daß er die Redaction des „Zuschauer" im J. 1831, diejenige der im J. 1827 übernommenen Wochenschrift „Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Estland" zu Ende des Jahres 1838 niederlegte. Während seiner letzten Lebensjahre in völliger Zurückgezogenheit lebend, aber in der Stille stets mit litterarischen Plänen beschäftigt, starb er am 9. Mai (27. April) 1850 zu Depkinshof. — Merkel's zahlreiche politische, kritische und ästhetische Schriften (unter denen noch das in Veranlassung der Aufhebung der Leibeigenschaft erschienene Buch: „Die freien Letten und Esten" Leipzig 1820, besonders namhaft zu machen ist) sind zum größten Theil ver-

altet, dauernden Werth dürfen allein die oben erwähnten autobiographischen Beiträge zur livländischen und deutschen Sittengeschichte des 18. Jahrhunderts und die „Flüchtigen Erinnerungen aus dem Jahre 1806“ in Anspruch nehmen, welche eine außerordentlich anschauliche Schilderung der Katastrophe nach der Schlacht bei Jena enthalten. Der Schwerpunkt von Merkel's Talent und Neigung lag auf dem politisch-publicistischen Gebiete; daß ihm auch hier nur mäßige und zeitweilige Erfolge beschieden gewesen sind, erklärt sich wesentlich aus der verunglückten kritisch-ästhetischen Thätigkeit, zu welcher er sich durch die einseitig litterarische Richtung seiner Zeit bestimmen ließ. Trotz maßloser Eitelkeit und Selbstüberschätzung war M. ein ehrlicher, überzeugungstreuer Charakter und als solcher von dem gewöhnlich neben ihm genannten, ihm im Grunde immer antipathisch gewesenen Kotzebue durchaus verschieden.

Ein vollständiges Verzeichniß der Merkel'schen Schriften findet sich im dritten Bande des von Recke und Napiersky herausgegebenen Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikons der Provinzen Livland, Estland und Kurland (vgl. a. a. O. S. 206—214) und den von Th. Beise herausgegebenen Nachträgen und Fortsetzungen zu demselben (vgl. a. a. O. Bd. II S. 43 und 44). Außer den ebendaselbst gegebenen biographischen Nachweisungen sind noch namhaft zu machen: „Erinnerung an Garlieb Merkel“ in J. Eckardt's Baltischen Provinzen Rußlands (2. Aufl., Leipzig 1869), „York und Paulucci. Aus dem Nachlaß G. Merkel's“, von demselben (Leipzig 1865), „Die Unzufriedenen der Schiller- und Goethezeit (Grenzboten, Jahrg. 1867)“ und eine in der Baltischen Monatsschrift (Jahrg. 1869) veröffentlichte Abhandlung von Diederichs. — Eine Sammlung im Nachlaß Merkel's gefundener Aufzeichnungen über Weimar in den Jahren 1798—1800 soll demnächst in der Deutschen Rundschau veröffentlicht werden. Eckardt.

Merkel: Johann M., geb. in Nürnberg am 18. November 1785, Sohn des Kaufmanns und Marktvorstehers Paul Wolfgang Merkel. Seine Bildung erhielt er am Gymnasium dortselbst, das er aber schon nach seiner Confirmation verließ, um die Kaufmannschaft zu erlernen. Bevor er aber seine Lehrzeit in einer bedeutenden Handlung seiner Vaterstadt antrat, wurde er Ende 1799 von seinem Vater mit einem vertrauten Gehülfen des Geschäfts auf eine Handlungsreise nach Baiern, Tirol und Italien entsendet. Nachdem er seine Lehrzeit mit Fleiß und Erfolg bestanden, trat er in das väterliche Geschäft ein, dem er seine ganze Thatkraft widmete. Je früher M. den bildenden Einwirkungen des humanistischen Unterrichts entzogen war, um so tiefergehend zeigte sich nunmehr sein Lernbedürfniß und Bildungstrieb. Mit Gleichgesinnten trat er zur Bildung einer Gesellschaft, Eos oder später Hesperus genannt, im Jahre 1805 zusammen, deren Mitglieder gegenseitige geistige Anregung und Vervollkommnung durch Vorbringung von Arbeiten in gebundener und ungebundener Rede, Uebersetzungen und Auszügen wissenschaftlicher und schöngeistiger Schriften bezweckten. Im selben Jahre schloß sich M. der 1792 durch das Verdienst seines Vaters gegründeten Industriegesellschaft an (s. folg. Art.). Als Mitglied und später als Vorstand war er unausgesetzt bemüht, den Zweck der Gesellschaft fördern zu helfen, insbesondere aber richtete sich sein Bestreben darauf, den Arbeiten des Nürnberger Kunst- und Gewerbefleißes ihren eigenthümlichen Charakter zu wahren. Ohne Zweifel hing es mit diesem Bestreben auf das Innigste zusammen, daß er im Interesse der Handwerker und ihrer Producte stets als der entschiedenste Gegner großer Fabrikanlagen, dagegen als warmer Befürworter und Anwalt des selbständigen Handwerks in die Schranken trat. Wiederholte Reisen nach Oesterreich, Ungarn, Böhmen, Sachsen und Preußen in den Jahren 1810 und 1811,

besonders aber die nach einem glücklich überstandenen rheumatischen Leiden mit einem Freunde, dem Sohne eines verwandten Wiener Handlungshauses Gottlieb von Scheidlin, im Mai 1815 über die Niederlande nach England unternommene, die sich bis in das Jahr 1816 hinausdehnte, waren geeignet, seinen geistigen Horizont nach jeder Richtung hin zu erweitern. 1818 vermählte er sich mit der Tochter des Rugamtssecretärs Held, die ihn in glücklicher Ehe mit 10 Kindern beschenkte. Nach dem Tode seines Vaters, der am 16. Januar 1820 eintrat, übernahm er mit seinem Bruder das Handelsgeschäft. Es war wie ein Erbtheil von seinem Vater, daß Johann Merkel in der Beurtheilung öffentlicher Angelegenheiten, den Fragen der Verwaltung und des politischen Lebens besondere Befähigung an den Tag legte. 1816 berief ihn die Polizeidirection in den Wohlfahrtsausschuß, der, zur Linderung der Theurungsnoth ins Leben gerufen, in ihm eines seiner rührigsten und ausgezeichnetsten Mitglieder sah. 1818 wurde er zum Marktsadjuncten und weiterhin zum Mitglied des neuorganisirten Magistratscollegiums erwählt. Als er dann 1825 Marktsvorsteher geworden, mußte er seine Stelle als Magistratsrath niederlegen. 1833 wurde er zum Gemeindebevollmächtigten und zum Vorstand dieses Collegiums erwählt. In den Jahren 1822, 1825 und 1828 vertrat er seine Vaterstadt im Landtag und war seit 1832 sechsmal als Mitglied des Landraths thätig. An den Verhandlungen des Landtages nahm er wiederholt als Redner und Referent thätigen Antheil. Hauptsächlich waren es die Fragen des Finanz-, Handels- und Zollwesens, die ihn zur Mitarbeit anregten. In den Landrathsverhandlungen fand er noch reichlicher Gelegenheit zu einer gedeihlichen Mitwirkung. In jeder Sitzungsperiode zum Secretär gewählt, konnte er auf den ganzen Lauf der Verhandlungen einen oft bestimmenden Einfluß gewinnen, zumal ihm noch jene große Fähigkeit eigen war, auseinandergehende Meinungen zu vermitteln, Aeußerungen localer und individueller Wünsche und Bestrebungen in ein Bett zu leiten und überall das höhere Ziel und den allgemeinen Zweck als Leitstern zu betrachten. Auch als Mitglied der Generalsynode i. J. 1836 entwickelte er eine ähnliche, wenn auch nicht ebenso durchgreifende Thätigkeit. Ende 1835 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger auf den Posten des zweiten Bürgermeisters, den höchsten, der ihm vermöge seines Bildungsganges in seiner Vaterstadt erreichbar war, zugleich aber mußte er seine Stellung als Marktvorsteher aufgeben. Den Anforderungen des Bürgermeisteramts, das er am 24. März 1836 übernahm, zeigte er sich in außerordentlicher Weise gewachsen. Seine eigenthümlichen Anlagen und die Schule, die er bis dahin im öffentlichen Leben durchgemacht, erleichterten ihm die verantwortungsvollen Aufgaben, die ihn als den Verwalter des Vermögens und der Stiftungen der Stadt, sowie als den zweiten Vorstand des Magistrats erwarteten. Trotz seines Körperleidens — das im Herbst 1836 mit einer heftigen Halsentzündung beginnend in eine Wucherung der Lymphdrüsen ausartete und dem sich Ende 1837 noch ein Blasenrothlauf gesellte, welchen Leiden er am 25. Januar 1837 erlag — füllte er seinen Wirkungskreis im vollsten Umfange aus und wußte sich, den mannigfaltigen Pflichten seines Amtes bis an sein Lebensende mit regem Eifer obliegend, die anerkennende Verehrung und aufrichtige Zuneigung seiner Mitbürger zu erwerben. M. war in jeder Beziehung ein ganzer Mann, ausgezeichnet durch vielseitige Bildung, die er eigenem Streben und vielfacher Arbeit verdankte, echt religiösen Sinn und streng moralischen Wandel. Als Familienvater war ihm liebevolle Sorgfalt für die Seinen, im Geschäfts- und öffentlichen Leben unermüdliche Thätigkeit und strenge Rechtlichkeit eigen. Er war, um uns des zusammenfassenden Urtheils der Stadtchronik zu bedienen, „ein deutscher Biedermann von echtem Schrot und Korn“.

Zum Andenken Johann Merkel's, Kaufmanns und zweiten Bürgermeisters in Nürnberg. Nürnberg 1838, Campe. Geschriebene Nürnberger Stadtchronik.

Mummenhoff.

Merkel: Paul Wolfgang M., geb. zu Nürnberg am 1. April 1756, Sohn des Caspar Gottlieb Merkel, verordneten Marktvorstehers und der Maria Magdalena Merz. Trotz Fähigkeiten und Neigung für gelehrte Studien ließ er sich durch den Wunsch seiner Eltern bestimmen, das Gymnasium zu verlassen und den väterlichen Beruf zu ergreifen. Mit welchem Eifer und Erfolg er indeß bis dahin die humanistischen Studien betrieben, erhellt am besten daraus, daß er späterhin sich vorkommenden Falles stets der lateinischen Sprache mit Leichtigkeit bediente. In einem Bremenser Manufacturgeschäfte erlernte er die Kaufmannschaft und nachdem er, noch nicht siebenzehn Jahre alt, mit seinem Vater eine wenn auch kurze, aber an Eindrücken reiche Reise nach Oberitalien bis Venedig gemacht hatte, übernahm er, bevor noch seine Lehrzeit abgelaufen, bei einem nahen Verwandten auf dessen Wunsch eine Stelle als Geschäftsführer und bewährte sich durchaus in dieser frühen Selbständigkeit. Bald darauf trat er in die Handlung seines Vaters ein und im Verein mit einem zweiten im väterlichen Geschäfte thätigen Bruder gelang es ihm, das durch namhafte Verluste geschwächte väterliche Haus, das bei der zunehmenden Kränklichkeit des Vaters einer kraftvollen Leitung bedurfte, in Ehren zu erhalten. Auf die geistige Durchbildung des jungen Merkel, auf die Läuterung seines ästhetischen Geschmackes, die Weiterentwicklung seiner Kenntnisse und seines Urtheils in historischer, wirthschaftlicher und religiöser Beziehung war damals ein innig freundschaftlicher Verkehr mit Wolfgang Jäger und Ernst Friedrich Andreas Cnopf von einem tiefen und nachhaltigen Einflusse. Jener, damals Lehrer am Gymnasium zu Nürnberg und später Professor zu Altdorf, zeichnete sich durch ein vielseitiges und gründliches historisches Wissen, durch Sicherheit und Schärfe in Auffassung und Beurtheilung der politischen Ereignisse und Zustände aus, dieser, damals Vicar in Nürnberg und nachmals Consistorialrath und Prediger in Wien, war auf dem Gebiete der neueren Litteratur höchst bewandert und stand als Theologe auf einem freien, rationellen Standpunkte. Nach seines Vaters Tode verlobte sich Merkel im Jahre 1783 mit der einzigen noch sehr jungen Tochter Johannes Beplers, dem durch Vermächtniß das bedeutende Handlungshaus Johann Sigmund Lödel zugefallen war. Infolge des Todes seines Bruders alleiniger Inhaber des Geschäfts vereinigte er es 1787 nach dem Wunsche seines Schwiegervaters mit dessen Hause, das von nun an die Firma Lödel und Merkel führte. Um diese Zeit beginnt Merkel's öffentliche Thätigkeit. Schon 1786 war er unter die Marktsadjuncten aufgenommen und zugleich Mitglied des größeren Rathes der Genannten geworden. Dieser ohne besondere politische Befugnisse hatte damals einen bereits im 17. Jahrhundert zwischen sich und der eigentlichen Regierung der Stadt, dem inneren oder kleineren Rathe entbrannten Competenzstreit infolge einer neu ausgeschriebenen Kopfsteuer wieder aufgenommen. Wenn auch der Reichshofrath, an welchen sich das Genanntencollegium zur Entscheidung wandte, diesem die Unterwerfung unter die Beschlüsse des Raths anbefohlen hatte, so war es andererseits doch ein glänzender Erfolg der Gemeinde zu nennen, daß der Rath zur Anhörung der Anträge des Handelsstandes angewiesen wurde. Merkel wurde Mitglied der zur Berathung und Verhandlung eingesetzten Commission. Seinem mildernden Einflusse war es zu verdanken, daß die Verhandlungen, welche sich auf Minderung der Verwaltungskosten und Verbesserung des Steuerfußes bezogen, keinen stürmischen, sich überstürzenden Verlauf annahmen, wie es in jener Zeit der Staatsumwälzungen kaum etwas ungewöhnliches gewesen wäre. Nach langen Tractationen kam es zwischen den beiden Körperschaften

zum Vertrag, der dem größeren Rath den ihm gebührenden Antheil an der gesetzgebenden Gewalt einräumte. M. steuerte nun mit aller Energie darauf hin, diesem zur vollen Ausübung seiner neuerworbenen Gerechtsame zu verhelfen, jedoch vergebens. In seinem Schooße hervorgetretene Zwistigkeiten ließen sich nicht beilegen, und als nun gegen den Rath die Einsetzung einer kaiserlichen Localcommission verlangt wurde, trat er aus und verweigerte fort und fort die Annahme einer Wiederwahl. Die französische Revolution blieb für das politische Leben Nürnbergs nicht ohne jeglichen Nachhall: eine Anzahl Bürger erstrebte die Bildung eines Vereins, der an bestimmten Tagen sich mit der Berathung politischer Materien befassen sollte. Merkel, die naheliegende Gefahr des Mißbrauches derartiger Zusammenkünfte in jener aufgeregten Zeit besorgend, wußte das allgemeine Interesse auf die Hervorrufung eines anderen Vereins zu lenken, der sich die Hebung der vaterstädtischen Manufacturen durch Verbesserung ihrer Producte und Erweiterung ihrer Absatzgebiete zum Ziele setzte. So bildete sich 1792 die Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie. Die Aufgaben, welche die öffentlichen Angelegenheiten in sich bargen, traten jetzt mit stets größeren Ansprüchen an ihn heran. Die seit der französischen Invasion überaus schwer drückenden Kriegskosten wurden auf seinen Antrag nicht durch Anlehen, die die schon höchst bedeutenden Staatsschulden bis ins Unerträgliche gesteigert hätten, sondern durch Auflagen gedeckt. Mit gleicher Energie, wie hier, nahm er zehn Jahre lang an den Verhandlungen Theil, welche die Erhaltung der politischen Selbständigkeit der Reichsstadt und die Wiedererwerbung des verlorenen Gebietes herbeiführen sollten. Versprach er sich auch keinen besonderen Erfolg von all' diesen Anstrengungen, so hielt er es doch für seine heilige Pflicht, die politische Unabhängigkeit so lange zu wahren, als es eben anging, sie aber auf keinen Fall vor der Auflösung des Reichs eingehen zu lassen. Als dann, wie erwartet, der deutsche Reichsverband kraftlos und altersschwach auseinanderfiel, gehörte M. zu den ersten, die die Aufnahme Nürnbergs in den baierischen Staat befürworteten. Freilich war er in der Folge nicht stets und überall mit den Umgestaltungen einverstanden, welche der Anschluß an Baiern erheischte, namentlich nicht mit der „Ergreifung“ des Stiftungsvermögens, wie sich die Generaladministration ausdrückte, und dessen Separirung, ein Verfahren, das er auf katholische Institute, Klöster, Brüderschaften etc. angewendet für zweckmäßig, in einer protestantischen Gegend aber nicht am Platze hielt. Zugleich aber war er gern bereit, die Vorzüge des neuen Regiments und den guten Willen der Regierung immerfort anzuerkennen. Bei den politischen Umwandlungen war er indeß selbst als Vorsteher des Handelsplatzes, als Executor mehrerer Stiftungen und als Mitglied der Schulcommission in vielfacher Hinsicht in Anspruch genommen. Im übrigen widmete er sich mit voller Kraft seinem Amte als Marktsvorsteher, das er schon von 1801 an bekleidete. Die Gerichtsbarkeit der vier Marktsvorsteher, oder das sog. Marktsgewölbe, war eine alte örtliche Einrichtung, die der Stadt unter dem Namen des Friedens- und Schiedsgerichts von der baierischen Regierung bestätigt wurde. Als Mitglied desselben und Beisitzer des neuerrichteten Handelsappellationsgerichts entwickelte er eine überaus fruchtbare Wirksamkeit. Es kam ihm zu statten, daß er über die Gabe der Rede in außerordentlicher Weise verfügte und auch unvorbereitet auf das erfolgreichste selbst auf die erbittertsten Gegner einzuwirken verstand. Im Anfang des Jahres 1808 wurde M. an der Spitze einer Commission des Handelsstandes nach München abgeordnet, um in der neueingeführten Zollordnung bedeutende Abänderungen zu erwirken. Die Abgesandten der übrigen Städte erkannten in ihm den sach- und redekundigen Führer und wählten ihn zu ihrem Sprecher. Sein klarer und eindringlicher Vortrag war von durchschlagendem

Erfolge: die weitaus größere Mehrzahl der vorgetragenen Wünsche fand Berücksichtigung. Noch an seinem Lebensabend erfüllte sich eine der schönsten politischen Hoffnungen Merkel's, als am 26. Mai 1818 dem baierischen Volke die Verfassungsurkunde gegeben wurde. In dem Bewußtsein, daß seine Kraft nicht mehr ausreiche, lehnte er es auf das Entschiedenste ab, eine Stelle unter den neuen Gemeindevorständen einzunehmen, wenn er auch, von dem Regierungspräsidenten des Rezatkreises Graf von Drechsel zu Rath gezogen, bei den jetzt zu treffenden Einrichtungen seine Mitwirkung nicht versagte. Den auf ihn einstürmenden Bitten aber, ein Mandat als Abgeordneter für den Landtag zu übernehmen, konnte er sich nicht entziehen. Wenn er sich auch den an ihn herantretenden Aufgaben keineswegs gewachsen glaubte und seine Thätigkeit bei den Arbeiten des Landtages auch nicht in den Vordergrund trat: so war sie doch keineswegs unbedeutend und namentlich waren es die Berathungen des Steuerausschusses, an denen er als Mitglied den lebhaftesten Antheil nahm. Ungleich größer aber war der Einfluß, den er im directen Verkehr mit anderen Abgeordneten ausübte. Er selbst schreibt über seine Thätigkeit im Landtage unter Anderem an Karl Ludwig von Knebel: „Habe ich gleich nur wenig thun können, so ist doch hie und da manches nicht ohne Erfolg geblieben und meine Vaterstadt besonders kann mit den Resultaten der Ständeversammlung sehr wohl zufrieden sein; denn ihre Schuldenangelegenheit ist nun so berichtigt, daß sie der Nationalschuld einverleibt und mit 4 Procent verzinset wird." Vom Landtage zurückgekehrt, wurde er von der Nürnberger Bevölkerung mit Jubel empfangen. Vornehmlich war man über die Wiederherstellung der fast entwertheten Nürnberger Obligationen erfreut, wenn auch dieser Erfolg mehr ein Verdienst der übrigen Nürnberger Abgeordneten war. Schon auf dem Landtage hatte sich indeß gezeigt, daß das Feuer der Begeisterung M. über die Schwierigkeiten seiner Aufgabe hinausgehoben hatte. Leidend war er zurückgekehrt und seit Ende November zersetzten sich seine Kräfte mehr und mehr. Er starb am 16. Januar 1820. Mit M. schied einer jener Männer, die in dem Uebergangsstadium des Nürnberger politischen Lebens eine hervorragende Rolle spielten. Er war ein Mann voll Einsicht und Besonnenheit, reich an Kenntnissen, hilfreich und mildthätig, gediegen durch und durch. Diese vortrefflichen Eigenschaften bewährte er in gleicher Weise in allen Lagen, im Familien-, Freundes- und geselligem Verkehr, im Geschäfts-, wie im öffentlichen Leben. Ueber ihn schreibt Knebel, der mit ihm seit 1798 in freundlichem und geschäftlichem Verkehre stand, an Goethe: „Keinen bravern, würdigern, verdienstlichern Mann kenne ich nicht. So wird er überall geliebt und verehrt. Das ist eine seltene Menschenart."

Fried. Roth, Nachricht von dem Leben Paul Wolfgang Merkel's ꝛc., Nürnberg, auf Kosten der Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie. 1821. — H. Düntzer, Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß. Nürnberg 1858. — K. L. Roth, Kleinere Schriften pädagogischen und biographischen Inhalts. Stuttgart 1856. — Georg Wolfg. Karl Lochner, Lebensläufe berühmter und verdienter Nürnberger. Nürnberg 1861.

Mummenhoff.

Merkel: Paul Johannes M., geb. am 1. Aug. 1819 in Nürnberg, † zu Halle a. S. am 19. Dec. 1861. Um die Kritik der Quellen des germanischen Rechts insbesondere hochverdienter Rechtslehrer. Sein Vater, der Kaufherr Johannes M. war zweiter Bürgermeister, sein Großvater Paul Wolfgang M. Marktvorsteher in Nürnberg und Abgeordneter dieser Stadt zum ersten baierischen Landtag vom Jahre 1819. Mütterlicherseits war M. der rechte Neffe des Ober-Consistorial-Präsidenten v. Roth zu München und des k. Studien-Rectors Roth zu Nürnberg. Unter Letzterem absolvirte er im J. 1836 das Gymnasium und

bezog dann die Universität München, wo er im Hause des erstgenannten Oheims Aufnahme fand und sein Verhältniß zu dem Sohne des Hauses, dem jetzigen Professor Dr. Paul v. Roth in München begründete. Von dem Präsidenten Roth rühmt er in einem handschriftlichen Lebenslauf: huius viri studio et amore ductus historiae praesertim interiora adire licebat. Unter den philosophischen Fächern, welche der angehende Student nach baierischer Studienordnung unter andern in den ersten Jahren seines Studiums treiben mußte, beschäftigte M. seiner Neigung und seinen Anlagen nach besonders die Mathematik. Nach dem im J. 1838 erfolgten Tode seines Vaters siedelte M. auf die Universität Erlangen über, die er nach abermals zwei Jahren zufolge des unglücklichen Ausganges eines Duells verließ. Es folgen nun vier Jahre praktischer Thätigkeit beim k. Landgericht Nürnberg (October 1840 bis Ende November 1842) und (von da ab bis Herbst 1844) beim k. Advocaten Dr. Kreitmair daselbst. M. schlug den Werth derselben für seine allgemeine juristische Ausbildung später sehr hoch an. Die theoretischen Studien vernachlässigte er aber über den praktischen Arbeiten keineswegs. Savigny's Geschichte des römischen Rechts im M. A. führte ihn „in dieser entscheidenden Periode seiner Bildung" dem Studium mittelalterlicher Rechtsgeschichte zu, und in diesem fand er „den Beruf seines Lebens". Wenn Savigny's unsterbliches Werk für ihn so zu einem, „seine Seele belebenden Hauch" wurde, so stand fortan auch sein Entschluß fest, den erwählten Beruf nach Savigny's Methode und auf Savigny's Wegen in selbständiger Forschung zu begründen. Das Programm seines Lebens war festgestellt. Einen nicht unwesentlichen Antheil an dieser Feststellung scheint nach einer handschriftlichen Aeußerung Merkel's Briegleb, damals noch in Erlangen, gehabt zu haben: M. nennt ihn in dieser Hinsicht „auctor confirmatorque consilii mei". Im Januar 1845 brach M. nach Italien auf. Bis Anfang Mai 1847 hat er dann — mehrmaliger Unterbrechung durch Krankheit und längere Reconvalescenz ungeachtet — Archive und Bibliotheken in Rom (Vaticana, Cistercienser in S. Croce di Gierusalemma), Neapel (Brancacciana zu S. Angelo in Nilo, Philippiner), Monte Casino, dann wieder in Rom (Vaticana), Pisa (bischöfliches Seminar, Karthäuser in S. Maria degli Scalzi), Lucca (öffentliche Bibliothek, Nonnen in S. Giustina), Florenz („wo die Laurentiana und Riccardiana, die Handschriften, welche in S. Marco und bei den Augustinern in S. Spirito zurückgeblieben sind", untersucht wurden), Bologna (Colleg. Hisp., Bibliotheken der Commune und der Canonici von S. Salvatore), Modena (Domarchiv, Benedictiner zu S. Pietro, Communalarchiv, herzogliches Archiv), Parma (herzogliche Bibliothek. Alle Archive mit der zufälligen Ausnahme desjenigen, was die Benedictiner in S. Giovanni besitzen), Mantua (Handschriften der ehemaligen Benedictiner-Abtei Polirone), Venedig (k. k. Bibliothek-Centralarchiv. „Emmanuele Cicogna's ... reiche Handschriften-Sammlung und seine Bücher konnte ich", berichtet M., „in den wenigen, mir freigelassenen Stunden leider nicht zur Genüge benutzen, und die zahlreichen Archive, welche Privatpersonen besitzen, etliche vierzig, zu sehen, war die Zeit meines Aufenthalts nicht hinreichend") und Padua (bischöfliches Seminar und Mönche des heil. Antonius) mit Finderglück durchforscht und kehrte mit litterarischen Schätzen beladen zurück. In einer handschriftlichen Aufzeichnung rühmt M. neben der entgegenkommenden Hülfe der von ihm namentlich aufgeführten Vorstände der Bibliotheken und Archive auch die „wirksamen Empfehlungen" des k. preußischen Instituts für archäologische Correspondenz in Rom, sowie diejenigen von Pietro Vieusseux in Florenz; andererseits erwähnt er der „unfreundlichen Worte", mit denen er auf der Borbonica in Neapel unter Verweigerung der Kataloge abgewiesen worden sei. — Den Mittelpunkt von Merkel's italischen Forschungen hatte das lango-

bardische Recht gebildet. Aber die gehobenen Schätze waren darauf keineswegs beschränkt. Die Verwerthung derselben hätte noch ein langes Leben ausfüllen können. Ein solches war dem Heimgekehrten aber leider nicht beschieden. — — Nach seiner Rückkehr promovirte M. mit einer ungedruckt gebliebenen Dissertation „de libris legum Langobardorum commentatio critica" (vgl. Gengler, Grundriß der deutschen Rechtsgeschichte I 186 Note 124) in Erlangen. Im September 1847 aber begab er sich, nunmehr von Pertz aufgefordert, an der Herausgabe der Volksrechte für die Monumenta Germaniae theilzunehmen, nach Berlin. Er habilitirte sich hier am 19. Januar 1850 (Datum des Diploms) und hielt Vorlesungen über deutsche Rechtsgeschichte, Quellen des deutschen Rechts, lex Salica, lex Angliorum et Werinorum. Ostern 1851 wurde er als außerordentlicher Professor nach Königsberg, Michaelis 1852 als ordentlicher Professor an J. F. Budde's Stelle nach Halle a. Saale berufen. Amtlich wurde er hier sowohl durch eine ausgedehnte Katheder-Thätigkeit (er las deutsche Rechtsgeschichte, deutsches Gerichtswesen, deutsches Privatrecht, preußisches Landrecht, Kirchenrecht, Encyklopädie, Methodologie und Philosophie des Rechts), als durch das damals außerordentlich beschäftigte Spruch-Collegium der Juristen-Facultät sehr in Anspruch genommen. Eine nur zu kurze, kaum einjährige Ehe mit Anna Pinder, Tochter des Geheimen Ober-Regierungsrathes Dr. Pinder zu Berlin, schmückte diese Halle'sche Zeit. Dieser Ehe entsproß ein Sohn, der nachmalige Consistorialrath und Professor des römischen Rechts, Dr. Joh. Merkel zu Rostock, gegenwärtig in Göttingen, welcher der Mittelpunkt der sorgenden Liebe des Vaters blieb. In der Halle'schen Facultät hat sich M. mit Ludewig Pernice, Henke, Karl Witte, Otto Göschen, Georg Bruns, dann Otto Hartmann als Collegen und mit E. J. Bekker, Th. Muther und dem Unterzeichneten als Privatdocenten resp. Extraordinarien berührt. Aus dem weiteren Collegenkreise stand ihm vor Allen Heinrich Leo nahe. M. starb an Phthisis. Seine schriftstellerische Thätigkeit fällt in die Zeit seit dem Jahre 1846. In diesen nur sechszehn Jahren hat er durch eine Reihe der saubersten Editionen und kritischen Arbeiten den volksrechtlichen Quellenbestand der germanistischen Jurisprudenz mehr und nachhaltiger gefördert, als es wohl bisher vor oder nach ihm irgend einem Juristen beschieden war. Die hierher gehörigen Publicationen sind:

1846: Sopra un documento dell anno 994 risguardante la littà di fondi im Saggiatore Giornale Romano. Ann. III, vol. V, p. 281—292. — Edicta regum Langobardorum ex editione Bandii a Vesme, eine Besprechung dieser berühmten Ausgabe im Archivio storico Italiano, Append. III, p. 692—729 (vgl. Gersdorf's Repertorium 1847, Heft 36, S. 369 ff.). — 1847: Documenta aliquot, quae ad Romani pontificis notarios et curiales pertinent, ebend. Append. V, no. 18, p. 129—153. — 1848: Reccared's I. Sammlung des westgothischen Volksrechts und deren Beziehung zum Volksrecht der Baiern in der Zeitschrift für deutsches Recht XII, S. 281—294, veranlaßt durch Bluhme's zur Lübecker Germanistenversammlung 1847 veranstaltete Ausgabe der westgothischen Antiqua. — 1849: De republica Alamannorum, eine schwäbische Rechts- und Verfassungsgeschichte, deren eigenthümliche Form sich aus ihrer ursprünglichen Bestimmung zu einer Einleitung in die Monumenten-Ausgabe der lex Alamannorum erklärt. — 1850: Die Geschichte des Langobardenrechts. Als Beitrag zu Savigny's Geschichte des römischen Rechts im M. A.; Festgabe zu Savigny's 50jährigem Jubiläum. Unter Merkel's Theilnahme besorgte hiervon eine italienische Uebersetzung der Advokat Bollati in Turin: Appunti per la storia del diritto Longobardo in den Memorie e documenti inediti spettanti alla storia del diritto Italiano nel medio aevo. Fasc. I, p. 1—49. — Lex Salica. Mit einer Vorrede von Jakob Grimm. — 1851: Lex Angliorum et Werinorum h. e. Thuringorum. — Lex Alamannorum als Band III Fasc. 1 der Mon. Germ. Leg. — 1850/51 fallen noch die „Zusätze von Merkel" in der zweiten Auflage der Bände IV—VII von Savigny's Geschichte des römischen Rechts im M. A. (vgl. die Vorrede zu Band IV S. VIII). — 1853: Lex Saxonum. — 1856: Commentatio, qua iuris Siculi sive assisarum regum regni Siciliae fragmenta ex codicibus manuscriptis proponuntur, Halle'sche akademische Festschrift zu Henke's 50jährigem Jubiläum. — 1858: Das baierische Volksrecht im Archive der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XI, 533—687. — 1861: Ludovico Wilhelmo Antonio Pernice gratulatur

P. J. Merkel Norimbergensis enthält zwei die Rechte der Pfalzgrafen betreffende Urkunden von resp. 1274 und 1278/1282. — 1861: Der judex im baierischen Volksrecht in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte I, 131—167. — Ein westfränkisches Formelbuch ebend. 194—233. — Am Morgen nach seinem Tode trafen die Editorexemplare der Lex Baiuwariorum edente J. M. in Merkel's Wohnung ein, welche den fasciculus 2 des dritten Bandes der M. G. Leges bildet. — Aus dem Nachlaß hat der Unterzeichnete den Aufsatz „Die Adelsgeschlechter im baierischen Volksrecht" in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte I, 255—272 und Paul v. Roth ebend. II, S. 101—174 „Das Firmare des baierischen Volksrechts" zum Druck befördert.

Die fachwissenschaftliche Würdigung dieser Arbeiten betreffend, so kann im Ganzen auf Anschütz (s. unten) verwiesen werden, dem aber nicht bekannt gewesen ist, daß auch die im J. 1856 erschienenen „Fragmenta assisarum regum regni Siciliae" im Archivio storico (nuova serie IV 2 pp. 198 ss.) im J. 1857 durch Capei eine Besprechung erfahren haben. Die litterarische Thätigkeit Merkel's hat sich inzwischen ebensowenig,, als seine wissenschaftliche und amtliche auf das deutsche Recht und seine Geschichte beschränkt. In Halle trat M. energisch in die kirchliche Bewegung der fünfziger Jahre ein. An der kirchlichen, sogenannten Monbijou-Conferenz war er betheiligt; im October 1854 wurde er zum Präses des lutherisch-kirchlichen Vereins der Provinz Sachsen (sogenannte Gnadauer Conferenzen) erwählt. Dieser Betheiligung und seiner kirchenrechtlichen Katheder-Thätigkeit sind eine Reihe von Aufsätzen entsprungen, von welchen folgende hier angeführt sein mögen:

In Herzog's Real-Encyklopädie für protestant. Theologie u. Kirche (1. Aufl.) die Artikel Ansegis I. 360—362, Anso 370 f., Ballerini 672 f., Benedikt Levita II. 44—47, Capitel 544—561, Cummean III. 202, Curatus 203; — in den Actenstücken aus der Verwaltung des evangelischen Oberkirchenraths zu Berlin III, 41—62: Gutachten, Berufung einer Landessynode betreffend, und 445 ff.: Gutachten, die Einsegnung geschiedener Ehegatten betreffend; — selbständig: Der lutherisch-kirchliche Verein der k. preußischen Provinz Sachsen. Eine für die Vereinsglieder entworfene und anstatt handschriftlicher Mittheilung gedruckte Denkschrift. Halle 1856 (Druck von Hendel), hier auch S. 42 f. in acht klaren Thesen Merkel's Stellung zur preußischen Union; — in Hengstenberg's Evangel. Kirchenzeitung 1858 S. 991—1007: über den Grund der Zerwürfnisse im evangelischen Ehescheidungsrecht; eine Kritik von Richter's Beiträgen zur Geschichte des Ehescheidungsrechts; — in der Zeitschrift für lutherische Theologie und Kirche XXI, 1860, S. 1—51: Das protestantische Kirchenrecht des 18. Jahrhunderts. Praktische Arbeiten und Gutachten kirchenrechtlichen Inhalts finden sich noch in der Monatsschrift für die evangelisch-lutherische Kirche Preußens 1853 S. 429—432; 1855 S. 337—355, 445—455; 1856 S. 332—356. Endlich hat M. noch eine Eingabe des Domcapitels zu Naumburg um Feststellung lutherischer Communion vom 12. Februar 1855 zum Druck befördert in Hengstenberg's Evangelischer Kirchenzeitung 1855, Nr. 54.

Ein Bild von Merkel's rechtsgeschichtlicher und politisch-kirchlicher Gesammtanschauung gewährt sein, gleichfalls um das Ehescheidungsrecht der evangelischen, insbesondere preußischen Landeskirche sich bewegender Aufsatz: „Evangelische Kirchenordnung und Naturrecht. Eine rechtsgeschichtliche Betrachtung zum Verständniß unserer Zeit" in Hengstenberg's evangelischer Kirchenzeitung 1859 S. 412—417—424, 433—440, 441—452, 457—463, 465—469, 513—523, 640—642. Für seine religiöse Stellung charakteristisch ist der von ihm bereits am 7. April 1856 im Evangelischen Vereine zu Berlin gehaltene Vortrag „Gregorius Heimburger und Lazarus Spengler". Von seinen, der Sitte dieses Blattes gemäß anonym erschienenen Recensionen in Zarncke's literarischem Centralblatt (Jahrgänge 1852 bis 1856) mag hier nur so viel erwähnt werden, daß dieselben seine volle Hingabe an die Quellen und seine entschiedene Antipathie gegen eine, nicht Schritt für Schritt auf Quellenstudium und Geschichte aufgebaute Dogmatik durchweg bezeugen. Bei Merkel's litterarischer Thätigkeit muß endlich noch seiner Stellung zu den Monumenta Germaniae und zu der Zeitschrift für Rechtsgeschichte gedacht werden. Was er für die Monumenta gearbeitet, geht aus der obigen Zusammenstellung seiner Schriften hervor. Eine Aeußerung Savigny's (Geschichte des römischen Rechts im M. A. (2) Vorrede S. VIII) aber könnte die Annahme hervorrufen, daß M. seine italienische Reise

als förmlich engagirter Mitarbeiter der Monumenta unternommen und durchgeführt hätte. Diese Annahme würde jedoch irrig sein. Erst in Rom trat M. mit Bethmann, der auf Kosten der Monumenta sich dort aufhielt, in persönliche und wissenschaftliche Beziehungen. Mit Pertz knüpften sich zur gleichen Zeit durch Bluhme Correspondenzen an (Anschütz 198). Die geschäftliche Stellung Merkel's aber zu dem nationalen Unternehmen beginnt erst 1847 mit dem oben referirten Pertz'schen Antrage. Die heute noch in neuer Folge (Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte) erscheinende Zeitschrift für Rechtsgeschichte hat M. im Verein mit Rudorff, Bruns, Paul Roth und dem Unterzeichneten begründet. Das dem ersten Bande (S. 1—6) vorangestellte redactionelle Programm ist wesentlich ganz aus seiner Feder. Das Erscheinen des ersten Doppelheftes begrüßte er in seinen letzten Lebenstagen mit großer Freude und trug für die dasselbe beschließende Anzeige von Savigny's Tod noch persönlich Fürsorge. Das nächste Heft mußte bereits mit der Anzeige von Merkel's Tode beginnen! — Schon nach den bis hierher zusammengestellten Thatsachen erscheint M. als eine in hohem Grade eigenartige und ausgeprägte Individualität, und diesen Eindruck hat er sicherlich auf jeden gemacht, der ihm im Leben näher getreten ist. Der Schlüssel zum Verständniß dieser Individualität ist eine, durch Anlage von den Vorfahren her, wie durch Erziehung in einem alt- und festbegründeten reichsstädtischen Bürgerhause, dann durch Lebensführung, insbesondere vielleicht auch durch die Nürnberger Gymnasial-Ausbildung bedingte Neigung zum Positiven, welche hie und da bis zu einer Verachtung aprioristischen, ja philosophischen Denkens sich steigerte. Charakteristisch ist Merkel's Vorliebe für Mathematik schon in den ersten Universitäts-Semestern. Aber auch für seine spätere Lebenszeit verdient dieser Zug zum Positiven und Exacten volle Beachtung. Religiös stand ihm das peccatum originale nach seinen eignen Beobachtungen und Erfahrungen als positive Thatsache unumstößlich fest. Und da er es mit dieser Erkenntniß nicht leicht nahm, so war er bald zu dem geschichtlichen Christus als dem einzigen und nothwendigen Erlöser hingeführt. Sein Glaube war, wie sich besonders auch in seinen letzten, schweren Lebenstagen erwies, ein voller, rückhaltsloser, ein kindlicher Glaube. Seine kirchliche Stellung hatte er unter den Confessionellen der preußischen Landeskirche, oder vielmehr: er hörte in der letzteren der Gesinnung nach nie auf, baierischer Lutheraner zu sein. Den separirten Lutheranern stand er freundlich gegenüber; insbesondere sprach er von Huschke und Lasius stets in aufrichtiger Hochachtung. Er war sonach ein entschiedener Gegner der Union, die er sich praktisch nur als eine Bekenntniß-Union denken konnte; über den formellen Rechtsbestand derselben gab er sich indessen weniger Täuschungen hin, als es damals manche confessionelle Pastoren thaten. Er war sich aber nicht nur des Gegensatzes gegen Zwingli und Calvin, sondern vor Allem auch des größeren Gegensatzes gegen Rom voll bewußt. So sehr er auch den Katholicismus als geschichtliche Erscheinung zu würdigen wußte, und so unbefangen er auch persönlich mit Katholiken, wie z. B. mit den Benedictinern in Monte Casino, in nahem und langdauerndem Verkehr sich vertraut machen konnte: die in den fünfziger Jahren unter den preußischen Confessionellen hie und da hervortretenden katholisirenden Velleitäten verwarf er als romantische Unklarheiten mit nüchterner Entschiedenheit. — Zu jeder kirchlichen Angelegenheit seinerseits klare Stellung zu nehmen, hielt er für juristische Berufspflicht: die Theologen, das war seine oft ausgesprochene Ansicht, haben im Allgemeinen zu wenig juristische Anlagen, als daß ihnen kirchliche Verfassungs- und Rechtsfragen nebst ihren Consequenzen allein überlassen werden könnten. Aber auch über das Gebiet der Verfassung hinaus, auf die man kein „schwärmerisches und symbolwidriges Gewicht legen“ dürfe, lagen ihm kirchliche, ganz besonders Cultus-Fragen am Herzen, und er war jeder Zeit bereit, an der

Lösung derselben mit seinem Beruf und seinen Gaben thätig mitzuarbeiten. So war er stets der Ansicht, daß die Predigt in unserm evangelischen Gottesdienste zu sehr überwiege; dem ihm nahe befreundeten Pastor zu St. Laurentii, Dr. Heinrich Hoffmann in Halle, half er daher bei Einrichtung von liturgischen Vesper-Gottesdiensten mit Rath und That, und sein klassisches Orgelspiel in diesen „Neumarkts-Vespern" wird jedem, der es gehört, unvergeßlich sein. — Eine vom Pastor Schubring in Alsleben a. Saale zusammengestellte Agende besorgte er aus dessen Nachlaß zum Druck. Demselben Zug zum Positiven begegnen wir in Merkel's wissenschaftlich-juristischer Stellung. Gegen Vielschreiberei, unsichere Kenntnisse und ungründliche Arbeit hatte er eine fast nervöse Abneigung. Der constructiven Richtung in der Rechtswissenschaft, wie sie damals eben von Jhering inaugurirt worden war, kam er allermindestens nicht sympathisch entgegen. Man kann vielleicht auch sagen, daß er zufolge seines Strebens nach positiver Quellenmäßigkeit die Litteratur überhaupt zu sehr zurückstellte und deren Producte zu scharf kritisirte. Seine stete Beschäftigung mit den Quellen setzte ihn eben in den Stand, viele Tagesmeinungen als unrichtig und als Verirrungen zu erkennen und vorerst durch Intuition eine höchst individuelle Meinung sich zu bilden und dann mit Ueberlegung festzuhalten, welche von allen verbreiteten Meinungen ebenso weit abwich, als diese Merkel's Meinung nach von den Quellen abwichen; mit den Abweichungen von den Quellen aber nahm es M. peinlich genau. Daß ein so gerichteter Jurist in seinen Vorlesungen, namentlich in denen über deutsches Privatrecht mit dem Stoff zu ringen hatte, begreift sich unschwer. Bei dem Durchschnitt seiner Zuhörer hat M. kaum rechtes Verständniß gefunden. Seine Schüler Otto Stobbe und Alfred Boretius haben aber dafür gesorgt, daß seine docentische Bedeutung in richtigerem Lichte erscheint. Als Stobbe's Abhandlung über die Gewere erschien, sagte M.: „Der hat mich verstanden!" Gegen sich selbst war M. wissenschaftlich nicht nachsichtiger, als gegen Andere. Seine Arbeiten sind durchweg exact, sauber ausgefeilt und bis in die kleinsten und formalsten Einzelnheiten hinein durchdacht. M. war in seltenem Maaße musikalisch. Obwohl er auch die Musik wissenschaftlich betrieb, ist er inzwischen über eine vorzügliche Ausübung derselben nicht hinausgekommen. Von seinem Orgelspiel ist schon die Rede gewesen. Auch in der Musik war er aber positiver Historiker. Die klassischen Meister der Kirchenmusik, wie Palestrina, Bach, Händel, von den übrigen Componisten Beethoven und Mozart waren seine Lieblinge. Dagegen stand er feindlich gegen die damals aufkommende „Zukunftsmusik". Das Urtheil einer musikalischen Autorität in Halle, welche in Leipzig der Aufführung des „Tannhäuser" beigewohnt hatte: Das sei ja gerade, als „wenn man mit Wasserstiefeln in der Harmonie herumpatsche", hat ihn sehr erheitert. Der Gesammteindruck Merkel's war der eines aus dem Kampf der Schwermuth mit der Pflicht geborenen tiefen Ernstes. Doch fehlte ihm der Humor, namentlich im Verkehr mit uns Jüngeren keineswegs, und ebensowenig fehlte ihm ein aufrichtiges Wohlwollen gegen Jedermann. Allem Scheine war er abhold. Die große Geselligkeit vermied er, obschon er für des Hauses Ehre stets in der Art guter, alter Sitte besorgt war. Im Hause war er schweigsam, streng und peinlich ordentlich. Ein glücklicher, fröhlicher Mensch, der den Frieden gefunden hat, war M. kaum. „Sein ganzes Leben war ein Weg seinem Heiland entgegen." Es galt von ihm eben auch: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott!"

A. Anschütz, zur Erinnerung an Johannes Merkel in der Zeitschrift für Rechtsgeschichte III 1864, S. 193—209. J. Merkel, Geschichte des Langobardischen Rechts, Widmung an Savigny. Gütige handschriftl. Mittheilungen des Herrn Consist.-R. Prof. Dr. J. Merkel in Rostock, jetzt in Göttingen.

Böhlau.

Merkle: Matthias M., katholischer Geistlicher, geboren am 24. Februar 1816 zu Bedernau bei Mindelheim, † am 10. November 1881 zu Wörishofen in Baiern. Er machte seine Gymnasialstudien zu Dillingen, seine philosophischen und theologischen Studien zu München, löste hier 1839 die theologische Preisfrage, wurde am 30. August 1840 zum Priester geweiht, war vier Jahre als Hilfsgeistlicher in der Seelsorge thätig und wurde dann am 1. October 1844 zum Professor am Lyceum zu Dillingen ernannt, wo er Moraltheologie und Pädagogik, auch Patrologie und Religionsphilosophie vortrug. Im J. 1865 schrieb er für das Programm des Lyceums eine Abhandlung „Ueber Toleranz nach katholischen Principien" und wurde darauf von dem Bischof zum geistlichen Rathe ernannt. Er hat noch einige andere Abhandlungen geschrieben, 1870 auch eine Kritik des Gutachtens der Majorität der katholisch-theologischen Facultät zu München in Sachen der päpstlichen Unfehlbarkeit. Von 1864 an redigirte er das Augsburger Pastoralblatt, daneben auch das Archiv für Pastoralconferenzen. In dem Pastoralblatt vertrat er, während sein Bischof (P. Dinkel von Augsburg) in Rom zu den Oppositionsbischöfen gehörte, mit großem Eifer den Infallibilismus. Dafür ernannte ihn Pius IX. am 2. März 1871 zum päpstlichen Hausprälaten. Im December 1874 wurde er als Professor der Moraltheologie nach Passau versetzt. Von 1874 an war er einige Jahre Abgeordneter für den Wahlkreis Dillingen im baierischen Landtage und bis zu seinem Tode im deutschen Reichstage; er gehörte zu den extremsten Mitgliedern der katholischen Fraction. Wegen eines Leberleidens bat er im Juni 1881 um Urlaub, im August um Quiescirung. Die letzten Monate verlebte er bei dem ihm befreundeten Pfarrer von Wörishofen.

Jahresbericht des k. Lyceums zu Passau für das Studienjahr 1881—82.

Reusch.

Merklein: Johann Jakob M. (nicht Mercklein wie Jöcher und Beckmann schreiben), aus der fränkischen Reichsstadt Windsheim, nach Will's Vermuthung Sohn des 1684 verstorbenen Arztes Joh. Jak. M., trat 1644 auf dem niederländischen Schiffe „Salm" als Wundarzt eine Reise nach Indien an, wo er im Dienste der ostindischen Compagnie bis 1653 verweilte. M. machte die Reise nach Batavia über die Azoren und Abrolhos, lernte während seines Aufenthaltes, besonders nachdem er 1648 zum „Oberbarbierer" ernannt worden und weiterhin nur auf Schiffen Dienste that, Theile von Sumatra, Engano, Malakka, einige der Niederlassungen in Vorderindien, Ceylon und Persien und auf der Rückreise die Tafelbai kennen. Seine Beobachtungen sind weder zahlreich noch mit besonderem Scharfsinn angestellt. Die Aufzeichnung derselben scheint er erst auf des gelehrten Nürnberger Professors Christoph Arnold Wunsch für den Druck vorbereitet zu haben. Dieselben erschienen 1663 zu Nürnberg als Anhang zu Caron's und Schouten's „Wahrhaftige Beschreibungen zweyer mächtigen Königreiche Japan und Siam," in neuer Ausgabe 1672, und scheinen nie als Sonderausgabe gedruckt worden zu sein. Die viel gelesene „Neunjährige Ostindianische Reise" des Leipzigers Von der Behr (1668) ist zu einem guten Theil aus Merklein's Schilderung abgeschrieben. Letztere enthält auch Stellen aus den Reisetagebüchern zweier anderen Nürnberger Indienfahrer, Kratzer und Wehr.

Merklein's Reisebeschreibung. Will, Nürnberger Gelehrten-Lexikon. 3. Bd. Beckmann, Litteratur d. älteren Reisebeschreibungen. I. 2. Stück.

F. Ratzel.

Merklin: Balthasar M., Bischof von Constanz, Reichsvicekanzler ꝛc. Geboren zu Waldkirch im obern Schwarzwald um 1479, gebildet in Schlettstadt, Trier, Paris und Bologna, war M. zuerst Chorherr des Stifts St. Simon zu Trier, erhielt dann eine Domherrnstelle am Hochstift Constanz und wurde vom

König Maximilian zum Hofrath und Pfalzgrafen ernannt. 1508 vom Stift St. Margarethen in seiner Vaterstadt zum Propst gewählt, konnte er in Folge von Wahlanfechtung dort erst 1514 aufziehen. Aber vom Regierungsantritt Kaiser Karls V. an finden wir ihn fortwährend theils in dessen Gefolge, theils von ihm in kirchenpolitischen Angelegenheiten verschickt. Im September 1521 soll er das Wormser Edict in Constanz vollziehen, aber die Bürgerschaft läßt es nicht einmal zur Verkündigung kommen. Dann begleitet er Kaiser Karl nach Spanien, wird 1527 Reichsvicekanzler, kaiserlicher Orator und Commissarius, gleichzeitig als „Bischof von Malta" Constanzer Weihbischof und Coadjutor sowie Bisthumsverweser von Hildesheim, 1528 vom Kaiser mit einer Reise nach den süddeutschen Höfen und Reichsstädten zur Aufreizung wider König Franz von Frankreich und Belebung der römisch-katholischen Interessen betraut, welch' letzteres ihm unter anderem bei Markgraf Philipp von Baden gelang. Dann ist er in Schmalkalden, zwischen dem Landgrafen von Hessen und den Bischöfen von Bamberg und Würzburg zu vermitteln, bei K. Ferdinand in Prag, den Kurfürsten Johann von Sachsen, Albrecht von Mainz und Joachim von Brandenburg und wohnt 1529 dem Reichstag zu Speier an, wo er als Verfasser der kaiserlichen Proposition galt. Noch in demselben Jahr wird der Coadjutor zum Bischof von Constanz gewählt, ist aber auch fernerhin meist beim Kaiser, 1530 in Italien und auf dem Augsburger Reichstag, wo er am 25. Juli die bischöfliche Consecration erhält. Im Frühjahr 1531 nach den Niederlanden verschickt, wurde M. in Trier am Pfingstfest, 28. Mai, als er eben das Pferd zur Weiterreise bestieg, vom Tode ereilt, zu früh für alle jene, welche sich von des gewandten Mannes rastloser Thätigkeit noch fernere Siege im Kampf wider die Neuerer versprochen hatten.

Vergl. Jos. Bader im Freiburger Diözesanarchiv III, 1868. S. 1—24. Ney, Gesch. des Reichstags zu Speier von 1529, in Mittheil. des histor. Vereins der Pfalz VIII. 1879. J. Hartmann.

Merle: Clemens August Maria von M., Kunstfreund und Numismatiker, geboren am 4. Juli 1732 zu Bonn, † zu Köln am 4. Januar 1810. Er war ein Sohn des kurkölnischen Geheimraths Gabriel Ignaz v. M., wurde Doctor beider Rechte, Canonicus im Münsterstifte zu Bonn, 1762 Domcapitular zu Köln, Hofgerichtspräsident und Commissar des Priesterseminars. Der Kurfürst-Erzbischof Max Franz weihte ihn am 6. September 1797 in Mergentheim zum Bischof von Bethsaida, worauf er das Amt eines Weihbischofs von Köln antrat. Als Freund und Kenner der Wissenschaften und Künste besaß er ein Gemäldecabinet und eine Sammlung der erzbischöflichen und städtischen kölnischen Münzen, die durch ihren Umfang und ihren Reichthum an Seltenheiten die bedeutendste war, welche jemals zusammengebracht worden ist. Wallraf gab 1792 in der Langen'schen Buchhandlung eine musterhaft bearbeitete Beschreibung dieser Münzsammlung heraus (598 Seiten) und bemerkt in der Vorrede, daß der Besitzer seit 30 Jahren keine Mühe und Kosten gespart habe, diese ehrwürdigen Ueberreste der vaterländischen Vorzeit zu vereinigen. Später erschienen zwei Nachträge dazu, die gegenwärtig selten aufzufinden sind. J. M. Laporterie hat im Auftrage des Besitzers hübsche Federzeichnungen nach den Originalen ausgeführt. Obwol die letztwilligen Verfügungen des Weihbischofs die Vorschrift enthielten, daß dieser numismatische Schatz von der Erbschaft ganz ausgeschlossen und auf immer unzertheilt in seiner Vollständigkeit erhalten bleiben solle, so wurden doch zuletzt alle Bedenken beseitigt und am 16. November 1838 zu einer ungünstigen Zeit die öffentliche Versteigerung vorgenommen, wobei der erzielte Erlös den Metallwerth eben deckte. Das wichtige und unersetzliche geschichtliche Denkmal ging für Köln verloren — ein Händler aus Berlin war der An-

steigerer. Die Gemäldesammlung, besonders reich an Werken namhafter Meister der niederländischen Schule, z. B. Rembrandt, J. Ruysdael, P. Potter, A. v. d. Velde, Franz Hals, A. Kuyp, J. v. Goyen, Andr. Both, D. Teniers, Ph. Wouvermans, Nic. Berghem, Claude Lorrain, A. Ostade, Rubens, v. Dyck und andere, wurde im September 1810 im Sterbhause versteigert.

J. J. Merlo.

Merlo Horstius: Jacob M., katholischer Theologe, geb. am 24. Juli 1597 zu Horst in Geldern, † am 21. April 1644 zu Köln. Er kam schon als Knabe 1605 zu einem geistlichen Oheim nach Köln, machte dort seine Studien, wurde am 6. März 1621 zum Priester geweiht, 1623 zum Pfarrer zu St. Marien im Pesch (in pasculo) ernannt (1626 wurde er auch Licentiat der Theologie) und wirkte als eifriger Seelsorger bis zu seinem frühen Tode. Seine ascetischen Schriften, „Enchiridion officii divini“ (1623), „Paradisus animae christianae“ (1630), „Aphorismi eucharistiae“ (1638) u. a. sind zum Theil wiederholt, auch noch im 19. Jahrhundert gedruckt und ins Deutsche übersetzt worden. Unter dem Titel „Septem tubae orbis christiani ad reformationem ecclesiasticae disciplinae . . . excitantes“ gab er 1635 eine Sammlung von sieben Schriften von Kirchenvätern und mittelalterlichen Schriftstellern heraus, unter dem Titel: „Viator christianus“ 1643 Schriften des Thomas v. Kempen. Er besorgte auch eine Gesammtausgabe der Werke des heil. Bernhard (1641).

(H. Crombach,) Veri et pii sacerdotis idea s. vita Jacobi Merlo-Horstii, 1661. Hartzheim, Bibliotheca Coloniensis 148. Jani Nicii Erythraei Pinacotheca III, 2.

Reusch.

Mermann: Thomas M. von Schönburg zu Aufhofen. Geb. 1547 zu Köln, † am 25. December 1612. In der Vaterstadt, zu Innsbruck und zu Augsburg vorgebildet, studirte er zu Pisa Philosophie, über welche er dort bald, erst 21 Jahre alt, mit solchem Erfolge Vorlesungen hielt, daß ihn Herzog Cosimo von Florenz zum Verkehr heranzog. Dann studirte er Medicin und errang in derselben die Doctorwürde. Auch in diesem Fache erwies er sich rasch so tüchtig, daß ihn Bischof Martin von Eichstädt als Leibarzt bestellte. Aus dessen Diensten kam er 1580, durch Herzog Wilhelm V. berufen, in gleicher Eigenschaft an den Münchener Hof, wo er, 1606 zum ersten Leibarzte vorrückend und im Gehalte von 400 auf 750 Gulden steigend, bis an sein Ende blieb. Man pries ihn als Baierns Galen, als einen der ersten Aerzte seiner Zeit, und noch zwei Menschenalter nach seinem Tode fand man von ihm verfaßte ärztliche Gutachten der Veröffentlichung in hohem Maße würdig. Zugleich war er humanistisch fein gebildet und stand mit Justus Lipsius in Beziehungen. Er soll selbst ein „Carmen ad W. T. de Hutten de obitu episcopi Herbipolensis Friderici“ zu Ingolstadt veröffentlicht haben. Durch sein Wohlwollen, seine Aufopferung, Selbstlosigkeit und Frömmigkeit gewann er allgemeine Achtung. Bei den baierischen Fürsten stand er in außerordentlicher Gunst, sie zogen ihn auch in Staatsangelegenheiten zu Rathe und ließen sich von ihm Briefe an Päpste, Cardinäle und Fürsten — vermuthlich solche, die gewandten lateinischen Stil erforderten — aufsetzen. Von Maximilian I. berichtet ein Zeitgenosse im J. 1601, daß M. großen Einfluß bei ihm besitze und vielleicht der vertrauteste seiner vertrauten Räthe sei. Den Rathstitel erhielt er 1584. 1585 verlieh ihm Herzog Wilhelm das Schloß Schönberg mit Zugehör als Mannslehen, 1586 adelte ihn Rudolf II., 1605 kaufte er die Hofmark Aufhofen. Als er Maximilian 1593 nach Rom begleitete, ehrte ihn Clemens VIII. durch eine goldene Kette. Kaiser Rudolf II. bot ihm die Stelle eines Leibarztes vergeblich an.

Justa Tho. Mermanno . . . Ab Amicis . . . facta [München 1613] mit trefflichem Bildniß; Parentalia Thomae Mermanno u. s. w. Ingolstadt

1613; Fr. Ign. Thiermair, Thomae Mermanni . . . Consultationes ac responsiones medicae u. s. w. Ingolstadt 1675 mit Bildniß; Fr. Jos. Grienwaldt, Album Bavariae iatricae, 1733. Burmann, Sylloge epistolarum Justi Lipsii II, 79; Bericht des hist. Vereins in Bamberg 34, 168; Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilian's-Universität I, 360; Archivalien.

F. Stieve.

Merode: Johann (II.) Graf M., kaiserlicher General, geb. um 1589, † 1633. — Der Sprosse einer der ältesten Adelsfamilien des Landes Lüttich, sonach eine Wallone von Geburt, erhielt M. von seinen Eltern, Johann Peter und Margaretha, geb. Freiin Mouton v. Harchies, eine sorgfältige Erziehung. Sodann Soldat in spanischen Diensten, empfing er nach Ausbruch der böhmischen Revolution als Capitän über 300 wallonische Musketiere den Befehl, im Frühjahr 1619 dem im südlichen Böhmen commandirenden kaiserlichen General Grafen Buquoy von Passau her nebst einer größeren Menge Munition Truppenverstärkungen zuzuführen, welche Aufgabe er so glücklich ausführte, daß es Buquoy bald darauf möglich wurde, seinem Gegner Ernst v. Mansfeld bei Zablat und Netolitz ein Gefecht anzubieten, in welchem M. durch Umgehung des Feindes den Ausschlag gab. Seit dieser Zeit verblieb er beim Heere Buquoy's und zeichnete sich in der Schlacht auf dem Weißen Berge nicht nur durch seine Tapferkeit besonders aus, indem er nach vollständiger Niederwerfung des Feindes unnützes Blutvergießen zu verhindern suchte. Am 10. Juli 1621 Augenzeuge des Todes Buquoy's bei Neuhäusel in Ungarn, kehrte er verwundet mit dem führerlosen Heere unter fortwährenden Kämpfen nach Oesterreich zurück, wo er als Oberstlieutenant das Commando über ein vom Fürsten Karl von Liechtenstein errichtetes Reiterregiment übernahm. Am 19. Juni 1622 wurde er unter schmeichelhafter Anerkennung seiner vorzüglichen Dienste „bei Hofe wie beim Heere" zugleich mit seinem Vater in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben. Fast gleichzeitig erwarb er durch Kauf die Theilherrschaft Auscha-Lewin (Liebeschitz) in Böhmen. Ein Jahr später bereits Oberst und Inhaber eines Regiments Musketiere, focht er den Feldzug dieses Jahres gegen Bethlen Gabor mit, wobei durch seine Wachsamkeit und Energie der drohende Verlust der Festung Hradisch verhütet wurde. Frühzeitig kam er Wallenstein, bevor dieser die Stellung eines kaiserlichen Generalissimus erlangt hatte, mit vertrauensvoller Ergebenheit entgegen. Auf dessen Vorschlag erhielt er am 7. Juni 1625 vom Kaiser die Bestallung eines Obersten über 3000 Mann „hochdeutscher Knechte" zu Fuß, welche Bestallung aber nicht zur Durchführung gelangte, indem M. wenige Monate nachher angewiesen wurde, in seiner Heimath sowol ein Cavallerie- als auch zwei Infanterie-Regimenter zu werben, mit welchen Truppen er im April 1626 zur Friedländischen Armee stieß, um mit derselben nach längerem Verweilen in den Sachsen-Ernestinischen Landen, die von seinen Leuten sehr hart bedrückt wurden, nach Schlesien und Ungarn zu marschiren, wo seine Regimenter durch die Strapazen des Krieges große Verluste erlitten. Im Winter 1626—27 in Mähren stationirt und daselbst nach Marradas' Abgang zum Landescommandirenden ernannt, war er genöthigt, den größten Theil seines Volkes wieder zu entlassen, so daß seinem unmittelbaren Befehl nur mehr ein Regiment zu Fuß unterstellt blieb.

Mit dem Obersten Georg Pechmann eröffnete M. in Schlesien den Feldzug des Jahres 1627. Hier schlug er im Juli dieses Jahres bei Bernstein an der pommerschen Grenze die unter Mitzlaff vereinigten Dänen in einem blutigen Treffen, in welchem Pechmann den Tod fand, der dänische Oberst Heinrich Holk aber gefangen wurde (vergl. A. D. B. XII, S. 736). Ein eigenhändiges „Dankbriefel" des Kaisers Ferdinand II. belobte neuerdings den rühmlichen „Valor" und die seltene „Kriegserfahrenheit" Merode's. Mit Wallenstein drang er siegreich bis nach

Holstein vor; im folgenden Winter hielt er die Grafschaften Gleichen, Schwarzburg und Stolberg besetzt; im nächsten Frühjahr stand er in Pommern; im Sommer 1628 focht er wieder an Wallenstein's Seite und begleitete denselben nach der vergeblichen Belagerung von Stralsund nach Mecklenburg, um jedoch alsbald nach Pommern, dann nach Sachsen und gleich darauf wieder nach Pommern zurückzukehren. Seine vielfältigen Bemühungen, sich der kaiserlichen Sache nützlich zu erweisen, sollten eine stattliche Belohnung durch Ueberlassung der braunschweigischen Grafschaften Blankenburg und Regenstein finden, die ihm gegen Abtretung seines böhmischen Besitzes (April 1629) förmlich „eingeräumt" wurden, ohne daß jedoch M. oder seine Rechtsnachfolger jemals hieraus einen praktischen Vortheil gezogen hätten. — Eben im April 1629 erhielt M. vom Kaiser selbst die Mission, mit einer größeren Anzahl Truppen die vom Bodensee durch Graubünden nach dem Herzogthum Mailand führenden Schweizer Pässe durch einen Handstreich zu nehmen, um einem nach Italien bestimmten kaiserlichen Heere für alle Fälle den Durchzug zu sichern. Obwol dadurch verstimmt, daß er gegen seinen Willen von Wallenstein dem Befehl des neuernannten Generalwachtmeisters Gallas unterstellt wurde, führte er den empfangenen Befehl mit einer Geschicklichkeit und Raschheit durch, die bezeugte, daß er als Soldat einer wichtigen und gefahrvollen Unternehmung durchaus gewachsen war. Am Abend des 25. Mai brach er mit 4000 Mann zu Fuß und 4 Compagnien Reiter von Lindau auf und überschritt von Bregenz her oberhalb St. Margarethen die Schweizer Grenze. Ohne Aufenthalt erreichte er in einem nächtlichen Marsch mit fast unglaublicher Schnelligkeit um 7 Uhr des anderen Morgens den von Lindau neun Meilen entfernten hochwichtigen Luziensteig, den er besetzte, um sogleich, ohne zu rasten, nach Passirung dreier Brücken bis in die Nähe von Chur vorzurücken und so dem nachfolgenden Gallas den Weg zu ebnen. Dieser nächtliche Gewaltmarsch wird mit Recht unter den Infanteriemanövern jener Zeit als ein Meisterstück bezeichnet.

Unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen verblieb M. zwei Jahre lang in Graubünden, wo er die besetzten Pässe durch allerhand Befestigungen dauernd zu sichern suchte, während sein neues Cavallerie-Regiment unter dem Oberstlieutenant Jacob D'Erlin von Borneval im Mantuaner Kriege mit Auszeichnung focht. Proviantmangel und Pest, nicht minder aber die Feindseligkeit der Bevölkerung des Landes, die von französischen Emissären fortwährend gegen M. aufgereizt wurde, verursachten ihm viele und große Schwierigkeiten, die er jedoch mit der ihm eigenen Widerstandsfähigkeit alle glücklich überwand. Obgleich Wallenstein seinem Wunsch, neue Werbungen im großen Stile anzustellen, nicht willfahren wollte, ja sogar eine von ihm bereits geworbene Anzahl Reiter einem andern Obersten untergab, konnte M. die Enthebung seines bisherigen Oberfeldherrn vom Commando im August 1630 doch nicht gutheißen, sondern beeilte er sich vielmehr auf die Nachricht von diesem großen Tagesereigniß, dem „abgedankten" Generalissimus persönlich seine Huldigung darzubringen. Wie im Frühjahr 1629 den Einmarsch der kaiserlichen Truppen in Italien, so leitete er nach Abschluß des Friedens von Chierasco 1631 den Rückmarsch dieser Truppen nach Deutschland, wohin er selbst nach kurzem Aufenthalt in Pavia im September dieses Jahres zurückkehrte. Hier hatte soeben Gustav Adolf von Schweden durch den Sieg bei Breitenfeld die ligistisch-kaiserliche Macht beinahe vollständig vernichtet. M. zog mit seiner geringen Mannschaft über Schweinfurt gegen Hessen, wo er sich erst mit Otto Heinrich Fugger, dann mit Tilly selbst verband. Doch war seines Bleibens nicht lange. Eine kaiserliche Sendung an den Herzog Philipp Spinola führte ihn im Herbst 1631 noch einmal nach Mailand. Im December nach Wien zurückgekehrt, empfing er

aus der Hand des Kaisers die Bestallung zum Generalwachtmeister. Kurz zuvor hatte Wallenstein wieder den Oberbefehl übernommen. Dieser betraute ihn in den ersten Tagen des Jahres 1632 mit Aufträgen an Aldringen, der in Baiern stand, an Pappenheim, der am Rhein und an der Weser commandirte, und an den Kurfürsten von Köln, auf dessen Kosten M. umfassende Werbungen anstellte. Damals besetzte Johann's Bruder, Ernst M., Generalwachtmeister in spanischen Diensten, die Stadt Coblenz, die jedoch bereits am 1. Juli d. J. nach kurzer Belagerung an Gustav Horn übergeben werden mußte. Die unter französischem Einfluß stehenden rheinischen Kurfürsten erschwerten Merode's Bemühungen, eine größere Truppenmacht am Rhein zu concentriren, und nachdem er vergeblich versucht, nach Wallensteins Befehl sich mit den im Elsaß operirenden Obersten Ossa und Montecuculi zu verbinden, ging er rheinabwärts und überschritt bei Kaiserswerth den Rhein, um sich nach Westphalen zu wenden, wo er mit Jobst Maximilian Grafen Gronsfeld mehrere Monate lang den vereinigten Schweden und Hessen unter Landgraf Wilhelm, Herzog Georg von Braunschweig und Wolf Heinrich Baudissin Stand hielt, ohne jedoch den Fall von Duderstadt und die Einschließung der Städte Wolfenbüttel und Paderborn verhindern zu können. Die Rückkehr Pappenheim's an die Weser stellte daselbst alsbald das Uebergewicht der katholischen Waffen wieder her. Baudissin wurde aus seinem Lager in Höxter verjagt. Auf dem Wege nach Hildesheim detachirte Pappenheim etliche und zwanzig Reitercompagnien unter M. zum Entsatz des von Herzog Georg belagerten Wolfenbüttel. In der Nacht zum 5. October überraschte M. die Feinde so vollständig, daß er fast ohne Widerstand den Blockade-Cordon erreichte und diesen auch sogleich durchbrach, um ohne Aufenthalt in die befreundete Stadt zu dringen und, kaum in ihren Mauern angelangt, noch am selben Morgen, verstärkt durch den größten Theil der Besatzung, einen allgemeinen Sturm auf das feindliche Lager zu unternehmen, das nach harter, verzweifelter Gegenwehr mit zahlreichen Gefangenen, Fahnen und Corneten in Merode's Hände fiel. Der glänzende Erfolg dieser Cavalcade stellte M. in die Reihe der besten Reitergenerale der ligistisch-kaiserlichen Armee.

Gemeinschaftlich mit Pappenheim eroberte M. am 8. October Hildesheim. Wallenstein's Ordonnanzen nöthigten hierauf Jenen, sich mit dem größten Theil seines Heeres gegen Sachsen zu wenden, wobei ihn M. begleitete. Nur mit Widerstreben gehorchte Pappenheim, der seinen Marsch über Gebühr verzögerte. Nach einem Versuch, sich Hannovers zu bemächtigen, ging er nach Pattensen und Hornburg; von Osterwieck mußte er ohne Erfolg abziehen; dagegen ergab sich Mühlhausen mit Accord. Da aber mittlerweile Gustav Adolf Miene machte, gleichfalls nach Sachsen aufzubrechen, empfing M. von Wallenstein Befehl, die Pappenheim'sche Armee ohne weitere Verzögerung nach Leipzig zu führen und sich daselbst mit ihm zu conjungiren. Unter solchen Umständen mußte Pappenheim seine Vereinigung mit der kaiserlichen Hauptmacht beschleunigen. Seine Avantgarde, von M. geführt, nahm am 27. October Langensalza und streifte bis Weimar, wo sie bereits mit den Schweden handgemein wurde. Pappenheim war genöthigt, seine Marschrichtung zu ändern; er ging an die Unstrut, nahm das Schloß Heldrungen, während Merode's Vortruppen Sangerhausen überfielen, und langte am 3. November in Uebra ein. Drei Tage später erfolgte über Merseburg und Leipzig die Conjunction beider Heere bei Wurzen. Bis Weißenfels ging Wallenstein mit gesammter Macht Gustav Adolf entgegen. Da dieser eine Feldschlacht nicht annehmen zu wollen schien, wurden Pappenheim und M. mit vierzehn Regimentern zu Roß und Fuß wieder gegen Halle entlassen, als Gustav Adolf dem bedeutend geschwächten kaiserlichen Feldherrn in Schlachtordnung sich entgegenstellte. Es kam zur Schlacht bei Lützen am 16. November, in welcher be-

kanntlich Pappenheim, der mit seiner Cavallerie während des Kampfes eingetroffen war, neben Gustav Adolf den Tod fand, wogegen M. mit den ihm anvertrauten sechs Infanterieregimentern nicht so eilig folgen konnte, trotzdem aber das Schlachtfeld noch rechtzeitig erreichte, um den geordneten Abzug Wallenstein's zu decken. Er wurde am 10. December 1632 zum kaiserlichen Feldzeugmeister ernannt, nachdem er kurz vorher vom Generalissimus die Bestimmung nach Westphalen und Köln, gleichzeitig aber einen höchst vertraulichen Auftrag an die Herzöge von Orleans und Lothringen erhalten hatte. Mit großen Hoffnungen kehrte M. nach Köln zurück, wo er sich neuerdings durch Werbungen ansehnlich stärkte. Leider mußte Wallenstein seine ursprüngliche Absicht, M. an Pappenheim's Stelle mit dem selbständigen Commando an der Weser zu betrauen, mit Rücksicht auf den Kurfürsten von Baiern wieder aufgeben; M. wurde mit Befehl vom 1. März 1633 dem Commando des Grafen Gronsfeld unterstellt, der seiner Aufgabe in keiner Weise gewachsen war. Während M. im Verein mit dem spanischen General Isenburg im Kölnischen mit vielem Erfolg gegen Baudissin und Pfalzgraf Christian von Birkenfeld kämpfte und das Erzstift gänzlich von Feinden säuberte, erlitt Gronsfeld in Verbindung mit Lothar Bönninghausen empfindliche Niederlagen und sah sich derselbe endlich genöthigt, als auch sein Hauptwaffenplatz Hameln an der Weser zu fallen drohte, M. zu Hilfe zu rufen. Mitte Juni brach M. mit 4000 Mann, zumeist neugeworbenem Fußvolk, von Köln auf, überschritt abermals bei Kaiserswerth den Rhein, erzwang sich bei Fröndenberg den Uebergang über die Ruhr und die Lippe, wo er die Truppen Bönninghausen's an sich zog, so daß er mit 8000 Mann bei Warendorf die Ems erreichte, sodann durch den Thüringer Wald bis an die Hunte vordrang und zwischen Lintorf und Wittlage ein festes Lager aufschlug, während Gronsfeld in Minden den Rest seiner Truppen concentrirte, um sich alsdann gleichfalls gegen Lintorf in Bewegung zu setzen. Ein Theil des feindlichen Belagerungsheeres von Hameln warf sich unter Melander, Kniphausen und Stalhanske zwischen Minden und Wittlage, um die Vereinigung Gronsfeld's mit M. zu hindern. Vergebens bemühte sich dieser, von Gronsfeld den Auftrag zu erwirken, die sehr günstige Gelegenheit benützen und den Feind bei Lintorf angreifen zu dürfen. Gronsfeld bestand darauf, gemeinsam mit M. unter die Wälle von Hameln zu marschiren. Auf dem Zuge dahin traf man am Abend des 7. Juli vor Hessisch-Oldendorf, eine Meile nördlich von Hameln, die gesammte gegnerische Heeresmacht, eines Angriffs gewärtig. Ein Kriegsrath, vor Allem aber Merode's Drängen, entschied am andern Morgen für eine Schlacht, die nun Gronsfeld wieder gern vermieden hätte. Trotz dem Aufgebot großer Tapferkeit von Seite Merode's wurde Gronsfeld, dem es ebenso an Ansehen wie an Fähigkeit mangelte, vollständig geschlagen; M. empfing drei tödtliche Wunden, welchen er bald darauf erlag; er starb ohne Nachkommenschaft.

M. war eine offene, edle Soldatennatur, der Sache wie der Person, der er diente, treuergeben; kühn und thatkräftig, kannte er in Erfüllung seiner Pflicht keine Rücksicht. So war sein frühzeitiges Ende namentlich für Wallenstein ein schwerer Verlust. Wol nur die häufige Entlassung vieler von ihm kaum geworbener wallonischer Söldner, besonders in den Jahren 1627—29, trug ihm im Volksmund durch ein Wortspiel mit dem viel älteren Ausdruck „Marañd" den Namen eines Vaters der „Merodebrüder" ein. Gewiß ist, daß er für seine Person den guten Ruf wallonischer Kriegstüchtigkeit, wenn nicht begründet, so doch wesentlich gefestigt hat.

H. Hallwich, Gestalten aus Wallenstein's Lager I (Leipzig 1885).

Hallwich.

Merode-Westerloo: Johann III. Philipp Eugen Graf M., Marquis von Westerloo, kaiserlicher Feldmarschall, Capitän der Arcièrengarde Kaiser

Karls VI., Ritter des goldenen Vließes, Grand von Spanien, Erbburggraf des Erzbisthums Köln, Mitglied des niederländischen Staatsrathes, wurde am 22. Juni 1674 zu Brüssel geboren als Sohn des spanischen Obersten und Gouverneurs von Namur Maximilian Freiherrn von M., und starb am 12. Sept. 1732 auf seinem Schlosse zu Merode. M. entstammte sohin jenem hochangesehenen, vielfach verzweigten Adelsgeschlechte der Merode, dessen Ursprung bis auf die Grafen von Barcelona und der Provence um das Jahr 800 zurückgeleitet wird. Merode's Stammvater war Peter Berengar, der dritte Sohn Raimund Berengars IV., Königs von Aragon und Grafen von Barcelona, welcher 1174 die edelgeborene Aleyde (Adelaïde), die Erbin des Hugo, Herrn und Barons von Rode (Roide) ehelichte, und soll der für diese zweite Linie der Barone von Rode in Gebrauch gekommene Name Merode durch die Zusammenziehung der Worte: Meinher von Rode oder M'her Rode entstanden sein. Die bevorzugte Stellung der Merode knüpft sich aber theils an deren eheliche Verbindungen mit den Häusern Limburg, Holstein-Oldenburg, Nassau-Hadamar &c., theils an die den deutschen Kaisern bewährte Ergebenheit. Diese wurde denn auch schon von Kaiser Friedrich III. durch die im J. 1473 erfolgte Bestätigung der Merode's als Edle, Panner- und Reichsfreiherren anerkannt, von Kaiser Ferdinand II. durch die Erhebung Johann I. von M. im J. 1622 zum Grafen geehrt und von König Philipp IV. von Spanien, Regenten der Niederlande durch die Ernennung gleichfalls Johann I. von M. im J. 1626 zum Marquis von Westerloo ausgezeichnet. Und so sah M.-W. auf Ahnen zurück, welche im Laufe der Zeiten die hohe Stellung des Geschlechtes sowohl begründet als gefestigt hatten und jederzeit in den unausgesetzten Kriegshändeln früherer Jahrhunderte ritterlichen Sinnes als heldenhafte Anführer hervorgetreten sind. Namentlich rühmende Erinnerung gilt dem Renaud de M., welcher 1543 bei der Erstürmung der Stadt Düren durch Kaiser Karl V. den Heldentod fand, dann Johann I. von M., der an der Spitze einer kaiserlichen Armee in der Schlacht bei Hameln 1633 getödtet wurde, und ferner Johann II., welchen als Capitän kaiserlicher Kürassiere in der Schlacht bei Prag 1620 der Heldentod ereilte. Ihnen allen als Kriegsheld nachzueifern, war auch Johanns III. Graf von M. frühzeitig geäußerter Wunsch; diesem trat jedoch sowohl seine Mutter sowie sein Stiefvater, Herzog Joachim Ernst von Holstein-Rethwisch, welcher im J. 1677 Merode's verwittwete Mutter zur Gemahlin genommen hatte, um so beharrlicher entgegen, als Merode's nicht starker Körperbau und dessen Augenschwäche jedwede Vorsicht erforderten. Dennoch stand M.-W., nach mehreren mit seinen Eltern nach Holstein, Spanien und Afrika unternommenen Reisen schon am 3. August 1692 an der Seite seines Vaters bei Steenkerque im Kampfe gegen die Franzosen. Sein eigenwilliger Charakter, welcher wiederholt zu Zerwürfnissen mit seinen Eltern führte und durch ungeeignete Erziehung nicht unterdrückt worden war, hatte ihn sohin bald an das erwünschte Ziel gebracht, und daß es ihm für den Kriegsberuf nicht an Unerschrockenheit, Bravour und Ausdauer fehle, bewies sein Verhalten gleich im Laufe des ersten Gefechts. Diesem folgten bald andere, denn unternehmungslustigen Sinnes wendete sich M. von Kampf zu Kampf, dabei stets die damaligen Vorrechte und Vortheile eines hochgeborenen Edelmanns genießend, der jederzeit auf die Zuweisung eines Commandos rechnen konnte und dem die Mühen der Feldzüge durch den Verkehr mit den höchsten Persönlichkeiten, sowie durch mehrfache Unterbrechungen wesentlich erleichtert wurden. Er diente von 1692—1704 im spanisch-niederländischen, von 1705 bis zu seinem Tode im kaiserlichen Heere und gelten als dessen besondere Leistungen: die Befreiung seines Stiefvaters aus ernster Gefahr im Gefechte bei Neerwinden 1693; seine Thätigkeit und Tapferkeit bei der Belagerung

von Namur 1695; die von ihm kühn und erfolgreich durchgeführten Streifzüge gelegentlich der Einschließung von Valenza 1696; der muthige Vorstoß bei Novarra 1702, wobei er den Obersten Grafen Arberg, Commandanten des Regiments Darmstadt, gefangen nahm; seine Geistesgegenwart und sorgsame Postirung der Truppen bei Luzzara 1702; der geschickte Bau von Trancheen und deren lebhafte Ausnützung gegen Guastalla 1702; die brave Leitung spanischer und wallonischer Truppen bei Höchstädt 1704, an welchem Tage er auch verwundet wurde. Und wenngleich diesem nach Merode's Verdienste nicht das Maß des Außergewöhnlichen erreichten, so ward ihm doch in Ansehung auf seine Geburt und mächtige Stellung in den Niederlanden schon im J. 1703 die Charge eines maréchal de camp, im J. 1705 die eines Generales der Cavallerie und im J. 1717 jene eines Feldmarschalls verliehen, ferner wurde er auch 1725 zum Inhaber des gegenwärtigen k. k. österreichischen Dragonerregiments Nr. 14 ernannt, welches nach Cruyplants schon im J. 1713 aus den Resten der niederländischen Reiterregimenter Ferdinand de Ligne, Herzog von Holstein und Westerloo, jedoch vorerst als Dragonercorps, zusammengestellt worden ist. M.-W. war zweimal verheirathet: das erste Mal mit Maria Theresia Pignatelli, Herzogin von Monteleone (1702—1718), das andere Mal mit Charlotte Wilhelmine Prinzessin von Nassau-Hadamar (1721—1732), aus welch letzterer Verbindung die Grafen Johann Philipp, geb. 1722 und Philipp Maximilian, geb. 1729, entsprossen sind. Alles, was M.-W. erlebt, hat er in den von seinem Enkelkind Graf Merode-Westerloo im J. 1840 in zwei Bänden herausgegebenen Memoiren geschildert, die im allgemeinen einstweilen fast die einzige Originalquelle für die Kennzeichnung seines Lebenslaufes bilden. Und da dieselben erst vom Jahre 1704 an meistentheils aus dem Gedächtnisse seinem Secretär dictirt wurden und M. sichtlich leidenschaftlichen Temperaments war, so gebietet deren Benützung einige Vorsicht. Dessenungeachtet müssen diese flüchtigen Erinnerungen Merode's als schätzenswerther Beitrag für die Geschichte jener Zeit betrachtet werden, denn sie bieten viele Aufschlüsse über die Vorgänge in den maßgebenden Kreisen und eine große Zahl Charakteristiken hervorragender Persönlichkeiten.

Mérode-Westerloo, Mémoires du Feldmaréchal comte de Mérode-Westerloo etc., Bruxelles 1840. Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterreich, 17. Th. Wien 1867. Cruyplants, Hist. de la caval. belge au service d'Autriche etc., Gand 1880. Sch.

Merowens I., Frankenkönig. Nach fränkischer Sage war M. der Sohn Chlogio's, jenes Königs eines salischen Gaues, welcher von Dispargum (unbestimmbare Lage: Duisburg am Rhein? oder Duysborg zwischen Löwen und Brüssel? oder Diestem an der Demer?) aus seine Macht erheblich erweiterte, namentlich Cambrai gewann und von da aus alles Land bis zur Sumina (Somme) c. 420; dessen Sohn war M., der Vater Childerichs I. (geb. c. 436, † 481), des Vaters Chlodowechs (geb. 466, † 511: s. diese Artikel); es besteht kein Grund, an der Existenz dieses M. und der angegebenen Stellung in der Ahnenreihe der nach ihm benannten Merowinger zu zweifeln, wenn auch die Sage seine Abstammung auf einen Meerdämon zurückführt, der die am Seestrande lustwandelnde Gattin Chlogio's überwältigend umarmt habe. Diese Stammsage des salischen Königshauses ist eine sehr wichtige Bestätigung der heroisch-mythologischen Grundlage des altgermanischen Königthums: das königliche Geschlecht galt in Geschichte oder Sage für das edelste, d. h. war (oder galt als) das älteste Adelsgeschlecht. „Adal" bedeutet selbst „Geschlecht" und die Edeln sind die Geschlechter κατ' ἐξοχήν, die ursprünglichsten Sippen der Völkerschaft oder des ganzen Volkes: daher führen die Königsgeschlechter fast alle auf Götter oder Halbgötter zurück, auf den göttlichen Stammvater des Volkes (Wotan, Donar, Freyr). Es ist nun sehr bezeichnend dafür, wie tief diese Vorstellung im Glauben der Germanen

wurzelte, wie unentbehrlich gerade diese Grundlage des Königthums galt, daß auch bei einer erst so spät, bei bereits beginnender Christianisirung, zu größerer Bedeutung gelangten Dynastie das Volk gleichwohl eine solche Stammsage bildete. Daß ein „Meerwicht" der Stammvater war, enthält den echt sagenmäßigen Ausdruck dafür, daß die salischen Franken von der Meeresküste, von den Rheinmündungen her ihre Macht über Gallien ausgebreitet haben: damit würde auch die Erklärung des Namens (Meer-wicht, Mero-vecht) besser stimmen als die Ableitung von der „Merwe". Daß der Name M. noch spät in der Sippe wiederholt wird (s. die folgenden Artikel), kann freilich nur den im Volk und Königshaus lebenden Glauben an die Stammvaterschaft, nicht diese selbst beweisen.

Gregor. Turonens. historia ecclesiastica Francorum ed. Arndt et Krusch, Hannoverae 1884, II, 10. Litteratur siehe bei Dahn, Deutsche Geschichte I, 2, S. 44, Gotha 1884. Dahn.

Meroweus II., merowingischer Königssohn, c. 550 — Sohn Chilperichs I. und der Audovera, also Stiefsohn der Fredigundis (s. d. Art.). Nachdem diese König Sigibert I. von Austrasien zu Vitry hatte ermorden lassen (576), bemächtigte sich Chilperich zu Paris der Wittwe seines Bruders, Brunichildis (s. d. Art.), der Tochter des Westgothenkönigs Athanagild (s. d. Art.) und ihrer Schätze und stieß sie in Verbannung nach Rouen. Bald darauf entsandte Chilperich seinen Sohn M. mit einem Heere gegen Poitiers (Pictavis). Jedoch der Prinz ließ den Auftrag des Vaters unerfüllt, ging nach Tours, verbrachte hier das Osterfest und unter dem Vorgeben, seine in ein Kloster bei Le Mans verstoßene Mutter Audovera besuchen zu wollen, eilte er nach Rouen, traf hier mit Königin Brunichildis zusammen — und ließ sich mit ihr trauen. Dieser höchst überraschende Schritt mußte freilich Chilperich wie eine Art Empörung des Sohnes erscheinen, noch viel feindlicher aber nahm ihn — schwerlich ohne Grund! — die fürchterliche Fredigundis auf: denn diese, nicht Chilperich selbst, war der eigentliche Gegenpart von Brunichildis, der sie nicht nur soeben den trefflichen Gemahl ermordet hatte, deren Schwester Gaileswintha, die frühere Gemahlin Chilperichs, jedesfalles um Fredigundens willen, wenn nicht geradezu durch diese war erdrosselt worden. Es war ein kühnes Wagniß der schutzlosen Wittwe Brunichildis: diese stand ganz hilflos: die austrasischen Großen hatten ihren Knaben zwar gerettet, aber auch ihr entzogen und schalteten in Sigiberts verwaistem Reich völlig eigenmächtig, der Wittwe keinerlei Einfluß verstattend, welche so gut wie gefangen war in Rouen. Durch diese Heirath wollte sie offenbar eine Stütze gewinnen in dem Stiefsohn ihrer Todfeindin Fredigundis: aber sie bereitete dadurch nur dem Unseligen das sichere Verderben, ebenso dem Bischof Praetextatus von Rouen, welchem Fredigundis nie vergab, daß er diese Ehe eingesegnet. Chilperich eilte auf diese Nachricht sofort nach Rouen, „voll gewaltigen Ingrimms", wohl nicht „wegen der gegen die Canones verstoßenden Ehe von Tante und Neffe", — er setzte sich in seinen Leidenschaften über ganz andere Verbote hinweg! — sondern weil er die Absicht der Wittwe klar erkannte. Zuerst versuchte er die Neuvermählten durch allerlei Listen aus ihrer unantastbaren Freistatt, der Basilika des heiligen Martinus herauszulocken. Als dies an wohlbegründetem Mißtrauen scheiterte, leistete er ihnen den Eid, er wolle sie nicht trennen, „wenn dies so Gottes Wille sei". Unbegreiflicherweise vertraute das Paar diesem so verdächtig abgefaßten Schwur und verließ die Freistatt. Zunächst nahm sie der König würdig auf, küßte sie und speiste mit ihnen. Aber es war doch wohl schon der leise Anfang des Endes d. h. des Wortbruchs, daß er wenige Tage darauf M. allein mit sich nach Soissons nahm. Einen Angriff der Leute der Champagne auf diese Stadt führte er auf Anstiften dieses seines Sohnes zurück,

vielleicht war Brunichildis wenigstens dabei nicht unbetheiligt: — er nahm ihm deshalb die Waffen, übergab ihn Wächtern und hielt ihn in leichter Haft, einstweilen die endgültige Entscheidung über sein Geschick aussetzend: keineswegs aber fing er erst von jetzt an, M. „wegen jener Heirath für verdächtig zu halten", wie der naive Gregor meint. Alsbald ließ er den Sohn zum Priester scheren, — trennte also nun nicht blos thatsächlich die Gatten — in geistliche Gewänder stecken und in das Kloster Anninsola bei Le Mans bringen, um dort in der Regel der Priester unterwiesen zu werden. Allein auf dem Wege dahin ward er durch Herzog Guntchramn Boso, einen Feind Chilperichs, mit Gewalt befreit: er nahm nun wieder weltliche Gewandung an, verhüllte sein Haupt — um die Tonsur zu verdecken — und floh in die Kirche des heiligen Martinus zu Tours, dem gefeiertesten Weihthum in ganz Gallien und sicherstem Asyl, in welchem auch jener Guntchramn Boso weilte. Dadurch ward Gregor, der Bischof von Tours, sofort in den Conflict zwischen dem eidbrüchigen Vater und der blutigen Fredigundis einerseits und dem doch wohl rebellisch gesinnten Sohn und der herrschsüchtigen Rächerin Brunichildis andererseits verwickelt. Zunächst verlangte der Flüchtling, zum heiligen Abendmahl zugelassen zu werden, was der Bischof nach einigem Zögern wegen der wider die Canones verstoßenden Heirath mit seiner Tante, anfangs verweigerte, dann aber, nach Berathung mit dem zufällig anwesenden Bischof Ragnemod von Paris, gewährte. Alsbald ließ Fredigundis einen Neffen Gregors, der sich an den Hof begab, als Spion Merowech's verhaften, aller Habe berauben und verbannen. Der König aber forderte Ausstoßung des Flüchtlings aus dem Asyl, widrigenfalls er die ganze Landschaft von Tours werde in Flammen aufgehen lassen. Unerschrocken erwiderte der pflichttreue Bischof, solcher Frevel sei nicht einmal früher, da Ketzer (arianische Gothen) hier gewaltet, gewagt worden, unmöglich könnten ihn Christen (d. h. Katholiken) begehen. Darauf sandte Chilperich in der That ein Heer gegen Tours (577). M. suchte durch reiche Geschenke die Gnade des großen Schutzheiligen Martinus zu gewinnen, wobei sein Gebet doch auch darauf abzielt, er möge das Reich (regnum) erwerben, d. h. wenigstens nach dem Tode seines Vaters, (wenn er auch diesem nicht nach Leben oder Krone trachtete), mit Ausschluß der Söhne Fredigundens, dessen Reich allein erben. Der Graf von Tours Leudast, trachtete, um die Gunst der allgewaltigen Königin zu gewinnen — später sollte er durch deren tollkühn gereizten unversöhnlichen Haß ein grauenvolles Ende finden — M. aus der Basilika zu locken: aber es gelangen diese listigen Anschläge nur gegen dessen Diener (pueri), die er ermorden ließ. M. dagegen ließ zur Vergeltung den Oberarzt des Königs, Marileif, nach dessen Rückkehr vom Hof ergreifen, schwer geiseln und berauben: ja er hätte ihn tödten lassen, wäre er nicht ins Asyl entronnen, — in dasselbe, welches M. schützte. Wie M., selbst ein wehrloser Schützling, der die Basilika nicht zu verlassen wagen durfte, solche Gewaltthaten üben lassen konnte, bleibt dunkel: man muß wohl annehmen, daß er selbst und Brunichildis über Geld und Anhänger in nicht unerheblichem Maße verfügten. Uebrigens tadelt es Gregor, daß M. damals viele Beschuldigungen wider Vater und Stiefmutter aussprach, „obschon diese zum Theil begründet waren" und prophezeiht ihm aus dem Bibelorakel (dem wahllosen Aufschlagen einer Stelle) den Untergang. Fredigundis suchte nun Gruntchramn Boso, dem sie schon deshalb wohlwollte, weil er vor zwei Jahren als Feldherr König Sigiberts, Theodebert, ihren andern Stiefsohn geschlagen und (er selbst?) getödtet hatte, durch große Versprechungen zu bestechen, M. aus der Freistatt zu locken, „so daß man ihn tödten kann". Sofort ging dieser darauf ein, „ein gar braver Mann", meint Gregor, „nur daß er jeden Eid brach, den er einem Freunde geschworen hatte", obwohl er bis dahin einer

Weissagerin (pythonissa) Glauben geschenkt, welche prophezeiht hatte, Chilperich werde noch im laufenden Jahre sterben, M. sein alleiniger Erbe werden und Guntchramn, seinem bisherigen Leidensgefährten, das Herzogthum über sein ganzes Reich und später das Bisthum Tours übertragen. Wirklich gelang es Gruntchramn, M. zu bewegen, behufs fröhlicher Falkenjagd mit Roß und Meute die Freistatt zu verlassen: denn Guntchramn meinte, die Mordboten Fredigundens stünden schon vor der Kirchthüre — aber glücklich gelangte M. bis nach Joué (Jocundiacensis domus, südlich von Tours am linken Ufer des Chèr) und zurück. Fredigundis betrieb ihre eigene, die des Königs oft kreuzende Politik; der Hauptzweck ihres Lebens war, nicht nur sich selbst den entscheidenden Einfluß zu wahren, sondern ihren Söhnen allein, unter Vernichtung der übrigen Söhne Chilperichs, die Thronfolge zuzuwenden. Sie ruhte nicht bis sie wie M., so dessen Bruder Chlodowech, ihren zweiten Stiefsohn, aus der Welt geschafft hatte: aber obzwar nun ihren echten Söhnen der Thron gesichert schien (nachdem Theodebert bereits gefallen, oben S. 455), mußte sie erleben, daß diese alle im zarten Alter von Krankheiten fortgerafft wurden: auch die Mutterliebe dieses Weibes hat etwas von wölfischer Wuth, und nun beschuldigt sie jenen Chlodovech und andere ihrer Feinde, durch Zauber und Gift ihre Knaben getödtet zu haben. Während Fredigundis insgeheim durch Guntchramn Boso M. zu verderben trachtete, suchte der König jenen Guntchramn, dem er den Tod seines Sohnes Theodebert Schuld gab, in seine Gewalt zu bringen: da dies mißlang, ließ er Guntchramn schwören, nicht ohne königliche Erlaubniß die Kirche zu verlassen. Guntchramn leistete den Eid in feierlichster Form, zog aber gleichwohl bald darauf mit M., der etwa 500 Mann um sich geschaart hatte (höchst wahrscheinlich durch Geldmittel Brunichildens) aus Tours ab: welche Beweggründe M. hierbei leiteten, ist nicht zu erkennen: vielleicht mißtrauete er der Sicherheit der Freistatt: wahrscheinlicher aber ist, er hoffte von den Austrasiern als König, als Nachfolger Sigiberts anerkannt zu werden, wenn er an der Seite Brunichildens als deren Gemahl auftrete. Im Gebiet von Auxerre (Autisiodorense territorium) von Erpo, Herzog des zur Zeit mit Chilperich verbündeten Königs Guntchramn (von Burgund) ergriffen, entkam er gleichwohl, gewann abermals Asyl in der Basilika des heiligen Germanus zu Auxerre, floh nach zwei Monaten von da zu Brunichildis (wir wissen deren Aufenthalt nicht), ward aber von den Austrasiern (deren Name hier zuerst in der Geschichte genannt wird) nicht aufgenommen: d. h. als König oder doch als Muntwalt von Sigiberts Knäblein Childebert II. und als Regent an dessen Statt: denn diese austrasischen Großen wollten lieber selbst die Regentschaft führen. Vielmehr schlossen dieselben nun ein enges Bündniß mit König Guntchramn von Burgund, der, söhnelos, den jungen Childibert als Sohn und Erben annahm. Dies Bündniß richtete seine Spitze gegen Chilperich, der vergebens M. mit Heeresmacht in der Champagne zu greifen gesucht hatte, und nun dessen und Brunichildens Anhänger im Innern seines Reiches rasch unschädlich zu machen eilte. Diese Bedeutung hatte der Proceß gegen Bischof Praetextatus von Rouen, der zwar vor allem durch jene Trauung (oben S. 454) Fredigundens Rache gereizt hatte, aber doch wohl vielleicht in die feindlichen Pläne Brunichildens überhaupt nicht nur so wenig und so harmlos verwickelt war als der gutmüthige Gregor glaubt. Nachdem Praetextatus gestürzt und verbannt war, suchte M., der sich nun wohl schwer gefährdet fühlte, abermals die sicherste Freistatt, die es in Gallien gab, die Basilika des heiligen Martinus zu Tours zu gewinnen: so hieß es wenigstens: da ließ sein Vater alle Zugänge schließen und scharf bewachen. M. hielt sich in der Champagne von Rheims verborgen, ward aber nun von den Bewohnern von Térouenne (Tarabennenses,) in eine Falle gelockt. Sie ließen ihm sagen, sie

wollten seinen Vater verlassen und sich ihm unterwerfen. Er kam. Sie aber schlossen ihn in einem Hofe (villa) ein, umgaben ihn mit Bewaffneten und schickten Boten an Chilperich. M. besorgte, die Rachelust seiner Feinde (Fredigundis) werde ihm einen qualenreichen Tod bereiten, und sprach zu Gailen, einem seiner Vertrauten (vielleicht Gefolgsmann, jedesfalles Germane): wir waren bisher Eine Seele und Ein Gedanke: „bitte, laß mich nicht in die Hände meiner Feinde fallen, nimm dies Schwert und stoße mirs ins Herz.“ Und Gailen zauderte nicht, sondern durchbohrte ihn mit dem Messer (Kurzschwerte, cultro); andere berichteten, Fredigundis habe diese Worte Meroveus' erdichtet und auf ihr Geheiß sei er heimlich ermordet worden, — wohl um der Begnadigung durch den immerhin noch menschlicheren Vater zuvor zu kommen. Die „Tapfersten“, welche M. bei seinem letzten Unternehmen begleitet hatten, (lauter Germanen: außer Gailen Grindio und Ciucilo, weiland Pfalzgraf König Sigiberts und noch viele andere) wurden unter den grausamsten Qualen langsam zu Tode gemartert: schwerlich wäre M. besser behandelt worden. Als Anstifter des Anschlags zu Térouenne wurden genannt: Egidius, Bischof von Rheims, der schon früher die Gunst der Königin Fredigundis erworben, und der oben genannte Guntchramn Boso, der sich ihr bereits durch die Vernichtung Theodeberts im Geheimen sehr empfohlen hatte. Der gutmüthige König Guntchramn betrauerte später offen den Tod Meroweus' und Chlodowechs, welchen Fredigundis ebenfalls bald zu grausamem Tode verhalf, und ließ die Leichen der beiden gemordeten Neffen durch Bischof Pappolus von Chartres in der Basilika des heiligen Vincentius (Saint Germain des Près) zu Paris neben einander beisetzen. Die Episode Merowechs ist sehr bezeichnend für die Sittengeschichte des Reiches der Franken gegen Ende des 6. Jahrhunderts.

Gregorii Turonensis historia ecclesiastica, ed. Arndt et Krusch, I, Hannoverae 1884. V, 2. 14. 19. — Löbell, Gregor von Tours und seine Zeit, 2. Aufl. Leipzig 1869. — Dahn, Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker, III, Berlin 1884. S. 165—196. Dahn.

Merowech III., Söhnlein Chlothachars II., ward von seinem Vater, der selbst damals (im J. 604) erst zwanzig Jahre, dem Heere des Majordomus Landerich beigesellt, welches Theuderich II. (596—613), Sohn des Childibert II. (575—596), im Gebiete zwischen Seine und Loire angriff, aber bei Etampes, südlich von Paris, geschlagen ward. M. ward hiebei gefangen und, angeblich auf Befehl Brunichildens, getödtet. — Dahn, Urgeschichte III. Dahn.

Merowech IV., Söhnlein (parvulus) Theudeberts II. (596—612), wurde, als sein Vater bei Toul und bei Zülpich von dessen Bruder Theuderich II. (596—613) geschlagen und auf der Flucht gefangen ward, ebenfalls ergriffen und getödtet: auf Befehl Theuderichs faßte ihn ein Gefolge desselben am Fuß und zerschmetterte ihm das Haupt an einem Felsen.

Quelle für M. III. und IV. Fredigar (der sogenannte) c. 660 ed. Bouquet, recueil des hist. des Gaules II. c. 24. 28. — Dahn, Urgeschichte III.

Dahn.

Mersch: Jean André van der M., geb. in Westflandern am 10. Februar 1734, nahm zuerst französische, dann österreichische Kriegsdienste, zog sich aber, da die Unzufriedenheit der Belgier über die österreichische Regierung stets größer und heftiger wurde, zurück und lebte eine Zeit lang als Privatmann in seinem Geburtsorte. Als der Aufstand endlich ausbrach, schloß sich M. den Unzufriedenen (Patrioten) an, übernahm das Commando einer schnell formirten Truppenabtheilung, rückte mit dieser in Brabant ein und schlug die Oesterreicher bei Hoogstraaten in der Nähe von Antwerpen. Eine Reihe glücklicher Waffenerfolge, besonders die Einnahme von Gent und Brüssel, machten ihn zum Abgott des Volkes

und des Heeres und er wurde deshalb zum Höchstcommandirenden aller belgischen Truppen ernannt. Als aber van der Noot's Einfluß überwiegend wurde, suchte man ihn zuerst durch allerlei kleinliche Chikanen zur Niederlegung seiner Würde zu bestimmen, aber er blieb und protestirte laut gegen die leichtsinnige und unverantwortliche Weise, mit der man die Staatseinkünfte vergeudete. Wegen seiner Beliebtheit beim Heer wagten es die neuen Machthaber nicht, ihn zu entfernen, aber sie stellten einen anderen General an die Spitze eines zweiten Corps, wodurch seine Macht natürlich bedeutend beschränkt wurde. Endlich hielt die Gegenpartei den Augenblick gekommen, den vernichtenden Schlag gegen ihn zu führen; er wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und in die Citadelle von Antwerpen gebracht, wo er bis zum Einmarsch der Oesterreicher gefangen gehalten wurde. Ohne noch weiteren Antheil an den folgenden Ereignissen zu nehmen, zog er sich nach seiner Befreiung auf sein Landgut zurück, wo er am 14. September 1792 starb. Wenzelburger.

Mersi: Andreas Dominicus Ritter v. M., Cameralist, aus einem alten immatriculirten tiroler Adelsgeschlechte, war als Sohn des Vicekreishauptmanns Johann Andreas v. M. am 20. December 1779 zu Innsbruck geboren. Seine Mutter Josefa war die Schwester des bekannten Theatiners Don Ferdinand v. Sterzinger, des eifrigen Bekämpfers des Hexenaberglaubens, der unter dem Kurfürsten Maximilian III. von Baiern Präsident der Akademie der Wissenschaften zu München war. Seine Studien machte M. durchaus mit vorzüglichem Erfolge in seiner Vaterstadt; schon mit 19 Jahren trat er als Docent für Mathematik an der Universität auf und erhielt bereits 1800 die Professur dieses Faches. Vorher schon hatte das Vaterland ernste Anforderungen an den jungen Mann gestellt; mit seinem Vater schloß er sich im J. 1797 dem allgemeinen Landsturme gegen die in Tirol eingebrochenen Franzosen an und ward mit seinem Vater in der Schlacht bei Spinges (2. April) gefangen genommen und seiner Habseligkeiten beraubt. Zu friedlicher gelehrter Beschäftigung zurückgekehrt, wendete M. seine Aufmerksamkeit immer mehr dem öffentlichen Leben zu und trat in Folge dessen im J. 1808 von der philosophischen zur juridischen Facultät über, wo er politische Wissenschaft und Statistik als Nominalfächer übernahm. Doch schon im folgenden Jahre entzogen die kriegerischen Ereignisse M. wieder seinem wissenschaftlichen Berufe. Als die Oesterreicher am 14. April 1809 in Innsbruck eingerückt waren, faßten die Studenten den Entschluß eine Militärcompagnie zu bilden und verlangten ihren beliebten Lehrer M. zum Hauptmann; erst nach längerem Widerstreben ließ er sich, halb genöthigt durch den General Buol, dazu herbei, obgleich für Ausrüstung, Verpflegung und Löhnung der Compagnie in keiner Weise gesorgt war. Bevor die Studentencompagnie zu einer Action kam, war sie auch bereits wieder aufgelöst, nach dem zweiten Abzug der Franzosen aus Innsbruck aber unter dem Andringen Hormayr's am 23. Juli neuerdings gebildet und M. wieder an ihre Spitze gestellt; doch auch dieses Mal ohne eine nennenswerthe Leistung. Nachdem Tirol noch im selben Jahre wieder in bairische Verwaltung zurückfiel, hatte sich auch M. zunächst über seine Betheiligung an der Erhebung zu rechtfertigen, was ihm auch leicht gelang, da er nur auf höheren Befehl seiner Vorgesetzten die Führung der Studentencompagnie übernommen hatte. So wurde er auch vorerst im Amte belassen, erfuhr aber doch schon im J. 1810 bei der Umwandlung der Universität in ein Lyceum eine Art von Degradation, indem er wieder zum Professor der Elementarmathematik bestimmt wurde, die er auch an den höheren Gymnasialklassen zu lehren hatte. Bei der definitiven Organisation des Lyceums aber wurde M. quiescirt und später als Gymnasialprofessor nach Neuburg an der Donau in Baiern versetzt. Nach der Uebergabe von Nordtirol an Oesterreich (26. Juni 1814) kehrte M. mit vielen

anderen in Baiern angestellten Tirolern wieder in die Heimath zurück, zuerst als Gymnasialprofessor in Innsbruck, übernahm aber schon 1815 an dem Lyceum die Lehrkanzel der Physik nebst der Pädagogik, um bald darauf wieder in die juridische Facultät für politische Wissenschaften, Gesetzeskunde und Statistik überzutreten. 1819 übernahm M. dazu auch noch das Bücherrevisionsamt, wofür er 1822 mit dem Titel eines kaiserlichen Raths ausgezeichnet wurde. Außerdem redigirte M. gleich von seinem Wiedereintritte in österreichische Dienste an (1814) bis zum Jahre 1829 den „Tiroler Boten“, das damals angesehenste politisch-litterarische Journal des Landes und betheiligte sich in hervorragender Weise an der Gründung des Landesmuseums „Ferdinandeum“, dessen Zeitschrift ihn 1825 bis 1834 zu ihren Mitherausgebern zählte. Im J. 1842 trat M. in Ruhestand und lebte nun einen großen Theil des Jahres über auf Schloß Lichtenwert (bei Brixlegg in Tirol), das als Erbe seiner Mutter in den Besitz seiner Familie gekommen war. Hier ordnete und ergänzte er das reichhaltige Archiv der Herrschaft und hinterließ eine handschriftliche Geschichte derselben. Am 16. April 1861 starb er in Brixlegg im 82. Lebensjahre; eine einzige Tochter von 10 Kindern seiner Ehe und zwei Enkel überlebten ihn. Obwol er vielseitig litterarisch thätig war, so trat sein Name (mit Ausnahme kleiner Artikel im Tiroler Boten und in der Zeitschrift des Ferdinandeums) doch nicht vor die Oeffentlichkeit; nichtsdestoweniger hat er mit seinen Schriften über das tirolische Steuersystem (worüber er an der Universität Specialcollegien las) großen Beifall bei Theoretikern und Praktikern gefunden und mit seinen reichen historischen Sammlungen die Geschichtsforschung des Landes nicht unerheblich gefördert.

Familienpapiere und persönliche Mittheilungen. Probst, Geschichte der Universität Innsbruck, 1869, passim. Inama.

Merswin: Rulman M. ist der Verfasser einer Reihe tendenziöser und mit Vorliebe in das Bild einer Vision eingekleideter Selbstbekenntnisse und Tractate und nach Denifle's jüngst in der Zeitschrift für deutsches Alterthum 24, 200 ff., 280 ff., 463 ff.; 25, 101 ff. geführtem, glänzenden Nachweise Schöpfer jenes mysteriösen „Gottesfreundes im Oberland“, der Bd. IX S. 456 ff. (vgl. Bd. XIV S. 453 voce Johann von Chur) in der Voraussetzung seiner wirklichen, historisch beglaubigten Existenz in einem besonderen Artikel behandelt wurde. — M. ist 1308 zu Straßburg geboren und stammte aus einem alten daselbst angesessenen und wiederholt städtische und bischöfliche Aemter verwaltenden Geschlechte, dessen Geschichte wir bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts verfolgen können. In reichen Verhältnissen aufgewachsen, lebte M. in seiner Vaterstadt als Kaufmann und Geldwechsler. Es wird berichtet, er sei ein rechtes Weltkind gewesen, lustig und fröhlich von Natur, so daß jeder ihn liebte und gern mit ihm verkehrte. Allein die trübe Zeitlage seit den zwanziger Jahren des 14. Jahrhunderts, die Straßburg ganz besonders schwer empfinden sollte, ließ auch Merswin's ursprünglich heitere Sinnesart nicht unberührt. Im J. 1347 entsagte er der Welt mit Zustimmung seiner zweiten Frau Gertrud v. Bietenheim, einer „erberen einfaltigen cristinen frouwen“, nachdem seine erste wie zweite Ehe kinderlos geblieben war. Tauler, der in Straßburg als angesehener Prediger wirkte, wurde sein Beichtvater und auch sonst suchte er mit mystischen Gottesfreunden Verkehr, so mit dem Weltpriester Heinrich von Nördlingen (s. u.) und der Medinger Nonne Margareta Ebner (s. Bd. XX S. 332). Gegen Kirchen und Klöster zeigte sich M. freigebig, wiederholt erscheint sein Name urkundlich bei Schenkungen und Spenden an milde Stiftungen oder bei deren Verwaltung; von besonderer Wichtigkeit aber ist sein Verhältniß zum Straßburger Johanniterhause. Auf einer Illinsel, die man den Grünen Wörth nannte, stand ein altes Kloster, das bereits dem Verfalle drohte. M. kaufte dasselbe im J. 1367 an, ließ auf seine Kosten

die Kirche wiederherstellen und schenkte es 1371 an die Johanniter, nachdem sich zuvor Augustiner, Cistercienser und Dominikaner vergeblich darum beworben hatten. Jeder, auch der Laie, fand hier Aufnahme unter keiner anderen Bedingung als genügend Vermögen zu besitzen, um dem Hause nicht zur Last zu fallen. Auch M. wohnte fortan in seiner Stiftung und bekleidete zusammen mit dem Ritter Heintzmann Wetzel und dem bischöflichen Burggrafen Johannes Merswin das Amt eines ersten Pflegers. 1380 siedelte er größerer Askese wegen in ein beim Kloster gelegenes Privathaus über und soll hier, schon dem Tode nahe, einige kleine asketische Tractate geschrieben haben. Er starb am 18. Juli 1382, 74 Jahre alt, und wurde neben seiner zweiten Frau († am 6. December 1370) im Chor der Johanniterkirche begraben. Wir verdanken diese Nachrichten dem Memorial des Straßburger Johanniterhauses, in dem der Ursprung des Klosters von Nicolaus v. Laufen (1339—1402), seit 1366 Merswin's Famulus und späterem Johanniter zum Grünen Wörth, ausführlich mit Wiedergabe der Urkunden erzählt ist.

Von einer schriftstellerischen Thätigkeit Merswin's wußte bei seinen Lebzeiten Niemand etwas. Erst nach seinem Tode fanden die Johanniter in seiner Wohnung ein mit seinem Siegel verschlossenes Kästchen, das mehrere Schriften von seiner Hand enthielt, unter ihnen seine Hauptwerke, einen Bericht über seine Bekehrung, betitelt „Von den vier Jahren seines anfangenden Lebens“ und das „Buch von den neun Felsen“, beide Werke angeblich 1352 verfaßt. In dem letztgenannten, das seiner gewiß anderswoher entlehnten Anlage nach, aber auch nur in diesem Einen an Dante erinnert, ersteigen wir mit M. einen hohen Berg, von Fels zu Fels klimmen wir durch eine lange Reihe von Reinigungen empor. Auf jeder neuen Höhe legt der Mensch eine neue Sünde ab; je höher und schwieriger das Steigen, um so glänzender die Aussicht. Die Zahl der Bewohner wird geringer, je mehr wir uns dem Gipfel nähern. Auf dem obersten Felsen weilt die geringe Zahl der wahren Gottesfreunde, auf denen die Christenheit ruht, er bezeichnet „die Pforte, die da führt zum Ursprunge, dem innersten Wesen der Gottheit, aus welchem alle geschaffenen Dinge im Himmel und auf Erden gekommen sind“. Auch ihn selbst, berichtet M., habe Gott schließlich in diesen Ursprung blicken lassen, kaum einen Augenblick lang; er konnte aber nicht ausdrücken, was er da gesehen. Dieser Hauptvision hat M. eine Art Buch des Rügen, eine Schilderung aller Stände der damaligen Gesellschaft vom Papste und Kaiser bis zu den Begharden und Bauern vorausgeschickt, gleichfalls hierfür das Bild der Vision verwendend. Gott führt dem M. die Gebrechen der Christenheit vor und zeigt ihm, wie sehr allenthalben sowol bei Geistlichen als bei Laien jeder christlichen Ordnung Hohn gesprochen werde. In den ‚Vier Jahren‘ hat M. seine Bekehrungsgeschichte beschrieben, in der Entbehrungen und Kasteiungen eine Hauptrolle spielen. Schwere Leiden wechselten bei ihm mit stets neuen Anfechtungen und Zweifeln und nicht nur sein Körper, auch die Kraft seines Geistes wurde schließlich durch diese fortgesetzte Askese geschwächt. Nach vierjähriger Uebung glaubte er die Natur endlich in sich ertödtet zu haben. Durch immer häufigere Ekstasen und Visionen kam er dahin, von nichts Irdischem mehr angefochten, von keiner Versuchung mehr in seinem beschaulichen Leben gestört zu werden.

Noch sonst hat M. Einiges unter eigenem Namen geschrieben, wie z. B. das „Bannerbüchlein“, das die Menschen ermahnt unter Christi Banner zu fliehen und warnt vor dem in jüngster Zeit aufgepflanzten Banner Lucifer's, womit vielleicht die Secte des freien Geistes gemeint ist. Anderes wie die „Drei Durchbrüche“, die „Sieben Werke des Erbarmens“ (letzteres noch ungedruckt), sind Bearbeitungen geistlicher Tractate oder einzelner Gedanken anderer Mystiker, wo=

bei M., wie z. B. bei dem Auszuge aus dem ersten und zweiten Buche von Ruusbroec's Geistlicher Hochzeit, nicht immer zwischen Fremdem und Eigenem genau zu scheiden wußte oder richtiger in der Art der Darstellung sich gelegentlich den Schein gab, als rühre alles von ihm her. Freilich sein breiter, weitschweifiger, geschwätziger, an Wiederholungen reicher Stil läßt hier bald die Unterschiede und Verschiedenheit der Verfasser erkennen. In jedem Worte seiner Schriften zeigt sich M. als ungelehrter, ungeübter Laie. Nirgends begegnen wir auch nur einem Schimmer von Gelehrsamkeit, nirgends Citaten, nirgends systematisch geordneten Gedanken; alles ist bei ihm Eingebung einer lebhaften, jedoch ungezügelten Phantasie. Aber ein Grundgedanke durchklingt alles, was er geschrieben: M. will das ungelehrte, aber begnadigte Laienthum über den geschulten Klerus erheben, er ist stolz darauf, daß er, der Laie, von Gott ausersehen sei, seinen Mitmenschen ihre Gebrechen vorzuwerfen. Wiederholt betont er, er greife nur ungern zur Feder und nur auf göttliches Geheiß. Als Gott, wie er behauptet, ihm die Abfassung der Neun Felsen befiehlt, meint er, die Christenheit habe der Bücher und Lehrer genug und bessere sich doch nicht; auch dürfe er als Laie dergleichen Dinge nicht schreiben, ja die Menschen würden vielleicht sein Buch verwerfen als der heiligen Schrift zuwider. Aber Gott antwortet ihm, er könne seine Gnade ausgießen durch wen er wolle und jeder Christ werde in seinem eigenen Herzen fühlen, daß dies Buch lautere Wahrheit enthalte. In dieser Weise ermuthigt und berufen geht er ans Werk, bald in weichlich-sentimentaler, bald in harter, rücksichtsloser Sprache redend, stets zum Extremen geneigt.

Wäre damit die Biographie und Charakteristik Merswin's abgeschlossen, es verlohnte nicht seiner Person von doch nur mittelmäßiger Begabung ein eingehenderes Interesse zu schenken. Und doch! M. darf unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße beanspruchen als Schöpfer eines Wesens, das, weil ein Erzeugniß seiner Phantasie, nie gelebt, aber bis auf die jüngste Zeit, ein halbes Jahrtausend hindurch, als Mensch von Fleisch und Blut in der Kirchengeschichte des Mittelalters für eine der anziehendsten Erscheinungen gegolten hat.

Von den inneren Erlebnissen der vier Jahre 1347—1351, in denen sich Merswin's Bekehrung vollzog, sagte er Niemandem etwas, bis er ca. 1351 „den großen Gottesfreund" kennen lernte, der zu ihm aus dem Oberland herabkam. Dieser, bisher aller Welt unbekannt, ward bald Merswin's heimlicher Freund und ihm ließ sich M. „zu Grunde an Gottes Statt", d. h. er gab sich völlig in seinen Gehorsam und erzählte ihm auch seine geistige Umwandlung. Der Gottesfreund gab ihm sein „Büchlein von den zwei Mannen oder den fünf Jahren seines Anfanges", das seine eigene Bekehrungsgeschichte enthielt, und verlangte von M. die Aufzeichnung der seinigen. Anderen gegenüber gelobten sich beide völliges Stillschweigen hierüber. Ueber den ungenannten Gottesfreund erfahren wir in Kürze Folgendes. Als reicher Kaufmannssohn geboren führte er nach der Eltern Tode ein ritterliches, weltliches Leben und verlobte sich später mit einem adligen Fräulein Namens Margareta. Am Tage vor der Hochzeit ändert er jedoch durch göttliche Erleuchtung seinen Sinn und löst das Verhältniß. Das geschah gegen Ende der dreißiger Jahre des 14. Jahrhunderts. Er geht in die Einsamkeit eines Gartens, bis er innere Harmonie gefunden, und beginnt dann eine große Wirksamkeit nach außen, die ihn hernach zum Mittelpunkt eines Geheimbundes macht, in dem er eine kolossale, fast göttliche Verehrung genoß. Wie M. „ließen" sich ihm noch viele, viele Andere, vor allem ein berühmter Prediger und Meister der heiligen Schrift, den man ganz mit Unrecht aber bereits seit dem Ende des 15. Jahrhunderts mit Tauler identificirt hat. Zu diesem Meister, so heißt es, kam 1346 ein Laie, „der liebe Gottesfreund im Oberland, Rulman Merswin's Geselle", dreißig Meilen Weges, um seine Predigt

zu hören. Er hört fünf Predigten, beichtet bei ihm und bittet ihn zu predigen, wie der Mensch zu dem Allernächsten und -höchsten kommen könne. Der Meister hält die Predigt, der Laie schreibt sie nach. Es entspinnt sich darauf zwischen dem Gottesfreunde und dem Meister ein Gespräch, in Folge dessen sich der Meister dem Laien unterwirft und sich von da an wie ein Kind von ihm belehren und leiten läßt. Der Laie hält ihm vor, er lebe selbst nicht nach seiner Lehre, er sei noch unter der Herrschaft des Buchstabens und mithin ein Pharisäer. Der Meister solle Predigen, Studiren und Beichtabnehmen aufgeben, er solle nur für sich beten. Der Meister wird wegen seiner Askese, in der er sich zwei volle Jahre übt, verspottet und hat innerlich wie äußerlich viel zu leiden. Als er nach Ablauf der zwei Jahre seine erste Predigt wieder hält, kann er wegen Weinens und Schluchzens nicht reden und muß von der Kanzel steigen. Später hält er furchtbar überschwängliche, bei näherer Prüfung geradezu unkirchliche, jedesfalls untheologische Reden, durch die er nichts destoweniger seine Zuhörer entzückt, sogar verzückt. In diesem neuen Leben, das ihn weithin berühmt macht, ist er neun Jahre, dann wird er todesgefährlich krank. Er sendet zum Gottesfreunde und übergibt ihm die Geschichte seines Lebens mit der Erlaubniß der Veröffentlichung; er möge letzteres aber nicht hier in der Stadt thun, da man ihn dann bald als Verfasser erkennen würde. Er möge die Schriftstücke mit in seine Heimath nehmen. Nach 11 Tagen starb der Meister unter großen Aengsten und Nöthen. Der Laie aber floh aus der Stadt, um sich weiteren Fragen über den Meister zu entziehen. Später machte er ein Büchlein aus den ihm übergebenen Schriften des Meisters, das sogenannte „Meisterbuch“, dem obige Mittheilungen entnommen sind.

Ganz ähnliche Bekehrungsgeschichten enthalten nun auch sämmtliche andere Schriften des mysteriösen Laien und Gottesfreundes, denn groß ist die litterarische Hinterlassenschaft dieses Mannes. In Abschriften von Merswin's Hand, wie dieser selbst es berichtet, sind viele geistliche Romane, Novellen und Tractate — 16 an der Zahl, von denen die Hälfte noch ungedruckt —, die Historisches mit litterarischen Reminiscenzen und Erfundenem mischen, unter dem Namen des großen Gottesfreundes auf uns gekommen. Derselbe tritt in ihnen auf als ein Mann von reicher natürlicher Begabung, weltweise wie man unter Tausenden nicht Einen wiederfinden würde, sinnreich und im Besitz der höchst möglichen Stufe der Vollkommenheit. Nach fünf Jahren der Bekehrung ist er ein bewährter Freund Gottes, der der Auserwählung sicher ist und nicht mehr des göttlichen Einsprechens bedarf. So groß seine Begabung, so groß und geheimnißvoll ist auch seine Thätigkeit. Sein Einfluß auf die Herzen muß seinen Schriften nach geradezu ein zauberhafter, allbezwingender gewesen sein und erstreckte sich auf alle Stände. Wie die höchsten geistigen Würdenträger sich bei ihm Raths erholten, so konnten selbst Juden und Heiden sich seinem Einflusse nicht entziehen. In den fernsten Ländern, in Ungarn, Böhmen und Italien hatte er Anhänger und Freunde. Zwischen 1365 und 1374 ging er mit einigen Genossen auf einen Berg, doch wußte keiner bis auf M. seinen Aufenthaltsort, der nun der Mittelpunkt wurde, wo „die Fäden seiner gleichsam unterirdisch wühlenden Thätigkeit“ zusammenliefen. Denn auch in der Verborgenheit noch wirkte er nach außen hin durch geheime Boten, die namentlich zwischen M. und ihm hin- und hergingen. Nur selten noch trat der alte Gottesfreund aus dem geheimnißvollen Dunkel hervor, so als er 1377 mit einem Genossen nach Rom ging und eine Audienz bei Gregor XI. erwirkte, den er wie Katharina von Siena zu Reformen zu vermögen suchte. Der Papst aber befolgte die Mahnung nicht und starb, wie ihm im Falle der Weigerung vorausgesagt war, ein Jahr darauf, am 27. März 1378. In diesem Jahre brach das Schisma aus. Der Gottesfreund erkannte die große Gefahr für die Christenheit und war

der Ansicht, nur das Erbarmen Gottes, angerufen durch die Gebete seiner auserwählten Freunde, vermöge einen Aufschub zur Buße zu gewähren. Er schrieb nach Straßburg, es würde vielleicht nöthig werden, daß die Gottesfreunde sich offenbarten, ihren geheimen Aufenthaltsort verließen und wie die Apostel nach fünf Enden der Christenheit auseinander gingen. In der Voraussicht kommender Plagen unternahm er noch eine Reise nach Metz; eine zweite Romfahrt war geplant, gelangte aber nicht zur Ausführung. Aus dem Jahre 1380 wird noch von einem wunderbaren Briefe berichtet, der am Charfreitag vor 13 Gottesfreunden vom Himmel gefallen sein soll und der, nachdem er von diesen in den verschiedensten Sprachen gelesen war, in Flammengestalt wieder zum Himmel emporfuhr. In dem Briefe soll Gott sich den Bitten der Gottesfreunde, dem Verderben noch einen dreijährigen Aufschub zu gewähren, willfährig gezeigt haben. Fortan lebte der Gottesfreund als Klausner im strengsten Sinne des Wortes, auf seinen Rath hatte sich auch M. in ein Privathaus zurückgezogen. Jeglicher briefliche Verkehr wurde zwischen ihnen abgebrochen. Nur 1381, als abermals eine verheerende Seuche ausbrach, sandte der Gottesfreund eine Ermahnung und ein Gebet nach Straßburg, das er bereits 1350 den geängsteten Seelen zum Trost geschrieben hatte. Hiermit brechen aber alle weiteren Spuren von seinem Leben ab.

Es muß noch erwähnt werden, daß auch auf die Stiftung und Verwaltung des Klosters zum Grünen Wörth der Gottesfreund einflußreich wirkte. Auf seinen Rath schenkte M. das Kloster den Johannitern und auch sonst war für jede wichtige Angelegenheit (z. B. beim Kirchenbau) dort der Ausspruch des Gottesfreundes bestimmend und Ausschlag gebend. Zeugniß ferner für seine nahen Beziehungen zu den Johannitern die tiefe Verehrung, die zufolge dem Memorial noch lange nach des Gottesfreundes Tode im Kloster für ihn gehegt wurde, Zeugniß aber namentlich eine Anzahl Briefe des Gottesfreundes an die Straßburger Johanniter, insbesondere an ihren Comthur Heinrich von Wolfach. Es lag demnach gewiß nahe, wenn die Letzteren etwas Genaueres über diesen ihren Wohlthäter und Berather zu erfahren wünschten. Nur M. konnte hier Aufschluß geben, durch dessen Hand sowohl die Schriften als auch die Briefe des Gottesfreundes gingen. Als M. im J. 1382 im Sterben lag, baten ihn die Johanniter, er möchte sie doch über den geheimen Boten Ruprecht, der den Verkehr zwischen ihm und dem Gottesfreunde vermittelte, aufklären, damit dieser sie zum Gottesfreunde geleite. Allein sie erhielten zur Antwort, der Bote sei kurz vorher gestorben. Als nun auch M. starb, wußte keiner den Aufenthalt des Ungenannten und wiederholte unter Nicolaus' von Laufen Leitung angestellte Versuche ihn auszukundschaften, blieben erfolglos. Eine eigens zu diesem Zwecke unternommene Reise ergab keine Resultate.

Und so sind auch alle neueren Forschungen nach dem Gottesfreunde vergeblich gewesen. Zuerst glaubte man ihn wiedergefunden zu haben in einem Häretiker, jenem Nikolaus von Basel, der viele durch seine Irrthümer verführte und um 1409 mit ein Paar Genossen sein Leben auf dem Scheiterhaufen endete. Den geheimen Aufenthaltsort haben einige in den Vogesen, andere in der Schweiz in der Umgegend von Luzern, zuletzt in der Herrschaft Toggenburg gesucht, wo ein frommer Einsiedler, Johann von Rütberg lebte, der mit dem Gottesfreunde identisch sein sollte. Keine dieser Vermuthungen kann jedoch genügen: bei näherer Prüfung ergiebt sich, daß die Schriften des Gottesfreundes ein wahres Labyrinth von Widersprüchen und Unglaublichkeiten aufweisen, durch das sich hindurchzuwinden absolut unmöglich ist. Schon der Umstand, daß der Gottesfreund seine eigene Bekehrungsgeschichte in fünf Schriften (im Buch von den zwei Mannen, Buch von den zwei 15jährigen Knaben, Geistliche Stiege, Meisterbuch, Fünfmannenbuch) viermal verschieden erzählt, in seinen Zeitbestim=

mungen, seinen Orts- und Distanzenangaben sowie sonstigen Aussagen sich beständig widerspricht oder ungenau ist, so daß es nicht gelingen will, auch nur die geringste Uebereinstimmung hineinzubringen — schon dieser Umstand nöthigt zu dem Ausspruch, es gäbe keinen unzuverlässigeren Gewährsmann als ihn. Der Gottesfreund besitzt eine Proteusnatur und ist, kritisch beleuchtet, ein Schwätzer. Sodann muß es auffallen, daß dieser Gottbegnadete, seine Mitmenschen mit magischer Gewalt an sich ziehende Laie, der bereits die höchst mögliche Stufe der Vollkommenheit erreicht hat, in seinen Schriften mit großer Gewichtigkeit allbekannte Dinge lehrte, oder seine an vielen Stellen zu Tage tretende Gedankenarmuth, wie wir es ihm nachweisen können, durch Benutzung einzelner Sätze und ganzer Tractate anderer Mystiker (Eckhart, Seuse, Tauler, Tractat über Schwester Katrei) zu verbergen sucht und auch diese noch oft mißverstand. Es muß auffallen, daß seine so stark betonte Wissenschaft über den Glauben sich kaum über jene eines gläubigen Menschen gewöhnlichsten Schlages erhebt. Nirgends begegnet eine im Zusammenhang vorgetragene Lehre; wo er eine solche entwickeln soll, bricht er regelmäßig mit der Phrase ab, es gebe kein so großes Buch, um alles das ausführen zu können. Aber nicht nur gedankenarm ist der Gottesfreund, er redet auch ungeschickt, unklug, ja verletzend. Was letzteres betrifft, so spielt die Unkeuschheit in seinen Geschichten eine überaus große Rolle, die durch nichts gerechtfertigt ist. Und endlich: wer himmlische Briefe und Ansprachen erdichtet — denn jener vom Himmel gefallene Brief zeigt den gleichen Stil und die gleichen Ideen wie die Schriften des Gottesfreundes —, der hat sich jedesfalls eine besondere Methode zur Gottesfreundschaft anzuleiten zu eigen gemacht.

Alle Lebensbilder des Gottesfreundes verrathen schablonenmäßige Arbeit, sie sind nach einem bestimmten Schema abgefaßt, bald reicher, bald ärmer an Variationen und kühnen Phantasiegebilden. Unter letzteren ist die Romreise vom Frühjahr 1377 am interessantesten und lehrreichsten, denn daß diese in allen Einzelheiten eine Dichtung ist, hat Denifle überzeugend nachgewiesen. Sie ist verfaßt von Jemandem, der keine Ahnung von den Schwierigkeiten einer Romfahrt über die Alpenpässe hatte, der nie den Papst von Angesicht zu Angesicht sah: der wahre Gregor XI. war das grade Gegentheil von dem der Phantasie des Gottesfreundes entsprungenen. Die Vorwürfe, die der Gottesfreund dem Papste macht, stimmen auf ein Haar mit denen überein, die er früher dem Meister im Meisterbuch gemacht. Die Motive sind die gleichen. Die ganze Romfahrt ist ersonnen, um die Gottesfreunde als die wahren und einzigen Stützen der Christenheit hinzustellen. Selbst der Papst muß sich ihnen unterordnen; da er ihren Mahnungen nicht gehorcht, stirbt er. Die Romreise ist also zum Theil erst nach des Papstes Tode gedichtet.

Die Schriften des Gottesfreundes sind ihrem Inhalte nach Dichtungen, aber auch der Gottesfreund selbst ist eine Fiction. Fast immer heißt der Gottesfreund der „Heimliche“. Von den Lebenden, meist Bewohnern des Straßburger Johanniterhauses, kennt ihn außer M. keiner; diesem allein offenbart er sich. Außerhalb Straßburgs aber kann ein jeder den Gottesfreund treffen, merkwürdigerweise sind jedoch alle diese nicht historisch verbürgt. Die historisch nicht beglaubigten Personen, die sämmtlich denselben Läuterungsproceß durchmachen, der eine etwas schneller als der andere, überhaupt sich zum Verwechseln ähnlich sind, — sie brauchen den Gottesfreund garnicht erst zu suchen, dagegen suchen ihn die historisch beglaubigten, finden ihn aber nicht. Keiner der wirklich lebenden außer M. kann direct an den Gottesfreund schreiben, keiner außer M. erhält directe Antwort: Alles geht durch Merswin's Hand, nicht nur alle Briefe, sondern auch alle Schriften. Ueberall ist M. der Vermittler. Mit seinem Tode hört jeglicher Verkehr mit dem Gottesfreunde auf und zugleich

jede Nachricht über denselben. Wir werden uns also an M. halten müssen, um den Ursprung dieses mysteriösen Geschöpfes zu ergründen. Auch Merswin's Aussagen ist nicht immer Glauben zu schenken. Er verheißt im Eingang seiner eigenen Bekehrungsgeschichte nur lautere Wahrheit zu berichten, bewegt sich aber thatsächlich in starken Widersprüchen, sodaß es mit seiner Glaubwürdigkeit schlecht bestellt ist. Er bedient sich derselben Schablone wie der Gottesfreund. Seine Bekehrung und Erleuchtung gehen auf dieselbe Art vor sich wie beim Gottesfreund, wie bei dem Meister und den andern Helden und Heldinnen dieser Romane. Daß M. bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit es mit fremdem Eigenthum nicht gar zu genau nahm, wurde schon erwähnt. Und so hat er nun auch über die Existenz des Gottesfreundes falsch berichtet, d. h. er hat die ganze Gestalt erfunden. Die Erfindung des Gottesfreundes von Seiten Merswin's ist nicht nur wahrscheinlich, sie läßt sich beweisen.

Die Schriften des Gottesfreundes und Merswin's decken sich völlig in Gedanken, Ausdruck und Stil, ein Unterscheidungsmerkmal für beide gibt es nicht. Hinsichtlich der Sprache weichen beide nur in einem unwesentlichen Punkt von einander ab, sonst herrscht auch hier Uebereinstimmung: M. aber, dessen Schriften von den Neun Felsen und Vier Jahren wir im Original besitzen, während für die Sprache des Gottesfreundes nur das Fünfmannenbuch in Betracht kommen kann, da es ausdrücklich als Autograph bezeichnet wird — schreibt elsässische, Straßburger Mundart. Und weiter. Selbst die Orthographie des Fünfmannenbuches ist identisch mit der in den Vier Jahren Merswin's, etwas weniger mit der der Neun Felsen, aus welcher Thatsache zweierlei erhellt: einmal, daß es unwahr ist, wenn M. beide Schriften im J. 1352 geschrieben haben will, denn so schnell änderte man im 14. Jahrhundert seine Orthographie nicht, sodann aber das weit glänzendere Ergebniß, daß der Gottesfreund des Fünfmannenbuches M. (in den Vier Jahren) viel ähnlicher ist, als dieser sich selber (in den Neun Felsen). Die a für e in den Endungen und Ableitungssilben im Fünfmannenbuch sind nichts anderes als Spielereien, nur angebracht, um andere zu täuschen.

M. ist der Verfasser aller Schriften des Gottesfreundes. Er ist die einzige historisch beglaubigte Person, die über den Gottesfreund Bescheid weiß, er ist der stäte Briefvermittler, eben weil er der Verfasser ist, und wir erkennen nun auch den Grund, wenn nur Briefe an Straßburger uns überkommen sind. M. konnte die Täuschung nur durchführen, indem er sich zum Mittelpunkt, zur Seele des ganzen Verkehres machte und er hat sie wahrlich schlau genug zu verhüllen gewußt. M. läßt den Gottesfreund sagen, wenn M. länger lebe als er, dann solle er seinen Namen bekannt geben, er würde nach seinem Tode in seiner einstweilen noch verborgenen Autobiographie „Wort für Wort“ Aufschluß finden über sein ganzes Leben. Wie raffinirt! Denn M. starb immerhin früher als der Gottesfreund, der nur in Merswin's Geiste lebte. Die Verheißung konnte also nie praktisch werden und so erklärt sich denn auch, daß von sämmtlichen Schriften des Gottesfreundes allein seine Selbstbiographie uns nicht erhalten ist; sie ist eben nie geschrieben worden und von M. nur erfunden, um weiteren Nachfragen der Johanniter vorzubeugen. Sodann: jene Schriften, die M. selbst als die eigenen ausgab, fand man erst nach seinem Tode. Nur so entging er der Entdeckung. Man konnte nun nicht, wenigstens nicht so lange er lebte, die Werke Merswin's und des Gottesfreundes mit einander vergleichen. Man hätte ja sonst bei nur einiger Aufmerksamkeit die Aehnlichkeit beider erkennen müssen. Und ferner: wie klug war es berechnet, wenn M. sagt, er habe von den vom Gottesfreund an ihn gesandten Schriften Copien gemacht, in denen er die Namen der Orte und Personen fortgelassen, worauf er die Originale verbrannte. Man wäre ja sonst

hinter seine Schliche gekommen. So aber war jegliche Controlle ausgeschlossen. Das „Autograph" des Fünfmannenbuches ist wohl von M. mit verstellter Hand geschrieben, falls nicht die Johanniter, die auf jeden Fall einfältige oder denkfaule Leute gewesen sein müssen, schon in den a für e der Endsilben den genügenden Beweis erbracht sahen. Und so erklärt sich noch vieles andere, sobald wir M. als Verfasser annehmen. Da M. die ganze Fiction des Gottesfreundes in großem Maßstab angelegt hatte, aber nicht das Talent besaß, seine Idee einheitlich durchzuführen, so mußte er sich nothwendig in Widersprüche verwickeln.

Aber was hat M. denn nun eigentlich mit dieser Fiction gewollt? Sein Hauptzweck war, gegenüber dem entarteten Priesterthum, dessen Leben durchaus nicht im Einklang stand mit seiner Lehre, die Gottesfreunde als die einzigen Stützen der Christenheit hinzustellen. M. entnahm den Gedanken, dem die Mystiker bereits seit dem 13. Jahrhundert weitere Verbreitung zu geben suchten, wohl Tauler'scher Lehre, er hat ihn dann aber nach eigenem Gutdünken zugespitzt und über's Maß fortgeführt. Er selbst hält sich für eine Säule der Christenheit: ob solch ein Gottesfreund Priester oder Laie ist, ist gleichgültig. Auf jeden Fall führt nur die völlige Unterwerfung unter die Gottesfreunde zur Vollkommenheit. Alles andere, die Gnaden- und Heilsmittel der Kirche, äußere Uebungen u. s. w. stehen erst in zweiter Linie. Das Ideal eines solchen Gottesfreundes ist nun Merswin's Gottesfreund aus dem Oberland. Aber noch ein Nebenzweck kommt hinzu. M. wollte auch gewisse Schäden der Kirche bloßstellen, er wollte Reformen einführen und dazu freilich war eine fingirte Geschichte das geeignetste Mittel. Als einfacher Laie konnte er nicht so offen gegen die Schriftgelehrten zu Felde ziehen. Durch den Gottesfreund aber weiß er sich gedeckt. Dieser stand ja bereits auf der höchst möglichen Stufe der Vollkommenheit und von oben herab konnte er, der Erleuchtete, die Schäden der Zeitgenossen geißeln. Hinzu kam das mysteriöse Dunkel, das ihn umgab, wodurch jede Kritik unmöglich wurde. Die Berechnung Merswin's war also entschieden eine feine. Auch er selbst rückte sich in ein helleres Licht, da er die Sache so darstellte, als sei er vom Gottesfreunde zum Vermittler aller seiner Pläne ausersehen. Der Gottesfreund würdigte ihn seines Vertrauens und es gewann auch M. dadurch unter den Johannitern an Ansehen. M. setzte auf diese Weise im Kloster alles was er wollte, durch, der Gottesfreund sprach eben für ihn und in wichtigen Fällen ließ M. ihn Visionen erleben, die zu seinen Gunsten aussagten. Zu solchen Zwecken sind die meisten Briefe erfunden. Die der Zeit nach letzten Briefe sind besonders lehrreich. M. schrieb sie, um endlich mit dem Gottesfreunde abzubrechen. Um die Täuschung zu beenden, sich selbst aber zu decken, wurden im Jahre 1380 — M. war damals kränklich und mochte wohl seinen baldigen Tod voraussehen — nach beiderseitiger brieflicher Aussprache alle Beziehungen zwischen M. und dem Gottesfreunde aufgehoben. Beide wurden Inclusen und zogen sich von jeglichem Umgang mit andern zurück; der Gottesfreund völlig, M. dagegen behielt sich auch als Incluse vor, hie und da noch in die Angelegenheiten seines Hauses einzugreifen, natürlich auch dieser Vorbehalt nur auf Rath des Gottesfreundes. Er wollte eben bis zuletzt in seiner Stiftung herrschen und befehlen. Der Gottesfreund aber, nachdem er gegen die ursprüngliche Verabredung noch einmal im Jahre 1381 von M. zur Thätigkeit erweckt war, verschwand schließlich ebenso räthselhaft von der Erde, wie er auf sie gekommen: keiner wußte seinen Anfang, keiner sein Ende.

M. hat also die Johanniter, seine nächste Umgebung, viele Jahre lang getäuscht aus zum Theil egoistischen Zwecken. Seine eigene Lebensgeschichte ist voll unwahrer Behauptungen: Er schreibt sich Gnaden- und Wunderwerke zu, die Gott an ihm verübt haben soll, läßt dieselben aber wohlweislich erst nach seinem Tode bekannt werden, denn weil sie fingirt waren, hatte bei

Merswin's Lebzeiten natürlich keiner aus seiner Umgebung etwas von diesen Begnadigungen an ihm merken können. Einem so schlauen Gesellen ist die Täuschung mit dem Gottesfreunde sehr wohl zuzutrauen. In Sachen des Johanniterhauses zeigte M. stets einen unruhigen Sinn, er war eigensinnig, rechthaberisch und herrschsüchtig. Mit seiner Zeit verfallen — daher die ewigen Klagen — traute er, überspannt wie er war, sich die Gabe zu, nach seinem Kopfe die Welt zu bessern. Mit Recht ist M. ein Betbruder genannt worden. Das Gefühl der Selbstgerechtigkeit beherrscht ihn ganz, sich hält er für den unfehlbaren, wahren Freund Gottes, alle andern sind Sünder. Von diesem Standpunkt hält er denn auch jedes Mittel für geeignet, die Menschen zu seiner Stufe hinaufzuziehen. Das Mittel, das er in Anwendung brachte, war die Täuschung. Er sah darin gewiß nichts verwerfliches. Abgesehen von seinen persönlichen Interessen am Johanniterhause wollte er mit seinen Dichtungen Gutes stiften, sein Streben war ernst und entsprang einem warmfühlenden Herzen. Er war aber für derartige Reformen nicht der Mann, selbst zu wenig an Zucht gewöhnt, um andern ein Mentor sein zu können, und die Art, wie er seine Reformen durchführen wollte, war verfehlt. Immerhin müssen wir sein Talent, seine wenn auch einseitige litterarische Fruchtbarkeit, bewundern. Der Gedanke der Fiction des Gottesfreundes an sich ist höchst originell und interessant, die Weise, wie M. die Täuschung — den Ausdruck Betrug wird man hier besser gemäß den Anschauungen des Mittelalters nicht in Anwendung bringen — zu Ende zu führen wußte, staunenswerth, der Fall einer Dialectfälschung wohl einzig in seiner Art. Daß M. in seinen Romanen Erlebtes oder Historisches in die Erfindung einmischte, gelegentlich von wirklichen Thatsachen ausging, wird man annehmen dürfen. Man kommt hier aber im Einzelnen nicht über Vermuthungen hinaus. Sicher ist einstweilen nur, daß der vom Himmel gefallene Brief, mit dem der Gottesfreund solchen Unfug treibt, eine Reminiscenz an die Straßburger Geißlerfahrt des Jahres 1349 ist, bei der gleichfalls ein himmlischer Brief eine bedeutsame Rolle spielte.

Merswin's Schriften sind Tendenzschriften und finden ihre Begründung in dem auflösenden und zersetzenden Grundcharakter des 14. Jahrhunderts, der insbesondere auch in dem damaligen religiösen Leben zu Tage tritt. Die Aergernisse, zu denen die Kirche und ihr Priesterthum Anlaß gaben, riefen, und nicht nur in Deutschland, eine religiöse Bewegung hervor, die durch äußere Mißstände aller Art, Bann und Interdict, Mißwachs und Hungersnoth, Ueberschwemmungen, Epidemien und Erdbeben nur gesteigert werden konnte und in Judenverfolgungen und Geißlerfahrten, auf künstlerischem Gebiete in den Todtentänzen, auf religiösem in den Lehren der Mystiker ihren Ausdruck fand. Einen Merswin regte der religiöse Drang der Laien zu selbstschöpferischer Thätigkeit an: sein Gottesfreund, der Laie aus dem Oberland, sollte die entartete Kirche in ihren Dienern reformiren. Es gelang nicht und sollte auch für das nächste Jahrhundert noch nicht gelingen, wo doch gleiche Ideen Männer ganz anderen Schlages als M. beseelten. Erst das 16. Jahrhundert brachte die Wendung, nun aber das anfangs gesteckte Ziel weit hinter sich zurücklassend: die Reform der kirchlichen Lehre, die die Loslösung von Rom zur Folge hatte.

Außer den oben angeführten Untersuchungen Denifle's im 24. und 25. Bande der Zeitschrift für deutsches Alterthum und der in vorliegendem Werke Band IX S. 459 f. notirten Litteratur vgl. noch Röhrich, Zeitschrift für die hist. Theologie 10 (1840), Heft 1, S. 136 ff. Karl Schmidt, Johannes Tauler, 1841, 177 ff. Derselbe Die Gottesfreunde im 14. Jahrhundert, 1854. Derselbe in der Revue d'Alsace, année 7 (Aprilheft), Colmar 1856. Derselbe Das Buch von den neun Felsen, 1859, vgl.

van Borssum Waalkes, Dat Boeck van den oorspronck, Leeuwarden 1882. [Merswin's Buch von den neun Felsen zeigt Verwandtschaft mit dem handschriftlich mehrfach erhaltenen Tractate „Wie der mensch soll geistlich sterben"; den Beweis wird der Verfasser des vorliegenden Artikels demnächst führen.] Engelhardt, Richard von St. Victor und Johannes Ruysbroek S. 345 ff. Jundt, Histoire du panthéisme populaire au moyen âge, 1875 S. 211 ff. Böhmer, Damaris 1865 S. 148 ff. Herman Råbergh, Nikolaus af Basel, zwei akademische Abhandlungen, Helsingfors 1870 und 1872. Lütolf, Tübinger theologische Quartalschrift 4 (1876), 580—582. Denifle, Tauler's Bekehrung, 1879. Jundt, Les amis de Dieu au 14. siècle, 1879, und in Herzog und Plitt's Real-Encyklopädie 7 (1880) 21—28, wogegen Denifle's Antikritik in den Historisch-politischen Blättern 84 (1879), 797 ff. 877 ff. Denifle, Deutsche Litteraturzeitung 1 (1880), 244 f. Tobler, Anzeiger für Schweizerische Geschichte, 1880 S. 243 ff. [Der inzwischen in Herzog's Real-Encyklopädie 13 (1884), 102—105 erschienene Artikel Preger's über Rulman Merswin verhält sich gegen Denifle's Forschungen ablehnend; das Nähere soll der dritte Band von Preger's Gesch. der deutschen Mystik bringen. L. Keller in seiner Schrift: Die Reformation und die älteren Reformparteien, 1885, behandelt gleichfalls eingehend die Gottesfreundfrage und stellt manchen neuen Gesichtspunkt auf, insbesondere mit Rücksicht auf die Tendenz der unter Merswin's und des Gottesfreundes Namen gehenden Schriften. Die Identität M.'s und des Gottesfreundes hält auch Keller nicht für erwiesen.]

Philipp Strauch.

Mersy: Franz Ludwig M., katholischer Geistlicher, geb. 29. November 1785 zu Weingarten bei Durlach, † 12. August 1843 zu Offenburg. M. wurde 1807 Gymnasiallehrer zu Bruchsal, 17. April 1810 zum Priester geweiht, 1813 Pfarrer zu Ersingen, 1819 auch landesherrlicher Decan, 1825 geistlicher Rath an dem bischöflich-speierischen Vicariate zu Bruchsal (bis zur Errichtung des Erzbisthums Freiburg im J. 1827) und Pfarrer daselbst, 1830 Pfarrer und Schulvisitator zu Offenburg. Auf einer am 24. Juli 1832 unter seinem Vorsitz gehaltenen Conferenz der Geistlichen der Regiunkel (eines der vier Bezirke des Decanates) Offenburg wurden Resolutionen über kirchliche Reformen gefaßt, welche von M. in der Schrift „Sind Reformen in der katholischen Kirche nothwendig? Auf welchem Wege sind dieselben zu bewirken, und welche Hindernisse stehen etwa entgegen?" näher begründet und dann an sämmtliche badische Decanate versandt wurden, mit dem Vorschlage, dem Erzbischof eine in diesem Sinne gehaltene Bittschrift zu übersenden. Es handelte sich dabei um ein deutsches Rituale, Revision des Meßbuches, Aufhebung der Bruderschaften, Beschränkung der Wallfahrten, Verminderung der Feiertage, Beseitigung der Meßstipendien und Stolgebühren u. dgl.; bezüglich des Cölibates wird nun vorgeschlagen, den Geistlichen, welche heirathen wollen, den Rücktritt in den Laienstand zu gestatten. Das Freiburger Ordinariat sprach sich 12. October 1832 sehr scharf gegen Mersy's Schrift aus. Er fügte der zweiten Auflage eine „bescheidene, aber freimüthige Beleuchtung" des Ordinariats-Erlasses und einige andere Beilagen bei. Die Sache wurde auch nach Rom berichtet, und 17. September 1833 verbot Gregor XVI. in einem Breve die Schrift von M., sowie die von G. L. K. Kopp (A. d. B. 16, 681), eine von Aloys Fuchs (A. d. B. 8, 160) und zwei andere in der Schweiz erschienene Broschüren, weil sie „falsche, verwegene, . . . schismatische, häretische, schon längst bei Luther, Bajus, Richer, Eybel, der Synode von Pistoja und anderen verdammte Sätze" enthielten. Am 4. October 1833 richtete er dann an die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz ein Breve, worin er über die Verbreitung solcher Bestrebungen in der Kirchenprovinz, namentlich in der Diöcese Rottenburg, klagt,

die Offenburger Conferenz als seditiosus conventus bezeichnet, die Reformvorschläge unter Bezugnahme auf die Bulle Auctorem fidei vom Jahre 1794 (gegen die Synode von Pistoja) ausführlich und scharf kritisirt und die Bischöfe zur Unterdrückung solcher Bestrebungen auffordert. 1835 erschien dann eine officiöse Gegenschrift: „Was haben wir von den Reformatoren zu Offenburg, St. Gallen ꝛc. zu halten? Gespräche zwischen einem Pfarrer und seiner Gemeinde. Von Athanasius Sincerus Philalethes“ (Graf Reisach, damals Rector der Propaganda, später Cardinal). — Im August 1833 begründete M. mit dem protestantischen Pfarrer Rinck das „Badische Kirchenblatt“, worin er das Breve mit Anmerkungen abdrucken ließ. Von der Mitredaction des Blattes trat er schon im Mai 1834 auf Befehl des Erzbischofs zurück; er blieb aber Mitarbeiter und manche Artikel von ihm erschienen mit seiner Namensunterschrift. Das Blatt änderte seinen Titel 1839 in „Badisches Kirchen- und Schulblatt“, 1844, nach dem Tode Mersy's, in „Evangelisches Kirchenblatt“, ging dann aber schon im Juni 1845 ein. — 1835 schrieb M. als Entgegnung auf die Schrift „Was ist in unserer Zeit von Synoden zu erwarten?“ von Prof. von Drey in Tübingen, „Die Diöcesansynode im Erzbisthum Freiburg“. In demselben Jahre veröffentlichte er ein kurzes „Offenes Sendschreiben an seine Amtsbrüder, Einführung von Synoden oder Sittengerichten betreffend“ (in Rheinwalds Acta eccles. II, 398 abgedruckt). — M. blieb bis zu seinem Tode im Amte. Die Angabe, er habe auf dem Sterbebette widerrufen, ist unrichtig.

Jentsch, die Reformbestrebungen des Pfarrers Mersy und seiner Freunde, 1876. Weech, Bad. Biogr. II, 73. Aschaffenburger Kath. Kirchen-Zeitung 1833, 164. 252.
Reusch.

Merten: Jakob M., geb. zu Wittlich am 11. August 1809, † am 17. Februar 1872, als emeritirter Professor der Philosophie an dem bischöflichen Seminar in Trier. Seine Gymnasial- und theologischen Studien machte er zu Trier, wurde dort am 2. März 1833 Priester und wirkte zunächst, gleichzeitig mit dem späteren Professor Knoodt in Bonn, als Kaplan an der Liebfrauenkirche in Trier, dann als Pfarrer in Sehlem im Kreis Wittlich. Nachdem der Bischof Arnoldi der Hermesischen Philosophie in seinem Seminar ein Ende gemacht und der geistreiche Vertreter dieser Richtung, Dr. F. X. Biunde, als Pfarrer nach Saarburg gewandert, der an seine Stelle gesetzte Pfarrer Alff sich aber dem Posten nicht gewachsen fühlte, Andere ihn aus der Empfindung ihrer Unzulänglichkeit abgelehnt, erhielt M., der unterdessen eine Zeit lang als Privatsecretär des Bischofs fungirt hatte (1842), den Lehrstuhl der Philosopie an dem besagten Seminar (1843), womit, für lange Zeit, die Günther'sche Philosophie ihren Einzug in diese Anstalt hielt. M., der seit Jahren mit Günther, Pabst, Knoodt in enger Beziehung stand, hat zu dem Ausbau des Günther'schen Systems einen wesentlichen Baustein durch seine „Metaphysik“ (Trier 1849) geliefert. Er vertheidigte diese von einem Bonner Repetenten Caspar Frings in der Münster'schen katholischen Zeitschrift (und in der Broschüre Leben und letzte Schrift des sel. Caspar Frings) heftig angegriffene speculative Arbeit in der Münster'schen Zeitschrift sowie in einem besonderen Abdruck des dort publicirten Aufsatzes. Die ungünstige Wendung, welche in Rom die Angelegenheit des Güntherianismus nahm, hatte auch für M. ihre Folgen, dessen Metaphysik, auf Dieringer's Veranlassung, seit 1849 von den Münster'schen Jesuiten am heil. Stuhle denuncirt worden war. Arnoldi, welcher in Köln, wo er der Ueberreichung des Cardinalshutes an Erzbischof v. Geissel beigewohnt, die Entfernung Merten's vom Katheder noch entschieden abgelehnt hatte, weigerte sich auch während seines Aufenthaltes in Rom, auf die Zumuthung des Papstes, den Jesuiten sein Seminar auszuliefern, einzugehen; aber er versprach Pius IX. die Lehren Günther's in demselben zu unterdrücken und schrieb M. vor, die Philosophie künftighin nach

dem Lehrbuche von Balmes vorzutragen (1861). Zwar wurde die „Metaphysik“ nicht gleich den Werken Günther's censurirt, indessen fügte sich M. dem Wunsche seines Bischofs und söhnte sich, je länger er lebte, innerlich mit den Principien der großen Scholastiker aus, wenn er auch zeitlebens jener Crudität ferne blieb, mit welcher seit den sechsziger Jahren in Theologie, Philosophie, Politik von extremen Vertretern der Neuscholastik die Rückkehr zum 13. Jahrhundert gefordert wurde. Es wäre auch Unrecht, M. einer rein äußerlichen Accommodation an eine ihm innerlich widerstrebende Richtung anzuklagen. Der einfache demüthige Sinn des Mannes machte es ihm verhältnißmäßig leicht, mit seiner Vergangenheit zu brechen und sich der kirchlichen Entscheidung zu unterwerfen. Im Uebrigen fuhr er fort bis zu seiner Emeritirung 1868 die Philosophie vorzutragen, und wenn das Trier'sche Seminar durch besseren theologischen und philosophischen Unterricht längere Zeit hindurch die meisten ähnlichen clericalen Bildungsanstalten in Deutschland übertraf, so war das M. nicht in letzter Linie zu verdanken. In seinen späteren Jahren hat sich M., abgesehen von den nicht im Buchhandel erschienenen „Bemerkungen zur Systematisirung und Vervollständigung der Metaphysik von Balmes“ (Trier 1859) schriftstellerisch nur mehr mit der kleinen Gelegenheitsschrift „Die Bedeutung der Erkenntnißlehre des heiligen Augustinus und des heiligen Thomas v. Aquin für die geschichtliche Entwickelung einer Philosophie als reiner Vernunftwissenschaft, 1865, versucht. M. war ein scharfer, logischer Denker, der, wenn er seinem Meister, Anton Günther, an Kühnheit und Originalität auch nicht gleichkam, ihn jedenfalls an Systematik übertraf. Konnte man in ihm den Gelehrten nur achten, so mußte man den Menschen höchlich verehren. M. war eine durchaus ideal angelegte Natur: anima candida, wenn irgend Einer, einfach und bescheiden, und doch immer würdevoll, den Dingen des praktischen Lebens abgeneigt und an ihnen keinen Theil nehmend; als Priester höchst gewissenhaft und von kindlicher Frömmigkeit, in jeder Hinsicht eine Zierde seines Standes und der Anstalt, welcher er angehörte. Einige Briefe von ihm und verschiedene Notizen über ihn bietet Peter Knoodt's Biographie von Anton Günther, 2 Bände, Wien 1881.

F. X. Kraus.

Mertens: Franz Karl M., geb. zu Bielefeld am 3. April 1764, † zu Bremen am 19. Juni 1831, war der Sohn eines ausgedienten preußischen Feldwebels, der eine bescheidene Civilversorgung erhalten hatte. Durch eigenen Fleiß und durch die Unterstützung einflußreicher Freunde gelang es dem begabten jungen Manne, sich so weit vorzubereiten, daß er im Herbst 1781 die Universität Halle beziehen konnte, wo er sich, mit vielen Entbehrungen kämpfend, dem Studium der Theologie widmete. Im Frühjahr 1784 wurde er an die Erziehungsanstalt des Pastors Milow in Wandsbeck berufen, um dort vorzüglich in neueren Sprachen zu unterrichten, deren Kenntniß er sich im Wesentlichen erst jetzt aneignen mußte. Nachdem die Schwierigkeiten, welche ihm auf diesem neuen Arbeitsfelde entgegentraten, überwunden waren, fand er bald große Freude an der mit Erfolg geübten Lehrthätigkeit. Seinen Eltern zu Liebe nahm er 1787 eine Stelle als Schulrector und Prediger in Bielefeld an, folgte aber schon im Herbst 1788 einem Rufe an das Pädagogium zu Bremen, in welcher Stadt er nun dauernd ansässig blieb und wo er sich 1790 mit der ältesten Tochter des Pastors Milow verheirathete. Mit der Lehrthätigkeit an der Schule verband er längere Zeit die Leitung eines privaten Erziehungsinstituts für junge Ausländer. Auf das geistige Leben seiner neuen Heimath übte er sowol im Privatverkehr und durch Unterricht, als auch durch öffentliche Vorträge einen vielseitig anregenden Einfluß aus. Im J. 1817 wurde ihm bei der Reorganisation des Pädagogiums die Leitung der Handelsschule übertragen, einer der Abtheilungen, in welche die alte Gesammtanstalt zerfiel; schon 1795 hatte er den Professor-

titel erhalten. Als Lehrer zeichnete sich M. durch Geist und Frische aus; er unterrichtete vorzüglich in Geschichte und neueren Sprachen. Seine wissenschaftliche Bedeutung beruht übrigens einzig und allein auf seinen botanischen Studien. Zu der ernsteren Beschäftigung mit der Pflanzenwelt wurde er um 1790 durch den Bremer Garten- und Blumenfreund Dr. Schultz, bald aber in höherem Maße durch den gelehrten Botaniker Dr. Roth in Vegesack angeregt. Durch Schiffscapitäne, frühere Schüler und andere Freunde gelang es ihm, reiche Sendungen von getrockneten Pflanzen, namentlich auch von Seetangen, aus fremden Ländern und Meeren zu erhalten. Die zahlreichen Doubletten verwendete er zum Tauschverkehr, durch den er einerseits sein eigenes Herbar bereicherte, andrerseits in Beziehung trat zu vielen der berühmtesten Botaniker seiner Zeit. In späteren Jahren machte er auch auf Reisen nach Frankreich (1816), England (1816), Dänemark (1820) u. s. w. die persönliche Bekanntschaft vieler dieser Männer. Vorzugsweise widmete er sich dem Studium der Algen; mit Hilfe seines reichen Herbars erwarb er sich durch Correspondenz und durch vielfaches Bestimmen fremder Sammlungen allmählich den Ruf eines der tüchtigsten Kenner dieser großen Pflanzengruppe, obgleich er verhältnißmäßig wenig darüber veröffentlicht hatte. Das Manuscript seines Hauptwerkes, einer „Synopsis Algarum", der Frucht langjähriger Arbeit, ging ihm mit allen zugehörigen Zeichnungen und Belegeexemplaren verloren, als er es seinem Freunde Turner in England zusenden wollte. Wegen seiner durch anhaltendes Mikroscopiren erworbenen Augenschwäche war es ihm nicht möglich, die Arbeit nochmals anzufangen und den Verlust zu ersetzen; er wandte sich jetzt mehr den Blütenpflanzen zu und unternahm in Verbindung mit Dr. W. D. J. Koch die Herausgabe einer neuen Bearbeitung von Röhling's Werk: Deutschlands Flora. Die Arbeit, welche im Wesentlichen eine durchaus selbständige war, gilt als eine der grundlegenden für die Kenntniß der mitteleuropäischen Pflanzenwelt. Mertens' reiches Herbar wurde nach seinem Tode vom kais. Botan. Garten zu St. Petersburg erworben. Mehrfach sind neu unterschiedene Pflanzengattungen Mertensia genannt worden; geblieben ist der Name einem von Roth aufgestellten Genus der Borragineen.

Biographische Skizzen Brem. Aerzte und Naturf. S. 239 ff.

Focke.

Mertens: Karl Heinrich M., geb. zu Bremen am 7. Mai 1796, Sohn von Franz Karl M., wurde von seinem Vater schon früh in das Studium der Botanik eingeführt. Freiwillig nahm er an den Feldzügen von 1813 und 1815 Theil, machte in letzterem Jahre zu Paris die persönliche Bekanntschaft vieler bedeutenden französischen Botaniker und folgte dann einer Einladung Turner's, des Freundes seines Vaters, nach England. Nach seiner Heimkehr widmete er sich zu Göttingen und Halle dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften, ließ sich 1821 als Arzt in Bremen nieder, begab sich aber schon zu Anfang 1824 nach St. Petersburg, in der Hoffnung, sich der Kotzebue'schen Expedition anschließen zu können. Als er alle Stellen besetzt fand, wartete er in Rußland, indem er unter Anderem anderthalb Jahre als Arzt in der Ukraine practicirte, bis zum Abgange der v. Lütke'schen Weltumsegelung (1826—1829), an welcher er als Arzt und Naturforscher theilnahm. Er brachte reichhaltige zoologische und botanische Sammlungen zurück, mit deren Bearbeitung er begann. Zum Mitglied der St. Petersburger Akademie ernannt, schloß er sich schon im Sommer 1830 einer Expedition nach Island an, welche jedoch nicht landen durfte. Während der Rückreise brach auf dem Schiffe eine Typhusepidemie aus; nach der Heimkehr wurde auch M. von der Krankheit ergriffen, welcher er am 29. (17. alten St.) September 1830 zu St. Petersburg erlag. Seine Reiseberichte sind namentlich in Froriep's Notizen veröffentlicht; über seine zoolo-

gischen und botanischen Arbeiten vergl. den Royal Catal. of scient. papers; seine Sammlungen sind später theilweise von Brandt, Postels und Andern bearbeitet.
Focke.

Mertz: Friedrich Wilhelm von M., im Jahre 1848 in der Charge eines k. k. Feldmarschall-Lieutenants, Festungscommandant von Komorn, wurde am 28. December 1777 zu Hanau geboren, und ist am 6. December 1857 gestorben. Von M. wird in manchen Geschichtswerken kurzweg gesagt, durch seine Schuld sei im Jahre 1848 die Festung Komorn in die Gewalt der ungarischen Revolutionspartei gefallen. Es ist dies ein um so härteres Wort, als M. im k. k. Heere mehr als 50 Jahre dem Kaiserhause Habsburg makellos und verdienstvoll gedient hatte und 1848 unbestreitbar nur das Opfer jener unbestimmten Verhältnisse geworden war, welche in diesem Jahre voll von Wirrnissen noch viele andere Staatsdiener unverschuldet um Stellung und Ansehen gebracht haben. Schon am 1. April 1796 hatte sich M. freiwillig in das k. k. Heer aufnehmen lassen, und bot ihm die Betheiligung an den rasch aufeinander folgenden Feldzügen ausreichende Gelegenheit zur Ausbildung im Kriegsdienste sowie zur Bethätigung von beachtenswerther Besonnenheit, Tapferkeit und Brauchbarkeit. In Anerkennung dessen avancirte er denn auch im Jahre 1800 zu Brescia zum Fähnrich, im Jahre 1803 bei den Grenadieren zu Wien zum Unterlieutenant und wurde im Jahre 1806 durch die Zutheilung zum Generalquartiermeisterstabe ausgezeichnet. Besondere Gutheißung fanden hierauf seine Leistungen 1807 bei der Aufnahme der Umgebung von Wien, dann 1808 während der Triangulirung in Steiermark, Kärnten und im Warasdiner-Comitate und dürfte er in den letzteren Jahren auch schon zum Oberlieutenant befördert worden sein. Denn im J. 1809 erfolgte seine Uebersetzung in dieser Charge in den Generalquartiermeisterstab, in welchem er bereits am 1. April desselben Jahres zum Hauptmann vorrückte und während des Feldzuges im Hauptquartiere des Erzherzogs Karl gute Dienste versah. Zu besonderer Entfaltung seiner scharfen Beurtheilung von Kampfesverhältnissen und umsichtiger Entschlossenheit ergaben sich M. aber im Feldzuge 1813 mehrfache Anlässe, so daß er wiederholt im Armeebefehle mit Lob genannt und überdies durch drei schriftliche Zeugnisse geehrt wurde. Es geschah dies namentlich nach der Schlacht bei Dresden am 26. und 27. August und nach jener bei Leipzig am 16., 17. und 18. October, in welcher letzteren er dem General der Cavallerie Grafen Klenau zu speciellen Verwendungen zugewiesen worden war. Außerordentlich brave und erfolgreiche Verwendbarkeit bekundete M. auch im J. 1814 bei Lyon, weshalb er nunmehr auf Befehl des Kaisers zum Major im Infanterie-Regiment De Vaux Nr. 25 befördert wurde, jedoch dem Generalquartiermeisterstabe zugetheilt verblieb. Der Kurfürst von Hessen würdigte dagegen, gelegentlich des Wiener Congresses, das verdienstvoll hervortretende Verhalten des Majors M. dadurch, daß er ihm den Eintritt in seine Dienste freistellte, und als M. dankend bat, ihn im Dienste Oesterreichs zu belassen, erwiederte ersterer: „Wo Sie dienen, dienen Sie der guten Sache, bleiben Sie in den Diensten Sr. Majestät des Kaisers. Ich aber verleihe Ihnen meinen Orden pour la vertu militaire für Ihr ausgezeichnetes Benehmen, wovon mir der Erbprinz von Hessen-Homburg gesprochen.“ M., der schon nach dem Friedensschlusse am 30. Mai 1814 zum Infanterie-Regimente Erzherzog Karl Nr. 3 transferirt und zum Adjutanten des Landescommandirenden, General Herzog Ferdinand von Württemberg ernannt worden war, betheiligte sich nun auch noch an dem Feldzuge 1815, worauf er mit dem Infanterie-Regimente Nr. 3 nach Krems rückte, wo ihm im J. 1816 vom Könige Ludwig XVIII. von Frankreich der Orden pour le mérite zukam und 1821 seine Ernennung zum Oberstlieutenant erfolgte. Sowol zu Krems und später zu Langenlois als auch zu Theresienstadt beim Infanterie-Regimente

Wellington Nr. 42, mit dessen Commando er im Jahre 1828 als Oberst betraut worden war, entwickelte M. eine höchst verdienstvolle Sorge für die Ausbildung der Offiziere; seine Hingebung zu Oesterreichs Kaiserhause, zum Heere und zu seinem nunmehrigen Heimathslande bekundete er aber durch die im J. 1832 stattgehabte Erwerbung des österreichischen Staatsbürgerrechtes, woran sich unmittelbar die Erhebung in den Adelsstand der k. k. Erblande schloß. Zum Generalmajor avancirte M. im J. 1833, von welcher Zeit an er bis 1842 zu Mantua, Mailand, Pavia, Verona befehligte und sich namentlich bezüglich der Truppenführung die vollste Zufriedenheit des Kaisers und des Feldmarschalls Radetzky zu erringen wußte. Im J. 1842 kam er als Feldmarschall-Lieutenant nach Pest, 1844 wurde er zum zweiten Inhaber des Infanterie-Regiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12 ernannt, 1845 übertrug ihm der Kaiser auf seine Bitte das Festungscommando von Komorn. In dieser Stellung hoffte er, wenngleich schon hoch in Jahren und nicht mehr ganz rüstig, ferner noch dem Staate dienstbar sein zu können. Und er war es auch. Erfüllt vom regsten Pflichtbewußtsein ergründete er alle Uebelstände, welche der Festung in ernster Zeit Schaden bringen könnten und war bestrebt, allseits bessernd zu wirken; mit großer Aufmerksamkeit beobachtete er andererseits die nicht unbedeutenden Wandlungen in der Stimmung der Landesbehörden und der Bevölkerung Ungarns. Und als er dieselben für gefahrdrohend erkannt hatte, da wendete er sich schon im J. 1847 an das Generalcommando zu Pest mit der dringenden Bitte, um rasche Abhilfe der bestehenden Mängel, hierbei rückhaltlos erklärend, „daß mehr von einem innern als von einem äußern Feinde des Königreichs für die Festung zu besorgen sei". Sein Ansuchen blieb jedoch ohne gewünschten Erfolg, auch seine späteren diesbezüglichen Berichte fanden keine Beachtung; unbeantwortet blieb endlich die Mahnung, welche er an das österreichische Kriegsministerium richtete. Letztere hatte er dem commandirenden General von Ungarn, General der Cavallerie, Grafen Lederer, zur Uebergabe eingehändigt, als derselbe, zum Verlassen Pest's genöthigt, Komorn passirte, von wo ihm die Weiterreise nach Wien durch die unerschrockene Mithilfe der Gemahlin des Feldmarschall-Lieutenants M. möglich gemacht wurde. Mehrfach unlösbare Schwierigkeiten ergaben sich weiter dem Festungscommandanten aus der vor dem 4. October 1848 bestandenen Gesetzesmaßregel, den sich oft widersprechenden Befehlen des österreichischen sowie des ungarischen Kriegsministeriums gehorchen zu müssen. Namentlich führte dieser Umstand zur Entfernung österreichisch gesinnter Truppen aus der Festung und Besetzung derselben mit national fanatisirten ungarischen Milizen und Nationalgarden. Und als endlich das österreichische Kriegsministerium wenigstens das vertrauenswürdige zweite Bataillon des Infanterie-Regiments Erzherzog Wilhelm Nr. 12 in die Festung werfen wollte, da war es zu offenem Vorgehen zu spät, sollte nicht der bisher vermiedene Kampf mit den Waffen zum Ausbruche kommen. Dies anerkannte auch die Generalcommission, welche das Verhalten des seit dem 28. September 1848 auf seine Bitte beurlaubten M. zu begutachten hatte, mit den Worten: „daß M. das am 15. September 1848 unvorhergesehen mit Schleppschiffen vor dieser Festung angelangte 2. Bataillon von Erzherzog Wilhelm nebst 4 Compagnien Ceccopieri sowol materieller als tactischer Hindernisse wegen nicht in die Festung ziehen konnte, wohingegen wir sowol in militärischer als politischer Begutachtung seinen Versuch, das zweite Bataillon Erzherzog Wilhelm unter Begünstigung der Nacht in die Festung zu bringen, ganz billigen müssen, und dessen durch Verrath herbeigeführtes Mißlingen in keiner Beziehung seiner Einleitung zur Last legen können." Dessenungeachtet wurde über M., welcher überdies irrig beschuldigt wurde, er habe das Festungscommando an den Oesterreich feindlichen Commandanten der Graner Freiwilligen, Oberstlieutenant Majthényi übergeben, [nach dem „vollständigen

Frei- und Schuldlosspruche" der Central-Untersuchungs-Commission, des Kriegsgerichtes und des Appellationsgerichtes im J. 1850 vom obersten Gerichtshofe das Urtheil gefällt: „der Feldmarschall-Lieutenant M. wird wegen Vernachlässigung seiner Pflicht als Festungscommandant von Komorn seiner Feldmarschall-Lieutenants-Charge, seiner Pension und des Dienstzeichens zweiter Classe verlustigt, und ihm die besitzenden ausländischen Orden zu tragen untersagt u. s. w." Tief erschüttert von diesem Schicksalsschlage siechte nun M. rasch dahin, getröstet nur von der Ueberzeugung, daß seine ehemaligen Kriegsgenossen nicht vergaßen, er habe sittlich reines Pflichtgefühl stets hochgehalten, nie wissentlich zum Nachtheile des Allerhöchsten Kaiserhauses noch Oesterreichs gehandelt und daß es nicht zu beweisen, ob eine jüngere, rücksichtslosere Persönlichkeit an seiner Stelle unter den damaligen Verhältnissen bessere Erfolge erzielt hätte und nicht zu anderen Beschuldigungen Anlaß gegeben haben würde. Daß M. aber auch im Unglücke würdevoll geblieben, erhellt aus seinen hinterlassenen Notizen, in welchen die 1853 geschriebene Aeußerung zu finden: „Ich ertrage das traurige Schicksal mit aller Ergebung und der allmächtige Vater mag denen verzeihen, die nach Ansichten und nicht nach Recht und Billigkeit in der gerichtlichen Verhandlung vorgegangen." Milde ließ wie immer der Kaiser walten, indem er M. mit einem, der verlorenen Pension gleichkommenden, Gnadengehalte bedachte und so die letzten Lebensjahre des treuen Generals vor materiellem Elende bewahrte.

(Mertz,) Darstellung d. Ereignisse &c., wodurch FMLt. Mertz zu Wien cassirt wurde. Frankfurt a. M. 1860. Wurzbach, Biogr. Lexikon des Kaiserth. Oesterreich. 17. Th. Wien 1867. Johann, Erzherzog, Gesch. d. k. k. Linien-Infanterie-Regiments Nr. 12. 2 Bände. Wien 1880. Sch.

Merula: Angelus M. (Engel Willemsze de Merle), Sohn angesehener Eltern, geb. 1482, kirchlicher Reformator und Märtyrer. Vielleicht erhielt er schon in seiner Vaterstadt den vorbereitenden Unterricht für die theologischen Studien, welche er 1504 an der Pariser Universität begann. 1508 kehrte er als Magister artium und Licentiat der Theologie nach der Heimath zurück und erhielt am 5. April 1511 zu Utrecht die Priesterweihe. Um 1520 treffen wir ihn als Notarius publicus apostolicus und einige Jahre später auch als Domherr zu Brielle an, wo er sich bald solchen Ruf als Rechtsgelehrter erwarb, daß der Utrechter Bischof, Philipp von Burgund, ihn 1525 nach Löwen schickte zum Austrag eines Streites der Kirche mit der Löwener Universität. Dabei ließ er seine Studien nicht liegen, begann vielmehr noch als vierzigjähriger das Studium des Griechischen, um das N. Testament im Urtext lesen zu können, und es ist wohl nicht zu gewagt, daraus auf ein schon damals in ihm vorhandenes Interesse für die Reformation zu schließen. 1530 erhielt er das Pastorat in einem benachbarten Dorfe, welches der freisinnige Collator Herr Just von Krüningen ihm übertrug. Hier war es, wo sich ihm unter eifriger Amtsführung und bei fortgesetztem Studium die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit kirchlicher Reformen aufdrängte. Doch übte er noch große Zurückhaltung, so daß, obwol er schon vor 1540 der Heterodoxie verdächtig schien, doch die angestellte Untersuchung ohne nachtheilige Folgen für ihn blieb. In den nächsten Jahren traten jedoch seine reformatorischen Ansichten von der H. Schrift, der Rechtfertigungslehre, der Heiligenverehrung, den Sacramenten, verdienstlichen Werken in seinen Predigten und Amtsverrichtungen deutlicher hervor, wobei er übrigens in mancher Hinsicht, z. B. in Betreff der Abendmahlslehre, eine von anderen Reformatoren unabhängige Stellung einnahm. Einen Austritt aus der Kirche beabsichtigte er nicht, sondern nur eine Reformation innerhalb ihrer Grenzen. Das Augsburger Interim aber vermochte ihn nicht zu befriedigen. Mit Freude nahm er daher die Einladung des Bischofs von Utrecht, Georg von Egmund, zu einer Zusammenkunft mit mehren Theologen zur

Besprechung dieser Formula an, aber durch Krankheit behindert, konnte er seine Bemerkungen nur schriftlich mittheilen. Gleichzeitig erhielt er auch die Nachricht, daß er erwählt werden würde, die niederländische Kirche auf dem 1551 wieder zu eröffnenden Tridentiner Concil zu vertreten. Aber auch dies erlaubte seine Gesundheit ihm nicht. Indessen begann in Folge eines vom Kaiser am 29. April 1550 erlassenen Mandats die Inquisition schärfer als je vorzugehen. Auch Merula's reformatorische Wirksamkeit hatte mehr und mehr die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und im Frühjahr 1552 fingen die Inquisitoren an ihn zu verfolgen, nachdem sie den damaligen Herrn von Heeuvliet, Johann von Krüningen gezwungen hatten, M. in Anklagestand zu setzen. Im August desselben Jahres fand heimlich eine vorläufige Untersuchung statt; im April 1553 ließ der Inquisitor Sonnius den M. auf dem Heeuvlieter Schlosse einkerkern. Die ganze Gemeinde, welche ihren Prediger sehr liebte, fühlte sich durch seine Verhaftung schwer betroffen. Sonnius wußte dagegen Merula's Abführung nach dem Haag zu bewirken, wo er selbst wie auch Ruard Tapper und Nicolaus à Nova Terra ihn durch manche Unterredungen seiner Irrthümer zu überführen und zum Widerruf zu bewegen suchten. Aber vergebens. Ungeachtet seiner immer schwereren Haft und körperlichen Krankheit hielt der siebenzigjährige Priester kräftig Stand. Daher entschloß die Inquisition sich zu seiner Hinrichtung im September 1554. Es erhob sich aber eine so drohende Volksbewegung, daß die Glaubensrichter für gerathen erachteten, die Execution zu verschieben. Jetzt versuchten sie ihn zur Anerkennung zu bringen, daß er vielleicht in einigen unbedeutenden Lehrpunkten gefehlt habe. Als M. der dringenden Bitte endlich nachgegeben hatte, kündigten sie, Merula's Taubheit benutzend, dem Volke öffentlich an, er habe seine Irrlehre völlig widerrufen und solle daher nur mit Kirchenbuße belegt werden. Ins Gefängniß zurückgekehrt, erfuhr M. den schändlichen Betrug durch seinen Neffen Wilhelm Merula mit tiefem Entsetzen. Laut protestirte er gegen diesen boshaften Handel, welcher auch dem Volke nicht unbekannt blieb und großen Unwillen wider die Inquisitoren hervorrief. Daher führten sie ihn jetzt nach Delft, und, nachdem es dem Wilhelm Merula untersagt war, die Haft seines Oheims fernerhin zu theilen, im März 1555 nach Löwen, im Juni desselben Jahres nach der Abtei Liessies im Hennegau und ein Jahr später nach Bergen. Wilhelm war, sobald er die Nachricht von der Abführung seines Oheims nach Bergen bekommen hatte, dorthin geeilt und traf eben ein, um ihm am 26. Juli 1557 noch auf dem Wege zum Scheiterhaufen zu begegnen, welchen M. dennoch nicht lebendig betreten sollte. Denn, indem er sich vor den Stufen des Schandpfahls zu Gott im Gebete erhob, sank er todt zur Erde. Nur seinen Leichnam konnten sie verbrennen. Ein edler Geist, eine schöne Seele, ein Vater der Wittwen und Waisen war hingegangen. Zu Brielle hatte er 1552 auf eigene Kosten das Merula-Waisenhaus gestiftet, noch heute eine blühende Anstalt, in der sich auch sein Bildniß findet und sein Todestag jährlich gefeiert wird. Schon früher richtete er einige Wohnungen für arme Wittwen ein, welche bis heute ihre Unterstützung aus den von ihm gestifteten Zinsen erhalten. Eine ausgezeichnete Kleinkinderanstalt ist im Februar 1883, ganz im Geiste des edlen Märtyrers, als dritte Stiftung von den jetzigen Regenten des Waisenhauses aus dessen ansehnlichen Einkünften hergestellt. Auch für die Wissenschaft hat dieser hochgebildete und fromme Mann gearbeitet. Seine zahlreichen kleinen Schriften aber, wie: „De justificatione fidei“, „De gratia Dei“, „Omnes per se tractare et loqui de verbo Dei“, „De solo Deo invocando“, „De non invocandis sanctis“, „De matrimonio“ u. a. sind verloren gegangen, existirten vielleicht auch nur handschriftlich. Der Sohn seines Neffen Wilhelm, der bekannte Historiker Paulus Merula (s. u.) verfaßte 1604 eine „Fidelis et succincta rerum adversus Angelum Merulam tragice ab inquisi-

toribus gestarum commemoratio", die Hauptquelle der Geschichte seines Märtyrerthums. Von Professor Moll erschien 1851 eine vortreffliche Monographie über ihn. van Slee.

Merula: Paul M., geb. in Dortrecht, wo sein Vater Rathsschreiber war, am 19. August 1558, studirte acht Jahre lang Jurisprudenz und schöne Litteratur in Orleans und Genf, und reiste darauf ein Jahr lang durch Italien, Deutschland und England. Dann practicirte er als Advocat vier Jahre lang in seiner Vaterstadt. Hierauf wurde er als Nachfolger von Justus Lipsius auf den Lehrstuhl für Geschichte an die Universität Leyden berufen, und füllte diese Stelle vom Jahre 1592 an mit vieler Anerkennung aus. Gleichzeitig war er Historiograph seiner Provinz und von 1598 an auch Bibliothekar der Universitätsbibliothek, nachdem sein Vorgänger Janus Dousa der jüngere im Jahre 1597 gestorben war. Durch zu eifriges Studiren zog er sich eine Krankheit zu, die ihn im Jahre 1607 bewog, eine Erholungsreise nach Rostock zu unternehmen, wo er Verwandte und Freunde hatte. Nach einem Aufenthalte von zwei Monaten und im Begriff nach Leyden zurückzukehren, wurde er von einem hitzigen Fieber ergriffen, an welchem er am 20. Juli 1607 starb. Er war ein Mann von weitem Gesichtskreise: neben einer Flämisch geschriebenen „Pratique civile de la Cour de Hollande" zählt das Verzeichniß seiner Schriften Willirams (von Hoffmann von Fallersleben wieder herausgegebene) altdeutsche Paraphrase des Hohen Liedes, und zahlreiche Schriften philologischen und antiquarischen Inhaltes auf. Am bekanntesten sind heute seine Sammlung der Fragmente des Ennius und sein — nicht vollendetes — geographisches Werk, welches den Titel führt: „Cosmographiae generalis libri III. Item Geographiae particularis libri IV, quibus Europa in genere, speciatim Hispania, Gallia, Italia describuntur, cum Tabulis Geographicis", zuerst erschienen Amsterdam 1605. Merkwürdig für die Zeitgeschichte ist seine „Fidelis narratio rerum aduersus Angelum Merulam tragice gestarum ab Inquisitoribus", Leyden 1604, in welchem er das Schicksal seines Großoheims, Ange Merula, erzählt, der auf Befehl der Inquisition am 26. Juli 1557 in Mons verbrannt worden war.

Niceron, Mémoires, XXVI. 1—6. Eyssenhardt.

Merveldt: Maximilian Graf v. M., k. k. General der Cavallerie, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, außerordentlicher Botschafter am großbritannischen Hofe, wurde wahrscheinlich am 29. Juni 1764 im Westphälischen geboren und starb den 5. Juli 1815 zu London. Er gilt als der rühmenswertheste Vertreter des westphälischen Adelsgeschlechts der M., in älterer Zeit auch Meerfeld oder Merfeld geschrieben, welches urkundlich schon Mitte des 13. Jahrhunderts bestand, von dem im 14. Jahrhundert gelebt habenden Hermann v. M. — ehrend zubenannt Capitaneus — fortlaufend nachweisbar ist und das im Jahre 1668 die Reichsfreiherrn- —, im Jahre 1726 die Reichsgrafenwürde erlangt hat. Wo und durch wen Maximilian v. M. erzogen wurde, ist nicht bekannt, dagegen berichtet die Geschichte anerkennend von den mannigfachen Verdiensten, die er sich als Reiterführer, Generalstabs-Officier und Feldherr, sowie als Diplomat erworben. Und diese waren das Ergebniß reicher Begabung, ritterlicher Denkweise und Thatkraft, als auch unermüdlicher, wissenschaftlicher Beschäftigung und äußerten sich in scharfem Urtheile, lebhafter Unternehmungslust, sowie in staatsmännisch tactvollen und concilianten Handlungen. Angeblich im J. 1782 trat M. in ein k. k. Dragoner-Regiment, in welchem er zum Lieutenant und Oberlieutenant vorrückte; 1788 war er Rittmeister im Husaren-Regiment Nr. 4 und Flügel-Adjutant des Feldmarschall-Lieutenants Graf Wartensleben, Corpscommandanten bei Mehadia; 1789 verwendete ihn das Regiment bei allen gefährlichen Unternehmungen gegen die Türken, worauf er

in Anerkennung seiner besonderen Verläßlichkeit und Brauchbarkeit im J. 1790 zum Major im Generalstabe befördert und dem Feldmarschall Laudon zugewiesen wurde. Und als diesen am 14. Juli 1790 der Tod ereilt hatte, erhielt M. vorerst die Erlaubniß, zu Bonn das Noviciat für die Aufnahme in den deutschen Ritterorden ablegen zu dürfen und dann den Auftrag, den Posten eines Flügeladjutanten beim Feldmarschall Prinzen Coburg zu übernehmen. An dessen Seite stand nun M. am 18. März 1793 in der Schlacht bei Neerwinden, mehr als seiner Pflicht genügend; denn ungeachtet seiner anstrengenden und verantwortlichen Thätigkeit zögerte er nicht, sich freiwillig an die Spitze von zwei Grenadier-Bataillonen zu stellen und dieselben gegen den Feind zu führen, als er den rechten Flügel des Heeres bedroht sah. Und daß er sicher geurtheilt und rechtzeitig eingegriffen, lehrte der Erfolg. Vielfach war aber auch die Würdigung, welche seiner hervorragenden Leistung zu Theil ward; Prinz Coburg nannte ihn in der Schlachtrelation gleich nach dem Obersten Mack als außerordentlich verdienstvoll und zeichnete ihn dadurch aus, daß er ihm die Ueberbringung der Siegesnachricht nach Wien übertrug; der Kaiser beförderte M. zum Oberstlieutenant im Generalquartiermeisterstabe, das Capitel des Militär-Maria-Theresien-Ordens endlich schlug ihn 1794 zur Betheilung mit dem Ritterkreuze vor, welches ihm auch verliehen wurde. Ehrend war ferner das Vertrauen, welches Prinz Coburg in M. setzte, als er ihn gleich nach erfolgter Rückkehr aus Wien mit wichtigen Operations-Entwürfen in das Hauptquartier der Alliirten sendete und ihn beim Herzoge York beließ, als dieser denselben als General-Quartiermeister erbat. Auch in dieser Verwendung hat sich M. bestens bewährt; gewandt entwarf er die Vorschläge für alle größeren Truppenbewegungen; rastlos in jeder Hinsicht war sein Eifer; beispielgebend wirkte seine persönliche alles wagende Tapferkeit. Im Kampfe selbst hat sich M. besonders bemerkbar gemacht im J. 1793 bei Famars am 23. Mai und bei Valenciennes am 28. Juli durch kühnes Eingreifen in gefahrdrohenden Momenten, im J. 1794 bei Landrecy am 22. April, indem er die Vertheidigungsanstalten des rechten Flügels mit solchem Geschicke lenkte, daß ihn der Kaiser sogleich zum Obersten ernannte, und bei Tourcoing am 17. und 18. Mai, wo er, mit 4 Escadronen den Feind umgehend, den rechten Flügel desselben warf, zwei Pferde unter dem Leibe verlor und nur durch die Aufopferung der Truppe der Gefangenschaft entkam. Da nun aber M. zu fühlen begann, daß seine Gesundheit dieser Tag und Nacht fortdauernden Thätigkeit auf die Länge nicht genügen könnte, so bat er um die Versetzung zu einem Regimente. Er wurde noch im J. 1794 dem Chevaulegers-Regimente Kaiser Franz, jetzt Ulanen-Regiment Nr. 6 als supernumerärer Oberst zugewiesen und am 4. März 1796 zum Commandanten des Chevaulegers-Regiment Karaczay, jetzt Ulanen-Regiment Nr. 7 ernannt. Und stand nun auch M. nur kurze Zeit an der Spitze dieses Regiments, sie genügte, ihn und seine Truppe ehrender Erinnerung werth zu machen. Wie nämlich der Tagesbericht der Rhein-Armee über das Gefecht bei Wetzlar am 15. Juni 1796 besagt, „verdient M. vorzüglich mit Auszeichnung genannt zu werden“, denn er habe „den günstigen Moment ersehen, einen zweiten Angriff in die linke Flanke des Feindes zu wagen“, wobei die Höhe von Altstädten erobert wurde. Nicht minder günstig lautet die Relation über das Treffen bei Uckerath und Kircheib am 19. Juni, bei dessen mißlicher Gestaltung General Gontroeul in der Flanke zu helfen suchte, „während der sich stets auszeichnende Oberst Graf M. mit seiner Division von Karaczay den Feind in der Front angriff, ganz über den Haufen warf und auf diese Art die Infanterie und die Kanonen rettete“. Endlich wird noch bei Würzburg am 3. September „Merveldt's Tapferkeit vorzüglich empfohlen“, worauf er am 8. September zum Generalmajor avancirte und noch desselben Tages mit 14 Escadronen den Marsch zu Feldmarschall-Lieutenant Petrasch

antrat, welcher mit der Garnison Mannheims die Rückzugslinie General Moreau's zu beunruhigen hatte. M. war nun an der Zurückdrängung des Generals Scherb nach Kehl betheiligt, nach welcher Affaire er nach Hechingen rückte und seine Streifcommanden bis nach Donaueschingen entsendete. Schon im nächsten Jahre 1797 wurde der zum Inhaber des Ulanen-Regiments Nr. 1 ernannte M. mit seinen ersten diplomatischen Missionen betraut. Festigkeit, Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung waren die Eigenschaften, welche M. hiebei vorzugsweise erkennen ließ. Und dieserhalben ward er denn, nachdem er bei dem Abschlusse des Waffenstillstandes zu Judenburg und an dem Präliminar-Friedensschlusse zu Leoben in der Nacht vom 17. zum 18. April 1797 mitgewirkt hatte, später nach Montebello beordert, wo er den einem allgemeinen Congresse abgeneigten Napoleon dazu bewog, den näher an Wien gelegenen Ort Udine zur Führung der definitiven Friedensunterhandlungen zu bestimmen. Und auch diesen wohnte M. bei, war Mitunterzeichner des Friedensschlusses von Campoformio am 17. November und endlich Ueberbringer des ratificirten Friedensvertrages an den Congreß zu Rastadt, bei welchem er in der Eigenschaft eines Gesandten verblieb. Nach der Auflösung des Congresses am 7. April 1799 trat M. jedoch wieder zur Truppe zurück und drängte noch in demselben Jahre am 25. und 26. Juni bei Offenburg die Franzosen gegen Kehl. Mehr Anlaß zu kriegerischer Thätigkeit bot dagegen M. das Jahr 1800, in welchem er bei Alt-Breisach am 25. April den linken Flügel gegen Eckartsweiler zu, standhaft befehligte und am 10. Mai mit der Nachhut den Rückzug der Armee auf das linke Ufer der Donau bestens zu decken verstand. Er selbst blieb mit seiner Brigade auf dem rechten Ufer, wo er den gegen Baiern zu streifenden Abtheilungen kühn entgegen trat und dann längs der Iller und des Lech eine Reihe von vortrefflich geleiteten Beunruhigungen des Gegners durchführte, die der Waffenehre des österreichischen Heeres stets zur Zierde gereichen werden. Die bei dieser Gelegenheit entwickelte hervorragende Entschlossenheit und Umsicht kennzeichnet ihn auch in der von glänzendem Erfolge begleiteten Einnahme von Schwabmünchen am 8. Juni, sowie in dem Gefechte bei Friedberg am 20. Juni. Gelobt wurde M. ferner seines thatkräftigen Verhaltens wegen bei Ampfing am 1. December, als er die Guggenberger Höfe und die Almazinger Höhen dem Feinde entriß, dann bei Hohenlinden am 3. December, weil er die Bewegungen der Kolonne Riesch, durch den wohlbedachten Kampf mit Grouchy im Haager Holz, in der Flanke nachhaltig sicherte, endlich bei Viehhausen am 14. December, an welchem Tage Merveldt's Cavallerie-Angriffe die französische Reiterei stets zurückzuweisen wußten. M., welcher schon im Herbste zum Feldmarschall-Lieutenant ernannt worden war, schloß nunmehr mit Moreau am 22. December zu Kremsmünster einen 48stündigen Waffenstillstand, worauf er die Weisung erhielt, mit seiner Truppen-Division nach Preßburg zu rücken. Den Kriegsschauplatz betrat er wieder 1805. Er sollte nach ursprünglicher Anordnung bei der Hauptarmee ein Commando übernehmen, doch da der Weg zu derselben bereits verlegt gewesen, so stellte sich M. am Inn dem Befehlshaber der österreichisch-russischen Reserve-Armee General-Lieutenant Graf Kutusow freiwillig zur Verfügung, bei welchem er dann eine Zeit lang als General-Quartiermeister wirkte und sich hierbei vergeblich bemühte, Kutusow zu einer entscheidenden Unternehmung zu veranlassen. Erst bei Lambach am 31. October gelang es ihm durch die Aeußerung, daß eine Armee, die sich nicht schlagen wolle, von keinem Nutzen sei, Kutusow zu einem ernsteren Kampfe zu bewegen, während welchem M. mit Unerschrockenheit den Rückzug deckte. Statt nun aber auch ferner die österreichischen Truppen in fester Verbindung mit den Russen zu erhalten, ließ sich der dem Gebirgskrieg vornehmlich zugeneigte M. als nunmehriger Commandant des österreichischen Corps zu einer immer größer werdenden Entfernung verleiten. Die Folge hievon war,

daß M. nicht nur gänzlich von dem russischen Heere getrennt, sondern auch gezwungen wurde, den weiten Umweg über Steiermark und Ungarn nach Mähren anzutreten, wo er nicht mehr an der Schlacht bei Austerlitz Antheil nehmen konnte. Seine, für die gute Sache wohlgemeinten Absichten wurden aber dieserwegen nicht übersehen und betraute ihn der Kaiser bereits im nächsten Jahre mit dem Botschafter-Posten zu Petersburg, auf welchem er zwei Jahre hindurch mit Hingebung thätig gewesen. In diese Zeit fällt auch sein Austritt aus dem deutschen Ritter-Orden, sowie seine Vermählung mit Therese Gräfin Dietrichstein. Im J. 1808 übernahm M. neuerlich das Commando einer Division und zwar in Galizien; nach dem Feldzuge 1809 kam er als Divisionär nach Mähren; im Juli 1813 wurde er zum General der Cavallerie und Gouverneur der Festung Theresienstadt ernannt und kurze Zeit hierauf beordert, sich der Operations-Armee als Commandant des 2. Corps anzuschließen. An der Spitze dieser Truppe kämpfte nun M. in dem hartnäckig geführten Treffen bei Arbesau und Kninitz am 17. und 18. September und dann in der schwer bedrängten Stellung bei Connewitz und Dölitz am Schlachttage bei Leipzig am 16. October, an allen drei Tagen glänzend durch Bravour, hervorragend durch sicheres Disponiren, nachdrückliches Vorgehen und siegreichen Erfolg. Verhängnißvoll wurde ihm dagegen seine große physische Kurzsichtigkeit; in dem Glauben, befreundete Abtheilungen vor sich zu haben, wagte er sich nämlich bei Dölitz gegen 6 Uhr Abends zu nahe an den Feind, verlor durch einen Schuß sein Pferd und fiel, selbst verwundet, in die Gefangenschaft. Und wurde er nun auch schon des nächsten Tages aus derselben freigegeben, so konnte er sich doch nicht mehr an dem weiteren Verlaufe des Feldzuges betheiligen; auch den von Napoleon ihm ausgesprochenen Wunsch, einen Waffenstillstand zu vermitteln, mußte er fallen lassen, da die Verbündeten in keinerlei Verhandlung einzugehen gesonnen waren. Nun begab sich M., zum General-Commandirenden von Mähren ernannt, nach Brünn, wo er im Januar 1814 die Bestimmung erhielt, den Botschafterposten am großbritannischen Hofe zu übernehmen. Diesem Berufe wurde er jedoch schon nach 1½ Jahren im kräftigsten Mannesalter durch den Tod entrissen. Es war ein schwer empfundener Verlust, welcher Oesterreich hierdurch geworden, denn Merveldt's zu Ehre und Nutzen des Heimathlandes geübtes Wirken hätte gefördert von seinen vielfältigen Lebenserfahrungen nur zu neuen Erfolgen führen können. Und auch Englands Volk beklagte im Dahingeschiedenen eine jener seltenen Persönlichkeiten, deren Thun im Interesse ungetrübten Staatenverkehrs durch die Entfaltung eines offenmüthigen Charakters, rechtlichen Sinnes, sowie allzeitiger Verläßlichkeit die gegenseitige Uebereinstimmung zu ermöglichen wußte. Dieserhalben beabsichtigte denn auch das englische Ministerium, Merveldt's irdische Ueberreste in der Westminster-Abtei auf Landeskosten beisetzen zu lassen, und trat dasselbe von diesem Vorhaben erst dann zurück, als des Verstorbenen letztwillige Anordnung bekannt wurde.

Wurzbach, Biogr. Lex. d. Kaiserth. Oesterr. 17. Th. Wien 1867. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden, Wien 1857. Ritter v. Rittersberg, Biogr. d. ausgez. Feldherrn d. öst. Armee, Prag 1828. Oesterreichische National-Encyclopädie von Gräffer u. Czikann, III. Bd., Wien 1835. Szöllösy, Tagebuch gefeierter Helden, Fünfkirchen 1837. Springer, Gesch. Oesterr. seit dem Wiener Frieden. Schweigerd, Oesterreichs Helden &c., 3. Bd., Wien 1854. Teuffenbach, Vaterländisches Ehrenbuch, Wien und Teschen 1877. Gräffer, Kurze Gesch. d. k. k. Rgter. &c., 2. Bd. 2. Aufl., Wien 1801. Porth, Die Schlacht bei Neerwinden in: Mitth. d. k. k. Kriegsarchivs, Wien 1877. Witzleben, Prinz Friedrich Josias v. Coburg-Saalfeld, 2. Th., Berlin 1859. Theimer, Gesch. d. 7. Ul.-Rgts., Wien 1869. Schönhals, Der Krieg 1805, Wien 1873. Das Wirken des k. k. II. Armee-

corps in den Gefechten bei Kninitz und Arbesau am 17. und 18. September 1813 in Oest. mil. Ztschft., 1. Bd., Wien 1846. Aster, Die Gefechte und Schlachten bei Leipzig im October 1813, 1. Th., Dresden 1852. Sch.

Merwede: Daniel VIII., Baron van de M., spielte in den Hoek'schen und Kabeljau'schen Zwisten eine bedeutende Rolle, indem er auf die Seite Wilhelms V. trat. Sein Hang zu Abenteuern trieb ihn aber in die Fremde, er diente dem König von Frankreich gegen England, focht unter einem maurischen Fürsten in Spanien gegen einen andern maurischen König, besuchte mehrere Male das h. Land, bei welcher Gelegenheit er bei den Königen von Cyprus, Rhodus und dem griechischen Kaiser Dienst nahm. Auch an den Kreuzzügen gegen die noch unbekehrten Bewohner von Polen nahm er Theil, kurzum, er war ein echter Repräsentant des romantischen mittelalterlichen, auf Abenteuer ausziehenden Ritterthums. Er starb 1393 oder 1394. Wenzelburger.

Merz: Alois M., Jesuit, wurde am 27. Februar 1727 zu Donsdorf in Schwaben geboren, studirte zu Augsburg und München, trat 1744 zu Landsberg am Lech in das Noviciat der Gesellschaft Jesu, lehrte hierauf an verschiedenen Gymnasien Humaniora und Philosophie und wurde 1763 Domprediger zu Augsburg, in welcher Stellung er auch nach Aufhebung seines Ordens verblieb, bis er 1785 durch ein schweres Augenleiden, welches sich bis zu völliger Erblindung steigerte, genöthigt wurde, dieselbe aufzugeben. Er starb am 8. October 1792. M. war einer der fruchtbarsten und schlagfertigsten katholischen Polemiker seiner Zeit, der in zahlreichen populären Flugschriften die streng kirchlichen Grundsätze theils gegen die Protestanten, theils gegen die auch in die katholischen Gebiete Deutschlands immer weiter eindringende sog. Aufklärung und die damit verwandte jansenistische und josefinische Strömung in der Theologie vertheidigte. Mehrere dieser Aufsätze ließ er wieder abdrucken in der von ihm redigirten „Neuesten Sammlung jener Schriften, die seit einigen Jahren in Augsburg über verschiedene wichtige Gegenstände zur Steuer der Wahrheit im Drucke erschienen sind" (Augsb. 1793 f., 40 Bde. in 8⁰). Das Verzeichniß aller seiner Schriften, von denen jedoch die meisten von sehr geringem Umfange sind, füllt bei de Backer, Biblioth. des Ecriv. de la Comp. de Jésus, I, 411 ff., 16 Spalten.

Vgl. auch Baader, Lex. verstorb. baier. Schriftsteller I, 2, 26 ff. (mit Lit.); Meusel, Lex. verstorb. Schriftst. IX, 93 ff. Rotermund, IV. Werner, Gesch. d. kath. Theol. 147, 218. Schwab, Franz Berg 217, 219 f., 261. Die oben citirte Sammlung jener Schriften XX, 5. Stück und das Sachregister am Schlusse des 40. Bandes S. LXVII. Stanonik.

Merz: Georg M., Optiker (Mitbegründer des heute noch nach ihm benannten Optischen Instituts zu München), wurde als der Sohn des Meßners und Leinwebers Anton M. am 26. Januar 1793 zu Bichl geboren, besuchte die Schule im benachbarten Stift Benedictbeuern und half dem Vater mit Pflug und Spaten, bis Geheimrath v. Utzschneider 1808 in den Räumen des säcularisirten Benedictinerstiftes Benedictbeuern eine Fabrik zur Bereitung des Flint- und Crown-Glases für sein optisches Institut errichtete. Hier fand M. mit andern jungen Leuten, welche außer den gewöhnlichen Arbeiten auch zur Erlernung der Theorie angehalten wurden, Aufnahme und weiteren Unterricht in der Mathematik durch den Exconventualen P. Amand Rauch. M., welcher tagsüber an der Schleifbank saß, studirte mit brennendem Eifer nach der Arbeit bis zu Mitternacht und that sich alsbald so vortheilhaft hervor, daß er Vorarbeiter der Glasschleiferei und Fraunhofer's Amanuensis wurde, als solcher an den Berechnungen der achromatischen Objective theilnahm und die optische Montirung sämmtlicher Instrumente vorzubereiten hatte. Nach Fraunhofer's (am 7. Juli 1826 erfolgten) Tode nahm ihn Utzschneider als Geschäftsleiter an und

übertrug ihm alsbald die Direction des optischen Instituts. Sein erstes Werk an der Spitze dieser Anstalt war die Spaltung des sechszölligen Objectives für den beinahe vollendeten Königsberger Heliometer, welcher 1829 München verließ; noch in demselben Jahre konnte auch der von Fraunhofer gleichfalls unvollendet gelassene Berliner Refractor aufgestellt werden. Gleichzeitig erfolgte die Vollendung eines ausgezeichneten Mikroskops. Für den noch mächtigeren, im Auftrag der baierischen Regierung nach der Bogenhauser-Sternwarte (bei München) bestellten Refractor gelang ein Objectiv von zehn und einen halbem Zoll (Pariser Maß) Oeffnung; das damals bedeutendste dioptrische Werkzeug konnte 1835 installirt werden. Mit dem Jahre 1839, wo M., welcher bisher auf Utzschneider's Rechnung das Geschäft führte, dasselbe übernahm, beginnt die Glanzperiode dieser Anstalt: Die berühmten Pulkowaer Instrumente, für welche M. die sämmtlichen größeren Objective gefertigt hatte, waren vollendet. Das größte, ein Refractor von 21 Fuß Länge und 14 Zoll Oeffnung, hatte unten die dreifache effective Oeffnung des mit Recht bewunderten großen 9zölligen Refractors von Fraunhofer zu Dorpat. Von Struve ergeht sich in den größten Lobeserhebungen über die Leistungen dieser neuen Gläser und Kaiser Nikolaus ehrte die Verdienste von M. noch durch Verleihung der goldenen Medaille für Kunst, nachdem er vorher selbst den Kaufpreis des großen Refractors aus eigenem Wohlgefallen um 2000 Gulden erhöht hatte. Die Astronomen aller Länder eilten nach Pulkowa und die unübertrefflichen Leistungen von M. waren bald allgemein anerkannt. Es folgten sofort neue größere Aufträge. Die Sternwarten von Bonn, Kiew, Washington, Cincinnati und New-Cambridge bestellten ihre Riesen-Fernröhre in München. Letzt genannter Refractor, dem Hauptinstrument von Pulkowa gleich an Dimension, bewährte nicht minder seine außerordentliche Kraft. In Bond's Händen war er bald ausersehen, mit dem kostbaren Riesen-Reflector von Roß in Concurrenz zu treten. Die Sternwarten zu Cambridge, Capstadt in Afrika, Neu-Hannover (Nordamerika), Oxford, Fredrictown, Shelbyville (N.-Amer.), Madras in Indien, Greenwich, Mexico, Lissabon wurden mit großen Instrumenten bereichert. Mittelst der Merz'schen Fernröhre ist eine Anzahl neuer Planeten entdeckt worden; diese Instrumente bilden die Basis für die rechnende Astronomie; ohne sie wären unsere genauen Sternkarten nicht möglich. Ehren und Anerkennungen erfolgten für den Mann, welcher, in München beinahe unbekannt, an seinem Hause, aus welchem solch' berühmte Werkzeuge der Wissenschaft in die weite Welt gingen, nur ein bescheidenes Blechtäfelchen als kaum bemerkbare Firma führte. Als König Maximilian II. das erste Ordensfest beging, wurde M. vor anderen Industriellen mit dem Ritterkreuz I. Klasse des St. Michael-Ordens ausgezeichnet. Nach Vollendung vieler mächtigen Instrumente, darunter die 10zölligen Refractoren für die Sternwarten zu Moskau und Madrid, bestellte auch Pater Secchi einen Neunzöller, nach dessen Aufstellung zu Rom Pius IX. das Ritterkreuz des St. Sylvester-Ordens an M. verlieh. Einen siebenzölligen Refractor lieferte M. für Director Hansteen nach Christiania, einen zehnzölligen Refractor für Moskau (Draschoussoff), einen sechszölligen Refractor für Staatsrath von Paalsgard. M., welcher inzwischen seine beiden Söhne Ludwig und Sigmund unter der Firma „Merz u. Söhne“ in sein Geschäft aufgenommen hatte, erhielt bei der Londoner Ausstellung für einen kleinen Refractor mit veränderlicher Polhöhe die große Preismedaille. Nicht allein mit seinen Instrumenten zeichnete sich M. aus, sondern erwarb auch durch seine humanen und charitativen Bestrebungen sich die allgemeine Hochachtung; so stiftete er z. B. 1858 mit einer bedeutenden Summe einen Freiplatz im Bürgerspital zum Besten der Arbeiter seiner Anstalt. M. starb am 12. Jan.

1867 und hinterließ das Optische Institut seinem Sohne Sigmund M., welcher fast 25 Jahre mit ihm gearbeitet hatte; seine (erste) Gattin und sein ältester Sohn Ludwig M. (s. S. 484) waren ihm schon lange vorangegangen. — Ein Locomotiv aus Maffei's Fabrik trägt den Namen G. Merz.

Vgl. Schaden, Artistisches München 1836, S. 73. Nekrolog im Kunst-Gewerbe-Blatt, 1868, S. 378 ff. H. Holland.

Merz: Heinrich M., Kupferstecher, geb. am 1. Mai 1806 in St. Gallen als der Sohn eines armen Webers, wurde nach des Vaters Tode, von seinem sechsten bis fünfzehnten Jahre im Waisenhause erzogen, erhielt daselbst mit Erfolg Unterricht im Zeichnen und wurde deshalb 1821 auf vier Jahre bei Kupferstecher Lips zu Zürich in die Lehre gegeben. Ende 1825 kam M. mit Hülfe einiger Gönner auf ein Jahr in den Antikensaal nach München, wo es ihm durch kleine Arbeiten glückte, den Aufenthalt noch etwas zu verlängern, doch verlebte er das Jahr 1828 ganz in der Schweiz. Als Sam. Amsler 1829 die Professur der Kupferstecherkunst an der Münchener Akademie erhielt, kehrte M. nach dieser Stadt zurück und wurde Amsler's treuester Schüler. Als erste größere Arbeit lieferte M. einen Stich nach der „Madonna“ (aus der „Anbetung der Könige“ in der Allerheiligen-Kirche) von Heß für den Frankfurter Kunstverein (1833, München bei Reichardt); „Jakob, Laban und Rahel“ nach einer Federzeichnung von Jul. Schnorr (1834); Amsler's Porträt nach Kaulbach, ebenso dessen „Narrenhaus“ und „Egmont u. Klärchen“ (1835 für den Münchener Kunstverein); 1836—38 vollendete M. die von Prof. E. Schäffer begonnene Platte mit der „Nacht“ nach Cornelius. Ringend nach den höchsten Aufgaben und mit einem seltenen Verständniß für diesen Meister begabt, ging M. an die Wiedergabe des Carton zum „Jüngsten Gericht“ (Ludwigskirche), eine Aufgabe, welche der Stecher 1840 mit vollendeter Meisterschaft löste. Dann folgte gleichfalls nach Cornelius die „Geburt“ und „Kreuzigung Christi“ (Ludwigskirche), der „Barbarossa“ nach Kaulbach (im sog. Hermann-Kalender für 1843, nach der von J. Minsinger galvanisch vervielfältigten Platte) und in achtjähriger Arbeit von 1848—52 der große Farbenstich nach Kaulbach's in der Neuen Pinakothek befindlichem Oelbilde „die Zerstörung Jerusalems“ (im Auftrag von Carl Waagen) und daraus die Gruppe mit dem „Auszuge der Christen“. Inzwischen lieferte M. fünf Blätter zu Genelli's „Leben einer Hexe“ (für Buddeus in Düsseldorf) und begann das Capitalblatt „die Zerstörung Troja's“ nach dem Wandgemälde von Cornelius in der Glyptothek (1853—55 Leipzig, im Verlag des Bibl. Inst. und für den Kölner Kunstverein). Daran reihten sich „Der reuige Sünder oder die Freude der Engel“ nach G. König nebst zwei Randzeichnungen zu den „Psalmen“ desselben Künstlers; 10 Blätter zu Genelli's „Leben eines Künstlers“ (Leipzig, bei Alphons Dürr) und der schöne Farbenstich nach Casp. Boshart „Schultheiß Wengi von Solothurn stellt sich vor die Kanonen der Aufrührer“ (Basel, bei Lang). Sein letztes großes Werk bildeten die Umrisse nach Peter Cornelius „Entwürfe zu den kunstgeschichtlichen Fresken in den Loggien der k. Pinakothek“ (mit Text von E. Förster, Leipzig 1875, bei Alphons Dürr, 48 Blätter). M., welcher immer mit congenialer Kunst den ganzen Geist seiner Vorbilder erfaßte, hat auch diese phantasievollen ächt Cornelianischen Conturen mit fester Hand wiedergegeben. Ebenso lieferte M. zu E. Förster's „Denkmale italienischer Malerei“ (Leipzig 1870 ff., T. O. Weigel) fünfundzwanzig schöne Platten mit der ihm eigenen Pietät für alte und neue Kunst. — M. war Meister in dem der älteren Münchener Schule entsprechenden Cartonstich und hatte insbesondere in der Wiedergabe der Conturen eine Virtuosität, in welcher ihn vielleicht nur Hermann Schütz erreichte. Als dann nach dem Vorgange der Franzosen und Belgier die Münchener mehr

Gewicht auf die coloristische Wirkung legten, da wendete sich auch M., ohne seinen früheren Vorzügen im geringsten untreu zu werden oder die Strenge seiner Zeichnung zu schädigen, mit gleich günstigem Erfolge dem sog. Farbenstiche zu, so daß seine in dieser Weise ausgeführten Arbeiten unter den Werken der neueren Stecher eine von Niemanden bestrittene, ehrenvolle Stellung einnehmen und behaupten. Der rüstige Mann verunglückte, wahrscheinlich in Folge eines Herzschlages, am 29. Juli 1875 auf einer Bergpartie am sog. Wilden Kaiser nächst Kufstein. — Zu seinen frühesten Arbeiten gehören einige Stiche nach Statuen des Bildhauers Leeb (Andreas Miaulis; Hylas; Der schlafende Amor; Pegasus und die Grazien); dann die 50 Blätter zu Olivier's „Volksbilderbibel“ (Neues Testament mit Text von G. H. von Schubert, Gotha 1836 ff.); ein Porträt Niebuhr's (nach Schnorr) und des Grafen Raczynski; „Kain und Abel“ nach Genelli; die „Erscheinung des Christenthums“ in C. Hermann's „Geschichte des deutschen Volkes“ (1852, Gotha, Perthes). Seine letzten Arbeiten bildeten sieben Blätter zu Führich: „Buch Ruth“ (Leipzig 1875) und 2 Blätter zu Schwind's „Fidelio“, (Leipzig 1875; die beiden anderen von Gonzenbach).

Vgl. Nagler, 1840, IX, 158 ff. E. Förster, Gesch. der deut. Kunst, 1860, V, 257. Lützow's Ztschft. 1875, X, 809 ff. Kunstvereins-Bericht für 1876, S. 83. E. Förster, in Westermann's Monatsheften 1879. Apell, Handbuch, 1880, S. 278. Hyac. Holland.

Merz: Jacob M., Maler, Zeichner und Stecher, zu Buch im Canton Zürich am 7. August 1783 geboren, war als armes Malerkind in dürftigen Umständen aufgewachsen, doch hatte er das Glück, daß seine künstlerische Begabung frühzeitig gefördert wurde. Drei Jahre lernte er im Atelier des Kupferstechers Lips in Zürich, wo er es schon 1800, also erst siebzehnjährig, zu dem selbständigen Stiche „Triumph Amors“ nach Domenichino brachte. Im J. 1802 trat er als Schüler in die Akademie in Wien ein, wo er anfangs die Bildnißmalerei betrieb, ein Fach, dem er sich übrigens schon in Zürich theilweise zugewendet hatte. Sein Eifer für die Oelmalerei wuchs in Wien beträchtlich, er copirte theils berühmte Originale, wie die „Prinzessin Isabella d'Este“ von Tizian in der kaiserl. Gallerie, theils porträtirte er, so seinen Freund, den Maler Billwiller, nach dessen Zeichnungen M. auch öfters gestochen hat. Auch die Miniatur-Porträtmalerei lockte ihn zu sehr gelungenen Versuchen. Sein hauptsächlichstes Schaffen blieb indessen doch auf das Gebiet des Stichs und der Radirung reservirt, worin er eine erstaunliche Fruchtbarkeit entfaltete. Sein Nachlaß, welcher in den Besitz des Leipziger Buchhändlers R. Weigel kam, umfaßte allein 471 Blätter der verschiedensten Darstellungen. Für des Bildhauer Prof. Martin Fischer's Osteologie des menschlichen Körpers radirte er 1806 sechs Tafeln in Fol., welche zu den vorzüglichsten Darstellungen der Anatomie gehören. Im Verein mit Billwiller gab er eine Anzahl Bildnisse von österreichischen Künstlern seiner Zeit heraus, von welchen diejenigen der Maler Caucig und Maurer besonders gelangen. Mit den berühmten Bildhauern Canova und Zauner in freundschaftlichem Verkehr, hatte M. Gelegenheit, deren vorzüglichste Werke in Wien durch den Stichel zu verewigen. Zuerst radirte er das Christinendenkmal in der Augustinerkirche in Conturen, kl. Fol., dann Zauner's Josephs-Monument in Imperialfolio, an welcher Arbeit er zehn Monate saß, leider sein letztes Werk. Erst 24 Jahre alt erlag der geistvolle Künstler einem Nervenfieber den 2. Octbr. 1807 in Wien, nicht, wie Nagler meint, in seiner Heimath. Wurzbach erzählt aus dem Jahre 1805 die Geschichte, daß M. in Folge einer politischen Denunciation gewaltsam unters Militär gesteckt worden und nur mühsam durch die Fürstin Schwarzenberg wieder befreit worden sei; dies habe „der Künstlerneid“

zustande gebracht, — wir lassen die Sache dahingestellt. Ein äußerst thätiger Gönner des Künstlers war Erzherzog Karl gewesen. Von Merz' 45 Stichen und Radirungen gehören außer den genannten noch unter die hervorragendsten: die Porträte Lavater's, Canova's, H. Lips', der Arzt und Geistliche von Spock in Wien, der Geschichtschreiber Johannes von Müller. Ferner die historisch-religiösen Darstellungen nach Cangiani, h. Familie nach Jos. Heinz, Amors Triumph nach Domenichino, dem Erzherzog Karl gewidmet, die streitende Kirche, zwei Vignetten auf den Tod Lavater's, Köpfe nach Guido Reni u. A.

A. Ilg.

Merz: Dr. Ludwig M., Geograph und Optiker, geb. am 31. März 1817 zu Benedictbeuern, Sohn des oben genannten Georg M. (seine Mutter eine Tochter des Mechanikers Liebherr, studirte zu Freising und München, wo er in Folge einer Preisfrage „Ueber die Analogie von Licht und Wärme" promovirte (1842) und sich als Privatdocent habilitirte; hier hielt M. fleißig besuchte, sehr anziehende Vorlesungen (über physikalische Geographie, Geschichte der Entdeckungsreisen, allgemeine Erdkunde) und bildete sich auf vielen Reisen (z. B. nach Italien, wo er 1845 den Naturforschercongreß in Neapel besuchte) weiter, bis im Winter 1847 die auch auf die Universität sich erstreckenden Lola-Montez-Wirren dieser Thätigkeit ein Ende bereiteten. M. trat in das optische Institut seines Vaters und nahm in jeder Art Antheil an den großen Instrumenten, welche nach Washington, Moskau, St. Petersburg, Neapel, Rom und Madrid gingen, indeß seine litterarische und durch die Ereignisse des Jahres 1848 angeregte publicistische Thätigkeit im conservativ-großdeutschen Sinne mit dem mächtigsten Freiheitsbewußtsein und Gerechtigkeitsgefühl sich entwickelte. Ebenso begeistert ergriff er auch die von Kolping angeregte Idee, dem armen, verlassenen Gesellenstande unter die Arme zu greifen; durch seine Mitwirkung entstand das k. Gesellenhaus zu München. Desgleichen beschäftigte ihn die sociale Frage des Pauperismus, weshalb M. auch in das Ordenscapitel des von Sr. Maj. König Maximilian II. gegründeten „Johannesvereins" aufgenommen wurde. Als echter Humanist unterstützte M. die charitative Kranken- und Armenpflege und ging mit seinem Beispiele, überall stillverborgene Wohlthaten spendend, mit offener Hand und gutem Beispiele voran. Seine durch unausgesetzte Arbeiten erschütterte Natur erlag schon am 16. März 1858 einem typhösen Fieber. — Von seinen wissenschaftlichen Schriften erwähnen wir hier mit Uebergehung seiner politischen und polemischen Brochüren die Arbeiten: „Ueber die Analogie von Licht und Wärme" (München 1842), „De theoria probabilitatis adhibita in physicam" (1842); „Die neuesten Verbesserungen am Mikroskope nebst den sie begleitenden Aenderungen in der Dioptrik" (München 1843), „Optik, besonders für Augenärzte" (Stuttg. 1845), „Allgemeine Erdkunde als Einleitung zur Länder-, Völker- und Staatenkunde" (Augsb. 1846), „Gewerbestand und Proletariat; Vermittlungsgedanken" (München 1848), „Ueber die Linderung des herrschenden Nothstandes, mit Benützung der über die Preisfrage des Königs Max II. von Baiern erschienenen Schriften" (Regensb. 1850). Seine „Physikalische Geographie" und „Geschichte der Geographie und geographischen Entdeckungsreisen" blieben leider Manuscript. Aus seinem Nachlasse erschien das populäre „Buch der Erde. Naturgeschichte des Erdballs und seiner Bewohner. Mit einer Lebensskizze und dem Porträt des Verewigten" (herausgegeben von Dr. Sepp), Regensburg 1860. Eine große Anzahl von Aufsätzen, welche M. bei seinen ausgebreiteten Kenntnissen im Gebiete der Geschichte, Philosophie und Handelspolitik für verschiedene Realencyclopädien und Fachzeitschriften schrieb, wurden leider nicht gesammelt.

Vgl. Nekr. in Nr. 75 Abendblatt zur Neuen Münchener Ztg. vom 29. März 1858.

Hyac. Holland.

Merzdorf: Johann Friedrich Ludwig Theodor M., geb. am 25. August 1812 zu Leipzig, † am 21. März 1877 zu Oldenburg, besuchte das Nicolaigymnasium seiner Vaterstadt und dann 4 Jahre die Fürstenschule zu Grimma, deren Rector sein Oheim F. W. Sturz war. Auf das Leipziger Gymnasium zurückgekehrt, verwaltete er als Primaner die Bibliothek desselben; auch während seiner dreijährigen Studienzeit auf der dortigen Universität hatte er als Verwalter mehrerer Societätsbibliotheken Gelegenheit, sich seiner bibliothekarischen Lieblingsbeschäftigung hinzugeben und sich für seinen künftigen Beruf vorzubilden. Nachdem er des Kleanthes Hymnus in Jovem herausgegeben und einen Katalog zu des Gelehrten Mehnert Bibliothek angefertigt hatte, wurde er am 6. Mai 1839 ohne Examen zum Doctor der Philosophie und Magister promovirt und begab sich nach Elsfleth, wo er bis zum Jahre 1841 einer Privatschule vorstand. Nach Oldenburg berufen, um einen Katalog der dortigen öffentlichen Bibliothek anzufertigen, wurde er 1842 zum Secretär an derselben und 1847 an L. W. Ch. von Halem's Stelle zum Bibliothekar ernannt, ihm auch 1865 der Titel eines Oberbibliothekars verliehen. — Als Schriftsteller hat M. eine mehrseitige Thätigkeit entwickelt. Abgesehen von seiner Betheiligung an den Zeitschriften Latomia und Serapeum und von Beiträgen zu den Blättern für litterarische Unterhaltung hat er verschiedene Schriften aus dem Mittelalter und der neueren Zeit (u. a. Briefe des Legationsrathes K. E. Oelsner an G. A. von Halem, von Paris aus geschrieben 1790—92) herausgegeben, die Münzen und Medaillen Oldenburgs und des Jeverlandes behandelt, die „Bibliographischen Unterhaltungen" seines Vorgängers von Halem umgearbeitet und erweitert. („Bibliothekarische Untersuchungen" 1844 und 1850), namentlich aber die Freimaurer und die Geschichte derselben zum Gegenstande vieler Schriften gemacht, u. a. auch Lessing's Ernst und Falk historisch-kritisch erläutert (1855). — M. war als Bibliothekar „stets gefällig und in hohem Grade diensteifrig, wo ernstes Streben, rechte Wißbegier und wissenschaftliches Bedürfniß sich um Auskunft und Unterstützung an ihn wandten; er freute sich über jede in diesem Sinne gemachte Anfrage und suchte selbst vom Frager zu lernen. Dieselbe Achtung und Anerkennung, die er sich durch seine amtliche Thätigkeit erworben, wurde ihm im Kreise der Freunde und Bekannten wegen seines liebenswürdigen Charakters und anspruchslosen Wesens zu Theil". (Laun.)

Mutzenbecher.

Meshov: Arnold M., katholischer Theologe, geb. 1591 zu Lippstadt, † am 20. April 1667 zu Köln. In dieser Stadt machte er seine Studien beim Laurenzianergymnasium und wurde in der Folge Professor an demselben. Durch eine Studienstiftung gab er seine Anhänglichkeit an diese Lehranstalt dauernd zu erkennen. 1626 wurde er Pfarrer zu St. Peter, im folgenden Jahre Canonikus des Cäcilienstiftes. Am 14. Febr. 1640 feierte er seine Promotion zum Doctor der Theologie. Der Barbaraaltar in der Peterskirche ist von ihm gestiftet und mit einem schönen Oelgemälde von J. W. Pottgießer geschmückt, auf welchem das Bildniß des Stifters beigefügt ist. Seine Schriften sind: „Historiae anabaptisticae libri VII.", 1617, „Historia schismatis et defectionis Hermanni de Weda", 1620, „De vita et moribus et obitu Caspari Ulenbergii", 1638. Diese Biographie des berühmten Bibelübersetzers ist besonders geschätzt. 1645 gab er in deutscher Sprache eine Streitschrift gegen den calvinischen Prediger Melchior von Hambach heraus.

Hartzheim, Biblioth. Colon. v. Bianco, Die alte Universität Köln, Th. II.

J. J. Merlo.

Mesko: Josef M. von Felsö-Kubiny, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, wurde am 28. Jan.

1762 zu Erdö-Tarcsa im Neograder Comitate geboren und starb am 29. Aug. 1815 zu Güns. Mehrfachen Annahmen nach soll er der Abkömmling eines Geschlechtes gewesen sein, welches sich schon im 13. Jahrhunderte das Adelsrecht erworben. Diesem wurde er jedenfalls einer der würdigsten Vertreter, denn alle seine Handlungen sprechen dafür, daß er durch Treue und Opferwilligkeit für Kaiser und Vaterland hervorragend gewesen und als Kriegsmann jener Zahl rühmenswerther Reiterführer zugezählt werden müsse, welchen für immer eine ehrende Erinnerung gesichert. Nachdem er seine militärische Laufbahn im Jahre 1784 als Cadet im Husarenregiment Wurmser, jetzt Nr. 8, begonnen, und mit diesem in der Lieutenants- und Oberlieutenantscharge gegen die Türken gekämpft hatte, rückte er bei Beginn der Franzosenkriege 1792 als Rittmeister des Husarenregiments Blankenstein, jetzt Nr. 6, in die Niederlande. Dort gelang ihm seine erste bedeutendere Waffenthat; er drang nämlich am 7. Septbr. in Chateau d'Abbay ein, nachdem er ein hartnäckig sich wehrendes Infanteriebataillon zum Weichen gebracht und dessen Commandanten nebst 80 Mann gefangen genommen hatte. Für sein Verhalten während der nun folgenden Feldzüge fehlen verläßliche Quellen; erst im J. 1796 wird erneut sein Name genannt. Besonders hervorgehoben erscheint Mesko's entschlossenes Vorgehen bei Altenkirchen am 4. Juni, an welchem Tage er die feindlichen Vorposten warf und viele Gefangene in seine Gewalt brachte; ferner wird er „als sich tapfer auszeichnend“ in der Relation über die Schlacht bei Würzburg am 3. Septbr. empfohlen. M. avancirte hierauf im J. 1797 zum Major im Husarenregimente Meszaros Nr. 10; im J. 1798 wurde er aber in das neuerrichtete Husarenregiment Nr. 7 eingetheilt, wo sein Beispiel, sowie seine Entschiedenheit wesentlich dazu beitrugen, das Regiment schon im nächsten Jahre mit Ehren gegen den Feind führen zu können. Er selbst hat sich hiebei während seiner vielfachen Verwendung als Vorpostencommandant und Führer von Streifparteien wiederholt vorzüglich bemerkbar gemacht. Vornehmliche Anerkennung fanden seine raschen, von großer Gewandtheit und großer Orientirungsgabe zeugenden demonstrativen Unternehmungen, mittelst welchen er im Monate August den Gegner zum Verlassen des Col di Fenestrelles, des Col di Fatera und von Chaumont nöthigte; ehrenvoll war dann für M. der 17. Septbr., an welchem Tage er bei Rivoli 800 Mann befehligend, vor einer fünffachen Uebermacht zwar weichen mußte, jedoch hinter dem Orte eine solche Stellung zu besetzen verstand, daß er im Stande gewesen, dieselbe bis zum Herannahen des Generales Keim am nächsten Tage zu halten; lobenswerth wurde ferner auch seine Bravour genannt, als er am 19. November desselben Jahres die, Susa deckenden, feindlichen Abtheilungen zum Rückzuge hinter den Ort zwang und diesen selbst Ende November nahm und besetzte. Und dort fiel ihm nun die seine Charge weit überragende Aufgabe zu, die Operationen gegen Genua mit beiläufig 2500 Mann indirect zu sichern. Seine bei dieser Gelegenheit bewiesene Selbständigkeit sowie die standhafte Durchführung der nothwendig gewordenen Unternehmungen errangen M. das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens. Es geschah dies, nachdem er nach genauer Erforschung der Stellung und Stärke des Gegners mittelst höchst schwieriger und gewagter Märsche über Schneeabhänge und Felsenklippen in den Nächten des 6. und 7. April 1800 die Hochebenen des kleinen und großen Mont Cenis erstieg, die Franzosen im Rücken angriff und, nachdem er ihnen 300 Mann, 18 Geschütze, viel Munition und Proviant abgenommen, nach Modane verfolgte. Nachher hielt er dieselben noch am 11. April und 18. Mai bei Exilles in Schach und wich erst kämpfend gegen Avigliano, als des Feindes Uebermacht gefahrdrohend zu werden begann. Schon im September dieses Jahres wurde M. zum Oberstlieutenant und zwei Monate später zum Obersten im

Regimente befördert, welches er ganz in seinem Geiste zu unternehmungslustigen, kühnen Reitern schulte. An deren Spitze konnte er denn auch im Feldzuge von 1805 als Detachementcommandant Marmont's Vordringen über Leoben, Graz nach Marburg mehrfach beunruhigen und aufhalten. Damals galt M. im ganzen Heere als einer der verwegensten, auf Offiziere und Mannschaft den besten Einfluß nehmender Befehlshaber, und hat er, seit dem Jahre 1808 Generalmajor, diesen Ruf auch in dem nun folgenden Feldzuge 1809 glänzend bewährt. Betraut mit dem Commando einer Brigade der sogenannten ungarischen Insurrections-Armee vertheidigte sich nämlich M. erfolgreich am Schlachttage von Raab am 14. Juni im verschanzten Lager dieses Platzes gegen verschiedene Angriffe von Hochstraß und von der kleinen Schütt her. Und wurde er auch in Folge seiner zähen Ausdauer von der nach Komorn retirirenden Hauptarmee abgeschnitten, so verweigerte er dennoch des Abends entschieden Lauriston's Aufforderung zu Unterhandlungen und rückte in zwei Gewaltmärschen mitten durch zahlreiche feindliche Abtheilungen hindurch nach Kis-Czell, um sich von dort aus mit dem bei Gidweg stehenden Feldmarschalllieutenant Chasteler zu vereinigen. Doch ehe ihm dies gelingen sollte, sah sich M. zwischen Kis-Czell und Ság in Front, Flanke und Rücken angefallen; nur Unerschrockenheit, Ruhe und kräftiges Handeln konnten ihn aus dieser Umklammerung befreien. Und M. brach sich in der That in der Richtung seines Marschzieles nicht nur freie Bahn, sondern nahm auch 1 Offizier und 300 Mann gefangen, befreite bei Sarvár 30 Stabs- und Oberoffiziere, sowie 200 Mann aus feindlicher Gewalt und trat am 19. Juli bei Keßthély mit Chasteler in Verbindung. M., welcher für diese heldenmüthige, mit Kraft und überlegener Einsicht durchgeführte That mit dem Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet wurde, stand nun noch im J. 1813 als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionscommandant im feindlichen Feuer. Wie die Relation über die Kriegsbegebenheiten berichtet, „emportirte“ er am 26. August bei Dresden die Schusterhäuser, Cotta und Löbda, verlor diese Orte jedoch wieder, nachdem er eine Brigade gegen Meißen hatte detachiren müssen; den 27. endlich trat er wohl erneut mit unerschütterlichem Todesmuth dem Angriffe des Cavaleriecorps Latour-Maubourg entgegen, fiel aber mitten im Kampfe schwer verwundet in feindliche Gefangenschaft. Hiemit schloß des kühnen, verdienstvollen und geehrten Generals kriegerische Thätigkeit, denn nachdem er 1814 aus der Gefangenschaft befreit worden war, trat er in den Ruhestand.

Wurzbach, Biogr. Lexik. d. Kaiserth. Oesterreich &c., 17. Th., Wien 1867. Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theresien-Orden &c., Wien 1857. Archiv f. Geogr., Historie &c. Jahrg. 1813. Nr. 131 u. 132. Thürheim, Gedenkblätter aus d. Kriegsgesch. d. k. k. Armee, 2. Bd., Wien und Teschen 1880. (Gräffer), Kurze Gesch. d. k. k. Regimenter &c., 2. Aufl., 2. Bd., Wien 1801. Der Feldzug 1799 nach dem Abmarsche der Russen in die Schweiz in: Oesterr. milit. Zeitschrift, 1. Bd. 1822. Gesch. d. k. k. Huf.-Rgmts., Nr. 7, Wien 1856. (Heller), Der Feldzug d. J. 1809 in Süddeutschland, Wien 1862. Relation der Kriegsereignisse &c. bei Dresden und Kulm, Wien 1813. Aster, Schilderung d. Kriegsereign. in u. vor Dresden &c., Dresden 1844. Sch.

Mesmer: Friedrich Anton M., Arzt, ist den 23. Mai 1734 in der in der Nähe von Radolfszell am Bodensee gelegenen Ortschaft Iznang geboren. Von seinem Vater, einem im Dienste des Erzbischofs von Constanz stehenden Jäger, zum geistlichen Stande bestimmt, wurde er in seinem 16. Lebensjahre, mit einem Stipendium versehen, in das Priesterseminar Dillingen geschickt, wo er sich vorzugsweise mit Mathematik und Physik beschäftigte. Später ging er nach

Ingolstadt, beendete hier seine theologischen Studien, ohne jedoch in den Priesterstand einzutreten, wandte sich dann in Wien dem Studium der Jurisprudenz, später dem der Medicin zu und erlangte im J. 1766 nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „De influxu planetarum in corpus humanum“ den medicinischen Doctorgrad. Hierauf habilitirte er sich daselbst als Arzt und verheirathete sich mit einer vermögenden Wittwe, von welcher er sich jedoch nach kurzer Zeit häuslicher Mißhelligkeiten wegen trennte. — Schon in seiner Dissertation hatte M. die Grundzüge einer Theorie entwickelt, welche er später weiter ausbildete, mit dem Namen des „thierischen Magnetismus“ belegte und auf welcher er ein eigenthümliches Heilverfahren begründete. — Diesem zufolge ist das Weltall von einem überaus feinen, wellenartig wogenden Fluidum erfüllt, welches eine Wechselwirkung aller in dem unendlichen Raume sich bewegenden Massen auf einander bedingt, von welchem die Gesetze der allgemeinen Attraction, also auch die Bewegungen der Himmelskörper abhängig sind, welches modificirend auf die Eigenschaften der Materie, Schwere, Zusammenhang, Erregbarkeit 2c. einwirkt, indem es diese Eigenschaften bald verstärkt, bald schwächt, und welches einen Rapport zwischen dem Planetensystem und allen irdischen Körpern, also auch dem Menschen vermittelt, in den Lebenserscheinungen desselben, besonders in der Einwirkung auf das Nervensystem, der Ebbe und Fluth ähnliche Schwankungen hervorruft und so die directe oder indirecte Ursache pathologischer Vorgänge abgeben kann. — Anfangs glaubte er, daß dieses Fluidum elektrischer Natur sei, später, nachdem er die Heilkräfte natürlicher oder künstlicher Magnete bei Behandlung zahlreicher Krankheiten kennen gelernt hatte, identificirte er dasselbe mit dem Magnetismus, fortgesetzte Beobachtungen aber belehrten ihn, daß der Magnet wesentlich nur den Leiter einer von ihm selber ausgehenden Kraft abgäbe; er fand, daß dieselben Wirkungen, welche er durch das nach bestimmten Polen erfolgte Bestreichen des Kranken mit einem Magnet erzielt hatte, auch eintraten, wenn er diese Manipulationen mit unbewaffneten Händen ausführte, ja daß sogar sein bloßer, auf den Kranken gerichteter Wille sich heilkräftig bewies; so gelangte er zu der Ueberzeugung, daß das dem magnetischen Fluidum analoge, aber noch weit wirksamere Agens von ihm selbst ausgehe und bezeichnete dasselbe mit den Namen des „thierischen Magnetismus“. — Im J. 1775 war er dahin gelangt, seine Theorie systematisch zu begründen und in seinen Erfahrungen eine volle Bestätigung derselben zu finden; in einem „Sendschreiben an einen auswärtigen Arzt über die Magnetkur“ legte er der wissenschaftlichen Welt und namentlich den bedeutendsten Akademien seine Lehre zur Begutachtung vor, gleichzeitig aber lenkte er in einem zweiten „Sendschreiben über die Magnetkur“ auch die Aufmerksamkeit des Publicums auf seine Heilmethode. — Die gelehrten Gesellschaften, mit Ausnahme der Berliner Akademie der Wissenschaften, welche in einem Antwortschreiben an M. seine Beobachtungen als Täuschungen bezeichnet, verhielten sich schweigend, die Wiener Aerzte erklärten M. für einen Schwärmer oder gar für einen Gaukler, in dem Publicum aber fand er Gläubige und Kranke, die sich seiner Kur unterzogen, ja selbst über die Grenzen Oesterreichs hinaus verbreitete sich sein Ruhm, so daß er nicht blos zu Consultationen nach Ungarn, sondern auch auf höhere Veranlassung nach München zur Behandlung hochgestellter Personen berufen, und in Anerkennung seiner Leistungen zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. — In Wien machten ihm die Schwierigkeiten und Kränkungen, welche er von Seiten der Aerzte erfuhr, den Aufenthalt unerträglich, namentlich aber machte ein Fall, in welchem er einem seit ihrer Kindheit blinden Mädchen, einem Schützlinge der Kaiserin, durch magnetische Behandlung das Sehvermögen wiedergegeben zu haben behauptete, und der sich bei ärztlicher Untersuchung der Kranken als eine grobe Täuschung

herausstellte, ein seinen Ruf in hohem Grade compromittirendes Aufsehen, und so sah M. sich veranlaßt, Wien im J. 1777 zu verlassen. Er ging zuerst zu seiner Erholung für einige Zeit nach der Schweiz und im Anfange des Jahres 1778 nach Paris, wo er einen für Ausübung seiner Kunst geeigneteren Boden als in Deutschland zu finden erwartete. Aber auch hier erfuhr M. eine Enttäuschung; die Aerzte wollten von seinen Inspirationen nichts hören, die an ihn von Seiten der medicinischen Facultät und der Gesellschaft der Aerzte gerichtete Aufforderung, seine Lehre und seine Heilmethode durch eine von ihnen zu erwählende Commission prüfen zu lassen, wies er mit dem Bemerken, daß ein derartiges Verfahren den Schein erwecken müsse, als sei er ein gewöhnlicher Charlatan, und mit der Erklärung zurück, daß sein neues Heilverfahren vom Standpunkte der älteren Medicin überhaupt nicht richtig beurtheilt werden könne. Auch im Pariser Publicum fand M. mit seiner Methode keinen großen Anklang. Eine mächtige Stütze für seine Bestrebungen glaubte er in dem Leibarzte des Grafen von Artois, Charles d'Eslon, gewonnen zu haben; er hatte denselben mit seiner Theorie und seiner Behandlungsweise bekannt gemacht und, wie es heißt, in Gemeinschaft mit ihm 1779 ein „Mémoire sur la découverte du magnétisme animal“ veröffentlicht, in welchem er die wesentlichsten Gesichtspunkte der Lehre vom animalischen Magnetismus in 27 Thesen niedergelegt hatte. Aber auch dieser Schritt, sich bei der medicinischen Facultät Geltung zu verschaffen, hatte nicht den gewünschten Erfolg: d'Eslon, der als Mitglied dieser gelehrten Körperschaft dieselbe für die Mesmerische Methode zu interessiren versucht hatte, wurde von der Facultät für ein Jahr seiner Stimme verlustig erklärt und mit vollkommener Ausschließung aus derselben bedroht, wenn er nicht nach Jahresfrist seine in der Sitzung geäußerten Ansichten über den animalischen Magnetismus widerriefe. — In einem eigenthümlichen Lichte erscheint M. den Anerbietungen gegenüber, welche ihm von der Regierung gemacht wurden; auf Verwendung der Königin Marie Antoinette wurde ihm ein Jahrgehalt von 20 000 Franken und die Anlage einer ihm zu übergebenden Heilanstalt, für welche ein jährlicher Etat von 10 000 Franken aufgestellt war, angeboten, wenn er sich entschlösse in Paris zu bleiben und in der Anstalt fortdauernd drei von der Regierung zu ernennende Aerzte in seiner Kurmethode zu unterrichten. Die letzte Bedingung mochte M. nicht annehmen, auch scheint das ihm gebotene Honorar seinen Erwartungen nicht entsprochen zu haben und so verließ er, da seine Hoffnungen sich auch hier nicht erfüllt hatten, Paris und ging nach Spaa. — Inzwischen war es d'Eslon gelungen, der magnetischen Heilmethode einen Boden in Paris zu schaffen; von seinem Meister in die Geheimnisse der Methode eingeweiht, hatte derselbe die freundschaftlichen Beziehungen zu M. aufgegeben, die magnetische Kur selbständig betrieben und einen Kursaal in Form einer Poliklinik angelegt, welche sich eines steigenden Zulaufes erfreute. Hiervon unterrichtet kehrte M. nach Paris zurück, nachdem durch das Betreiben seiner Freunde ihm eine glänzende Aussicht nicht nur für seine Existenz sondern auch für die Verbreitung seiner Lehre eröffnet worden war. — Auf Anregung seines Freundes Bergasse war unter den Anhängern seiner Heilmethode eine Subscription eröffnet worden, an welcher sich etwa 100 Personen mit einer Einzahlung von je 100 Louisd'or betheiligten; dafür wurde jeder in die Geheimnisse des magnetischen Verfahrens eingeweiht, mußte aber das Versprechen ablegen, über dasselbe das tiefste Schweigen zu beobachten. So bildete sich unter dem Namen der „Gesellschaft der Harmonie“ ein Geheimbund, an dessen Spitze M. stand, und der sich durch Anlage zahlreicher Tochterschulen in anderen Städten des Landes in weitem Umfange über Frankreich verbreitete. Damit war dem Mesmerianismus nicht blos hier die Bahn eröffnet, sondern

auch in andern Ländern Europas fand er Evangelisten, welche das Interesse des ärztlichen und Laien-Publicums für diese neue Heilmethode wachriefen. — Besonderes Aufsehen erregte M. durch eine Modification seines Verfahrens in Form des magnetischen Baquets, d. h. großer, mit magnetischem Wasser gefüllter Kübel, aus welchen eiserne Stäbe als Conductoren des Magnetismus herausgingen, die mit dem erkrankten Theile des Patienten in Verbindung gebracht wurden; die Kranken saßen in einem Kreise um das Baquet und bildeten, indem sie sich wechselseitig mit den Händen berührten, einen geschlossenen Kreis. — Der Zulauf zu diesen gemeinschaftlichen magnetischen Sitzungen, welche übrigens auch sein Concurrent d'Eslon eingerichtet hatte, war so groß, daß M. in kurzer Zeit aus denselben eine Einnahme von 400 000 Franken erzielt haben soll. — Die Regierung konnte sich diesen Vorgängen gegenüber nicht passiv verhalten, sie ernannte zwei Untersuchungscommissionen, die eine aus Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und der medicinischen Facultät (darunter Franklin, Leroy, Bailly, Lavoisier, Guillotin), die andere aus Mitgliedern der Société de médecine (darunter Jussieu), welchen die Aufgabe zufiel, die Theorie und die Resultate der magnetischen Heilmethode zu prüfen; da M. sich fortdauernd weigerte, sich und sein Verfahren einer derartigen Censur zu unterwerfen, wandten sich die Commissionen an d'Eslon, der sich den Anordnungen der Regierung fügte und derselben sein Institut zur Disposition stellte. — Die Untersuchungen, welche im April 1784 ihren Anfang genommen, wurden mehrere Monate hindurch fortgesetzt, und ergaben ein für den Mesmerismus sehr ungünstiges Resultat; beide Commissionen erklärten ziemlich übereinstimmend den thierischen Magnetismus für ein Hirngespinnst und die magnetischen Kuren für Täuschungen; nur Jussieu gab ein davon abweichendes Separatvotum ab, wiewohl auch er nicht in Abrede stellte, daß viele, als Beweise für die Wirkung des thierischen Magnetismus geltend gemachte Erscheinungen und die vermeintlichen Heilerfolge durch denselben auf Täuschungen beruhten. — M. protestirte gegen die Gutachten der Commissionen, indem er erklärte, daß aus der Verfahrungsart von d'Eslon ein Urtheil über seine Methode nicht gefällt werden könne. — Auf die Stimmung der großen Massen für den Mesmerismus blieben die abfälligen Commissionsvoten ohne erheblichen Einfluß; in Frankreich wurde die Lehre vom thierischen Magnetismus durch die von den Gebrüdern, dem Grafen und dem Marquis Puiségur entdeckte Clairvoyance in eine neue Phase ihrer Entwickelung geführt und in Deutschland, wo die Naturphilosophie alsbald jeder supranaturalistischen Richtung einen besonders günstigen Boden für das Gedeihen bot, traten Lavater (damals in Bremen), Wienhold, Eberhard, Gmelin, Wolfart ꝛc. als die Evangelisten des Mesmerismus auf. — M. hielt sich dabei von allen weiteren Discussionen über sein System fern; nach dem Ausbruche der Revolution verließ er, mit Verlust des größten Theiles seines Vermögens, das er in französischen Staatspapieren angelegt hatte, Paris, indem er mit Noth der Guillotine entging, und begab sich nach Frauenfeld im Thurgau, wo er in vollkommener Zurückgezogenheit lebte. Im J. 1798 ging er noch einmal nach Paris, um seine Vermögensverhältnisse zu regeln; die Regierung bewilligte ihm als Ersatz für die schweren Verluste, die er gehabt, eine jährliche Rente von 3000 Franken als Pension. Dann kehrte er nach Frauenfeld zurück, später siedelte er nach Constanz, schließlich nach Meersburg über und hier ist er am 5. März 1815 gestorben.

Der thierische Magnetismus bildet eine Episode in der Geschichte der sogenannten Nachtseite der Naturwissenschaften; er steht als solcher mit zahlreichen vorhergehenden und ihm nachfolgenden Episoden derselben in einem inneren causalen Zusammenhange und ist seinem Ursprunge und seiner Bedeutung nach

nicht anders zu beurtheilen, als die Lehre vom Tischrücken, vom Spiritismus, von der vierten Dimension und zahlreichen anderen Träumereien, welche im aufgeklärten 19. Jahrhunderte die Welt erfüllt haben und noch erfüllen und die von schlauen Betrügern für ihre Zwecke benützt worden sind. Mit Unrecht hat man M. als Charlatan stigmatisirt; er war ein Schwärmer, der von einer phantastischen Idee erfüllt, sich den gröbsten Selbsttäuschungen hingab und mit seinen Inspirationen auch andere, für magische und mystische Anschauungen empfängliche Gemüther fesselte und in den Kreis seiner Phantasmagorieen bannte. In ernsten Gelehrten, wie Eschenmayer, Kieser, Nasse, Schubert, Justinus Kerner, Ennemoser, Perty rc. haben die Mesmerischen Träumereien bis auf den heutigen Tag fortgelebt, gelehrte Denker haben sich in die Lehren des Spiritismus vertieft, indem sie demselben gegenüber nicht etwa im Geiste Lavater's urtheilten: „es giebt viele Dinge in der Natur, wobei der Philosoph den Finger auf den Mund legen und schweigen muß", sondern ihn als ein wissenschaftliches Problem behandelten. Von dem Standpunkte, den diese Männer eingenommen haben, ist M. zu beurtheilen, und somit gebe man es auf, ihn für die Betrügereien verantwortlich zu machen, mit welchen der große Haufen der „Magnetiseure" nach ihm das leichtgläubige Publicum ausgebeutet hat.

Ueber Mesmer's Leben vgl. besonders Justinus Kerner, Franz Anton Mesmer aus Schwaben, Entdecker des thierischen Magnetismus rc., Frankfurt a. M. 1856 und Wilh. Wurm, Darstellung der mesmerischen Heilmethode rc., München 1857. A. Hirsch.

Messemaker: Engelbert M. (Cultrifex), Dominicanermönch zu Nimwegen, wo er um 1430 geboren war; erhielt den Doctorgrad der Theologie zu Köln oder Löwen. 1465 treffen wir ihn als Lehrer an der Kapitelschule zu Zütphen, aber schon im folgenden Jahre als ersten Prior des neugestifteten Dominicanerklosters zu Zwolle, das Breurenkloster genannt. Bald hatte er zur Vertheidigung der Rechte seines Convents einen Streit zu führen mit dem Pastor der St. Michaeliskirche zu Zwolle und dem Deventer Capitel, welcher 1469 durch Vermittlung des Utrechter Bischofs beendet wurde. Rühmlichst führte er sein Amt bis zu seinem Tode 1492, und erwarb sich auch als Schriftsteller einen Namen. In Anlaß der oben genannten Streitigkeiten erschien seine: „Epistola declaratoria privilegiorum fratrum mendicatorum contra curatos parochiales et epistola de Simonia vitanda in receptione noviciorum", 1479; Colon. 1497, Paris. 1507 und Delfis 1508. Auch verfaßte er ein „Manuale confessorum metricum, una cum defensorio privilegii quatuor ordinum mendicantium super audientia confessionum", Colon. 1497. Beide Schriften sind höchst selten wie auch sein „Carmen de moribus mensae" und sein „Carmen de pane in modum dialogi", welche hinter P. de Rivo's Elegia quomodo omnia in meliorem partem sint interpretanda, Lugd. Bat. gedruckt sind. Auf dem Gebiete der Ascese, nur selten von den Dominicanern betreten, verfaßte er ein „Speculum verae religionis" und einen Tractat „De tribus votis", welche nie gedruckt sind.

Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II, 2e st. bl. 383. Nyhoff, Bydrag. VIII. bl. 35. Glasius, Godgel. Nederl. in voce Cultrifex und van der Aa, Biogr. Wordenb. van Slee.

Messenhauser: Caesar Wenzel M., geb. zu Proßnitz in Mähren am 4. Januar 1813 als Sohn eines Regimentsmusikers aus dessen Ehe mit einer Taglöhnerin, kam als Soldatenkind mit 6 Jahren in ein Regiments-Knabenerziehungshaus, wo er Unterricht in den Elementargegenständen, im Exerciren und im Felddienst erhielt. 1829 als Gemeiner zum Infanterieregiment Kaiser abgestellt, ward er im J. 1830 zum Unteroffizier befördert. Schon in dieser

subalternen Stellung bethätigte M. bei einem außerordentlichen Gedächtniß und einer eisernen Willenskraft einen unstillbaren Wissensdurst, der ihn immer zu neuen Studien und Arbeiten drängte, und erwarb sich, ein Autodidact im strengsten Sinne, eine Fülle von Kenntnissen, mit denen er ohne zu wollen, allenthalben Staunen erregte. Durch ein Gesuch, um Versetzung als Inspectionsfeldwebel in die Wiener-Militärakademie, das er an den Hofkriegsrath einsendete und mit einer Abhandlung „Ueber die schiefe Schlachtordnung“ begleitete, ward der damalige Personalreferent, Oberst Zanini auf den ungewöhnlich befähigten Unteroffizier aufmerksam und beförderte ihn im J. 1833 zum Offizier. Hierdurch wurde Messenhauser's Ehrgeiz und Wissensdrang noch mehr gesteigert. Alle seine Zeit verwendete er zu wissenschaftlicher Ausbildung, als deren Frucht er zunächst eine „Geschichte des Alterthums“ in zehn Bänden schrieb, für die er allerdings keinen Verleger fand. Neben dieser wissenschaftlichen Thätigkeit, bei der er sich ganz mit der Bewunderung für die großen Charaktere des Alterthums erfüllte, trieb er auch poetische und novellistische Arbeiten, von welchen auch ein Drama „Demosthenes, Trauerspiel in vier Acten“, im J. 1841 in Druck erschien. Im J. 1839 als Lieutenant zum Regiment Deutschmeister nach Wien versetzt, trat er mit Saphir in Verbindung, schrieb für dessen „Humorist“ zahlreiche Novellen und Gedichte, daneben auch eine Geschichte seines Regimentes, die ihm die Beförderung zum Oberlieutenant verschaffte. In Galizien, wohin sein Regiment im J. 1846 verlegt wurde, fand M. noch im höheren Maße Gelegenheit zu schriftstellerischer Thätigkeit. Als Frucht derselben erschien von ihm eine Novellensammlung in drei Bänden unter dem Titel „Wildniß und Parquet“, 1847, ferner zwei größere Arbeiten „Die Polengräber“, Leipzig 1848 und „Ernste Geschichten“, Ebenda 1848. Letztere beiden unter dem Pseudonym Wenzeslaus March. In dieser Thätigkeit wurde er in Lemberg, wo er zuletzt in Garnison lag, durch die Bewegung des Jahres 1848 unterbrochen, die nach den Wiener Märztagen einen sehr ernsten Charakter annahm. Von der Bürgerschaft in Lemberg in das Comité zur Organisation der Nationalgarde gewählt, ließ er sich bei seinem Auftreten im Rathhause zu einigen Aeußerungen verleiten, die als mit der Stellung eines k. k. Offiziers nicht verträglich erkannt wurden und ihm eine dreitägige Arreststrafe zuzogen. Dies bestärkte ihn in seinem Entschluß, seine Quittirung einzureichen, welchen er Ende März 1848 in Wien ausführte, und wobei er den üblichen Revers unterzeichnete, weder gegen das kaiserliche Erzhaus noch gegen dessen Alliirte zu kämpfen. Nach seinem Austritte hielt sich M. in Wien auf, gab zuerst eine Zeitschrift „Die Volkstribüne“ heraus, welche aber ob ihrer gemäßigten Haltung keine Theilnahme fand, betheiligte sich übrigens durchaus nicht an dem tollen Treiben der verführten, aufgehetzten Menge. Den Sommer 1848 über beschäftigte er sich mit litterarischen Arbeiten, neben welchen er nur an der Abrichtung der Nationalgarde und der akademischen Legion auf Ersuchen einiger Freunde Antheil nahm. Nach dem Attentat am 6. October, dem er erwiesenermaßen ganz fremd blieb, wurde M. plötzlich aus seiner Zurückgezogenheit herausgerissen und auf Antrag Becher's und einiger polnischer Abgeordneter vom Wiener Gemeinderath und vom Reichstage zum provisorischen Commandanten der Wiener Nationalgarde berufen. M. nahm ohne Zögern diesen schwierigen und gefährlichen Posten an, indem er sich die Kraft zutraute, die Sache der constitutionellen Freiheit ungeachtet der zahlreichen Gefahren, welche sie von Innen und Außen bedrohten, mit Erfolg durchführen zu können. Er umgab sich während der darauf folgenden Belagerung Wiens mit Männern von allen Farben, zog sich aber dadurch gar bald den Haß der dominirenden radicalen Partei zu. Er traf mit einem rastlosen Eifer alle zur Vertheidigung nothwendigen Vorkehrungen, theilte Wien in Districte unter be-

sonderen Commandanten, setzte ein Kriegsgericht ein zur Ahndung aller Verbrechen gegen die öffentliche Ordnung, normirte die Errichtung von Mobilgarden, den Wehrlohn, die Platzpolizei, das Paßwesen, setzte die Artillerie in gehörigen Stand und stellte jeden Unfug in entschiedener Weise ab. Unter den im Belvedere campirenden 15 000 Mobilgarden hielt er musterhafte Mannszucht, Gefangene behandelte er mit Schonung, rettete zwei gefangenen Croatenoffizieren das Leben, während sein eigenes nicht nur durch diese aufreibende Thätigkeit sondern auch durch mehrfache meuchlerische Attentate bedroht war. Nebenbei wurde er nicht müde, durch zahlreiche Proclamationen und Befehle, meist sehr phrasenreich und doctrinär gehalten, auf den Geist der Wiener Bevölkerung und auf das Pflichtgefühl der bewaffneten Macht zu wirken. So kam der 28. Octbr. heran, an welchem Tage die Vorstädte Wiens bereits in der Gewalt der Truppen sich befanden, und an weiteren Widerstand nicht zu denken war. In einer Versammlung aller Commandanten legte M. ganz offen die Lage der Stadt und die Unmöglichkeit, sie noch länger zu halten, dar und beantragte die Absendung einer Deputation an den Fürsten Windischgrätz zum Abschlusse der Uebergabe der Stadt, was auch sofort angenommen und ausgeführt wurde. Noch am 29. October rettete er durch sein muthvolles Auftreten die Hofburg und die daran stoßenden Paläste des Adels und der Reichen vor den Versuchen des fanatischen Pöbels, welcher dieselben anzünden wollte. Der Gemeinderath votirte ihm dafür den Dank der Stadt. Am Morgen des 30. October verkündete M. die Capitulation und forderte die Bevölkerung zur Niederlegung der Waffen auf. Eben als letztere ausgeführt werden sollte, verbreitete sich die Nachricht von dem schon lange erwarteten Anmarsche der Ungarn. Nun aber wollte Niemand mehr etwas von Capitulation wissen. Die Basteien füllten sich mit bewaffneten Haufen, die Kampflust der Menge war vom Neuen erwacht und äußerte sich durch vereinzeltes Feuern auf die Belagerungstruppen. Da legte M. sein Obercommando nieder. Nun erklärten aber sämmtliche Offiziere der Nationalgarde, nur unter seinem Commando fortdienen zu wollen, ferner vereinigten Gemeinderath und Reichstag ihre Bitten und Vorstellungen bei ihm um Beibehaltung des Obercommandos. Andererseits ward er in seinem Observatorium auf der Höhe des Stephansthurmes, von wo aus er die Bewegungen des ungarischen Heeres verfolgte, von den radicalen Elementen in seiner Umgebung mit dem Herabstürzen vom Thurm bedroht, falls er nicht das Wiederergreifen der Waffen anbefehlen wolle. In dieser verzweifelten Lage übernahm er das Commando von Neuem und ließ vom Stephansthurm aus um 1½ Uhr jenen ominösen Befehl hinunterwerfen, welcher anordnete: „Wenn sich zwei Heere unter den Mauern der Residenz schlagen, so ist es Pflicht eines jeden Wehrmannes, unter die Waffen zu treten“, — ein Befehl, welcher sohin vom Kriegsgerichte als von M. anbefohlener Bruch der Capitulation gedeutet wurde. Nach dem Falle der Stadt, den Fürst Windischgrätz am darauf folgenden 31. October durch ein mehrstündiges Bombardement und durch den Sturm auf die einzelnen noch im Widerstande verharrenden Insurgentenhaufen erzwang, blieb M. in Wien, obwohl ihn Freunde auf das Dringlichste baten, sich durch die Flucht zu retten und ihn zu diesem Ende mit Kleidern, Paß und Geld versahen. Da wurde in der Wiener Zeitung vom 5. November seine Proscription kundgemacht, und Jedem, der ihn verheimliche, mit dem Tode gedroht. Als M. diese Kundmachung gelesen, stellte er sich aus freien Stücken dem Stadcommandanten, der ihn sofort in Eisen geschlossen dem Stabstockhause übergab. Ebenso würdevoll war sein Verhalten vor dem sofort zusammengetretenen Kriegsgerichte, das aber ohne Rücksicht auf die Fürbitten von Seite des Gemeinderaths und Reichstags sowie zahlreicher hervorragender Personen sofort das Todesurtheil fällte. M.,

im Leben bemüht, die Römer in ihren Tugenden, so lange sie deren besaßen, nachzuahmen, starb wie ein Römer mit der classischen Ruhe eines Helden, die ihn auch nach der Verkündigung des Todesurtheils keinen Augenblick verließ. Am 16. November früh auf dem Richtplatze im Stadtgraben angekommen, bat er um die Erlaubniß, als alter Soldat sein Ende selbst commandiren zu dürfen. Es wurde ihm gewährt, und, ohne verbundene Augen sprach er mit fester vernehmlicher Stimme die verhängnißvollen Commandoworte: „Fertig! An! Feuer!" und sank von drei Kugeln durchbohrt, lautlos zu Boden.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. 17, S. 433 ff. Nitschner, Messenhauser, sein Leben rc., Wien 1849. Dunder, Denkschrift über die Wiener Revolution, Wien 1849. Reschauer, Geschichte der Wiener Revolution, Wien 1872. Friedemann, Messenhauser. Biographisches Denkmal, Leipzig 1849. Die Octobertage Wiens, Leipzig 1848.

Sommaruga.

Messerschmidt: Daniel Gottlieb M. (oder Messerschmied), wurde am 5./16. Septbr. 1685 zu Danzig geboren und daselbst erzogen; er studirte in Halle zuerst Mathematik und Physik, dann Medicin und wurde im Mai 1713 (nicht 1707 wie Pallas meldet) daselbst zum Doctor der Medicin promovirt; seine Dissertation führt den Titel: „Dissertatio solennis medica de ratione praeside universae medicinae", Halae Magdeburgicae 1713, 46 S. in 4°. M. ging in seine Vaterstadt und ließ sich als practicirender Arzt nieder. Als Kaiser Peter I. 1716 in Danzig war und das Museum von Breynius besuchte, bat er Breynius, ihm einen Gelehrten zu empfehlen, welcher Rußland bereisen und erforschen solle. Breynius wies auf M., der in Folge dessen spätestens 1717 nach St. Petersburg reiste. Die Vorbereitungen für die Reise müssen aber sehr lange Zeit in Anspruch genommen haben, denn erst am 14. Febr. 1719 unterzeichnet M. einen Contract, wonach er auf Kosten und im Interesse der medicinischen Canzellei sieben Jahre lang das russische Reich, vorzüglich Sibirien bereisen sollte. Die medicinische Canzellei, an deren Spitze damals Dr. Blumentrost als Archiater stand, repräsentirte damals die oberste Medicinalbehörde des Reiches. Nach der Instruction, welche M. erhielt, sollte seine Aufmerksamkeit sich auf Folgendes richten: 1. Erdbeschreibung, 2. Naturhistorie und deren Theile, 3. Medicin, Materia medica, epidemische Krankheiten rc., 4. Beschreibung der sibirischen Nationen und ihrer Sprachen, 5. Denkmäler und andere Alterthümer, 6. Was sich sonst Merkwürdiges finden würde. Alles was er sammelte, sollte er nach Petersburg schicken. M. übernahm alles das ohne Gehülfen, allein, für eine jährliche Besoldung von 500 Rub. Silber unter Versprechung eines kaiserlichen Gnadengeschenks nach seiner Rückkehr. Erst im Sommer 1720 trat er seine Reise an und am 27. März 1727 traf er nach fast siebenjähriger Abwesenheit wieder in St. Petersburg ein. Wir versuchen es in möglichst gedrängter Kürze an der Hand des in den N. Nordischen Beiträgen gedruckten, von Georgi angefertigten Auszuges aus Messerschmidt's eigenen Aufzeichnungen — eine Uebersicht der weiten und ausgedehnten Reise Messerschmidt's zu geben. M. reiste im Sommer 1720 nach Moskau und dann nach Tobolsk, woselbst er den Winter zubrachte und sich mit dem gefangenen schwedischen Kapitän Phil. Joh. Tabbert (welcher später unter dem Namen Strahlenberg geadelt wurde) innig befreundete. Tabbert schloß sich dem Reisenden an und am 1. März 1721 fuhren beide von Tobolsk den Irtysch hinauf bis Tara und von da durch die Barabasteppe nach Tomsk. Im Juli ging M. allein den Tom hinauf bis Kusnetzk und über das Gebirge nach Abakansk am Jenissei. Im Beginn des folgenden Jahres 1722 reisten beide zu Schlitten den Jenissei hinab bis nach Krasnojarsk; hier trennte sich im Mai Tabbert, welcher heimkehrte, um ausge-

wechselt zu werden, und M. setzte allein seine Reise fort und zwar zu Wasser auf dem Kemtschuk und Tschulym und dessen Zuflüssen. Nachdem M. in Krasnojarsk überwintert hatte, zog er im Mai 1723 den Jenissei hinab nach Jenisseisk und weiter nach Mangasea, von hier schiffte er in die Mündung der unteren Tunguska hinein und fuhr stromaufwärts so lange der Fluß befahrbar ist, also bis in die Nähe der Lena. Ueber Land wanderte er dann nach Kirensky Ostrog an der Lena, und von hier anfangs zu Wasser auf der Lena, dann später zu Schlitten nach Irkutsk, woselbst er im December anlangte. Am 29. Febr. 1724 verließ er Irkutsk, bereiste Transbaikalien (Daurien), besonders die mongolische Steppe, besuchte den See Dalai=nor und kehrte am 25. April 1725 nach Irkutsk zurück. Im Juni 1725 fuhr M. die Angara (Obere Tunguska) und den Jenissei hinab nach Jenisseisk, ging von hier über das Zwischenland (Wolok, eine Strecke Landes zwischen zwei schiffbaren Flüssen) nach dem oberen Ket und diesen hinab in den Ob und diesen gleichfalls hinab bis nach Surgut und in die Mündung des Irtysch, woselbst er in Samarow=Jam überwinterte. Im Februar 1726 fuhr er den Irtysch hinab nach Tobolsk, von hier über Tjumen und Tjurinsk nach Werchoturje, über das Uralgebirge nach Solikamsk, im December nach Chlynow (dem heutigen Wjätka), im Januar 1727 über Kusmodemjask, Nishny=Nowgorod, Moskau nach Petersburg, woselbst er am 27. März 1727 eintraf. In Petersburg empfing man den Reisenden nicht so, wie er es erwartet hatte. Es waren bei der medicinischen Canzellei Klagen über ihn eingelaufen, seine Sachen wurden mit Arrest belegt und eine Untersuchung eingeleitet, bei welcher freilich seine Unschuld an den Tag kam. Aber er wurde gering belohnt, indem er nur 200 Rub. S. erhielt. Ob M. keine Stellung in Petersburg haben oder ob man ihm keine geben wollte, ist nicht zu ermitteln, jedenfalls blieb M. noch zwei Jahre in Petersburg. 1729 verheirathete er sich mit Brigitte Helene Böchler (Boecler), einer Tochter des Obristen B., eine „rasche wilde“ Frau, welche er in Solikamsk im Traume gesehen haben wollte, und verließ Petersburg, um nach seiner Vaterstadt Danzig zurückzukehren. Auf dem Wege dahin aber erlitt er am 29. Octbr. 1729 nahe bei Pillau Schiffbruch und verlor dabei leider alle seine Habe sowie seine zu litterärischen Zwecken aufgezeichneten Notizen. Seine Vaterstadt Danzig fand er so verändert und wie es ihm schien so verdorben, daß er sich wieder nach Petersburg zurückwandte. Im September 1730 in Petersburg in traurigem Zustande angekommen, lebte er hier fast ohne allen Umgang in Armuth und Hülflosigkeit, wesentlich durch Unterstützung des bekannten Erzbischofs von Nowgorod Theophanes. — M. starb am 25. März 1735 und war schon eine ziemliche Zeit begraben, als seine Freunde und Bekannten von seinem Tode etwas vernahmen. Seine Wittwe heirathete später den Reisenden und Naturforscher Steller, verließ ihn aber bald nach der Hochzeit; eine Tochter Messerschmidt's soll 1776 (nach Bacmeister) in Petersburg gelebt haben. M. hat außer seiner Dissertation nichts drucken lassen; wir sind daher in der Beurtheilung seiner Leistungen und Verdienste ganz auf das Urtheil seiner Zeitgenossen und derjenigen Personen angewiesen, welche Messerschmidt's Sammlungen und mannigfache schriftliche Aufzeichnungen benutzten. Nach Brandt (s. u.) befinden sich in der Bibliothek der Akademie zu St. Petersburg folgende Manuscripte Messerschmidt's: Drei Foliobände. Der eine enthält 1) „Ephemerides Baroscopicae oder tägliche Verzeichnisse der Witterung auf der nördlichen Breite von 58° seit dem 1. Febr. 1720 observirt“; 2) „Specimen historiae naturalis“; Katalog der bisher in Rußland und Sibirien beobachteten Kräuter; 3) „Specimen geographicum. Landkarten ꝛc.“; 4) „Avium in Sibiriae regno observatarum enumerationes“. Der zweite Folioband umfaßt die Correspondenz Messerschmidt's mit der medicinischen

Canzellei und ein Bruchstück des Katalogs einer Sammlung. Der dritte Folioband, der stärkste, führt den Titel: „Sibiria perlustrata seu Pinax triplicis naturae regni simplicium octo annorum per Sibiriam, Kirgisiam, Tungusiam, Samojediam, Boraethiam, Davuriam etc. itineribus observatorum cum Isidis Sibiricae Xenio seu rerum naturalium 1800 fere e Sibiriae gremio depromptarum exhibitarumque Sylloge iconismis aliquot instructa, cui ignorata hactenus antiquitatis monumenta et subterranea e vetustis Kirgisiae potissimum sepulcharibus eruta tumulis subjiciuntur cum Hodegetico seu consignationibus itinerum Sibiricorum“. Dieser dritte Band besteht aus drei Theilen, einem Tomus geographico-physicus, die Reiserouten, Breitegrade der Oerter ꝛc. enthaltend; einem T. physico-medicinalis, naturgeschichtliche Notizen enthaltend und einem T. philologico-historico-monimentario- et antiquario-curiosus, mit vielen Abbildungen, die Alterthümer Sibiriens behandelnd. — Ferner zehn kleine Octavbände, davon geben neun ein Ornithologicon Sibiricum mit vortrefflichen Beschreibungen der Vögel; der zehnte Band giebt ein Ichthyologicon Sibiriae-Tattaro-Russiae. — Bald nach Messerschmidt's Tode übertrug der damalige Präsident dem Akademiker Amman (Botaniker) die Durchsicht, eventuell die Herausgabe der Messerschmidt'schen Handschriften. Amman machte den Anfang: alle auf die Pflanzen bezüglichen Notizen sind mit Benutzung der von M. gesammelten Exemplare verwerthet in Amman's Stirpium rariorum in Imperio Russico sponte provenientium icones et descriptio, Petrop. 1737; ferner gab Amman heraus: Descriptio cameli bactriani binis in dorso tuberibus e scriptis D. G. Messerschmidii collecta (Comment. Ac. Sc. Petrop. Tom. X. Petrop. 1747. p. 324—368). Allein Amman starb schon 1741 und obwohl Sorge getragen werden sollte, das nützliche Unternehmen Amman's fortzusetzen, so geschah von Seiten der Akademie nichts. Freilich sind M.'s Aufzeichnungen von vielen andern Forschern studirt und benutzt worden, so von Gmelin, Pallas, Georgi, Müller. Namentlich Gmelin (Reise durch Sibirien von 1734—1743, Göttingen 1751, I. Fol. Vorr.) spendet dem Reisenden ein außerordentliches Lob. — In den Neuen Nordischen Beiträgen (III. Band) ist eine kurze Uebersicht der Reise Messerschmidt's auf Grundlage seiner Tagebücher von Dr. J. G. Georgi enthalten; besonders berücksichtigt ist die Wasserreise von Mangasea die Nischnaja Tunguska hinauf (S. 105—121), die Reise in Transbaikalien und die Fahrt auf dem Ket.

M. ist ein außerordentlich fleißiger und gelehrter Forscher gewesen. Sein Biograph Georgi in den N. Nordischen Beiträgen schreibt von M.: Er besaß eine ausgebreitete Gelehrsamkeit auch in den orientalischen Sprachen und widmete den Wissenschaften den anhaltendsten und mühsamsten Fleiß; wenn er den Tag über reiste und sammelte, so journalirte er bis in die späte Nacht und oft bis zum folgenden Morgen, da er dann nur wenige Stunden schlummerte. Seine Tagebücher sind voller Beweise seiner aufrichtigen Frömmigkeit. Hypochondrie aber machte diesen sonst so aufgeweckten Mann oft ängstlich, einsiedlerisch, zu ernsthaft, mißtrauisch und gegen die Fehler seiner Untergebenen strenge. Wenn er auf der Reise in den Quartieren nicht zum Arbeiten kommen konnte, machte er lateinische und deutsche Sinngedichte, Gesänge und Sonette, die er theils mit seinem Namen, theils Vulcanius Apollinarius unterschrieb, oder er schrieb ganze Meditationen, besonders theologische in sein Tagebuch; die vom 10. Juli 1726 ist über die Apocalypse. Sein Tagebuch ist davon nicht nur sehr bunt, sondern besonders sein Stil sehr abwechselnd und oft ziemlich komisch. Bacmeister (l. c.) betont die Kenntnisse Messerschmidt's, lobt seinen vortrefflichen Charakter, weist auf seine etwas finstere und ungesellige Gemüthsstimmung; M. habe es stets für eine Erniedrigung seiner Person angesehen, für geleistete Dienste um eine Belohnung bitten zu müssen. Die Bedeutung Messerschmidt's liegt darin, daß er

der erste gelehrte und naturwissenschaftlich gebildete Reisende war, welcher in Sibirien sammelte; seinem Fleiß und seinen Sammlungen verdankt die wissenschaftliche Welt die erste genaue Kenntniß über Sibirien in naturhistorischer wie geographischer Beziehung. Eine Abtheilung der Pflanzenfamilie Sebastiana ist von Linné dem Reisenden zu Ehren Messerschmidia genannt worden. —

J. G. Gmelin, Reise durch Sibirien von 1733—1743, Göttingen 1751. Erster Theil. Vorrede. J. Bacmeister, Essai sur la bibliothèque de St. Pétersbourg 1786, p. 160 u. 161 (Biogr.). Neue Nordische Beiträge, III. Bd. Petersburg u. Leipzig 1782. S. 97—158: Nachricht von Dr. Daniel Messerschmidt's siebenjähriger Reise in Sibirien. J. G. Georgi's geogr.-physik. Beschreibung des Russ. Reichs. I. Th., Königsb. 1797. S. 50—51 (Biogr. u. Reiseber.). Richter's Geschichte der Medicin in Rußland, III. Th. Moskau 1817, S. 148—157 (Biogr.). Recueil des Actes de la séance publique de l'Académie imp. des Sciences de St. Pétersbourg le 29. Dec. 1831. Anhang 101—104 von Brandt. K. E. Baer, Peter d. Großen Verdienste um die Erweiterung der geogr. Kenntnisse, Petersburg 1872. S. 12 (Brandt und Baer geben Verzeichnisse der von Messerschmidt hinterlassenen, in der akad. Bibliothek zu Petersburg befindlichen Handschriften).

Ludwig Stieda.

Messerschmidt: Franz Xaver M., Bildhauer, geb. den 20. Aug. 1732 zu Wiesensteig bei Dillingen in Schwaben, wuchs in größter Armuth heran, zeigte aber schon als Hirtenjunge seltene Naturauffassung im Schnitzeln und Zeichnen. Nach des Vaters Tode wurde der Knabe bei dem Bruder seiner Mutter, dem Hofbildhauer Joh. B. Straub in München untergebracht, wo er in der Holzplastik große Fortschritte machte. Hier weilte er bis in sein 18. Jahr, worauf er sich zu einem zweiten Oheim, Philipp Jacob Straub nach Graz begab, der daselbst landständischer Bildhauer war. Nach zweijährigem Aufenthalt ging er jedoch nach Wien, um dort Schüler der kaiserlichen Akademie zu werden. Seine wichtigsten Lehrer und Vorbilder waren hier Prof. Jacob Schletterer und der Bruder des berühmten Rafael Donner, Matthäus, vorzugsweise aber nahm sich seiner der Director der Anstalt, der einflußreiche Hofmaler, Martin van Meytens an, der ihm 1757 auch eine Beschäftigung im k. k. Zeughause verschaffte. Seine außerordentlichen Fortschritte machten auch Maria Theresia zu seiner Gönnerin; schon circa 1760 fertigte er ihre 7 Fuß hohe Statue von Bleiguß, die Herrscherin im ungarischen Krönungskeide vorstellend, welche zuerst in dem Locale der Bildergallerie, der sog. Stallburg, aufgestellt war, heute aber im Schlosse zu Laxenburg. Nun trat er, 1765, mit kaiserlicher Unterstützung eine Reise nach Italien an, wo er in Rom durch seine naturalistische Auffassung und einfache Technik großes Aufsehen erregte und von Papst Clemens XIII., für den er ein Crucifix von Buonarotti copirte, eine römische Bronzebüste zum Geschenk erhielt. Einen ehrenvollen Ruf an die Pariser Akademie ausschlagend, kehrte er über London nach Paris zurück, wo ihm 1769 durch Meytens die Anwartschaft auf eine akademische Professur zu Theil wurde, vorläufig erhielt er die Stelle eine Substitutsprofessors. Dieses Provisorium sollte aber die Ursache seines Unglückes fürs ganze Leben werden, denn er erreichte die Stelle als Professor niemals. Sein gerader Sinn, seine durch die dürftigen Verhältnisse im Elternhause vernachlässigten Umgangsformen, derben Manieren und vor Allem eine geradezu gefährliche Wahrheitsliebe, machten ihm das Professorencollegium zu unversöhnlichen Feinden und es begann nun ein wahrer Krieg gegen den schutzlosen Mann. Eine theils angeborene, theils durch die Verbindung mit seinem Freunde, dem bekannten Entdecker der magnetischen Kuren, Dr. Mesmer, ge-

nährte Absonderlichkeit seines Geistes, welche freilich stets zunahm und am Ende seines Lebens, besonders in Folge der erlittenen Kränkungen, in zeitweiligen Irrsinn ausartete, war den Gegnern ein willkommener Anhalt, um ihn als unfähig darzustellen und seine Pensionirung zu bewirken. Wie die erhaltenen Protocolle zeigen, gelang es, den Protector der Akademie, Fürst Kaunitz, wie die Kaiserin selbst, zu überreden, und 1774 wurde M. mit einer geringen Pension entlassen. Innerhalb dieser fünf Jahre hatte er folgende Werke geschaffen: die metallene Büste des kaiserlichen Leibarztes G. van Swieten für die medicinische Facultät, 1769 (gest. von Haid); „Maria und Johannes", Marmorfiguren, für den Stephansdom; die große Bleigruppe der Immaculata an der Façade und einen monumentalen Brunnen (die „Wittwe von Sarepta") im Hofe des Savoyischen Damenstiftes, bei welchen beiden Werken der Bildhauer Martin Fischer sein Gehilfe war; den Altar des Kaunitz'schen (jetzt kaiserlichen) Schlosses Austerlitz in Mähren; das Grabmal des Reichshofrathes von Senckenberg für Frankfurt a. M. und mehrere verschollene Arbeiten. Auch entstand um jene Zeit eine herrliche Bleibüste des jungen Kaiser Joseph II. (in den kaiserl. Kunstsammlungen) und als Pendant zu der Statue der Kaiserin jene ihres Gemahls im Krönungsmantel (ebenfalls in Laxenburg). Die Beziehungen zu Dr. Mesmer versenkten den Künstler in dessen mystische Theorien und zogen ihn selbst in die Wirrsale des Spiritismus, welche seinen Geist allmälig immer düsterer umfangen sollten. Für die Kunst erwuchs ihm daraus die wunderliche Idee, in einer Reihe von Büsten (er hatte 100 projectirt) im Sinne des Mesmerismus die Abspiegelungen und Wirkungen der verschiedenartigsten psychischen sowie somatischen Zustände zur Darstellung zu bringen. Die Durchführung dieses Planes wurde nunmehr seine Lebensaufgabe, neben welcher er, der Welt immer fremder gegenüberstehend, alles Uebrige zur Seite schob. Er zog sich zunächst nach München, dann in seine Heimath zurück, wo er wie ein Einsiedler lebte. Eine Einladung an den bairischen Hof blieb gleichfalls erfolglos. Endlich entschloß er sich 1777 nach Preßburg zu gehen, wo sein Bruder Johann Adam als mittelmäßiger Bildhauer thätig war. Er kaufte sich außerhalb der Stadt am Donaustrand, in öder Lage bei einem Kirchhofe ein Häuschen, in dem er nun seinen „Charakterköpfen" oblag, auch äußerlich das Bild eines Menschenfeindes und Sonderlings darbietend. Der gesteigerte Wahn seines Geistes ließ ihn dem Volke als Hexenmeister erscheinen, er selbst hatte verrückte Einbildungen, in denen er mit Dämonen kämpfte, die ihn bei der Arbeit störten 2c. Seinen Lebensunterhalt fristete er durch Anfertigung von Gelegenheitsarbeiten, so entstanden damals zwei fast bizarre Marmorbüsten eines gräflichen Paares Batthyanyi, die sehr schöne Bleibüste eines Kapuziners, jene des Ofener Universitätsbibliothekars Dr. Kovacich 2c. Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen bot ihm vergebens eine bedeutende Summe für die bereits vollendeten Charakterköpfe, — er wollte das Hundert voll anfertigen. Noch heute ist Messerschmidt's Andenken in Preßburg lebendig, wo er für eine Art Dr. Faust angesehen und als solcher gefürchtet war. Zahlreiche Anekdoten schildern seine seltsamen Thaten, seine bizarren Einfälle, seine göttliche Grobheit und seine Genialität. Nach seinem, den 19. August 1783 erfolgten Tode waren ein halbes Hundert der berühmten Köpfe vorhanden, welche nun bis in die neueste Zeit eine wahre Odysseusfahrt durch Oesterreich durchzumachen hatten und unter den seltsamsten Verhältnissen von Zeit zu Zeit als veräußerliche Objecte auf Licitationen, in Ausstellungen und Schaubuden im Wiener Prater selbst auftauchten. Heute besitzt ein Kunstliebhaber in Wien, Herr Klinkosch, deren 47, zwei weitere Graf Edm. Zichy daselbst. Sie stellen u. A. vor: des Künstlers Kopf, lächelnd und ernsthaft; einen verlebten Wüstling, den Gähnenden, Einfältigen, Abgezehrten, Melancholiker,

Augenkranken, Nießenden, Hypochonder, Verdrießlichen, Weinenden, vom Ertrinken Geretteten, den Trotzigen, Verläumder, Heuchler, Gelehrten, Feldherrn, Zigeuner, den Verwundeten, das hohe Alter, den Schalksnarren, den Erzbösewicht ꝛc. Alle sind sie Meisterwerke der Charakteristik, der realistischen Wahrheit und Anatomie, nur an einigen macht sich der Anhauch des getrübten Geistes bemerkbar, so in den zwei, von M. selbst sogenannten „Schnabelköpfen“, wahrhaft entsetzlichen Monstrositäten, welche er unter diabolischen Qualen hervorgebracht haben wollte. In M. sehen wir eine äußerst genial veranlagte, große Künstlernatur, welche unter normalen Verhältnissen wohl berufen gewesen wäre, in der Kunst Oesterreichs die naturalistische Richtung, die schon Donner anbahnte, damals zum Siege zu führen, wodurch vielleicht der hereinbrechenden Leerheit des classisch-akademischen Stiles ein Damm entgegengesetzt worden wäre.

Vgl. Franz X. Messerschmidt's Leben und Werke von Dr. Albert Ilg, mit urkundlichen Beiträgen von Johann Batka, Leipzig, G. Freitag, 1885. 8°.

A. Ilg.

Messerschmid: Georg Friedrich M., humoristischer Schriftsteller im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts, ein Straßburger, dessen Lebenslauf uns ganz unbekannt ist. War er ein Nachkomme des Görg Messerschmidt, der die Bearbeitung „Vom Edlen Ritter Brissoneto“ 1559 mit einer an Wickram erinnernden pädagogischen Widmung (Straßburg 6. März) herausgab?

Von ihm erschien unter dem Pseudonym Griphangno Fabro-MirandA als Nachläufer der altbeliebten ironischen Laudes die aufs ödeste aufgeschwellte dissertatio ludicra „Von deß Esels Adel. Vnd der Saw Triumph“ (der lange Titel bei Goedeke S. 432), nicht entfernt mit W. Spangenberg's partienweise köstlichem „Ganskönig“ zu vergleichen. Im ersten Theile folgt auf trockene zoologische Capitel die buntscheckige und burlesk geschwätzige Aufzählung der inneren und äußeren Vorzüge des Esels und ein Katalog aller möglichen Städte, Schlösser, Inseln, Bücher, Schwüre, Namen, Sprichwörter ꝛc., bei deren Etymologie und sonstiger Erklärung man das Wort „Esel“ heranziehen kann. Der zweite Theil wird nach dem Ruf „Macht Platz vnd laßt herein tretten Excellentz Triumph, vnnd Herrligkeit des Schweins“ wie der erste durch einen „Vortrab“ eingeleitet; darin eine spaßige Anrufung der Musen. Auch hier krause Etymologien. Aller Nutzen des Schweins wird gepriesen; die „sawbürsten“ geben Anlaß zu einem compilirten Verzeichniß hervorragender Maler: in der italienischen Gruppe erscheint Dürer als Alberto Duro, in der deutschen „Geörg Wickgram“ (vgl. Scherer, Ztschr. für deutsche Culturgeschichte, N. F. 1873, S. 303 f.). Die medicinische Wirkung einzelner Theile wird besprochen. Das Schwein gilt als Musikus, Poet, Maler, Kräntler, Baumeister, Juwelier ꝛc., als Sänger und Kenner des Französischen (oui, oui, „vnnd diß seye per jocum in sicherheit von einer so ehrlichen vnnd hochgeehrten Nation gesagt“). Die Alten schon haben das Schwein verehrt. Historien sind eingelegt. Ein Lied auf den Schweinebraten S. 154 (aus Margulus) hat Uhland'schen Humor. Aber Messerschmid's Buch ist unsäglich mühsam, salz- und geschmacklos. S. 165 ff. der Triumph der Sau im großen Festzug. M. zeigt sich in Häufungen und Wortspielen als Copisten der Manier Fischarts. Das Buch wird 1625 in der Vorrede des pseudonymen „Eselkönig“ (vgl. auch Meusebach an Grimm S. 184 und „Fischartstudien“ S. 132) — doch wohl von Spangenberg — angegriffen.

M. war seit 1615 als Uebersetzer aus dem Italienischen des Spelta und Garzoni, dem Spanischen des Torquemada thätig (vgl. Gervinus 5. A. 3, 82). Seine nicht ohne schnörkelhafte Virtuosität angefertigte Uebertragung der geistreichen und lustigen Sapiens stultitia Spelta's hat viel Material für die Inter-

polationen in den unächten Moscheroschausgaben geboten. — Eine ‚Strafpredigt‘ 1615 gegen Frauenmode s. Rhein. Beitr. zur Gelehrsamkeit 1781, 2, 146 ff.

Erich Schmidt.

Meßmer: Alois M., katholischer Theolog und Dichter, wurde am 11. November 1822 zu Nassereuth in Nord-Tirol unweit der bairischen Grenze geboren. Den ersten Unterricht erhielt er in der Volksschule seiner Heimath, studirte das Gymnasium und die Philosophie zu Innsbruck (1835—43), die Theologie zu Brixen (1843—47), wirkte nach Empfang der höheren Weihen (Juli 1847) durch ein Jahr in der Seelsorge als Cooperator in Heiterwang (September 1847 bis September 1848) und von da an als Professor des Bibelstudiums Neuen Bundes an der theologischen Lehranstalt zu Brixen, bis er am Ende des Schuljahres 1856 einen längeren Urlaub nehmen mußte, um sich von einer schon länger andauernden Brustkrankheit auf einer Reise nach Italien zu erholen. Allein statt der gehofften Genesung fand er am 23. August 1857 zu Albano den Tod. Es war ein kurzes, aber reiches Leben, welches M. beschieden war. Außer seinen Fachstudien hatte er bereits in den unteren Classen des Gymnasiums begonnen, die deutschen Classiker zu lesen und selbst poetische Versuche zu machen. Allmählich dehnte sich sein Studium über immer weitere Kreise der Litteratur und Kunst aus und mit der Kenntniß der besten Muster vervollkommnete sich auch seine eigene Darstellung, namentlich seine Dichtung. Bei Lebzeiten hat er außer zahlreichen Aufsätzen und Gedichten in verschiedenen Tiroler Blättern (zum Theile auch in der Augsburger „Postzeitung“ und im Wiener „Volksfreund“) nur eine zweibändige „Geschichte der biblischen Offenbarung“ (Freiburg 1857) und zwei Bände „Reiseblätter, gesammelt zwischen Venedig und Amsterdam“ (Innsbruck 1855) veröffentlicht. Aus seinem Nachlasse wurden von Dr. Mitterrutzner herausgegeben: „Reiseblätter“, drittes Bändchen (1858) mit doppelten Anhange: Anton Plattner's (eines zeitweilig irrsinnigen Geistlichen), Lebensbild, mit einigen Gedichten Plattner's, und Meßmer's Gedichte, von denen jedoch die meisten auch im Lebensbilde Meßmer's von Vonbank nebst vielen anderen, hier übergangenen, abgedruckt wurden. Ein viertes Bändchen „Reiseblätter“ blieb ungedruckt, weil sich das Manuscript als zu lückenhaft erwies. Ferner: „Predigten,“ 2 Bände, Innsbruck 1859; „Introductio in libros N. T.,“ Innsbruck 1858; „Erklärung des Johannes-Evangeliums,“ ebd. 1860; „Des 1. Corinther-Briefes,“ ebd. 1862; „Des Briefes an die Galater,“ Brixen 1862; „Des Colosser-Briefes,“ ebd. 1863; „Des Jacobus-Briefes,“ ebd. 1863; „Religion und Kunst,“ Innsbruck 1862, Fragment eines unvollendeten didactisch-epischen Gedichtes. Von seinen vielen Aufsätzen in den „Kathol. Blättern aus Tirol“ sei nur die auch separat erschienene „Erinnerung an Alois Grissemann“, einen Collegen Meßmer's im Lehrfache (Innsbruck 1850) erwähnt. Auch in den „Mittheilungen der k. k. Central-Commission zur Erhaltung der Baudenkmale“ 1858 erschienen einige Artikel von M., wie über den Dom von Trient, über einige lombardische Kirchen u. A. Viele Auszüge aus dem in der 6. Gymnasialclasse begonnenen und bis zu seinem Sterbemonate fortgeführten Tagebuche Meßmer's, interessante Schilderungen, Reiseskizzen, zahlreiche Gedichte nebst der Geschichte ihrer Entstehung bietet das Werk: „Alois Meßmer, ein Lebensbild gezeichnet nach dessen Tagebuch, Briefen 2c. von J. G. Vonbank, herausgegeben von Dr. J. C. Mitterrutzner“, Brixen 1860, 2 Bde.

Vergl. auch Wurzbach, Biogr. Lex. XVII, 450 ff.

Stanonik.

Meßmer: Jakob Friedrich M., Fabrikant zu Grafenstaden bei Straßburg, geb. zu Karlsruhe am 3. August 1809, † zu Grafenstaden am 17. Oct. 1881. Am Lyceum und an der polytechnischen Schule seiner Vaterstadt aus-

gebildet, war M. zu Anfang der 1830er Jahre praktisch als Mechaniker thätig und lehrte gleichzeitig Mechanik an der polytechnischen Schule, wo u. A. Emil Keßler sein Schüler war, der sich später als Director der Karlsruher und als Begründer der Eßlinger Maschinenfabrik einen berühmten Namen machte. Nachdem M. auf Reisen in England und Frankreich, die er im Auftrage der Regierung unternahm, die bedeutendsten technischen Etablissements kennen gelernt hatte, eröffnete er in Karlsruhe Werkstätten zur Anfertigung mathematischer und physicalischer Apparate. Die namhaften Professoren Holtzmann, Keller und Schreiber an der polytechnischen Schule waren unausgesetzt mit ihm in Verbindung. In seinem Hause reichten Theorie und Praxis sich die Hand zu fruchtbringendem Zusammenwirken. Hier wurden für die ersten großen Fabriken (Spinnerei, Zuckerfabrik) in Baden die Maschinen construirt, hier wurde 1838 die dreifüßige Kreistheilmaschine beendet, welche im gleichen Jahre mit der großen Kunstmedaille prämiirt ward. Damals hatte M. seine Karlsruher Fabrik schon an seine Mitarbeiter Keßler und Martensen abgetreten, war in das berühmte Geschäft Rolle und Schwilgué in Straßburg eingetreten und Schwilgué's Tochtermann geworden. Als dies Geschäft 1838 an eine Gesellschaft verkauft wurde, ernannte dieselbe M. zum technischen Director. Zur Erweiterung des Geschäftes wurde nun ein altes Fabrikanwesen zu Grafenstaden mit bedeutender Wasserkraft angekauft. Neben der Fabrik, die ganz neu gebaut wurde, begründete M. eine Bildungsanstalt für junge Techniker, aus welcher im Laufe der Zeit über 500 tüchtige Ingenieure hervorgegangen sind. In den Besitz des Barons Renouard de Bussières übergegangen, überstand die Fabrik glücklich, wenn auch nicht ohne große Opfer, die Krisis, welche in Folge der politischen Vorgänge in den Jahren 1848 und 1849 eintrat. Bald war die Anstalt nach allen Richtungen hin musterhaft organisirt. Unterstützungsverein, Pensionskasse, Casino mit Billards, Lesezimmer und Bibliothek wurden für die Arbeiter gegründet. Die ganze Gemeinde Illkirch-Grafenstaden wurde durch den Einfluß der Fabrik mächtig gehoben. In Allem aber gab die bedeutende und anregende Persönlichkeit Meßmer's die ersten Impulse und im weiteren Verlauf die wichtigsten Directiven. Zuerst die französische Nordbahn, bald alle übrigen französischen Bahnen, außerdem Bahnen anderer Länder, auch Deutschlands, insbesondere Badens bezogen aus der unter Meßmer's Leitung stehenden Fabrik ihre Locomotiven. Eine große Menge anderer Maschinen ging aus derselben hervor, die seit 1855 auf allen großen Ausstellungen preisgekrönt wurde. Ende des Jahres 1867 trat M. nach 30jährigem Wirken in Grafenstaden die Direction der Fabrik seinem Schwager und Schüler Brauer ab und lebte fortan in ehrenvoller Muße, allen technischen Fortschritten das wärmste Interesse bewahrend in dem Orte, der seine zweite Heimath geworden war, bis ihn 72jährig ein sanfter Tod abrief. Seine Lebhaftigkeit und Originalität verließ ihn bis zu seinen letzten Lebenstagen nicht.

Bad. Biographien II, 74 ff. v. Weech.

Meßmer: Joseph Anton M., Professor der christlichen Archäologie an der Universität zu München, wurde am 17. October 1829 zu Röhrenbach bei Wolfstein in Niederbaiern, wo sein Vater als königl. Geometer damals vorübergehend verweilte, geboren. Mit seinen zwei Brüdern, von welchen einer schon während der Studienzeit starb, in München den Gymnasialweg durchlaufend, bezog er mit dem ihm eng befreundeten Johannes Huber die Universität in der bewegten Zeit von 1848/49, welche auch die akademischen Kreise nicht unberührt gelassen hatte. M., der die überzeugungsfeste rückhaltlose Biederkeit des Charakters von seinem Vater geerbt, mußte Stellung nehmen, doch bewahrte ihn neben seiner loyalen Gesinnung auch der Umstand vor allzu störender Verwick-

lung in das Parteitreiben seiner Zeit, daß er nach Vollendung seiner philosophischen Studien sich der Theologie zuwandte. Alle, welche sein unbefangenes Denken und seine gesinnungstüchtige freimüthige Art wie seine geistreiche Redefertigkeit kannten, freuten sich dieses aus einem inneren Drange hervorgegangenen Entschlusses und hofften namentlich von der Verbindung der Theologie mit philosophischen Studien, für welche M. ganz besonders angelegt war, hervorragende Erfolge. Allein das Studium der Kirchengeschichte führte ihn auf das christlich archäologische Gebiet, zu dessen ersten strenger wissenschaftlichen Kämpen er gehören sollte. Noch ehe er Priester wurde (1855) hatte er seine archäologische Befähigung durch die Promotionsabhandlung „Ueber den Ursprung, die Entwicklung und Bedeutung der Basilica in der christlichen Baukunst", Leipzig 1854, documentirt, und nach kurzer seelsorgerischer Thätigkeit wurde er 1858 als Docent in die philosophische Facultät der Münchener Universität aufgenommen. Die Habilitationsschrift „Die Wandelungen der Säule" war übrigens von geringerer Bedeutung als eine zweite Abhandlung, „Ueber den Ursprung der christlichen Basilica" (Quast's Zeitschrift für christl. Archäologie und Kunst, II. Bd. 1858), mit welcher M. eine mustergiltige und bahnbrechende Forschung der Oeffentlichkeit übergab. Er hatte darin den Nachweis geliefert, daß die christliche Basilica nicht in dem Vorbild des forensen Gerichtsgebäudes dieses Namens, sondern in der Privatbasilica wurzele, nämlich in jenem Saalbau, der von Vitruv als Empfangs- und Privatgerichtsraum der hervorragenderen römischen Domus genannt wird. Es gelang ihm nämlich zur Genüge zu belegen, daß die Versammlungen der Gemeinde in der Verfolgungszeit in den Häusern der vornehmeren Mitglieder stattfanden, und daß bei größerer Mitgliederzahl die Triclinien, deren Benutzung zur Abendmahlfeier allerdings am nächsten lag, räumlich nicht mehr ausreichten. Die größten Saalräume der Domus aber waren jene Repräsentationsräume, die Basiliken, und man mußte an sie als die hervorragendsten Versammlungssäle der Christen denken, wenn auch nicht Name und Gestalt derselben im ältesten christlichen Kirchenbau beibehalten worden wären. Die Richtigkeit der Meßmer'schen Theorie ist auch mit der neuesten Untersuchung Dehio's über diesen Gegenstand (Abhandlungen der Münchener Akademie 1883) durch eine unseres Ermessens unhaltbare Aufstellung keineswegs erschüttert worden, wenn auch Meßmer's glücklicher Wurf eine Zeit lang im Auslande mehr Anklang fand, als bei den deutschen Fachgenossen, wie z. B. ein Caumont die Arbeit übersetzte, und ihrem Urheber die Auszeichnung der Mitgliedschaft an der Société française d'archéologie verschaffte. M. besorgte dann den Text zu dem Tafelwerk „Das heil. Land und die heil. Stätten", München 1860, und zu der Sammlung alter ober- und niederdeutscher Gemälde aus der ehemaligen Boisserée-Gallerie zu München, München 1862. Auch der Gründer des Münchener Nationalmuseums, Freiherr v. Aretin, hatte den emsigen Forscher in den Depots kennen gelernt und ihm 1865 durch die Stelle eines Conservators eine vielversprechende Wirksamkeit eröffnet, zu welcher er die Befähigung schon in der 1862 publicirten Abhandlung, „Die älteste bildliche Darstellung der heil. Grabescapelle auf einem Elfenbeinrelief im königl. Nationalmuseum" (Mittheilungen der österreichischen Centralcommission VII, S. 85) bewiesen hatte. Dieser folgten die „Untersuchungen über die Crypta und den Altar der christlichen Kirche" (Mittheilungen IX, S. 219), die Abhandlung „Ueber Darstellungen der Passion Jesu Christi insbesondere auf einem noch unbekannten Bilde von Cranach" (Mittheilungen XIV) u. a. m., die zum Theil in den Mittheilungen, zum Theil in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung erschienen. 1866 auch zum Professor extraordinarius an der Münchener Univer-

sität ernannt, wirkte M., obwol er keinen Werth auf rhetorischen Kathederglanz legte, wahrhaft schulbildend dadurch, daß er auch außer dem Colleg seinen Schülern die eingehendste Nachhilfe widmete, die Litteratur vermittelte und durch rückhaltlose Mittheilung seiner Materialien unschätzbare Förderung angedeihen ließ. Leider wurde diese Wirksamkeit und überhaupt seine akademische Thätigkeit etwas beeinträchtigt, als sich M. anläßlich der Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit dem Döllinger'schen Protest und dann der altkatholischen Gemeinde anschloß. Dazu hatte eine Rippenfellentzündung seine Gesundheit erschüttert, und nach mehreren Anfällen von Bluthusten warf ihn ein tuberkulöses Lungenleiden im Herbst 1878 auf das Siechbett. Er starb am 23. December 1879. v. Reber.

Mestemaker: Gert M., ein Hamburger Schiffer, entdeckte 1572 das seit Bischof Adalbert's Zeiten verschollene Grönland aufs Neue. Er wurde absichtlich, es ist nicht gesagt von wem, zur Aufsuchung des Landes mit einem „Kraffel" (caravelle) ausgesandt, fand auch das Land, aber keine Leute („konde bi neen volk kamen"), und kam daher ohne Vortheil („sunder baten") zurück. Möglich wäre, daß er nach Spitzbergen kam, das auch später öfter Grönland genannt wurde. — Lappenberg, Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache, S. 187. — Ein Andreas Meßmacher (= Mestemaker) kommt 1539 als Obrist plündernder Landsknechte im Lande Hadeln vor.

Chronik des L. Hadeln (Otterndorf 1843), S. 142. Ueber Islandfahrer (in Hamburg die Societas S. Annae), s. Lappenberg S. 348. Kirchenpauer, Die alte Börse, S. 13 ff. und darnach Gengler, Deutsche Stadtrechtsalterth. S. 464 f. Krause.

Mestwin I., Herzog von Pommerellen, Sohn des nicht weiter bekannten Subislaw und jüngerer Bruder Sambor I. (s. d.), gelangte nach dem Tode des letzteren zur Herrschaft über Pommerellen: wie weit dieselbe eine selbständige oder nur polnische Statthalterschaft war, lassen die Quellen nicht erkennen. Doch scheint er von den polnischen Theilfürsten bereits als ihnen ebenbürtig und gleichberechtigt anerkannt zu sein, da eine der wenigen von ihm erhaltenen urkundlichen Nachrichten ihn als dominus Mystiuy dux Pomoranie im J. 1212 bei einer Zusammenkunft polnischer Bischöfe in Masowien anwesend zeigt. Er berief gemeinsam mit seiner Gemahlin Swinislawa, der Tochter des Fürsten Bogislaw von Schlawe, den Prämonstratenserorden in sein Land und verlieh den aus dem polnischen Kloster Strzelno kommenden Nonnen desselben am Flusse Stolpe und an der Radaune südwestlich von Danzig ein geräumiges Gebiet (1209). Im nächsten Jahre, 1210, mußte er, wenn wir den wenig späteren Nachrichten dänischer Annalen Glauben schenken dürfen, dem König Waldemar II. von Dänemark, der einen Eroberungszug gegen die heidnischen Preußen unternahm, als Lehnsmann huldigen, doch war die dänische Oberherrschaft über Pommerellen weder von Einfluß, noch von Dauer: 1212 ist M. bereits wieder in polnischen Angelegenheiten beschäftigt. Neben dem neugegründeten Prämonstratenserkloster Zuckau ließ es M. nach der Sitte seiner Zeit auch an Gunstbezeugungen für die Stiftung seines Bruders Sambor, das Cistercienserkloster Oliva, nicht fehlen: in diesem hat er auch nach seinem am 1. Mai 1220 erfolgten Tode seine Ruhestätte gefunden. Er hinterließ eine zahlreiche Familie, vier Söhne, Swantopolk, Wartislaw, Sambor und Ratibor und mehrere Töchter, von denen zwei, Hedwig und Miroslawa, sich mit benachbarten Fürsten, jene mit Wladislaw Odonicz von Groß-Polen, diese mit Bogislaw II. von Pommern vermählten, die übrigen sind als Nonnen in Zuckau gestorben. Auf dem Todbette übergab Mestwin seinem ältesten Sohne Swantopolk die Oberherrschaft über seine

Brüder, die nach slavischer Sitte mit Gebietstheilen bedacht wurden, und bestimmte ihn zum Vormund seiner beiden jüngsten Söhne, der zweite scheint ebenfalls bereits großjährig gewesen zu sein. Als besondere Merkwürdigkeit verdient bei der Dürftigkeit der urkundlichen und chronikalischen Nachrichten über M. noch hervorgehoben zu werden, daß sich von ihm ein silberner Siegelstempel, welcher bei Schwetz in Pommerellen in der Erde gefunden worden ist, erhalten hat.

Scriptores rerum Prussicarum ed. Hirsch, Toeppen, Strehlke T. I. III. V. — Pommerellisches Urkundenbuch, herausgegeben von Perlbach. — Pommersches Urkundenbuch, herausgegeben von Klempin, Th. I.

Perlbach.

Mestwin II., Herzog von Pommerellen, der älteste Sohn Herzog Swantopolks, geboren noch bevor sein Vater 1220 die Herrschaft seines Landes übernahm, da er bereits 1231 in einer päpstlichen Bulle als thätig für die Ausbreitung des christlichen Glaubens unter den benachbarten heidnischen Preußen erwähnt wird, wurde 1243 bei dem ersten Friedensschlusse zwischen Swantopolk und dem deutschen Orden in Preußen von seinem Vater dem Orden als Geisel gestellt, und, als der Herzog noch in demselben Jahre den Frieden brach, zuerst auf das feste Schloß Sartowitz bei Culm, dann nach Oesterreich in sicheren Gewahrsam gebracht. Erst im November 1248, als durch Vermittelung des Legaten Jacob von Lüttich Swantopolk definitiven Frieden schloß, erhielt er seinen Sohn wieder, der ebenfalls den Frieden beschwören mußte. Als dennoch Swantopolk 1253 noch einmal den Orden befehdete und nach kurzem Widerstande abermals sich zum Frieden gezwungen sah, beschwor M. ebenfalls den Sicherungsvertrag. Noch bei Lebzeiten seines Vaters wurde M. das Gebiet von Schwetz eingeräumt; als Herzog von Schwetz schloß er 1264 mit dem Herzog Barnim I. von Stettin, dem Sohne seiner Vatersschwester Miroslawa, einen Erbvertrag über das ihm nach dem Tode seines Vaters und seines jüngeren Bruders Wartislaw II. zufallende Erbe: die Urkunde, die von Mestwin's Capellan Arnold von Schwetz in Cammin mit dem herzoglichen Siegel versehen wurde, ist wol kaum zur Kenntniß Swantopolk's gelangt. Doch hinderte dieser Vertrag nicht, daß alsbald nach dem Tode des alten Herzogs († 11. Januar 1266), durch den der nördliche Theil Pommerellens mit Danzig an den jüngeren Sohn Wartislaw fiel, während M. die südliche Hälfte mit Schwetz (daneben bestanden noch die selbständigen Herrschaften von Swantopolk's Brüdern Sambor II. zu Dirschau und Ratibor zu Belgard an der Leba) erhielt, der pommersche Herzog Barnim im Sommer 1266 mit Heeresmacht in das Gebiet von Schlawe einfiel, um dasselbe, das vor einem Menschenalter Swantopolk an sich gebracht, wieder zu gewinnen, im August stehen seine Schaaren beim Kloster Bukow; die beiden Brüder scheinen ihnen wenig Widerstand geleistet zu haben, zumal sich alsbald auch an der Ostgrenze ihres Gebietes eine Fehde erhob. Uneingedenk der Worte, mit denen nach dem Chronisten des deutschen Ordens Swantopolk auf seinem Todbette die Söhne ermahnt hatte, Frieden mit dem Orden zu halten, begannen im Frühjahr 1267 M. und Wartislaw Feindseligkeiten gegen das Ordensland, welches durch den bereits sieben Jahre währenden Aufstand der Preußen sich in schwerer Bedrängniß befand. Aber der Landmeister von Preußen, Ludwig von Baldensheim, spielte den Krieg schon im Sommer 1267 auf Feindesgebiet hinüber, zwang Ende Juli erst Wartislaw zum Frieden, dem zu Beginn des nächsten Jahres durch Vermittelung des nach Preußen gelangten Böhmenkönigs Ottokar der gleiche Vertrag mit M. nachfolgte. Von jetzt an aber gingen die Wege der beiden Brüder auseinander, die gegen die Nachbarn unglücklichen Waffen

kehrten sich gegen einander. Die spärlich fließenden Quellen lassen nicht erkennen, wer von beiden den Streit anfing: M. nahm Danzig ein, Wartislaw bekam den Bruder in seine Gewalt und setzte ihn gefangen; nur gegen die Aufgabe von Danzig konnte M. seine Freiheit wieder erlangen, vertrieb aber darauf, mit Hilfe des Markgrafen von Brandenburg, die er sich durch einen Lehnsvertrag gesichert hatte, seinen Bruder Wartislaw, dem es nicht gelang, sein Erbe wiederzugewinnen: er starb 1271 an der Grenze Pommerellens in Wyßegrod, nachdem er vorher bei dem deutschen Orden in Elbing Beistand gesucht hatte. Für M. verwandelte sich die brandenburgische Hilfe jedoch alsbald in eine Plage, denn die Markgrafen hielten ihm Danzig, das eine brandenburgische Besatzung aufgenommen hatte, vor, und dachten nicht daran, von der deutschen Bürgerschaft unterstützt, diesen wichtigen Platz zu räumen. Da wandte sich (im Winter 1271/72) M. an seinen Vetter Herzog Boleslaw den Frommen von Großpolen (den Sohn seiner Vatersschwester Hedwig), mit dessen Beistand wurde das für uneinnehmbar geltende Danzig im Januar 1272 im Sturm eingenommen: die Brandenburger mußten in einem Thurm capituliren, die deutsche Bürgerschaft erhielt zwar Frieden, aber über die Führer der Bewegung gegen den Herzog erging ein strenges Gericht in Güterconfiscationen. Wenige Tage darauf wandte sich das polnisch-pommersche Heer gegen Dirschau, den Sitz Sambors II., der über die Weichsel ins Ordensland floh, das sich auf die Danziger Bedingungen den Siegern ergab. Bis auf das Land Schlawe, welches Mestwin's Neffe, Wizlaw von Rügen, wol im Einverständniß mit den Westpommern, an sich gebracht hatte, und Belgard an der Leba, wo sich noch der alte Ratibor, sein Oheim, behauptete, war nun ganz Pommerellen M. unterworfen. Gegen jenen rief der Herzog aufs Neue die Hilfe der eben vertriebenen Brandenburger an, von denen er die Länder Stolp und Schlawe zu Lehen nahm, wofür sie ihn und seine Söhne im Besitz derselben zu schützen versprachen: als aber im Laufe des Jahres 1273 der Zweck des Schutzvertrags erreicht und das streitige Gebiet mit dem übrigen Pommerellen vereinigt war, kümmerte sich M. um die den Brandenburgern gegenüber eingegangenen Verpflichtungen nicht weiter, im Sommer 1278 unterstützte er sogar seinen Vetter Boleslaw von Großpolen in einem Feldzug gegen die Markgrafen. Ueberhaupt befolgte M., nachdem es ihm gelungen war, ganz Pommerellen unter seinem Scepter zu vereinigen, eine entschieden antideutsche Politik: die Lübecker, die von seinem Vater und Bruder zahlreiche Handelsprivilegien erhalten, sich aber 1271 auf die Seite der Brandenburger gestellt hatten, haben bis zu seinem Tode keine Vergünstigung mehr erfahren. M. schloß sich seit 1274 vollständig den stamm- und blutsverwandten großpolnischen Herzögen an: 1281 zieht er mit Herzog Lesko von Krakau zur Befreiung des von Heinrich IV. gefangen gehaltenen Przemyslaw II. von Großpolen nach Schlesien. Da M., jetzt bereits ein Mann von einigen sechzig Jahren, seine Söhne verloren und nur eine an einen mecklenburgischen Fürsten Pribislaw von Parchim, von geringem Ansehen, vermählte Tochter Katharina hatte, so gab er dem Drängen seiner polnisch gesinnten Barone, besonders der Familie des Schwetzer Palatins Waysil, nach und setzte bereits im Februar 1282 Przemyslaw II. von Großpolen zum Erben seines Landes ein, der von jetzt an vielfach an den Regierungshandlungen Theil nahm und seinen Vetter (er war ein Enkel von Mestwin's Tante Hedwig) mit polnischen Baronen zu umgeben wußte. Nur dem östlichen Nachbarn gegenüber, dem deutschen Orden in Preußen, sah sich M. zu Zugeständnissen genöthigt. Schon seit den ersten Kriegen mit Swantopolk in den vierziger Jahren hatte der Orden Pommerellen, welches ihn von Pommern und Brandenburg trennte, sorgsam beobachtet und stets die jüngeren Zweige des Herrscherhauses gegen Swantopolk unterstützt: bei

ihm hatte auch der 1272 seiner Herrschaft beraubte Sambor eine Zuflucht gefunden. In Elbing schenkte nun im J. 1276 Sambor dem deutschen Orden einen bedeutenden Landstrich an der Weichsel und der Ferse um die Burg Mewe: ungefähr um dieselbe Zeit trat der jüngste Bruder Ratibor selbst in den Orden und brachte diesem die Anwartschaft auf sein Gebiet Belgard; früher (vielleicht während seiner Bedrängniß durch seinen Bruder Wartislaw) hatte M. selbst den Deutschherren eine Schenkung in den Gebieten von Schwetz, Neuenburg und Thymau gemacht. Als nun am 31. December 1278 Sambor bei seinem Schwiegersohn Ziemomysl von Cujavien und am 6. April 1281 Ratibor von Belgard gestorben waren, trat der Orden mit seinen Ansprüchen auf die nicht unbedeutenden ihm geschenkten Gebiete hervor; nach langen Streitigkeiten (doch kam es nicht zum Kriege, die Erfahrungen von 1267 hatte M. noch nicht vergessen) vermittelte im Mai 1282 der päpstliche Legat Bischof Philipp von Fermo einen Vergleich, in welchem der Herzog die Schenkung Sambors dem Orden überließ, für Belgard und Schwetz dagegen einige Striche im Weichselwerder und auf der Nehrung abtrat. Damit hatte der gefährliche Nachbar auf dem linken Weichselufer festen Fuß gefaßt. Die letzten 12 Jahre von Mestwin's Herrschaft verflossen friedlich. Im Innern unterschied sich dieselbe in Nichts von der der übrigen polnischen Theilfürsten seiner Zeit, die Verfassung des Landes entsprach genau der der polnischen Nachbarlande. Ueber der hörigen Landbevölkerung schalteten die großen Barone, in deren Händen sich die gesammte Verwaltung des Landes, die an die einzelnen Burgbezirke (Palatinate, Castellaneien) geknüpften militärischen, richterlichen und administrativen Aemter befanden: Zwei Familien sind es besonders, die diese Aemter unter M. bekleiden, die aus Stolp stammenden Swenzonen in Danzig (die Ahnherren des Hauses Puttkamer) und die Wyßelitzen in Schwetz. Durch zwei Factoren aber wurde in Pommerellen ebenso wie in Polen diese Castellaneiverfassung durchbrochen, durch die deutschen Städte und durch die ebenfalls meist von Deutschen bewohnten Klöster. Von Städten besaß Pommerellen unter M. nur zwei, Danzig und Dirschau: der Herzog war ihnen nicht hold nach den im J. 1271 mit Danzig gemachten Erfahrungen. Um so größere Gunstbezeugungen wandte er den Klöstern zu, voran den Cisterciensern von Oliva, der Grabstätte seiner Vorfahren, das der Herzog wiederholt als seine künftige Ruhestätte bezeichnet; aber auch die übrigen klösterlichen Stiftungen in Pommerellen, Pelplin, das Sambor II. für die Cistercienser gegründet hatte, die Prämonstratenserklöster Zuckau und Stolp, Byßewo in der Castellanei Wyßegrod, das von M. gestiftete Augustinerkloster Schwornigatz bei Konitz, die Cisterciensernonnen von Sarnowitz und mehrere auswärtige Klöster hatten sich zahlreicher Spenden an Grundbesitz zu erfreuen, durch welche, da ihnen meist das Recht verliehen wurde, deutsche Colonisten anzusiedeln, die Germanisirung des Landes vorbereitet wurde. M. war zweimal vermählt, wir kennen jedoch die Herkunft seiner ersten Gemahlin Euphrosyne ebensowenig wie die seiner zweiten, Sulislawe (vielleicht eine ehemalige Nonne aus Stolp). Er starb am 25. December 1294, mit Hinterlassung einer Tochter Katharina, die bei der Erbtheilung übergangen wurde; seine Söhne waren schon vor ihm gestorben.

Scriptores rerum Prussicarum. T. V. — Pommerellisches Urkundenbuch, herausg. von Perlbach. Perlbach.

Mészáros: Johann Freiherr M. (spr. Mésarosch) de Szoboszló, k. k. Feldmarschalllieutenant und Commandeur des Militär-Maria-Theresien-Ordens, wahrscheinlich im J. 1737 zu Kun-Hegyes in Ungarn geboren, soll am 21. September, nach Andern am 17. November 1801 zu Csomoköz in Ungarn gestorben sein. Wie angenommen wird, entstammte er einem Geschlechte, welches

zu Anfang des 17. Jahrhunderts das ungarische Adelsrecht erlangte; er selbst hatte sich der Erhebung in den Freiherrnstand würdig gemacht als kühner, siegreicher Reiterführer, dessen bewährt ritterlicher Sinn sowie hingebungsvolles, mannhaftes und treues Wirken im k. k. Heere stets nachahmenswerth bleiben wird. Wann er in dieses aufgenommen wurde, ist jedoch nicht festgestellt; übereinstimmenden Aufzeichnungen nach machte er schon als Cornet und Oberlieutenant des Husarenregiments Nauendorf, später Wurmser Nr. 8, den siebenjährigen Krieg mit und bezwang im baierischen Erbfolgekriege am 9. November 1778 als Oberstlieutenant den Posten bei Weißbach, wobei er 33 Mann gefangen nahm und 29 Pferde erbeutete. Zum Obersten avancirte M. im J. 1784; er übernahm nunmehr das Commando des Husarenregiments Kaiser Joseph I., mit welchem er im J. 1788 im Armeecorps des Prinzen von Coburg vor dem hartnäckig vertheidigten Chotym jederzeit mit Auszeichnung kämpfte. Namentlich gelang es ihm dort durch geschickt geleitete Bewegungen seiner Truppe den Gegner wiederholt zum Verlassen der Verschanzungen zu verlocken und ihn dann in Hinterhalten zu bezwingen oder mit bedeutenden Verlusten zurückzutreiben. Hierbei wurde M. am 30. August leicht verwundet, was ihn aber keineswegs abhielt, das Commando des Regiments fortzuführen und mit unerschütterlicher Ausdauer durch sein aneiferndes Beispiel sowie durch seine sichere Befehlgebung den besten Einfluß auf seine Husaren zu üben. Deren Vertrauen zu ihrem Obersten war denn auch ein unbedingtes und bewährte sich bei jedem Anlasse; mit nennenswerth glänzendem Erfolge geschah dies am 1. August 1789 bei Fokşani, als sich M. behufs Abwehr der gegen die rechte Flanke des Heeres hervorprellenden Spahis an die Spitze des Regiments stellte und mit diesem muthvoll und unwiderstehlich in die Reihen des Gegners eindrang, denselben warf und bis über den Milkow verfolgte. Nach dieser Waffenthat, für welche M. zum Generalmajor befördert wurde, kämpfte er noch im Türkenkriege vorzugsweise anerkannt am 19. September am Rimnabache nördlich Fokşani, denn dort schlug er die geradezu tollkühnen, unberechenbaren Attacken der Türken ohne Ausnahme entschieden zurück und bekundete sohin neuerlich seine große Befähigung für die Führung von Reiterabtheilungen. In Würdigung dieser Eigenschaft erfolgte auch schon im J. 1791 seine Ernennung zum Inhaber des Ulanenregiments Nr. 1 und dann im J. 1793 jene zum Commandanten einer aus leichten Truppen und Cavallerie bestehenden Brigade auf dem Kriegsschauplatze in Deutschland. Diesem Heereskörper war M. ein zielbewußt handelnder Befehlshaber, der den Gegner nie aus dem Auge verlor und sobald er dessen Schwächen erforscht, herzhaft den günstigen Augenblick auszunützen wußte. Unter seinen vielen folgenreichen Leistungen während des Feldzuges 1793 treten besonders hervor: seine zähe Standhaftigkeit in Feindes Feuer am 22. Juli bei Bornheim vom grauenden Morgen an bis 2 Uhr Nachmittags sowie der kräftige Vorstoß zwischen Essingen und Knesingen, wobei zwei Geschütze erobert wurden; ferner die energisch durchgeführte Zurückweisung der Franzosen im Gefechte bei Insheim und Impflingen am 12. August, als dieselben einen Lebensmittel- und Munitionstransport nach Landau zu bringen suchten; dann seine Wirksamkeit bei der Erstürmung der Weißenburger Linien am 13. October, wo er in blutigem Ringen und bei überlegener Beherrschung der Kampfesverhältnisse nebst mehreren Vorwerken zwei verschanzte Lager vor und neben Groß-Steinfeld dem Feinde entriß und 16 Kanonen, 2 Haubitzen, 7 Fahnen und 600 Mann in seine Gewalt brachte. Die Ehre des Tages von Weißenburg, sie gebührte nach einstimmigem Urtheile vor Allem dem heldenmüthigen M.; dieserhalben wurde ihm auch für Weißenburg, sowie für sein rühmenswerthes Verhalten im Verlaufe des ganzen Feldzuges, in welchem er ein Pferd unter dem Leibe verlor und erneut

verwundet wurde, das Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens zuerkannt. Das Commandeurkreuz dieses Ehrenzeichens errang sich aber M., nachdem er im J. 1794 in Folge einer Blessur vorzeitig außer Gefecht gesetzt worden war, im Feldzuge 1795; somit zählt M. zu jener geringen Zahl Persönlichkeiten, welche sich zwei Grade dieser schwer erreichbaren Auszeichnung erworben. Wie sehr er derselben würdig gewesen, zeigt seine bedeutungsvolle, die Operationen des Heeres fördernde Thätigkeit 1795. Er bemächtigte sich trotz heftiger Gegenwehr am 30. October des Galgenberges bei Mannheim, dessen Besitz bei der Belagerung des letzteren Ortes von hoher Wichtigkeit, befehligte hierauf als Divisionär vor Mannheim, bis selbes am 22. November capitulirte und führte vom 4. December an unter beharrlichen Kämpfen die Vertheidigung von Kaiserslautern in so lange, bis Gouvion St. Cyr freiwillig das Gefechtsfeld räumte. Ganz besonders durch die letztere Operation hat M. die Bewegungen des k. k. Heeres gesichert und das Beziehen der Winterquartiere ermöglicht. Ebenso verläßlich und ehrenvoll manövrirte der 1796 zum Feldmarschalllieutenant beförderte M. in dem Feldzuge dieses Jahres beim ersten und zweiten Entsatzversuche von Mantua; es gilt dies sowol von seinen umfassenden, tactisch richtig geleiteten Marschbewegungen, von seinem nie zögernden Eingreifen ins Gefecht, als auch von seiner thatkräftigen Theilnahme an der Vertheidigung Mantua's. Nun commandirte M. noch 1797 einen Theil der ungarischen Insurrectionsarmee, worauf er sich aus Ursache seiner durch die Kriegsstrapazen höchst angegriffenen Gesundheit in den Ruhestand zurückzog. Noch 1797 wurden seine Rechte als Inhaber des Ulanenregiments Nr. 1 auf jene des Husarenregiments Nr. 10 übertragen, und somit stand M. bis zu seinem Tode als Chef einer Truppe vor, welche ihn schon bei Lebzeiten das „Vorbild eines Husaren", das ist den Inbegriff eines voranleuchtenden Reiterführers genannt hat.

Wurzbach, Biogr. Lex. des Kaiserth. Oesterreich 2c., 17. Th., Wien 1867. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden 2c., Wien 1857. (Gräffer,) Kurze Gesch. d. k. k. Regimenter 2c., 2. Bd., 2. Aufl., Wien 1801. Aus dem Feldzug 1793 in Deutschland in der österr. milit. Zeitschr. 1834, 4. Bd. Die Erstürmung der Weißenburger Linien 2c., ebd. 1834, 3. Bd. Der Angriff Wurmser's auf Pichegru, ebd., 1832, 3. Bd. Die Eroberung Mannheims 2c., ebd., 1833, 1. Bd. Die Operationen d. Oesterr. 2c. 1795, ebd., 1833, 3. Bd. Die Operationen Wurmser's 2c., 1796, ebd., 1830, 1., 2. Bd. Die zweite Einschließung Mantua's 2c. 1796, ebd., 1831, 4. Bd. Die zweite Vorrückung Wurmser's 2c. 1796, ebd., 1832, 1. Bd.

Sch.

Metellus (von Tegernsee) ist der Verfasser des größten Theiles der „Quirinalia", die — halb Legende des Schutzpatrons, halb anekdotische Klostergeschichte — das Leben und den Martyrtod eines heiligen Quirinus in Rom, dessen Ueberführung nach Tegernsee und viele ihm dort zugeschriebene Wunder erzählen. Mit großer Sprachgewandtheit bringt M. den aus Schriften und mündlicher Kunde geschöpften Stoff in die Metren und Gedichtformen des Horaz, Virgil, Boethius und Prudentius, von denen er besonders den zweiten von Jugend auf gelesen, wie er auch sein Werk in „Odae" und „Bucolica" theilt. Erstere nur bieten dem Historiker einiges Brauchbare, während die virgilische Nachahmung in ermüdender Breite den Kampf des Klosters mit dem nicht opferwilligen, verschlagnen Aelplervolke zeigt. Ueber die Person des Dichters läßt sich nur wenig sagen. Sicher ist, daß er im J. 1167 mit den Oden beschäftigt war; denn bis zum zweiten Millenarium Roms (1247) zählt er noch 80 Jahre („lustra ter duo [et] dena"). Die später verfaßten „Bucolica" sind eine Geistesfrucht seines höheren Alters. Zweifel aber erregt schon der Name des Dichters. Da nicht einmal die Nekrologien Tegernsee's einen Metellus

erwähnen, so hat er wahrscheinlich anders geheißen. Er pflegt ja die Namen zu latinisiren und dabei auch mehr oder minder zu entstellen: Regensburg wird ihm Hyatospolis und Imbripolis, Hartmann Arthemius, Walber(g) Albarius, Glaim Cleminia u. s. w. Daß er als „Fremdling" ins Kloster Tegernsee kam, läßt er selbst einfließen; ihn aber für einen Burgunder zu halten, weil er die Klosterstifter Adelbert und Otkar zu Herzögen von Burgund macht, von denen man dort zu Lande noch singe, geht meines Erachtens zu weit. Er widerspricht sich dabei, indem er ein anderes Mal den Adelbert als baierischen Grafen bezeichnet, auch verräth es keine genaue Kenntniß der burgundischen Sprache, wenn er behauptet, Otkar werde in jenen Liedern „Osiger" genannt. Letzteres wäre ja „Oskar"; überhaupt aber schimmern hier pseudoturpinische Reminiscenzen durch. „Das in edlerer Blüthe, mit auserlesenen Stätten prangende Burgund" kann ihm vorübergehend zum Aufenthalte gedient haben; an seinem Deutschthume, das er gelegentlich durch „nos Teutonici" bekräftigt, ändert dies ebensowenig, als seine Vorliebe für den gallikanischen Ritus, welchen einst Abt Hartwich aus St. Maximin nach Tegernsee verpflanzt, oder als die Bekanntschaft mit den sehr verbreiteten Gesta Francorum, mittelst deren er einmal die Habsucht des Quirinus von Tegernsee und jene des heil. Martin von Tours vergleicht. M. scheint allerdings weit herumgekommen zu sein. Zu Regensburg in der Emeramskirche mag er noch am Grabe Herzog Arnulf's von Baiern die Verse gelesen haben, die nur er uns überliefert; um Eichstätt (urbs Aureatensis) zeigt er sich orts- und sagenkundig; von dem bildergeschmückten Pokale im Frauenkloster zu Neuß, der das wunderwirkende Trinkgefäß eines anderen Quirinus umschloß, spricht er so lebhaft, als ob er ihn selbst gesehen. Die „Quirinalia" Metell's hat bereits 1601 H. Canisius im Anhange zum ersten Bande seiner „Antiqua lectio", p. 35—184, dann 1725 Basnage in der Neuausgabe jenes Sammelwerkes, dem „Thesaurus monumentorum etc." tom. III, ps. II, p. 113—196 erscheinen lassen, jedoch nach einer unvollständigen Abschrift; eine bessere, die nicht blos einzelne Worte, Verse und Strophen, sondern auch sechs ganze Oden mehr hat und erst die richtige Zählung dieser Gedichte ermöglicht, bietet der Codex Nr. 267 des Klosters Admont. Die darin enthaltene Fortsetzung der „Quirinalia", welche von den Vögten des Klosters Tegernsee handelt (vgl. Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde X, 635—638), kann jedoch aus metrischen und sprachlichen Gründen dem M. nicht zuerkannt werden.

H. Holland, Gesch. der altdeutschen Dichtkunst in Baiern, S. 80—82. Bursian, Die Quirinalia des Metellus von Tegernsee, in den Sitzungsberichten der historischen Classe der k. b. Akademie d. W. zu München 1873, S. 473—518; Ders., Geschichte der classischen Philologie I, 71—72.

v. Oefele.

Meteren: Emanuel van M., niederländischer Geschichtschreiber, geb. am 9. Juni 1535 zu Antwerpen von protestantischen Eltern, besuchte die Schulen in Antwerpen, Tournai und Duffel und war 1549, als Philipp II. als Kronprinz die Niederlande durchreiste, wieder in Antwerpen. Sein Vater, der ihn für den Handelsstand bestimmt hatte, brachte ihn 1550 nach London, wo er sich nach dem Tode seiner Eltern auch bleibend niederließ. Da er im Interesse seines Geschäftes von Zeit zu Zeit nach Antwerpen reisen mußte, wurde er am 2. Mai 1575 als der Spionage und des geheimen Einverständnisses mit den nördlichen Niederlanden verdächtig gefangen genommen, aber nach 18 Tagen durch Vermittlung seiner Freunde, besonders aber, weil er sich auf sein englisches Unterthanenverhältniß berief, freigelassen. Er ging hierauf wieder nach London zurück, machte eine Reise durch England und Irland und wurde 1583 Hauptmann der niederländischen Kaufleute in London. Schon frühe regte sich in ihm die Lust zu historischen Nachforschungen, wozu er durch seinen Verwandten, den

bekannten Abraham Ortelius, in jeder Weise ermuntert wurde. Schon lange hatte er mit großer Sorgfalt Alles gesammelt, was sich auf die Geschichte seines Vaterlandes bezog und Ortelius überredete ihn dazu, die von ihm zusammengetragenen Baustoffe zu einer Art niederländischer Annalen zu verarbeiten. Er sandte sein Manuscript einem Kupferstecher in Deutschland, der die zu dem Werke nothwendigen Abbildungen machen sollte, allein dieser starb und seine Erben ließen von der Arbeit van Meteren's eine deutsche Uebersetzung anfertigen, die 1596 in Nürnberg und bald darauf in Köln mit dem Namen des Verfassers erschien; zugleich wurde daselbst auch eine lateinische Ausgabe des Werkes veranstaltet. Ein Buchdrucker in Delft, Vennecool, der sich ein Exemplar dieser Uebersetzung verschafft hatte, beschloß dieselbe wieder rückwärts ins Holländische zu übersetzen und herauszugeben, van M. aber, der indessen von London wieder nach Holland gekommen war, wußte ihn zu überreden, den ursprünglichen, von ihm selbst geschriebenen holländischen Text zu drucken und herauszugeben. Das Werk erschien Anfang 1599 unter dem Titel: „Historie der Nederlandsche ende haerder Naburen oorlogen en Geschiedenissen“, worin namentlich die Ereignisse der letzten zwei Jahre mit großer Genauigkeit und Ausführlichkeit erzählt wurden: das Werk erregte in den Provinzen ungeheures Aufsehen, in den Generalstaaten war man besonders erbittert darüber, daß er über die letzte Gesandtschaft nach England eine so eingehende und richtige Darstellung gegeben hatte, er mußte sich denn auch vor denselben verantworten, aber die Generalstaaten verboten die Verbreitung des Buches und ließen auf die bei dem Drucker noch vorhandenen Exemplare Beschlag legen. Doch wurde der Verkauf derselben ein halbes Jahr später wieder freigegeben, aber auf die Vorstellungen verschiedener Prädikanten, daß „verschiedene unwahre Erzählungen zum Nachtheil mancher Kirchen und Kirchendiener darin vorkämen“, verboten die Generalstaaten im J. 1606 dem Drucker, das Buch in seiner gegenwärtigen Gestalt ohne ihr Vorwissen auszugeben. Aber van M. kümmerte sich um dieses Verbot nicht mehr, führte sein Werk unbekümmert weiter und die erste Hälfte desselben erschien im J. 1609 und zwar, um der Censur der Generalstaaten zu entgehen, mit Verschweigung des wahren Druckortes (Amsterdam). Dasselbe geschah auch bei der Ausgabe der Fortsetzung des Werks, das die Ereignisse in den Niederlanden bis zum Jahre 1611 schildert. van M. starb am 8. April 1612. Er war sehr gewissenhaft in der Darstellung der Thatsachen und in der Benutzung der Quellen, obwol ihm der Vorwurf großer Parteilichkeit gegen die Katholiken nicht erspart blieb. Für manche Perioden der niederländischen Geschichte, besonders für die Jahre von 1590—1600 ist er neben Bor, auf den er sich wiederholt beruft, eine der besten Quellen. Es erschienen eine Reihe von Ausgaben in den folgenden Jahren, die letzte in Gorkum (1748—1763) in zehn Bänden.

Vgl. R. Fruin in Nyhoff, Bydragen tot de Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, Neue Folge, Theil IV: „Over de verschillende uitgaven van E. v. M. historien.“ Das Werk ist in trockenem, chronikartigem Stil geschrieben, bietet aber manchmal doch anziehende Schilderungen. Im J. 1618 erschien im Haag und 1670 in Amsterdam eine französische; 1604 in Arnheim, 1640 in Amsterdam und 1669 in Amsterdam-Frankfurt eine deutsche Uebersetzung. Wenzelburger.

Meth: Ezechiel M., religiöser Schwärmer des 17. Jahrhunderts, Sohn eines Schulrectors zu Langensalza und Neffe des Schwärmers Esaias Stiefel, Kaufmanns ebendaselbst, wurde durch seinen Oheim ebenfalls zur Schwärmerei verführt, indem er wie dieser die widertäuferischen und Schwenkfeldschen Irrlehren erneuerte. Christus galt ihnen nur als das lebendige Wort; das geschriebene Wort der Bibel, die Predigt, das Predigtamt und die Sacramente wurden ver-

worfen; das ewige Leben hat der aus Gott wiedergeborne Mensch schon diesseits; ein jenseitiges Leben gibt es nicht. Von diesen Ansichten wurde M. aber durch die treue Seelsorge eines Erfurter Geistlichen geheilt, so daß er als kirchlicher Christ am 26. October 1640 starb.

Ueber ihn handelt L. F. Göschel in seiner Chronik der Stadt Langensalza in Thüringen, Bd. II (1818), S. 310 und der Artikel in Herzog's Realencyklopädie IX, 2. Ausg., S. 679—681. P. Tschackert.

Methfessel: Albert Gottlieb M., ist zufolge des Kirchenbuches am 6. Oct. 1785 zu Stadtilm in Schwarzburg-Rudolstadt, als der Sohn des dortigen Schullehrers und Cantors, geboren. Schon in frühester Jugend zeigte er eine ungewöhnliche Begabung für Musik, und erst 12 Jahre alt, versuchte er sich bereits in der Composition von Kirchenwerken, welche von seinem Vater in der Kirche aufgeführt wurden. Es war ein Lieblingswunsch des Vaters, daß Albert Theologe werde, zumal sein ältester Sohn Friedrich, nachdem derselbe sein theologisches Studium absolvirt hatte, die Gottesgelahrtheit an den Nagel hing und sich der Musik zuwandte. Nach der Confirmation wurde daher M. auf das Rudolstädter Gymnasium geschickt; aber hier wurde seine Neigung zur Musik nur noch bestärkt durch die treffliche fürstliche Capelle und den öffentlichen Singchor, welchem er sofort beitrat und später als Präfect auch drei Jahre lang vorstand. Derartige Singchöre bestanden damals noch in vielen Städten namentlich Mitteldeutschlands, und hingen gewöhnlich mit den Gymnasien zusammen; letztere stellten die Tenöre und Bässe, während die Volksschulen den Alt und Discant lieferten. An hohen Feiertagen, bei Thurm- und Kirchenmusiken hatten diese Chöre mitzuwirken; dagegen hatten sie das Recht, zwei Mal wöchentlich auf den Straßen und bei „halben und ganzen Leichen“ um bestimmte Bezahlung zu singen. M. stattete die Singbücher des Rudolstädter Chors in der Zeit, da er demselben später als Präfect vorstand, mit verschiedenen selbstcomponirten Motetten und Cantaten aus. Er war selbst ein sehr guter Sänger, und schon während seiner Gymnasialzeit wußte er sich durch seinen vortrefflichen Charakter und sein liebenswürdiges Benehmen überall beliebt zu machen. Aber seine Studien wurden trotz eifrigster Pflege der Musica nicht vernachlässigt und im J. 1807 bezog er die Universität Leipzig, welche er bis 1809 besuchte und daselbst dem Studium der Theologie und der classischen Litteratur mit großem Fleiße oblag. Aber die Liebe zur Musik überwog jene zur Theologie, und als die Fürstin Karolina Louise von Rudolstadt durch seine schöne Stimme auf ihn aufmerksam wurde und ihm ihre Unterstützung anbot, entschloß er sich, lieber Kammersänger als Hofprediger zu werden. Ein Stipendium verschaffte ihm die Möglichkeit, in Dresden bei dem berühmten Sänger Francesco Ceccarelli aus Foligno Unterricht zu nehmen. Nach zweijährigem Studium trat er in den Dienst des Rudolstädter Hofes und zwar als Hof- und Kammersänger. In dieser Stellung blieb er bis 1822, in welchem Jahre er einem Rufe als Gesanglehrer nach Hamburg folgte, nachdem er einige Jahre vorher die ihm angebotene Stelle eines Operndirectors in Prag abgelehnt hatte. In das Jahr 1825 fällt sein gemeinsames Auftreten mit Deutschlands erstem Improvisator O. L. B. Wolff, auf welches wir unten noch zurückkommen werden. Es folgten alsdann einige Jahre Troubadourlebens, bis M. sich endlich entschloß, sich eine sichere Existenz zu gründen; er fand solche in Braunschweig, wohin er 1832 einem Rufe als Hofcapellmeister folgte. In der jugendlichen Sängerin Louise Emilie Lehmann fand er eine treue Gattin, welche ihm zwei Töchter schenkte. Schon im J. 1842 zwang ihn leider ein schweres Gehörleiden, sein Amt niederzulegen. Nur eine geringe Pension ersetzte seine bisherige Einnahme, aber des Lebens Sorgen vermochten seinen heiteren Lebensgeist nicht zu trüben; da traf ihn der schwere Schlag, daß seine treue

Lebensgefährtin am 14. Mai 1854 ihm entrissen wurde. Es folgten freudenlose Jahre; zum Gehörleiden gesellte sich eine bedenkliche Augenschwäche, welche mit der Zeit in grauen Staar überging. Aber all dies vermochte seinen heiteren, lebhaften Geist und seine sonst kräftige Gesundheit nicht zu trüben und zu schwächen. M. führte stets ein regelmäßiges und mäßiges Leben; was er liebte, war ein guter Mittagstisch und fröhliche Gesellschaft. Deshalb zog er es auch vor, im Wiener Hofe zu essen, woselbst er durch seinen sprudelnden Humor und die ihm angeborene Liebenswürdigkeit ein gern gesehener beliebter Gast war. Seine Arbeitskraft blieb so lange sein Augenlicht es gestattete ungeschwächt; er componirte und correspondirte. Einen Lichtblick gewährte ihm das Jubiläum, welches man in Braunschweig dem greisen Sänger zu Ehren anläßlich seines 80. Geburtstages am 6. October 1864 feierte und an welchem die ganze deutsche Sängerwelt durch Ehrengaben und Grüße sich betheiligte. Anläßlich dieser Feier wurde ihm von der Universität Jena das Diplom eines Doctors der Philosophie verliehen. Aber das Alter warf immer dunklere Schatten; dazu gesellten sich häuslicher Kummer und durch pecuniäre Sorgen auferlegte schwere Entbehrungen. All dies bewog den greisen Sänger Braunschweig zu verlassen und zu seiner ältesten Tochter, der Gattin des Pastors zu Heckenbeck bei Gandersheim, im Mai 1868 zu ziehen. Doch schon Anfangs August warf ihn ein Schlaganfall darnieder, welcher den Rest der Hör- und Sehkraft nahm und die Sprache lähmte. M. konnte zwar Mitte September seinen Freunden nochmals mittheilen, daß die Sprache sich wieder gebessert. „Meine Stimme ist gefügiger geworden, wenn auch auf nur eine halbe Octave reducirt, g—d. Mit diesen fünf Tönen kann man noch viel dictiren. Also: Non omnis moriar.“ Aber sein irdischer Pilgerlauf war am Ziele, am 23. März 1869, früh 1½ Uhr, war der Sänger auf immer verstummt. Ohne Sang und Klang wurde M., dessen Melodien Tausende erfreut und von Tausenden gesungen wurden, am 25. März auf dem Dorfkirchhof von Heckenbeck begraben. M. war ein vorzüglicher Sänger, Pianist und Guitarrespieler. Unter seinen Compositionen, welche sich sowol durch musikalische Correctheit wie durch eine gesunde Frische auszeichnen, sind namentlich die Balladen, Lieder und Romanzen hervorzuheben. Die kleine anspruchslose Liedform gelang ihm am besten; die Begleitung besitzt keinen selbständigen Charakter und dient nur zur harmonischen Unterstützung der Singstimme. Es war M. hauptsächlich um die Wiedergabe des Totaleindrucks des Gedichtes zu thun, ohne in den poetischen Gehalt desselben tiefer einzudringen, resp. denselben in der Begleitung musikalisch zu illustriren. M. wollte auch keine Kunstlieder schreiben, hierzu fehlte ihm auch die schöpferische Kraft; er lauschte seine Weisen dem Volksmunde ab, aus dessen Gesammtbesitz nahm er seine Melodien, er sang, was Alle innerlich sangen, und das macht seine Lieder werthvoll. Man sang damals wann und wie es einem ums Herz war, und als M. sein auch selbstgedichtetes: „Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang“ zum ersten Male sang, da schritt er mit der Guitarre im Arm den Freiwilligen voran, welche aus Rudolstadt in den Befreiungskrieg zogen. So wanderten im Frühling 1818 fünf Männer von honettem Aeußern — so lesen wir in Spohr's Selbstbiographie — mit dem Ränzel auf dem Rücken die Bergstraße hinauf über Heidelberg zum Mannheimer Musikfest: es war Spohr, Methfessel und drei Freunde aus Thüringen. M. hatte die Guitarre an der Seite hängen und die drei Thüriger trugen ein Waldhorn auf dem Ranzen. Wenn sie in ein Dorf oder Städtchen kamen, so bliesen sie, spielten und sangen, stets gefolgt von einem Schwarme dankbarer Zuhörer, stiegen auch auf die Burgen und ließen sich Essen und Trinken heraufbringen und ihre Gesänge und Hornfanfaren in das weite Land hineintönen. Auf dem Heidelberger Schlosse, wo M. besonders durch seine

komischen Lieder ergötzte, die er zur Guitarre sang, wurden sie erkannt und von einer Deputation des Heidelberger Gesangvereins zu einer Neckarfahrt nach Mannheim auf dem festlich geschmückten Schiff des Vereins eingeladen. Da ging dann das Musiciren der fünf „Fahrenden" erst recht an. In Mannheim wurden sie als Ehrengäste begrüßt. Spohr bot man eine Privatwohnung an, er aber, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand, zog vor, mit seinen Freunden auf der Streu zu schlafen. Derartige Fahrten unternahm M. von Rudolstadt aus öfter, so u. a. eine solche mit dem Clarinettvirtuosen Joh. Sim. Hermstedt aus Langensalza (Bd. XII, S. 201), mit welchem er die von ihm für Clarinette und Guitarre componirten Stücke spielte; ihre Fahrt glich einem wahren Triumphzuge. Wir erwähnten bereits Methfessel's gemeinschaftliches Auftreten mit Deutschlands erstem Improvisator O. L. B. Wolff. Clasing und M. begleiteten Wolff auf dem Pianoforte und noch der 83jährige Greis flammte in Begeisterung auf, so oft er der mit Wolff verlebten Tage gedachte. „Ich glühe, wenn ich daran denke, wie selig am Pianoforte ich in Hamburg neben ihm saß und wie wir Gedanken, Rhythmen, Strophen, ganze Lieder in ganz consequenter Formbildung einander, er mir von den Tasten und Klängen, ich ihm von den Lippen, ablauschten. Ein einziges Zeichen oder zwei Worte, und ganze Scenen traten in oft wunderbarem Zusammenhange vor dem Zuhörer auf." Daß M. die erste Liedertafel Norddeutschlands und zwar 1825 zu Hamburg gegründet habe, ist nicht richtig, d. h. letzteres Factum ist nicht zu bestreiten, aber M. ist nicht der Vater der Liedertafeln. Der eigentliche Begründer derselben ist Zelter in Berlin. Mehrere Freunde, die zum Theil schon auf der Schule in Chore miteinander gesungen, sangen später, als sie sich in der von Fasch gegründeten Singakademie, welcher Zelter nachher 32 Jahre, 1800—1832, vorstand, wieder fanden, häufig miteinander selbstgeschaffene oder eingerichtete Männerquartette. Wir nennen u. a. den Sänger Gern, Geh. Justizrath Hellwig, Otto Grell, den Componist der Horazischen Ode Integer vitae, Flemming, Bornemann u. s. w. Der 28. December 1808 ist als Geburtstag der Zelter'schen Liedertafel anzusehen; 24 Mitglieder der Singakademie traten zusammen, Zelter wurde zum Meister und Bornemann zum Tafelmeister gewählt. Der 24. Januar 1809 wurde als eigentlicher Stiftungstag anberaumt und die erste Festfeier fand im englischen Hause statt. Die Zelter'sche Liedertafel fand Anklang; zunächst folgten Frankfurt a. O., Leipzig, Königsberg, Breslau u. a., und im J. 1825 Hamburg. Seine größte Popularität erwarb sich M. durch sein Commersbuch, welches fünf Auflagen erlebte. Vaterlands- und Freiheitsliebe, Liebeslust, Freundschaft und toller Humor klingt aus diesen Gesängen heraus und in aller Herzen wieder. In seiner jüngeren Form entstammt das Commersbuch dem Jahre 1813. Wenn auch neue Sammlungen das alte Methfessel'sche Commersbuch verdrängt haben, aber, wie Riehl treffend sagt, jener volksliedmäßige Grundton des ächten Bardengesanges, wie er während und nach der Erhebung des Jahres 1813 von Musikern wie Weber, Berner, Methfessel, von componirenden Dichtern wie Arndt und von componirenden Studenten wie Binzer, Follen und Hanitsch völlig naiv angeschlagen wurde, ließ sich später mit aller Kunst nicht mehr nachmachen. Es war selbstverständlich für den Sänger des Commersbuches von großem Werth, daß er das akademische Leben mitgelebt, von noch größerem Werth für ihn als patriotischen Sänger in einer Zeit zu leben, da die Erhebung der Jugend gerade von den Universitäten ausging. Schreibt er doch in der Vorrede zur fünften Auflage seines Commersbuches: „Dieses Buch war eine Frucht der deutschen Burschenschaft in Jena, jenes merkwürdigen, unvergeßlichen Vereins, mit dessen hervorragendsten Führern, einem Wesselhöft, von Binzer, Horn, Riemann und Möller mich innigste Freundschaft verband". Außer geist-

licher Musik hat er auch Symphonien, Orgel- und Clavierwerke geschrieben; dieselben entbehren jedoch eines positiven musikalischen Gehalts und reichen an seine Lieder und Balladen nicht hinan. Sie sind vergessen gleich einer „verklungenen Sage“. Als Musikschriftsteller wußte sich M. ebenfalls einen geachteten Namen zu erwerben.

L. Spohr, Selbstbiographie, 2 Bde. Cassel und Göttingen, 1860/61. Riehl, Musikalische Charakterköpfe, Bd. III, S. 93 ff. Gartenlaube, Jahrgang 1867, S. 808, 1869, S. 373 ff. Sängerhalle, Jahrgang 1861. Dr. O. Elben, Der volksthümliche deutsche Männergesang, Tübingen 1855.

Sittard.

Adolf M., welcher am 17. November 1878 im Alter von 72 Jahren als Musikdirector in Bern starb, war ein Verwandter des Obigen. Er war während langer Zeit Dirigent der Berner Liedertafel, Kapellmeister des dortigen Orchesters, in dem er auch als trefflicher Cellist mitwirkte und Gesanglehrer an der Berner Realschule. In den 60er Jahren gründete der in den musikalischen Kreisen der Schweiz sehr geschätzte Mann in Bern auch eine Musikhandlung.

Vgl. Schweizerisches Sängerblatt vom 23. November 1878, herausgeg. zu Zürich.

v. L.

Methodius, Erzbischof von Pannonien, † 885. Von den sieben Kindern des Drungarius (d. h. Unterbefehlshabers) Leo, eines hohen kaiserlichen Beamten in der reichen griechischen Handelsstadt Thessalonich, erregte das jüngste, der im J. 827 geborene Konstantin durch seinen ernsten Sinn, seinen außerordentlichen Lerneifer und seine ungemeine Begabung schon frühzeitig die glänzendsten Erwartungen und empfing bereits als junger Mann den ehrenvollen Beinamen des Philosophen, d. h. des Weisen. Während er zum Priester geweiht mit dem bilderfeindlichen Patriarchen Johannes VII. sowie mit muhammedanischen Gelehrten im Reiche des Chalifen gelehrte Wortgefechte bestand, hatte sein älterer Bruder Methodius sich zunächst dem weltlichen Leben gewidmet und vom Kaiser Michael III. eine slavische Fürstenwürde, d. h. die Statthalterschaft über eine slavische Provinz erhalten. Hierdurch wurde ihm noch weitere Gelegenheit zutheil, sich die Sprache der bulgarischen Slaven anzueignen, die er schon als Thessalonicher durch die slavischen Umwohner dieser Stadt kennen gelernt hatte. Er verzichtete nach mehreren Jahren freiwillig auf sein Amt, entsagte der Welt und zog sich in ein Kloster auf dem Olymp zurück, um sich daselbst dem Mönchsleben und den Studien zu widmen. Hier traf nun auch Konstantin mit ihm zusammen und beide lebten als eifrige Mönche, bis jener im J. 851 durch einen Befehl des Kaisers mit einer Sendung in das befreundete Reich der Chazaren beauftragt wurde. Unter diesem Volke finnisch-tatarischer Abkunft, welches in dem weiten Steppenlande an dem Don und der Wolga bis zum Kaukasus hin saß, galten jüdische, christliche und muhammedanische Glaubensmeinungen nebeneinander und wurden geduldet. Auf Wunsch ihres Fürsten, des Khakhans, bekämpfte Konstantin, nachdem er mit seinem seltenen Sprachtalente sich in Cherson die chazarische Mundart zu eigen gemacht, Vertreter des jüdischen Glaubens und überzeugte den Herrscher von der Wahrheit der christlichen Lehre, so daß er und viele mit ihm sich taufen ließen. M., der sich als Gefährte dieser Reise dem überlegenen und schöpferischen Geiste des jüngeren Bruders stets bescheiden unterordnete, verfaßte später einen in acht Abschnitte getheilten Bericht über jene Disputation. Noch bevor Konstantin dieselbe bestanden, entdeckte er im Meere bei Cherson die Gebeine des römischen Bischofs Clemens, die er als einen kostbaren Schatz von dort mitnahm. Als die Brüder nach Konstantinopel heimgekehrt waren, schlug M. die ihm angebotene erzbischöfliche Würde aus, um statt dessen als Abt gegen seine Neigung die Leitung des von 70 Mönchen bewohnten Klosters Polychron zu übernehmen. Da wandte sich im J. 863 der unter

deutscher Oberhoheit stehende Herzog Rastislav von Mähren in Gemeinschaft mit seinem Neffen Suatopluk an den griechischen Kaiser mit der Bitte um zuverlässige Lehrer des Glaubens, welche dem zwar schon bekehrten, doch durch widersprechende Prediger verwirrten Volke eine sichere Gewähr geben und das Evangelium in seiner Sprache auslegen könnten. Unter diesem Gesuche verbarg sich wol auch der Wunsch, das mährische Reich, welches damals das nordwestliche Ungarn, die sogenannte Slovakei mit umfassend bis zur Theiß und Donau reichte, in kirchlicher Hinsicht von dem ostfränkischen Reiche, von dem es das Christenthum empfangen hatte, zu trennen und dadurch zugleich die politische Losreißung zu fördern. Keine passendere Wahl konnte Michael für diesen Zweck treffen, als die des Brüderpaares aus Thessalonich, das im Kampfe für den Glauben ebenso erprobt als der slavischen Sprache kundig war. Noch bevor sie ihre neue Sendung angetreten, erfand Konstantin nach dem Vorbilde Vulfila's ein auf dem griechischen beruhendes slavisches Alphabet, vielleicht das sog. glagolitische, welches jedoch durch das bei den Russen, Serben und anderen Stämmen übliche kyrillische später aus dem Gebrauche verdrängt worden ist. Der Ursprung der letzteren leichteren und bequemeren Schrift, die kaum jünger sein kann als die andere, welche sie voraussetzt, ist bis jetzt noch nicht aufgeklärt. Nachdem Konstantin schon in Konstantinopel die Uebersetzung des neuen Testamentes und der zum Gottesdienste nöthigen Stücke begonnen, wirkten die Brüder seit 864 etwa im mährischen Reiche und übten vorzüglich durch die Anwendung der slavischen Sprache in Messe und Predigt eine große Anziehung auf die Volksmenge wie auf zahlreiche Jünger. Gerade diese Neuerung wurde ihnen von den lateinischen Priestern zum Vorwurfe gemacht, die nur die durch die dreifache Inschrift des Kreuzes Christi geweihten Sprachen, die hebräische, griechische und lateinische als allein berechtigt für den heiligen Gebrauch anerkennen wollten. Die von den Brüdern in ihrem Uebersetzungswerke angewendete Sprache, die kirchenslavische oder altslovenische, ist nicht ganz die ihnen von Macedonien her geläufige, weil sie althochdeutsche und lateinische Lehnwörter enthält, noch weniger die altchechische, welche man bei den Vorfahren der chechischen Mährer voraussetzen muß, sondern sie zeigt am meisten Verwandtschaft mit der Sprache der pannonischen Slaven südlich von der Donau, die vielleicht auch über dieselbe in das mährische Reich ursprünglich hineingeragt haben mögen.

Nachdem die griechischen Missionäre etwa 3½ Jahre in Mähren gewirkt hatten, wurden sie durch den großen Papst Nikolaus 867 nach Rom eingeladen, der mit ihnen die kirchlichen Angelegenheiten ihres Missionsgebietes ordnen und sich über ihre Rechtgläubigkeit vergewissern wollte. Auf dem Wege nach Rom verweilten sie eine Zeitlang bei dem frommen Fürsten Kozel, der über die Slaven um den Plattensee (nördlich von der Drau) unter deutscher Oberhoheit herrschte und, da er großes Wohlgefallen an der slovenischen Schrift fand, ihnen gegen 50 Schüler zur Unterweisung darin anvertraute. Nachdem Konstantin dann in Venedig vor einer großen Versammlung von Geistlichen und Mönchen die von ihm eingeführte Neuerung des Gottesdienstes in slovenischer Sprache siegreich verfochten hatte, gelangten die Brüder, von ihren besten Schülern begleitet, nach Rom, wo kürzlich Hadrian II. an Stelle von Nikolaus die Weihe empfangen hatte (14. December 867). Die kostbaren Reliquien des heiligen Clemens, die sie mit sich führten, bewirkten es, daß ihnen eine überaus feierliche Begrüßung zutheil wurde. Hadrian genehmigte den Gebrauch der slavischen Sprache, in welcher er in Rom selbst Messen lesen ließ, er ertheilte M. die Priesterweihe und auch mehrere ihrer Schüler wurden gleichzeitig geweiht. Konstantin, wegen seiner Gelehrsamkeit hochbewundert, legte indessen im Vorgefühle seines herannahenden Endes in Rom das Mönchskleid an, indem er zugleich seinen Namen

mit dem des Kyrillos vertauschte, und starb 50 Tage später, am 14. Februar 869. Seine Gebeine, welche M. zuerst in ihr Kloster auf dem Olymp zurückführen wollte, wurden schließlich in der Kirche des heiligen Clemens beigesetzt, wo man bald darauf die Uebertragung desselben in Bildern darstellte. Ein Gesuch des Slavenfürsten Kozel, durch welches er M. als Lehrer für sein Volk sich erbat, bewog den Papst ihn noch in dem nämlichen Jahre dorthin und zugleich an Rastislav zu entsenden. Gleich darauf, vielleicht bei einer abermaligen Anwesenheit in Rom, ertheilte er ihm auf Kozel's Wunsch die erzbischöfliche Weihe sowol für Pannonien als für Mähren, indem dadurch das alte Erzbisthum Sirmium, die vermeintliche Stiftung des heiligen Andronikus, eines Jüngers Christi, erneuert werden sollte. Nur auf Pannonien, wo er vermuthlich in der Hauptstadt Moosburg (Zalavar) seinen Sitz nahm, konnte M. zunächst seine Wirksamkeit erstrecken, weil die Absetzung des Herzogs Rastislav durch seinen eigenen Neffen Suatopluk (870) Mähren eben damals in innere Wirren gestürzt hatte.

Der pannonische Sprengel des Erzbischofs M. hatte seit der Eroberung dieser Gegenden durch Karl den Großen, d. h. seit 796, unter der Mutterkirche Salzburg gestanden. Der Salzburger Erzpriester Richbald, damals mit der Verwaltung betraut, wich vor M. nach Salzburg zurück, um sich über diesen Eingriff in seine Rechte bitter zu beschweren und zugleich über die Neuerung der slavischen Liturgie. M. wurde daher vor eine bairische Synode geladen, ohne Rücksicht darauf, daß er an den Stuhl des heiligen Petrus Berufung einlegte. Man betrachtete ihn als unbefugten Eindringling in einen fremden Sprengel, unter Zustimmung des Königs Ludwigs des Deutschen, der selbst an den heftigen Verhandlungen theilnahm — der Bischof Ermanrich von Passau soll ihn sogar mit Peitschenhieben bedroht haben — wurde er in Banden gelegt, selbst körperlich mißhandelt und seines Wirkens beraubt. Wir wissen nicht, was Hadrian zu Gunsten seines Schützlings, der wiederholt Boten an den päpstlichen Stuhl entsandte, etwa unternommen haben mag, als aber der thatkräftige und weitaussehende Johann VIII. (14. December 872) Papst geworden, schickte dieser alsbald zu Anfang des Jahres 873 den Bischof Paul von Ancona als Legaten nach Deutschland, um von dem Könige Ludwig, auf Grund der Unverjährbarkeit der Rechte des heiligen Petrus gegenüber dem Einbruche der Heiden, das pannonische Bisthum zurückzufordern. Dem Metropoliten Adalwin von Salzburg befahl der Papst den vertriebenen Erzbischof wieder einzusetzen, die Bischöfe Ermanrich von Passau und Anno von Freising wurden sogar wegen ihres gewaltthätigen Verhaltens gegen M. zur Verantwortung nach Rom vorgeladen und inzwischen mit dem Banne belegt. Die slavische Liturgie freilich wurde von dem Papste gemißbilligt und verboten.

Die entschiedenen Schritte Johanns führten zu einem vollständigen Erfolge, Ludwig gab nach und M. durfte 873 nach dreijähriger Verbannung die kirchliche Leitung in Pannonien wieder übernehmen, sogar der Fürst Montemer von Serbien sollte sich ihm anschließen. Da jedoch Kozel bald darauf starb und sein Gebiet an das ostfränkische Reich fiel, so verlegte seit 874, in welchem Jahre der mährische Herzog zu Forchheim Frieden mit Ludwig geschlossen hatte, M. seine Thätigkeit vorzugsweise nach Mähren, ohne daß sich dort ein bestimmter Sitz für ihn nachweisen ließe; nach Austreibung der deutschen Priester hatten die Mährer ihn ausdrücklich nochmals zum Glaubenslehrer sich erbeten. Trotz dieses Anschlusses an M. und der völligen Befreiung von der deutschen Herrschaft gewannen dennoch deutsche Geistliche von neuem Eingang im mährischen Reiche und suchten durch Verdächtigungen bei dem Herzoge Suatopluk, den sie sogar gegen die slavische Messe einzunehmen wußten, wie bei dem Papste den Sturz des verhaßten Gegners herbeizuführen. Auf Grund der durch einen Priester

Johann nach Rom übermittelten Anschuldigungen wurde M. (14. Juni 879) wieder dorthin vorgeladen und erschien zu seiner Rechtfertigung, von dem mährischen Lehnsmanne Semisisn geleitet. Er empfing jedoch im Juni 880 ein glänzendes Zeugniß seiner Rechtgläubigkeit, ja es wurde sogar die slavische Liturgie von Johann jetzt vollständig in Schutz genommen und nur befohlen, daß das Evangelium zuerst lateinisch gelesen werden sollte. Die Rücksicht auf den Abfall der Bulgaren von der griechischen zur römischen Kirche mag hierbei mitgewirkt haben. Dem Erzbischofe M. setzte der Papst gleichzeitig einen Suffraganbischof zu Neitra, den schwäbischen Priester Wiching, die Errichtung eines zweiten bischöflichen Sitzes wurde vorbehalten.

Eine wirkliche Versöhnung der Gegensätze ließ sich auf diesem Wege nicht erreichen, weil unter der Führung Wiching's, der sich auf angebliche Vollmachten des Papstes berief, die lateinische Priesterschaft ihre Anfeindungen gegen die slavische unter ihrem griechischen Oberhaupte fortsetzte. Der Herzog selbst war ihnen gewogen, wie es heißt, weil sie seine geschlechtlichen Ausschweifungen mit größerer Nachsicht hingehen ließen als der sittenstrenge M. Johann nahm indessen den Erzbischof auch ferner gegen alle Gehässigkeiten in Schutz und wies seine Ankläger zurück. So konnte dieser seine Thätigkeit bis an sein Ende fortsetzen, zahlreiche Schüler slavischer Abkunft zum geistlichen Stande ausbilden und das Werk der slovenischen Bibelübersetzung, das sein Bruder begonnen hatte, nun auch von heimischen Gehilfen unterstützt, auf das alte Testament mit Ausnahme der Apokryphen ausdehnen. In seinen späteren Jahren besuchte er noch einmal auf ehrenvolle Einladung des Kaisers Basilius Konstantinopel sowie den heidnischen Herzog der Ungarn an der Donau, der für die Bekehrung freilich noch nicht reif war. Der Streit mit den Lateinern dauerte fort: sie warfen ihm unter Anderem namentlich vor, daß er mit der griechischen Kirche den heiligen Geist nur vom Vater ausgehen ließe, während die fränkische (doch nicht die römische) in das Glaubenssymbol längst den Zusatz „und vom Sohne" aufgenommen hatte. So erbittert wurde die Feindschaft, daß M. sich sogar gezwungen sah über den widerspenstigen Bischof Wiching den Bann auszusprechen, ja sogar den Herzog Suatopluk mit demselben zu bedrohen. Unter den Anzeichen heftigerer Stürme starb der große Erzbischof am 6. April 885, nachdem er einen seiner fähigsten Schüler, den Slaven Gorazd, drei Tage vor seinem Ende zum Nachfolger bestimmt hatte. Unbekannt ist uns die Kathedrale, in der er seine letzte Ruhestätte fand, weil sein Andenken in Mähren überaus rasch verdunkelt wurde. Kaum hatte er nämlich die Augen geschlossen, als Bischof Wiching, sein Gegner, begünstigt von dem Herzoge Suatopluk, sich abermals nach Rom an den Papst Stephan VI. wandte. Dieser entschied (885—886) durch seine Legaten in einem seinem Vorgänger völlig entgegengesetzten Sinne: die Lehre vom Ausgehen des heiligen Geistes zugleich vom Sohne wurde nunmehr als römische Kirchenlehre verkündigt, die Messe in slavischer Sprache verboten und nur die Predigt erlaubt, die Nachfolge Gorazd's nicht anerkannt, Wiching dagegen als rechtgläubig dem Herzog aufs wärmste empfohlen. Diese nachträgliche Verurtheilung des M. führte eine Verfolgung seiner slavischen Jünger durch die fränkische Priesterschaft herbei: wie einst ihr Meister, so wurden auch jene jetzt eingekerkert und endlich in die Verbannung getrieben. Zunächst in Bulgarien, dem schon länger christlichen Lande, sowie in Serbien und Kroatien, bei den slavischen Völkern also, die sich der griechischen Kirche angeschlossen, fanden sie eine Zuflucht und gewannen der slavischen Liturgie und Litteratur hier eine neue Heimath, von der aus sie später nach Rußland vordrang, nachdem Suatopluk die Bedeutung dieses Schatzes kurzsichtig verkannt hatte. So geschah es, daß die kyrillische Schrift sich nur auf dem Boden der griechischen Kirche einbürgerte und daß nur in dieser das Andenken der großen Slavenapostel in vollen Ehren blieb, während in der römischen unter

den Nachwirkungen ungerechter Verleumdungen der Name des heiligen M. einen schlechten Klang, einen ketzerischen Beigeschmack behielt. Die nachfolgende Ungarnnoth tilgte in Mähren und Pannonien vollends die Erinnerung an ihn aus.

Dobrowsky, Mährische Legende von Cyrill und Method, Prag 1826. Philaret, Cyrillus und Methodius, Mitau und Leipzig 1847. Wattenbach, Beiträge zur Geschichte der christl. Kirche in Mähren u. Böhmen, Wien 1849; Ders., Die slawische Liturgie in Böhmen, Abhandl. der hist.-phil. Gesellsch. in Breslau, I, Breslau 1857. Dümmler, Die pannonische Legende vom heil. Methodius im Archive für Kunde österreich. Geschichtsquellen XIII, Wien 1854; Ders., Gesch. des ostfränk. Reiches I, II. Ginzel, Gesch. der Slawenapostel Cyrill und Method und der slaw. Liturgie, Leitmeritz 1857. Léger, Cyrille et Méthode, Paris 1868. Dümmler u. Miklosich, Die Legende vom heil. Cyrillus in den Denkschriften der philos.-hist. Kl. der Wiener Akademie XIX, Wien 1870. Jagic, Die neuesten Forschungen über die slav. Apostel Cyrill und Methodius in dem Archive für slav. Philologie IV. Ewald, Die Papstbriefe der britt. Sammlung im Neuen Archive für ält. deutsche Geschichtsk. V, Hannover 1880. Martinov, S. Méthode in der Revue des questions historiques t. XXVIII, Paris 1880. Dümmler.

Metivier: Johann Baptist M., Baumeister, geb. 1781 zu Rennes in der Bretagne, stammte aus einer Künstlerfamilie, welche schon viele Bildhauer und Architekten zählte und sich später in Paris niederließ. Hier bei mehreren ausgezeichneten Baumeistern vielseitig gebildet, kam M. 1811 nach München, erhielt Aufträge von einigen Personen hohen Ranges, erntete Beifall, wurde Inspector der königlichen Baucommission, dann Hofbaudecorateur, 1824 königlicher Baurath und starb angesehen und geachtet im J. 1853. In München baute er das Haus für Graf Montgelas am Karolinenplatz (heute im Besitze des Bauraths Heinrich v. Hügel und durch denselben völlig umgestaltet); daneben das durch anmuthige Anlage besonders ausgezeichnete Palais des Baron v. Lotzbeck; das heute noch nach seinem damaligen Besitzer benannte Schlößchen des Kriegsministers Maillot de la Treille in Schwabing; dann 1824 und 1825 die große Synagoge, ferner leitete M. die innere Decoration der protestantischen Kirche, ebenso der Innenräume im Palais des Prinzen Karl von Baiern. Eine vorzügliche Leistung Metivier's war auch das Palais der Baronin Bayerstorff (in der Briennerstraße), welches durch einfache Schönheit der Façade imponirt und durch die genau berechnete innere Eintheilung angenehm wohnlich überrascht. Besonderen Namen machte sich M. durch den originellen Bau der Synagoge in München (1824 und 1829) und durch das neue Schloß des Fürsten von Thurn- und Taxis nebst den dazu gehörigen Dienstwohnungen, Reitschule und Stallungen in Regensburg. Das Denkmal zum Andenken des Königs Max I. im Bade Kreuth ist nach M. ausgeführt (lithogr. Ansicht von C. F. Heinzmann). Viele treffliche Zeichnungen und Aquarellen mit Ansichten aus München und dessen Umgebung (z. B. Kirche zu Blutenburg) lieferte M. als Albumblätter ꝛc., auch gab er zwei Bände (je aus 5 Heften) „Architektonische Verzierungen" heraus, dann die „Grundpläne, Durchschnitte, Façaden und Details der Synagoge" (in 12 Blättern lithographirt von Roehrer und Paeringer) und ebenso mit deutschem und französischem Text: „Grundriß, Durchschnitt, Façaden und Details der fürstlich Thurn- und Taxis'schen Reitbahn und Stallungen in Regensburg 1828—1831" (München 1836 mit 14 Tafeln).

Vgl. Schaden, Artistisches München, 1836, S. 75. Raczynski II, 484. Nagler 1840, IX, 176. Müller-Klunzinger 1864, III, 82. Reber, Bautechnischer Führer durch München, 1876, S. 272. Seubert 1878, II, 564. Hyac. Holland.

Metlinger: Peter M., einer der deutschen Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, welche die neue Kunst in fremde Lande getragen haben. Er schlug in Frankreich seine Officin auf, aber nicht blos in Dijon, wie man nach Hain und Panzer meinen sollte, sondern auch und zwar vorher noch in Dôle. Aus letzterer Stadt kennt man zwei Drucke von ihm aus dem Jahre 1490, aus ersterer drei vom Jahre 1491, zu welchen noch ein zweifelhafter von 1490 kommt. In Dôle hat er „Les ordonnances du comté de Bourgogne“ und „Les ordonnances de Louis XI. pour la Franche-Comté“ gedruckt, während seine Dijoner Drucke theologischen Inhalts und jedenfalls dem größeren Theil nach von der nahen Abtei Cîteaux aus bestellt worden sind. Da die Zahl dieser Drucke so klein ist, so ist zu vermuthen, daß M. noch anderwärts thätig gewesen. Clément-Janin (s. u.) macht denn auch darauf aufmerksam, daß in Besançon in den Jahren 1486—1488 ein ungenannter Buchdrucker sich aufgehalten hat, dessen Drucke — neun an der Zahl — nach ihm die gleichen Typen wie diejenigen Metlinger's aufweisen. Derselbe Autor vermuthet auch, daß des Joh. Heberling Lectio super epidemiae morbo, Dolae 1492, aus Metlinger's Presse hervorgegangen sei. Dieser letztere hätte demgemäß der Reihe nach in folgenden Städten gedruckt: Besançon 1486—88, Dôle 1490, Dijon 1491 und wieder Dôle 1492. Was des Meisters persönliche Verhältnisse betrifft, so wurde nach privater Mittheilung aus Basel ein „Petrus Mettlinger de Augusta“ (Augsburg) 1461 in die dortige Universitätsmatrikel und 1465 in die Liste der dortigen Baccalaureen eingetragen. Mit diesem ist unser M. jedenfalls identisch. Der letztere hat sonach vermuthlich in Basel die Buchdruckerkunst erlernt oder wenigstens dort zuerst ausgeübt, vielleicht bei Joh. Amerbach, von welchem er auch laut einem Briefe desselben seine Typen erhalten haben soll. Ueber Metlinger's weitere Schicksale ist Sicheres nicht bekannt.

Panzer, Ann. typogr. I. 375 sq.: Hain, Repert. bibliogr. 3369, 9391, 13 367; Brunet, Manuel 5. éd. IV, 219; Clément-Janin, Les imprimeurs et les libraires dans la Côte-d'Or 2. éd., Dijon 1883, p. 1—8. Steiff.

Metsu: Gabriel M., berühmter Genremaler, geb. zu Leyden um 1630, † zu Amsterdam im October 1667 (begraben am 24. October). Ueber die Lebensschicksale desselben waren die Angaben bis in die neueste Zeit ebenso spärlich als ungenau. Zwar weiß man auch jetzt noch über seine Lebensverhältnisse nicht viel mehr, aber einzelne Daten konnten genau fixirt werden. Sein Vater Jacob, auch ein Maler, soll von Geburt ein Flamländer gewesen sein. Früher galt 1615 als sein Geburtsjahr; auf seinem Trauschein vom J. 1658, der vorhanden ist, steht: Gabriel Metsu aus Leiden, Maler, alt 28 Jahr. Festgestellt ist noch, daß er 1648 in die Malergilde in Leyden aufgenommen wurde, daß er 1658 vom Stein operirt wurde. Daraus wollte man schließen, daß er in diesem Jahre starb. Das Gegentheil beweisen weitere Nachrichten, nach denen er 1658 in Amsterdam lebend erscheint. Das Jahr darauf wurde er Bürger daselbst und starb, wie oben gemeldet, 1667 kurz vor dem 24. October. In der Kunst wird er den ersten Unterricht vielleicht noch von seinem Vater erhalten haben; wer dann sein Lehrmeister gewesen ist, wird nicht gesagt. Daß G. Dow ihn unterrichtet hätte, bleibt also fraglich. Jean Steen, van Mieris, van Slingelant sind ebenfalls Leydener Künstler. In der Zeit, da M. anfing thätig zu sein, fand er überall Schulen und Meister, wo ein aufgewecktes Talent Nahrung und Anregung fand. Daß er sich nach Dou und Terborch gebildet hatte, beweist schon die Wahl ähnlicher Vorwürfe; das Spiel mit seinen Lichteffecten mag er dem Rembrandt abgelauscht haben. Bei alledem war er kein Nachtreter, sondern durch und durch selbständig, in der Wahl des Gegenstandes, in der Form wie in der Farbe und Durchführung. Seine Stoffe holt er sich aus den freundlichen Stuben holländischer Patrizierhäuser, führt uns aber zuweilen auch in die Küchen-

und Kellerräume. Die Wohnräume mit ihrer Stille, Behäbigkeit und Gemüthlichkeit hat er so treu geschildert, daß wir uns ohne Schwierigkeit in die Scenerien seiner Bilder versetzen können. Hier belauschen wir dann die Bewohner, wenn sie Besuch bekommen, die Dame des Hauses bei der Toilette, in häuslicher Thätigkeit oder die Correspondenz besorgend, zuweilen auch Musik treibend oder mit dem Papagei spielend. Auch kleine Gesellschaften bei Tafelfreuden oder beim Spiel und Gesang führt uns der Künstler vor; Alles geht so gemüthlich, behäbig vor sich, die ungestüme Leidenschaft, die tolle Ausgelassenheit, die stürmische Lebenslust hat in Metsu's Bildern keinen Raum; gemessen, still, sozusagen fein aristokratisch ist selbst die Freude in den bürgerlichen Kreisen jener Zeit und M. ein trefflicher Schilderer derselben. Läßt uns dieser einen Blick in die Küche thun, so ist auch hier wieder alles so rein, geordnet, die Köchin so nett, daß man mit Freuden ihre culinarischen Erzeugnisse verkosten möchte. Der Meister scheint auch ein großer Freund des Jagdvergnügens gewesen zu sein, da er oft einen Jäger anbringt, der seine Frau mit erlegtem Wild überrascht. Ueberhaupt ist er ein Meister im Darstellen todten Wildes, aber auch des Geflügels, der Fische. Mit Vorliebe stellt er den Jagdhund dar. Auch die Straße, besonders der Markt, bieten ihm gleichfalls ergiebigen Stoff für seine Bilder. Selten nur wählte er ein großes Format; er fühlte sich bei großen Figuren nicht recht zu Hause. Ein solches größeres Bild befindet sich im Trippenhuis zu Amsterdam. Ein alter Reicher und ein junger Lebemann suchen ein dralles Landmädchen ihrem ländlichen Liebhaber abspenstig zu machen, ersterer mit Geld, letzterer mit dem vollen Weinglas. Beide werden vom Liebespaare ausgelacht. Das Bild, schnell gemalt, war vielleicht nur als Decoration für den Kamin bestimmt. Die volle Kraft seiner Kunst offenbart sich in seinen kleinen Bildern, die er miniaturartig bis ins Kleinste fleißig durchführte. Smith zählt etwa 150 Bilder des Meisters auf, Parthey in Deutschland allein 43, doch sind diesem noch manche entgangen. Im Louvre befinden sich acht Bilder des Meisters, darunter sein Hauptwerk, „Der Gemüsemarkt zu Amsterdam“ (gestochen von David), „Die Apfelschälerin“ (gestochen von Daullé), „Der Morgenbesuch“ (gestochen von Audouin); im Haag drei, eine Allegorie auf die Gerechtigkeit, „Ein Jäger“ (gestochen von David), den man für des Künstlers Bildniß hält, und „Die musicirende Gesellschaft“ (gestochen von Watson); in Berlin ebenfalls drei: „Die Familie des Kaufmanns Gelsing“, das Bildniß einer Frau (angeblich die Mutter des Künstlers) und „Eine Köchin“. Das Belvedere in Wien besitzt „Eine Spitzenklöpplerin“, die Pinakothek in München zwei: „Das Fest des Bohnenkönigs“ und „Die holländische Köchin“ (gestochen von J. Watson). In Dresden befinden sich sieben Bilder, die den Künstler trefflich charakterisiren, darunter „Geflügelhändler“, „Die Spitzenklöpplerin“, „Die junge Frau mit dem Briefe“, „Der Handel um den Hasen“, „Das fröhliche Pärchen“, das uns lebhaft an Rembrandt's gleichinhaltliches Bild in derselben Gallerie erinnert und das gewiß durch dieses angeregt wurde; in Kassel ist eine „Geflügelhändlerin“, eine „Lautenspielerin“, in Petersburg „Ein musicirendes Paar“, „Eine Mahlzeit“ und in Braunschweig „Eine jugendliche Wirthin“, die Bier oder Wein ausschenkt. Neben den öffentlichen Gallerien besitzen auch Privatsammlungen Gemälde des Meisters, und nicht die schlechtesten. Es haben auch gute Stecher in reicher Anzahl die Bilder Metsu's veröffentlicht; außer den genannten Stechern nennen wir noch Burnet, J. P. de Frey, Greenwood, Hodges, Ingouf, Levesque, Massard, Ribault, Tellier, J. G. Wille. Wenn in Auctionen Bilder unseres Meisters vorkamen, so haben sie stets sehr hohe Preise erzielt; ein Beweis, daß man stets den hohen Werth des feinen Genremalers zu schätzen verstand.

S. Houbraken, Immerzeel, Kramm, Kataloge der Museen; Andresen-Wessely, Handbuch. Wessely.

Metsys: Quentin M., berühmter vlämischer Maler, geb. zu Löwen 1466, † zu Antwerpen 1530. Sein Vater, Josse M., ein Kunstschlosser, erzog auch seine beiden Söhne Josse und Quentin für sein Gewerbe. In Löwen glaubt man noch einzelne Schlosserarbeiten dem Quentin zuschreiben zu dürfen, so die Krone eines Brunnens beim Dome, den Deckel eines Taufbeckens in der Peterskirche. Quentin zog mit seiner Mutter nach des Vaters Tode, der 1482 starb, nach Antwerpen. Nach Mander beschäftigte er sich während einer Krankheit mit dem Illuminiren kleiner Holzschnitte. Eine Liebesgeschichte soll ihn dann ganz der Kunst erobert haben; der Vater seiner Geliebten, der Kunstfreund van Tuylt, wollte seine Tochter nur einem Künstler geben und so legte M. den Hammer nieder, um den Pinsel zu ergreifen. Man wollte ihn zum Schüler des Rogier van der Weyden machen, aber dieser starb zwei Jahre vor Metsys' Geburt. Nach den Werken seiner berühmten Vorgänger wird er sich wol gebildet haben. Im J. 1491 wurde er als Meister in die Gilde aufgenommen. Nun konnte er seine Alice als Frau heimführen. Man wollte den kleinen Roman in das Bereich der Mythen verweisen, aber die Unterschrift auf seinem Porträt, das 1572 im Verlag von H. Cock erschien, bezeugt gleichfalls, daß M. aus einem Schmied durch Liebe ein Maler geworden sei. M. steht auf der Grenzscheide zwischen der alten und neuen Kunst. In den kirchlichen Compositionen wurzelt er zwar noch in den Traditionen der van Eyck'schen Schule, aber das naturalistische Element drängt sich überall in die mittelalterlichen Formen hinein. M. war nicht in Italien gewesen. Im J. 1508 erhielt M. von der Gilde der Schreiner den Auftrag, ein großes Altarwerk mit Flügeln für ihren Altar in der Antwerpner Kathedrale zu malen, für das er 300 Gulden erhielt. Das Mittelbild stellt die Kreuzabnahme in dem Moment vor, da die Freunde Jesu im Begriffe stehen, dessen Leichnam in Linnen zu wickeln und zu begraben. Der Leichnam zeigt große Magerkeit, aber auch fleißige Studien nach todten Körpern. Der Schmerz in den Köpfen ist getreu der Wirklichkeit abgelauscht, aber eine Verklärung verstand der Künstler demselben nicht zu geben: dafür ist der Meister in der Farbe über seine Vorgänger erhaben. Auf den Flügeln ist das Marterthum der beiden Johannes (Bapt. und Evang.) dargestellt. Das Kunstwerk verbreitete den Ruf des Meisters in den weitesten Kreisen; man pilgerte ordentlich zu demselben nach Antwerpen. Philipp II. von Spanien bot vergebens einen hohen Preis dafür, ebenso Elisabeth von England. Damit es nicht doch verloren gehe, kaufte es von der Gilde die Stadt um 1500 Gulden, für welche Summe sich jene ein Haus bauen konnte. So blieb es in der städtischen Sammlung bis auf den heutigen Tag. Um dieselbe Zeit entstand ein anderes Hauptwerk des Meisters für die St. Peterskirche zu Löwen. Wer es gestiftet hat, ist unbekannt. Der Maler wird kaum ein so umfangreiches Werk seiner Vaterstadt geschenkt haben. Das Mittelbild stellt die Verwandtschaft Christi dar und während sich beim obigen Bilde herber Schmerz über die Köpfe der Freunde Jesu ausbreitet, empfindet und sieht man hier die stille selige Freude des beglückenden Beisammenseins. Auch Farbe, Beleuchtung, Umgebung stimmen damit überein. Ueberraschend wirkt bei einem Meister, der Italien nicht gesehen hat, der von Säulen getragene Renaissancebau. Die vier Flügelbilder enthalten Darstellungen aus der Legende von Joachim und Anna. Auf einem Flügel steht: Quintin Metsys Screef dit. 1509. Wir haben deshalb auch den Meister: Metsys, wie er sich selbst schrieb, genannt und die anderen Schreibweisen: Matsys, Massys, Messys unbeachtet gelassen. Das Altarwerk befindet sich seit 1879 im Museum zu Brüssel. Als die dem heiligen Donatian geweihte Kirche in Brügge abgebrochen wurde, fand man da ein Bild unseres Meisters vermauert (wahrscheinlich um es vor den Bilderstürmern zu retten). Dieser Umstand bewahrte das Bild in ursprünglicher Frische. Es stellt Maria mit dem Kinde über dem Halbmonde schwebend dar, oben sieht

man Gott Vater und den heiligen Geist, unten David mit der Harfe, zwei Propheten und zwei Sibyllen, deren eine den Kaiser Augustus auf die Madonna aufmerksam macht. Besonders an den Frauenköpfen ist eine große Zartheit der Ausführung zu bewundern. Das Bild befindet sich jetzt in der Eremitage zu Petersburg. In die idealen Gebiete der Kunst drängten sich immer mehr die realen Auffassungen hinein, wie es die Zeit gebieterisch verlangte. Das Porträt hatte bereits lange eine Brücke zu der neuen Kunstweise gebahnt. Wenn M. auf dem Gebiete der Kirchenmalerei noch alten Traditionen getreu bleibt, im Porträt ist er ein vollkommen moderner Meister. Es ist zu bedauern, daß uns derselbe kein Bildniß seiner Frau Alice hinterlassen hat, die ihn durch Liebe zur Kunst führte. Die Ehe scheint glücklich gewesen zu sein; sie gebar ihm fünf Söhne und eine Tochter, starb aber um 1507. Ein Jahr darauf ehelichte M. Katharina Heyens, die drei Söhne und vier Töchter gebar und den Meister überlebte. M. muß eine wohlgeordnete Hauswirthschaft geführt haben; als A. Dürer 1521 Antwerpen besuchte, galt M. für den ersten Meister der Stadt. Von Bildnissen seiner Hand sind die beiden in den Uffizien zu Florenz zu nennen, die den Künstler und dessen zweite Frau darstellen, treffliche Bilder ganz in moderner Auffassung, ebenso charakteristisch aufgefaßt als schön gemalt. Das Bild der Frau trägt das Jahr 1520 und in demselben Jahre wird wol auch das Pendant entstanden sein. M. ging auf diesem Wege weiter; wie er im Porträt das einzelne Individuum in seinem Charakter auffaßte, so versuchte er es weiter in der Charakterisirung einer ganzen Menschenklasse oder Gattung (genre), indem er den Charakter dieser entweder in einer Einzelperson darstellte oder ihn in der Handlungsweise mehrerer Personen auszudrücken strebte. So entstand das Genrebild. Daß M. sehr wohl das prosaische Alltagsleben mit kundigem Auge anzusehen verstand, zeigte er episodenartig schon an einzelnen seiner Altarwerke und wir erinnern nur an die Henker, die bei der Marter des heiligen Johannes Evang. das Feuer unter dem Kessel schüren und die als vollkommene flämische Bauern aufgefaßt sind. Zum Losschälen solcher Episoden von dem Kirchenbilde und zur Umwandlung derselben in selbständige Bilder war nur ein Schritt. M. that ihn. Antwerpen hatte einen großen Handelsverkehr und M. wird Gelegenheit gefunden haben so manche Menschen zu beobachten, denen Geld und Geldgewinn über Alles ging. Er führt uns wiederholt mit seiner Kunst in diese Kreise hinein. Da ist das Bild des Louvre in Paris: „Der Banquier und seine Frau", beschäftigt empfangenes Geld zu sortiren und zu probiren. Der Künstler wendet einen schon von Eyck benutzten Gedanken an, uns Personen vorzuführen, die bei der Construction des Bildes nicht sichtbar sind, indem er einen Spiegel hinlegt, in welchem sich die andere Hälfte des Gemaches miniaturartig abspiegelt. Das Bild ist bezeichnet: „Quinten Matsys schilder", 1518. Ein im Gegenstand verwandtes Bild besitzt die königliche Sammlung in Windsor. Auch hier sind wieder zwei Personen mit Haufen Geldes beschäftigt; es dürfte, wenn auch das Schabkunstblatt von R. Earlom nach diesem Bilde die Unterschrift hat: „The Misers (Die Geizhälse), doch die Bezeichnung „Die Wucherer" die zutreffendere sein. — Auch das Dresdener Cabinet besitzt ein Genrebild unseres Künstlers, „Die Processirenden". Ein Mann und ein Weib, die beiden streitenden Parteien, erscheinen vor dem Richter; der Mann, der reich ist, will den Richter mit Geld bestechen, das Weib hingegen will dem Beamten auf einem Seitenwege beikommen, indem es dem Weibe des Richters eine Henne und Eier zusteckt. Man sieht, daß der Künstler nicht zaghaft den reichen Stoff, den ihm die lebendige Umgebung bot, anfaßte, sondern bereits novellenartig denselben durchzuführen verstand. Auch noch einen Gegenstand führte der Künstler ein, der durch andere Künstler unzählige Variationen erfuhr. Ein verliebter Alter macht energisch einer jungen

Dirne den Hof, die ihn so lange beschäftigt, bis sie dessen Börse entwendet hat. Das Bild befand sich in der Sammlung Pourtalès. M. wurde am Begräbnißplatz der Karthäuser bestattet und ihm später ein Denkmal gesetzt.

Wessely.

Mettenius: Georg Heinrich M. war der Sohn einer wohlstehenden Kaufmannsfamilie zu Frankfurt a. M. Er wurde in dieser Stadt am 24. November 1823 geboren, erhielt daselbst Jugenderziehung und Gymnasialbildung und bezog Ostern 1841, als Student der Medicin, die Universität Heidelberg, auf welcher er das medicinische Studium betrieb und 1845 mit der Doctorpromotion abschloß. Dem Wunsche der Eltern entsprechend bestand er bald darauf das medicinische Staatsexamen in seiner — damals staatlich selbstständigen — Vaterstadt und ließ sich in derselben als practischer Arzt nieder. Den an ihn gestellten Anforderungen hatte er hiermit Genüge geleistet, seine eigenen Wünsche nichts weniger als befriedigt. In Frankfurt bestand damals ein sehr reges Interesse für naturwissenschaftliche Studien. Männer wie Hermann von Meyer, Ed. Rüppell, G. Fresenius und Andere lebten dort, lehrten, und hatten im Anschluß an die Stiftungen Joh. Chr. Senckenberg's Anstalten und Lehrmittel geschaffen, welche naturwissenschaftliche Neigungen der heranwachsenden Generation förderten und anregten. M. nahm daher, als Georg Fresenius' Schüler, eine ausgesprochene Vorliebe für botanische Studien mit zur Universität und betrieb dieselben neben der Medicin eifrigst. Bald nach der Niederlassung als Arzt erlangte er es denn auch, zur Ausbildung in der von den Seinigen als brodlos betrachteten Lieblings-Wissenschaft eine längere Studienreise unternehmen zu können, die ihn 1846 nach Helgoland, dann nach Berlin, Wien und an die Küsten des Adriatischen Meeres führte. Im Herbste 1848, nach des Vaters Tode, kehrte er nach Heidelberg zurück, um sich daselbst als Docent der Botanik zu habilitiren. Herbst 1850 kam er dann nach Freiburg als Professor der Botanik und im Herbste 1853 folgte er einem Rufe an die Universität Leipzig als formeller Nachfolger des in Ruhestand getretenen alten Professors Schwägrichen und als thatsächlicher des kurz vorher verstorbenen Gustav Kunze. Der Leipziger Stellung stand er mit Geschick und Energie vor, welche er zu Anfang sehr nöthig hatte, um die mangelhaften Zustände des ihm anvertrauten botanischen Gartens in einige Höhe und Ordnung zu bringen. Dies gelang zuletzt vortrefflich. M. hatte sich erst spät einen eigenen Heerd gegründet durch Verheirathung mit der zweiten Tochter Alexander Braun's, seines langjährigen wissenschaftlichen Freundes. Da ereilte ihn am 18. August 1866 ein plötzlicher Tod: er war 2 Tage zuvor unwohl von einem Ausfluge heimgekehrt, erkrankte in der Nacht vom 17. zum 18. an der Cholera und erlag dieser Krankheit, eines der ersten Opfer der damaligen Leipziger Epidemie. Mettenius' Leistungen in seinem Berufe sind die eines energischen, stets zielbewußten, dabei streng gewissenhaften und rechtschaffenen Mannes. Auf wissenschaftlichem Gebiete hat er sich durch eine Reihe kleinerer Arbeiten und durch seine Reorganisation der Leipziger botanischen Anstalten als ein allseitig ausgebildeter gründlicher Forscher legitimirt. Seine wissenschaftliche Hauptthätigkeit concentrirte er, in richtiger Abschätzung des Maaßes seiner Kräfte, auf eine Bearbeitung der Farngewächse im weitesten Sinne des Wortes und sowol in entwicklungsgeschichtlicher, anatomischer als auch descriptiver Richtung. Die Doctordissertation „De Salvinia“ beginnt die Reihe der hierauf bezüglichen Publicationen. Ihr folgten, neben kleineren Arbeiten, die „Beiträge zur Kenntniß der Rhizocarpeen“; später die „Filices Horti Lipsiensis“, ein bedeutendes Werk, in dem die von Gustav Kunze in Leipzig angesammelten Materialien als Grundlage zu einer streng wissenschaftlichen Arbeit benutzt sind, und dann eine Reihe von größeren Monographien, welche theils in den Abhandlungen der sächsischen Ges. der Wissen-

schaften, theils in jenen der Frankfurter Senckenberg'schen Gesellschaft, theils in Reisewerken enthalten sind. Für eine große zusammenfassende descriptive Bearbeitung der Farngruppe sammelte er in den Museen Europas ein bedeutendes Material, dessen abschließende Verwerthung der jähe Tod nicht zu Stande kommen ließ. de Bary.

Mettenleiter: Joh. Jakob M., Maler, geb. am 9. August 1750 zu Großkuchen bei Neresheim (Württemberg) als der Sohn eines Uhrmachers und Schulmeisters, hatte von Jugend auf großen Hang zum Zeichnen, kam deshalb bei J. G. Zink zu Neresheim in die Lehre, dann beim Maler Urban in Schwäbisch-Gmünd, wo er es bald soweit brachte, daß er mit Porträtmalen seinen Unterhalt sicherte. Wichtiger wurde um 1770 die Bekanntschaft mit Knoller, welcher damals wegen Uebernahme der Plafond-Fresken in der Klosterkirche zum ersten Male Neresheim besuchte. Durch den Hofmaler Brand zu Mannheim wurde M. mit der Antike bekannt. Eine Studienreise brachte ihn nach Holland und von da als Soldat nach Südafrika. In der Capstadt malte er zahlreiche Bildnisse und gewann dadurch so viel Vermögen, daß ihm nach Abzug der Loskaufungssumme in Amsterdam noch 3000 Gulden übrig blieben. Von seiner Heimath ging M. mit seinem jüngeren Bruder, Joh. Michael M., 1775 auf ein Jahr nach Rom und dann nach München, um in der kurfürstlichen Bildergallerie besonders Mieris und G. Dow zu copiren. Von Augsburg aus, wo M. eine „Auferstehung Christi" für den Dom malte und sich 1778 häuslich niederließ, wanderte er wieder nach Amsterdam, dann nach Wien, hier excellirte er mit seinen Copien nach Balthasar Denner's Porträts und mit eigenen Bildnissen, übersiedelte aber 1786 nach Petersburg. Daselbst erweiterte er seine Thätigkeit auch auf Genrestücke und Landschaften, ohne daß uns weitere Kunde darüber wurde, als daß M. 1825 zu Petersburg starb. Von seiner Hand existiren auch 9 Blätter Radirungen. Das Porträt des Künstlers (mit dem Kupferstecher Joh. El. Haid an einem Tische sitzend und ein Zeichenbuch durchblätternd) zeigt ein Schabkunstblatt von J. E. Haid nach einem Bilde Mettenleiters 1784.

Vgl. Nagler, 1840, IX. 178 ff., Müller-Klunzinger 1864, III. 83.

Hyac. Holland.

Mettenleiter: Joh. Michael M. (auch Mettenleitner), Kupferstecher und Lithograph, geb. am 22. April 1765 zu Großkuchen bei Neresheim, machte als Kind die erste Bekanntschaft mit der Kunst durch die Kupferstiche und Zeichnungen seines älteren Bruders J. J. M., welcher den zehnjährigen Knaben 1775 mit nach Rom brachte und ihm daselbst den ersten Unterricht ertheilte. Nach seiner Rückkehr im Sommer 1776 blieb M. im Hause seines Vaters wieder sich selber überlassen, bis ihn der Bruder 1778 nach Augsburg kommen ließ, von da wendete sich M. 1782 nach München, um in der Gallerie unter der Aufsicht des damaligen Inspectors und Hofkammerrathes Jakob Dorner zu copiren und seit dem 1782 erfolgten Tode seines Vaters seinen Unterhalt zu verdienen. Die Versuche, für den Buchhändler Strobl zu dessen Verlagsartikeln Bilder zu radiren, glückten; seine erste Arbeit war eine Vignette und ein Titelkupfer zu Franz Marius Babo's „Gemälde aus dem Leben der Menschen", München 1784. Dann folgten die „Kupfer" zu Westenrieders „Geschichte von Baiern" (1786) und dessen „Historischem Almanach" (Kalender) 1787 ff., welche damals großes Aufsehen erregten und dem Künstler neue Bestellungen von Buchhändlern in Leipzig, insbesondere Crusius, zuzogen. M. lieferte in der Folge über 1800 kleine Blätter zur bairischen und deutschen Geschichte u. s. w., welche damals gerechtes Erstaunen hervorriefen, vielfach mit Chodowiecky verglichen wurden, aber an Feinheit doch hinter diesem Meister zurückbleiben. Als im J. 1790 der Hofkupferstecher Joh. Georg Winter starb, erhielt M. dessen Stelle

vom Kurfürst Karl Theodor mit 200 Gulden Gehalt gegen Ehelichung der Winter'schen Wittwe und Erziehung ihrer drei unmündigen Kinder. M. erhielt später noch Zulage und den Auftrag, ein Cabinet im sog. „Hirschgarten" zu Nymphenburg mit mythologischen Jagdscenen zu decoriren. Auf die von Sennefelder gemachte Erfindung der Lithographie brachte M. die vertiefte Manier des Radirens und Stechens in Anwendung und verbesserte dabei vielfach die Pressen. Bei der damals neu errichteten lithographischen Anstalt der Steuerkataster-Commission erwarb sich M., welcher alsbald die Stelle eines Inspectors erhielt, große Verdienste durch Vereinfachung und zweckmäßige Einrichtung der mechanischen Hülfsmittel, auch errichtete er 1809 eine lithographische Anstalt für den Kgl. Staatsrath, in welcher Vorträge, Rescripte u. dgl. möglichst schnell vervielfältigt werden konnten und lieferte 1811 die Platten zu den Loosen des Lotterie-Anlehens, wozu M. eine neue, sehr vortheilhafte Manier erfand, den Druck derselben aufs genaueste zu controlliren. Mettenleiter's Verdienste und die Vorzüge seiner Einrichtungen und Erfindungen wurden alsbald im Auslande bekannt und veranlaßten den Kaiser Alexander I. den Künstler 1818 nach Warschau zu berufen, um daselbst eine lithographische Anstalt und Feld-Druckerei ins Leben zu rufen, wofür M. mit dem Stanislaus-Orden beehrt wurde. Nach München zurückgekehrt verfloß sein Leben in unausgesetzter Thätigkeit, auch nachdem M. im J. 1833 den verdienten Ruhestand im Staatsdienste erbeten hatte. Im J. 1844 traf den Künstler das Unglück, in einer der Straßen Münchens überfahren zu werden und nebst einer bedeutenden Verletzung am Kopfe einen Beinbruch zu erleiden; auf einer zu seiner Herstellung unternommenen Badereise wurde M. bei Ebersberg mit dem Reisewagen umgeworfen und abermals verletzt. Er zog sich nach Passau zurück, von dessen milderem Klima M. Linderung seiner Leiden hoffte; er starb daselbst am 19. März 1853. Die Akademie der bildenden Künste in München hatte ihn frühzeitig unter ihre Ehrenmitglieder aufgenommen. M. gehörte auch zu den Stiftern des Münchener Kunstvereins. Unter seinen Lithographien verdienen besondere Erwähnung zwei große von M. componirte und in Kreide-Manier auf Stein gezeichnete Blätter: „Kaiser Otto III. zu Besançon" und die „Schlacht von Wimpfen" darstellend, welche zu den besten Arbeiten dieser Art zählten. — Unter den verschiedenen Trägern dieses Namens hat sich auch ein Neffe des Vorgenannten Johann Evangelist M. (geb. 1792 zu Großkuchen) insbesondere durch seine Schreibvorlagen, Alphabete und äußerst künstlichen Zierschriften hervorgethan; er bekleidete in München das Amt eines Inspectors an der lithographischen Staatsdruckerei.

Vgl. M.'s Autobiographie in Schaden, Artistisches München, 1836, S. 76 ff. Raczynski II, 451. Nagler, 1840, IX, 181 ff. Kunstvereins-Bericht f. 1853, S. 50. Hyac. Holland.

Mettenleiter: Johann Georg M. wurde am 6. April 1812 zu St. Ulrich im Lohnthal (in Württemberg) geboren. Im Alter von 12 Jahren schickte ihn sein Vater, der Volksschullehrer war und seinen Sohn ebenfalls für das Schulfach ausbilden lassen wollte, nach Wallerstein, wo der Onkel Joh. Michael M. die Stelle eines fürstlich Wallerstein'schen Secretärs und Chorregenten bekleidete. Hier erhielt der Knabe Unterricht in der lateinischen und französischen Sprache, sowie auch im Zeichnen. Im J. 1836 bezog er das K. Schullehrer-Seminar in Bamberg. Er vollendete jedoch den Seminarcursus nicht. Schon im Februar 1837 rief ihn ein Decret des Fürsten Aloys von Oettingen-Spielberg in die Residenz als Chorregenten der Stadtpfarrkirche St. Sebastian. Während des zwei- und einhalbjährigen Aufenthaltes in dieser Stadt führte M. eine totale Regeneration der Kirchenmusik herbei. Seine Wirksamkeit in dieser Hinsicht machte viel von sich reden und lenkte die Aufmerksamkeit des Bischof Reisach und des Kanonikus Dr. Karl Proske auf ihn. Diese beiden kunstsinnigen Männer

gaben auch den Anstoß dazu, daß das Stiftscapitel U. L. Frau zur alten Kapelle den jungen Reformator als Chorregenten und Organisten nach Regensburg berief. In dieser Stellung blieb er bis zu seinem Tode, der am 6. October 1858 erfolgte. Mettenleiter's Bedeutung liegt darin, daß er einer der ersten Vorkämpfer war für die Reform der Kirchenmusik, welche sich zunächst in Regensburg vollzog. Unter Leitung des bekannten Musikgelehrten Dr. K. Proske, der sein Lehrer und väterlicher Freund wurde, entfaltete M. in Regensburg eine ungemeine Thätigkeit auf kirchenmusikalischem Gebiete. Während Proske dafür sorgte, daß die bedeutendsten Werke der classischen Periode der Kirchenmusik aus dem Staube der Bibliotheken herausgezogen und neu publicirt wurden (Musica divina — Selectus novus Missarum) nahm M. dieselben in das Repertoire seiner Kapelle auf und suchte durch Aufführungen in der Kirche und in kirchenmusikalischen Concerten den Sinn des Publicums auf die von echt kirchlichem Geiste durchwehte ältere Kirchenmusik hinzulenken und für dieselbe zu gewinnen. Obwol manche Schwierigkeiten und Hindernisse zu überwältigen waren, sah er doch bald, daß er sich nicht umsonst bemüht hatte; denn Regensburg wurde der Ausgangspunkt der Entwickelung der kirchenmusikalischen Reform, die von hier aus ihren Weg durch ganz Deutschland nahm. Nicht minder thätig war M. als Componist. Seine Lieder, Psalmen, Messen, von denen nur Einzelnes im Druck erschien (Psalm 95, „Singt Jehova", für 6 Männerstimmen. Regensburg, Pustet, 1847. — Psalm 114, „Alleluja, Liebe erfüllt", Mainz, Schott, 1852 — „Crux fidelis", für 2 Chöre mit Posaunen, Brixen, Weger, 1868) bekunden eine originelle Conception und eine vollendete Kunstform im Anschluß an den Stil der alten Meister. Sein künstlerisches Schaffen krönte er mit der Herausgabe des „Enchiridion Chorale", welches die liturgischen Gesänge bei der heiligen Messe, Vesper und Complet enthält (Regensburg, Pustet, 1853) und der Orgelbegleitung dazu (daselbst). Diese letztere Publication legt Zeugniß davon ab, daß M. die alte Kirchenmusik in ihrem tiefsten Wesen und in ihren charakteristischen Eigenthümlichkeiten erfaßt hatte und ist in Bezug auf den mehrstimmigen Satz meisterhaft und zum Studium sehr zu empfehlen. In der Praxis hat sich das Werk überlebt, weil man den erhabenen Schwung des Gregorianischen Choralgesanges durch eine solche Accordbegleitung nicht beeinträchtigen will und deshalb in neuerer Zeit der Begleitung nach dem System der „durchgehenden Noten" den Vorzug gegeben hat.

Ein jüngerer Bruder des Genannten, Dr. Dominikus M., geb. den 20. Mai 1822 zu Thannhausen (in Württemberg), seit 1850 Vicar an der alten Kapelle U. L. Frau zu Regensburg, † am 2. Mai 1868, ist als Musikschriftsteller vortheilhaft bekannt geworden. Er schrieb zunächst eine Biographie seines Bruders, „Joh. Georg Mettenleiter, ein Künstlerbild", Brixen, Weger, 1866, sodann eine Biographie Proske's, Regensburg, Bössenecker, 1868, außerdem als Vorarbeiten zu einer Musikgeschichte Baierns eine „Musikgeschichte der Stadt Regensburg", daselbst 1866; eine „Musikgeschichte der Oberpfalz", Amberg, Pohl, 1867; „Orlando di Lasso, Registratur für die Geschichte der Musik in Baiern", Erstes Heft, Brixen, Weger, 1868; „Philomele, Musikal. Taschenbuch" für 1866 und 1868, Regensburg und Brixen 1866/68; „Musika, Archiv für Wissenschaft, Geschichte, Aesthetik und Litteratur der heiligen und profanen Tonkunst", 1. u. 2. Heft, Brixen 1866/68, endlich eine „Faßliche und practische Grammatik der katholischen Kirchensprache", Regensburg 1865 und mehrere kleinere Abhandlungen.
Bäumker.

Metternich: Fürst Clemens Wenzeslaus Lothar M.*).

---

*) Es war leider nicht möglich, den Artikel über Fürst Metternich rechtzeitig zu erhalten; er muß also im folgenden (22.) Bande nachgeliefert werden.

Metternich: Matthias M., Mathematiker, geb. 1758 in Steinfrenz bei Limburg, † am 14. September 1825 in Mainz. Er studirte zunächst in Mainz, wo er sich die philosophische Doctorwürde erwarb, und ging dann noch nach Göttingen, wo er Kästners Schüler wurde, und widmete sich, nach Mainz zurückgekehrt, dem Lehrfache der Mathematik und Physik, für welche Fächer er 1785 als Professor angestellt wurde. Er betheiligte sich stark an den revolutionären Bewegungen der folgenden Jahre, war Klubist und Deputirter zum rheinischen Nationalconvent und wurde als solcher bei der 1793 erfolgten Einnahme von Mainz gefangen auf den Petersberg bei Fulda gebracht. Bald wieder entlassen, begab er sich nach Paris, wo er bis 1798 lebte. Im folgenden Jahre schickte ihn die französische Regierung als höchsten Polizeibeamten und Vorsteher des sog. Denominationsbureau nach Mainz, eine Stellung, welche er später mit der eines Professors der Mathematik an der Centralschule vertauschte. Von nun an scheint er mit Politik sich nicht ferner beschäftigt zu haben, wenigstens blieb er an jener Schule bis zu seinem Lebensende. Unter seinen ziemlich zahlreichen elementar-mathematischen Schriften ist auch dem Zuge der Zeit folgend eine Parallelentheorie (1815). Seine Abhandlung „Ueber den Widerstand der Reibung" wurde 1789 von der fürstl. Jablonowski'schen gelehrten Gesellschaft zu Leipzig mit dem Preise gekrönt.

Vgl. Scriba, Biogr.-litt. Lexikon II, 481. Cantor.

Metternich: Wolf Freiherr v. M., † den 17. December 1731 in Rudolstadt. Sein Vater, Johann Reinhard v. M., auf Chursdorf in der Neumark, unweit Küstrin, war von der katholischen Kirche zur reformirten übergetreten und ließ auch seinen Sohn in derselben auferziehen. Dieser, von dessen Jugend und Bildungsgang wir wenig erfahren, bekleidete frühzeitig die Stelle eines brandenburg-baireuthischen und anspachischen Geheimrathes und Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg, welche er im Juli 1726 mit dem Posten eines schwarzburgischen Geheimrathes und Kammerpräsidenten zu Rudolstadt vertauschte, dem er aber nur wenige Jahre bis zu seinem Tode vorstand. Seine Zeitgenossen schildern ihn als einen leidenschaftlichen Verehrer der Chemie und mystischen Theologie. Er ließ verschiedene kleine Schriften, doch nicht ohne sich des Plagiats schuldig zu machen, unter angenommenen Namen drucken, so z. B. unter dem Namen Hilarius Theomilus: „Stete Freude des Geistes, das eigene Kleinod derer, die den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit, worinnen kürzlich und gründlich erwiesen, daß das wahre Christenthum an und vor sich selbst zu keiner Traurigkeit ꝛc., sondern zu einer steten Freude auch noch in diesem Leben führe ꝛc." Innerer Titel: „Alethophili kurzer und leichter Weg zu einem Gott und Menschen wohlgefälligen und glücklichen Leben für alle Stände der Menschen", 1706. In P. Poiret „bibliotheca mysticorum selecta etc.", Amsterdam 1708, heißt es S. 345 von ihm: „Hilarii Theomili laetitia. liber solidus, internus, facilis, succinctus, methodicus". Unter dem Namen Alethophilus gab er ferner neun theologische (theosophische) Schriften heraus bis zum J. 1729.

Weniges von seinen Lebensverhältnissen berichtet Gauhen, Adelslex., 1. Thl., Leipzig 1740. Ueber v. M.'s Briefwechsel mit dem Grafen N. L. v. Zinzendorf vgl. Spangenberg's Leben des Letztern, 2. Thl. S. 286, 3. Thl. S. 455 und 458, außerdem Weller's Wörterbuch der Pseudonymen, Leipzig 1856, S. 5 und 145; Schmieder, Geschichte der Alchemie, S. 493 ff.

Anemüller.

Mettlerkamp: David Christoffer M., geb. im Mai 1774 zu Hamburg, widmete sich dem Gewerbe seines Vaters, eines wohlhabenden Bleideckers, der unter Leitung des Arztes J. A. H. Reimarus die ersten Blitzableiter auf dem europäischen Festlande errichtet hatte. Nach der ersten Befreiung Hamburgs von der französischen Herrschaft im März 1813 trat M. voll Patriotismus an

die Spitze eines Bataillons der neu errichteten Bürgerwehr, die sich den wieder heranrückenden Feinden muthig entgegenstellte, jedoch schließlich nicht verhindern konnte, daß die Ende Mai von Tettenborn's Russen geräumte Stadt nochmals in die Hände der Franzosen fiel. Zu seinem Schmerze sah M., der einen längeren Widerstand gewünscht hatte, sich genöthigt, seine Bürgersoldaten zu entlassen. Doch hielt es ihn nicht länger mehr in der wieder französisch gewordenen Vaterstadt, in der überdies seine persönliche Sicherheit bedroht erscheinen mußte. Ohne Abschied von seiner Familie aus Hamburg geflüchtet, wußte er dann in Mecklenburg ein „Corps der hanseatischen Bürgergarden im Felde" um sich zu sammeln, mit dem er als Oberstlieutnant an dem Feldzug an der Niederelbe und der langen Belagerung Hamburgs ruhmreichen Antheil nahm. Zum Oberstlieutenant war er ernannt vom Kronprinzen von Schweden, dem Oberbefehlshaber der Nordarmee der Verbündeten, dem er auch sein Corps zugeführt und unterstellt hatte, wie später der russischen Armee unter Bennigsen. M. war ferner damals neben Perthes, Beneke, Syndicus Gries aus Hamburg, Syndicus Curtius aus Lübeck und Senator Smidt aus Bremen Mitglied des sog. Hanseatischen Directorii, welches die Continuität der Selbstständigkeit der Hansestädte erfolgreich repräsentirte. Inzwischen ward von den französischen Machthabern in Hamburg sein Todesurtheil ausgesprochen und seine ganze Habe confiscirt. Als endlich am 31. Mai 1814 der russische General Bennigsen seinen Einzug in das befreite Hamburg halten konnte, räumte er der Bürgergarde Mettlerkamp's, bestehend aus 1262 Mann (meist Infanterie, nebst einigen Cavalleristen, Artilleristen und Schützen) den Vortritt ein, indem er erklärte, der Bürgergarde gebühre die Ehre voranzuziehen, da sie in manchen Gefechten vor Hamburg an der Spitze der russischen Truppen gefochten habe. M. wurde dann zum Befehlshaber der neu organisirten Bürgergarde gewählt, lehnte aber, da er mit manchen bereits getroffenen Anordnungen nicht einverstanden war, die Annahme dieses Amtes ab und begann wieder sein früheres bürgerliches Gewerbe. 1825 entschloß er sich, nach Beßarabien überzusiedeln, wo einer seiner Söhne Gutsbesitzer war. (Andere Söhne standen in russischen Kriegsdiensten, und zwar einer zuletzt als General.) Doch schon nach wenigen Jahren kehrte er nach Hamburg zurück, um hier nunmehr eine Eisengießerei zu errichten. Bei seiner Uebersiedelung nach Beßarabien wurde ihm von der Stadt Hamburg ein Ehrengeschenk von 1000 Friedrichsd'or und von seinen alten Kriegskameraden ein kostbarer Ehrendegen überreicht. Als eifriger Demokrat gehörte M. 1848 trotz seiner 74 Jahre zu den Führern der Opposition. Zum Mitgliede der constituirenden Versammlung erwählt, eröffnete er dieselbe als Alterspräsident am 13. December 1848. M. verband mit einem klangvollen, sonoren Stimmorgan eine vorzügliche natürliche Redegabe und zeichnete sich auch als kunstsinniger Dilettant im Fache der Aquarellmalerei aus. Er starb am 25. Juli 1850.

Hamb. Schriftstellerlexikon, Bd. 5, Hamburg 1870, S. 218 ff. F. Wille, Mettlerkamp, Hamburg 1866. W. von Melle.

Metz: Andreas M., geb. am 7. December 1767 in Bischofsheim an der Rhön, † in Würzburg am 7. December 1839, studirte in Würzburg und trat daselbst 1786 in das geistliche Seminar ein, in welchem er später auch als Repetitor der Philosophie zu wirken hatte. Nachdem er (1791) die Priesterweihe empfangen hatte, erhielt er (1792) die Stelle eines Caplans in Großbardorf bei Königshofen, fand aber bald eine angemessenere Verwendung, als er 1794 zum Professor der Philosophie und Mathematik am Würzburger Gymnasium ernannt wurde; und nachdem er bereits 1798 die Erlaubniß erhalten hatte, auch an dortiger Universität Vorlesungen zu halten, wurde ihm 1802 die ordentliche Professur der Philosophie, welche bis dahin Reuß inne gehabt, übertragen.

Ebenso wie letzterer gehörte er zu den entschiedenen Anhängern der Philosophie Kant's, und in dieser Richtung schrieb er „De principio ethices supremo" (1796), „Institutiones logicae" (1796), „De philosophorum criticorum (d. h. der Kantianer) de logicae studio meritis" (1799), „Compendium criticae rationis practicae" (1800), „Conspectus logicae" (1801), „Handbuch der Logik" (1802), „Kurze und deutliche Darstellung des kantischen Systemes" (1802), „Handbuch der Anthropologie" (1808) und „Grundriß der praktischen Philosophie" (1826). Außerdem erschienen von ihm: „Das Majestätsrecht" (1823, eine Universitäts-Rede) und „Ueber den Begriff der Naturphilosophie" (1829), sowie einige mathematische Schriften, nämlich: „Theoria logarithmorum" (1795), „De ratione superficiei telluris aquis obtectae ad superficiem terrae continentis" (1800) und „Handbuch der Elementar-Arithmetik" (1804).

N. Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1840, S. 55. Prantl.

Metz: Johann Martin M., Maler, geb. um 1730, wurde am 27. Mai 1768 bei der Kölner Zunft als Meister aufgenommen. Er malte Blumenstücke mit einem weichen, nur etwas zu matten Pinsel. Besonders schätzte man seine Blumenkränze, die sich um grau in grau ausgeführte Darstellungen religiösen und mythologischen Inhalts winden. 1771 errichtete er eine „nach dem Venetianischen Formular eingerichtete Academische Zeichens-Schuhl für Junge Herren und das Schöne Geschlecht." 1781 begab er sich mit seiner Familie nach England, wo seine Arbeiten Beifall fanden. Er starb gegen das Ende des Jahrhunderts. M. hat sich in seinen jüngeren Jahren längere Zeit in der Residenzstadt Bonn aufgehalten und im Auftrage des Kurfürsten Clemens August, zu dessen Hofmalern er gehörte, die sämmtlichen kurfürstlichen Schlösser, sowohl die rheinischen wie die westphälischen, in schönen Zeichnungen nach der Natur aufgenommen. Nicolaus Mettel und Peter Wyon besorgten den Kupferstich davon. Die ganze Sammlung besteht aus 22 Blättern in gr. qu. fol., wovon das letzte, das Residenzschloß in Osnabrück, nur im Aetzdruck erschienen ist. Vollständige Exemplare dieser interessanten Folge sind sehr selten und geschätzt. Der 1761 eingetretene Tod des kunstsinnigen Kurfürsten hat das vollständige Erscheinen unterbrochen, so daß von den auf dem Titel- und Dedicationsblatte genannten Schlössern drei: Münster, Hildesheim und Wall-Beck, nicht in Kupferstich ausgeführt worden sind. M. hat auch recht hübsche, gefällig und mit Geist behandelte Aquarellblätter geliefert. Ein Sohn dieses Malers, Konrad Martin, der ihm 1755 zu Bonn geboren worden, bildete sich in London unter Bartolozzi's Leitung zu einem berühmten Kupferstecher aus. 1801 ging er nach Rom und unternahm den Stich des „Jüngsten Gerichts" von Michel Angelo Buonarotti in der Sixtina — eine ausgezeichnete Kunstleistung, welche 1808 in 12 großen Blättern beendet wurde. Er ist 1827 gestorben.

J. J. Merlo.

Metze: Walther v. M., Minnesänger. Vielleicht einem tirolischen Geschlecht angehörig, aber urkundlich nicht nachweisbar. Der Dichter gehörte zu denen, die im Anschluß an Walther von der Vogelweide den edeln Minnesang pflegten. Seine Lieder sind nicht eben bedeutend, aber gefällig nach Form und Inhalt.

von der Hagen, Minnesänger 4, 243—248. Bartsch, Liederdichter [2] L.

W. Wilmanns.

Metzenradt: Johannes von M. ist der Verfasser einer wunderlichen, ausführlichen, um das Jahr 1540 verfertigten Schrift, in welcher die Gründung einer neuen Secte und deren Glauben vertheidigt wird. Der Papst und Luther werden beide verworfen; ein Zusammenhang mit Waldensern und böhmischen

Brüdern wird angedeutet; wiedertäuferische Gedanken scheinen in besonders unklarer Weise zu Grunde zu liegen. Die Schrift ist an Kaiser Karl V. gerichtet, dem Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg übergeben und befindet sich handschriftlich auf der königl. Bibliothek zu Berlin. Auf der Rückseite des Titelblattes befindet sich ein Gedicht und am Schluß des ganzen sind sieben Lieder hinzugefügt, von denen die vier ersten Akrosticha auf die Namen von Karl V., König Ferdinand, Kurfürst Joachim II. und Markgraf Johann zu Brandenburg sind. Wackernagel hat vier dieser Lieder im 5. Theile seines Werkes abgedruckt; sie sind ebenso geheimnißvoll und schwer verständlich, wie die Schrift selbst, aus welcher Wackernagel im 1. Theile einige Proben mitgetheilt hat. — Ob Metzenradt zur Familie Metzrad gehört, aus welcher ein Abraham von Metzrad als ein befreundeter Schüler der Reformatoren in Wittenberg vorkommt, war nicht nachzuweisen, wie denn überhaupt es an allen Angaben über seine Person fehlt.

Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied, I, S. 409 ff. V, S. 506 ff. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., II, S. 145 ff. — Ueber Abraham von Metzrad vgl. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1577 f. l. u.

Metzger: Johann Daniel M., Arzt, ist den 7. Februar 1739 in Straßburg i. E. geboren, hatte daselbst unter Lobstein's Leitung Medicin studirt und 1766 nach Vertheidigung seiner Inauguraldissertation „de primo pare nervorum“, einer auf eigene Untersuchungen begründeten, anatomischen Beschreibung der Geruchsnerven, den Doctorgrad erlangt. Er hielt zuerst in Straßburg Privatvorlesungen über Medicin, folgte dann einem Rufe des Prinzen Bentheim in Steinfurt, der ihn zum Leibarzte, Hofrath und Sanitäts-Inspector in seiner Residenz ernannt hatte, und siedelte von hier im Jahre 1777 als Professor der Medicin nach Königsberg über, wo er der Reihe nach Vorlesungen über Anatomie, Physiologie, Pathologie, Chirurgie, besonders aber über gerichtliche Medicin gehalten hat und am 16. September 1805 gestorben ist. — Mit gründlichen Kenntnissen in den verschiedenen Gebieten der Naturwissenschaften und der Heilkunde ausgestattet, erfreute sich M. geistiger Gewandtheit und eines scharfen kritischen Verstandes und so war er wohl befähigt, sich an der Discussion über die medicinischen Fragen zu betheiligen, welche seine Zeit bewegten, und selbstständige rationelle Ansichten über das ihn vorzugsweise interessirende Gebiet der gerichtlichen Medicin zu gewinnen; seine zahlreichen Arbeiten in dieser Doctrin (so namentlich „Gerichtlich-medicinische Beobachtungen“, 2 Jahrg. 1778. 1780 und „Neue gerichtl.-med. Beob.“, 1798 — „Handbuch der Staatsarzneikunde, enthaltend die medicinische Polizei- und gerichtl. Arzneiwissenschaft“ 1787 — „Ueber die Kennzeichen des Todes und den auf die Ungewißheit derselben gegründeten Vorschlag, Leichenhäuser zu errichten“, 1792 — Animadversiones ad docimasiam pulmonum“, 1787 — „Materialien für Staatsarzneikunde und Jurisprudenz“, 2 Stücke, 1792. 1795 — „System der gerichtl. Arzneiwissenschaft“, 1793. 1798, in 5. Aufl. von W. H. G. Remer herausgegeben, 1820 — „Gerichtlich.-med. Abhandlungen“ (als Suppl. zur 3. Aufl. des Systems) 2 Theile 1803. 4, demnächst eine Reihe kleinerer Arbeiten, die theils als akademische Gelegenheits-Schriften, theils in seinen „Vermischten med. Schriften“, 3 Bde. 1781—84, und „Neue vermischte med. Schriften“, 1800, veröffentlicht worden sind) waren seiner Zeit hoch geschätzt und nehmen noch heute eine ehrenvolle Stelle in der betreffenden Litteratur ein. — Eine nicht weniger umfangreiche, wenn auch weniger fruchtbare litterarische Thätigkeit hat M. auf den Gebieten der Anatomie und Physiologie, der praktischen Medicin und Chirurgie und der medicinischen Litteraturgeschichte entwickelt; in einer Reihe kleinerer Arbeiten endlich hat er, wie bemerkt, die eben damals das allgemeine Interesse des ärztlichen Publikums

besonders lebhaft beschäftigenden Tagesfragen einer treffenden Kritik unterworfen. So ist die Schrift „Ueber Irritabilität und Sensibilität als Lebensprincipien in der organisirten Natur", 1794, wesentlich gegen das System Brown's gerichtet, dem er die Einseitigkeit der Standpunkte in der Auffassung der Lebensvorgänge nachweist; in dem „Programma quo somnambulismus magneticus hodie solemnis perstringitur", 1787, widerlegt er mit Scharfsinn die Träumereien Mesmer's und seiner Anhänger; in der Schrift „Ueber den menschlichen Kopf in anthropologischer Rücksicht" u. s. w. 1803, kritisirt er die Gall'sche Theorie der Cranioscopie, indem er dieselbe immerhin als beachtenswerth bezeichnet, aber erklärt, daß Gall einerseits nicht zu seinem Ziele gekommen ist, andererseits weit über dasselbe hinausgeschossen hat.

Ein Verzeichniß der Schriften Metzger's findet sich in Biographie médicale VI 268 und (nicht vollständig) in Engelmann, Biblioth. med.-chir., 1848, 375—76. A. Hirsch.

Metzger: Joseph M., Historiker, geb. zu Eichstätt am 5. September 1635, trat im J. 1651 in das Stift zu St. Peter in Salzburg, woselbst er im J. 1673 die Würde des Priors übernahm. Mit 23 Jahren war er bereits Professor der Poesie am Gymnasium zu Salzburg; späterhin trug er philosophische und theologische Disciplinen an der dortigen Hochschule vor. Auch bekleidete er in seinen letzten Jahren die Ehrenstelle eines Prokanzlers an der genannten Universität. Mit Mabillon stand er längere Zeit in freundschaftlichem Briefwechsel; der berühmte Benedictiner besuchte ihn auf seiner Reise durch Süddeutschland im August 1683 in Salzburg und disputirte mit ihm über das Zeitalter des hl. Rupert, in welcher bekannten Streitfrage der Prior von St. Peter natürlich die Tradition seines Klosters vertrat, daß St. Rupert zu Ende des VI. und nicht erst des VII. Jahrhunderts nach Baiern gekommen sei. Zwei Monate nach dieser Zusammenkunft erkrankte M. auf einer Pilgerfahrt nach Maria Einsiedeln und starb zu St. Gallen am 26. October 1683. Ein Nachruf in Mabillon's iter germanicum nennt ihn Universitatis Salzburgensis praecipuum ornamentum. Seine Brüder Paul und Franz M. gaben das von ihm hinterlassene erste größere Geschichtswerk über das Erzbisthum Salzburg „Historia Salisburgensis" im J. 1692 heraus; obschon jetzt veraltet, verräth es doch einen für jene Zeit weiten historischen Blick.

Vgl. Kobolt's Gelehrtenlexicon, wo auch die Titel seiner übrigen Schriften. Historia Universitatis Salisburgensis p. 378. Gg. Westermayer.

Metzler: Dr. Johann M., Staatsmann und Gelehrter, geb. um 1494 in Breslau, † den 2. October 1538, stammte aus einer reichen aus Ungarn eingewanderten Familie, hatte in Italien die Rechte studirt und dort von Richard Crocus griechisch gelernt. Seinen Rückweg über Leipzig nehmend, traf er kurz vor Luther's Disputation mit Eck dort ein und „las", wie M. Fröschel von Wittenberg, der ihn in Leipzig bei dieser Gelegenheit kennen lernte, von ihm berichtet, „auch graece, daß er nicht feiert, denn er konnte nicht müssig sein". Joachim Camerarius nennt ihn unter seinen Lehrern. Für das klassische Alterthum begeistert und überzeugt, daß das Gute und Nützliche, was man gelernt, andre wieder zu lehren keine Schande bringe, hielt er nach seiner Heimkunft auch in seiner Vaterstadt trotz anderweitiger Aemter öffentliche Vorlesungen über römische Klassiker, um, wie er an Johann Crotus schreibt, seinen Breslauern Lust zu den Studien zu machen. Diese Vorlesungen wurden nicht bloß von studirenden Jünglingen, sondern auch von bejahrten Männern des Raths mit Eifer besucht. Das größte Verdienst um die klassischen Studien nicht bloß Schlesiens sondern Deutschlands erwarb sich M. aber durch die Abfassung seiner

1529 zuerst erschienenen griechischen Grammatik, welche in der Ausgabe von 1543 den Titel führt: „Primae grammatices graecae partis rudimenta per Joannem Metzlerum jam denuo restituta ac plerisque in locis locupletata“, Vratisl. ex officina A. Wingleri, 68 Blätter. Er befolgt in ihr nach seiner Versicherung in der Vorrede die Methode seines Lehrers Richard Crocus. 1554 durch Antonius Niger vermehrt und immer wieder neu aufgelegt, blieb diese Grammatik durch das ganze XVI. Jahrhundert eins der ersten und beliebtesten Lehrbücher des Griechischen. 1532 wurde M. in den Breslauer Rath, bald darauf zum Bürgermeister gewählt, 1534 ihm sogar die Landeshauptmannschaft des Fürstenthums übertragen. In den letzten Jahren seines Lebens war er vom Podagra so gepeinigt, daß er überallhin in der Sänfte getragen werden mußte, gleichwohl erschien ihm „Podagra mit Reichthum erträglicher als Armuth mit fester Gesundheit“. Außer seiner Grammatik besitzen wir von ihm Scholien zu Ciceros Cato, Hagenau 1531, Die olynthischen Reden lateinisch übersetzt, Breslau 1527, Plutarchs de liberorum educatione lateinisch, Wittenberg 1527 und epistolarum ad diversos libellus.

Hanckii De Sil. indig. erud. c. 77. p. 239 ff. Ehrhardt, Presbyterologie I. 66. Gillet, Crato v. Crafftb. I. 17. Köstlin, Johann Heß, in der Zeitschr. für Gesch. u. Alterth. Schlesiens VI, 239. Schimmelpfennig.

Meulen: Servais van der M., ein niederländischer Componist von niederdeutschen mehrstimmigen Liedern, die 1572 bei Pierre Phalese in Löwen und Antwerpen erschienen. Nach van der Straeten's La musique aux Pays-Bas (II, 392 und 393; VI, 506 und 512) war er Organist am Hofe zu Brüssel, wurde aber 1589 seines Amtes entsetzt, wegen heftiger Scandalscenen, die sein unordentlicher Lebenswandel hervorgerufen hatte und erhielt zum Nachfolger den Organisten der erzbischöflichen Capelle in Köln, namens Raimond Waelrant. Die van der Meulen, oder Vermeulen'sche Familie war sehr zahlreich und lieferte im 16. und 17. Jahrhundert eine Anzahl bedeutender Organisten, die meist in Brüssel ihren Sitz hatten. Straeten führt einen Thomas van der Meulen um 1604 an, einen Philipp, Lautenist um 1618, einen Guillaume, Altist und Organist unter Maximilian II. (1564—1598), und einen Jean Baptiste, der dreißig Jahre lang als Instrumentist am Hofe Maximilian II. und Philipp II. diente. Ein Hans Vermeulen soll der Vater Philipp's gewesen sein, ob auch der übrigen, ist fraglich. Rob. Eitner.

Meurer: Heinrich M., Bürgermeister zu Hamburg, geb. daselbst am 13. October 1643, Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, welcher das Amt eines Oberalten (Gemeinde-Vorstehers) bekleidete. Nachdem er die Gelehrtenschulen in seiner Vaterstadt und in Stade absolvirt hatte, studirte er die Rechts- und Staatswissenschaften seit 1661 in Gießen, später in Straßburg, wo er 1665 die juristische Licentiatenwürde erlangte, worauf er sich in Speyer mit der reichskammergerichtlichen Praxis bekannt machte, und fernere 2 Jahre auf Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich und die Niederlande verlebte, behufs Erweiterung seiner politischen und commerciellen Kenntnisse, sowie zur Anbahnung von Verbindungen mit hervorragenden Männern aller dieser Länder. Anno 1667 heimgekehrt, wurde der als kenntnißreich und geschickt sehr bald bekannt gewordene junge Mann, nach mehrjähriger advocatorischer Praxis, im Februar 1672 zum rechtsgelehrten Beisitzer des Niedergerichts, und schon wenige Monate später, zum Mitglied des Senats erwählt, in dessen Traditionen er groß geworden, da sein Großvater als Bürgermeister und mehrere ältere Familienglieder dem Hamburger Rath angehört hatten. In diesem Rathsamte fand er bald Gelegenheit zur Bewährung eminenter Eigenschaften. Scharfsinn, Klugheit, „Erudition und Experienz“, eine fast wundersame Geistes-, Willens- und Arbeitskraft wurden

ihm nachgerühmt; auch die von ihm als Prätor gehandhabte kraftvolle Polizei wurde lobend anerkannt, zumal er dabei zu verschiedenen Malen einen unerschrockenen persönlichen Muth an den Tag gelegt hatte, z. B. als er bei einem Pöbeltumult ganz allein mit eigenen Händen einen von Matrosen gemißhandelten Unglücklichen seinen Peinigern entriß und in Sicherheit brachte. So scheint es, daß er damals auch als ein populärer Mann gefeiert wurde, so sehr, daß einige seiner Verehrer ihm zu Ehren eine mit seinem Porträt geschmückte Medaille prägen ließen, deren Vertheilung er jedoch verhinderte und die Stempel vernichtete. — Die glücklichen Erfolge, welche seine staatsmännische Umsicht und Consequenz bei Verfolgung der politischen und commerciellen Interessen Hamburgs auf Gesandtschaften an benachbarte Fürstenhöfe, sowie auf den Niedersächsischen Kreistagen und zumal auf dem Friedenscongreß zu Nimwegen, errang, rechtfertigten auch so sehr die über ihn gehegte hohe Erwartung, daß er schon im J. 1678 (im 35. Lebensjahre), noch während seiner Mission in Nimwegen, zum Bürgermeister erkoren wurde, welches Amt er erst nach seiner Heimkehr im folgenden Jahre antreten konnte. Hier in Hamburg hatten mittlerweile die seit einigen Jahrzehnten herrschenden innern Unruhen einen solchen Umfang erreicht und waren zu solcher Höhe gestiegen, daß der dem Unwesen überall muthig entgegentretende M. sehr bald einerseits ein Hort der Ordnungspartei, andererseits der Gegenstand bittersten Hasses und fanatischer Feindschaft abseiten der auf Umsturz und Anarchie abzielenden Malcontenten wurde. Er mag in den nun folgenden Jahren hier der bestgehaßteste, dort der höchstverehrteste Mann in Hamburg und über dessen Grenzen hinaus gewesen sein, denn ebenso sehr wie er in Celle und in der kaiserlichen Hofburg zu Wien als persona gratissima galt, ebenso kaltsinnig wurde seiner in Berlin und entschieden feindselig am Hofe zu Kopenhagen gedacht, dessen nie rastende Begehrlichkeit in Betreff Hamburgs M. wachsam zu beobachten und unwirksam zu machen bestrebt war. — In der durch obengedachte Differenzen in Parteiungen zerspalteten Bürgerschaft trat gegen den Rath („die ordentliche Obrigkeit“) eine schroffe rücksichtslose Opposition in die Schranken, deren Gebahren mit jedem neuen Erfolge desto zügelloser wurde. Ehrgeizige Parteiführer (Snitker, Jastram u. A.) verleiteten, nicht ohne Geschick, die ihnen blind ergebene Majorität der vom gesetzlichen Wege immer weiter abirrenden Bürgerschaft zu offnen Verfassungswidrigkeiten, welche in der despotischen Herrschaft eines seine Competenz weit überschreitenden Dreißiger-Ausschusses gipfelten. Diesem unheilvollen Treiben gegenüber, welches einer Realisirung der dänischen Annectirungsgelüste in die Hände arbeitete und daher von dieser Seite mit Behagen geschürt wurde, zeigte sich M. als kraftvolles Haupt der Ordnungspartei (deren sonstige politische und moralische Schwächen und Fehler gewiß er am tiefsten beklagte). Und vorzüglich aus seinem energischen Streben, dem Rathe die verfassungsmäßigen Rechte zu erhalten, den Uebergriffen der demokratischen Opposition zu wehren und die dänischerseits gelegten Minen unschädlich zu machen, — entstammte die in kleinlichsten Haß ausartende Feindschaft der Demagogen und ihres Anhanges wider M., der furchtlos blieb, wenn schon er sein Leben bedroht wußte. Vielleicht irrt man nicht, wenn man M. als einen allzu schroff selbständigen, zum Herrschgewaltigen hinneigenden Charakter auffaßt, der rücksichtsloser als eben nöthig, die von ihm als recht erkannte Sache verfocht. Auch mag ihm, wie so manchem energievollen Mann, jene persönliche Liebenswürdigkeit, die so leicht versöhnend wirken kann, wenn Wunden geschlagen werden müssen, — gänzlich gemangelt haben. Denn selbst unter seinen Collegen im Senate hatte er Feinde, die es möglich zu machen wußten, daß der Rath als solcher seinem Bürgermeister nur schwächlich secundirte und ihn nachmals auch schwächlich vertheidigte. Zwar

erkannte der Rath die theils calumniosen, theils irrelevanten Anschuldigungspunkte gegen M. als richtig nicht an, protestirte auch gegen das ganze tumultuarische Verfahren der Bürgerschaft, ließ es aber bei diesen voraussichtlich nutzlosen Schritten bewenden „aus Liebe zum Frieden!“ — Die damaligen hamburgischen Zustände charakterisirte ein fremder Zuschauer von seinem Standpunkte aus also: „Die Hamburger stehen vor der Wahl zwischen einem großen und dreißig kleinen Tyrannen.“ In diesem seine besten Kräfte aufreibenden Kampfe (dessen Geschichte darzustellen hier nicht der Ort ist) unterlag M. im J. 1684, als durch die niemals erwiesenen, zum Theil lächerlichen und kleinlichen Anschuldigungen seiner Gegner die Bürgerschaft verleitet wurde, ihn als Verräther zu verhaften und zur Resignation zu zwingen. Aber schon 2 Jahre später, als die Umtriebe seiner Gegner bei dem Erscheinen einer dänischen Belagerungsarmee vor Hamburg an's Licht kamen, trat ein Umschwung der Dinge ein. Hamburg, durch benachbarte Hülfstruppen verstärkt, hielt die Belagerung siegreich aus. Ein leidlicher Friedenszustand wurde vermittelt. Der Dreißiger-Ausschuß beschloß sein unheilvolles Dasein. Der Rath bekam das Heft wieder in die Hand und gebrauchte das obrigkeitliche Schwert der Gerechtigkeit, wie die damaligen Rechtsanschauungen es forderten. Zuvörderst aber wurde M. vollständig restituirt und in alle seine Ehren, Würden und Pflichten wieder eingesetzt (den 12. November 1686). Aber nicht lange durfte er sich dieser Genugthuung erfreuen; seine Gesundheit war durch die vorhergegangenen Jahre unheilbar zerrüttet. Am 14. Juli 1690 starb er, zweifellos einer der bedeutendsten und ausgezeichnetesten Staatsmänner Hamburgs. Natürlich erscheint es, daß nach ihrem Sturze die Oppositionsmänner in Druckschriften durch calumniöse Verunglimpfung Meurer's sich selbst zu rechtfertigen suchten, deren böse Wirkung einige übertrieben lobpreisende, sowie bessere, aber lateinisch geschriebene Schriften nicht heben konnten. Einige neuere Geschichtsschreiber Hamburgs (von Heß, Bärmann, Zimmermann), welche nun einmal Meurer's Gegner als edle liberale Märtyrer der Bürgerfreiheit aufgefaßt hatten, konnten schon des nöthigen Gegensatzes wegen M. nur im allergehässigsten Lichte darstellen. So ist es denn gekommen, daß unter den unvertilgbaren historischen Irrthümern auch der Lehrsatz von Meurer's Verbrecherthum sich befindet. Im J. 1836 erwarb sich der Hamburger Bürgermeister Dr. Bartels das Verdienst, die Resultate seiner gründlichen Studien über M. und seine Zeit aus amtlichen actenmäßigen Quellen zu veröffentlichen in dem unten angeführten Buche, welches somit als eine Ehrenrettung des verkannten verdienstvollen Mannes zu betrachten ist, wenn auch die traditionelle Auffassung eines einseitigen Liberalismus die Parteilosigkeit des Verfassers nicht anerkennen mag. Diese Rettung würde übrigens noch vollständiger gelungen sein, wenn Bartels die in der königlichen Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrte handschriftliche Hamburger Chronik eines Zeitgenossen Meurer's, des Dr. jur. Otto Sperling, gekannt hätte. Der damals in Hamburg wohnhafte, aber den Parteien fern gebliebene Autor, — durchaus kein Freund Meurer's, hat hier völlig objectiv die Facta und Personalia dargestellt und darin viele bisher unbekannte Belege für die Bartels'sche Auffassung und Beurtheilung Meurer's wie seiner Gegner geliefert. Der Familie M. war schon 1631 vom Kaiser der Reichsadel ertheilt worden; 1754 wurde der Urenkel des Bürgermeisters mit seinen Nachkommen, welche bis heute im ererbten Besitz der Rittergüter Krummendiek, Campen und Rahde bei Wilster in Holstein geblieben sind, in den Reichsfreiherrenstand erhoben.

Man sehe Bartels, Der Hamburger Bürgermeister Heinrich Meurer, Hamburg 1836, und Hamburger Schriftstellerlexikon Bd. 5 S. 225 ff.

Beneke.

Meurer: Moritz M., ein trefflicher Geistlicher und theologischer Schriftsteller, wurde zu Pretzsch an der Elbe, einige Meilen oberhalb Wittenberg, den 3. August 1806 geboren. Sein Vater war dort Justizbeamter, wurde indeß 1811 nach Wermsdorf als Justizamtmann versetzt, wo der Knabe mit seinen Eltern die unruhigen Kriegsjahre verlebte. Nachdem er theils von einem Onkel, theils in der Stadtschule zu Oschatz, theils durch Privatunterricht in Oelsnitz (Voigtland) vorbereitet worden, besuchte er 1819—1825 die Fürstenschule zu Grimma, der er seine gediegene humanistische Bildung verdankte. Studirt hat er 1825—1828 auf der Universität Leipzig. Hier wurde sein liebster Lehrer, der im Herbst 1826 von Königsberg nach Leipzig berufene Professor Dr. August Hahn, dessen Respondent er war bei seiner Disputation am 4. April 1827 über das Wesen des Rationalismus. Unter denen, auf welche der edle und wahrhaft fromme Mann einen nachhaltigen segensreichen Einfluß geübt hat, war in Sachsen M. einer der ersten. Nach Vollendung seiner Studien wurde M. Hauslehrer bei dem Schwager Dr. Hahn's, dem Director des Predigerseminars, Consistorialrath und Superintendenten Dr. Heubner in Wittenberg. Vier Jahre lang blieb er in der Lutherstadt in dieser Stellung, Jahre, die für ihn durch den Umgang mit dem ehrwürdigen geistvollen Mann, in welchem Hunderte ihren geistlichen Vater verehren, voll tiefgehender Anregung und fruchtbarer Anfassung nach Geist und Herz geworden sind. Für seine spätere Amtsführung, sowie für die Richtung seiner Studien, insbesondere für seine Liebe und Verehrung Luther's wurde dort der erste Grund gelegt. Dem Dr. Heubner hat er bis zu dessen Ende die dankbarste Pietät bewahrt. Ihm und dem Dr. Schmieder in Wittenberg, dessen erste Gattin Meurer's Schwester war, hat er seine größere Biographie Luther's gewidmet. Wegen angegriffener Gesundheit mußte er im Elternhause ein Jahr zubringen. Aber Ende des Jahres 1833 wurde er Lehrer an dem Schullehrerseminar zu Weißenfels unter Director Dr. Harnisch. Aus erbaulichen Reden, die er im Seminar gehalten hat, ist später die Schrift hervorgegangen: „Moses, der Knecht Gottes", 1836. Nun aber wurde M. durch den Fürsten von Schönburg-Waldenburg 1834 zum Diaconus in Waldenburg und Pfarrer zu Schwaben ernannt, 1835 zum Archidiaconus daselbst befördert; 1841 aber wurde er von derselben Patronatsherrschaft zum Pfarrer des nahegelegenen Callenberg ernannt, welche Stelle er bis zu seinem Tode 35 Jahre lang bekleidet hat. In den Gemeinden, die ihm anvertraut wurden, arbeitete er mit Freuden und größter Gewissenhaftigkeit. Seine Predigten, frisch aus der Schrift geschöpft, von persönlichem Leben im Glauben getragen, durch vielseitige Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert, werden als anfassend und erfrischend geschildert, als ebenso schlicht und klar wie tiefgehend und weihevoll. Nicht nur auf der Kanzel, am Altar und an Gräbern, auch in den Häusern diente er als ein treuer Seelsorger der Gemeinde, mit Hausbesuchen bei Kranken und Betrübten, mit Warnung und Mahnung an Verirrte; und dabei verfuhr er mit einer Lauterkeit der Liebe und mit einer Weisheit der Art, daß Segen von ihm ausging. Indeß beschränkte er sich nicht auf die ihm zugewiesene Gemeinde und auf den geordneten Dienst am Wort. An Conferenzen von Pastoren und Kirchenfreunden, engeren und umfassenderen, nahm er eifrigen Antheil, und bald war er ein einflußreiches, anregendes Mitglied derselben. Aber auch durch sein schriftliches Wort hat er von frühe an in weiteren Kreisen gewirkt. Von 1836 an bis Ende 1840 war er Mitredacteur des „Pilgers aus Sachsen". Zu dieser kirchlich publicistischen Arbeit befähigte ihn die Gabe klarer volksmäßiger Sprache. Die schwindelhafte Aufregung durch den Prediger Martin Stephan in Dresden griff auch im Muldenthale um sich. Dieser separatistischen Bewegung trat M. theils durch Artikel im „Pilger", theils durch eine Erklärung in Gemeinschaft mit Amts-

brüdern, voll Besonnenheit und Nüchternheit entgegen. Später, als er nicht mehr Mitherausgeber war, bekämpfte er als einfacher Mitarbeiter in zeitgemäßen Artikeln 1844 f. die „lichtfreundliche“ Bewegung, 1845 den „Ronge-Götzendienst“, die Agitation für Abschaffung des apostolischen Glaubensbekenntnisses u. s. w.

Die Berufsarbeit in einem Pfarramt, das ihm ländliche Stille gewährte, machte es ihm möglich, größere litterarische Arbeiten zu unternehmen, welche sich theils auf Luther und andere Reformatoren, theils auf praktisch kirchliche Fragen und Aufgaben bezogen. Schon als jungen Candidaten hat ihn wie gesagt der mehrjährige Aufenthalt in Wittenberg, zumal unter dem täglichen Umgang mit Dr. Heubner, zur Lectüre von Luther's Schriften und zur Beschäftigung mit dessen Geschichte geführt. Zu diesen Studien kehrte er als Mann zurück, und arbeitete nun eine umfassende Lutherbiographie aus, welche unter dem Titel: „Luther's Leben aus den Quellen erzählt“, 1843—46 in 3 Bänden erschien. Das Werk kam 1852 und 1876 überarbeitet und verbessert, je in einem Bande zum zweiten und dritten Male heraus, erschien auch bereits 1848 zu New-York in englischer Uebersetzung. Einen Auszug aus diesem größeren Werk für das Bedürfniß der Gemeinde ließ der Verfasser 1850 und in 2. Auflage 1861 erscheinen. Welches Ziel M. bei dem Hauptwerk sich vorgesetzt hatte, und was die Eigenthümlichkeit desselben sei, deutet der Titel selbst an. Der Verfasser wollte, „ohne eigenes Urtheil und Dareinreden“ lediglich aus den Quellen selbst schöpfen und aus diesen ein lebensvolles Ganzes bilden. Das hat er mit aller Gründlichkeit und Sorgfalt gethan. Aus Anlaß von 300jährigen Gedächtnißtagen ließ M. einige kleinere Monographien zur Reformationsgeschichte erscheinen, so 1837: „Der Tag zu Schmalkalden und die Schmalkaldischen Artikel“; 1839: „Luther als Jubelfestprediger“; 1846: „Martin Luther's letzte Lebenstage, Tod und Begräbniß“; 1860: „Philipp Melanchthon's Leben“; 2. Aufl. 1869. Aehnlich: „Katharina Luther geb. v. Bora“; 1854, 2. Aufl. 1873. M. erweiterte den Gesichtskreis seit 1861. Bisher hatte er ausschließlich nur den Reformator selbst und was ihn anging, biographisch und monographisch behandelt. Nun schritt er zu einer Gruppe von Lebensbildern aus der Reformationsgeschichte, die er in Verbindung mit gleichgesinnten Freunden in 4 Bänden von 1861—64 herausgab unter dem Titel: „Das Leben der Altväter der lutherischen Kirche, für christliche Leser insgemein aus den Quellen erzählt.“ Er selbst bearbeitete, abgesehen von dem kürzeren Leben Luther's, das den ersten Band bildet, die Biographien Philipp Melanchthon's und Johann Bugenhagen's (Band 2), Nicolaus Hausmann's (Band 3) und des Friedrich Myconius (Band 4). Ueberaus sinnig und dem Grundsatz quellenmäßiger Erzählung entsprechend, stellt M. den Lebensgang des Myconius und dessen Perioden seit seinem Eintritt in das Franziskanerkloster Cap. 3—5 unter die Ueberschriften: „Die Wüste und der Lebensbrunnen“, „Die Schnitterarbeit“, endlich: „In Christi Bild“, — alles das gemäß einem Traumgesicht, das der Novize während der ersten Nacht, die er im Kloster verlebte, gehabt, und das er als Mann in einem Brief an Paul Eber ausführlich berichtet hat.

M. war nicht blos auf dem Felde kirchlicher Wissenschaft zu Hause, sondern war auch ein treuer und einsichtsvoller Freund kirchlicher Kunst, insbesondere der Kunst des Kirchenbaus und alles dessen, was zur Einrichtung und Ausstattung der Kirche gehört, der Ornamentik und Paramentik. Im J. 1855 wurde ein Neubau der Kirche zu Callenberg nothwendig. Diesen hat er mit unermüdetem, opferwilligem Eifer, aber auch mit meisterhaftem Verständniß so geleitet, daß die in romanischem Stil gebaute, 1859 eingeweihte neue Katharinenkirche eine der schönsten Dorfkirchen des Landes und ein Denkmal für ihn selbst

geworden ist. Von da an behielt er die kirchliche Kunst stets im Auge, schrieb Artikel für das „Christliche Kunstblatt“, und für die Schrift: „Altarschmuck“, 1868, veranstaltete im Juli 1863 mit Freunden eine Ausstellung kirchlicher Kunstgewerbserzeugnisse in dem Bade Hohenstein, welche von nah und fern zahlreiche Besucher anzog, und führte in Beantwortung einschlagender Fragen, mit Ertheilung von Aufschlüssen und Rathschlägen einen ausgebreiteten Briefwechsel. Schließlich hat er alles, was er auf diesem Gebiete erlebt und erforscht, angemessen und bewährt gefunden hatte, vollständig und geordnet zusammengefaßt in seinem letzten Buche: „Der Kirchenbau, vom Standpunkt und nach dem Brauche der lutherischen Kirche“ 1877. Er wollte darin nicht einen Uebergriff wagen in das Gebiet der Fachmänner, sondern nur als ein praktischer Kirchenmann Geistlichen, Kirchenpatronen und Kirchenvorständen seine Erfahrungen und Rathschläge in Betreff der kirchlichen Baukunst, Ornamentik und Paramentik zur Orientirung darbieten; und er hat hiermit ein nützliches Handbuch geschaffen. M. ist sein Leben lang ein treuer Bekenner evangelisch-lutherischer Lehre, ein thätiger Freund und tapferer Kämpfer lutherischer Kirche gewesen. Insbesondere in der Landeskirche Sachsens stand er, vermöge seiner tüchtigen Amtsführung, seiner Gelehrsamkeit und vielseitigen Arbeit als eine Säule da. Mit zwei wackern Amtsbrüdern begründete er 1850 die Dresdener Pastoralconferenz, welche heute noch regelmäßig stattfindet, hielt sich aber auch von der 1859 begründeten Meißner Conferenz nicht fern, nahm vielmehr einige Male an derselben Theil. Von 1860 an bis 1873 führte er die Redaction des Sächsischen Kirchen- und Schulblattes. Dem aufrichtigen Charakter, dem mannigfach verdienten Mann hat es an Ehren und Zeichen der Anerkennung nicht gefehlt. Die theologische Facultät zu Leipzig promovirte ihn 1855 aus Anlaß der Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens honoris causa zum Licentiaten der Theologie, auf Grund seiner reformationsgeschichtlichen Schriften. Im folgenden Jahr 1856 wurde er zur Mitwirkung bei der allgemeinen Kirchenvisitation in der Diöcese Pirna, 1859 in der Ephorie Leipzig II berufen. Zum Abgeordneten für die evangelisch-lutherische Landessynode hat ihn der Wahlbezirk Glauchau-Waldenburg zweimal gewählt, 1871 und 1876. Durch königliche Huld wurde ihm am 12. April 1875 das Ritterkreuz des sächsischen Verdienstordens verliehen.

M. war zweimal glücklich verehelicht. Mit seiner ersten Gattin, einer gebornen Petzolt, wurde er 1834 in Wittenberg getraut; vier Söhne und zwei Töchter wurden ihm in dieser Ehe geboren. Nachdem seine Frau im April 1848 gestorben war, schloß er im Mai 1852 eine zweite Ehe mit Auguste geb. Hartenstein, mit der er fast 25 Jahre in edlem Frieden leben durfte. Im J. 1876 machte sich bei dem sonst körperlich und geistig kräftigen Mann das Alter fühlbar. Dennoch verrichtete er den Winter über seine Amtsarbeiten noch mit dem gewohnten Eifer. Nach einer Hauscommunion am 16. April 1877 in dem eingepfarrten Ort, bei rauher Witterung, erkrankte er an einem gastrisch-rheumatischen Fieber, und am 10. Mai, dem Himmelfahrtsfeste, ist er sanft entschlafen. G. Lechler.

Meurer: Noä M., Dr. jur. und pfälzischer Rath, war der erste, der den Kammergerichtsprozeß in der Schrift „Practica von der kaiserl. Kammergerichtsordnung und Prozeß“, Frankfurt 1566, 1584, Mainz 1592. 1598 systematisch behandelte. Gerühmt wird daran der für die damalige Zeit gute deutsche Stil. Reichshofrath Melander schrieb dazu Commentaria 1601, 1612, später (1621) mit Meurer's Werk zusammengedruckt. Ebenso versuchte er eine systematische Zusammenstellung der wichtigsten reichsgesetzlichen Bestimmungen: „Loci communes aller des heiligen Römischen Reichs gehaltener Reichsordnungen . . gemein Titul in guter Ordnung“, Mainz 1578 (ein Auszug daraus „Handtbüchlein . . .“

1586). Im Anschluß an die Ordnung des Württembergischen Landrechts behandelt den Prozeß und das Privatrecht seine „Liberey keyserlicher, auch teutscher Nation Landt und Statt Recht“, Heidelberg 1582 und öfter. Näheres über die Lebensumstände dieses Mannes, der auch über Forst-, Jagd- und Wasserrecht u. a. schrieb, ist mir unbekannt.

Pütter, Litt. d. Staatsrechts I 130, 139, II 453. — Stobbe, Gesch. d. deutschen Rechtsquellen II 177. 183. — v. Stintzing, Gesch. d. Deutschen Rechtswissenschaft I 518. — Fahnenberg, Litt. d. Kaiserl. RKG., Wetzlar 1792 S. 35. Teichmann.

Meurer: Wolfgang M., wurde zu Altenberg am 13. Mai 1513 geb., studirte zu Leipzig Philosophie und Medicin, wurde zuerst Conrector an der Thomasschule, dann Rector an der Nikolaischule daselbst, 1549 Doctor und schließlich Professor der Medicin. Er starb zu Leipzig am 6. Febr. 1585. M. verfaßte verschiedene meteorologische und medicinische Schriften, die damals viel Anerkennung fanden. W. Heß.

Meursius: Johann M., geb. 1579 in Losdun beim Haag und zuerst von seinem Vater, dann im Haag unterrichtet, galt für ein Wunderkind, da er im zwölften Jahre eine lateinische Rede, im dreizehnten ein griechisches Gedicht, und im sechzehnten einen Commentar zum Lycophron verfaßte. In Orleans zum Doctor der Rechte promovirt, wurde er im J. 1610 zum Professor der Geschichte und des Griechischen an der Universität Leyden und 1611 zum Historiographen von Holland ernannt. Im J. 1625 berief ihn der König von Dänemark, Christian IV., als königlichen Historiographen und Professor der Staatswissenschaft und Geschichte an die zwei Jahre vorher gegründete Universität Soroe auf Seeland, in welcher Stellung er am 20. September 1639 starb. Seine zahlreichen Schriften bestehen hauptsächlich aus Ausgaben griechischer und lateinischer Schriftsteller, erstrecken sich aber auch auf alte und neuere (niederländische und dänische) Geschichte. Scaliger nennt ihn mit Recht einen Pedanten, da die ungeordnete und weitschweifige Gelehrsamkeit, mit welcher er in einer beträchtlichen Zahl von Büchern die griechischen Alterthümer behandelte, seine Arbeiten als Fundgruben erscheinen läßt, in denen man nicht gern etwas sucht.

Jöcher. Rotermund zu Jöcher. C. Sepp: Prof. M. als Geschiedschrijver der Leidsche Hoogeschool (in: Geschiedkundige Nasporingen I, 1 ss.). Eyssenhardt.

Meuschen: Johann Gerhard M. (nicht Meuschen), lutherischer Theologe, ward geboren den 4. Mai 1680 zu Osnabrück, wo sein Vater, Johann Conrad M., Pastor zu St. Catharinen war. Die Vorfahren nannten sich angeblich Musculus, wovon demnach Meuschen (d. i. Mäuschen) eine Verdeutschung wäre. Drei Jahre alt ward er Waise und kam nach Oettingen zu einem Verwandten seiner Mutter, dem Reichshofrath von Brünning; von hier aus bezog er die Universität Jena, wo er Theologie, aber auch orientalische Sprachen, Geschichte, Mathematik, Physiologie, Anatomie, Naturrecht u. s. f. studirte. Am 5. October 1702 erhielt er die Magisterwürde; er sollte sodann Adjunct der philosophischen Facultät in Jena werden, zog es aber vor, zunächst noch die Universität Leipzig zu besuchen. Hier wurde ihm der Antrag zu einer Professur der Geschichte und Politik an der damals angelegten Ritterakademie zu Kopenhagen gemacht. Als er auf der Reise dorthin war, veranlaßte es jedoch der Staatsminister und Curator der Universität zu Kiel, Magnus von Wedderkop, daß ihm in Kiel ein akademisches Lehramt angeboten wurde. Er wurde zum Assessor der philosophischen Facultät und bald darauf zum außerordentlichen Professor der Philosophie und zwar unter der Verwilligung ernannt, daß er zugleich dog-

matische Theologie und Hermeneutik lehren dürfe. Doch währte sein Aufenthalt dort nicht lange; schon im J. 1704 folgte er einem Rufe als Prediger an der St. Catharinenkirche in seiner Vaterstadt Osnabrück. Hier hatte er von den Jesuiten viele Verfolgungen zu erleiden, was ihn schon im J. 1707 veranlaßte, einen Ruf zum Prediger an der deutschen lutherischen Kirche im Haag anzunehmen; gleichzeitig war an ihn eine Berufung nach Dortmund als Superintendent und Professor der Theologie ergangen. Im J. 1716 berief ihn Graf Johann Reinhard von Hanau-Lichtenberg als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Hanau, zu welchen Aemtern er im J. 1720 noch die Generalsuperintendentur im Hanau-Lichtenbergischen übernahm. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange; im J. 1723 ging er nach Coburg als gemeinschaftlicher Kirchenrath (nämlich für Coburg und Eisenach) und Generalsuperintendent, sowie als des dortigen Gymnasiums Scholarch und Professor der Theologie; hier starb er am 15. December 1743. Seiner Gelehrsamkeit wegen hatte ihn schon im J. 1719 die preußische Societät der Wissenschaften in Berlin zu ihrem Mitgliede ernannt. Außer den genannten hatte er auch Berufungen als Generalsuperintendent nach Waldeck und als Professor der Theologie nach Gießen gehabt, die er aber ablehnte. — M. war ein Polyhistor nach Art der alten Gelehrten und hat sowohl eine große Reihe eigener Schriften veröffentlicht, als auch Schriften anderer herausgegeben. Das Werk, das seinen Namen noch heute in der theologischen Wissenschaft vielfach nennen läßt, das „Novum Testamentum ex Talmude et antiquitatibus Hebraeorum illustratum“, Lips. 1736, enthält nur zwei Abhandlungen von ihm selbst und besteht im übrigen aus von ihm herausgegebenen Arbeiten von Balthasar Scheid, Joh. Andreas Danz (Bd. 4, S. 751) und Jacob Rhenferd. Den Zorn der Jesuiten erregte er vor allem durch die unter dem Namen Parrhasius Alethes von ihm herausgegebene Schrift: „Nugae venales Rullenses oder Rullische Fratzen, einem angeblichen klösterlichen Transsubstantiationswunder entgegengesetzt“, Lippstadt 1707. Die Jesuiten wußten zu bewirken, daß dieses Buch durch den Scharfrichter verbrannt wurde. M. hat hernach noch mehreres gegen die Jesuiten geschrieben. In dem im J. 1721 zu Hanau herausgegebenen Gesangbuche finden sich auch zwei Lieder von ihm; das Lied: „Wer hier in dieser Welt ein rein Gewissen hält“ und eine Verdeutschung des Liedes: „In dulci jubilo“.

Jöcher III, Sp. 493 ff., Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1596 ff.; hier ist ein ausführliches Verzeichniß von M.'s Schriften. Moller, Cimbria literata II, S. 553 ff. Moser, Lexikon der jetztlebenden Theologen, Züllichau, 1741, II, S. 498 ff. Strieder, hessische Gelehrtengeschichte IX, S. 1 ff. Ludwig, Ehre des Gymnasium Casimirianum, S. 80. Göttens Gelehrtes Europa II, 568, III, 831. Wetzel, hymnopoeographia IV, S. 325 ff., wo eine von M. selbst herrührende Nachricht über einen angeblichen Mordanschlag der Jesuiten gegen ihn abgedruckt ist. J. Franck. — l. u.

Meusebach: Karl Hartwig Gregor v. M., deutscher Philolog, Sammler und Kenner der älteren neuhochdeutschen Litteratur. Er war am 6. Juni 1781 zu Neu-Brandenburg geboren, verlebte seine Jugend auf dem Familiengut Vockstädt in der goldenen Aue, besuchte die Gymnasien zu Roßleben und Magdeburg, studierte zu Göttingen und Leipzig Jurisprudenz und erhielt 1803 zu Dillenburg eine Anstellung als Canzleiassessor. Am 9. März 1804 vermählte er sich mit Ernestine v. Witzleben. Nach Errichtung des Großherzogthums Berg ward er Procureur am Tribunal erster Instanz zu Dillenburg. Im J. 1814, nach der Besetzung des Landes durch die Verbündeten, betraute ihn Justus von Gruner mit der Leitung des Tribunals zu Trier und übertrug ihm nach einem

Jahre den Vorsitz bei dem provisorischen Cassationshof zu Coblenz. Bei der definitiven Regelung des rheinischen Gerichtswesens kam er 1819 als Geh. Oberrevisionsrath nach Berlin zugleich mit dem rheinischen Cassations- und Revisionshof, dessen Präsident er später wurde. Nachdem er sich 1842 aus dem Staatsdienste zurückgezogen hatte, lebte er auf seinem Gute Baumgartenbrück bei Potsdam, wo er am 22. August 1847 starb. — Um der Gedichte seiner „Kornblumen von Alban" (Marburg 1804) willen würde ihn die deutsche Litteraturgeschichte nicht zu nennen haben. Auch der „Geist aus meinen Schriften, durch mich selbst herausgezogen und an das Licht gestellt von Markus Hupfinsholz" (Frankfurt 1809) würde nur als ein Ableger Jean-Paulschen Humors vielleicht eine vorübergehende Erwähnung verdienen. Aber M. gehörte zu den vornehmen Dilettanten, welche den wissenschaftlichen Begründern der altdeutschen Philologie begünstigend, theilnehmend, helfend zur Seite standen; und er beherrschte sein eigenes Gebiet unumschränkt als ein großer Kenner und wahrer Gelehrter: die deutsche Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts und der benachbarten Zeiten. Die Liebe, die er zu Jean Paul gefaßt hatte, übertrug er auf Johann Fischart; dieser stand im Mittelpunkt aller seiner Studien und litterarischen Pläne, die freilich Pläne blieben und über das Stadium höchst gründlicher umfassender Vorarbeiten nie hinauskamen. Er wollte die Werke Fischarts, die ältesten deutschen Volkslieder, ein Wörterbuch zu Luther, eine vollständige Sammlung der Dichter des 17. Jahrhunderts herausgeben. Von alledem erschien dann nichts als Beobachtungen über ein paar Specialitäten der neuhochdeutschen Wortbildung, die Jacob Grimm drucken ließ („Zur Recension der deutschen Grammatik, unwiderlegt herausgegeben von Jacob Grimm", Kassel 1826); ein Verzeichniß Fischartscher Schriften in der Recension von Hallings Ausgabe des Glückhaften Schiffs (H. A. L. Z. 1829 Nr. 55. 56) und — aus einem viel moderneren Gebiete — eine Recension von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (H. A. L. Z. 1835 Nr. 115—120). Meusebachs Hauptwerk ist seine Bibliothek, welche, der Kgl. Bibliothek zu Berlin einverleibt, tausenden zu gute kommt und für jede Forschung über die deutsche Litteratur des 16. und 17. Jahrhunderts die unentbehrliche Grundlage darbietet. Und sie enthält nicht blos das todte Material. Man begegnet, wie oft, in den zierlichen Bänden auch Meusebach's handschriftlichen Bemerkungen, einem Hinweis, einer Vergleichung, einer bibliographischen Notiz, welche die Forschung anregt und erleichtert. Dazu kommt, was aus seinem Nachlaß allmählich ans Licht tritt, namentlich: „Die Fischartstudien des Freiherrn v. M." (Halle 1879) und der „Briefwechsel des Freiherrn v. M. mit Jacob und Wilhelm Grimm" (Heilbronn 1880), beide herausgegeben durch Dr. Camillus Wendeler. In beiden eine erstaunliche Fülle der Gelehrsamkeit, ausgebreitet freilich mit der zwecklosen Willkür, dem absichtlichen Haften am Kleinen, dem Schwelgen in der unendlichen Häufung des Analogen, welche den Verehrer Fischarts charakterisirt und ihn zu Fischarts Nachahmer macht. Er unterscheidet sich aber von Fischart dadurch, daß er in der That sehr komisch wirkt, während ein heutiger Leser über Fischart selten lachen kann und in der Regel nur ermüdet wird. Er war außerdem ein Erfinder auf dem Gebiete der komischen Litteratur. Er hat die epistolarische ‚Dichtungsart', wie er sagt, durch den Begriff des ‚Klebebriefs' erweitert; und dies ist etwas so verrücktes, daß keine gedruckte Publication davon auch nur ein annäherndes Bild gewähren kann. M. besaß eine reiche Sammlung von komischen und seltsamen Ausschnitten aus Zeitungen und untergeordneten Druckwerken. Er hatte sie theils selbst gesammelt, theils von andern sammeln lassen; alle jungen Herren seiner Bekanntschaft achteten für ihn auf seltsame Worte, wunderliche Wendungen, ungeschickt ausgedrückte Gedanken, sonderbare Annoncen, und

trugen ihm dieselben zu, sei es daß sie an sich lächerlich waren oder durch Verstümmelung lächerlich gemacht werden konnten. Und diese schätzbaren Materialien verwendete er für seine Briefe, indem er jene Ausschnitte entweder seinen eigenen Sätzen einfügte oder ganze Seiten lediglich daraus componirte. Der Eindruck der verschiedenen Zettel mit ihrem bunten Druck und Papier und der Gedankenzerrbilder, welche mit solchen Mitteln hergestellt werden, die Anschauung eines so gänzlich unzweckmäßigen, mühsamen, zeitverschwendenden, aber durch und durch lustigen Treibens, verbunden mit dem scurrilen, anspielungsreichen, auf unaufhörliche Ueberraschung berechneten Stil ist über alle Beschreibung spaßhaft. Voll wunderlicher und origineller Späße war M. auch im Leben. Es circuliren darüber in Berlin noch viele Geschichten; aber sie haben zum Theil schon nachweislich ihre Träger gewechselt, so daß die authentischen schwer auszusondern sein möchten. Eine Schilderung von Meusebachs häuslichem Leben findet man bei Hoffmann von Fallersleben, „Mein Leben“ Bd. 1 S. 299—335.

Vgl. Wendeler a. a. O. und im Centralblatt für Bibliothekswesen von Hartwig und Schulz Bd. 1 S. 213—231; Steinmeyer in der Beilage zur Wiener Abendpost 1880 Nr. 92. 93; Belger, Moriz Haupt S. 14 ff. 339 f.

—r.

Meusel: Johann Georg M., Litterarhistoriker, wurde geboren am 17. März 1743 in dem kleinen Dorfe Eyrichshof (ehemals zum Rittercanton Baunach, jetzt zum Bezirksamt Ebern gehörig) unweit Bamberg als das älteste der neun Kinder des freiherrlich Rotenhanschen Schulmeisters und Cantors Johann Nicolaus M., († am 30. December 1796 im achtzigsten Lebensjahre) und seiner Ehefrau Susanna Margaretha geb. Roth. Seit seinem fünften Jahre besuchte er die Schule des Vaters, vom siebenten an genoß er lateinischen Unterricht bei Pfarrer Slevogt. Als dieser aber Eyrichshof mit der besser dotirten Stelle in Wazendorf vertauschte, wurde M. behufs weiterer Ausbildung 1755 der zweiten Klasse der Rathsschule zu Coburg, im Frühjahr 1758 dem dortigen Gymnasium Casimirianum anvertraut. Er verließ die Anstalt, auf welcher er sich ausgezeichnet hatte, im Mai 1764, um dem Wunsche seiner Mutter gemäß Theologie zu studiren; aber ein Versuch im Predigen, den er unmittelbar nach seinem Abgange von der Schule in Lichtenstein, unfern seiner Heimath, machte, fiel so unglücklich aus, daß er alsbald seine Absicht aufgab und in Göttingen Philologie und Geschichte zu treiben begann. Er gehörte dem von Heyne geleiteten philologischen Seminar und Gatterers historischem Institut als Mitglied an; daneben besuchte er vorzugsweise Vorlesungen bei Hamberger und bei Klotz. Dem letzteren folgte er 1766 nach Halle und las dort, von der Wittenberger philosophischen Facultät zum Magister creirt, über griechische und lateinische Schriftsteller sowie über Gelehrtengeschichte. Aber schon am 10. Juni 1768 wurde er zum ordentlichen Professor der Geschichte in Erfurt mit dem für damalige Verhältnisse nicht unansehnlichen Gehalt von 200 Thalern ernannt; der Titel eines fürstl. Quedlinburgischen Hofraths ließ nicht lange auf sich warten. Gleichzeitig mit M. kam Riedel nach Erfurt, bald darauf Herel und der in Leipzig unmöglich gewordene Bahrdt, sämmtlich Freunde oder Schüler von Klotz. Der damalige Kurfürst von Mainz, Emmerich Joseph, wünschte nämlich seine Universität Erfurt zu reformiren und auf die wissenschaftliche Höhe der protestantischen Hochschulen zu erheben und bediente sich dabei Klotzens Berathung; dieser benutzte die günstige Gelegenheit, um seine Anhänger unterzubringen. Allerdings war die Stellung der neuen Professoren, zu denen im folgenden Jahre noch Wieland und Chr. H. Schmid traten, eine eigenthümliche: sie bezogen ihre Besoldungen nicht aus der Universitätskasse, sondern aus der Privatschatulle des Kurfürsten und hatten in der Facultät weder Sitz noch

Stimme. Daher blieb dieser Kreis, von dessen Treiben uns Bahrdt im 2. Bande seiner Lebensbeschreibung ein anschauliches Bild entworfen hat, nur kurze Zeit beisammen, Ende 1772 war er bereits in alle Winde zerstoben. M. allein hielt aus. Er hatte sich inzwischen, am 3. April 1769, mit Anna Cordula Herchenhahn, der ältesten Tochter des Koburgischen Rathsherrn Anton H. und Schwester des späteren Reichshofrathsagenten Johann Chr. H. (s. oben XII, 51), vermählt und fühlte sich, wie er selbst bezeugt (Briefe an Bahrdt I, 207), in Erfurt wohl, so wohl, daß er einen Ruf nach Gießen, wohin ihn seine Freundschaft mit Bahrdt hätte ziehen können, ausschlug (Erfurtische gelehrte Zeitungen 1772, S. 16). Ebenso scheiterten Verhandlungen, welche seine Uebersiedlung nach Jena zum Zwecke hatten, im J. 1779 (Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland III, 299). Dagegen folgte er einer Berufung nach Erlangen an Reinhard's Stelle. Das Decret, welches ihn zum ordentlichen Professor der Geschichte mit dem Charakter Hofrath und einem Gehalte von 750 Fl. nebst 5 Klaftern Holz ernennt, datirt vom 6. Juli 1779. Am 29. April 1780 hielt er seine akademische Antrittsrede „De officiis doctoris historiarum“, zu welcher durch das Programm „De praecipuis commerciorum in Germania epochis“ eingeladen worden war. In Erlangen hat er dann seine weitere Lebenszeit zugebracht, durch mehrfache Gehaltserhöhungen, durch Ernennung zum Mitgliede verschiedener gelehrter Gesellschaften, und, anläßlich seines 50jährigen Lehrjubiläums, durch den Titel eines geheimen Hofraths ausgezeichnet. Er starb in Folge eines wiederholten Schlaganfalls am 19. September 1820. Die Gattin war ihm im Tode vorangegangen, eine Tochter früh gestorben; es überlebten ihn seine beiden Söhne, Johann Ernst M., damals Landrichter zu Heilsbronn, und Friedrich M., damals Appellationsgerichtsassessor zu Neuburg a. D. Seine reichhaltige Bibliothek, über 9500 Bände stark, wurde zerstreut.

M. hat unendlich viel geschrieben (das vollständigste und genaueste Verzeichniß seiner Werke befindet sich in seinem „Gelehrten Teutschland“, fünfte Ausgabe V (1797) S. 194—199, X (1803) S. 287 f., XI (1805) S. 533, XIV (1810) S. 554 f., XVIII (1821) S. 685 f.), und ein Theil seiner Bücher ist bis auf den heutigen Tag nicht nur noch brauchbar, sondern sogar unentbehrlich. Aber dieser ihr bleibender Werth liegt ausschließlich in der fleißigen und sorgsamen Sammlung des Materials, das darin aufgehäuft ist, nicht in irgendwelchen fruchtbaren Gedanken, welche die Wissenschaft gefördert, oder gar ihr neue Bahnen angewiesen hätten, begründet. M. war eine ausschließlich receptive, keine productive Natur, er besaß Talent zum Sammeln, zum Redigiren, aber mehr nicht: höher kann er nicht gerühmt werden, als es Wachler gethan hat, der ihn (Handbuch III, 314) den hochverdienten Registrator alles historischen Wissens nennt. Doch auch diese seine registratorische Thätigkeit, die er Zeit seines Lebens ausgeübt hat, war keine von ihm in richtiger Erkenntniß seiner individuellen Begabung bewußt ergriffene; vielmehr folgte M. nur den Spuren seiner Lehrer Achenwall, Gatterer, Hamberger, Klotz. Der letztere, selbst unermüdlich in der Gründung von Zeitschriften, veranlaßte auch M., gemeinschaftlich mit anderen die „Commentarii de libris minoribus“ herauszugeben, und ermunterte ihn zu den „Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften“ (Hausen, Leben und Charakter Klotzens, S. 79, allerdings in den Erfurtischen gelehrten Zeitungen 1772 S. 494 und im Allgemeinen litterarischen Anzeiger 1797 Spalte 1328 von M. bestritten). Als diese „Betrachtungen“ 1774 mit dem fünften Theile ihr Ende erreichten, setzte sie M. unter vier anderen Namen noch bis 1787 fort. Daneben redigirte er, ebenfalls unter wechselndem Titel, eine historische Zeitschrift, womit er zugleich Gatterer nachahmte, und leitete nach Riedels Abgang die durch diesen neubegründeten Erfurtischen gelehrten Zeitungen von 1772 bis 1779. Nicht minder werden auf die von Klotz empfangene Anregung die fünf verschieden bezeichneten kunsthistorischen Organe zurückzuführen sein, welche M.

von 1779 bis 1808 in fast ununterbrochener Folge erscheinen ließ. Daß seine großentheils auf dem Gebiete der klassischen Philologie sich bewegenden Jugendarbeiten wesentlich durch Klotz beeinflußt waren, ergiebt schon äußerlich der Umstand, daß Klotz mehrere derselben bevorwortete: eine erfuhr darum herbe Verurtheilung von Seiten Lessing's (Werke ed. Lachmann VII, 461). Von Achenwall hängen M.'s „Lehrbuch der Statistik" und seine „Litteratur der Statistik" ab. Als Hamberger 1773 gestorben war, lieferte M. zunächst einen Nachtrag zur zweiten Ausgabe von dessen „Gelehrtem Teutschland" und übernahm sodann die Fortführung dieses Unternehmens, dessen stete Erweiterung und Verbesserung ihn bis zu seinem Tode beschäftigt hat. Die Vollendung der letzten, fünften, Ausgabe des Werkes in 23 Bänden erlebte er nicht mehr. Eine wesentliche Ergänzung dazu bilden die 15 Bände des „Lexikons der von 1750 bis 1800 gestorbenen teutschen Schriftsteller" (1802—1816), sowie sein in zwei Auflagen erschienenes „Teutsches Künstlerlexikon". Diese von ausdauerndem Fleiße und hingebender Sorgsamkeit zeugenden biographischen Sammelwerke sind es hauptsächlich gewesen, die Meusel's Namen auf die Folgezeit gebracht haben, und sie werden ihm auch weiterhin ein dankbares Gedächtniß erhalten. — Zeigt schon die ganze Art der litterarischen Thätigkeit, welche M. ausübte, daß er im Wesentlichen auf der Stufe stehen geblieben ist, die er unter dem Eindrucke seiner Göttinger Universitätszeit erreicht hatte, so ergiebt sich dasselbe auch aus dem Inhalte der Zeitschriften, welche M. leitete, und aus der Anlage der Aufsätze, die ihn selbst zum Verfasser haben: überall rein stoffliches Interesse, Kleinigkeiten, Anekdoten, Klatsch, nirgends das Streben nach allgemeineren Gesichtspunkten oder tieferen Einsichten. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß sich M. allen Umwälzungen auf dem Gebiete des geistigen Lebens in Deutschland gegenüber durchaus ablehnend verhielt, daß er also z. B. der reinigenden Kritik, welche im Jahrgang 1772 der „Frankfurter gelehrten Anzeigen" zu Wort kam, keinen Geschmack abgewinnen konnte (vgl. darüber die ergötzlichen Mittheilungen W. Scherer's in der „Deutschen Rundschau" XVII (1878) S. 65 ff.), daß er die Xenien verabscheute (vgl. P. Zimmermann, Ernst Theodor Langer, Wolfenbüttel 1883, S. 51), daß er mit der Romantik nichts zu schaffen haben mochte: wegen einer günstigen Recension, welche über A. W. Schlegel's Ehrenpforte für Kotzebue in der „Erlanger Litteraturzeitung" erschien, trat er im Februar 1801 von der Redaction dieser Zeitschrift, welche er 1799 allein, 1800 zusammen mit J. G. Mehmel geführt hatte, zurück (vgl. die Angaben bei Koberstein, Grundriß [5] IV, 651, Anm.). — Derselbe conservative Sinn zeigt sich endlich auch in der Auswahl der Vorlesungen, welche er in Erfurt (wo er allerdings auch noch über klassische Philologie Vorträge hielt, wie früher in Halle) und Erlangen ankündigte: immer und immer wieder Universalgeschichte, Staatengeschichte, Reichsgeschichte, daneben Statistik und Gelehrtengeschichte. Als akademischer Lehrer hatte er in Erfurt keine Erfolge aufzuweisen (Bahrdt, Lebensbeschreibung II, 22), günstiger lauten die Zeugnisse aus der Erlanger Zeit. Aber an den Geschäften der Universität Erlangen hat er keinen Theil genommen, er ist weder in den Senat noch in die Facultät eingetreten. Allseitige Uebereinstimmung herrscht dagegen in dem Lob seiner Herzensgüte und seines Edelsinnes; er hat sich viele Freunde in seinem langen Leben gewonnen, darunter manche, die wie Wieland ihm früher mit Mißtrauen entgegengetreten waren (vgl. Auswahl denkwürdiger Briefe von C. M. Wieland I, 229, 239 und Briefe an Bahrdt I, 208), und hat diesen seine Freundschaft treu bewahrt: mit Bahrdt z. B. correspondirte er bis zu dessen Tode, obwohl ihre religiösen und sittlichen Anschauungen immer weiter sich von einander entfernten.

Andreas Meyer, Biographische und litterarische Nachrichten von den Schriftstellern, die gegenwärtig in den Fürstenthümern Anspach und Bayreuth

leben (Erlangen 1782) S. 227 ff. — W. A. Fikenscher, Vollständige akademische Gelehrten-Geschichte der königl. preuß. Friedrich-Alexanders Universität zu Erlangen. Zweite Abtheilung (Nürnberg 1806) S. 254—272. — Cl. A. Baader, Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller I, 2 (Augsburg und Leipzig 1824) S. 31—38. — Dem Andenken Meusels gewidmet von der Universität Erlangen. 1820. Erlangen, gedruckt bei Heinrich Ludwig Kunstmann. — Eine kleine Gabe, am hundertjährigen Geburtstage des Herrn Joh. Georg Meusel, weiland geheimen Hofraths und k. Universitäts-Professors zu Erlangen, zu seinem ehrenden Andenken bei der dießjährigen Säcularfeier der dortigen Universität dargebracht. Auf den Wunsch mehrerer Freunde des Gefeierten und zum Besten der Armen in der Pfarrei Eyrichshof dem Drucke übergeben. Erlangen, in Commission der Palm'schen Buchhandlung. 1843. — Personalacten der Universität Erlangen. — Privatmittheilungen aus Coburg. — Vgl. auch die Charakteristik M.'s in seinen letzten Lebensjahren bei M. Reimlein, Unser Erlangen (Erlangen 1843), S. 95—97. Steinmeyer.

Meußel: Johann Heinrich M., ein Dichter, geb. am 19. December 1645, wahrscheinlich zu Pyrbaum; sein Vater, Johann M., war Pflegamtsverwalter. Er studirte zu Altdorf die Rechte, mußte aber das Studium, da ihn seine Eltern nicht erhalten konnten, aufgeben und ward Hauslehrer. Als er hernach von seiner Mutter Schwester soviel geerbt hatte, daß er davon leben konnte, ließ er sich ohne Amt in Nürnberg nieder und starb in hohem Alter am 15. Januar 1727. Er hat viele lateinische und deutsche Gedichte verfertigt, namentlich geistliche Lieder, die zu Wetzel's Zeit handschriftlich in Nürnberg vorhanden waren. Gedruckt sind seine „Memorabilia varia ab anno Christi 757 usque ad annum 1725 facta, versibus eteostichis expressa, Francof. et Lips. 1726.

Wetzel, hymnopoeographia IV, S. 333 ff. — Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1600. l. u.

Mevius: Christoph Julius M., lutherischer Geistlicher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, gehört zu dem jüngern pietistischen Dichterkreis. Einige geistliche Lieder von ihm sind im Wernigeroder Gesangbuch von 1752 „Neue Sammlung geistlicher Lieder", abgedruckt; hierunter das Lied: „Ich bin vergnügt, weil ich an Jesum glaube". l. u.

Mevius: David M., Jurist, am 6. December 1609 geboren in Greifswald, wo sein Großvater Thomas M. und sein Vater Friedrich M. Professoren der Rechtswissenschaft gewesen sind, machte seine ersten juristischen Studien in seiner vom Kriege schwer bedrängten Vaterstadt unter Leitung seines Vaters. Als er 1629 nach Rostock zog, fand er auch dort die traurigsten Verhältnisse und ein Conflict, in welchen die Universität mit der kaiserlichen Besatzung gerieth, nöthigte ihn 1631 zur Flucht nach Kopenhagen. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo inzwischen nach Abzug der kaiserlichen Besatzung ruhigere Zustände herbeigeführt waren. 1633 trat er seine peregrinatio academica an, besuchte die Niederlande, England und Frankreich, wandte sich im Herbst 1634 abermals nach Leyden, verlebte hier den Winter und kehrte im April 1635 heim in seine Vaterstadt, wo ihm inzwischen eine außerordentliche Professur übertragen war. Am 30. Juli trat er seine Lehrstelle an, ward am 17. September von Matth. Stephani zum Doctor promovirt, rückte schon im Anfang des folgenden Jahres in eine erledigte ordentliche Professur ein, übernahm das Universitäts-Syndicat und wenige Monate später die durch den Tod seines Vaters erledigten Stellen eines Consistorialraths und des Inspectors vom Amte Eldena. Neben einer vielseitigen Lehrthätigkeit, über die uns seine eigenen Aufzeichnungen näher unterrichten, beschäftigte ihn eine ausgedehnte Praxis als

Mitglied des Spruchcollegiums und Rechtsbeistand vornehmer Häuser. Lieber hätte er, wie er selbst sagt, sich ganz der wissenschaftlichen Thätigkeit hingegeben, allein seine Besoldung reichte nicht hin, um die Bedürfnisse seines Hauswesens — er hatte sich inzwischen verheirathet — zu bestreiten.

Die Wechselfälle des Krieges gestalteten seine ökonomische Lage im Jahre 1637 noch schwieriger; Professoren und Studenten hatten der bedrängten Stadt den Rücken gewendet. Wie eine Erlösung erschien es M. daher, als im Februar 1638 die Stadt Stralsund ihm die Stelle des Syndicus antragen ließ. Er übernahm sie im Juli und hat sie ca. 15 Jahre lang bekleidet. In diesem einflußreichen Amte, an der Spitze der Verwaltung und Justiz eines kräftig entwickelten städtischen Gemeinwesens hat er eine ungemein erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Nach Außen hin handelte es sich zunächst darum, unter den territorialen Veränderungen in Folge des Krieges die Selbständigkeit Stralsunds zu behaupten. M. ward in diesem Anlaß 1641 zur Königin Christine nach Stockholm gesendet, deren hohe Gunst er sich erwarb; später hatte er bei den Friedensverhandlungen zu Brömsebroe und zu Osnabrück die Instructionen für die Gesandten auszuarbeiten und die Correspondenz zu führen. Ihm ist es wol vorzugsweise zu danken, wenn im Osnabrücker Frieden (Art. 10, § 15 und 16) der Stadt Stralsund alle Freiheiten, welche sie begehrte, ausdrücklich gewährleistet wurden. In den baltischen Gegenden war er bald die angesehenste juristische Autorität, an die man sich aus Mecklenburg und Pommern um Rath wendete; für beide Landschaften führte er wiederholt die Geschäfte eines Landsyndicus. — Als die Krone Schweden, dem Osnabrücker Friedensvertrage gemäß, für ihre in Deutschland erworbenen Territorien ein höchstes Gericht in der Stadt Wismar errichtet hatte, glaubte sie das Amt des Vice-Präsidenten, dem hauptsächlich die geschäftliche Leitung oblag, keinem Würdigeren anvertrauen zu können, als M., der den schwedischen Staatsmännern seit Jahren als hervorragender Jurist und politischer Agent bekannt war. Mit Eröffnung des Gerichtshofes am 15. Mai 1653 begann M. seine Functionen; die von ihm entworfene Gerichtsordnung ward vorläufig bestätigt und nach einer Revision im J. 1657 als Gesetz publicirt. Neben diesem hohen Amte ist M. vielfach in wichtigen politischen Angelegenheiten von der schwedischen Regierung verwendet worden, und die Gunst, welche ihm bereits Königin Christine zugewendet, als er als Gesandter Stralsunds wiederholt an ihrem Hofe verweilte, ward ihm auch von ihren Nachfolgern erwiesen und durch Belohnung mit Landgütern und ansehnlichen Geldgeschenken wiederholt bekräftigt. Zu den Begnadigungen gehörte u. a. auch die Ernennung (1652) zum professor primarius in der Greifswalder Juristenfacultät mit dem Rechte der Substitution. Die Ausübung dieses Rechtes hat ihm mancherlei Verdrießlichkeiten bereitet; dagegen ist der Wunsch, das Amt in späteren Jahren selbst zu verwalten und sein Alter in litterarischer Muße zu verleben, ihm nicht erfüllt. Auch die Herzöge und Landstände von Mecklenburg haben seinen Rath und seine Hülfe mehrfach in Anspruch genommen. Schon 1655 hatte er im Auftrage der letztern die drei ersten Bücher eines mecklenburgischen Landrechts ausgearbeitet, denen er 1666 das 4. Buch hinzufügte. Indeß ist dieser Entwurf nie zum Gesetz erhoben. Als M. im Sommer 1670 auf seinem Gute Brönkow weilte, erkrankte er plötzlich. Aus dem benachbarten Greifswald eilten sein Neffe Professor Fr. Gerdes in Begleitung des Mediciners Professor Helwig an sein Krankenlager. Auf Rath des Letztern ward M. nach Greifswald in das Haus seines Neffen gebracht, wo er am 14. August 1670 starb. Sein Leichnam ward am 16. August nach Wismar übergeführt; am Tage der Beisetzung, dem 20. September, hielt die Universität Greifswald eine Leichenfeier, zu welcher Professor Helwig als damaliger Rector

das Einladungsprogramm schrieb, welches einen kurzen Lebensabriß enthält. Ausführlicher ist die der Leichenpredigt des Pastors Reimarus angehängte Lebensbeschreibung (Wismar 1671 fol.). Dem auf der Greifswalder Bibliothek befindlichen Exemplar sind von einer alten Hand werthvolle Auszüge aus M.'s leider verlorener Selbstbiographie beigefügt. Die Einzelheiten seiner umfassenden und vielseitigen amtlichen Thätigkeit in Stralsund und Wismar gehören der Specialgeschichte an. Von allgemeiner und hervorragender Bedeutung aber sind die umfänglichen litterarischen Arbeiten, die er mit unermüdlicher Kraft und Ausdauer neben jenen Aemtern vollbrachte. Sein „Commentarius in jus Lubecense“ P. 1, 2 (1642), P. 3, 4 (1643. 4° 1664, 1679, 1700, 1744 fol.), die erste wissenschaftliche Bearbeitung des Lübischen Rechts ruht auf der Vertrautheit mit seiner praktischen Anwendung, welche er sich durch eigene Erfahrung und Studien in Greifswald erworben. Er konnte dort die Acten des Spruchcollegium, die handschriftlichen Observationen seines Vaters und Großvaters, ferner die Responsen Cothmanns, endlich in Stralsund die angehäuften Gerichtsacten, sowie die Aufzeichnungen des ehemaligen Syndicus Dr. Steinweg benutzen. Die historische Bedeutung dieses Werks liegt darin, daß M. einen neuen Zweig praktischer Rechtswissenschaft, eine „jurisprudentia Lubecensis“ schuf. Das Verständniß für dieses merkwürdige, in den nordostdeutschen Städten weitverbreitete Rechtsbuch ist durch ihn zuerst eröffnet worden; und wenn auch die neuere Zeit dasselbe namentlich in historischer Richtung vertieft hat, so behauptet doch Mevius' Commentar auch heute noch seinen Werth. — Noch weiter reicht die Bedeutung und der Einfluß von Mevius' berühmten „Decisiones“, welche zuerst unter dem Titel „Jurisdictio summi tribunalis regii quod est Wismariae“ 1664 bis 1669 in 6 Quartbänden erschienen. Nach Mevius' Tode wurden von 1672 bis 1675 noch drei Bände aus seinen Papieren herausgegeben; bis zum J. 1794 sind noch zehn neue Auflagen dieses Werkes erschienen, an welches sich eine umfängliche Litteratur angeschlossen hat. Sein Inhalt besteht in den chronologisch geordneten Entscheidungen des höchsten Gerichts, dessen Vice-Präsident M. war. Allein keineswegs sind die Urtheile einfach abgedruckt; sondern aus jedem ist der darin zur Anwendung gebrachte juristische Gedanke ausgezogen und als „Decisio“ formulirt. Hieran schließt sich die juristische Begründung in knapper Ausführung; am Schlusse ist die Proceßsache, in welcher das Urtheil ergangen, mit dem Datum angegeben; die Anmerkungen enthalten Allegationen von Gesetzen und Litteratur, sowie Erläuterungen. Es hat dieses Werk sich in Theorie und Praxis eine ebenso große Autorität erworben, wie sein Vorbild, die „Definitiones forenses“ Benedict Carpzovs, die es an Gründlichkeit der juristischen Argumentation übertrifft. Von besonderer Bedeutung ist es im Norden Deutschlands für die Gestaltung des Civilprocesses geworden. Eine andere Schrift Mevius' verdient Erwähnung, weil sie für längere Zeit die theoretische Grundlage für die Behandlung des Rechtsinstituts der Leibeigenschaft geworden ist. Im Nordosten Deutschlands hatte sich dasselbe unter den socialen Umgestaltungen des 16. Jahrhunderts und des 30jährigen Krieges ausgebildet. Zahllose Streitigkeiten zwischen den Grundherren und Bauern, sowie der Grundherren untereinander, die in Stralsund zu entscheiden oder zu schlichten waren, veranlaßten M. zur Ausarbeitung eines „Bedenken über die Fragen, so von dem Zustand, Abforderung und verminderter Abfolge der Bauers-Leute — vorkommen“ 1645. 4° (bis 1773 noch viermal gedruckt). M. hatte die Aufgabe, für ein durch gesetzliche Bestimmungen nur dürftig normirtes Institut Rechtsgrundsätze aufzustellen, eine Aufgabe, deren Schwierigkeit noch dadurch erhöht wurde, daß die Ausbildung desselben noch im Flusse und in den verschiedenen Gegenden Deutschlands ungleich war. Die Gefahr lag nahe, im Römischen Rechte die Hülfe zu suchen

und hervorragende Juristen vor M. waren der Versuchung erlegen, die römischen Rechtssätze über die Sclaverei auf die deutsche Unfreiheit zu übertragen. M. bemüht sich, diesen Irrthum zu vermeiden, und den deutschen Lebensverhältnissen und Gewohnheiten, wie sie sich im Nordosten gestaltet hatten, die Rechtsgrundsätze zu entnehmen, das römische Recht nur zur Analogie mit Vorsicht zu verwenden. Ob es ihm gelungen ist, die Grenzen richtig zu finden, möge dahingestellt bleiben. Nach Bildungsgang und Lebensführung ist M. ein wesentlich auf's Praktische gerichteter Jurist, der das vitae non scholae discendum energisch zu betonen liebt und davor warnt, sich in historische Untersuchungen zu verlieren. Auch die dogmatische Synthese ist nicht seine Sache; er hat daher keine größeren systematischen Werke verfaßt. Dagegen legt er großes Gewicht auf die Philosophie und erklärt sie für die dem Juristen unentbehrliche praeliminaris scientia. Von früh an bis in sein spätes Alter haben rechtsphilosophische Fragen ihn beschäftigt, er hoffte, daß aus den höchsten Principien der Vernunft ein Naturrecht als „jurisprudentia gentium communis“ hergestellt und als höchste Entscheidungsnorm für den Praktiker publicirt werden könne. Es ist eine Lieblingsbeschäftigung in seinen Mußestunden gewesen, an einem breit angelegten System des Naturrechts zu arbeiten, dessen unvollendetes Manuscript sich in seinem Nachlasse vorfand. Publicirt ist von diesem Werke nur der „Prodromus“, der bei Mevius' Tode druckfertig vorlag. („Prodomus jurispr. gentium communis etc. ex studiis D. Mevii“, 1671, 8°. In zweiter Auflage unter dem Titel „Dav. Mevii nucleus juris naturalis et gentium“, 1686, 8°, mit Vorrede, von einem Unbekannten herausgegeben.) Der Aufschwung, welchen die naturrechtlichen Studien unter Pufendorf's Einfluß nahmen, hat Mevius' Arbeiten auf diesem Gebiete in Vergessenheit gerathen lassen, während seine Leistungen in der praktischen Jurisprudenz bis zum heutigen Tage ihr Ansehen behaupten.

v. Stintzing.

Mey: Johann de M., reformirter Theologe, dessen Ansichten sich dem Remonstrantismus näherten; 1617 zu Middelburg geboren, studirte er zu Leyden Theologie und trat 1640 das Predigeramt in den zeeländischen Dörfern Overande und Driewegen und im folgenden Jahre zu Baarland an. Als er sich 1642 zu einem fünfjährigen Aufenthalt in Indien als Prediger verpflichtet hatte und schon abgereist, wegen Unwetters in England landen mußte, unterbrach eine Anklage des Heterodoxismus die Weiterreise. Nach kurzem Aufenthalt zu London zog er nach Frankreich, wo er zu Valence das Doctorat der Medicin erwarb; darauf durchzog er die Schweiz und Deutschland, und kehrte danach in die Heimath zurück. Inzwischen hatte er schon von Saumur aus eine schriftliche Vertheidigung an die Classe von Walchern gerichtet, welche von dieser für befriedigend erkannt ward. Daher zog de M. 1643 als Prediger nach St. Eustache, kehrte aber schon 1645 in das Vaterland zurück und trat nun das Predigeramt zu Zoutelande, St. Lourens, und 1649 zu Middelburg an. Zwar wiederholte sich dort der Vorwurf der Unrechtgläubigkeit hin und wieder, besonders als Wilhelm Momma die Predigerstelle zu Middelburg angetreten hatte; de M. erwarb sich jedoch durch Friedensliebe und durch seine zur thätigen Frömmigkeit mahnenden Predigten die hohe Liebe und Achtung der Gemeinde. Dabei trat er in mehreren Schriften als ein selbständiger Denker auf, welcher sich jeder allegorischen Texterklärung fernhielt, vielmehr auf dem schlichten Sinn der Worte fußte und sie praktisch anwendete. Daher erhielt er denn auch vom Middelburger Magistrat verschiedene ehrenvolle Aufträge. Nicht nur wurde er den niederländischen Deputirten für die Chambre mipartie zu Mecheln und 1673 den holländischen Truppen zu Rouarenpolder als Prediger beigegeben, sondern auch zum Professor primarius theologiae et philosophiae an der hohen

Schule zu Middelburg ernannt. Nur zwei Jahre hatte er dieses Amt mit Eifer geführt, als der Tod ihn am 8. April 1678 abrief. Von seiner Hand erschien eine „Physiologia sacra“ (3. Aufl. 1661); „Alle nederduytsche Werken van J. de Mey“ erschienen in Folio zu Middelburg 1681, Delft 1704 und Leyden 1741.

de la Rue, Gelett. Zeeland bl. 99 v. v.; Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. van Slee.

Meychel: Joachim M., Dichter und Uebersetzer, geboren zu Braunau am Inn um das Jahr 1590 als Sohn eines deutschen Schulmeisters, studirte zu München und Dillingen, fand 1614 eine Stelle als Präceptor der jüngern Klosterbrüder zu Weihenstephan und wurde um das Jahr 1623 als kurfürstlicher Geheimschreiber (Ser^mo^ Electori ab epistolis) an den Hof zu München berufen, in welcher Stellung er auch bis zu seinem am 14. August 1637 erfolgten Tode verblieb. Deutsche Verse von ihm sind enthalten in dem Werklein: Templa Brunoviensia 1614, neu aufgelegt München 1673, sowie in dem Gebetbuche „Geistliche Angelica oder Seelen Wurtz“, München 1628. Auch übertrug er, wetteifernd mit Johannes Kuen (vgl. Bd. 17 S. 375) Balde's Agathyrsus in deutsche Reime. Am meisten bekannt machte er sich als Uebersetzer der Schriften des Hofpredigers Jeremias Drexelius (Bd. 5 S. 386), welcher in einer Anmerkung zum deutschen „Trismegistus“ München 1626, erklärt, daß er Meychels „Version vnd Dolmetschung alleinig für die seine vnd wahre erkennet“, also dieselbe, was damals noch selten vorkommen mochte, förmlich autorisirt.

Kobolt's Gelehrtenlexikon, Nachträge S. 204. 376.

G. Westermayer.

Meydenbach: M. oder Medinbach, ein Name, der in der ältesten Buchdruckergeschichte eine Rolle spielt. Historisch sicher ist zwar nur die Person des Jakob M., eines Mainzer Bürgers, welcher im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in seiner Vaterstadt als Drucker thätig war. Seinen Namen tragen allerdings nur zwei Druckwerke: der Hortus sanitatis von 1491, ein Folioband mit vielen Holzschnitten, und Gregorii pape in psalmos penitentiales explanatio von 1495. Doch gehören ihm sicher auch manche undatirte Drucke zu; Helbig (Bibliophile belge 1876 p. 24—34) zählt deren sieben auf, alle aus den Jahren 1490–1495. — Größere Bedeutung hätte ein anderer Träger des Namens (jedoch nur in der Form Medinbach), Johannes, wenn die Nachrichten über ihn alle zuverlässig wären. Serarius, Moguntiacae res, Mog. 1604, p. 162 sq. berichtet von ihm, daß er mit Joh. Fust und andern Mainzer Bürgern Gutenberg bei seinen Versuchen finanziell unterstützt habe (. . qui [sc. Gudenberg] cum omnem substantiam suam propter artis difficultatem fere profudisset, tandem auxilio Joannis Fusth, Joannis Medinbach et aliorum concivium adiutus rem perfecit). In Seb. Münsters Cosmographie (Ausg. Basel 1614 S. 907) erscheint M. mit Fust als Gehilfe Gutenbergs und nach Fournier, Diss. sur l'origine et le progrès de l'art de graver en bois, Paris 1758, wäre er ein Briefmaler und Formschneider gewesen, welcher den Meister von Straßburg nach Mainz begleitet hätte. Letztere Angabe finden wir auch bei Murr, Journal zur Kunstgeschichte II., Nürnb. 1776, S. 139, welcher dabei zu berichten weiß, daß M. die Anfangsbuchstaben des Psalters von 1457 geschnitten habe. Ebenso sollen nach Andern auch die Holzschnitte einer 1502 in Straßburg erschienenen Apokalypse von unserem M. herrühren. Bei den wenigsten dieser Angaben läßt sich controliren, ob sie wirklich auf Quellen zurückgehen oder ob sie nur Ausschmückung der ältesten Nachricht, beziehungsweise darauf gegründete Vermuthung sind; und soweit solche Controle möglich ist, ist das Resultat ein ungünstiges. So ist, wie Nagler, Künstler-Lexicon IX. S. 207 f. nachweist, die letzterwähnte

Notiz von den Holzschnitten der Apokalypse falsch; und ebensowenig hält die Angabe bei Münster einer nähern Prüfung Stand. Dieselbe findet sich nämlich, was bisher übersehen wurde, nicht in den älteren Ausgaben der Cosmographie, sondern erst, soviel sich feststellen ließ, in denen des 17. Jahrhunderts und sieht man genauer zu, so ergiebt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit, daß sie mit dem ganzen Zusatz, dem sie angehört, aus Serarius genommen ist, dessen Bericht dabei z. Th. ungenau wiedergegeben wird. Serarius selbst aber, dieser nunmehr älteste Gewährsmann, nennt zwar seine Quelle, ein Manuscript über Mainzer Dinge (obiges Citat ist wörtlich aus demselben genommen), aber er giebt keine nähere Auskunft darüber, so daß auch nach dieser Seite hin eine weitere Prüfung unmöglich ist. Dennoch könnte v. d. Linde irren, wenn er, Gutenberg S. 138, 311 Anm. 544, in sämmtlichen Nachrichten über Joh. M. nur eine Mythenbildung sieht, welche an die historische Persönlichkeit des Jak. M. angeknüpft habe. Man sieht nicht ein, wie gerade dieser unter den gleichzeitigen Mainzer Buchdruckern zu solcher Rolle sollte gekommen sein; und dann ist doch auch die Verschiedenheit der Vornamen bemerkenswerth. Es steht in der That auch, soviel wir finden, nichts im Wege, der ältesten Nachricht bei Serarius Glauben zu schenken, wornach denn Joh. M. durch seine finanzielle Betheiligung an Gutenbergs Unternehmung zur Verwirklichung der großen Erfindung und somit zu ihrem endlichen Gelingen wesentlich beigetragen hätte. Damit dürfte aber auch sein ganzes Verhältniß zur Buchdruckerkunst bezeichnet sein.

Steiff.

Meyen: Franz Julius Ferdinand M., Botaniker, geb. zu Tilsit am 28. Juni 1804, † zu Berlin am 2. September 1840. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, verließ M. dasselbe schon im J. 1819, um in einer Apotheke zu Memel die Pharmacie zu erlernen. Indessen gab er auf Veranlassung seines Bruders, des Rechnungsrathes M. in Berlin, der ihm eine wissenschaftliche Laufbahn eröffnen wollte, diese Stellung im J. 1821 auf und zog nach Berlin. Hier absolvirte er dann noch die oberen Klassen des Joachimsthal'schen Gymnasiums und studirte darauf nach abgelegter Maturitätsprüfung als Zögling des medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institutes Medicin in Berlin. Neben seiner Fachwissenschaft lag er mit Eifer naturwissenschaftlichen, besonders botanischen Studien ob, für welche er bereits auf dem Tilsiter Gymnasium entschiedene Neigung gezeigt hatte. Im J. 1826 wurde M. auf Grund einer Dissertation „De primis vitae phaenomenis in fluidis formativis et de circulatione sanguinis in parenchymate" zum Dr. med. promovirt, war dann ein Jahr lang als Unterarzt in der Charité beschäftigt und kam hernach als Compagniechirurgus nach Köln, Bonn, Potsdam und zuletzt nach Berlin. Auf Verwendung A. v. Humboldt's erhielt er im J. 1830 Gelegenheit, auf dem Seehandlungsschiffe „Prinzeß Luise" als Schiffsarzt eine Reise um die Erde mitzumachen, mit der besonderen Instruction, nicht blos zu sammeln, sondern auch möglichst viele Beobachtungen auf allen Gebieten der Naturwissenschaft zu machen. Nach einem Besuche der chilenischen Küstenstädte Valparaiso und Santiago erstieg er die Anden bis zur Schneegrenze, unter Anderem auch den Vulkan Maypú und kam, sich nordwärts wendend, von Arika und Takna aus nach Uebersteigung des Gebirges zum Titikakasee. Auf dem Rückwege unternahm er einen Ausflug auf den vulkanischen Arequipa. Nach mehrwöchentlichem Aufenthalte auf den Sandwichsinseln und auf der Insel Manila landete er an der chinesischen Küste, sie eifrig durchforschend und kehrte, Indien berührend, nach mehr als zweijähriger Abwesenheit von Europa Ostern 1832 dorthin zurück. Vorerst fand er nicht die Muße, seine reiche Ausbeute an Naturalien wissenschaftlich zu bearbeiten, doch veröffentlichte er zunächst einen historischen Reisebericht als Supplement zum 16. Bande der

Verhandlungen der Leopold.-Carol. Akademie (1832—1835), worin zoologische und ethnographische Beobachtungen enthalten sind. Diese Publication, sowie seine schon vor der Reise erschienenen physiologischen Arbeiten verschafften ihm im J. 1834 eine Anstellung als außerordentlicher Professor in der philosophischen Facultät der Universität Berlin, nachdem ihn bereits vorher die Bonner Hochschule zum Dr. phil. honoris causa promovirt hatte. Auch an ehrenden Auszeichnungen anderer Art fehlte es ihm nicht. So war er Mitglied mehrerer Akademien und vieler gelehrter Gesellschaften. Doch erfreute er sich nicht lange dieser Ehrenbezeigungen, da ihn in dem blühenden Alter von 36 Jahren der Tod inmitten einer unglaublich rastlosen Thätigkeit dahinraffte. Meyen's Verdienste um die Botanik liegen vorwiegend in seinen physiologischen Schriften. Seine Studien auf diesem Gebiete sind durch seine Weltumsegelung eigentlich nur unterbrochen worden. Doch mögen die wissenschaftlichen Resultate dieser Reise hier zunächst kurz berührt werden. Die botanische Ausbeute allein lieferte 1349 Pflanzenarten, darunter 352 neue, die, in 713 Gattungen vertheilt, Repräsentanten von 140 verschiedenen Pflanzenfamilien darstellen. Merkwürdigerweise fehlen darunter die Algen, obwol M. kurz vor seiner Reise gerade über diese Pflanzengruppe „Beiträge zur Physiologie und Systematik der Algen" in den Verhandlungen der Leopold.-Carol. Akademie (Bd. XIV, 2, 1829) veröffentlicht hatte. Es war Meyen's Absicht gewesen, seinem bald nach der Reise erschienenen, als ersten Supplementband bezeichneten und bereits oben erwähnten Reiseberichte, der vorwiegend der Zoologie gewidmet war, gleich einen zweiten, botanischen Inhalts, folgen zu lassen. Doch unterblieb die Ausführung, bis er endlich fürchtete, es möchten auf Grund des von anderen Reisenden beschafften Materials die Resultate seiner Sammlungen von anderen Botanikern anticipirt werden. Da entschloß er sich, mehreren befreundeten Forschern die Bearbeitung einzelner Pflanzenfamilien zu überlassen, womit die Leopold.-Carol. Akademie, auf deren Kosten die Arbeiten ausgeführt wurden, sich auch unter der Bedingung einverstanden erklärte, daß nunmehr die ganze Sammlung auf umfassende Weise bearbeitet und unter mehrere Mitarbeiter vertheilt werde. M. traf auch Anstalten dazu. Er selbst übernahm in Verbindung mit v. Flotow die Bearbeitung der Flechten; da setzte der Tod seinem Wirken ein Ende und es wurde das Werk unter folgendem Titel 1843 veröffentlicht: „Beiträge zur Botanik, gesammelt auf einer Reise um die Erde. Nach Meyen's Tode von den Mitgliedern der Akademie fortgeführt und bearbeitet". Nur wenige Abhandlungen schrieb M., die mit seiner Reise in näherem Zusammenhange stehen: „Einige Bemerkungen über die Identität der Flötzformation in der alten und neuen Welt" (Lepold. Carol. Acad., Bd. XVII, 2); „Bemerkungen über die klimatischen Verhältnisse des südlichen Chinas mit einer bildlichen Darstellung des Ganges der mittleren Temperatur für die nördliche Grenze der Tropen" (ibid.); „Vergleichende Bemerkungen über die Verbreitung der Vegetation in den größten Höhen des Himalaya und in Hoch-Peru" (Wiegmann's Archiv 1836). Die genannten Arbeiten enthalten wol manche schöne Beobachtung. Indessen bewegt sich in ihnen M. nicht auf dem ihm heimischen Gebiete. Dieses war vielmehr von vorneherein und blieb bis an sein Lebensende das Studium der Structur des Pflanzenkörpers, der Formen und Functionen seiner Elementarorgane. Schon durch seine vor der Reise publicirten phytotomischen Arbeiten trat M. in den Kreis derjenigen botanischen Forscher, die, wie der Franzose Mirbel und die Deutschen Bernhardi, Treviranus, Link, Moldenhauer und vor Allem Hugo v. Mohl in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts die Phytotomie und Physiologie zu selbständigen Gebieten botanischer Forschung erhoben haben. Ganz außerordentlich aber erscheint die Productivität Meyen's auf diesem neuen Felde der Wissenschaft. Bis zum Jahre

1830 waren, abgesehen von der schon erwähnten Dissertation, zwei Arbeiten von ihm erschienen: „Anatomisch-physiologische Untersuchungen über den Inhalt der Pflanzenzellen" (1828) und die für Meyen's Stellung in der Botanik grundlegende „Phytotomie" (1830). In den vier letzten Lebensjahren aber steigerte sich seine schriftstellerische Thätigkeit ins Unglaubliche. Man begreift kaum wo er die Zeit hernahm, um auch nur die mechanische Seite derselben zu bewältigen. Zunächst erschien im J. 1836 seine von der Teyler'schen Gesellschaft zu Haarlem gekrönte Preisschrift „Ueber die neuesten Fortschritte der Anatomie und Physiologie der Gewächse", ein Quartband mit 22 schön gezeichneten Kupfertafeln. Ein Jahr später veröffentlichte er den ersten Band seines „Neuen Systems der Pflanzenphysiologie", dem bis 1839 noch zwei andere Bände folgten und die von der Göttinger Societät der Wissenschaften preisgekrönte Schrift „Ueber die Secretionsorgane der Pflanzen". Gleichzeitig mit diesen Arbeiten gab er von 1836—1839 ausführliche, einen stattlichen Band füllende Jahresberichte über die Resultate der Arbeiten im Felde der physiologischen Botanik heraus, nachdem er vorher einen „Grundriß der Pflanzengeographie" hatte erscheinen lassen, der später auch ins Schwedische und Englische übersetzt wurde und wegen seiner ausführlichen Bezugnahme auf die Culturgewächse auch für den Laien recht lesenswerthe Mittheilungen enthält. Im J. 1840 erschien eine Abhandlung unter dem Titel „Noch einige Worte über den Befruchtungsact und die Polyembryonie bei den höheren Pflanzen" und außerdem hinterließ er die nach seinem Tode 1841 von Nees v. Esenbeck herausgegebene „Pflanzenpathologie". Rechnet man außerdem die große Zahl von zerstreut in Zeitschriften erschienenen Abhandlungen zu diesen selbständig publicirten Werken hinzu, so ist das Quantum des in so kurzer Zeit Gebotenen so groß, daß es erklärlich erscheint, wenn sowol inhaltlich, wie in Bezug auf die Form der Darstellung manche Mängel hervortreten. Nicht immer erscheint der Zusammenhang der Thatsachen reiflich genug durchdacht, das Beobachtete hinreichend genau ausgedrückt, dennoch aber durchweht die Darstellungen Meyen's ächt naturwissenschaftlicher Geist, der sie fähig machte, fruchtbringend auf die Weiterentwickelung der botanischen Wissenschaft zu wirken. In dieser Beziehung ist besonders die 1830 erschienene „Phytotomie" hervorzuheben, da sich in diesem Werke vorzugsweise ausspricht, was M. zur Förderung der Wissenschaft selbständig beigetragen hat. In seinen späteren Werken, namentlich auch in dem „Neuen System der Physiologie", ist zwar manche irrthümliche Anschauung früherer Schriften verbessert, auch wol manche neue werthvolle Idee ausgesprochen, sie sind indessen schon unter dem Einfluß anderer, zum Theil bahnbrechender Arbeiten, wie derjenigen H. v. Mohl's veröffentlicht worden und nun entweder — zu ihrem Schaden — in Opposition zu denselben getreten, oder durch sie berichtigt worden. In dem jugendlichen Alter von 25 Jahren verfaßte M. seine Phytotomie. Die darin behandelte Zellenlehre hat durch ihn manche Erweiterung erfahren. Die noch heute giltigen Namen für die verschiedenen Habitusformen des Zellgewebes, wie Merenchym, Parenchym, Prosenchym etc. rühren von ihm her; es bezeichnet auch einen entschiedenen Fortschritt, daß M. in seiner Arbeit neben der Structur des festen Zellhautgerüstes in einem besonderen Capitel den Inhalt der Zellen behandelt. Die in demselben befindlichen Amylumkörner und Chlorophyllbläschen unterwirft er einer genauen Untersuchung und erkennt mit großem Glück die im Zellinhalte häufig auftretenden Krystallbildungen, deren krystallographische Deutung er mit Hülfe des berühmten Mineralogen Gustav Rose gab. Sodann entdeckte er die an den Charen schon früher beobachtete kreisende Bewegung des Zellensaftes auch an anderen Pflanzen, wie an den zarten Wurzelfasern von Hydrocharis und Stratiotes. Auch das Capitel über die Intercellularräume enthält wichtige Thatsachen. Es werden die

eigentlichen, mit Luft gefüllten Intercellulargänge von den Secretionsbehältern, den Harz-, Gummi- und Oelgängen unterschieden und auf die vorzugsweise bei Wasserpflanzen in den Zwischenräumen des Gewebes sich findenden großen Luftlücken wird hingewiesen. In der Frage nach der Entstehung der Gefäße, die ihn lebhaft beschäftigte, hat er weniger günstige Erfolge aufzuweisen. Daß dieselben aus Zellen entstehen, hat er, trotzdem die Thatsachen bereits vor ihm erkannt worden, nicht deutlich zum Ausdruck gebracht, vielmehr die unklaren Begriffe der Kieser'schen Metamorphosenlehre der Spiralgefäße wieder aufgenommen. Auch die verschiedenen Formen der milchsaftführenden Organe behandelte er aufs ausführlichste in seinem Buche. Er stellt sie sogar, als Analogon zu den Blutgefäßen des thierischen Körpers, als das Höchste dar, was die Pflanze hervorbringt, erkennt aber nicht, zu sehr mit der physiologischen Function der betreffenden Organe beschäftigt, daß die letztere an morphologisch ganz ungleichwerthige Theile der Pflanze geknüpft ist, wiewol er den Verlauf der milchsaftführenden Organe viel übersichtlicher als früher dargestellt hat. Noch eine sehr wichtige physiologische Frage hat M. in seiner letzten Druckschrift über Befruchtung und Polyembronie behandelt und dabei eine Ansicht ausgesprochen, die ihm — allerdings mit Recht — eine große Gegnerschaft im Lager der Botaniker einbrachte. Die Thatsachen umkehrend, hat er geradezu behauptet, daß der Embryo aus den Staubbeuteln hervorgehe, während die Zellen des Ovulums, namentlich der Embryosack, sich als der befruchtende männliche Theil verhalten sollten. Ueber Athmung und Ernährung der Pflanzen finden sich in seinen Schriften, namentlich in der zweiten Auflage seines neuen Systems der Pflanzenphysiologie manche richtige Ansichten wiedergegeben. Er erkennt, daß die Wärmeentwickelung der Pflanze eine nothwendige Folge der Athmung und der chemischen Processe sei und weist den in die Wurzel in gelöster Form eindringenden Salzen ihre gebührende Stellung als wirkliche Nährstoffe an. Alles in Allem liegt Meyen's Bedeutung für die Entwickelung des phytotomischen Zweiges der Botanik darin, daß er, begabt mit ächtem Beobachtungstalent, für alle Fragen seines speciellen Forschungsgebietes ein offnes Auge hatte, nichts unbeachtet ließ und sich stets bemühte, die Wissenschaft als ein zusammenhängendes Ganze übersichtlich darzustellen. War bei der Hast seines Arbeitens auch die logische Folge in seinen Ideenverbindungen nicht immer correct und war seine Feder, namentlich wenn es galt Angriffe abzuwehren, bisweilen über die Gebühr spitz, so müssen doch auch seine Gegner, deren er viele hatte, in ihm einen Mann erkennen, der in der Geschichte der botanischen Wissenschaft einen vollen Platz einnimmt. Er hat den Bau der Wissenschaft dadurch gefördert, daß er von allen Seiten das Rohmaterial für denselben hinzubrachte. Besonders hervorzuheben ist auch Meyen's Verdienst um die Vervollkommnung in der Präparation und Zeichnung mikroskopischer Objecte. Er machte die Benutzung scharfer Messer von geeigneter Form zur Herstellung guter Pflanzenschnitte allgemein und stellte in seinen schönen mikroskopischen Abbildungen den Lesern nicht, wie in früheren phytotomischen Werken, kleine Bruchstücke, sondern ganze Gewebemassen im Zusammenhange dar, so daß man einen Einblick in die Lagerung der verschiedenen Gewebesysteme und ihre Beziehungen untereinander gewinnt. — Es erübrigt noch einige in verschiedenen Zeitschriften zerstreut erschienene Publicationen Meyen's ihrem Titel nach hier anzuführen: „Ueber die Bewegung der Säfte. Ein Schreiben an die Akademie der Wissenschaften zu Paris". 1834. — „Ueber die eigenthümliche Saftbewegung in den Zellen der Pflanzen" (Abhandl. der Acad. Leop. Carol. XIII. 2. 1827). — In Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte erschienen: „Ueber Wurzelausscheidungen" (1837); „Ueber Entwicklung des Getreidebrandes in der Maispflanze" (1837); „Ueber Bastzellen" (1838); „Ueber Spermatozoen

der Vegetabilien" (1838). Die Zeitschrift Linnaea enthält im 2. Bande (1827) die Aufsätze: „Beobachtungen und Bemerkungen über die Gattung Chara"; „Ueber die Priestley'sche grüne Materie, wie über die Metamorphose des Protococcus viridis"; „Ueber Actinomyces"; „Ueber die Circulation des Lebenssaftes in den Pflanzen". In der Regensburger botanischen Zeitung veröffentlichte M.: „Kritische Beiträge zum Studium der Süßwasser-Algen" (1827); „Ueber Charen und Conserven im Laacher See und im Aarthale" (Correspondenz an Eschweiler, 1828); „Ueber die porösen Gefäße der Nadelhölzer, Spiralzellen in den Luftwurzeln von Epidendron ꝛc., Spiralfasern in den Antherenzellen von Lilium, Muscari ꝛc. (Correspondenz 1828); „Ueber das Herauswachsen parasitischer Gewächse aus den Wurzeln anderer Pflanzen" (1829). Endlich seien noch erwähnt: „Historisch-physiologische Untersuchungen über selbstbewegliche Moleküle" (Brown's Vermischte Schriften, 1830); „Ueber Spiralfasern aus den Blüthenschäften zweier Pisangstämme" (Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues, 1839).

Sachs, Geschichte der Botanik. Nekrolog v. Ratzeburg in Verhandl. d. Acad. Leopold. Carol. vol. XIX. 1843. E. Wunschmann.

Meyen: Johann Jacob M., Mathematiker und lateinischer Dichter, geb. am 26. November 1731 zu Colberg in Hinterpommern, † am 8. März 1797 zu Stettin. Er studirte zu Kloster-Bergen und im Fridericianum zu Königsberg, welches er 1750 mit der dortigen Universität vertauschte. Später bezog er die Universität Halle bis 1754. Sein eigentliches Fachstudium war Theologie und er wurde auch 1757 als Prediger in Koblenz in Vorpommern angestellt. 1761 kam er als Magister der Philosophie nach Bützow, 1774 als Professor der Physik und Mathematik an das akademische Gymnasium zu Stettin. Auch die dortigen Offiziere mußte er auf besonderen königlichen Befehl täglich zwei Stunden unterrichten. Seine Schriften bestehen in historisch-mathematischen Lehrgedichten auf die Mathematiker der Ostseeküste, auf Leibnitz, auf Franklin, dann in Programmen über Kegelschnitte und über Differentialrechnung, endlich in Büchern von etwas komisch klingenden Titeln. Auch eine mathematische Monatsschrift „Unbekannte, wie auch zu wenig bekannte Wahrheiten der Mathematik, Physik und Philosophie, und deren gemeinnützliche Anwendung, besonders auf die Oekonomie in Pommern und den benachbarten Provinzen" gab er heraus, deren Dasein vom November 1787 bis zum März 1788 dauerte.

Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller IX, 111—112. Adelung, Fortsetzung und Ergänzung zu Jöcher's Allg. Gelehrtenlexikon, weitergeführt von Rotermund. Cantor.

Meyer (bald so, bald anders geschrieben) ist der Name auch einiger Buchdrucker des 15. Jahrhunderts, zum Theil solcher, welche im Ausland thätig waren.

Ein Benedict M. (Mair) erscheint im J. 1482 zu Passau (Patavia) als Drucker und zwar zuerst als Genosse des Conrad Stahel (Stachel) und dann als der des Johannes Alakrav. Es sind, soviel bis jetzt constatirt ist, je zwei Drucke, welche seinen Namen bezw. Vornamen in Verbindung mit dem Namen eines der beiden Genannten tragen.

Hans M. (Mair, Mayr) ist der Name eines Nürnberger Buchdruckers, von welchem aber selbst Panzer in seiner Buchdruckergeschichte Nürnbergs (1789) nur erst einen Druck kannte, so daß er geradezu Anstand nahm, M. als selbständigen Buchdrucker zu zählen. Seitdem sind aber noch einige weitere Erzeugnisse von Meyer's Presse an den Tag gekommen und Hain kennt deren wenigstens vier. Es sind durchaus kleine Volksschriften religiösen Inhalts, zum Theil mit Holzschnitten geziert. Da dieselben, soweit sie datirt sind, aus den Jahren 1493 und 1499 stammen, so ist wahrscheinlich, daß aus Meyer's Presse in der

Zwischenzeit noch weitere Drucke hervorgegangen sind. Waren dies eben solche Volksschriften wie die von ihm bekannten Drucke, so begreift sich leicht, daß sie entweder ganz verloren oder noch nicht entdeckt, beziehungsweise weil völlig undatirt, noch nicht als Erzeugnisse der Meyer'schen Presse erkannt worden sind.

Heinrich M. s. Mayer, Heinrich o. S. 95. In der Universitätsmatrikel von Heidelberg kommt beim Jahre 1470 ein Heinricus Meyer de Nidenheim vor, der dann 1472 als H. M. de Nidenow (ehemaliger Ort bei Frankfurt a. M.) unter den Baccalauren wieder erscheint. Es ist gar nicht unmöglich, daß unser Buchdrucker mit diesem identisch ist.

Vgl. in Betreff Benedict Meyer's Hain, Repert. bibliogr. 6721, 9181, 9350, 12 608; in Betreff Hans Meyer's Hain 8416, 8430, 8752 (8751), 16 141. Steiff.

Meyer: Adam M. (Villicus), ein sehr gelehrter Benedictiner, geb. zu St. Wendel, wurde 1430 im Seminar der Abtei St. Matthias zu Trier in den Orden aufgenommen und 1448 nebst dem Vorsteher des genannten Seminars, Johannes de Dome. zur Herstellung der alten Zucht in den Klöstern der kölnischen Provinz berufen. Unterstützt von dem päpstlichen Legaten Nicolaus Cusanus, gelang die schwierige, nicht von Widersetzlichkeit verschont gebliebene Aufgabe. Durch diese Veranlassung in das Kloster Groß-St.-Martin zu Köln eingeführt, erwarb er sich daselbst in solchem Grade Ansehen und Verehrung, daß er 1454, nach dem Ableben des Abtes Jacob Wachendorp, zu dessen Nachfolger erwählt wurde. Er verstand es, die dichteste Finsterniß, die er hier vorgefunden, in volles Licht umzuwandeln. Während er selbst mit Eifer den Studien oblag und seinen Untergebenen das Beispiel edelsten Strebens vorführte, machte er den Mönchen die heilsame Vorschrift, daß sie sich in den freien Stunden, die ihnen die klösterlichen Regeln übrig ließen, je nach ihrer Befähigung mit wissenschaftlichen, künstlerischen oder nützlichen mechanischen Arbeiten beschäftigen mußten. Sie sollen sogar bei der zwischen 1460 und 1470 in Köln beginnenden Thätigkeit der neuerfundenen Kunst der Typographie mitbetheiligt gewesen sein. Auf solche Weise war in diesem Kloster eine Pflanzstätte gebildet, aus welcher auch für entfernte Ordenshäuser geeignete Persönlichkeiten zur Hebung der Zucht und des wissenschaftlichen Sinnes ausgingen, und die späteren Zeiten haben zahlreiche Mitglieder aufzuweisen, welche als berühmte und tugendhafte Männer dem Orden zur Zierde gereichten. Im Jahre 1462 erhielt Abt Adam vom Papste das Zugeständniß, daß die neben der Abtei gelegene Pfarrkirche zu St. Brigida derselben für immer einverleibt wurde, in Folge dessen die Pfarrerstelle von einem Klostermitgliede, nicht selten von dem Abte selbst, bekleidet zu werden pflegte. Der Bursfelder Congregation, einer Reformation des Benedictinerordens um 1429, stand er als Generalpräses vor, und vom heiligen Stuhle war er zum Visitator und Reformator aller, sowol männlichen als weiblichen, Klöster des Ordens in den Provinzen Köln, Trier, Lüttich, Utrecht und Münster bestellt. Auch der Reichsabtei zu Werden und der Propstei zu Helmstadt war er eine Zeit lang vorgesetzt. Am 17. Februar 1499 ist er gestorben. Seine Grabstätte befindet sich im Chore der Abteikirche zu Köln. Mehrere zeitgenössische Schriftsteller sprechen mit höchstem Lobe von ihm. Trithemius (Chronic. Hirsaug.) sagt: „Non fuit nostra aetate similis illi cujuscumque etiam religionis alius, nec surrexit post eum quisquam usque in praesentem diem tam zelosus amator, custos et reformator disciplinae regularis in se sibique subjectis.“ Die Schriften des ausgezeichneten Mannes sind ungedruckt geblieben und wurden im Manuscripte in der Bibliothek von St. Martin aufbewahrt. Sie sind: „Commentarius amplissimus in regulam sancti Benedicti“, 1414. Am Schlusse sind einige Miscellaneen beigefügt. — „Tractatus de statu

Archi- et Episcoporum et Patriarcharum ad Hermannum Coloniensem Antistitem.“ Das auf Pergament geschriebene, dem Erzbischof Hermann IV., Landgrafen von Hessen, überreichte Original war mit vielen gemalten Bildern und Initialen geschmückt und ist späterhin in die Bibliothek des Jesuitencollegiums zu Köln gelangt. — „Opusculum de statu religiosorum in titulum XVI. Decretalium.“ — „Tractatus de tribus votis monasticis.“ — „Tractatus asceticus de septem gradibus spiritualis ascensionis in Deum.“ — „Variae orationes capitulares.“ — „Sermones breves de tempore et alia quaedam analecta.“ — „Liber de Rectoribus christianis et regulis quibus respublica est gubernanda ad Hermannum Coloniensem Archiepiscopum.“ Auch dieses Manuscript kam im Original an die Kölner Jesuiten. — „Tractatus varii de modo confitendi, de instituendis visitationibus, de electione Abbatis, item processus pro reformatione monasterii Lacensis.“ Einige andere kleine Abhandlungen schließen sich diesen an. — „Ceremoniale metricum.“ In der Bibliothek des Klosters Laach. — Die Bibliothek von St. Martin hatte auch viele Schriften aufzuweisen, theils auf Pergament, theils auf Papier, welche von den Geistlichen der Abtei auf Abt Adam's Geheiß geschrieben worden sind, ohne Nennung der Verfasser.

Hartzheim, Biblioth. Colon. mit Berufung auf Notizen von Oliver Legipont.

Merlo.

Meyer: Adelberg (Adelbert) M., zum Pfeil, aus einem alten Basler Geschlechte entsprossen, ist unter den Bürgermeistern Basels der erste, welcher vom Rath ohne Mitwirkung des Bischofs, des einstigen Stadtherren, erwählt wurde. Vom Jahre 1521 an, wo die Verfassung der Stadt geändert und die bischöfliche Handveste umgestürzt wurde, bekleidete er das Bürgermeisterthum, die höchste Würde der freien Stadt, abwechslungsweise jedes zweite Jahr, bis zu seinem Tode, der am 8. Juni 1548 erfolgte. In die ersten Jahre seiner Regierungszeit fielen für Basel die Anfänge der Reformationsbewegung. Persönlich ein Anhänger der neuen Lehre, war er in seiner amtlichen Stellung stets darauf bedacht, zwischen den erregten Parteien zu vermitteln und beiden Theilen gerecht zu werden. Solchen Bemühungen ist es zu danken, daß in Basel, trotz der Erregung der Gemüther, noch eine Reihe von Jahren hindurch beide Parteien freie Religionsübung genossen, bis 1529 eine rohe Gewaltthat, der Bildersturm, den Begriff der Toleranz für lange Zeit aus Basel verbannte. Neben seinen Bemühungen für eine friedliche Lösung der Glaubensfrage, wozu er durch seine amtliche Stellung berufen war, erwarb er sich auch namhafte Verdienste um die Förderung vaterländischer Geschichtskunde. Eine werthvolle Sammlung von Notizen aus Basels älterer Geschichte, von seiner Hand 1543 geschrieben, wird noch jetzt im Basler Kirchenarchiv aufbewahrt. Noch wichtiger aber sind die Abschriften älterer Basler Chroniken, die er auf seine Kosten für sich und seine Nachkommen fertigen ließ, und von welchen das Meiste, in einem Bande vereinigt, auf der öffentlichen Bibliothek sich befindet. Mehrere wichtige Geschichtsquellen des 15. Jahrhunderts, wie die Denkwürdigkeiten Heumann's von Offenburg, oder wie die Chronik Heinrich's von Beinheim, sind uns einzig durch ihn erhalten.

A. Bernoulli.

Meyer: Bernhard M., schweizerischer und hernach österreichischer Politiker, geb. am 12. December 1810 in Sursee (Kanton Luzern), † am 29. August 1874 zu Piesting (in Niederösterreich). Der aus der ansehnlichsten Landstadt des Kantons stammende begabte junge Mann machte seine Studien an den höheren Lehranstalten der Hauptstadt und zog die Aufmerksamkeit eines trefflichen, auf dem pädagogischen Felde wohlverdienten Priesters, des Franciscaners Girard (vgl. Bd. IX, S. 185 u. 186), auf sich. Da M. schon vor Besuch fremder Hochschulen für den ihm wohlgesinnten Lehrer als Stellvertreter im Fach der Philo-

sophie eintrat, so wünschte überhaupt Girard, der wegen angegriffener Gesundheit zurückzutreten gedachte, den Lieblingsschüler als seinen Nachfolger eintreten zu sehen. Doch hörte M. auf den fremden Universitäten — Heidelberg, Berlin, München, Paris — auch rechtswissenschaftliche neben den philosophischen Collegien. Die Regierung von Luzern, welche die Studien Meyer's durch ein Stipendium gefördert hatte, gab nun aber 1834 nach Girard's Rücktritt einem Ausländer, der wegen seiner Parteifarbe besser zu passen schien, den Vorzug, und M. gedachte sich als Advocat in Sursee niederzulassen. Doch 1836 bewarb er sich um die erledigte Stelle des zweiten Staatsschreibers, wurde als solcher erwählt und siedelte nach Luzern über, wo er nun in dieser seiner neuen Stellung neben dem ersten Staatsschreiber Siegwart (s. d. Art.) wirkte. Als der verfassungsmäßige Termin für die Revision der Kantonalverfassung, das Jahr 1841, heranrückte und gegen die den Regenerationsgedanken des Jahres 1830 entsprechende Regierung aus dem Kreise der von dem Bauern Joseph Leu geführten katholischen Volkspartei die Agitation anhob (vgl. Bd. XVIII, S. 470), ging zwar M. nicht so weit, wie Siegwart, welcher wegen seiner von dem im Amte stehenden Schultheißen als „Verrath“ gekennzeichneten Haltung 1840 seiner Stellung enthoben wurde — M. hatte sich bisher mehr zu einer um seinen Freund, den Theologen und Professor Burkard Leu (vgl. Bd. XVIII, S. 466), sich gruppirenden Mittelpartei gestellt —; aber immerhin galt er in den Augen seiner Vorgesetzten nicht als so zuverlässig, daß er an Siegwart's Stelle hätte vorrücken können. Als dann 1841 die Revisionsfrage in Fluß kam, wurde auch M., als eines der wenigen höherer Bildung theilhaft gewordenen Mitglieder, in den Verfassungsrath gewählt. Als Mitglied des Ausschusses des Verfassungsrathes arbeitete nun M., dem die Redaction des neuen Entwurfes wesentlich zufiel, an der Seite Joseph Leu's und stimmte in den Hauptpunkten gänzlich mit ihm überein. Nach Annahme des Verfassungswerkes, 1. Mai 1841, wurde M. in den neuen Großen Rath, wieder als eine der wenigen Capacitäten in der überwiegend einen bäuerlichen Charakter aufweisenden Versammlung, gewählt, und dieser setzte ihn jetzt in das Amt des ersten Staatsschreibers ein; zugleich erhielt er, anfangs als zweiter, später als erster Gesandter Luzerns, bis zum Sturze des 1841 geschaffenen Systemes, stets von Neuem den Auftrag der Vertretung Luzerns auf der Tagsatzung. Die seit dem Januar des Jahres schwebende Frage wegen Aufhebung der aargauischen Klöster, welche voran die Versammlung der Ständeabgeordneten beschäftigte, gab M. alsbald Gelegenheit, auch in diesen eidgenössischen Angelegenheiten Stellung zu nehmen. Die Instruction der Luzerner Gesandten lautete dahin, daß Aargau alle Klöster wieder einzusetzen habe und im Falle des Widerstrebens durch geeignete Maßregeln dazu anzuhalten sei. Während sich über diese durch die Schwerfälligkeit der Tagsatzungsverhandlungen endlos sich fortspinnende Sache die Leidenschaften zusehens stets mehr erhitzten, wurden nun aber auch im Kanton Luzern die siegreichen Träger der streng kirchlichen Auffassung der öffentlichen Dinge immer kühner, und das bot M. abermals die Gelegenheit, in einer seiner Einsicht und der Aufrichtigkeit seines Sinnes zur Ehre gereichenden Weise sich über einen wesentlichen Punkt auszusprechen. Nachdem schon im Herbst 1841 nahe dem Wohnorte Joseph Leu's auf Luzerner Gebiete Missionspredigten von Jesuiten ins Werk gesetzt worden waren, wollte Leu mit der Durchführung seines Herzenswunsches, der Berufung von Vätern der Gesellschaft Jesu nach Luzern, nicht mehr länger zögern (vgl. Bd. XVIII, S. 470). Gegenüber dem Antrage der Berufung waren 1842 drei verschiedene Gutachten des Erziehungsrathes, wovon nur eines für Uebergabe der Lehranstalt an die Jesuiten sich aussprach, eingegangen, und die Botschaft des Regierungsrathes an den Großen Rath lautete gleichfalls auf Verwerfung des Vorschlages, da die Lehr-

anstalt ein nationales Institut sein müsse, und die Berufung von Gliedern einer Corporation, welche nach ihren eigenen Gesetzen von den staatlichen Organen in ihrer Thätigkeit für das Erziehungswesen nicht überwacht werden dürfte, gegen die Verfassung verstoße. Als Vertreter der „sogenannten intelligenten Demokratie“ (nach Siegwart's Ausdruck) hielt am Tage der entscheidenden Berathung im Großen Rathe, 9. September, M. die bedeutendste Rede gegen die Berufung, mit der dringenden Warnung, nicht eine nie erlöschende Flamme, die das Volk in beständiger Gährung erhalten werde, unter dasselbe zu werfen, nicht den Gegnern ein Schlachtfeld zu eröffnen, zu dem sie ohne das nie gelangen würden, nicht protestantische Kantone auf diesem Wege von ihrer bisherigen Gesinnungsgenossenschaft gegenüber Luzern abzuscheiden: „Wer weiß, wer am Ende des langen, nie ruhenden Kampfes als Sieger auftreten wird?“ Solcher staatsmännischen Auffassung gegenüber mußten für dieses Mal die Jesuitenfreunde sich zurückziehen und damit trösten, daß nur die Einziehung vorgängiger Erkundigungen über die Bedingungen, unter denen die Jesuiten eine Besorgung der Lehranstalt übernähmen, beschlossen wurde. Aber M. that noch mehr in dieser Angelegenheit und suchte durch den österreichischen Geschäftsträger in der Schweiz in dem Sinne auf Metternich einzuwirken, daß durch das österreichische Cabinet ein Druck ausgeübt werde, um die Jesuiten zur Verzichtleistung auf eine Position in Luzern zu bewegen. Allein das gelang nicht, und 1844 geschah die Berufung, obschon M. in der ausschlaggebenden Sitzung des Großen Rathes wieder gegen die Maßregel als „eine große politische Unklugheit“, die nur den Gegnern Stoff zur Gährung liefere, sprach, seine Stimme gegen die Berufung einlegte. Er versicherte, er habe nach diesem Verlaufe sich, als Advocat, ins Privatleben zurückziehen wollen, sei aber durch Joseph Leu, dann „durch den Ernst der rasch sich drängenden Ereignisse“ bewogen worden, an seinem Platze zu bleiben.

Als nämlich die Entscheidung in der Jesuitenfrage fiel, da war M. schon durch seine Haltung in den gemeineidgenössischen Dingen, besonders in Folge seiner Betheiligung an inneren Zwistigkeiten im Kanton Wallis in der Eigenschaft eines eidgenössischen Commissärs, mit der Politik des in Luzern herrschenden Systems so bestimmt verflochten, daß eine Lösung von den öffentlichen Angelegenheiten für ihn nicht mehr möglich war. — 1843, in welchem Jahre Luzern für eine zweijährige Dauer eidgenössischer Vorort geworden war, hatte das Aargauer Klostergeschäft dadurch einen noch bedenklicheren Charakter angenommen, daß Luzern und mit ihm fünf weitere katholische Stände einen einschlägigen Beschluß der absoluten Mehrheit der Tagsatzung als Bundesbruch erklärten und sofort im September zu engeren Conferenzen zusammentraten, aus denen im Verlaufe die „Schutzvereinigung“, der Kern des späteren sogenannten Sonderbundes, hervorging. Schon gleich bei der ersten nach Luzern einberufenen Conferenz der sechs Stände, am 13. September, forderte M., als eines der Luzerner Mitglieder, dazu auf, sich direct auszusprechen, in wie weit das Volk der einzelnen Kantone geneigt sei, allfällige energische Schritte seiner Regierungen mit aller Aufopferung und Entschiedenheit zu unterstützen; dagegen wollte er noch nicht, daß in das festzustellende Manifest auch schon die Drohung einer Aufhebung der Gemeinschaft gegenüber anderen Kantonen aufgenommen werde. Wallis war gleichfalls hierzu eingeladen gewesen, hatte aber die Conferenz noch nicht beschickt. — Das hing damit zusammen, daß hier die nach den Kantonstheilen, dem oberen deutschredenden, dem unteren französischen Thalabschnitte, sich trennenden Conservativen und Radicalen in innerem Zwiste lagen. Eine 1839 aufgestellte Verfassung hatte nämlich Rechtsgleichheit der unteren gegenüber dem bisher im Uebergewichte stehenden oberen Landestheile ausgesprochen, überhaupt eine Regeneration auch dieses Kantons in Aussicht gestellt. Dagegen

suchten die Oberwalliser, zum Behufe der Zurückgewinnung ihrer Rechte, anzukämpfen; den klerikal gefärbten Auffassungen der deutschen Bevölkerung stellten sich zum Theil weit gehend radicale Forderungen aus dem Unterwallis entgegen, und zugleich spaltete sich auch hier die Bevölkerung in zwei Lager. Die Behörden büßten in diesen Gegensätzen ihre ganze Autorität ein. Wilde Ausschreitungen der Träger des Terrorismus unter den Radicalen, der sogenannten „Jungen Schweiz", seit April 1843, führten zu Gegenmaßregeln; die Anarchie stieg und damit die Ohnmacht der Obrigkeit, welche die „Jung-Schweizer" zu einem Erpressungszuge gegen die Hauptstadt Sitten ausnutzten, worauf die Regierung die Schwäche hatte, „für beabsichtigte Vertheidigung der Hauptstadt", unter Bezahlung derselben, sich zu bedanken. Luzern, trotz seiner Stellung als Vorort durch die Walliser Regierung gänzlich unbenachrichtigt gelassen, schickte Anfangs September M. nach dem Wallis, um durch denselben Erkundigungen einzuziehen. Allein bis zum nächsten Frühjahre, 1844, wuchs nun die Zerrüttung in dem unglücklichen Lande auf einen so hohen Grad, daß der Staatsrath im Mai militärische Maßregeln traf, andererseits den Vorort um eidgenössische Intervention ersuchte. Am 13. Mai beschloß die vorörtliche Behörde, M., da derselbe die Verhältnisse im Wallis schon kenne, nach diesem Lande von neuem zu entsenden, zunächst wieder zur Berichterstattung, ferner aber eventuell in der Stellung eines zweiten eidgenössischen Commissärs, in dem Sinne nämlich, daß M., falls die Umstände es dringend gebieten, diesen amtlichen Charakter annehme, unter Benachrichtigung des in Freiburg weilenden ersten Commissärs, doch nur wenn die Anwesenheit eidgenössischer Commissarien wirklich nothwendig und der Walliser Regierung erwünscht scheinen sollte. In schleuniger Reise, nicht ohne Gefahr bei Ueberschreitung des noch tief beschneiten Passes über die Gemmi, kam M. am 15. in Sitten an, wo der Große Rath schon versammelt war. Gegenüber conservativen Mitgliedern der Behörde verhehlte nun M. keineswegs seine Ansicht, daß bei der Schwäche der Regierung der Große Rath zum Entschlusse zu bringen sei, die Jung-Schweizer, welche nach seiner Auffassung als Rebellen zu gelten hätten, durch militärische Mittel aufzulösen, und am 16. gelang es einem geistlichen Abgeordneten, die Mehrheit der Rathsmitglieder auf einer Privatzusammenkunft für diesen Gedanken zu gewinnen. So kam es am 17. spät Abends, nachdem die jungschweizerische Opposition nach heftigen Auftritten den Sitzungssaal verlassen hatte, zum Beschlusse, die aufrührerischen Gemeinden militärisch zu besetzen, dem Staatsrath außerordentliche Vollmachten zu ertheilen, einen Commandanten der Landwehr in der Person Wilh. von Kalbermatten's aufzustellen. Als aber am 18. bei der Kunde des Anrückens der Jungschweizer von Unterwallis her den maßgebenden Persönlichkeiten abermals der Muth entfallen wollte, war es wieder M., welcher — abermals „als Privatmann", wie er betonte — auf das schleunige Einrücken der aufgebotenen oberwalliser Bewaffneten drang. Dagegen warnte er, als er einen Kriegsrath sich constituiren sah, den Staatsrath-Präsidenten, Erlasse von dieser nicht verfassungsmäßigen Behörde, welche man allerdings in ihrer organisatorischen Thätigkeit nicht zu hemmen brauche, statt vom Staatsrathe ausgehen zu lassen. Noch im Laufe dieses Tages traf der neu ernannte Commandant von Kalbermatten in Sitten ein; als „Zuschauer" in dessen Hauptquartier wohnte M. am 20. den Angriffe auf die in Ardon befestigten Jung-Schweizer bei; am 21. kam die Nachricht davon, daß die Jung-Schweizer durch ihre eigenen conservativ gesinnten Landesgenossen von Unterwallis im Engpasse des Trientflusses in furchtbar blutiger Niederlage geschlagen worden seien. Erst jetzt aber, als die Entscheidung vorlag, erhielt M. auch Kunde von dem am 19. von der vorörtlichen Regierung abgefaßten Befehl, daß er als eidgenössischer Commissär sofort

aufzutreten habe, und in diesem Sinne richtete jetzt der bisherige Berichterstatter seine Maßnahmen ein, nachdem das, was zu verhüten er nun angewiesen wurde, der Zusammenstoß, schon geschehen war. — Da von diesem Tage an M. die bestgehaßte Persönlichkeit in seiner ganzen Partei war, mußte hier um so mehr, als durch einseitige Darstellung auch über seinen Tod hinaus auf seiner Person ein dieselbe ganz verdunkelnder Schatten ruht, auf seine Haltung in den Maitagen von 1844 näher eingetreten werden. Wie M. selbst ganz offen einräumt, hat er durch sein privates Auftreten in Sitten ganz wesentlich das Ereigniß des 21. Mai durch die Ermuthigung der altschweizerischen Partei herbeigeführt. Er konnte sich formal durchaus darauf stützen, daß ja die Regierung des Wallis seinen Uebertritt vom Charakter des Berichterstatters zu dem des Commissärs nicht gefordert habe; aber andrerseits mußte er sich sagen, daß das, je mehr er den Staatsrath in seiner Position verstärken helfe, um so weniger geschehen werde, und er selbst hatte auch nicht versäumt, am 15. Mai und noch zwei Male, den Staatsrath auf den Punkt, ob sein Auftreten als Commissär wirklich verlangt werde, aufmerksam zu machen. Jedenfalls also hatte M. nicht als Friedensbringer, sondern als Parteimann gewirkt. Dagegen war dann die nachträgliche Beauftragung vom 19. ein feiges Manöver seiner Oberbehörde, um die Last von sich auf den Abgeordneten abzuwälzen. — Wie überall, so kam insbesondere auf der Tagsatzung zu Luzern, am 13. Juli, in offener Sitzung, der gegen M. von der Gegenpartei genährte Haß zu Tage, indem der Solothurner Abgeordnete Munzinger (s. d. Art.) vom „Ausstrecken blutgefärbter Hände“ gegenüber der Versammlung sprach. Uebrigens hatte M. gerade bei diesem Anlaß eine ganz correcte und auch recht offenherzige Darstellung seiner Handlungsweise gegeben. — Für die von Luzern repräsentirte Politik ergab sich aber als Resultat der Ereignisse im Wallis, daß dieser Kanton jetzt nach seiner Neugestaltung als siebentes Glied der „Schutzvereinigung“ reif geworden war.

Gerade die durch das Bekanntwerden der Schutzvereinigung bedingte Verschärfung des Gegensatzes zwischen den beiden Parteigruppen der Eidgenossenschaft (vgl. d. Art. Siegwart) brachte nun aber auch für M. die Uebernahme wichtiger Aufgaben, für welche er in erster Linie geeignet zu sein schien. Um für die in Aussicht genommenen Wehrmaßregeln des schon 1845 angeordneten sonderbündischen Kriegsrathes Waffen und Geld zu erlangen, galt es nach den von Siegwart vorgezeichneten Plänen bei den mit den sieben Kantonen sympathisirenden Regierungen anzuklopfen. So reiste M. im November 1846 nach Turin und erlangte vom König Karl Albert 2000 Infanteriegewehre, mit der geschickt angebrachten Bemerkung, daß Bezahlung allerdings nicht stattfinden könne: „Gewinnen wir, so werden wir, oder vielmehr unsere Gegner, E. M. Regierung befriedigen; verlieren wir aber, so bleibt dieser nur übrig, den Schuldposten als uneinbringlich durchzustreichen“. 1847 dann folgte, unter der Form der Wahl zu einem Abgeordneten Luzerns für den Abschluß eines neuen Postvertrages mit Oesterreich, eine Sendung nach Wien, zum Zwecke persönlicher Anknüpfung mit Metternich, um — nach Meyer's eigenen Worten — „auf die allgemeine europäische Gefahr eines Sieges der Revolutionspartei in der Schweiz aufmerksam zu machen und darauf einzuwirken, daß durch ein zeitiges Dazwischentreten der Mächte dem Ausbruche eines Bürgerkrieges vorgebeugt werde“; ebenso handelte es sich auch hier um Geld und Waffen. Aber nachdem schon vorher eine vom Erzherzog Johann empfohlene Combination, daß Fürst Friedrich Schwarzenberg das Commando der Sonderbunds-Armee übernehme, nicht gelungen war, fand M. in seinen eigenen Verhandlungen, daß auf eine wirksame Unterstützung von Wien her vor der Hand nicht zu rechnen sei, und so reiste er, weil der Zusammentritt der ordentlichen Tagsatzung zu Bern bevorstand, noch vor den anderen

Abgeordneten zur Postconferenz, nach der Schweiz zurück. — Hatte M. schon 1846 auf der zu Zürich gehaltenen Tagsatzung als erster Gesandter Luzerns in der Sache des Bündnisses der sieben katholischen Kantone zu reden Gelegenheit gehabt und damals das Mittel gewählt, „von der Vertheidigung in directen Angriff überzugehen“, so war nun 1847, durch eine Veränderung der Majorität im Kanton St. Gallen, die zur Execution gegen den Sonderbund entschlossene Abtheilung der Tagsatzung zur Verfügung über eine Stimmenmehrheit gelangt und dadurch die Entscheidung vor die Thüre gerückt. Zuerst am 19. Juli hatte M. sein Votum abzugeben: er sprach gegen „die Revolution von oben herab, welche man durch Beschlüsse der Tagsatzung der Eidgenossenschaft aufzuzwingen im Begriffe sei“. Als dann nach ihrer Vertagung die Tagsatzung am 18. October wieder zusammentrat und die Lage der Dinge zum Schlusse drängte, war wieder M. in der wirkungsreichen Sitzung vom 29. des Monats der Sprecher für die mit ihm ausscheidenden Gesandten der sieben Stände. Nach Niederlegung einer Erklärung an das gesammte schweizerische Volk und unter feierlicher Berufung einer höheren Entscheidung verließ er mit den anderen Gesandtschaften die Versammlung. — Auch unter den Ereignissen der rasch folgenden kriegerischen Entwickelung erscheint abermals Meyer's Thätigkeit. Am 30. October in Luzern angelangt, forderte er von Siegwart, daß sofort losgeschlagen werde, und verlor bei der zögernden Haltung des Obercommandanten von Salis-Soglio sogleich jegliche Hoffnung. Am Tage vor der Schlußkatastrophe, am 22. November, hatte er noch den erfolglosen Versuch zu machen, Zug bei der Sache des Sonderbundes festzuhalten, wobei er bei Uebernahme des Auftrages bemerkte: „Ich gehe, um den Herren von Zug noch am Schlusse des Dramas die Wahrheit zu sagen“. Bei der kläglichen Flucht der Behörden aus Luzern, am darauf folgenden Tage von Gislikon, beinahe bei der allgemeinen Kopflosigkeit zurückgelassen, erst im letzten Augenblicke von der unmittelbar bevorstehenden Abfahrt des bereit gehaltenen Dampfbootes unterrichtet, hatte dann M. nach der Ankunft auf urnerischem Boden noch die letzte Kundgebung der gestürzten Regierung, eine Proclamation an das Luzerner Volk, abzufassen. Damit war die Sache zu Ende, der er mit unleugbarer Thatkraft und Gewandtheit, besonders auch durch seine anerkannte Beredtsamkeit, durch mehr als sechs Jahre gedient hatte.

M. floh, gleich Siegwart, mit dem Obersten von Elgger, dem gewesenen Generalstabs-Chef, zunächst nach Wallis und Italien, kam nach Wien, wo er von Metternich Zusicherungen über eine Anstellung im österreichischen Staatsdienst erhielt. Aber die Märzrevolution von 1848 zerstörte diese Aussichten und trieb den Flüchtling abermals fort, nach München, wo er im Görres'schen Kreise freundliche Aufnahme fand. Von da aus antwortete er auch in einer erbitterten Schrift: „Beitrag zur Kenntniß der radicalen Gerechtigkeitspflege in der Schweiz“ auf die Eröffnung des Strafprocesses gegen seine frühere Thätigkeit in Luzern, besonders als Secretär des Kriegsrathes. Schon längere Zeit hatte M. seine Kinder aus Luzern zu sich nach München kommen lassen, als endlich im Herbst 1851 Aussichten aus Wien sich eröffneten und eine Befreiung aus der ökonomisch peinlichen Lage verhießen. Unter Fürst Felix Schwarzenberg wurde er unter Bach's Verwaltung im Ministerium des Innern angestellt und Ende 1853 zum Ministerialrath ernannt. Als solcher hatte er z. B. Antheil an den Verhandlungen über das Concordat mit Rom, ebenso an den Angelegenheiten der Preßleitung und Preßüberwachung, wobei er die Wiener Zeitung in seinem Sinne durch Neugestaltung zu heben suchte. Besonders aber floß aus seiner Feder das kaiserliche Kriegsmanifest von 1859. Aber nach Bach's Rücktritte und nach dem Sturze des durch diesen Minister repräsentirten, von M. gläubig hoch gehaltenen Systems vermochte derselbe, wenn er auch in amtlicher Stellung ver-

bleiben konnte, sich nicht mehr so wohl, wie bisher, zu fühlen. Unter dem Grafen Goluchowski wurde er seiner bisherigen Stellung als Vorstand des Präsidialbüreaus enthoben. Wie früher unter Bach, so hatte M. dann unter Schmerling, dieses Mal auf Grund des October-Diplomes, an der Ausarbeitung einer Verfassung mitzuhelfen; aber er stand dem auf liberalem Boden fußenden Staatsmanne und dessen Schöpfungen von Anfang an kritisch gegenüber. Der Eintritt des Ministeriums Belcredi 1865 hob wieder Meyer's Aussichten: er wurde Chef der Präsidialcanzlei und erster Protokollführer der Minister-Conferenz und in das persönliche Vertrauen Belcredi's gezogen. Die Neueinrichtung der Administrativ-Organisation lag ihm ob; als der Krieg von 1866 gegen das von M. gleicher Weise gefürchtete und gehaßte Preußen bevorstand, schrieb er abermals das dieses Mal überaus gedehnt ausgefallene Manifest Franz Joseph's, dem im Laufe der kriegerischen Begebenheiten mehrere Proclamationen über wichtige Ereignisse folgten. Hatte M. — infolge genaueren Einblickes mit richtigen Vorahnungen — schon mit großen Besorgnissen auf die Kriegspolitik des Jahres 1866 geblickt, so konnte er sich noch weniger über die „Einschwärzung Beust's nach Oesterreich" beruhigen und betrachtete insbesondere mit peinlichstem Mißtrauen dessen Arbeiten für den Ausgleich mit Ungarn. Als Belcredi ausgeschieden war, glaubte M. die Zeit nahe gekommen, wo er von der Gnade des Kaisers, beliebig mit dem vollen Genusse der Pension sich in das Privatleben zurückzuziehen, Gebrauch machen solle. Nach der Gewährung der Versetzung in den Ruhestand, 15. Januar 1868, lebte „Bernhard Ritter von Meyer" noch über sechs Jahre, und die Frucht dieser Mußezeit waren seine beim Tode hinterlassenen Memoiren, welche, als vom Vater selbst „verfaßt und abgeschlossen", der gleichnamige Sohn, nur unangenehmer Weise mit ganz unglaublichen Lese- und Druckfehlern in schweizerischen Eigennamen, nebst einem „Anhang" — „Die europäische Diplomatie und der Sonderbund" — herausgab.

Vgl. neben Siegwart's großem Werke (vgl. den Artikel Siegwart) eben besonders diese „Erlebnisse des Bernhard Ritter von M." (Bd. I, II, Wien und Pest 1875). Meyer von Knonau.

Meyer: Christian Erich Hermann v. M., Bundestagscassirer und hochangesehener Paläontologe, wurde am 3. September 1801 zu Frankfurt a. M. geboren, wo sein Vater, ein gewiegter Jurist, die Würde eines Bürgermeisters und bevollmächtigten Gesandten bei dem Bundestag bekleidete. Eine äußerst sorgfältige Erziehung legte in M. den Grund zu einer allseitigen Bildung in allen Wissenszweigen, insbesondere jedoch zeigte sich schon in früher Kindheit, in der M. durch ein körperliches Gebrechen an den Füßen von den Spielen der Jugend abgehalten und mehr auf sich selbst angewiesen war, eine entschiedene Neigung zu mechanischen Arbeiten und Beschäftigungen mit naturwissenschaftlichen Gegenständen. Später begann er gemeinschaftlich mit seinem Jugendfreunde Friedrich Wöhler, dem später so berühmten Chemiker, mit dem er bis zu seinem Tode durch innigste Freundschaft verbunden blieb, autodidactisch sich mit chemischen Versuchen und Experimenten zu beschäftigen. Diese Vorliebe zu naturwissenschaftlichen und besonders chemischen Studien reifte in M. den Entschluß, sich dem montanistisch-cameralistischen Fache zuzuwenden und zu seinem Lebensberufe insbesondere das Hüttenfach zu wählen. Mit reichem Wissen und großem praktischem Geschicke ausgestattet betrat er zuerst diese Laufbahn bei einer Glashütte bei Bieber. Auf Wunsch seines Vaters verließ M. jedoch bald wieder diese Stelle, um in Frankfurt in einem Bankgeschäfte sich weiter praktisch auszubilden. Behufs Fortsetzung der begonnenen cameralistischen Studien bezog M. alsdann zuerst die Universität Heidelberg, wo er mit C. v. Leonhard,

Bronn und Gmelin in regem Verkehr stand, und ging hierauf nach München, wo er unter der Leitung von N. v. Fuchs und v. Kobell in allem Eifer sich mit Mineralogie beschäftigte, zugleich aber auch durch regen Verkehr mit Künstlern seinen Kunstsinn förderte. In seine Vaterstadt 1825 zurückgekehrt, fand M. zuerst in der Ordnung der mineralogischen und paläontologischen Sammlungen des Senckenbergischen Museums eine seiner Neigung entsprechende Beschäftigung. Um diese Zeit begann M. mit seinen ersten wissenschaftlichen Publicationen über sehr verschiedenartige, meist mineralogische, chemische und physicalische Gegenstände in Kastner's Archiv für Naturlehre und Leonhard's Zeitschrift für Mineralogie. Dazwischen fallen einzelne Untersuchungen über fossile Thierknochen, z. B. über fossile Ochsenschädel, deren sorgfältige und exacte Ausführung ihm gleich von vornherein die volle Anerkennung der Fachgelehrten verschaffte. Ein kurzer Aufenthalt in Berlin im Sommer 1827 erweiterte durch den Umgang mit seinem Schwager, dem Philosophen Hegel und durch den persönlichen Verkehr mit Al. v. Humboldt beträchtlich den Kreis seiner wissenschaftlichen Anschauungen und förderte ihn unter Bettina v. Arnim's Führung auch auf dem Gebiete der Kunst wesentlich. Ein an ihn von einem Nürnberger Kaufmann ergangener Auftrag zur Herstellung einer Glasmalereianstalt entführte M. nur zu rasch seinem Berliner Aufenthalte schon gegen Ende 1827 und gab ihn wieder der Praxis zurück. Trotz großen Schwierigkeiten löste M. die ihm gestellte Aufgabe glänzend. Mehrere Glasgemälde im Regensburger Dom, die nach Schnorr's Carton von Meyer's Hand hergestellt worden sind, legen Zeugniß ab von der Leistungsfähigkeit der von ihm neu errichteten Anstalt. Mißhelligkeiten mit dem Besitzer derselben lösten rasch das eingegangene Verhältniß und M. kehrte wieder zu seinen nunmehr fast ausschließlich paläontologischen Arbeiten in seine Vaterstadt zurück, um sich durch zahlreiche von jetzt an rasch aufeinander folgende Publicationen in Bezug auf die Kenntniß fossiler Reptilien- und Säugethierüberreste bald zu einer ersten Autorität in Deutschland emporzuschwingen. Alle, welche sich mit derartigen Untersuchungen beschäftigten, holten sich bei M. Rath und so kam es, daß fast alle Erfunde dieser Art in Deutschland in Meyer's Hände gelangten und von ihm auf das Sorgfältigste untersucht worden sind, wobei er sich der überaus erfolgreichen Methode bediente, alles Gesehene durch Herstellung exacter Zeichnungen, die er meisterhaft anzufertigen verstand, festzulegen, und für spätere Vergleichungen nutzbar zu machen. Als Frucht seiner umfassenden Detailstudien erschien 1832 als selbständiges Werk ein systematisches Verzeichniß der bis dahin bekannt gewordenen fossilen Reptilien, Vögel und Säugethiere, begleitet von einer mit Geist und Verständniß geschriebenen Betrachtung über die Frage der Entstehung und Entwicklung der Organismen und von einer übersichtlichen Schilderung der Versteinerungen führenden Schichten der Erde unter dem Titel „Palaeologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschichte“. Schon 1833 folgte in den „Tabellen der Geologie“ eine meisterhafte Schilderung der Anordnung, in welcher die an der Zusammensetzung der Erdrinde betheiligten Gesteine nach ihren organischen Einschlüssen gefunden werden. Meyer's Ansehen war in seiner Vaterstadt bereits so gewachsen, daß sie ihn 1834 zum Mitgliede der ständigen Bürgerrepräsentation wählte, wogegen M., um sich eine gesicherte und unabhängige Lebensstellung zu verschaffen, 1837 die Stelle eines Controleurs bei der deutschen Bundescassenverwaltung annahm, welche ihm Zeit und Muße genug übrig ließ, seiner wissenschaftlichen Neigung nachzugehen. Dieser Zeitperiode entflammen Meyer's hervorragendste, größere Publicationen, wie z. B. die mit prachtvollen Zeichnungen ausgestatteten Werke: „Beiträge zur Paläontologie von Württemberg“ (gemeinschaftlich mit Plieninger); ferner: „Zur Fauna der Vorwelt“ in 5 Abth. 1845—1858, und die mit Dunker 1846 ge-

gründeten „Palaeontographica“, ein Sammelwerk für alle Zweige der paläontologischen Wissenschaft, welches jetzt noch fortgesetzt wird und unter Meyer's Leitung bis zum 17. Bande gediehen war. Die Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen war eine allgemeine. Die Universität Würzburg verlieh ihm den Doctorhut und mehrere Akademien, wie jene in München, Wien und Harlem zeichneten ihn in die Liste ihrer Mitglieder ein. Die Universität Göttingen trug ihm 1860 sogar den Lehrstuhl für Geologie und Paläontologie an, den er aber, um unabhängig seinen Studien leben zu können, ablehnte. Unablässig und unermüdlich arbeitete M. weiter, selbst nachdem er 1863 zum Bundestagscassirer befördert worden war und ihm schwerere dienstliche Verrichtungen oblagen. Der Auflösung des Bundestages folgte seine Versetzung in den Ruhestand, dessen Muße er jedoch nur kurze Zeit genoß, indem er am 2. April 1869 in Folge eines Schlaganfalls inmitten seiner Thätigkeit den ihrer Vollendung harrenden zahlreichen Arbeiten durch den Tod entrissen wurde. Meyer's großartige und unermüdliche Thätigkeit auf wissenschaftlichem Gebiete läßt sich nach den zahlreichen, theils als selbständige Werke, theils in den verschiedenen Fachzeitschriften erschienenen Publicationen, deren Zahl mehr als 300 beträgt, am besten bemessen. Sie alle tragen den Stempel einer nach exacter Methode vorgenommenen, mit außergewöhnlicher Sorgfalt, umfassender Sachkenntniß und großem Scharfsinn durchgeführten Arbeit an sich und gewinnen dadurch noch erhöhten Werth, daß sie meist mit meisterhaft ausgeführten, naturgetreuen, nach Tausenden zählenden Abbildungen versehen sind. Es hält schwer, unter diesen umfangreichen Publicationen außer den schon genannten noch besonders hervorragende einzelne hier namhaft zu machen. Wir verweisen in dieser Beziehung auf das genaue Schriftenverzeichniß in Zittel's Denkschrift auf H. v. Meyer, München 1870. M. war Anhänger der Theorie der Urzeugung von niederen Pflanzen und Thieren und hielt an der Beständigkeit der Art fest, die er durch scharfe und feste Diagnose abzugrenzen verstand. Dagegen bestritt er auf Grund reicher Erfahrungen gegen Cuvier's Ansicht die Zulässigkeit, nach der Analogie einzelner Theile auf die Organisation des Ganzen richtige Schlüsse zu ziehen, ebenso wie auch die Annahme einer periodenweise stattgefundenen Vernichtung und der plötzlichen Neuerschaffung der Arten, ohne sich jedoch mit Entschiedenheit für die Lehre Darwin's auszusprechen oder ihr zu widersprechen. Er huldigte der aus sich selbst geschöpften Ansicht, daß jeder Organismus sich nach gewissen Gesetzen entwickelt und daß die Art prädestinirt die Bedingungen in sich selbst trage, demgemäß sie nach gewisser Zeit absterbe, um neuen Nachkommen Platz zu machen. Obwol M. sich vielfach auch mit Untersuchung von niederen Thieren, namentlich den Ueberresten von Krebsen, Crinoideen, Kephalopoden und Fischen beschäftigte, so beziehen sich doch seine hervorragendsten Leistungen auf Reptilien, namentlich der Trias- und Jurabildungen und insbesondere auf Säugethiere. Die bezüglichen Abhandlungen in verschiedenen Publicationen, insbesondere in den fünf Abtheilungen des erwähnten Werkes „Fauna der Vorzeit“ gehören zu den grundlegenden auf diesem Gebiete, welchen Bronn das Zeugniß gibt, daß sie ein Muster von Gründlichkeit, erschöpfender Vollständigkeit und ängstlicher Genauigkeit wären, denen sich weder in Frankreich noch in England etwas Aehnliches über fossile Wirbelthiere zur Seite stellen könne. Am erfolgreichsten hat M. zur Förderung der Paläontologie in Deutschland durch das schon erwähnte in fortlaufenden Bänden herausgegebene Prachtwerk: „Palaeontographica“, in welchem er selbst über 100 eigene inhaltsreiche Abhandlungen zur Veröffentlichung brachte, beigetragen. Auch seine zahlreichen Mittheilungen in Leonhard's und Bronn's Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie und Petrefactenkunde sowie die Beiträge zu Bronn's „Nomenclator zoologicus“ und „Index palaeontologicus“, für welche

M. die Thierklasse der fossilen Säugethiere, Vögel und Reptilien bearbeitete, beweisen, daß M. auf diesem Felde in Deutschland unbestritten die umfassendsten Kenntnisse besaß. Meyer's Arbeiten stellen sich denen des berühmten französischen Anatomen Cuvier würdig zur Seite, überragen sie sogar in Bezug auf die Treue und Genauigkeit der bildlichen Darstellungen, welche bei Cuvier Manches zu wünschen übrig lassen. Der große Umfang seiner Leistungen läßt sich darnach bemessen, daß etwa zwei Dritttheile aller bis jetzt in Deutschland bekannt gewordenen fossilen Säugethier-, Vögel- und Reptilienreste entweder von ihm entdeckt oder beschrieben oder doch zuerst erschöpfend untersucht worden sind. Daher wird Meyer's Name unvergeßlich unter den ersten derjenigen Männer genannt werden, welchen der Aufschwung der jungen Wissenschaft der Paläontologie seine glänzenden Erfolge zu verdanken hat.

Zittel, Denkschrift auf Ch. E. Herm. v. Meyer, München 1870.

Gümbel.

Meyer: Dietrich M., Radirer, geb. 1572 zu Eglisau als Sohn des Caspar M., zürcherischen Landvogts daselbst, † in Zürich 1658. Seinen ersten Unterricht scheint M. als Glasmaler empfangen zu haben, doch sind Proben von dieser Kunst so wenig als Oelmalereien bekannt, die er, nach Aufzeichnungen seines Sohnes Konrad (s. u.), ebenfalls ausgeführt haben soll. Seine Hauptthätigkeit hat er von frühe an als Radirer entfaltet. Unter seinen Blättern, die ziemlich selten sind, kommen Porträte am häufigsten vor. Daneben hat er, nach Art der Kleinmeister, eine Reihe von vignettenartigen Blättchen radirt, die hauptsächlich zu Vorlagen für Goldschmiede bestimmt gewesen sein mögen. Theils sind es ornamentale Compositionen, andere stellen Thier- und Jagdscenen dar, Götter und allegorische Figuren wieder, die immer so gegeben sind, daß sie beliebig als einzelne Gestalten und Gruppen, oder zu neuen friesartigen Folgen verwendet werden konnten. Die anmuthigsten dieser Blättchen sind 12 Monatsbilder und zwei Bauerntänze von 1599. Sodann hat sich M., nach dem Vorgange des Straßburgers Wendel Dietterlein, auch mit Entwürfen für Zierplastik und Architekturen abgegeben. Größere Blätter stellen breitspurige Allegorien dar. Das populärste seiner Werke aber ist das Zürcher Wappenbuch geworden, das in erster Auflage 1605 erschien und welches Konrad, Dietrich's Sohn, im J. 1674 mit Zusätzen herausgegeben hat. Meyer's Begabung ist keine außerordentliche gewesen. Weder durch Reichthum der Phantasie, noch als formschaffender Künstler ist er seinen älteren Mitgenossen Tobias Stimmer, Jost Amman und Christoph Murer an die Seite zu stellen. Aber was ihm zum höheren Fluge fehlte, hat er durch die Gewissenhaftigkeit der Arbeit und einen rühmlichen Fleiß ersetzt, der ihn immer wieder zur Erforschung neuer Hülfsmittel trieb. Seine höchste Meisterschaft hat er im Porträtfache bewahrt. Einzelne seiner späteren Bildnisse können als vorzügliche Leistungen gelten und sie dürften kaum durch Arbeiten schweizerischer Zeitgenossen übertroffen worden sein. Eine Bedeutung für das Kupferstichwesen überhaupt kommt M. als Erfinder des weichen Aetzgrundes zu, was sowol durch seines ehemaligen Schülers, des Matthaeus Merian, als durch Sandrart's Zeugniß bestätigt wird. — Die vollständigste Auswahl von Werken des Meisters, der seine Blätter oft mit dem vollen Namen Theodoricus Meyer signirt hat, besitzt die Handzeichnungs- und Kupferstichsammlung der Künstlergesellschaft in Zürich.

Schriftliche Aufzeichnungen des Konrad Meyer. Mscrpt. B. 302 der Stadtbibliothek Zürich. Sandrart, Teutsche Akademie, Bd. I, 1675, Thl. II, 3. Buch, S. 254. Johann Caspar Füßli, Gesch. u. Abbildung der besten Mahler in der Schweiz, 1. Thl., Zürich 1755. Ders., Geschichte der besten Künstler in d. Schweiz, Bd. I, Zürich 1769. Johann Rudolf Füßli, Allg.

Künstlerlexikon, Zürich 1763 u. 1779. Johann Heinrich Füßli, Allg. Künstlerlexikon, 2. Thl., Zürich 1809, S. 860 u. f. (C. W. Hardmeyer,) Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für das Jahr 1844. J. R. Rahn, Zürcher Taschenbuch auf d. Jahr 1881, S. 232 ff. J. R. Rahn.

Meyer: Ernst Heinrich Friedrich M., Botaniker, geb. zu Hannover den 1. Januar 1791, † zu Königsberg in Preußen den 7. August 1858. Zuerst durch Privatunterricht vorgebildet, besuchte M. später das Gymnasium in Schulpforta, das er bereits 1808, nach einer zweiten Heirath seines Vaters, wieder verließ. Nunmehr durch die Verhältnisse gezwungen, für seinen Lebensunterhalt selbst zu sorgen, mußte er in so jugendlichem Alter Unterricht ertheilen, bis die großmüthige Unterstützung eines Oheims ihm ermöglichte, im J. 1809 die Universität Göttingen zu beziehen, woselbst er sich dem Studium der Jurisprudenz widmete. Er unterbrach indessen seine Studien nach anderthalbjährigem Aufenthalte in Göttingen und wirkte einige Zeit als Hauslehrer. Da rissen ihn die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1813 aus diesem Verhältniß. Er trat als Freiwilliger in ein hannöversches Jägercorps, nahm unter General Wallmoden an einigen Vorpostengefechten vor Hamburg Theil, bis er, Offizier geworden, in die Reserve eintrat und Festungsdienst in Ypern versah. Nach dem Friedensschlusse bezog M. Michaelis 1816 von Neuem die Universität Göttingen und wandte sich nun dem Studium der Medicin und Naturwissenschaften zu. Nach drei Jahren wurde er auf Grund einer Dissertation: „Junci generis monographiae specimen“ zum Dr. med. promovirt, worauf er sich als Privatdocent der Medicin an der Universität Göttingen habilitirte. Als solcher hielt er auch botanische Vorlesungen. Unfälle in seiner medicinischen Praxis bestimmten ihn, dieser ganz zu entsagen, wodurch er des Beistandes seiner Gönner verlustig ging und sich genöthigt sah, durch Corrigiren von Büchern und Schreiben von Recensionen sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Durch eine Recension in den Göttinger gelehrten Anzeigen über die Metamorphose der Pflanzen erregte M. Goethe's Aufmerksamkeit, dessen Einfluß er es verdankte, daß er im April 1826 als außerordentlicher Professor der Botanik an die Universität Königsberg berufen wurde. Zugleich wurde ihm die Direction des botanischen Gartens übertragen und bald darauf Seitens der philosophischen Facultät die Ehrenwürde eines Dr. phil. verliehen. Nach noch nicht drei Jahren, am 30. Januar 1829 wurde M. ordentlicher Professor. Sein Leben verlief von nun an ohne große Abwechslung. Abgesehen von zwei Reisen nach Berlin und Breslau zur Naturforscherversammlung und einigen Badereisen, verblieb er, seinem Berufe sich widmend, an dessen Stätte bis zu seinem Tode, dem seine kränkliche Natur schon im 67. Lebensjahre erlag. Die Nachricht von seiner Ernennung zum Mitgliede der Münchener Akademie der Wissenschaften kam nach Königsberg, als er bereits todt war. Ueber seine schriftstellerische Thätigkeit berichtet M. selbst in einer kurz vor seinem Tode verfaßten Selbstbiographie (Neue Preuß. Provinzialblätter, Bd. IX) folgendermaßen: „Viel zu schreiben hinderte mich theils die Scheu vor dem Ueberflüssigen, theils Mangel an Concentration. Die monographische Bearbeitung der Familie der Junceen, der Plan einer allgemeinen Morphologie der Pflanzen, erbaut auf dem Grundgedanken der Goethe'schen Metamorphosenlehre, verschiedene physiologische Fragen, mit deren Lösung ich mich lange umhertrug, weitläufige pflanzengeographische Untersuchungen, der Wunsch, die sieben Bücher Alberts des Großen von den Pflanzen aus dem 13. Jahrhundert aus Handschriften neu und würdig ausgestattet herauszugeben, vor Allem aber ein reges Interesse an der gesammten Geschichte meiner Wissenschaft im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte, eine solche Mannigfaltigkeit des mich lebhaft anziehenden Stoffes zersplitterte meine littera=

rische Thätigkeit etc.“ Auch eine objective Kritik der Leistungen Meyer's dürfte sich mit dieser Schilderung im Großen und Ganzen einverstanden erklären. Freilich ist die Zahl seiner Publicationen nicht gar so gering, wie M. behauptet, sie lassen sich aber sämmtlich in drei Gruppen unterbringen, in seine monographischen Arbeiten, seine Studien zur Metamorphosenlehre und in seine historischen Abhandlungen, welche in seinem berühmtesten Werke: „Geschichte der Botanik“, auslaufen. M. begann seine monographischen Arbeiten über seine Lieblingsgattungen unter den Pflanzen, Juncus und Luzula, mit einem Aufsatze in der Regensburger botanischen Zeitung vom Jahre 1819: „Grundzüge zur Diagnostik der Arten in der Gattung Juncus“ und lieferte noch in demselben Jahre über denselben Gegenstand seine schon erwähnte Dissertation. Schon damals glaubte er das für eine Monographie der genera Juncus und Luzula ausreichende Material, abgesehen von den Vorarbeiten für den anatomischen Theil, zu Händen zu haben, beschränkte sich aber doch nur auf die Herausgabe zweier vorbereitender Schriften: „Synopsis Juncorum rite cognitorum. Ad inaugurandam ejusdem plantarum generis monographiam“ (1822) und: „Synopsis Luzularum rite cognitarum cum additamentis quibusdam ad Juncorum Synopsin prius editam“ (1823), hauptsächlich deshalb, wie er in der Vorrede zu ersterer Schrift angibt, um ihm noch angekündigte Mittheilungen über den fraglichen Gegenstand abzuwarten. So sollen denn auch die genannten Arbeiten den Hauptzweck verfolgen, den Beförderern seines Unternehmens Bericht zu erstatten, bis wie weit sein Material reiche und wo noch Lücken in demselben auszufüllen seien. Immerhin enthält die Synopsis Juncorum 62 Arten, d. h. 24 mehr als die ältere Monographie von Rostcovius, obwol M. in der Abgrenzung der Species keineswegs nach einer möglichst großen Vermehrung ihrer Anzahl gestrebt hat. Neu ist in der Arbeit die Bezeichnung der für die Junceen charakteristischen Inflorescenz durch das Wort anthela. Uebrigens ließ M., um seinen Endzweck zu erreichen, sich keine Pflanzensammlung entgehen, die ihm neues Material verhieß. So bearbeitete er die Junceen und Luzulae aus den Sammlungen, die durch die verschiedensten Expeditionen nach Europa kamen. Die von Mexico in den „Junceae Haenkeanae“ (Reliquiae Haenk 1828), die auf der vom Grafen v. Romanzoff veranstalteten Weltumsegelung gesammelten Arten in: „Junceae expeditionis Romanzowianae“ (Linnaea 1828), ferner solche aus Südafrika in: Junceae Eckloniauae“ (Linnaea 1832), von Australien in: „Junceae Preissianae“ (Plant. Preiss. ed. Lehmann 1846), sodann die „Junceae florae Rossicae“ (Ledebour, flora Rossica 1852) und endlich: „Junceae Muellerianae“ (Linnaea 1853) aus Istrien und Sardinien. Dennoch erschien nie die beabsichtigte Monographie vollständig. Ihr Scheitern führt M. schließlich auf den Mangel eines geschickten Pflanzenzeichners zurück. Sieht man daher die erschienenen Abhandlungen als Bruchstücke an, so wird die Kritik manches entschuldigen, das im Zusammenhange weniger milde beurtheilt werden kann. Auf manche Daten der Meyer'schen Abhandlungen haben die späteren Bearbeiter dieser Pflanzengruppen, Engelmann und Buchenau, Bezug genommen. Eine interessante monographische Schrift Meyer's erschien 1827 unter dem Titel: „De Houttuynia atque Saurureis“, worin er die Verwandtschaft dieser Pflanzen und einige morphologische Beobachtungen an denselben bespricht. Auf Grund seiner Untersuchung der Antheren und Carpelle reiht er im System die Gattungen Houttuynia und Saururus der Familie der Piperaceen ein. Von bleibendem Werthe ist die von M. in Gemeinschaft mit Patze und Elkan 1850 herausgegebene „Flora Preußens“. Auch außerhalb der Provinz, für die es zunächst bestimmt ist, hat sich das Werk allgemeine Anerkennung errungen und für die Entwicklung der systematischen und geographischen Pflanzenkenntniß überhaupt

beigetragen. Die Zahl der als sicher aufgeführten wildwachsenden Arten wird auf 1066 angegeben. Freilich gebührt der Löwenantheil in der Abfassung der Flora Patze, dessen vorzügliche Kenntniß der preußischen Pflanzen das Werk so werthvoll gemacht hat. M. hat nur die Charakteristik der Gattungen und Familien gegeben, sowie die Erläuterung zu den im Buche gebrauchten Ausdrücken und Zeichen. Im Uebrigen hat M. für die Flora schon selbständig vorgearbeitet. Es erschien bereits 1835 ein: „Elenchus plantarum Borussiae indigenarum“ und 1839 eine Schrift: „Preußens Pflanzengattungen, nach Familien geordnet“, ein Leitfaden, den er seinen Vorlesungen über specielle Botanik zu Grunde legte. Rechnet man zu den angeführten Werken noch die Bearbeitung einiger außereuropäischer Pflanzensammlungen hinzu, wie die einer Anzahl durch Hostmann in Surinam gesammelter Pflanzen (Nova Acta Acad. Leop. 1825), ferner von solchen aus Labrador, durch einen Missionär der Herrenhuter zusammengebracht (De plantis labradoricis libri tres. 1830), und endlich der von C. F. Drege auf einer achtjährigen Reise in den Capcolonien gewonnenen (Commentariorum de plantis Africae australioris 1835—37), so dürfte hiermit der Kreis der systematischen Arbeiten Meyer's geschlossen sein. Auf morphologischem Gebiete hat vor Allem Meyer's Stellung zu der von Goethe geschaffenen Metamorphosenlehre seinen Namen bekannt gemacht. Indem er sich derselben rückhaltslos anschloß, ja einer der ersten war, der die Arbeit des großen Dichters, die unter den Botanikern von Fach nur laue Aufnahme fand, mit Begeisterung vertheidigte, versuchte er in seiner Schrift: „Die Metamorphose der Pflanze und ihre Widersacher“ (Linnaea 1832) den Begriff des Blattes sowohl über die Theile des Stengels, als auch über die Wurzel auszudehnen. Es entspann sich über diese Fragen zwischen Meyer und Goethe ein interessanter Briefwechsel, der auch in Goethe's gesammelten Werken (Große Ausgabe. Cotta'scher Verlag 1860, Band VI, S. 508—511) zum Theil abgedruckt ist. Ueberall erscheint darin M. als ein geistreicher Mann, der jeder Frage eine interessante Seite abzugewinnen weiß. Selbst dichterisch beanlagt, fühlte sich M. vom Geiste Goethe's mächtig angezogen, doch ließ er sich auch bei der botanischen Untersuchung mehr von der Phantasie, als von objectiver Naturbeobachtung leiten. Auch seine oben genannte Schrift hat für die Entwicklung der Lehre von der Metamorphose der Pflanze nichts beigetragen, ja sie muß sogar in dem Bestreben, den Gegensatz zwischen Stengel und Blatt zu läugnen, als ein entschiedener Rückschritt in der Wissenschaft bezeichnet werden. Fester und sicherer hat M. sein Andenken in der Geschichte der botanischen Wissenschaften gegründet durch seine historischen Arbeiten. Erst an seinem Lebensabende konnte er sein Hauptwerk: „Geschichte der Botanik“ der Oeffentlichkeit übergeben. Nur vier Bände derselben sind in den Jahren 1854—1857 erschienen. Die Herausgabe des fünften, bereits vorbereiteten Bandes, welcher die Geschichte dieser Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis auf Robert Brown führen sollte, vereitelte der Tod des Verfassers. Doch entsprangen den von langer Hand vorbereiteten und mit Vorliebe getriebenen historischen Studien Meyer's bereits einige früher veröffentlichte Publicationen. So erschien 1837 „Vergleichende Erklärung eines bisher noch ungedruckten Pflanzenglossars“ (zweiter Bericht über das naturwissenschaftliche Seminar an der Universität Königsberg), 1841: „Nicolai Damasceni de plantis libri duo Aristoteli vulgo adscripti“; 1852: „Botanische Erläuterungen zu Strabon's Geographie und einem Fragmente des Dikäarchos“. In letzterer Schrift versucht M. eine eingehende Kritik über die botanischen Angaben Strabon's zu üben und ließ die wichtigsten Stellen botanischen Inhalts, von bald längeren, bald kürzeren Commentaren begleitet, in deutscher Uebersetzung abdrucken. Der erste Band der „Geschichte der Botanik“ erschien 1854 und

behandelt die ersten Anfänge dieser Wissenschaft unter den Griechen, ihre Blüthe, ihren Verfall und ihre Weiterentwicklung unter den Römern bis zur Zeit des Kaisers Augustus. Der zweite Band, 1855 publicirt, führt die Entwicklung fort bis zur Zeit Karls des Großen, während der dritte sehr umfangreiche Band, welcher 1856 herauskam, die Geschichte der botanischen Wissenschaft bis in die dunkeln Fernen der asiatischen Völkerschaften verfolgt, bei Indern, Persern und Nabathäern anfängt und sie bis zur Herrschaft der Araber im vierzehnten Jahrhundert weiter leitet. Der zweite Abschnitt dieses Bandes schildert im elften Buche die neuen, auf die Botanik bezüglichen Geistesregungen in den christlich-europäischen Ländern vom Jahre 800 bis zu dem Mönche Albert dem Großen. Endlich behandelt der vierte, 1857, ein Jahr vor dem Tode des Verfassers herausgekommene Band, die Geschichte bis zu den deutschen Vätern der Pflanzenkunde im 16. Jahrhundert. War es dem Verfasser auch nicht mehr vergönnt gewesen, den vollen Lohn seines Fleißes und seiner Mühe in dem Abschluß seines Werkes zu finden — der fünfte und letzte Band sollte 1859 erscheinen —, so ist ihm die gebührende Anerkennung für das bereits Geleistete doch nie vorenthalten worden. In der That erscheint die Sorgfalt bewunderswerth, mit welcher das umfangreiche Material zusammengebracht und durcharbeitet worden ist, zumal wenn man bedenkt, daß keine Stelle, auch der ältesten, zum Theil ganz obscuren Schriftsteller, ungelesen citirt oder wenigstens der Gewährsmann für das Citat genannt ist. Fügt man hinzu, daß, wie namentlich im dritten Bande, das Studium sich auf Quellen richten mußte, welche zum Theil nur in ungenauen Uebersetzungen vorhanden waren, zum Theil erst mit großem Aufwande an Zeit und Geld überhaupt zu beschaffen waren, daß eine eindringliche Kenntniß auch der orientalischen Sprachen zur Erschließung derselben nöthig war, so wird dem Autor den Dank für das Geleistete Niemand verkleinern wollen. Man kann wol sagen, daß seit Sprengel's Geschichte der Botanik, d. h. seit mehr denn 60 Jahren, ein Versuch ähnlicher Art nicht gemacht worden ist. Dennoch beruht der Werth der Meyer'schen Arbeit mehr in dem philologisch-historischen Theil, als in dem Gewinn, den die Botanik als solche daraus gezogen hat. Denn eine wirklich kritische Untersuchung der Pflanzenkenntniß früherer Zeiten ist in dem besprochenen Werke nur zum kleinen Theil zu finden. Es hängt dies mit Meyer's Geistesrichtung überhaupt zusammen. Scharfer Beobachter, kritischer Forscher war er nicht, wol aber ein geistreicher Mann, der gut zu combiniren und mitunter treffend zu urtheilen verstand. Seine dichterische Begabung hat sich auch in zahlreichen Gedichten bekundet, die aber wol nicht der Oeffentlichkeit übergeben worden sind. Abgesehen von seinen Recensionen, die in den Göttinger gelehrten Anzeigen (1819—27), in der Regensburger botanischen Zeitung, in der Linnäa und ähnlichen Organen zu finden sind, sind seine sonstigen zerstreut erschienenen Aufsätze meist populärer Natur. Sie mögen zum Schluß noch, ihrem Titel nach, hier folgen: „Ueber das Amylum“ (preuß. Provinzialblätter, 1839); „Ueber die Coniferen“ (ibid. 1841); „Ueber Seidenflachs, besonders den neuseeländischen“ (ibid. 1842); „Das Ueberwallen abgehauener Baumstümpfe“ (ibid.); „Die Entwicklung der Botanik in ihren Hauptmomenten“ (Königsberg. naturwiss. Unterhalt. 1847); „Neueste Nachrichten über einige vegetabilische Eroberer in Südamerika“ (ibid. 1847); „Die Vertheilung der Nahrungspflanzen auf der Erde“ (1846); „Alberta Magna“ (Linnaea 1838); „Zur Geographie der preußischen Pflanzen“ (preuß. Provinzialbl. 1833 und 34); „Die Vertheilung der Nahrungspflanzen auf der Erde“ (Königsb. naturw. Unterhalt. 1847); „Beobachtungen über das Pflanzenwachsthum in Bezug auf die Tageszeiten“ (Verhandl. des Berl. Gartenvereins 1829); „Ueber das periodische Wachsthum einiger Getreidearten“ (Linnaea 1829); „Ueber den Pflanzenschlaf“ (Königsb.

phyſ.-ökon. Geſellſch. herausgeg. von Bär 1834); „Ueber den geſelligen Wuchs der Pflanzen“ (ibid.); „Die Sexualität der Pflanzen“ (preuß. Provinzialbl. 1835); „Tillii catalogus plantarum horti electoralis Regiomontani“ (Linnaea 1835); „Albertus Magnus“ (ibid. 1835—37); „Ueber die Behandlung der Naturwiſſenſchaften, beſonders der Botanik“ (Königsb. naturw. Unterhalt. 1848); „Ueber Geneſis und Metamorphoſe der Spiralgefäße“ (Flora 1822).

Botaniſche Zeitung 1859. Göttinger gelehrte Anzeigen 1857.

E. Wunſchmann.

Meyer: Ferdinand M., Dr. phil., Regierungsrath in Zürich, geb. am 7. März 1799, † am 11. Mai 1840. M. war der vierte Sohn des zürcheriſchen Oberſten und Oberamtmanns Johann Jakob M. († am 17. Januar 1819), der ſich als Stabsoffizier (1799) und Brigadecommandant (1815) unter General Bachmann (Bd. I, S. 754) als tapferer Vertheidiger Zürichs (1802) gegen den helvetiſchen General Andermatt (Bd. I, S. 429) ſowie als Verwaltungsbeamter auszeichnete und in ſeiner Vaterſtadt allgemeinſten Vertrauens und hohen Anſehens genoß. Nach Abſolvirung des zürcheriſchen Gymnaſiums und zeitweiligem Secretariatsdienſte bei ſeinem Vater in deſſen oberamtlicher Stellung, worin er den erſten Grund zu ſeiner ſpätern umfaſſenden Kenntniß der Verwaltungs- und Rechtszuſtände der Heimath legte, bezog M. im Frühjahr 1820 die Univerſität Berlin. Hier feſſelte ihn vor Allem Savigny, während er zugleich claſſiſche Studien fortſetzte, auch bei Schleiermacher hoſpitirte und durch eifrigen Briefwechſel mit einem Jugendfreunde bewogen wurde, über dem Privatrechte das Studium des öffentlichen Rechtes und der Staatswiſſenſchaften nicht zu vernachläſſigen, ſowie die Anſchauungen der hiſtoriſchen Rechtsſchule aus jenem Gebiete nicht unbedingt auf das Letztere überzutragen. Staatengeſchichte und Politik wurden mehr und mehr der Hauptgegenſtand ſeiner Studien. Im Sommer 1821 hörte er Eichhorn in Göttingen und trat ſchließlich — nachdem er den Winter zu einem Aufenthalte in Lauſanne verwendet hatte — im Frühjahr 1822 in den öffentlichen Dienſt in Zürich als Secretär der Juſtizcommiſſion und als Docent der Staatswiſſenſchaften und Statiſtik am „Politiſchen Inſtitute“ daſelbſt. Indem der Staatsdienſt Aufrechterhaltung des Beſtehenden, der akademiſche Lehrſtuhl vorurtheilsloſe Prüfung der Vergangenheit und Gegenwart, Kritik ihrer Gebrechen und Beſtimmung der zu erreichenden Ziele von ihm forderte, empfand er das Bedürfniß, in der von mannigfaltigen Bewegungen ſchon ergriffenen und größere für eine nahe Zukunft ankündigenden Zeit, einen feſten Standpunkt für ſein Denken und Handeln zu gewinnen und legte ſeine „Ideen über Recht und Politik“ Befreundeten dar. Zwiſchen den zwei Mächten des Ideellen und des wirklich Vorhandenen in ihrer ſich ewig anziehenden und abſtoßenden Wechſelwirkung ſchien ihm Vermittlung und Erſtellen eines harmoniſchen Gleichgewichtes nicht auf dem Wege eines aus dem reinen Denken abgeleiteten philoſophiſchen Syſtems (von denen ja keines je unbedingt dauernde Geltung ſich habe erringen können), ſondern nur auf demjenigen der Erfahrung und ſorgfältiger geſchichtlicher Beobachtung erreichbar. „Den einzelnen Menſchen führe die in Vernunft und Gewiſſen ſich ihm offenbarende göttliche Stimme — das „Gefühl“, im edelſten Sinne des Wortes, — auf jenem Wege zum richtigen Ziele; für das geſellige Leben liege dieſes in „der Humanität oder dem Inbegriff aller edlen Berührungspunkte“, die „bey aller Verſchiedenheit der Anſichten, zwiſchen den ſtreitenden Extremen liegen“. Von dieſer Auffaſſung getragen, ihr gemäß ſtets bemüht, ſchrankenloſem Kampfe feſtorganiſirter Parteien eine Grenze zu ſetzen und in jeder einzelnen Frage ein gewiſſenhaftes eigenes Urtheil ſich zu bilden und zu wahren, verfolgte M. ſeine Laufbahn unter fortgeſetztem eindringendem Studium der vaterländiſchen Staatenverhältniſſe und nahm thätigen

Antheil an den Reformbestrebungen der Zeit einerseits durch Veröffentlichung mancherlei staatswissenschaftlicher und historischer Arbeiten, andererseits in successiven amtlichen Stellen, als dritter Staatsschreiber (1826), als Mitglied des zürcherischen Großen Rathes, der Verfassungscommission von 1830 und schließlich des gemäß der neuen Verfassung bestellten Regierungsrathes und Erziehungsrathes. Als im Frühjahr 1832, in Folge schweizerischer Parteikämpfe und besonders der Basler Wirren, eine ultraradicale Partei auch in Zürich unter Führung von Dr. F. L. Keller (Bd. XV, S. 570) unbedingt herrschend wurde und der Regierungsrath sich ihrem Einfluß unterwerfen mußte, trat M. aus dieser Behörde zurück, blieb aber Mitglied des Großen Rathes und des Erziehungsrathes. In diesen Stellungen und als Präsident der Section für die höheren Unterrichtsanstalten wirkte er zur Errichtung der Hochschule Zürich nachdrücklich mit, und übernahm zugleich an der neuen Kantonsschule eine Lehrstelle für Geschichte und Geographie. Im J. 1836 veröffentlichte er die „Geschichte der evangelischen Gemeinde Locarno, ihre Auswanderung und ihre Schicksale“ (2 Bde.); ein Werk, das zum ersten Male eine für die Schweiz und insbesondere für Zürich höchst folgenreiche Episode aus dem sechzehnten Jahrhundert umfassend und gründlich beleuchtete. Die Bedeutung dieser Arbeit und Meyer's Verdienste um das Unterrichtswesen des Cantons ehrte die Hochschule Zürich bei der dritten Wiederkehr ihres Stiftungstags durch Verleihung des Doctortitels hon. causa an den Verfasser. Bemühend wurden seine öffentlichen Stellen für M., als die herrschende Partei in Zürich 1839 die Berufung von Dr. D. Fr. Strauß an die Hochschule aufs Tapet brachte. Durch seinen Lebensgang und seine historischen Studien immer tiefer von einer positiv christlichen Weltanschauung erfüllt und getragen, die er schon 1836 aufs Lebendigste aussprach, fand M. sich, nach dem Ausdrucke einer 1838 niedergeschriebenen Weihnachtsbetrachtung, „durch eine tiefe Kluft von Strauß und dessen Anschauungsweise“, von der „Eiseskälte, die Strauß' Abhandlung über Wesentliches und Vergängliches im Christenthume athmete, getrennt“, und mußte sich dieser religiösen Ueberzeugung gemäß gegen den Vorschlag von Strauß' Berufung erklären. Ebenso entschieden aber sprach ihm gegen dieselbe, ganz abgesehen von seinem Glauben, der objective staatsmännische Gesichtspunkt, der auch viele religiös ganz anders denkende Mitglieder der Behörden in ihrem Entscheide mit M. übereinstimmen ließ. Was sie vorausgesehen, erfolgte. Die Berufung von Strauß durch die Regierung rief eine Bewegung im zürcherischen Volke hervor, die an Bedeutung alles seit vierzig Jahren Erlebte übertraf, und schließlich, bei dem Versuche der Behörden, sie mit Gewalt zu hemmen, zu revolutionärer Beseitigung der Regierung selbst führte. M. hatte sich persönlich nicht an der Bewegung betheiligt. Als aber der im September 1839 erwählte neue Große Rath den Ruf an ihn ergehen ließ, abermals in die Regierung einzutreten und auch das Präsidium des neuen Erziehungsrathes zu übernehmen, glaubte M. sich verpflichtet, der ihm angesonnenen Aufgabe sich zu unterziehen, obwol ihm die Schwierigkeiten derselben nicht entgingen. Denn unablässige bittere Befehdung der Regierung durch die unterlegene Partei und ein für den Erziehungsrath insbesondere unerquickliches oppositionelles Verhalten eines Theiles der akademischen und der großen Mehrheit der Volksschullehrerschaft sah er voraus, da diese der neuen Behörde nur unverhehltes Mißtrauen entgegenbrachten, so wenig dasselbe, vor Allem Meyer's Persönlichkeit gegenüber, Grund hatte. Mit voller Selbstverläugnung trat M. das schwere Amt an. Allein seine Gesundheit war den damit verknüpften Anstrengungen nicht gewachsen und er erlag denselben schon nach wenig Monaten, ein Opfer edelster Pflichttreue in kampferfüllter Zeit. — Meyer's älterer Bruder Wilhelm (geb. am 26. Aug. 1797, † am 6. März 1877), auf den des Vaters militärische Neigungen übergingen, war ein gründlicher

Kenner der Kriegsgeschichte und Verfasser rühmlichst bekannter Werke auf diesem Gebiete, wie: „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahr 1848 und im Jahr 1849“ (Zürich 1848 und 1850. Uebersetzung ins Englische vom Earl of Ellesmere, London 1851); „Johann Konrad Hotz, später Friedrich Freiherr von Hotze, k. k. Feldmarschalllieutenant“, Zürich 1853 und andere Arbeiten über neuere Kriegsgeschichte in den Neujahrsblättern der Feuerwerkergesellschaft in Zürich. Von ihm stammen die mit „Meyer-Ott“ unterzeichneten Beiträge zur Allgemeinen Deutschen Biographie (I. 429 u. a. m.).

Einige Erinnerungen aus dem Leben des sel. Herrn Oberst J. J. Meyer von Zürich. (Von J. J. Lavater.) 12°. Zürich 1820. — Zur Erinnerung an den Herrn R.-R. Ferdinand Meyer. Zürich 1840. — Neujahrsblatt zum Besten des Waisenhauses in Zürich auf das Jahr 1849 (Biogr. von R.-R. Ferd. Meyer). 4°. G. v. Wyß.

Meyer: Franz Joseph M., in Luzern geb. 1672, † am 16. Februar 1741. M., einer patrizischen Familie Luzerns angehörend, deren erster bekannter Ahne schon 1395 Mitglied des Kleinen Rathes daselbst war, bekleidete seit 1700, in welchem Jahre er in den Großen Rath trat, eine Reihe öffentlicher Stellen in der Verwaltung des Freistaates, an dessen Regierung er seit 1709 theilnahm. Er war einer der vorzüglichen Vertreter der politisch-aristokratischen, aber kirchlich oppositionellen Anschauungen, in denen ein Theil des luzernischen Patriziates am Schlusse des siebzehnten und im achtzehnten Jahrhunderte einerseits dem Einflusse der Priesterschaft, andererseits demjenigen der demokratischen Urcantone der Schweiz auf Luzerns Volk und Staatswesen entgegentrat und dem Letzteren eine selbständigere Regierung und Politik zu vindiciren suchte. Ihre vorzüglichsten Beweggründe fand diese Partei in der Vergleichung der luzernischen Zustände mit denjenigen der protestantischen Städtecantone Zürich und Bern. Dort förderten Handel und Gewerbe den Wohlstand und die Bildung der Landesbevölkerung; hier stand eine reiche und mächtige Aristokratie, durch Waffendienst ime Ausland und Einkünfte aus trefflich geordneter Verwaltung stark, an der Spitze ihrs ausgedehnten Gebietes. Beides gab den Regierungen dieser Bundesgenossen ein Gewicht, welches diejenige von Luzern nicht in gleichem Maße beanspruchen konnte, zumal ihr stets jene obenerwähnten Einflüsse auf ihr Land und Volk entgegenwirkten und die Waldstätte, insbesondere Schwyz, immer bemüht waren, im Interesse der eigenen Politik Luzern an diese zu binden. Der unglückliche Ausgang des sogenannten Toggenburgerkrieges von 1712 für die fünf Orte, die als Bundesgenossen des Abtes von St. Gallen für denselben auftraten, als Zürich und Bern demselben den Krieg erklärt hatten, brachte in Luzern, dessen Regierung nur gezwungen dem Aufrufe von Schwyz gefolgt war, jenen Parteigegensatz zu voller Entwicklung und die kirchliche liberale Fraction des Patriciates trug 1725 im sogen. Udligenschweilerhandel den ersten principiellen Sieg davon. Wie sie in gewissen Geschlechtern Luzerns, vom Vater auf die Söhne übergehend, sich bis 1770, ja bis in die neuere Zeit noch in eigenthümlicher Färbung forterhielt, und die Entwicklung des Gemeinwesens beeinflußte, darüber vergleiche man unter anderen Segesser's Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern, Bd. IV, S. 588 ff. M., der sich vor dem Großen Rathe einer Theilnahme des Cantons am Toggenburgerkriege nachdrücklich widersetzt hatte, in demselben dann aber die oberste Leitung des Verpflegungs- und Postwesens zu übernehmen hatte, hinterließ in Tagebuchaufzeichnungen von 1696—1707, mancherlei Staatsschriften, ganz vorzüglich aber in seiner „Beschreibung des wegen der Grafschaft Toggenburg entstandenen Krieges“ ꝛc. (unter dem Titel: „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von 1707—1712“ in der Zeitschrift Helvetia von J. A. Balthasar, Bd. III, Aarau 1827, abgedruckt) bemerkenswerthe Zeugnisse der ihm eigenen

staatsmännischen Begabung. Die letztgenannte Arbeit schrieb er im Auftrage seiner Regierung in der kurzen Frist dreier Monate. Sein Sohn Joseph Leonz M. nahm nach dem von Mutterseite her ererbten Edelsitze Schauensee bei Luzern den von diesem Zweige der Familie fortgeführten Namen Meyer von Schauensee an.

Leu, Allg. Helvet. Lexikon, Bd. XIII, S. 121 ff. und Supplement dazu, Bd. IV, S. 151. — J. F. A. Balthasar, Historische Aufschriften zu den gesammelten Bildnissen berühmter Luzerner, S. 137. Luzern 1778.

P. Meyer v. Schauensee.

Meyer: Franz Bernhard M., schweizerischer Staatsmann, geb. 1763 zu Luzern, † 1848 daselbst. Aus der gleichen Familie des luzernerischen Patriciates, der Valentin Meyer (s. d. Art.) angehörte — den Meyer von Schauensee —, doch aus einem anderen Zweige, ging der hier zu behandelnde Politiker hervor, welcher in seinem Entwicklungsgange vielfach an den um neun Jahre jüngeren Franz Xaver Keller (vgl. Bd. XV, S. 568—570) erinnert. Gleich diesem gehörte M. schon vor der Staatsumwälzung öffentlichen Beamtungen an, als Mitglied des Großen Rathes seit 1782, in mehreren höheren Amtsfunctionen, war jedoch zugleich, wie Keller, ein sympathisirender Beobachter der vom Westen her sich ankündigenden Umwandelungen: so hielt er auch 1796 als Präsident der helvetischen Gesellschaft an deren Versammlung eine heftige Rede gegen den fremden Kriegsdienst. Nach Aufhebung der alten Verfassung und Hinfall der ausschließlichen Herrschaft der Stadt war er im Februar 1798 einer der gewählten Volksrepräsentanten des neugestalteten Kantons Luzern, und als im April sich die neue helvetische Centralregierung in Aarau gebildet hatte, berief das Directorium M. als Minister für Justiz und Polizei. Hingebend und unparteilich suchte derselbe auf seinem schwierigen Posten seiner Pflicht zu genügen; er schrieb an die ihm untergeordneten Behörden, daß die Freiheit, wenn sie kein leerer, nichts bessernder Name bleiben solle, auf Gerechtigkeit sich stützen müsse. M. zählte zu den Ministern, welche am längsten auf ihren Posten aushielten, und erst angesichts des föderalistischen Staatsstreiches vom 27. zum 28. October 1801 gab er in Folge seiner unitaristischen Gesinnung seine Entlassung ein. Noch im October des folgenden Jahres hielt M. die Stadtgemeinde Luzern von einer Gutheißung des Ergebnisses der föderalistischen Insurrection zurück. Neben drei durch die luzernerische Kantonaltagsatzung zu Bonaparte's Consulta nach Paris abgeordneten Unitariern — Keller war der erst gewählte Repräsentant — ging M. für seine Person ohne näheren Auftrag gleichfalls nach Paris. Doch nach Proclamation der Mediationsverfassung, Februar 1803, zog er sich in das Privatleben zurück. Erst mit dem Beginn des Jahres 1814, nach der Beseitigung der Mediationsacte und der darauf beruhenden eidgenössischen Ordnung, als es sich darum handelte, auch im Kanton Luzern der früheren Einrichtung der Dinge wieder mehr sich zu nähern, trat auch er, jetzt, gleich Keller, der rückläufigen Bewegung das Wort redend, wieder hervor. Eine Zuschrift von 21 Mitgliedern der alten Regierung, vom 19. Januar, an den Kleinen Rath, derselbe möge seine Gewalt unverzögert in die Hände der alten Regenten niederlegen, war durch ihn verfaßt, und in diesem Sinne richtete er fortan seine Schritte. Auf Grund der neuen Verfassung vom 29. März wurde M. Mitglied des neu gewählten Kleinen Raths und übernahm als Staatsseckelmeister das Finanzwesen, eine Aufgabe, für die er großes Geschick bewies. Nach Keller's überraschend schnellem Tode, 1816, hielt M. dem Freunde die Trauerrede, wobei Thränen seine Stimme erstickten. Als 1829, schon angesichts neu auftauchender Forderungen, eine Verfassungsrevision in Aussicht genommen war und im Großen Rathe am 29. Januar von den Liberalen die Trennung der Gewalten begehrt

wurde, ergriff das eigentliche Haupt der Reactionsbewegung von 1814, Schultheiß Vincenz Rüttimann (s. d. Art.) — Meyer's Schwager —, unerwartet das Wort in nachdrücklicher Weise für die Trennung und damit für eine Revision, während M. den Widerstand leitete. Die mit großer Mehrheit beschlossene Revision galt als ein Sieg des Liberalismus. In Folge der nach der Veränderung von 1830 vollends eintretenden Neugestaltung des Staatswesens von Luzern trat M. gänzlich aus dem öffentlichen Leben zurück.

Vgl. K. Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern, Bd. II.

Meyer von Knonau.

Meyer: Friedrich Ludwig Wilhelm M., Schriftsteller, geb. am 28. Januar 1759 zu Hamburg, starb am 1. September 1840 auf seinem Gute Bramstedt in Holstein. Von Meyer's schriftstellerischen Leistungen hat sich nur seine Biographie Friedr. Lud. Schröder's bis auf unsere Zeit in Ansehen erhalten, wol aber erscheint sein Name in der Geschichte seiner Zeit oft in Verbindung mit deren bedeutendsten und eigenartigsten Persönlichkeiten. Seine empfängliche Natur, sein feiner Geschmack, die Eigenart seines Wesens haben ihn mehr bekannt gemacht als sein schriftstellerisches Wirken, das auch in den besten Hervorbringungen in etwas den Dilettanten, wenn schon einen höchst begabten Dilettanten erkennen läßt. Wahrhaft Vollendetes zu schaffen war ihm versagt; das gilt von seinen Gedichten, obschon diese wegen ihres eigenartigen Gepräges Schillern „Achtung einflößten" und dieser „treffliche Stücke" darunter fand, wie von seinen ungemein zahlreichen Recensionen, die mehr das Urtheil eines geistvollen Mannes aus dem Leserkreis, als die begründete Kritik des Kenners zeigen, das gilt auch von seinen Uebersetzungen wie von seinem Roman „Fiormona", in dem er Heinse's Ardinghello nachahmt, ja selbst von seiner Schröder-Biographie, in der Manches schief und flüchtig, Vieles ohne jedes Gefühl für die biographische Form ist.

M. war der Sohn eines hannöverschen Postbeamten, besuchte das Johanneum in Hamburg und bezog nach des Vaters Tode 1776 die gelehrte Schule in Ilfeld. Nachdem er auch noch ein Jahr lang Schüler des Hamburger Gymnasiums gewesen war, studirte er in Göttingen die Rechte. Die nächsten Jahre waren Anstrengungen gewidmet, zu einer gesicherten Stellung zu gelangen, wobei ihm manche getäuschte Hoffnung zu theil wurde. Schon in dieser Zeit knüpfte er viele Beziehungen mit litterarischen Persönlichkeiten an und betheiligte sich unter Anderem mitarbeitend an Bertram's Theaterzeitung. 1783 erhielt M. den Posten eines Regierungsauditors in Stade, den er 1785 auf Veranlassung Heyne's mit einer Bibliothekarstelle in Göttingen vertauschte, wo er nun bis zum Herbste 1788 blieb. In diesen Jahren unternahm er während seiner Ferien öfters Reisen durch Deutschland, die ihn mit vielen bedeutenden Geistern zusammenführten, namentlich auch mit denen des weimarischen Kreises. Im J. 1788 gab er seine Stelle auf und lebte die nächsten Jahre ausschließlich auf Reisen. Zunächst ging er nach England, wo er u. a. Edm. Burke's Bekanntschaft machte und besonders dem Theater die regste Aufmerksamkeit widmete, dann nach Italien, von hier nach Frankreich. 1791 kehrte er nach Deutschland zurück und traf im September in Hamburg ein. Später lebte er längere Zeit in Berlin und betheiligte sich hier 1795 bis zum Juni 1797 an der Redaction der Monatsschrift „Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks", dem in der 255. Xenie so übel mitgespielt wurde, obgleich Schiller noch im Jahre vorher M. die Correctur des Musenalmanachs angetragen hatte mit der Bemerkung, „in streitigen Fällen alsdann nach seinem Gefühl zu entscheiden". Berlin war „nie der Ort nach Meyer's Herzen gewesen" und als sich sein Vermögen durch den Tod seines Bruders so vergrößerte, daß er den litterarischen Verhältnissen nicht mehr wie bisher Rech-

nung tragen mußte, kaufte er 1797 das holsteinische Gut Bramstedt, sieben Meilen von Hamburg, ohne darum seine Reisen aufzugeben, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens freilich nur noch auf Wochen nach Hamburg führten. Auch in Bramstedt unterhielt er einen regen Briefwechsel, war litterarisch thätig und schrieb dort seine schon erwähnte Biographie Schröder's (1819, 2 Bde.), zu der er durch eine langjährige Freundschaft mit dem Künstler wie kein anderer befähigt war. Die in unserer Zeit mehrfach ausgesprochene Meinung: M. habe uns eine Selbstbiographie Schröder's vorenthalten und in seinem Werke aufgehen lassen, ist noch nicht bis zur Evidenz erwiesen, hat aber Vieles für sich. Die meisten Arbeiten Meyer's — poetische und kritische — sind in Zeitschriften und Almanachs zerstreut; von selbständigen Werken erschienen außer dem schon erwähnten Roman „Fiormona“ und Schröder's Biographie Gedichte unter dem Titel: „Spiele des Witzes und der Phantasie“ (1793), Dramen: „Beiträge der vaterländischen Bühne gewidmet“ (1793) und „Schauspiele“ (1817) und verschiedene Uebersetzungen.

Vgl. (Elisabeth Campe,) Zur Erinnerung an F. L. W. Meyer, den Biographen Schröder's. Lebensskizze nebst Briefen von Bürger, Forster, Göckingk, Gotter, Herder, Heyne, Schröder u. A., 1847; auch Waitz, Caroline, 1871, Bd. I. Joseph Kürschner.

Meyer: Dr. Friedrich Johann Lorenz M., hamburgischer Domherr, geb. den 22. Januar 1760 in Hamburg, besuchte die gelehrten Bildungsanstalten seiner Vaterstadt und die Universität Göttingen, wo er sich 1782 die juristische Doctorwürde erwarb. Nach einer größeren Reise durch die Schweiz, Italien und Frankreich kehrte er 1784 nach Hamburg zurück und war hier einige Zeit als Advocat thätig. Da ihm seine Mutter schon 1774 eine Präbende am Hamburger Domstifte gekauft hatte, so konnte er ferner 1784 sein Canonicat als residirender Domherr antreten. 1805 wurde er zum Praeses Reverendi Capituli erwählt, nachdem kurz zuvor die Aufhebung des vom heil. Anschar vor einem Jahrtausend begründeten Domstiftes beschlossen war. Er starb als der letzte Hamburger Domherr am 21. October 1844. Seit 1785 war er ein sehr thätiges Mitglied der Hamburger Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe, deren Secretariat er ein Menschenalter hindurch führte, und deren Schriften er von 1797—1807 herausgab. Das Studium der Alten, historische Lecture, Beschäftigung mit der Theorie der Künste und mannigfache litterarische Arbeiten nahmen den übrigen Theil seiner Zeit in Anspruch. Außer seinen größeren Reisewerken (Darstellungen aus Italien, Frankreich, Deutschland und Rußland), welche neben ihrer zeitgeschichtlichen Bedeutung auch einen bleibenden kunstwissenschaftlichen Werth haben, widmete er seine Feder vielfach der Vaterstadt, z. B. in den Schriften: „Blick auf die Domkirche“ und „Skizzen zu einem Gemälde von Hamburg“. Daneben war er ein fleißiger Mitarbeiter verschiedener gelehrter Zeitschriften. Sein Hauptinteresse war die Kunst und sein Hauptbestreben, dieselbe in Hamburg mehr und mehr einzubürgern. Sein gastfreies Haus stand allen Gelehrten und Künstlern offen. Insbesondere gehörte er auch zu denen, die mit Klopstock in näherem Verkehr standen und nach dessen Tode den Sänger des Messias in gebührender Weise zu feiern bestrebt waren. 1796 war er Mitglied der Deputation, die von Hamburg an das französische Directorium und 1801 Mitglied derjenigen, die an den ersten Consul gesandt wurde.

Hamb. Schriftstellerlexikon, Bd. V, S. 258 ff. Hamburg 1870. Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 22, Th. 2. Weimar 1846. Dr. O. Beneke, Geschichte und Genealogie der Familie Lorenz Meyer in Hamburg, als Manuscript gedruckt. Hamburg 1861, S. 84 f. W. von Melle.

Meyer: Georg Karl Christian M., geb. am 5. November 1730 zu Destedt im Braunschweigischen, † am 18. April 1818 als Pastor zu Evessen, Gilzum und Hachum ebenda, hat in der Zeit des herrschenden Rationalismus geistliche Lieder gedichtet, die sich durch Form und Gehalt vor vielen gleichzeitigen auszeichnen. Er gab sie unter dem Titel: „Gesänge über die Evangelien und Episteln des ganzen Jahres zur Beförderung der häuslichen Andacht", Braunschweig 1787, heraus; der Generalsuperintendent F. A. Knittel schrieb eine Vorrede zu ihnen.

Heerwagen, Litteraturgeschichte der geistlichen Lieder und Gedichte, II, S. 207 f.; hier finden sich auch genauere Angaben über Meyer's Leben; H. nennt ihn: Georg Christoph Karl, und so auch Richter, Lexikon S. 246. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds ꝛc., 3. Aufl., VI, S. 291 f. — Rambach, Anthologie, VI, S. 112 ff. — Knapp, Liederschatz, 1837, II, S. 860 a.

l. u.

Meyer: Georg Theodor M., Sohn des Kämmereisecretärs M. zu Lüneburg, wurde daselbst 1797 geboren und bezog nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt die Universität Göttingen, wo er von October 1815 ab die Rechte studirte und den 17. Septbr. 1818 die Doctorwürde erwarb. Er ließ sich dann als Advocat in Lüneburg nieder und trat aus dem zurückgezogenen Leben, das er führte, erst heraus, als er 1831 für Lüneburg in die zweite Kammer der allgemeinen Ständeversammlung gewählt wurde. Auch hier machte er sich weniger in den Debatten des Plenums bemerklich als in den Verhandlungen der Commissionen; und es war kein geringes Zeichen des Vertrauens, wenn man ihn, den politischen Neuling, in die zur Entwerfung des Staatsgrundgesetzes niedergesetzte Commission wählte, welche vom November 1831 bis Februar 1832 arbeitete und so hervorragende Persönlichkeiten wie Dahlmann, Stüve, Rumann, Lüntzel und den Geh. Cabinetsrath Rose, aus der ersten Kammer v. Schele und v. Walmoden zu Mitgliedern hatte. Als dann die Plenarberathungen über den Verfassungsentwurf begannen, wurde M. mit Stüve und Rose in die ständige Conferenz berufen, welche unter Zutritt ad hoc erwählter Mitglieder die Differenzen zwischen den Beschlüssen beider Kammern auszugleichen die Aufgabe hatte. In dieser ganzen Thätigkeit bewährte er sich als ein Vertreter maßvoller liberaler Ansichten; in nationalökonomischen Fragen sah er nicht weiter als die Mehrzahl seiner Gesinnungsgenossen und führte 1835 die Verwerfung der Eisenbahnbauten bezweckenden Anträge mit herbei. Als König Ernst August 1837 das Staatsgrundgesetz umstieß, war M. eines der festesten Mitglieder der Opposition und nahm an allen Schritten derselben Theil, welche zum Schutz des freventlich verletzten Rechts geschahen. 1839 in seiner Vaterstadt zum Senator erwählt, erhielt er die Bestätigung des Ministers des Innern; der König nahm aber davon Veranlassung, seine eigene Verordnung vom 14. Novbr. 1837 abzuändern und die Bestätigung der Magistratsmitglieder für die Zukunft zur Competenz des Cabinets zu ziehen. Auch von den kleinlichen Polizeichicanen der Zeit blieb M. nicht verschont: als er im Juli 1839 gelegentlich einer Reise in der durch die Absetzung des Stadtdirectors Rumann lebhaft erregten Residenz verweilte, erhielt er die Weisung schleunigst die Stadt zu verlassen. Das Jahr 1841 brachte den schlagendsten Beweis von Meyer's Werthschätzung auf beiden Seiten. Die zweite Kammer der neu einberufenen Ständeversammlung wählte ihn zu ihrem Präsidenten. Da die Regierung Stüve widerrechtlich an dem Eintritt in die Kammer hinderte, so fiel M. die Stellung nicht nur des Leiters, sondern auch oft genug des Wortführers der Opposition zu. Bekannt ist das Wort geworden, das er dem Vorwurf eines Regierungsvertreters, seine Partei verfahre nach dem Grundsatze fiat justitia pereat mundus

entgegensetzte: er wolle lieber auf den Trümmern des Vaterlandes mit einem reinen Gewissen sitzen als in der Nähe des Thrones mit einem schuldbeladenen. Das Leben der Kammer währte kaum vier Wochen, ihrer Auflösung folgte eine königliche Proclamation nach, in der die Präsidentenwahl als die erste den Charakter feindseliger Gesinnung an der Stirn tragende Handlung und der Präsident selbst als ein Mann stigmatisirt wurde, der sein Bemühen, die untheilbare landesherrliche Gewalt unter ein Mitregiment der Stände zu bringen, schon in der Regierungszeit König Wilhelms IV. dargethan und jetzt wieder seine Befangenheit in Parteiansichten, seine Geringschätzung materieller Interessen, seine Trugschlüsse über die Wahrheitsliebe, Redlichkeit und Geschäftstreue der Minister in die Protocolle der Stände niedergelegt habe. Ganz besonders wird ihm noch vorgeworfen, aus den Worten des Königs in einer ihm gewährten Privataudienz öffentlich Schlüsse gezogen zu haben, zu denen weder Grund noch Anlaß vorhanden gewesen sei. Es bezieht sich das auf eine Aeußerung Meyer's in der Kammer, er habe die Ueberzeugung gewonnen, der König könne und wolle die Wahrheit hören, habe sie aber bisher nicht vernommen oder sei nicht gehörig über die Rechtsprinzipien aufgeklärt und dafür treffe die Rathgeber die Schuld. Die nächsten Jahre widmete sich M. allein den Communalgeschäften der Vaterstadt, zu deren Syndicus er 1846 bei Einführung der neuen Stadtverfassung gewählt wurde. Das Jahr 1848 brachte ihn nach Frankfurt in die Nationalversammlung, doch gehörte er ihr nur wenige Wochen an, da er am 9. Juni zum Landdrosten von Hildesheim ernannt wurde. Seine Energie und Tüchtigkeit, sein schlichtes, bürgerfreundliches Wesen trugen dazu bei, in dem politisch aufgewühlten Bezirk befriedigende Zustände wiederherzustellen. In die parlamentarische Thätigkeit kehrte M. erst im Herbst 1849 zurück; er wurde einer der Führer der ministeriellen Partei, deren Hauptaufgabe die Vertheidigung der Stüve'schen Politik gegen rechts und links bildete. Als sich im Herbst 1850 das Ministerium gegen die Mißstimmung des Königs und Angriffe bei Hofe nicht länger zu halten vermochte und zu seinem Ersatz das Ministerium Münchhausen am 28. October eintrat, erhielten zwei Lüneburger, nahe Freunde Stüve's, der Oberbürgermeister Lindemann und M., Portefeuilles, jener das des Inneren, dieser das des Cultus. Das Ministerium hat nicht viel über ein Jahr bestanden, aber es gelang doch in dieser Zeit die wichtigsten Stüve'schen Organisationsgesetze zu publiciren und den Zollvereinsvertrag mit Preußen zu schließen (Bd. VI, S. 283). Am 18. Nov. 1851 starb Ernst August; vier Tage später entließ König Georg die beim Regierungsantritt bestätigten Staatsminister seines Vaters aus ihren Aemtern. Als Mitglied der zweiten Kammer hat M. dann noch den Kampf gegen die immer bedrohlicher heraufziehende Reaction tapfer mitgekämpft, bis ihm auf Grund der königlichen Verordnung vom 14. Januar 1857, welche pensionirte Minister der unmittelbaren Dienstherrlichkeit des Königs unterstellte, so daß sie von ihm die Genehmigung zum Eintritt in die Ständeversammlung einholen mußten, wie allen seinen Collegen der Urlaub verweigert wurde. M. zog sich damit aus der öffentlichen Thätigkeit zurück und lebte in seiner Vaterstadt, wie man ihm nachrühmte, für alles Gute und Edle mit Treue und Aufopferung wirkend. M. starb den 12. September 1870, einer der anspruchslosesten und tüchtigsten Charaktere der staatsgrundgesetzlichen Opposition, der den Kampf gegen den Verfassungsumsturz nicht im Sinne einer politischen Doctrin, sondern als eine Gewissenssache durchgefochten hatte, hier wie überall sich als ein Mann von tief religiösem Ernste bewährend.

Conv.-Lexikon der Gegenwart, Bd. 3, (1840), S. 630. Hannov. Portfolio, Bd. 4 (1841), S. 127 ff. Oppermann, Zur Gesch. des Königr. Hannover, Bd. 1 und 2.

Frensdorff.

Meyer: Gottlob Wilhelm M., geb. am 29. Novbr. 1768 zu Lübeck, war seit 1801 Repetent zu Göttingen und zweiter Universitätsprediger, seit 1805 Professor der Theologie zu Altdorf und Archidiaconus daselbst, 1813 Dr. theol., Professor und Stadtpfarrer zu Erlangen, woselbst er am 9. Mai 1816 starb (Winer, Handb. d. th. Litt. II, 667). — Von früheren Arbeiten sind zu nennen die „Commentatio de notione orci apud Hebraeos", 1793; „Diss. foederis cum Jehova notionem in V. T. scriptis frequentissime obviam illustrans", 1797. Sein erstes größeres Werk „Versuch einer Hermeneutik des A. Testamentes", 2 Bde., 1799, 1800, zeigt sogleich die eigenthümlichen Verdienste und Mängel der litterarischen Thätigkeit des Verfassers. Aeußerste Sorgfalt in der Ansammlung des Materials, Zuverlässigkeit hinsichtlich der einzelnen Angaben, Besonnenheit im Urtheil, überhaupt Gründlichkeit in der Behandlung der gestellten Aufgabe: andererseits eine eintönige Breite der Darstellung und, trotz redlichen Bestrebens der eigenthümlichen Größe und Schönheit des A. T's. gerecht zu werden, doch eine gewisse Flachheit der eigenen geistigen Natur, an welcher jenes scheitert. Das Werk selbst zerfällt in zwei Haupttheile (vgl. Rosenmüller, Hdb. f. d. Lit. d. bibl. Krit. u. Exeg., Bd. 4, S. 140—144), deren erster von den Mitteln zur Erlangung des richtigen Verständnisses der Worte handelt, und darstellt, inwieweit dasselbe aus der hebräischen Sprache selbst, aus den verwandten Dialekten, aus den Uebersetzungen, aus den bisherigen Lexicis und Grammatiken gewonnen werden könne, wozu in Bd. 2 ein Nachtrag kommt, der von den sachlichen (historischen, geographischen, archäologischen) Kenntnissen handelt, welche zur richtigen Auslegung des A. T's. unentbehrlich sind. Der 2. Haupttheil (die specielle Hermeneutik) faßt die einzelnen Litteraturgebiete des A. T's. ins Auge und sucht Regeln für die Auslegung der historischen, poetischen und prophetischen Bücher festzustellen, wobei es nur verfehlt war, die Besprechung der von M. sogenannten „philosophischen Reste" der hebräischen Litteratur in einem besonderen Abschnitt anzuhängen und Spruchweisheit und Koheleth von Hiob und anderen didaktischen Stücken loszureißen. Außerdem sind in einem letzten Theile des Werkes gewisse Darstellungsformen der hebräischen Litteratur behandelt, wobei sich aber weder ein durchgreifendes logisches noch ästhetisches Princip zu erkennen giebt. — So Manches hiernach noch in dem in Rede stehenden Buche zu wünschen übrig bleibt, so zeigt doch schon ein Blick auf die in Diestel's Gesch. des A. T's. S. 626—635 dargestellte Weiterentwicklung der alttestamentlichen Hermeneutik, daß man wohl über die theologischen Principien der Auslegung mit mehr oder weniger Glück weiter nachgedacht hat, daß aber die sprach- und realwissenschaftliche Grundlage unseres Fachs noch keinen Darsteller gefunden hat, der für unsere Zeit das geleistet hätte, was M. für die seinige leistete. — Als Fortsetzung erschien: „Grundriß einer Hermeneutik des Alten und Neuen Testamentes", 1801. — Bald ließ der fleißige Mann weitere Früchte seiner Studien in Göttingens unerschöpflichen Büchermassen folgen. Von 1802 bis 1809 erschienen seine 5 Bände einer „Geschichte der Schrifterklärung seit der Wiederherstellung der Wissenschaften". Das von 1453—1800 reichende Werk zeichnet sich von der ungefähr gleichzeitigen Historia interpretationis librorum sacrorum in ecclesia Christiana, 1795—1814, 5 voll. von Rosenmüller, vor allen Dingen dadurch aus, daß es wirklich eine Geschichte und nicht wie jenes nur aneinandergereihte Bruchstücke von Lesefrüchten aus den Auslegern nebst gelegentlichen Anmerkungen über dieselben giebt. Es ist freilich eine etwas trockene Lectüre, aber ein Biographienschreiber über alttestamentliche Gelehrte würde einen Akt der höchsten Undankbarkeit begehen, wenn er nicht die Vollständigkeit und Zuverlässigkeit dieser so oft

benützten Fundgrube in warmen Worten anerkennt. Wenn auch die Referate über Personen und Bücher, welche M. giebt, nicht überall genügen, brauchbar sind sie immer und erleichtern jedenfalls durch ihre Hinweise und Anführungen die Arbeit. Die Litteraturmassen welche M. bewältigt hat, sind ganz außerordentliche und nach dieser Seite verdankt Diestel's schönes oben angeführtes Werk, welches freilich diesen Vorgänger durch Geist und Urtheil weit überragt, demselben innerhalb der oben bezeichneten Zeitgrenze manche stoffliche Zufuhr. Es ist nicht nur die eigentliche Auslegungsgeschichte dargestellt, sondern auch eine Geschichte der Bibel (ihres Textes, ihrer Uebersetzungen, der biblischen Lexikographie und Grammatik sowie der orientalischen Hülfswissenschaften) wird in dem Buche gegeben mit vielen bibliographischen Angaben und sehr gut ausgewählten wörtlichen Citaten besonders charakteristischer Ansichten einzelner Gelehrten, über die auch oft biographische Data eingefügt sind (vgl. sonst noch C. Siegfried, Die Aufgabe der Geschichte der alttestamentlichen Auslegung in der Gegenwart, 1876, S. 17). — In den durch die Kritik Vater's und de Wette's neu angeregten Streit über die historische Glaubwürdigkeit des Pentateuchs griff M. mit ein durch seine „Apologie der geschichtlichen Auffassung aller historischen Bücher des Alten Testamentes, besonders des Pentateuchs", 1811, worin er namentlich der bloßen damals sogenannten mythischen Deutung des letzteren entgegentrat. — Seine obenerwähnte „Dissertatio foederis" etc., 1797, steht dagegen ganz auf dem Boden der damaligen mythisirenden Auffassung des Rationalismus, welcher keine Ahnung von dem ideellen Gehalt dieser religiösen Anschauungen hat.

Vgl. Eichhorn, Allg. Bibl. d. bibl. Lit., Bd. 8, S. 70—77. Andere Schriften praktisch-theologischer Art s. bei Meusel, Gel. T. Bd. 14, S. 560.

C. Siegfried.

Meyer, Gregorius: s. **Mayr**, Georg.

Meyer: Heinrich Christian M., Kaufmann und Fabrikant in Hamburg, Gründer und Inhaber einer diesseits wie jenseits des Oceans wohlberufenen Stock-, Fischbein- und Gummiwaaren-Fabrik (Firma: H. C. Meyer jun.), nach welcher man ihm den populären Namen Stockmeyer beigelegt hatte. — Geboren den 4. Juni 1797 zu Nesse im hannoverschen Amte Stotel, als Sohn eines später nach Hamburg gezogenen schlichten Geschäftsmannes, war er, bei guter Veranlagung, durch Fleiß und Thätigkeit zu einer mehr als alltäglichen Bildung und zu vielseitigen praktischen Kenntnissen gelangt. Das im J. 1818 von seinem Vater und ihm errichtete, anfangs wenig bedeutende Fabrikgeschäft erhielt nach und nach durch ihn eine so großartige Entwickelung, daß man es um 1840 als einzig in seiner Art erachtete. Gleichzeitig wurden die vielfachen Verdienste des erprobt tüchtigen, anspruchslosen Ehrenmannes allgemeiner bekannt, so daß man ihn den besten Bürgern des Hamburgischen Gemeinwesens beizählte. Außer seinen Verdiensten um Hebung der vaterstädtischen Industrie und Gewerbe erwarb er sich auch durch seinen unermüdlichen patriotischen Eifer für das vielfach erschwerte Zustandekommen der Eisenbahnverbindung Hamburgs mit Berlin die lebhafteste Anerkennung in weiteren Kreisen. Deshalb wurde auch in unmittelbarer Nähe des Bahnhofes, auf einem öffentlichen Platz vor dem Klosterthore die Stätte gesucht und höheren Orts bewilligt, auf welcher nach seinem Tode (den 26. Juli 1848) Freunde und Verehrer dem wackeren Manne ein Ehrendenkmal errichteten (im J. 1854) in der seinem Charakter entsprechenden einfach-edeln Form einer Granitsäule. — Die von ihm geschaffenen musterhaften Einrichtungen für das leibliche und geistige Wohl seiner vielen Arbeiter und ihrer Familien wurden von seinen Successoren aufrecht erhalten. Gelegentlich der Feier des 50jährigen Bestehens der Fabrik stifteten sie, zur Erinnerung an den Be-

gründer, eine Prämienmedaille in Gold, Silber und Bronce, für 50-, 25- und 10jährige Dienstthätigkeit der Arbeiter und Gehilfen. Der Avers dieser Medaille zeigt die Figur des obengedachten Meyerdenkmals.

Vgl. Gaedechens, Hamburger Münzen und Medaillen, Bd. III, S. 192.

Beneke.

Meyer: Heinrich M., Philolog und Numismatiker, geb. am 12. Febr. 1802 zu Oberglatt (Kanton St. Gallen), † in der Nacht vom 21./22. Mai 1871 zu Zürich. Der Sohn eines im Kanton St. Gallen in Amt stehenden zürcherischen Theologen, siedelte M. mit den Eltern nach der Vaterstadt über und besuchte da, nach damaliger Art, um den Bildungsgang in Zürich beendigen zu können, als Student der Theologie die Schulen, widmete sich aber, zumal da ihn ein Sprachgebrechen vom Predigtamte abhielt, unter trefflicher Leitung — der Professoren Bremi, Ochsner (geb. 1776, † 1849), Orelli — auch philologischen Studien. 1824 erschien seine erste Schrift, die Lösung einer gestellten Preisaufgabe: „Commentatio de Minucio Felice“, worauf eine drei Jahre dauernde Abwesenheit, vorzüglich zum Besuche der Universität Leipzig und für eine Reise nach Italien, folgte. 1828 heirathete der als Leipziger Doctor zurückgekehrte junge Philologe jene Tochter seines Lehrers Ochsner, welche dessen Freund Fr. Heinr. von der Hagen 1816 als ein „niedliches Mägdlein“ gepriesen hatte, und die enge Verbindung mit dem gelehrten Schwiegervater regte in den nächsten Jahren zur fortgesetzten Thätigkeit auf dem philologischen Gebiete an (schon 1827 in Leipzig Cicero's Orator, — dann 1832, neu aufgelegt 1842, Oratorum Romanorum fragmenta, 1833 der einzig gebliebene Bd. I der Edition Quintilian's, 1835 lateinische Anthologie). Doch seit 1832 Meyer's Freund Ferdinand Keller, unter dessen eifriger Handreichung, die Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in das Leben gerufen hatte, wandte sich nun M. ganz diesen antiquarischen Arbeiten zu (vgl. Bd. XV, S. 565—568). Am meisten interessirten ihn die Münzfunde, deren Studium er durch Uebernahme der Münzsammlung des Vereins eifrig antrat (später wählte ihn auch der Stadtbibliotheksconvent als Director des städtischen Münzcabinets), und seine wichtigsten litterarischen Bethätigungen lagen von nun an auf diesem Gebiete. Unter Benutzung der vorzüglichen nur handschriftlich niedergelegten Untersuchungen des älteren Zürcher Forschers Joh. Heinr. Schinz (s. d. Art.) ließ er zuerst 1840 in Bd. I. der „Mittheilungen“ der antiquarischen Gesellschaft die Abhandlung: „Die ältesten Münzen von Zürich oder Zürichs Münzgeschichte im Mittelalter“ erscheinen; dann folgten eben dort, in Bd. III, 1845 „Die Bracteaten der Schweiz“ (1858 in Bd. XII in neuer erweiterter Bearbeitung), 1863 (in Bd. XV) „Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen“. Von mehreren durch M. bearbeiteten zürcherischen Neujahrsblättern*) fallen wieder die wichtigsten in dieses Gebiet, besonders das 1869 zum Besten des Waisenhauses herausgegebene Heft über den Zürcher Medailleur des 16. Jahrhunderts, Jakob Stampfer. Aber außerdem wurde M. durch Keller auch noch zu mehrfacher weiterer Thätigkeit angeregt. Mit Unterstützung seines Freundes Ettmüller (vgl. Bd. VI, S. 398—400) gab er 1849 (in Bd. VI der Mittheilungen) die bleibend werthvolle Sammlung: „Die Ortsnamen des Kantons Zürich, aus den Urkunden gesammelt und erläutert“ heraus; 1853 kam (Bd. VII) „Geschichte

*) Zu Bd. XII S. 277 bringe ich hier als Berichtigung nach, daß eben der hier geschilderte Heinrich M. auch der Verfasser des dort citirten Neujahrsblattes über Heß ist (ebenso hat derselbe insbesondere auch im gleichen Cyclus der Künstlergesellschaft für 1852 das Leben des in Jena verstorbenen Heinrich Meyer von Zürich — nicht von Stäfa — geschildert).

der XI. und XXI. Legion", 1856 (Bd. XI) „Die Votivhand, eine römische Bronze von Aventicum", 1861 (Bd. XIII) „Römische Alpenstraßen in der Schweiz". Außerdem hatte 1855 M. mit Keller und G. von Wyß den „Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde", 1868 und 1869 an dessen Stelle, wieder neben Keller, die „Berichte der antiquarischen Gesellschaft" und den „Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde" in das Leben rufen helfen, für beide Notizblätter zahlreiche archäologische, besonders numismatische Artikel geschrieben, ferner zugleich mit dem Freunde 1865 (in Bd. XV. der Mittheilungen) einen „Ersten Nachtrag zu den Inscriptiones Confoederationis Helveticae Latinae von Th. Mommsen" gesammelt und herausgegeben. Durch ausgebreitete Correspondenz, auf häufigen Reisen — 1855 erschien: „Ein Besuch im brittischen Museum, nebst einigen Mittheilungen über London" — hielt sich M. mit auswärtigen Fachgenossen in Verbindung. Durch seine freundliche entgegenkommende Art gewann er auch ihm noch unbekannte Persönlichkeiten für sich (man vgl. einen Brief Joh. Fr. Böhmer's von 1859, in Janssen's Ausgabe, Bd. III, S. 310); sein vorzüglich auch durch die feine liebenswürdige Art der Gattin belebtes Haus „im Berg" war nicht zum wenigsten für die in Zürich bethätigten Repräsentanten deutscher Gelehrsamkeit ein erwünschter Anziehungspunkt. Ganz unerwartet erlag M. einem Schlaganfalle: durch Schenkungen an die ihm eng befreundeten wissenschaftlichen Institute bewährte er noch über seinen Tod hinaus sein Interesse an den Arbeiten, denen er als unabhängig stehender Privatmann sein Leben gewidmet hatte.

Vgl. die Bd. XV, S. 568 citirte Denkschrift der antiquarischen Gesellschaft, sowie die als Manuscript gedruckte Gratulationsschrift zum 70. Geburtstage der Mutter, 1879: „Das Haus ‚Im Berg', seine Bewohner und Gäste, 1830—1850" (verfaßt vom Sohne Dr. Herm. Meyer, dem Autor des Buchs: Die schweizerische Sitte der Fenster- und Wappenschenkung vom XV. bis XVII. Jahrhundert, 1884). Meyer von Knonau.

Meyer: Heinrich August Wilhelm M., lutherischer Theolog und berühmter Exeget des 19. Jahrhunderts, geb. am 10. Januar 1800 zu Gotha, † am 21. Juni 1873 zu Hannover. — Sohn eines herzoglichen Hofschuhmachers in Gotha, der aus Rügheim in Unterfranken stammte, Bruder des bekannten Buchhändlers Joseph M., des Gründers des Bibliographischen Instituts, erhielt er seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Gotha, wo Döring, Galetti, Ukert, Rost, Bretschneider zu seinen Lehrern gehörten und wo er gründliche philologische Kenntnisse sich erwarb. Er studirte darauf 1818—20 Theologie zu Jena unter Schott, Danz, Gabler, Baumgarten-Crusius, wurde 1820 Hauslehrer zu Grone bei Göttingen bei seinem nachherigen Schwiegervater Pastor Oppermann, 1823 aber Pfarrer zu Osthausen im Herzogthum Sachsen-Meiningen, wo er zu seinen theologischen Privatstudien und litterarischen Arbeiten Zeit fand. Nachdem er 1827 zu Hannover ein theologisches Colloquium bestanden, trat er 1830 in den Dienst der hannoverschen Landeskirche, wurde Pastor in Harste bei Göttingen, 1837 Superintendent in Hoya, 1841 Consistorialrath in Hannover und zugleich Superintendent und Pastor an der Neustädter Kirche. 1845 wurde er von der Göttinger Facultät zum Dr. theol. ernannt, 1846 nahm er Theil an den kirchlichen Conferenzen in Berlin, 1848 wurde er seines Predigt- und Superintendentenamtes enthoben und trat ganz ins Consistorium ein, in welchem er besonders bei den theologischen Prüfungen regelmäßig mitzuwirken hatte. Nachdem er 1861 zum Oberconsistorialrath ernannt war, trat er 1865 in den Ruhestand und verlebte den Rest seiner Jahre in eifriger gelehrter Thätigkeit, besonders der unermüdlich bessernden Fortarbeit an den verschiedenen Abtheilungen seines Commentars, aber auch in aufrichtiger und herzlicher Theil-

nahme an den kirchlichen und politischen Geschicken seines hannoverschen und deutschen Vaterlandes. Von seinen litterarischen Arbeiten sind zu nennen: 1. seine Ausgabe und Uebersetzung des Neuen Testamentes, 1829, 2. seine Ausgabe der symbolischen Bücher der lutherischen Kirche im Reformationsjubeljahr 1830, insbesondere aber 3. sein kritisch-exegetischer Commentar zum Neuen Testament, begonnen 1832, beendigt (mit Hülfe einiger jüngerer Gelehrten: Huther, Düsterdieck, Lünemann) in 16 Bänden 1859; die einzelnen Bände in zahlreichen neuen Ausgaben, die theils noch von dem Verfasser selbst, theils nach seinem Tod von jüngeren Gelehrten (Ritschl, Wendt, Weiß, Heinrici, Beyschlag, Siefert ꝛc.) besorgt sind. Seiner theologischen Richtung nach Supranaturalist, aber bei aller Pietät gegen die kirchliche Tradition durch theologische Unbefangenheit und philologische Akribie sich auszeichnend, hat M. einer streng wissenschaftlichen Auslegung nach Kräften Vorschub geleistet, „Nichts Anderes wollend und suchend als das sichere geschichtliche Verständniß des göttlichen Wortes", die Arbeiten der Vorgänger mit treuem Fleiß und nüchternem Urtheil benutzend, frei von dogmatistischen Voraussetzungen wie von subjectivistischer Ein- und Ausdeutung. Er ist im Lauf der Jahre zusehends positiver geworden, aber an dem von Anfang an von ihm betonten Prinzip streng grammatisch-historischer Auslegung hat er unwandelbar festgehalten.

Siehe den Lebensabriß von der Hand seines Sohnes, abgedruckt in der 4. Auflage der IX. Abtheilung des Krit.-ex. Commentars, Göttingen 1874; vgl. auch die Vorrede zur 7. Auflage der I. Abth., Göttingen 1883, der auch ein photographisches Porträt des Verfassers beigegeben ist.

Wagenmann.

Meyer: Jakob M. „zum Hasen", von Beruf ein Geldwechsler, war der erste Bürgermeister Basels aus zünftigem, d. h. bürgerlichem Geschlechte. Seine Wahl erfolgte 1516, nachdem die „Hohe Stube", die Gesellschaft des Adels, ihre Vorrechte verloren hatte. Wenige Jahre später folgten auch in Basel die Räthe dem Beispiel der übrigen Stände der Eidgenossenschaft und nahmen französische Pensionen an. Darüber erhob sich in der Bürgerschaft ein Sturm des Unwillens, und M., als ein Hauptbeförderer jenes fremden Unwesens, wurde 1521 seiner Aemter für immer entsetzt und zu einer Geldbuße und Gefängnißstrafe verurtheilt. In der Folge, als die Reformation immer mehr in der Stadt sich ausbreitete, erwies er sich als ein eifriger Anhänger des alten Glaubens, und als solcher erscheint er in Basel noch 1529, als der Kampf der Parteien mit dem völligen Siege der Reformation endete. Diese Wendung der Dinge überlebte er nicht lange; denn schon 1531 wird er als gestorben erwähnt. Sein Andenken wird immer fortleben dadurch, daß er der Freund und Gönner Holbein's war. Schon 1516, als er Bürgermeister geworden, ließ er sich und seine Hausfrau durch den damals kaum neunzehnjährigen Künstler porträtiren, und wenige Jahre später (1521), kurz vor seinem Sturze, erwirkte er für Holbein den Auftrag, den großen Saal des Rathhauses mit Fresken zu schmücken. Noch später aber, um 1526, als in Folge der Reformation die kirchliche Malerei in Basel bereits im Erlöschen war, da ließ der einstige Bürgermeister, gleichsam als sein Glaubensbekenntniß, auf einem Bilde die Mutter Gottes darstellen, wie sie von ihm und seinem ganzen Hause gläubig verehrt wird. Diesem seinem Auftrage verdankt die deutsche Kunst Holbein's weltberühmte „Madonna des Bürgermeisters", welche in zwei Exemplaren vorhanden ist, nämlich im ursprünglichen Bilde (in Darmstadt) und in einer späteren Wiederholung (in Dresden). Daß das letztere Bild nicht von Holbein gemalt sei, ist in jüngster Zeit vielfach zu beweisen versucht worden; bis heute jedoch vermochte noch kein Kunstforscher

einen Maler des ausgehenden 16. Jahrhunderts zu nennen, der einen solchen Kopf, wie wir ihn an der Dresdener Madonna bewundern, zu malen im Stande gewesen wäre. A. Bernoulli.

Meyer: Jakob M. „zum Hirschen" war in Basel unter den Laien der hervorragendste und thätigste Beförderer der Reformation. Schon 1521, als im Rathe die französischen Pensionen ertheilt wurden, gehörte er zu denjenigen, welche den für sie bestimmten Antheil mit Entrüstung zurückwiesen. Im folgenden Jahre zum Oberstzunftmeister erwählt, bekleidete er dieses Amt bis zu dem Zeitpunkte, wo die Reformation zum völligen Siege gelangte. Sobald dieses Ziel erreicht war, wurde er 1530 zum Bürgermeister erhoben und blieb in dieser Stellung bis 1541, wo ihn die Pest hinwegraffte. In Anerkennung seiner großen Verdienste um die Reformation wurde er, gleich dem Theologen Grynäus, im Kreuzgang des Münsters an der Seite des 10 Jahre vorher verstorbenen Reformators Oekolampad bestattet. A. Bernoulli.

Meyer: Jakob M., Geograph und Naturforscher, geb. den 23. März 1799 zu Horgen am Züricher See, verlebte seine erste Jugendzeit in seinem Heimathorte, dessen anmuthige Umgebung schon früh eine Vorliebe für die Naturwissenschaften in ihm weckte. Die Uebersiedelung seiner Eltern nach Zürich machte es ihm seit dem 10. Altersjahre möglich, die dortigen trefflichen Schulanstalten zu besuchen, ohne daß er dabei die Fürsorge des Elternhauses entbehren mußte. Nachdem er das Gymnasium durchlaufen hatte, bezog er die Universität Jena und studirte hier anfangs Theologie, nachher aber Philosophie. In Erlangen, das er später mit Jena vertauschte, erwarb er sich den Doctorgrad und begab sich dann zu seiner weiteren Ausbildung nach Paris. In die Heimath zurückgekehrt, übernahm er eine Hauslehrerstelle in der Familie eines Züricher Bankiers, habilitirte sich aber darauf als Privatdocent der Philosophie an der Hochschule zu Basel, wobei er den Gedanken hegte, sich ganz der akademischen Laufbahn zu widmen. Indessen bewog ihn 1830 ein wiederholt an ihn ergangener Ruf als Professor an die Kantonsschule in Chur zu gehen, wo er neben wissenschaftlichen Fächern auch das ihm besonders zusagende Turnen lehrte. Er verheirathete sich 1832 mit einer Churerin aus angesehenem Geschlechte und wirkte bis zum Jahre 1848 sehr erfolgreich in seinem Amte. Als aber seine politischen Ansichten nicht mehr mit denjenigen der Regierung übereinstimmen wollten, hielt er es für angemessen, seine Stelle niederzulegen, wurde aber am 4. März 1849 als Lehrer der deutschen Sprache, der Geschichte und Geographie an die Bezirksschule in Zurzach (Aargau) berufen. Hier war er als anregender, in seinen Fächern gründlich gebildeter Lehrer bis zu seinem am 30. Januar 1865 erfolgten Tode unermüdlich thätig. Noch im letzten Jahre seines Lebens hatte er sich bei der Einführung des Turnunterrichtes im Kanton Aargau dieses sein Lieblingsfach übertragen lassen. Außer seinem Lehramte war von ihm dann noch das Rectorat der Bezirksschule, seit 1856 die Stelle eines Mitgliedes des Bezirksschulrathes, sowie diejenige eines Schulinspectors und Conferenzdirectors bekleidet worden. Seiner reichlichen amtlichen Thätigkeit wußte er gleichwohl noch Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten abzugewinnen. Wie er bereits von 1841—1843 in Chur regelmäßige meteorologische Beobachtungen anstellte, so suchte er auch nachher die von ihm in seinen Fächern gemachten Studien und Erfahrungen einem größeren Kreise gebildeter Leser in klarer und geschmackvoller Darstellung nahe zu bringen. Er verfaßte zu diesem Zweck folgende von der Kritik beifällig aufgenommene Werke: „Die Erde in ihrem Verhältniß zum Sonnensystem und als planetarisches Individuum, oder: Versuch einer astronomischen und physikalischen Geographie" (1847; wohl=

feile Ausgabe unter dem Titel: „Lehrbuch der astronomischen und physikalischen Geographie, oder: Die Erde in ihrem Verhältniß" ꝛc., 1852); „Die Erde in ihrem Verhältniß zum Fixsternhimmel, zur Sonne und zum Mond" (Bildungshalle im Geiste unserer Zeit, 4. Bd. 1853; 2. Aufl. unter dem Titel: „Himmel und Erde oder das Verhältniß der Erde zum Fixsternhimmel, zur Sonne und zum Mond". Mit 90 Abbildungen, 1855); „Physik der Schweiz. Mit steter Rücksicht auf die allgemeinen Naturverhältnisse der Erde" (1854; 2. Ausgabe unter dem Titel: „Geologische Briefe aus und über die Schweiz", 1858); „Naturbilder aus dem Schweizerlande". Mit 40 in den Text gedruckten Abbildungen" (1856); „Land, Volk und Staat der Schweizerischen Eidgenossenschaft" (2 Bde., 1861); „Geographie für die höheren Schulen der Schweiz" (3 Hefte, 1863).

Der Schweizerbote, 62. Jahrg. 1865. Nr. 31 vom 6. Februar. S. 2[bc]. Mit einem bibliographischen Zusatze wiederholt in: Vierteljahrsschrift der naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Redigirt von Rud. Wolf. 10. Jahrg. Zürich 1865. S. 300—302. — J. C. Poggendorff, Biogr.-Lit. Handwörterbuch II, 137 f. — J. J. Spühler, Geschichte der Bezirksschule Zurzach, Aarau 1884. S. 48 f. und Schlußtabelle S. 2. Schumann.

Meyer: Joachim Bartholomäus M., geistlicher Liederdichter, geb. 1624, wahrscheinlich zu Gotha, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium und unterrichtete bereits als Schüler die beiden ältesten Kinder Herzog Ernst des Frommen, Elisabeth Dorothea und Johann Ernst († 1657), denen er lehrreiche Bilder vorlegen und erklären mußte. Dann wird er wohl Theologie studirt und eine Hauslehrerstelle bekleidet haben, bevor er seit 1654 von neuem als Prinzenlehrer am gothaischen Hofe thätig war. Friedrich, nachmals Herzog Friedrich I. von Sachsen-Gotha (Bd. VIII, S. 2 f.), der bei ihm Lateinisch lernte, und seit 1663 Albrecht, später Herzog von Sachsen-Coburg, genossen jetzt seine Unterweisung. Nach einundzwanzigjährigem Dienste und wohl als Lohn für denselben erhielt er 1665 das Amt eines Bibliothekars an der von Ernst dem Frommen gegründeten Schloßbibliothek, welche bis zu diesem Jahre der als Professor der Mathematik nach Kiel berufene Samuel Reyher (s. d.) verwaltet hatte. In dieser Stellung, welche ihm die geringe Besoldung von 200 Meißner Gulden, je 8 Maltern Korn und Gerste und 8 Klaftern Holz einbrachte, ordnete er die ihm anvertraute Büchersammlung nach einem von Veit Ludwig v. Seckendorf (s. d.) entworfenen Schema und begann auch die Ausarbeitung eines wissenschaftlichen Kataloges. Wegen vorgerückten Alters erbat er sich 1700 einen Gehilfen und schlug seinen Sohn Joh. Philipp M. († am 3. Februar 1746) zu diesem Behufe vor. Nach einem abschlägigen Bescheide wiederholte er sein Gesuch im folgenden Jahre nochmals, aber ohne einen anderen Erfolg, als daß er vertröstet wurde: man werde seines Sohnes gelegentlich gedenken, wenn derselbe wie bisher sich der Bibliothek widmen und zur Förderung des von seinem Vater angefangenen Kataloges beitragen wolle. Ohne seinen Wunsch erfüllt zu sehen, starb M. am 18. April 1701, worauf sein Sohn endlich eine besoldete Anstellung an der Bibliothek erhielt. — Von den Kirchenliedern, deren Verfasser er ist, stehen zwei: „O Sünd, o Sünd, o schwerer Fall!" und: „Wo denk' ich armer Mensch doch hin!" im Gothaischen Gesangbuche von 1715; ein drittes, das sechsstrophige Michaelislied: „Gewonnen, gewonnen: der Satanas lieget!" hat bereits seit 1701 auch in anderen Liedersammlungen Aufnahme gefunden und erscheint noch 1796 im Suhl'schen Gesangbuche. — Nur wenig bekannt ist ein weltliches Gedicht Meyer's aus dem Jahre 1690: er besingt in demselben, wie vor ihm Veit Ludw. v. Seckendorf und nach ihm Christoph Eusebius Suppius, den schon damals vielbesuchten Inselsberg im Thüringer

Walde unter dem Titel: „Apollinis und der Musen Reise nach dem Inselberge und dem Fürstl. Sächs. Residenz- und Lusthause Friedrichswerth, und was sich dabey begeben". In 133 vierzeiligen, theils aus Alexandrinern, theils aus jambisch-anapästischen Versen bestehenden Strophen erzählt der Dichter, wie Apoll mit den Musen und anderen Göttern den griechischen Parnaß verläßt, um einen vor den Schrecken der Türkenherrschaft gesicherten friedlichen Wohnsitz aufzusuchen. Nachdem die Alpen, der Böhmerwald, der Schwarzwald und der Harz die reisenden Götter nicht haben fesseln können, fällt deren Wahl endlich auf den Inselsberg, wobei der Verfasser den Anlaß benutzt, um die reiche Fernsicht zu schildern und das Lob seines Herzogs, Friedrichs I., zu feiern, dessen 1680 entstandene Schöpfung, das Lustschloß Friedrichswerth, dann bei Gelegenheit eines Götterbesuches besonders eingehend behandelt wird.

Wetzel, Lieder-Dichter, 2. Th. (1721), S. 173. — F. Jacobs und F. A. Ukert, Beiträge, 1. Bdes. 1. Heft. Leipzig 1835. S. 11. — Aug. Beck, Ernst der Fromme, 1. Th. S. 760, 765, 774; 2. Thl. S. 46. — Fischer, Kirchenlieder-Lexikon, 1. Hälfte. Gotha 1878. S. 211[a]. — Das Gedicht auf den Inselsberg in: Fr. Rudolphi's Gotha diplomatica. 2. Th. Frankf. 1717. Fol. S. 293—299. (Geburtsjahr und Todesdatum nach dem Sterberegister der Augustinerkirche zu Gotha.) Schumann.

Meyer: Johann Jakob M., ein Straßburger Chronist des sechszehnten Jahrhunderts, über dessen Lebensumstände uns Näheres nicht überliefert ist. Mancherlei spricht dafür, daß er der ersten Hälfte desselben angehört habe. Mit seiner Chronik lehnt er sich an Königshofen an, dessen Disposition des geschichtlichen Stoffes er übernommen hat. Werthvoll sind seine Nachrichten über die Geschicke des Elsaß, namentlich der Stadt Straßburg, in den Armagnakenzügen und in den Kriegen Karls des Kühnen von Burgund. Wie weit er aus eigner Anschauung berichtet oder andern Quellen folgt, entzieht sich der Untersuchung, da nur eine spätere Copie seiner Chronik, die nicht vollständig zu sein scheint, noch erhalten ist. Das Original ist im Straßburger Bibliotheksbrande zu Grunde gegangen.

Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace II série vol. VIII, 2, 121-299: La chronique Strasbourgeoise de Jean-Jaques Meyer p. p. R. Reuss. Wiegand.

Meyer: Johann Wilhelm M., reformirter Theologe und Dichter geistlicher Lieder, wurde am 18. September 1690 zu Schaffhausen geboren und starb daselbst am 27. December 1767. Er stand zuerst in einer Landgemeinde als Geistlicher, wurde dann in die Stadt berufen, wo er gleichzeitig in verschiedenen Stellungen als Lehrer am Gymnasium und als Prediger thätig war. Im J. 1756 wurde er Antistes und Decan. Weil er Erbauungsstunden hielt und vom Grafen von Zinzendorf besucht ward, hatte er anfänglich allerlei Widerwärtigkeiten zu erdulden; doch hat er hernach durch seine Predigten im Münster in Schaffhausen einen großen Einfluß ausgeübt und bewirkt, daß viele gläubige Christen, die sich schon, weil für sie kein Raum mehr in der Staatskirche zu sein schien, separiren wollten, bei derselben erhalten wurden. — M. hat namentlich in der Zeit, als er Landpfarrer war, eine große Anzahl geistlicher Lieder gedichtet, von denen viele im Schaffhausener Gesangbuch von 1728 Aufnahme fanden und (nach Koch) noch 17 im Schaffhausener Gesangbuch von 1867 sich finden; außerdem gab er im J. 1740 eine Sammlung von 190 Liedern unter dem Titel: „Die singende Seele" heraus. Manche dieser Lieder wären wohl werth, noch in weiteren Kreisen bekannt zu sein.

Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 91 ff.
l. u.

Meyer: Johann Friedrich M., kgl. großbritannischer und kurfürstlich braunschweigisch-lüneburgischer Oberlandes-Oekonomie Commissär, Mitglied der kgl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, † daselbst am 3. Mai 1810. — Als der Sohn eines wegen seiner Biederkeit und Rechtschaffenheit allgemein geachteten Pachtmüllers zu Lindhorst (im hannoverschen Amte Harburg) am 11. April 1741 geboren, verlebte M. seine Kinderjahre in bescheidenen socialen Verhältnissen unter dem Einfluße einer veredelnd wirkenden Erziehung und auf den Besuch der gut geleiteten Schule in Hittfeld angewiesen. Hier wie im elterlichen Hause zeichnete er sich durch Fleiß und Lernbegierde, durch seltenere Geistesanlagen und durch vorzügliche Charaktereigenschaften aus. Von dem Ortsgeistlichen, Pastor Hemme, mit Wohlwollen beachtet, fand er auf dessen Fürsprache nach seiner Confirmation bei dem Generalsuperintendenten Wahrendorf zu Harburg Verwendung als Secretariatsgehilfe. Er rechtfertigte dort nicht nur das in ihn gesetzte Vertrauen, sondern war auch unabläßig bemüht, seine Schulkenntnisse zu erweitern. Hierbei war er glücklicherweise nicht ganz auf sich allein angewiesen, sondern konnte diesen Bestrebungen durch Privatunterricht in der lateinischen und deutschen Sprache, wie in der Mathematik die beste Förderung sichern, so daß er während seines zweijährigen Aufenthaltes in Harburg eine breitere Grundlage für seine Geistesbildung zu gewinnen vermochte. In Anerkennung dieses mit so schönem Erfolge bethätigten Eifers entschloß sich der Gutsherr in Lindhorst, Freiherr Schenk von Winterstedt, ihm die Mittel zum Besuche der höheren Schule in Lüneburg, eventuell auch zum Studium an der Landesuniversität zu gewähren. Wider Erwarten konnten jedoch die von diesem Gönner zugesagten Unterstützungen nur für die Dauer von 2 Jahren geleistet werden, und M. sah sich aus Mangel an Mitteln genöthigt, die Schule in Lüneburg vor deren Absolvirung zu verlassen. Durch Empfehlungen gelang es ihm nunmehr eine Function als Registrator bei dem Amtmann Griesebach in Lüchow überwiesen zu erhalten. In dieser Stellung erwarb er sich sehr bald das Vertrauen und die Zuneigung seines Vorgesetzten, folgte demselben bei der Versetzung nach dem Amte Hoya und hatte an beiden Orten das Glück gefunden, mit verschiedenen angesehenen Männern in näheren Verkehr treten zu können, wobei er sich des wirksamsten Beistandes derselben in allen seinen Bestrebungen nach Aneignung bestimmter Berufskenntnisse erfreuen durfte. — Einer schon längst empfundenen Neigung gemäß suchte M. nunmehr hauptsächlich im mathematischen Studium und in der Orientirung auf dem Gebiet der Culturtechnik Befriedigung. Unter der Gunst der Umstände brachte er es bereits in Hoya dazu, kleinere Aufgaben der landwirthschaftlichen Baukunst resp. des Geometerfaches selbständig auszuführen, wodurch er selbst die Aufmerksamkeit von Fachmännern sowie der Landesculturbehörde, des Kammercollegiums zu Hannover, auf sich zu lenken vermocht hatte. Letzteres übertrug ihm alsdann auch auf sein Ansuchen manche Vermessungsarbeiten, bei deren Erledigung M. große Umsicht und Sachkenntniß entwickelte. So war er mit den im Herzogthum Lauenburg 1773 begonnenen Verkoppelungen eine Reihe von Jahren beschäftigt und erwarb sich durch die gelungene Ausführung der verschiedenen Aufgaben dabei nicht nur die volle Zufriedenheit der Interessenten, sondern auch den ungetheilten Beifall des Kammercollegiums. In Folge dessen wurde er 1779 zum Kammerconducteur und 1783 bereits zum Oekonomie-Commissär ernannt und sah sich nunmehr durch die verschiedenen Functionen eines solchen Dienstes, wie sie bei Gemeinheitstheilungen, Abstellung der Herrendienste, Regulirung der Amtspachtungen, Niederlegung von Vorwerken, Abwässerung der Moordistricte, Anlegung neuer Wiesen und dergl. gegeben waren, regelmäßig in Anspruch genommen. Die Resultate dieser Wirksamkeit bestimmten M., nachdem er bereits 1784

eine Abhandlung über Gemeinheitsaufhebungen und Verkoppelungen (Göttingen bei Vandenhoeck) geschrieben und die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Verkoppelungen nur auf der Basis der Gemeinheitstheilung ihrem wahren Zwecke entgegenzuführen wären, ein Werk über Gemeinheitstheilung zu schreiben, welches vorerst in 2 Theilen (Celle 1801) erschien. In demselben hatte er die Prinzipien und die Modalitäten der Theilung wie der Berechnung nach correkten Gesichtspunkten dargelegt und an Entwürfen zu demonstriren versucht, um damit zugleich dem bezüglichen Verfahren einen durchaus geregelten systematischen Gang vorzeichnen zu können. Zur Vervollständigung dieser Arbeit schrieb er noch einen III. Theil (Celle 1805): „Ueber die Grundsätze und Anleitung zum Bonitiren wie zu allen übrigen Veranschlagungsarbeiten.“ Durch dies Werk begründete er seinen Ruf als tüchtiger Fachmann, „welcher nie mechanisch, sondern stets mit reiflicher Ueberlegung und mit dem Bestreben nach thunlicher Richtigkeit und Vollkommenheit sein Urtheil bildete“ (A. Thaer), und legte zugleich den Grund zu einem System, welches im nordwestlichen Deutschland fast bis auf die Gegenwart normative Bedeutung behielt. Mit demselben Werke erwarb er sich auch einen wesentlichen Antheil an der Verfassung der um jene Zeit seitens des Kammercollegiums entworfenen Gemeinheitstheilungsordnung, welche unter gleichzeitiger Mitwirkung von Thaer, Hagemann und von Bülow festgestellt und zunächst für das Fürstenthum Lüneburg legalisirt wurde. Als die mit dieser Institution verknüpften organisatorischen Erfordernisse im Jahre 1802 zur Einsetzung einer speciellen, als Landesökonomie-Collegium charakterisirten Oberbehörde geführt hatten, wurde M. noch in demselben Jahre zum Oberlandesökonomie-Commissär ernannt, in welcher Eigenschaft er seine Amtsstation in Celle angewiesen erhielt.

In dieser mit erweiterten Befugnissen ausgestatteten Stellung war M. unabläßig darauf bedacht, seine vielseitigen Kenntnisse und seine große Arbeitskraft im Dienste der Landescultur zu bethätigen; demgemäß ergriff er bei vielen wichtigen Aufgaben der Landesmelioration die Initiative, übernahm die Leitung und Durchführung derselben, erstattete in derartigen Angelegenheiten die vortrefflichsten Gutachten für Behörden wie für Private und betheiligte sich auch ferner mit Erfolg activ auf dem Gebiete der einschlägigen Litteratur. Sein Eifer in der Verfolgung solcher Aufgaben war mehrfach mit bestem Erfolge gekrönt; so wurde eine von ihm als Concurrenzschrift gefertigte Abhandlung: „Ueber die Anlage der Schwemmwiesen und die Wiesenbewässerung im Lüneburgischen überhaupt“, von der kgl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle preisgekrönt, auch eine andere Preisfrage, welche sich auf die Urbarmachung und den Anbau des im Wege der Theilung angefallenen Neulandes bezog, beantwortete M. in einer 1803 von derselben Stelle prämiirten Abhandlung. Bald darauf veröffentlichte er noch eine kleine Schrift: „Ueber die Herrendienste und deren Aufhebung“, in welcher er seine bei Regelung und Abstellung der Domanialgerechtsame gewonnenen Erfahrungen im öffentlichen Interesse zu verwerthen suchte. Auf Veranlassung seines Freundes Albrecht Thaer schritt M. endlich noch dazu, die von ihm bei vielen Pachtregulirungen erprobten Grundsätze und Methoden in einem größeren Werke niederzulegen, welches unter dem Titel: „Grundsätze zur Verfertigung und Beurtheilung richtiger Pachtanschläge über alle Zweige der Landwirthschaft“, in Begleitung einer von Thaer geschriebenen Vorrede (Hannover 1809) der Oeffentlichkeit übergeben wurde. Dieses von großer Sachkenntniß und besonders von einer geläuterten Tendenz hinsichtlich der Ermittelung des Pachtwerthes beherrschte Werk, das sich ebenso durch Gründlichkeit wie durch Vollständigkeit auszeichnete, erntete bald großen Beifall in den Fachkreisen und trug nicht wenig dazu bei, seinem Verfasser den Ruf eines land-

wirthschaftlichen Schriftstellers I. Ranges für jene Zeit zu verschaffen. M. hatte bei seiner vielseitigen Inanspruchnahme und der bedeutenden Tragweite seiner dienstlichen Aufgaben stets den ihm anerzogenen Sinn für ein häusliches, anspruchsloses und von der Weihe der Religion getragenes Leben bewahrt. Erholungen suchte er fast nur im Familienkreise oder in besonders zusagenden Privatstudien. Mit vortrefflichen Geistesgaben und frischem Humor ausgestattet, von Bescheidenheit, Gewissenhaftigkeit und Unbefangenheit nie verlassen, erwarb er sich manche Freunde aus den angesehensten Kreisen und gewann ebenso durch seinen offenherzigen und biederen Charakter, durch seine Besonnenheit und große Uneigennützigkeit neben der allgemeinen Verehrung zugleich ein unbedingtes Vertrauen in den Kreisen der schlichten Landleute. — Die vielen Anstrengungen, welchen er sich zu unterziehen hatte, die Last seiner großen Verantwortlichkeit und zuletzt noch der Gram über den Druck der Fremdherrschaft zehrten indeß an seiner abnehmenden Körperkraft, so daß er den Folgen einer im Frühjahr 1810 davongetragenen Erkältung unter Erduldung vieler Beschwerden erliegen mußte.

Festschrift zur Säcularfeier der kgl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle, I. Abthlg. Hannover 1864, Nekrolog über Joh. Friedr. Meyer von Kanzleidirector Th. Hagemann, in „Cellesche Nachrichten für Landwirthe“, Jahrg. 1822 I. Bd. 3. Stck., auch J. F. M., Grundsätze zur Verfertigung u. Beurtheilung richtiger Pachtanschläge, Hannover 1809, und Privatmittheilungen vom Kammer-Commissär J. Kirchner in Wandsbeck. Leisewitz.

Meyer: Joh. Rudolf M., in Aarau; geb. 25. Februar 1739, † 11. September 1813; — einer der edelsten, um seine Heimath verdientesten Männer der Schweiz. — M., der einzige Sohn eines unbemittelten Handwerkers in Aarau, erhielt durch Gunst einer väterlichen Verwandten von einigem Vermögen Gelegenheit, nach Besuch der damals dürftigen städtischen Schule sich durch Privatunterricht und einen Aufenthalt in Lausanne etwas weiter zu bilden, und stand einem Bruder seiner Gönnerin, Flachmaler von Beruf, in Arbeiten bei, als ein unerwartetes Anerbieten dem fünfzehnjährigen Jüngling die Bahn eines andern Berufes öffnete und über seine Zukunft entschied. Ein angesehener Mann, in dessen Hause er arbeitete, Hauptmann Rothpletz in Aarau, fand Wohlgefallen an Meyer's Gewandtheit und machte ihm den dankbar angenommenen Vorschlag, als Lehrling in sein Geschäft der Seidenbandfabrikation einzutreten. M. widmete sich dieser neuen Aufgabe mit der ihm eigenen Emsigkeit, Einsicht und Gewissenhaftigkeit mit so gutem Erfolge, daß er seinem Lehrherrn bald unentbehrlich und nach Verkauf des Geschäftes an die Herren Bütler in Schafisheim, einem Dorfe unweit Lenzburg, die rechte Hand dieser neuen Prinzipale wurde, die Arbeiten und den Handel der Fabrik leitete und auch kleine Reisen für dieselben machte. Eines Tages in diesen Geschäften in Basel, kaufte er sich daselbst graues Tuch zu einem Kleide, nahm auf Zureden des Verkäufers einige Stücke desselben Zeuges mit, um sie in Aarau mit Vortheil abzusetzen, und der Versuch gelang so glücklich, daß M. seine Reisen zu ferneren Einkäufen von Tuchwaaren benutzte, deren Absatz er in Aarau durch seine Schwester besorgen ließ, seine sonntäglichen Besuche in der Stadt zur Controle und Buchführung über diesen Verkehr benutzend. Bald schlug sein Tuchladen die einzige bestehende Concurrenz gänzlich aus dem Felde. Allein während das Gelingen dieses Unternehmens ihn muthig und nach Unabhängigkeit begieriger machte, ohne daß er darüber die Pflichten gegen seine Prinzipale vernachlässigte, begannen diese ihm Unzufriedenheit, ja sogar Mißtrauen zu zeigen, was ihn 1765 bewog, sich den Abschied zu erbitten. Inzwischen empfand er, daß es ihm zu einer selbständigen Laufbahn an Kenntnissen noch vielfach gebreche, die nur eigene Anschau-

ung und Beobachtung der Welt ihm verschaffen könne, und so unternahm er, ermuntert und unterstützt durch seine mütterliche Gönnerin, — den Tuchladen der Schwester überlassend — eine jahrelange Reise, die ihn zuerst in die damals noch wenig betretene Gebirgswelt des Gotthards und Berner Oberlandes, dann aber über den Rhein hinaus nach Frankfurt, Hamburg, Potsdam, Berlin, an die preußische Meeresküste, die Grenzen von Polen und durch Deutschland wieder in die Heimath zurückführte. Tief ergriffen von der Größe der Alpenwelt, an der fortan sein Herz hing, bereichert mit den mannigfaltigsten Kenntnissen und nicht ohne manche werthvolle Handelsverbindung für die Zukunft angeknüpft zu haben, kehrte er von der langen, meist zu Fuße vollführten Wanderung heim. Nun begann er, sich seinem auserkorenen Geschäfte der Seidenbandfabrikation mit unausgesetztem Fleiße zu widmen, und wußte sie so zu vervollkommnen und zu erweitern, daß sein Handel in wenigen Jahren weit über die Schweiz hinaus nach Italien, Deutschland, Spanien, Polen, Rußland, Ostindien und Amerika reichte. Er kaufte das Geschäft seiner frühern Prinzipale an, die Spinnstühle, die er im Aargau und in Baselland in zunehmender Zahl errichtete, förderten den Wohlstand dieser Gegenden und sein eigenes Vermögen mehrte sich so, daß er bald mit Recht zu den reichsten Bürgern des Landes zählte. Dieser glänzende Aufschwung seiner Glücksumstände veränderte aber weder die Bescheidenheit seiner Denkart, noch die Einfachheit seiner Sitten und seines jetzt begründeten Hausstandes. Von seinem Reichthum „einem Darlehen Gottes, zum Wohle Anderer zu verwalten", machte er mit Großherzigkeit theils zu Gunsten zahlreicher Hülfsbedürftiger, theils zu gemeinnützigen Zwecken den edelsten Gebrauch. Er versorgte Aarau, wo man Mangel an gutem Trinkwasser litt, mit Brunnen (1788). Rebgelände, welches ihm zufiel, gab ihm Veranlassung, nicht nur den eigenen Weinberg zu veredeln, sondern durch Rath und That eine erfolgreiche Verbesserung des Weinbaues in der ganzen Umgegend zu befördern. Seine Liebe zur heimathlichen Gebirgswelt gab ihm 1785 den Gedanken ein, auf seine Kosten ein Relief der Schweiz — ähnlich demjenigen, das General Pfyffer in Luzern von einem Theile derselben erstellt hatte, — auf Grundlage genauer Messungen anfertigen zu lassen und Vervielfältigung desselben auf mechanischem Wege anzustreben. Er nahm für dies Unternehmen den Topographen J. H. Weiß aus Straßburg, einen geschickten Zeichner, in Dienst; fand aber erst 1787 bei einer Besteigung des Titlis in einem seiner Führer, dem Zimmermann Joachim Eugen Müller von Engelberg, ganz unerwartet, den durch Gebirgskenntniß, praktisches Geschick und Ausdauer geeignetsten und thätigsten eigentlichen Bearbeiter der Aufgabe, die er im Auge hatte. Unter Meyer's steter Fürsorge kamen nun durch diesen von ihm angestellten wackern Mann zuerst, 1789, zwei locale Reliefs zu Stande, von denen das größere das Berner Oberland, das andere auch noch einen Theil des Wallis umfaßte; bis 1797 aber war das projectirte umfassendere Relief erstellt, welches auf einer Tafel von etwa 15' Länge und 5' Breite das ganze Gebirgsland vom Genfer- bis zum Bodensee — gegen 900 Quadratstunden Landes, ungefähr die Hälfte der Schweiz — im horizontalen Maßstabe von 1:60 000 darstellte. Von den beiden ersten Reliefs wurde das größere (5' 5" auf 3' 9", im Maßstabe von 1:40 000) von M. an die Regierung von Bern geschenkt, und die von ihm beabsichtigte Vervielfältigung des kleinern (4' auf 2½' im Maßstabe von 1:120 000), welche dann freilich an der Schwierigkeit der Ausführung scheiterte, von der Regierung bewilligt. Beide Werke befinden sich jetzt in Bern. Das schweizerische Relief, lange Zeit in Aarau aufgestellt und von vielen Besuchern bewundert, mußte M. im J. 1803 gegen seinen Willen an den mächtigen Nachbar und Mediator der Schweiz, Frankreichs Ersten Consul Bonaparte

käuflich (und zwar um einen Spottpreis) abtreten. Mittlerweile hatte dasselbe als Hauptgrundlage zu einem zweiten großen Werke gedient, das Meyer's gemeinnütziger Sinn schuf: zu dem schweizerischen Atlas in 16 Blättern und der Generalkarte der Schweiz, die auf Meyer's Kosten, gezeichnet von Weiß und gestochen von Eichler, Guérin und Scheuermann, in den Jahren 1796—1802 erschien. Weiß, dessen Namen die Karten tragen, verschwieg dabei freilich, daß das Beste des Werkes (die Blätter 4, 7, 8, 10, 11 und 14) auf Müller's Relief beruhen, während das übrige von ihm selbst Herrührende flüchtig und ohne Benutzung guter vorhandener Hülfsmittel angefertigt war; was eine für M. unangenehme Kritik seines verdienstlichen Unternehmens hervorrief. Zudem hatte Weiß Arbeiten, die auf Meyer's Kosten entstanden waren, unberechtigter Weise dazu benutzt, auf eigene Faust schon im J. 1798 eine „Carte hydrographique de la Suisse“ herauszugeben. Indessen blieb der Atlas auf Jahrzehnte die beste topographische Darstellung der Schweiz, die Grundlage, auf welcher Spätere fortbauten; auf immer ein ehrenvolles Denkmal von Meyer's Opferfreudigkeit. Dem Bilde des Landes suchte M. auch ein möglichst getreues äußeres Bild seiner Bewohner beizufügen. Zu diesem Ende ließ er in den Jahren 1793—1795 die Schweiz durch den Maler Joseph Reinhard von Horw Cts Luzern (geb. 1749; † 1824) bereisen und die damals noch zahlreichen Volkstrachten für jede besondere Gegend in einer großen Zahl von Oelgemälden darstellen, welche zugleich Bildnisse zum Theil bekannter Persönlichkeiten, wie z. B. des Toggenburgers Ulrich Brägger (Bd. III, 232) sind. Die charakteristische Sammlung ist jetzt Eigenthum des Kunstmuseums in Bern. Zu einem spätern segensreichen Unternehmen gab M. die Anregung, indem er als Präsident der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach 1792 auf die Verwüstungen des Linththales zwischen Glarus und dem Zürichsee durch den ungeregelten Flußlauf und die traurigen Folgen der Versumpfung dieses Landstriches nachdrücklich hinwies und 1793, unter feuriger Schilderung der zu erwartenden wohlthätigen Wirkungen, wieder auf den Gedanken einer Correction der Linth, mit Vorlegung eines freilich ungenügenden Vorschlages dafür, zurückkam. Hans Konrad Escher von der Linth (Bd. VI, 365) faßte unter dem Eindrucke von Meyer's Worten und einer unmittelbar darauf folgenden Besichtigung der Linthgegenden durch Mitglieder der Gesellschaft den bleibenden Vorsatz zu seinem großen Lebenswerke. Bei solcher Wirksamkeit konnte sich M. auch der Aufforderung zur Theilnahme an den öffentlichen Geschäften in amtlicher Stellung nicht entziehen. Schon 1788 ließ er sich durch die Bitten seiner Mitbürger bewegen, in die größere Stadtbehörde von Aarau einzutreten, war 1790 Mitglied eines Bürgerausschusses für Untersuchung der städtischen Rechte betreffend freien Wein- und Fruchtverkehr und betheiligte sich 1792 an dem freilich vergeblichen Versuche einer großen Anzahl von Bürgern von Aarau, von der Regierung von Bern, welcher die Stadt unterworfen war, ein größeres Maß selbstständiger Verwaltungsrechte für letztere bittweise zu erlangen. Die Entschiedenheit, womit er in diesen Bestrebungen auftrat, ließ ihn aber auch den Anhängern der Regierung und der hergebrachten Zustände verdächtig erscheinen, als unter dem Einflusse der Revolutionsereignisse in Frankreich neue Anschauungen und Wünsche mehr und mehr auch in der Schweiz, insbesondere in den Municipalstädten und größern industriellen Ortschaften auf dem Lande erwachten. M. sah sich sogar gezwungen, als der sich vorbereitende Angriff Frankreichs auf die Schweiz im Frühjahr 1798 militärische Anstalten Berns und eine Besetzung von Aarau durch Truppen der Regierung und das ihr im Gegensatz zu den Städten anhängende Landvolk hervorrief, mit den Seinigen aus Aarau zu entfliehen und für mehrere Wochen auswärts Zuflucht zu suchen. Nach Berns Fall und der Errichtung

der helvetischen Republik heimgekehrt, wurde er hingegen von seinen Mitbürgern zum Mitgliede des Helvetischen Senates ernannt, welchem er zwei Jahre lang angehörte. Er schloß sich in der Behörde den gemäßigtern Einheitsfreunden (Unitariern) an, deren Ideen er theilte, in Hauptfragen muthig, wie Escher von der Linth u. A. revolutionäre Excesse bekämpfend, und theilte die Schicksale seiner Parteigruppe. Als indessen der regierende Vollziehungsausschuß, der an Stelle des helvetischen Directoriums getreten war, am 7. August 1800 unter Connivenz der Häupter der Unitarier zu einer gewaltsamen Auflösung des Senates und des großen Rathes schritt, welche sich gleichzeitig gegen die revolutionären Elemente und die altgesinnte Partei der Föderalisten richtete, trat M. nachdem er an der Spitze eines Rumpfes des Senates gegen diesen Staatsstreich protestirt hatte, mit der Empfindung wohlthuender Erlösung aus einer seinem Wesen widerstrebenden Atmosphäre in den Privatstand zurück. Dritthalb Jahre später ließ er sich von seinen Mitbürgern zwar bewegen, zu der von Bonaparte nach Paris berufenen schweizerischen Consulta zu gehen, konnte sich aber — dort angekommen — nicht entschließen, vor dem Gewalthaber zu erscheinen und als Werk aus fremder Hand die Verfassung anzunehmen, wodurch der Mediator der Schweiz innern Frieden wiedergab. Noch vor der ersten Audienz der schweizerischen Deputirten beim Ersten Consul kehrte M. nach Aarau heim. Sein Sinnen und Hoffen galt jetzt einzig der bessern Zukunft heranwachsender Geschlechter. Bereits hatte er ein Unternehmen begründet, das aus diesem Gedanken hervorging: die Cantonsschule in Aarau. Angeregt durch M. und den Vorgang der reichen jährlichen Beisteuer, zu welcher er sich verpflichtete, war ein Verein gemeinnützig denkender Männer in Aarau zusammengetreten, um aus eigenen Mitteln diese Lehranstalt zu errichten, die Unterricht in den Gymnasialfächern und in den Naturwissenschaften umfassen sollte, und — später vom Staate übernommen — die eigentliche Bildungsstätte für die aargauische Jugend und viele Schüler aus den benachbarten Cantonen wurde. Am 6. Januar 1802 eröffnete M. die neue Anstalt mit einer Rede, die das schönste Zeugniß der Gesinnungen bildet, die ihn beseelten. Seinem Hause wiedergegeben, lebte M. wie ehemals, der stillen Wirksamkeit für die Seinen, für seine Vaterstadt, für Hülfsbedürftige nah und fern; setzte aber auch mancherlei Bestrebungen früherer Zeiten fort. Auf Einladung der schweizerischen Regierung besorgte er z. B. 1803, einem geäußerten Wunsche des Kaisers Franz II. von Oesterreich zu entsprechen, die Anfertigung eines Modells der Habsburg durch Hans Georg Rust von Solothurn, den M. schon in frühern Jahren, wie auch einen Bruder Rust's, mit Reliefarbeiten beschäftigt hatte. Durch dieselben Männer ließ M. nun aber auch ein Relief der Umgebungen der Habsburg und durch den Landschaftenmaler J. Caspar Rahn von Zürich (geb. 1796, † 1840) eine Rundsicht von der Habsburg aus in vier Oelgemälden anfertigen und widmete diese Werke dem Kaiser. Die letzten Lebensjahre Meyer's wurden durch erschwerte Geschäftslast und mancherlei kränkende Erfahrungen getrübt, die indessen seinen Muth nicht zu beugen und ihn in seiner Liebe für den Nächsten, insbesondere zur Kinderwelt, und in seiner innern Heiterkeit und Ergebung nicht zu irren vermochten. Nach kurzer Krankheit entschlief er. In einem von ihm für Lustwandelnde angelegten schattigen Baumgange am Saume eines Waldes auf aussichtsreicher Höhe über Aarau, steht das von der Stadt „ihrem hochverdienten gemeinnützigen Mitbürger, V a t e r Johann Rudolf Meyer“ gewidmete Denkmal, in seiner Einfachheit dem schlichten Sinne des Verstorbenen entsprechend.

E. A. Evers, Vater Johann Rudolf Meyer. Aarau 1815. — Rud. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz II, 231. Zürich 1815 und (besonders aufschlußreich): Geschichte der Vermessungen in der Schweiz.

S. 123 ff. 4° Zürich 1879. — Em. Zschokke, Vater J. R. Meyer in den Schweiz. Illustr. Jugendblättern, Aarau 1840. (Mit Bildniß).

G. v. Wyß.

Meyer: Hans Heinrich M., Maler und Kunsthistoriker, geb. in Zürich am 16. März 1760, † in Jena den 11. Oct. 1832. Schon 1764 zog seine Mutter, nachdem der Vater in spanische Dienste getreten war, nach Stäfa, wo der Knabe seine Jugendzeit verlebte. Früh entwickelte sich in ihm der Sinn für Natur und Kunst. Die erste Anleitung erhielt M. in den Jahren 1776 und 1777 von dem älteren Kölla; nach dessen Tode, 1778, kam er zu Joh. Kaspar Füßli nach Zürich. Bei Letzterem, der ein Freund Winckelmann's war, spannen sich bereits die Fäden seiner Zukunft, und hier nahm er die Keime in sich auf, die später, in der Reife, ihn befähigten, neben Goethe den Kampf gegen die Romantiker zu bestehen. 1781 kehrte der angehende Künstler nach Stäfa zurück, woselbst er bis zu seiner Abreise nach Italien blieb. Es war im Mai 1784, als M. mit dem jüngeren Kölla zusammen sich auf die Wanderschaft begab. Rom sollte sein Schicksal entscheiden. Er lernte hier im Nov. 1786 Wolfgang Goethe kennen, der in seiner italienischen Reise (vgl. Brief vom 3. Nov.) die erste Begegnung mit M. selbst geschildert hat. Unser Schweizer wußte sich sogleich auf das vortheilhafteste bei dem Dichter einzuführen, indem er ihm Auskunft gab über den heil. Georg von Pordenone im Quirinal. Schnell wurde der Verkehr der beiden Männer ein äußerst reger. Goethe hatte große Freude an den gediegenen kunstgeschichtlichen Kenntnissen Meyer's, sowie an seinen Copien antiker Büsten und italienischer Bilder, in einem Schreiben vom 16. Juni 1787 spricht er z. B. von einer Grablegung des Daniele da Volterra, die der Künstler copirte. Am 5. Juli meldet er dann: „Moritz, einige Landsleute im Hause, ein wackerer Schweizer sind mein gewöhnlicher Umgang.“ Goethe war sich eben sofort darüber klar geworden, daß der jüngere Genosse ihm in seinen Studien fördernd an die Hand gehen könnte (s. seinen Bericht vom Oct. 1787). M. lebte in Rom sehr zurückgezogen, auf dem von Winckelmann und Mengs eröffneten Pfad ruhig fortschreitend, fleißig Materialien sammelnd, und bei allen seinen Unternehmungen streng gegen sich selbst. Bereits damals muß er sich mit schriftstellerischen Ideen getragen haben, wie aus einem kurzen Aufsatz „Ueber die Betrachtung der Kunstwerke bei Fackelbeleuchtung“, den Goethe in seinen Nov.-Bericht von 1787 aufgenommen hat, deutlich hervorgeht. Man muß den Dichter selbst hören, um zu begreifen, daß es ihm nach seiner Rückkehr nach Deutschland (1788) Herzenssache war, Karl August zu bewegen, den Schweizer Freund möglichst bald nach Weimar zu berufen. Am 25. Dec. 1787 schreibt er: „Wie viel ich in der wahren, unterscheidenden Erkenntniß einem stillen, einsam fleißigen Schweizer, Namens Meyer, schuldig bin, kann ich nicht sagen. Er hat mir zuerst die Augen über das Detail, über die Eigenschaften der einzelnen Formen aufgeschlossen, hat mich in das eigentliche Machen initiirt. Er ist in wenigem genügsam und bescheiden. Er genießt die Kunstwerke eigentlich mehr als die großen Besitzer, die sie nicht verstehen, mehr als andere Künstler, die zu ängstlich von der Nachahmungsbegierde des Unerreichbaren getrieben werden. Er hat eine himmlische Klarheit der Begriffe und eine englische Güte des Herzens. Er spricht niemals mit mir, ohne daß ich alles aufschreiben möchte, was er sagt; so bestimmt, richtig, die einzige wahre Linie beschreibend sind seine Worte. Sein Unterricht giebt mir, was mir kein Mensch geben konnte, und seine Entfernung wird mir unersetzlich bleiben. In seiner Nähe, in einer Reihe von Zeit, hoffe ich noch auf einen Grad im Zeichnen zu kommen, den ich mir jetzt selbst kaum denken darf. Alles, was ich in Deutschland lernte, vornahm, dachte, verhält sich zu seiner Leitung wie Baumrinde zum Kern der Frucht.“

Am 14. März des folgenden Jahres meldet Goethe, daß drei, vier Künstler täglich auf sein Zimmer kommen, deren Rath und Anerkennung er nutze, unter welchen jedoch, genau besehen, Heinrich Meyer's Rath und Nachhülfe ihn am meisten fördere. „Wenn mit diesem Winde", setzt er hinzu, „auf diesem Elemente ein Schiff nicht von der Stelle käme, so müßte es keine Segel oder einen wahnsinnigen Steuermann haben." Man sieht, M. war in künstlerischen Fragen das Orakel für Goethe. Wenn es gilt, über ein Bild von Raphael Mengs, z. B. über dessen Portrait Clemens XIII. ein Urtheil abzugeben, so thut er dies mit den Worten des Freundes (vgl. Febr.-Bericht 1788), angesichts der Gypsabgüsse in der Villa Medici fühlt er sich nur in seiner Gegenwart glücklich (Brief vom 11. April), und wo es sich um den Ankauf einer antiken Statue handelt (cf. den Aprilbericht 1788), da machen die beiden Männer in freudiger Aufwallung gemeinschaftliche Sache.

M. mochte nach Goethe's Abreise sich recht vereinsamt fühlen, verdankte er demselben doch eine Summe von Kenntnissen auf bisher ihm völlig verschlossenen Gebieten! Ueberdies hatte das Verhältniß eine Menge neuer Beziehungen zur Folge, die später für den Künstler von großem Nutzen wurden, so lernte er schon 1788, während eines gemeinsamen Aufenthaltes in Neapel, Herder und die Herzogin Amalie kennen. Herder nennt ihn in einem Briefe vom 27. Febr. 1789 einen vortrefflichen Menschen, an Sinn und tiefem Verstand. 1789 war auch das Jahr der Berufung Meyer's. Wie ausgemacht wurde, sollte er nicht sofort, sondern erst nach Ablauf zweier Jahre nach Weimar kommen. Bis dahin durfte er in Rom ungestört seinen Interessen leben und erhielt alle drei Monate einen Geldzuschuß von 25 Scudi. Da er jedoch im Herbst ernstlich erkrankte, sah er sich genöthigt, vor der Zeit die Rückreise anzutreten und ging zunächst über Perugia, Florenz, Bologna nach Venedig, wo er im Frühling 1790 mit Goethe, der um seine Gesundheit ernstlich besorgt war, wieder zusammentraf. Von dort kehrte er in die Schweiz, d. h. nach Stäfa zurück. Im Herbst 1791 trat M. endlich seine neue Stellung in Weimar an. Am Schluß der „Campagne in Frankreich" schreibt Goethe (Dec. 1792 — April 1793): „Unser stiller häuslicher Kreis war nun um so reicher und froher abgeschlossen, indem Heinrich Meyer, zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter, zu den Unsrigen gehörte und an allem Belehrenden, so wie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm." In erster Linie beziehen sich diese Worte wohl auf die kunstwissenschaftliche Publicistik des Dichters. Jetzt wurde jene Gesellschaft von Weimarischen Kunstfreunden gebildet, welche unter der Chiffre W. K. F. in der Musenstadt eine so hervorragende Rolle spielte. M. wurde unter der Leitung seines Meisters bald ein gewiegter Schriftsteller, eine große Anzahl der kritischen Artikel, und nicht die unbedeutendsten, sowohl in den „Horen" als in den „Propyläen", in der „Allg. Literaturztg.", in „Kunst und Alterthum" und in Böttiger's „Amalthea" rühren von ihm her. Mit Karl Böttiger zusammen gab er sogar 1794 eine eigene Schrift heraus „über den Raub der Cassandra auf einem alten Gefäße". Von Meyer's Beiträgen zu Schiller's Horen seien die 1795 erschienenen „Ideen zu einer künftigen Geschichte der Kunst" erwähnt. Gewiß mag die schriftstellerische Thätigkeit des Freundes Goethe sehr am Herzen gelegen haben, sie füllte aber bei weitem nicht seine ganze Zeit aus. M. war ja hauptsächlich nach Weimar berufen worden, um an dem von Karl August gegründeten freien Kunstinstitut, zunächst als Professor, und später, seit 1807, mit dem Titel Hofrath als Director zu wirken. Ihm lag es ob, über die Leistungen der Zeichenakademie Bericht zu erstatten und für Kunstanschaffungen zu sorgen. Seine Bedeutung als Lehrer darf nicht unterschätzt werden. Zwar ist aus seiner Schule, wenn man von Preller absieht, kein Künstler ersten Ranges hervor-

gegangen, M. war eben mehr Theoretiker als Praktiker, an fruchtbringender Anregung jedoch hat er es gewiß nie fehlen lassen. Ueberdies sind seine organisatorischen Leistungen für die Anstalt, mit der er so innig verwachsen war, von bleibendem Werthe gewesen. Sehr günstig war es für den Künstler, daß er von Zeit zu Zeit Urlaub nehmen konnte, um auf Reisen den Horizont seiner Kenntnisse zu erweitern; vom Frühling bis zum Herbst 1794 hielt er sich z. B. in Dresden auf, behuf Studiums der Meisterwerke der Gallerie. Da Goethe im August nachkam, so war auch hier ein directer Gedankenaustausch möglich. Eine längere Abwesenheit von Weimar fällt in die zweite Hälfte der neunziger Jahre. Am 2. Oct. 1795 trieb es M. wieder nach Italien, diesmal ohne Goethe, mit dessen Briefen er sich begnügen mußte. Zuerst wurden in Rom und Neapel die unterbrochenen Studien wieder aufgenommen, dann in Florenz neue Materialien gesammelt, die später dem Dichter bei seinem „Benvenuto Cellini“ und bei der „Farbenlehre“ zu Gute kamen. Im Juli 1797 kehrte M. in die Schweiz zurück, wo mit Goethe in Stäfa ein Rendezvous verabredet war. Welch schönes Zeugniß für das innige Verhältniß, in dem die beiden Männer zu einander standen, legen nicht die Briefe ab, welche Goethe kurze Zeit vor seiner Abreise an M. nach Florenz und Stäfa geschrieben (vgl. Schweizerreise. 1797). Im August befand sich Goethe bereits in Frankfurt, von wo aus er nach Hause meldet: „Ich will hernach unsern guten Meyer, der am Züricher See angekommen ist, aufsuchen und, ehe ich meinen Rückweg antrete, noch irgend eine kleine Tour mit ihm machen. Er ist eine reine und treu fortschreitende Natur, unschätzbar in jedem Sinne. Ich will nur eilen, ihn wieder persönlich habhaft zu werden, und ihn dann nicht wieder von mir lassen“ (Briefe aus Frankfurt vom 9. und 15. Aug.). Am 31. August berichtet der Dichter aus Stuttgart, daß M. ihm „Ueberlegungen“ angekündigt habe über die Mißgriffe der Bildhauer in der Wahl ihrer Gegenstände, den 14. Sept. schreibt er von Tübingen aus an Schiller: „Meyer ist sehr wohl und erwartet mich mit Verlangen; es läßt sich gar nicht berechnen, was beiden unsere Zusammenkunft sein und werden kann“, und noch im gleichen Monat hat er seinen Freund wieder. Nun findet ein idyllisches Zusammenleben in Zürich (s. Brief vom 20. Sept.) und Stäfa statt. Die trüben Tage werden dazu benutzt, die mitgebrachten Kunstwerke zu beschauen und Gedanken auszutauschen, die sonnigen zu Ausflügen in die Umgebung (Mitth. vom 22., 24. und 25. Sept.). Trotz der bereits vorgeschrittenen Jahreszeit sollte auch die projectirte Gebirgsreise, deren Ziel der Gotthard war, noch zur Ausführung kommen; „etwa übermorgen denke ich mit Prof. Meyer die Reise anzutreten“, schreibt Goethe am 25. Sept. dem Geheimrath Voigt. Am 28. Sept. sind die Freunde unterwegs, am 8. Oct. schon wieder in Stäfa. Jetzt wird zur Abreise gerüstet. Am 14. Oct. gewährt Goethe Schillern einen Einblick in die gewonnenen Resultate und äußert „am meisten wird mich's freuen, wenn Sie Meyer's Beschreibungen und Beurtheilungen so vieler Kunstwerke hören und lesen“, und Mitte Nov. langten die Freunde glücklich wieder in Weimar an (s. Annalen oder Tag- und Jahreshefte zu 1797).

Die letzte Periode in Meyer's Leben, d. h. die Zeit von 1798 bis zu seinem Tode, ist entschieden die fruchtbarste gewesen. In jenen Jahren entstanden seine monumentalen Arbeiten im Weimarer Schloß: Die Erziehung der Diana in vier Rundbildern, und in zwei Friesen eine Anzahl bacchischer Gestalten und hundert Kinderfiguren, das menschliche Leben von der Wiege bis zum Grabe darstellend. Die Zeichnung zu dem letzteren besitzt nebst anderen Werken die Künstlergesellschaft in Zürich, deren Ehrenmitglied M. seit 1819 war. Weit mehr Nutzen brachten jedoch die schriftstellerischen Arbeiten Meyer's. Sofort nach seiner Rückkehr griff er zur Feder. Schon von Zürich aus (den 25. Oct.

1797) hatte Goethe Böttiger geschrieben: „Unsere Absicht ist, ein paar allgemein lesbare Octavbände zusammenzustellen und im dritten dasjenige als Noten und Beilagen nachzubringen, was vielleicht nur ein specielleres Interesse erregen könnte.“ Er spielt hier auf die Propyläen an, von denen in der That drei Bände erschienen; 1798 waren die beiden Männer mit der Herausgabe des ersten Stückes beschäftigt. Da Goethe ein durchaus einheitliches Ganzes im Auge hatte, so wurden die einzelnen Artikel ohne Namensunterschrift gedruckt, es ist folglich indiscret, nach den Urhebern derselben zu forschen. Man hat diese periodische Publicistik für das zu nehmen, was sie ist, als den Gesammtausdruck des Urtheils der Weimarischen Kunstfreunde. Von einzeln herausgegebenen Werken Meyer's seien genannt die Schrift „über die Altargemälde des Lucas Cranach in der Stadtkirche zu Weimar“ (Fol. Weimar 1813) und seine „Geschichte der bildenden Künste bei den Griechen“ (3 Theile in Fol. mit Abbildg. Dresden 1824, 1825 u. 1836). 1811 war dies Werk, das man als das Hauptwerk des Künstlers betrachten muß, schon weit gefördert. Mit dem größten Interesse berichtet Goethe von Zeit zu Zeit in seinen Annalen über den Fortschritt desselben (cf. die Tag- und Jahreshefte von 1812, 1813 und 1822), und als es endlich fertig vorlag, äußerte er begeistert, vielleicht etwas übertrieben, gegen Eckermann (I. 341): „Meyer hat die Kenntniß der Kunst auf ihren Gipfel gebracht. Seine Kunstgeschichte ist ein ewiges Werk, allein er wäre das nicht geworden, wenn er sich nicht in der Jugend an Winckelmann hinauf gebildet hätte und auf dessen Wege fortgegangen wäre. Abermals beweist das, was ein großer Vorgänger thut und was es heißt, wenn man sich diesen gehörig zu Nutze macht.“ M. ist in der That mit den Ideen Winckelmanns so gründlich vertraut gewesen wie Wenige, war er doch auch dazu berufen, mit Fernow, und nach dessen Tode mit J. Schulze zusammen seine Werke herauszugeben (Dresden 1807—1820. 8 Bde.).

Ueber das äußere Leben Meyer's während der letzten Periode genügen wenige Worte. Zweimal versuchte man, ihn wieder an das Vaterland zu fesseln, 1799, als Stapfer die Idee hatte, eine helvetische Kunstakademie zu gründen, und 1806, beide Male schlug der Versuch jedoch fehl. M. fühlte sich eben zu heimisch in Weimar. 1802 verließ er auch Goethe's Haus und verheirathete sich; in den Annalen des Dichters lesen wir: „Die Nothwendigkeit, sich ununterbrochen mitzutheilen, überwand bald die geringe Entfernung; ein wechselseitiges Einwirken blieb lebendig, so daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward.“ Goethe war bis zuletzt für M. der Mittelpunkt, um den sich all sein Dichten und Trachten drehte. Mit ihm gemeinsam ordnete er die Kunstausstellungen in Weimar an (vgl. Annalen von 1802, 1803), arbeitete er an Winckelmann, Hackert und an der Farbenlehre, und machte er kleine Reisen, wie z. B. nach Cassel, um die Gemälde der Gallerie und des Schlosses zu studiren. Im Jahre 1820 begab er sich für einen Monat nach Berlin (vgl. Annalen zu 1820). „Von den Berlinischen Kunstzuständen“, schreibt Goethe, „ward ich nunmehr auf das Vollständigste unterrichtet.“ 1822 verlor er seine Gattin, und zehn Jahre später den langjährigen, treuen Freund, dem er bewegt die Worte nachrief:

„Mein Stab sank hin, er liegt im Grabe:
Ich wanke nur, bis ich ihn wieder habe.“

Schon kurze Zeit darauf folgte M. Goethe nach. Im Testament vermachte der Künstler 33 000 Thlr. zur Gründung eines Armenetablissements, das zum Andenken an ihn und seine Frau: Meyer- und Amalien-Institut genannt wurde.

S. Neujahrsblatt der Zürcher Künstlergesellschaft von 1852. — Böttiger's Nekrolog im artistischen Notizenblatt. Oct. 1832. Nr. 20. — Füßli's und Nagler's Künstlerlexikon. — Alfons Dürr in Lützow's Zeitschrift für bild. Kunst vom 13. Nov. und 11. Dec. 1884. Jahrg. XX. Heft 2 u. 3. — P. Weizsäcker in der Allgem. Ztg. 1882. Nr. 269. Beil. Carl Brun.

Meyer: Johann Rudolf M., Naturforscher, geb. den 6. März 1791 in Aarau, entstammte einem angesehenen Geschlechte dieser Stadt. Sein Großvater und sein Vater, beide des gleichen Vornamens wie er, waren begüterte Seidenbandfabrikanten, jener (s. o. S. 587) durch großartiges gemeinnütziges Wirken ausgezeichnet und eine Zeitlang helvetischer Senator, dieser neben seiner geschäftlichen Thätigkeit auch wissenschaftlichen Bestrebungen zugewandt und später (August 1811) durch die erste Besteigung der „Jungfrau“ weithin bekannt geworden. Nachdem Rudolf M. den ersten Unterricht in Aarau empfangen hatte, besuchte er seit 1801 mit seinem jüngeren Bruder Gottlieb (1793—1829) die Erziehungsanstalt Heinrich Pestalozzi's in Burgdorf. In der Nähe dieses Ortes entgingen beide Knaben am 30. December dieses Jahres nur durch einen fast wunderbaren Zufall der Gefahr des Ertrinkens. In den Jahren 1806—1809 befand sich M. auf der Kantonsschule in Aarau, wo ihn die Lehrstunden des Rektors E. A. Evers und des Professors L. Thilo vornehmlich anzogen. Während ihn der Erstere für die deutsche Litteratur gewann und auf seine stilistischen Arbeiten bildend einwirkte, erfüllte ihn der Letztere mit warmer Neigung für die Naturwissenschaften. Diesen widmete er sich auch hauptsächlich vom Herbst 1809 bis zum Frühling 1813 auf der Universität Tübingen, obgleich er daneben noch den eigentlich medicinischen Studien oblag. Kielmeyer, Autenrieth, Gmelin u. A. waren hier seine Lehrer; mancherlei Anregung empfing er daneben noch durch seine Aarauer Schulgenossen, den nachmaligen Paraguayreisenden Joh. Rudolf Rengger (s. d.) und den späteren Apotheker Ferd. Wydler, der sich als Mitherausgeber von Rengger's „Reise nach Paraguay“ (Aarau 1835) und durch das reichhaltige Buch: „Leben und Briefwechsel von Albrecht Rengger, Minister des Innern der helvetischen Republik“ (2 Bde., Zürich 1847) einen geachteten Namen erworben hat. Als M. in den Sommerferien 1812 seine Heimat besuchte, unternahm er mit seinem Vater, seinem Oheim Hieronymus M. und seinem Bruder Gottlieb eine Forschungsreise in die höchsten Berneralpen. Es gelang ihm am 16. August, den Hauptgipfel des Finsteraarhornes zu erklimmen, während sein Bruder, dem Vorgange seines Vaters folgend, am 6. September die Jungfrau zum zweiten Male erstieg. Die Beschreibung dieser Reise hat Heinrich Zschokke nach den Aufzeichnungen Rudolf und Gottlieb Meyer's zuerst in seinen „Miszellen für die Neueste Weltkunde“ (7. Jahrg., 1813, Nr. 53—57) und bald nachher in einem besonderen Abdrucke herausgegeben, freilich nicht ohne bedeutende Aenderungen in der Darstellung der Verfasser. Der ursprüngliche Text ist erst in den „Alpenrosen auf das Jahr 1852“ (S. X—XXXVII) von A. E. Fröhlich aus der Handschrift mitgetheilt worden. Nach dieser Alpenreise setzte M. seine Studien in Tübingen fort, wo er im April 1813 mit seiner „Dissertatio inauguralis sistens examen mineralogico-chemicum strontianitarum in monte Jura juxta Aroviam obviarum“ als Doctor der Medicin promovirte. Wissenschaftliche Zwecke führten ihn sodann in die böhmischen Gebirge und nach Freiberg in Sachsen, wo er den Privatunterricht des berühmten Mineralogen Werner genoß. In Berlin, wohin er sich von da wendete, besuchte er die Vorlesungen an der Hochschule und verkehrte mit hervorragenden Vertretern seines Faches. In sein Vaterland zurückgekehrt, trat er eine Zeit lang in das schweizerische Heer ein und wohnte als Offizier der Belagerung von Hüningen bei. Hierauf anfangs in Aarau, später (seit 1817) in Constanz lebend, beschäftigte er sich angelegentlich mit seiner Wissenschaft und veröffentlichte sein erstes größeres Werk: „Die Geister der Natur“ (1820), nachdem er bereits, fast gleichzeitig mit seiner Dissertation, eine „Geschichtliche Darstellung des Olymps bis zur Gründung der Religion Jesu. Nach Virgil's Aeneide“ (2 Theile, 1813) ohne seinen Namen hatte erscheinen lassen. In der erstgenannten Schrift, welche den „Ansichten der

Natur" von Alex. v. Humboldt die Anregung verdankt, war seine Absicht nach dem Vorworte: „Ueberblick der Natur im Großen, Beweis von dem Zusammenwirken der Kräfte, Erneuerung des Genusses, den die unmittelbare Ansicht dem fühlenden Menschen gewährt." Wenn Humboldt sagt, daß „die ästhetische Behandlung naturhistorischer Gegenstände große Schwierigkeiten in der Composition biete; daß der Reichthum der Natur Anhäufung einzelner Bilder veranlasse, und daß der Stil leicht in eine dichterische Prosa ausarte", so hat M. diese Worte wol beherzigt und sich bemüht die angedeuteten Klippen zu vermeiden, wenn es ihm auch nicht immer gelungen ist, sich vor der „dichterischen Prosa" zu hüten. Da diese Art der Behandlung ihn besonders anzog, so bearbeitete er neun Jahre später denselben Gegenstand unter dem gleichen Titel noch einmal ausführlicher und mit Hinzufügung wissenschaftlicher Erläuterungen (1829). Er verbreitet sich hier in vier Abschnitten über das Weltall mit seinen unsichtbar waltenden Kräften, über die jetzige Gestalt der Erde, die Tages- und Jahreszeiten und die unterirdische Welt (Vulkane und Heilquellen) sammt den Erscheinungen des Meeres und der Luft. — Unterdessen war im J. 1821 die Professur der Naturwissenschaften an der Aarauer Kantonsschule durch den Abgang des nach Frankfurt a. M. berufenen L. Thilo erledigt worden. M. wurde sein Nachfolger. Er lehrte an der Anstalt in reichlich zugetheilten Stunden nicht weniger als sechs naturwissenschaftliche Fächer, fand aber daneben doch noch Zeit zu litterarischen Arbeiten. Ein zweiter Theil der „Geister der Natur" gelangte freilich wegen seines frühen Todes nicht zu Ende, wenn auch mehrere Abschnitte daraus unter dem Titel „Naturzeichnungen" in den „Alpenrosen auf das Jahr 1833" Aufnahme fanden; ebenso wenig vollendete er ein angefangenes Werk über die Infusorien, mit welchem er sich um einen von der Naturforschenden Gesellschaft zu Harlem ausgesetzten Preis bewerben wollte, desgleichen ein Lehrbuch der Mineralogie und ein naturgeschichtliches Lesebuch. Dagegen erschienen 1833 die „Charakteristischen Thierzeichnungen zur unterhaltenden Belehrung für Jung und Alt", von denen eine Anzahl bereits in den „Alpenrosen auf die Jahre 1831 und 1832" gestanden hatte. Es sind im Ganzen 50 Nummern, darunter 6 mundartliche, lauter lebendig und anschaulich gezeichnete Bilder, die sich überdies durch geschmackvolle Darstellung auszeichnen. Besonders für die Jugend sind diese Zeichnungen anziehend und werthvoll, und nicht mit Unrecht sind einige derselben in die deutschen Lesebücher übergegangen. — Es kann nach dem vorher Gesagten nicht auffallen, daß M. sich auch in eigentlich poetischen Darstellungen versucht hat. Er verfaßte „Trinklieder" (Alpenrosen 1831) und Erzählungen, so „Der Geist des Gebirges" (ebenda), „Der Heimathlose", „Die Erscheinungen in der Balmfeste" (beide in den Alpenrosen 1832), „Die Ahnherren im Roththal" (Alpenrosen 1833) und „Fridolin, ein Märchen" (ebenda 1832). Auch veranlaßte ihn die seinen gemäßigten Grundsätzen nicht zusagende radical-politische Sturm- und Drangzeit des Kantons, welche seit 1830 begann, zu einer scharfen Satire, den „Offenbarungen aus uralten Zeiten" (1831), in denen die Neuerungs- und Aemtersucht der damaligen politischen Streber unter dem Bilde eines Bergwerkes und der darin ausgebrochenen Verwirrung nicht ohne Glück geschildert wird. — Den stillen Gang seines Lebens in Aarau unterbrach nur einmal im Herbst 1824 eine größere Reise nach London und Paris, die übrigens gleichfalls der Erweiterung seiner Kenntnisse dienen mußte; andere Reisepläne erfüllten sich nicht, da er 1831 und 1832 von der Gicht heimgesucht wurde. Im nächsten Jahre verschlimmerte sich sein Zustand, und nachdem er im October noch die Heilquellen zu Baden besucht hatte, endete er gefaßt und bei vollem Bewußtsein am 6. November 1833 in Aarau. Außer seinem Lehramte hatte er 1823 und 1824 noch das Rectorat der Kantonsschule verwaltet; von 1822—1831 war er Mitglied und von da an bis zu seinem Tode Ehrenmitglied des Sanitätsrathes ge-

wesen. Er hatte in dieser Stellung dazu beigetragen, daß man bei den Prüfungen der medicinischen Candidaten strengere Anforderungen stellte, als es bis dahin geschehen war.

Erinnerungen an Prof. Dr. Rudolf Meyer in: Alpenrosen auf das Jahr 1852. Aarau u. Thun (1851), S. I—LVI (Fr. = A. E. Fröhlich). — Goedeke, Grundriß, 3. Bd., 2. Abthl. (1881), S. 983 f. — Vgl. auch: Callisen, Medic. Schriftsteller-Lex., 13. Bd., Kopenhagen 1833, S. 28, u. 29. Bd. (1841), S. 368. — N. Nekr. 1833, S. 961. — Rud. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz, 2. Cyclus, Zürich 1859, S. 232, Anmerk. 2. — J. C. Poggendorff, Biogr.-litt. Handwörterbuch, II, 605.

Schumann.

Meyer: Johann Friedrich v. M., der sogenannte „Bibel-Meyer", geb. 1772 zu Frankfurt a. M., † ebendaselbst 1849. Er nimmt unter den Männern, welche im Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts für die Rückkehr zur biblischen Wahrheit in ihrem Vollgehalte aus der Verflüchtigung, welche sie durch den sogenannten Rationalismus erfahren hatte, in erfolgreicher Weise thätig waren, eine sehr bedeutende Stelle ein. Wenn ihn schon sein Gemüth auf dieses große Ziel hindrängte, so war ihm auch jene gründliche und umfassende geistige Bildung, ohne welche man sich eben diesem Ziele auf keine Weise auch nur anzunähern vermag, im reichsten Maße zu Theil geworden. Er war der Sohn eines angesehenen Handelsmannes in Frankfurt a. M., doch bestimmte ihn der Vater selbst zu einem wissenschaftlichen Berufe. Er sollte sich der Jurisprudenz widmen und bezog zu diesem Ende bereits im 17. Lebensjahre die Universität Göttingen. Seine eigentliche Neigung galt zwar nicht jener Wissenschaft, doch betrieb er dieselbe aus kindlicher Pietät mit solchem Ernste, daß er 1792 mit einer juridischen Abhandlung den akademischen Preis davontrug. Auch in der juridischen Praxis bewährte er sich als Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt und als pfalz-baierischer Appellationsrath in Mannheim dergestalt, daß ihn 1807 der Großherzog von Frankfurt zum Stadtgerichtsrath ernannte. Im J. 1816 trat er hierauf in den Senat, 1821 rückte er auf die Schöffenbank, vier Wochen später wurde er Syndikus, 1837 Gerichtsschultheiß d. i. Präsident des Appellations- und Criminalgerichtes; in dem nämlichen Jahre übernahm er auch als Gesandter die Vertretung der freien Städte beim Bundestag, und dreimal, 1825, 1839 und 1843 hat er das Amt des älteren Bürgermeisters bekleidet. Schon von Jugend an war er indessen mit der innigsten Liebe den alten Classikern zugewendet gewesen, so daß er hierin weit über dasjenige, was ihm die Schule bieten konnte, hinausgegangen war, und er nachmals in Göttingen zu des Philologen Heyne eifrigsten und tüchtigsten Schülern gehörte. Bei alledem waren ihm die schönen Künste nicht fremd geblieben, wie er sich denn von jeher im Zeichnen, Malen und im Harfenspiel übte. Nach Vollendung seiner juridischen und philologischen Studien hatte er sich 1793 noch nach Leipzig begeben, um hier Vorlesungen über Philosophie und Naturwissenschaft zu hören. So war es ihm denn möglich geworden, in den Jahren 1794 und 1795 eine ganze Reihe von Aufsätzen archäologischen, philosophischen und belletristischen Inhalts für Heeren's „Bibliothek" und Wieland's „Merkur" zu liefern; 1794 hatte er überdies einen zweibändigen Roman „Kallias" erscheinen lassen und 1803 sogar die Leitung des Frankfurter Theaters übernommen, in der Hoffnung, die sich ihm freilich nicht erfüllte, die dramatische Kunst in seiner Vaterstadt zu der Höhe ihrer Aufgabe zu erheben und ihr zugleich eine sittliche Wirksamkeit zu sichern. Bis zum Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts war M. in der damals vorherrschenden rationalistischen Denkart befangen gewesen und hatten ihm die biblischen Bücher zumeist nur ein ästhetisches und poetisches Interesse eingeflößt. Der Ernst der damaligen politischen Ereignisse, deren Druck er auch persönlich gar viel-

fach zu empfinden hatte, ließ ihn jedoch fortan in der Bibel auch religiösen Trost suchen, und alsbald wurde sie ihm sein Eins und Alles. Auch hier verleugnete er indessen den wissenschaftlichen Geist nicht, wie er denn, um desto genauer in den Sinn des alten Testamentes einzudringen, in seinem 35. Lebensjahre das Hebräische noch gründlich zu erlernen sich entschloß. In Kurzem erwarb er sich so umfassende exegetische Kenntnisse, daß er schon 1812 seine „Bibeldeutungen" herausgeben konnte, an welchen die damaligen Ausleger der Schrift nichts weiter auszusetzen wußten, als seine gläubige Hingebung an das in der Bibel enthaltene Glaubenssystem. Den Anfechtungen gegenüber, welche er in dieser Beziehung zu erfahren hatte, kam er vermöge seines versöhnlichen, liebevollen Gemüthes alsbald dahin, „das polemische Schwert, wie er selbst sich ausdrückte, einzuziehen und nur im Frieden ein Neues zu bauen". Sein nächster Plan war eine würdige Verdeutschung der Bibel, bei welcher er Luther's Uebersetzung, in der er ein hohes geistliches Kunstwerk erkannte, durchaus zu Grunde legte und sich lediglich darauf beschränkte, die in ihr vorkommenden, von Unkunde der Sprachen herrührenden Fehler zu verbessern. Bereits 1819 erschien dieses sein Bibelwerk, dessen Entstehung er selbst, auf Marheineke's Wunsch, in den „Berliner Nachrichten" vom 3. December 1818 erzählte, worauf ihm dann 1821 die theologische Facultät zu Erlangen in Anerkennung seiner Verdienste um die Schrift die theologische Doctorwürde zuerkannte. Eine zweite Auflage des Werkes erfolgte 1823 ohne die erläuternden Anmerkungen, eine dritte, welcher die Anmerkungen wieder beigegeben waren, veranstaltete 1855, also sechs Jahre nach Meyer's Tode, die Zimmer'sche Buchhandlung in Frankfurt. Bei allem Ernste aber seines geistlichen Strebens entfremdete sich M. keineswegs der sogenannten weltlichen Wissenschaft, wofür wir als redende Zeugnisse die in den Jahren 1806 und 1807 von ihm herausgegebene Uebersetzung der Schriften Cicero's „Von der Natur der Götter", „Von der Weissagung" und „Vom Schicksal", sowie seine Verdeutschung von Xenophon's „Cyropädie" aufführen, welche letztere 1813 in erster, 1823 in zweiter Auflage erschien. Ueberhaupt war er unablässig darauf bedacht, neben seinem immer tieferen Eindringen in die Geheimnisse der Bibel, auch seine Kenntnisse im Reich der Natur und der Geschichte mehr und mehr zu erweitern. Er war eben nicht damit befriedigt, die theologischen Lehren nur an sich selbst ins Auge zu fassen. Das Licht, welches vom göttlichen Wort ausstrahlt, sollte vielmehr allem sonstigen Wissen erst seine wahre Würde verleihen, und wiederum die Bibelwahrheit gerade dadurch, daß sie zu den anderen Erkenntnissen in lebendige Beziehung gesetzt wird, nicht mehr als etwas ganz Besonderes, Fremdes, sondern vielmehr als etwas Naheliegendes und womit man sich gar wohl befreunden könne, erscheinen. Diesem hohen Endziel sollte ganz besonders sein Hauptwerk dienen, „Die Blätter für höhere Wahrheit, aus älteren und neueren Handschriften und seltenen Büchern, mit besonderer Rücksicht auf den Magnetismus", 11 Sammlungen 1819—1832, an welche sich als 12. Band der „Inbegriff der Glaubenslehre" noch anreihte. Im gleichen Sinne sind seine „Hesperiden" vom Jahre 1836 gehalten. Schon 1815 hatte er auch für die erste Ausgabe von Schlosser's „Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung" die Geschichte des Volkes Israel verfaßt. Im Interesse der Freimaurerloge „Karl zur aufgehenden Sonne" in Frankfurt, deren Mitglied er war, gab er 1831 „Das Buch Jezira, die älteste kabbalistische Urkunde der Hebräer" hebräisch und deutsch mit Anmerkungen heraus; ebendahin gehört auch die Schrift „Zur Aegyptologie" vom Jahre 1840. Mit besonderer Vorliebe war er der Eschatologie und der Apokalyptik zugewendet, wie die schon 1810 erschienene Schrift über den „Hades", dann sein „Schlüssel zur Offenbarung Johannis" 1833 und sein letztes Büchlein „Blicke in den Spiegel des prophetischen Wortes" 1847 beweisen. Es existiren auch von M. sehr vor-

zügliche geistliche Lieder und für die „Heidelberger Jahrbücher“ hat er von 1811 bis 1818 eine ganze Reihe höchst schätzbarer Recensionen geliefert. Die Stürme des Jahres 1848 überlebte er nicht lange: am 27. Januar 1849 verschied plötzlich Abends seine Gattin; 13 Stunden später entschlief er selbst. — Der „Neue Nekrolog der Deutschen“ von 1849 enthält nur sehr dürftige Mittheilungen über ihn; bei weitem reichhaltiger ist die „Biographische Einleitung“, welche der 1853 bei J. F. Steinkopf in Stuttgart erschienenen „Auswahl aus den Blättern für höhere Wahrheit“ vorangestellt ist. J. Hamberger.

Meyer: Johann Christian Friedrich M., Forstmann, geb. am 17. Januar 1777 zu Eisenach, † am 2. Februar 1854 zu Ansbach. Er war der Sohn eines fürstlichen Waisenhausinspectors, erwarb sich die Gymnasialmaturität in seiner Geburtsstadt und bezog hierauf die Universität Jena, um Rechts- und Cameralwissenschaft zu studiren. Das Studium der Naturwissenschaften, zumal der Physik, zog ihn aber mehr an, als die Jurisprudenz, weshalb er sich mehr der forstcameralistischen Richtung widmete. Nach Absolvirung der Universitätsstudien übernahm er 1799 eine Lehrerstelle am Cotta'schen Privatforstinstitute zu Zillbach, wo er Vorträge über die heterogensten Gegenstände (Mathematik, Naturgeschichte, zumal Botanik, Forst- und Jagdrecht) zu halten hatte. 1803 promovirte er als Dr. phil. an der Universität Jena und folgte 1804 (oder 1805) einem Rufe Bechstein's nach Dreißigacker, um hier insbesondere Forstdirectionslehre vorzutragen. In diese Lebensperiode fallen seine ersten forstlitterarischen Erzeugnisse. Er schrieb: „System einer auf Theorie und Erfahrung gestützten Lehre über die Einwirkung der Naturkräfte auf die Erziehung, das Wachsthum und die Ernährung der Forstgewächse, insbesondere über die Tragbarkeit und Fruchtbarkeit des Bodens, nebst einer sicheren und gründlichen Anleitung, die Bestand- und Gemengtheile des Bodens anzugeben und die für jeden Boden angemessene Holzart zu bestimmen“ (1806); „Abhandlung über die Waldhut in ökonomischer, forstwirthschaftlicher und politischer Hinsicht“ (1807); „Naturgetreue Darstellung der Entwickelung, Ausbildung und des Wachsthums der Pflanzen und der Bewegung und Functionen ihrer Säfte mit vorzüglicher Rücksicht auf Holzgewächse“ (1808). Diese Schriften, aus welchen eine gute allgemeine und auch naturwissenschaftliche Grundlage, Kenntniß der einschlägigen Litteratur und recht verständige Ansichten (zumal über die Saftbewegung in den Holzarten) hervorleuchten, verschafften ihm solchen Ruf, daß er eine Stelle in dem baierischen Staatsforstdienst angetragen erhielt, welche er annahm. Unter dem 9. November 1808 wurde er bei der neugebildeten General-Forstadministration zu München als Oberforstassessor mit Sitz und Stimme im Collegium angestellt und, nach Auflösung dieser Behörde und Uebertragung der unmittelbaren Leitung des Aerarial-, Forst- und Jagdwesens an die Finanzkammern der Kreisregierungen, am 27. Juli 1818 zum Regierungs- und Kreisforstrath in Ansbach ernannt. In dieser Stellung blieb er bis zu seiner am 22. December 1848 mit Wirkung vom 1. Januar 1849 ab eintretenden Quiescirung und widmete sich nun mit erneuter Kraft schriftstellerischen Arbeiten. Noch in die Münchener Amtsperiode fällt die Herausgabe seiner im Manuscripte bereits 1808 beendigten „Forstdirectionslehre, nach den Grundsätzen der Regierungspolitik und Forstwissenschaft, mit zwei Planzeichnungen und Tabellen“ (1810; 2. Ausgabe 1819), eine Leistung, welche nach Umfang (654 Quartseiten) und Bedeutung als sein hervorragendstes Werk bezeichnet werden muß. Während seiner Mußezeit veröffentlichte er die weiteren Schriften: „Der frühere und dermalige Stand der staatswirthschaftlichen, forstlichen und rechtlichen Verhältnisse bei den Waldungen und Jagden in Deutschland und namentlich bei den dasigen Reichsforsten“ (1851, 2 Theile); „Die Behandlung und Benutzung der mit

Waldholz oder nicht mit Waldholz bestockten (öden) Grundflächen Deutschlands im Interesse der Forst- und Landwirthschaft, sowie der Gewerbe" (1852); „Flora des Fichtelgebirges" (1854; gemeinschaftlich mit Fr. Schmidt). Von diesen drei Werken ist „Der frühere und dermalige Stand" ꝛc. in seinem zweiten Theile, welcher speciell von den Nürnberger Reichsforsten handelt, für die betreffende Oertlichkeit noch heute von Werth, da sich dessen Inhalt auf urkundliche und actenmäßige Nachweise gründet. Er gab außerdem eine „Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen in Baiern" heraus (5 Jahrgänge, 1813–1817), welche später als „Neue Zeitschrift" gemeinschaftlich mit Stephan Behlen, Carl Emil Diezel und Georg Franz Dietrich aus dem Winckell fortgesetzt und von 1826 durch Behlen allein weiter redigirt wurde.

M. war ein im Lehr- und Verwaltungsfache gleich vorzüglicher Forstmann. Daß er zum Lehrer geeignet war, beweist schon die Thatsache seiner Berufung hierzu durch zwei ausgezeichnete Männer (Cotta und Bechstein). Ueber seine vielseitige und angestrengte Wirksamkeit im Staatsdienste liegen actenmäßige Nachweise vor; namentlich fand er als technischer Referent der Regierung zu Ansbach wegen der zerrissenen Territorialverhältnisse des noch dazu mit den verschiedenartigsten Servituten belasteten Regierungsbezirkes ein schwieriges Feld vor. Die Durchführung der 1822 in's Leben getretenen allgemeinen Forstorganisation in Baiern, die Betriebsregulirung und Aufstellung der Forsteinrichtungsoperate für die Staatswaldungen, die Regelung der maßlosen Ansprüche einer großen Anzahl von Forstberechtigten nahmen ihn voll und ganz in Anspruch. Er bewies hierbei hingebenden Fleiß und scharfes Wissen, nur machte sich bei seinen Maßregeln und Anordnungen nicht selten fühlbar, daß er niemals Gelegenheit gehabt hatte, als Wirthschafter im äußeren Dienste zu wirken. Durch Verleihung des Ritterkreuzes des Verdienstordens vom heiligen Michael von Seiten des Königs und Ehrenbezeugungen von Seiten des ihm unterstellten Personals schon bei Gelegenheit seines 25jährigen Dienstjubiläums (am 27. Juli 1843) wurde ihm die Anerkennung für seine Erfolge zu Theil.

Als Schriftsteller würde M. bei seiner gediegenen Grundlage und vorzüglichen Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit mehr geleistet haben, wenn er seine Thätigkeit nicht auf zu verschiedenartige Gebiete zersplittert hätte. Seinem „System einer auf Theorie und Erfahrung gestützten Lehre" ꝛc. liegt die Idee, die naturwissenschaftliche Begründung des Waldbaues ausfindig zu machen, zu Grunde; M. war aber nicht der Mann, diese Aufgabe zu lösen. Verhältnißmäßig am besten ist hier die Bodenkunde vorgetragen. In seiner „Forstdirectionslehre" huldigt er, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen, einer weitgehenden staatlichen Oberaufsicht und Leitung des forstlichen Betriebs, ganz im Sinne der früheren absoluten Forsthoheit. Er forderte zur Bewirthschaftung der Staatswälder diejenige Umtriebszeit, welche nicht blos die Naturalbedürfnisse der Unterthanen vollkommen befriedige, sondern bei welcher auch die Waldfläche ökonomisch benutzt werde; der größtmögliche Geldreinertrag aus den Waldungen ist für ihn Nebenzweck. Zur Ermittlung des nothwendigen Holzbedarfs der Unterthanen, welchen der Staat zu befriedigen verpflichtet sei, macht er eine ganze Reihe minutiöser Vorschläge, deren Unausführbarkeit von vornherein einleuchten muß. Er gelangte hierbei auf Grund der Erwägung, daß die Holzproduction doch schwerlich in gleichem Maße gesteigert werden könne, wie die Bevölkerung und mit ihr das Holzbedürfniß zunehme, zu der naiven — übrigens von seinem Standpunkte aus ganz consequenten — Forderung, daß der Staat verhüten müsse, daß die Bevölkerung und Holzconsumtion in Zukunft mehr zunehme, als der „festgesetzte Naturalertrag" gestatte (?!). Solche philosophirende, den Boden der Praxis so gänzlich verlassende Ungeheuerlichkeiten

waren freilich bei den damaligen Staatsforstwirthen keine Seltenheit. Immerhin liegt Meyer's Bedeutung als Schriftsteller wol mehr auf forstpolitischem, bezw. forstadministrativem Gebiete, als auf forstnaturwissenschaftlichem. Der gute Einfluß der Universitätsbildung ist aus allen Schriften unverkennbar, nur leiden dieselben an einer gewissen Breite und Schwerfälligkeit. Er war auch Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. — Sein Wesen war schlicht und einfach. An das Leben stellte er keine besonderen Ansprüche, fand vielmehr seine Befriedigung lediglich in Arbeit und Familienglück.

Behlen's Zeitschrift für das Forst- und Jagdwesen, N. F., 4. Band, 3. Heft, S. 95. — Allgemeine Forst- und Jagdzeitung, 1844, S. 263 und 1849, S. 71. — Fraas, Geschichte der Landbau- und Forstwissenschaft, S. 578 und 592. — Fr. von Löffelholz-Colberg, Forstl. Chrestomathie I. S. 25, Nr. 93 und II, S. 176, Nr. 362. — Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftstellerlexikon, S. 356. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums etc. I. S. XII; II. S. 263, Bemerkung 39, S. 280, 364, 370, 374, 384; III. S. 314. — Roth, Geschichte des Forst- und Jagdwesens in Deutschland, S. 653. — Privatmittheilungen. R. Heß.

Meyer: Johann Matthias von M., Dr. theol. und Dr. philos., Präsident des prot. Oberconsistoriums und Reichsrath der Krone Baiern, war in Ansbach am 28. Juni 1814 als der Sohn schlichter Bürgersleute geboren. Schon als Gymnasiast zeichnete er sich ebenso durch erfolgreiches Streben, als durch Sinn für Freundschaft aus. Der Jugendgenosse, mit welchem er Classe für Classe um den ersten Platz rang und den er nachmals im obersten Kirchencollegium fast ein Decennium an seiner Seite haben durfte, Oberconsistorialrath Friedrich Ludwig Meyer (Jurist), war bis ans Ende so innig mit ihm verwachsen, daß einer ohne den andern fast nie gesehen wurde. Die beiden Meyer waren als Freunde sprüchwörtlich geworden. Nachdem er das Gymnasium seiner Vaterstadt absolvirt hatte, studirte er in Erlangen Theologie und verband damit, einer inneren Neigung folgend, unter Döderlein, mit welchem er später durch Verheirathung einer Tochter an einen Sohn des Letzteren verwandt wurde, philologische Studien. Obwol ein frischer, fröhlicher Verbindungsstudent nutzte er seine Zeit gewissenhaft aus, so daß er das Examen in hervorragender Weise bestand. Nachdem er zwei Jahre im Predigerseminare zu München verbracht, wurde er zum ständigen Vicar in Dombühl, Decanats Feuchtwangen, ernannt. Nicht leicht hätte er einen günstigeren Boden für die erste selbständige Amtsarbeit finden können. Die junge Kirchengemeinde hatte von der Muttergemeinde Klostersulz sich abgezweigt und die Genehmigung erhalten, eine selbständige Pfarrei zu werden, sobald es ihr gelungen sein würde, eine eigene Pfarrwohnung herzustellen: so begegneten sich Geistlicher und Gemeinde in der Wärme der ersten Begeisterung. Am 2. Januar 1840 zog M. auf und nahm seine Wohnung im gemeindlichen Rathhause. In jenen Tagen rationalistischer Indifferenz vertrat er das positive Bekenntniß mit so viel Kraft und Feuer, daß er weithin ein Mittelpunkt für suchende Seelen wurde. Ein benachbarter im Rationalismus grau gewordener Pfarrer, welcher am Himmelfahrtsfeste zu seinem Verdrusse vor leeren Bänken gepredigt hatte und Mittags seinen aus Meyer's Gottesdienst heimkehrenden Pfarrkindern begegnete, rief diesen zu: „Ich dachte, ihr wäret von Dombühl aus gleich in den Himmel gefahren.“ Im J. 1843 wurde er als Präfect an das Schullehrerseminar zu Schwabach berufen und sammelte sich hier die eingehenden Fachkenntnisse und das sichere Urtheil auf dem Gebiete des Schulwesens, welche ihn in seinem Amtsleben auszeichneten. Aber nur kurze Zeit währte diese Thätigkeit; schon ein Jahr darauf wählte ihn die Stadt Nördlingen zu ihrem dritten Pfarrer und präsentirte ihn 1845 auf die zweite Pfarr-

stelle dortselbst; zugleich war er Subrector der städtischen Lateinschule. Im J. 1849 wurde er als zweiter Pfarrer nach München berufen und rückte 1855, als Decan Burger in das königl. Oberconsistorium eintrat, als Nachfolger in dessen Stelle ein. 23 Jahre war er in dieser Weise der Hirte und Seelsorger der stets wachsenden evangelischen Gemeinde München mit ihrer weiten Diaspora und Vorstand der ganz Oberbaiern umspannenden Diöcese. Zu seiner großen Arbeitslust gesellte sich eine seltene Arbeitskraft; immer fröhlich, kaum jemals Urlaub sich gönnend ging er seinen mannichfaltigen Obliegenheiten nach, Vornehm und Gering mit gleicher Hingebung dienend. Aufrichtig, wohlwollend, mittheilsam, fand er allenthalben offene Wege. Die Kanzel, auf welcher er mit Kraft, Feuer und fließender Beredsamkeit in edler Volksthümlichkeit seinen Gegenstand beherrschte, war seine Freude. Eine überraschende Aehnlichkeit in Gestalt und Gesichtszügen mit Luther gab seinem Auftreten eine imponirende Folie. In seinem trefflichen Confirmandenunterrichte legte er den Grund zu der Anhänglichkeit an seine Person. Redete er in engeren Kreisen an Festen, so entwickelte er einen köstlichen Humor, der ihm sofort alle Herzen gewann. 1872 wurde er als Rath ins königl. Oberconsistorium berufen. Der Abschied von dem Predigt- und Seelsorgerdienste an seiner theuern Gemeinde hinterließ in seinem Herzen eine Wehmuth und Sehnsucht, welche erst mit seinem Leben endete. Um so theilnehmender wahrte er auch im obersten Kirchencollegium das Interesse des Decanates und der Gemeinde München. Als am 1. Januar 1879 Präsident v. Harleß in den Ruhestand versetzt wurde, ward M. zu seiner Ueberraschung zu dessen Nachfolger erhoben. Er trat ein gediegenes Erbe an und fand zunächst nur eine conservatorische Aufgabe vor. Schwieriger war der Boden, auf welchen ihn das Amt eines Reichsrathes stellte. Die Socialgesetzgebung, namentlich aber die Schulfrage, verschärften den vorhandenen Gegensatz der Parteien und machten das Votum schwierig. Der neue Präsident verstand durch sein maßvolles Auftreten der guten Sache zum Siege zu verhelfen. Der Höhepunkt seiner regimentlichen Thätigkeit war die Leitung der Generalsynode zu Bayreuth im J. 1881. Es war ein inniges Band, welches sich zwischen ihm und den Vertretern der Landeskirche knüpfte, aber es sollte bald für immer gelöst werden. Schon der Herbst des nächsten Jahres brachte sein Lebensende. Ein schweres Unterleibsleiden, welches mit unsäglichen Schmerzen verbunden war, die aber der starkmüthige, sonst kerngesunde Mann immer wieder überwand, zehrte seit seiner Ernennung zum Präsidenten an dem Marke seines Lebens. Am 15. September 1882 erlöste ihn der schließlich erbetene Tod. Litterarische Arbeiten hinterließ M. nicht, lediglich homiletische Erzeugnisse sind von ihm gedruckt. Er war zweimal verheirathet: zuerst mit Pauline geb. Faaßen aus Ansbach, welche ihm 1849, bald nach seinem Aufzuge in München, durch den Tod entrissen wurde; und seit 1851 mit Fanny geb. v. Meyer aus München, welche ihn überlebte. Aus beiden Ehen hat er je vier Kinder hinterlassen. Buchrucker.

Meyer: Joseph M., geb. den 9. Mai 1796 in Gotha als der Sohn eines Schuhmachers, lernte in Frankfurt a. M. als Kaufmann und kehrte nach beendigter Lehrzeit in seine Heimath zurück, um hier die kaufmännische Leitung des väterlichen Geschäfts, das inzwischen zu einer fabrikmäßigen Ausdehnung gediehen war, zu übernehmen. Seines Bleibens war indessen hier nicht lange; der Drang nach einem größeren Wirkungskreise trieb ihn in die Ferne, einer vielbewegten, an Erfolgen wie an Enttäuschungen reichen Zukunft entgegen. In London, wohin er sich zunächst wandte (1816), nahm er anfangs Stellung in einem Handelshause, betrieb aber bald Speculationsgeschäfte für eigene Rechnung, bis er sich nach drei Jahren in Folge widriger Conjuncturen von Schulden überhäuft sah, die zu decken der Vater sein Vermögen opfern mußte. Nicht

glücklicher war M. mit seiner nächsten Unternehmung, einer auf den Gütern des Herrn von Boyneburg in Hessen gegründeten „Gewerbs- und Hülfsanstalt", welche den Zweck hatte, der in der Gegend ansässigen verarmten Weberbevölkerung neue Erwerbsquellen zu eröffnen, aber nach dreijährigem Bestande durch die Ungunst äußerer Umstände wieder einging. Als ein Schiffbrüchiger, aber unerschüttert in seinem Muth und Selbstvertrauen kehrte M. in seine Vaterstadt zurück, versuchte es hier mit der Herausgabe eines „Correspondenzblattes für Kaufleute", das rasch Beifall und Verbreitung fand, und ward so auf das Feld litterarischer Unternehmungen geführt. Es folgte zunächst im Hennings'schen Verlag zu Gotha eine deutsche Bearbeitung Shakespeares (für die M. jedoch nur „Macbeth", „Othello" und „Der Sturm" lieferte, die Fortsetzung des Werkes Andern überlassend), sowie eine Uebertragung Scott'scher Romane („Waverley" und „Ivanhoe"), während er gleichzeitig (1825) eine englische belletristische Zeitschrift: „Meyer's British Chronicle", und ein „Handbuch für Kaufleute" im eigenen Verlag erscheinen ließ. Der ungemeine Erfolg, den diese Publicationen hatten, beruhte, außer dem ungewohnt billigen Preise, hauptsächlich darauf, daß M. eine bis dahin in Deutschland unbekannte (seitdem allgemein adoptirte) buchhändlerische Vertriebsmethode: das lieferungsweise Erscheinen größerer Werke und somit das Subscriptionswesen zuerst in Anwendung brachte, und er erweckte in ihm die Idee, ein großes Verlagsgeschäft auf diesen Principien zu begründen. So entstand das „Bibliographische Institut", als dessen erste Erzeugnisse vier verschiedene Ausgaben der älteren deutschen Classiker in zweckentsprechender Auswahl, mit Porträts und Biographien, zu nennen sind. Man muß sich jene Zeit vergegenwärtigen, da die Werke der vaterländischen Litteratur dem großen Publicum noch verschlossene, nur schwer zu erlangende Schätze waren, um zu begreifen, mit welcher Begierde man nach diesen Meyer'schen Classikerbändchen griff: Hunderttausende von Exemplaren wurden abgesetzt. Diesen Werken schlossen sich zunächst eine „Bibliothek der Kanzelberedtsamkeit" und ein Andachtsbuch: „Der Familientempel" an. Im Herbst 1828 siedelte M., auf Einladung des Herzogs von Meiningen, mit seinem Geschäft nach Hildburghausen über, wo er seitdem seinen Wohnsitz behielt. Das sturmvolle Jahr 1830 rief ihn, der an den öffentlichen Angelegenheiten den regsten Antheil nahm, auf das politische Gebiet, und er gründete eine Zeitung: „Der Volksfreund", die jedoch ihrer freisinnigen Ansichten wegen nach kurzem Bestand unterdrückt wurde. Nicht lange darauf (1833) rief er ein neues Werk ins Leben, das er fortan zum Organ für seine Gedanken- und Empfindungswelt machte und das durch die Gewalt seiner Sprache, die Kraft und Originalität der vorgeführten Ideen und Schilderungen bald weltbekannt wurde: das periodisch erscheinende Bilderwerk „Meyer's Universum". Dieses Werk, das M. bis an seinen Tod fortführte, die glänzenden Artikel unter einer stets wachsenden Last von Sorge und Arbeit wie spielend aufs Papier hinwerfend, zählte in den dreißiger Jahren über 80 000 Abonnenten und erschien zeitweilig in 12 Sprachen. Durch Censur und Verbote wurde dieser Absatz wol geschmälert, aber den Geist, der dasselbe, in Opposition zu den damals herrschenden Staatsmaximen, beseelte, vermochte keine Macht zu unterdrücken. Sonstige Unternehmungen des Bibliographischen Instituts waren: Ausgaben griechischer und römischer Classiker (unvollendet), die verschiedensten Ausgaben der Bibel, die M. in Millionen von Exemplaren verbreitete, neue und erweiterte Ausgaben der Classiker („Familienbibliothek", „Nationalbibliothek", „Groschenbibliothek"), die Sammelwerke „Volksbibliothek für Naturkunde" und „Geschichtsbibliothek" und das „Große Konservationslexikon", das 1840—55 in 52 starken Octavbänden erschien. Nebenher liefen mehrere geographische Werke, große und kleine Kartensammlungen und ein mit besonderer Liebe gepflegter reichhaltiger

Kunstverlag, der das Ziel verfolgte, die classischen Kunstwerke älterer und neuerer Zeit in vorzüglichen Stichen (von Amsler, K. Barth, Fr. Müller, Felsing, Lorrichon, Krüger, Neureuther, Rahl, Schuler, Wagner u. a.) ebenso zum Gemeingute des Volks zu machen, wie es M. mit den classischen Schriftwerken gelungen war. Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich M. gegen Ende der dreißiger Jahre, als das Interesse am Eisenbahnbau in Deutschland erwachte. Mit der ganzen Energie seines Wesens der Sache sich bemächtigend, erfaßte er damals die Idee eines „Centraldeutschen Eisenbahnnetzes“, und die Ausführung des großartigen Planes war 1837 durch Actienzeichnung thatsächlich gesichert, als das Ganze an der Concessionsverweigerung einer der betheiligten Regierungen (Hannover) scheiterte. Der industriellen Thätigkeit einmal zugewandt, strebte nun M. zunächst, durch Aufdeckung von Mineralschätzen im Bereich seines thüringischen Heimathlandes dessen gesunkene Industrie neu zu beleben, und es gelang seiner Energie und Ausdauer, durch langwierige und kostspielige Versuche reichhaltige Kohlenlager, Eisen-, Kupfer- und Silberminen, Kobalt- und Nickelgruben nachzuweisen und zu erwerben. Nachdem er 1842 ein langes und schweres Krankenlager, die Folge übermäßiger Anstrengungen, glücklich überstanden, faßte er ein neues großartiges Unternehmen ins Auge, das ihm der patriotische Gedanke eingab, die deutsche Eisenindustrie von der damals mächtigen Herrschaft des Auslandes zu emancipiren und Thüringen zum Ausgangspunkt dieses Industrieaufschwungs zu machen. Nachdem sorglich alle Vorbereitungen getroffen und alle zur Ausführung seiner Absicht erforderlichen Factoren in seiner Hand vereinigt waren, trat er 1845 mit dem Plane der Neuhäuser „deutschen Eisenbahnschienencompagnie“ an die Oeffentlichkeit und begann, seinem Genius vertrauend, den Bau der Neuhäuser Eisen- und Kohlenwerke. Das Unternehmen war halb fertig, als es durch die Revolution von 1848 ins Stocken gerieth. Die materiellen Nachtheile, die daraus erwuchsen, waren enorm; nichtsdestoweniger fand die deutsche Erhebung in M. einen ihrer begeistertsten Anhänger, und er war es, der zuerst die Wünsche des Volks in einer „Reformadresse“ an den Landesherrn zum Ausdruck brachte. In den folgenden Jahren der Reaction gehörte auch M. zu den Verfolgten, und ein Preßvergehen hatte er im Gefängniß zu büßen. Um jene Zeit griff er noch den Plan der Werrabahn auf, dessen Ausführung zu den erwähnten Unternehmungen in engster Beziehung stand. Wiederum gelang es ihm, die erforderlichen Mittel zu beschaffen, als der Plan selbst seinen Händen entrungen ward, um von andern ausgeführt zu werden. Schon seit längerer Zeit schlagflußähnlichen Anfällen ausgesetzt, erlag er einem solchen am 27. Juni 1856. — Es lag in der Natur dieses weitblickenden Geistes, im Erkennen wirthschaftlicher Keime seiner Zeit um ein Menschenalter voraus zu sein; daher das augenblickliche Mißlingen der Mehrzahl seiner industriellen Unternehmungen, während im Großen und Ganzen seine grundlegenden Ideen von einer spätern Zeit thatsächlich zur Ausführung gebracht worden sind. So entspricht die heutige Wirthschaftspolitik in ihrer Begründung und Durchführung ganz dem Programm, welches M. mit seinem Freunde Fr. List, dem Schöpfer des deutschen Zollvereins, in den dreißiger Jahren aufgestellt und der vom Engländer Cobden importirten Freihandelstheorie gegenüber mit der ganzen Wucht seiner Feder vertheidigt hat. Die manchesterliche Strömung ging indessen über ihn hinweg und mußte sich erst ausleben, bis ihre für die nationale Arbeit und Wohlfahrt verderblichen Wirkungen voll erkannt wurden. Ebenso bezeichnend ist es für die Richtigkeit der Meyer'schen Eisenbahnentwürfe, daß dieselbe Regierung, deren Starrsinn sich der Culturbedeutung derselben verschlossen hielt und sie zu Fall brachte, zwanzig Jahre später die von M. projectirten Linien selbst zur Ausführung zu bringen sich gezwungen sah. Auch auf dem engeren

Gebiete seines heimathlichen Wirkens, in Thüringen, sieht man jetzt die bergbaulichen und metallurgischen Unternehmungen, für welche M. die natürlichen Quellen erschlossen hatte, fast wortgetreu nach seinen Plänen zu gedeihlichster Ausführung gebracht. Eine ganze Reihe blühender Industrien hat sich auf dem ehemals Meyer'schen Montanbesitz angesiedelt, und weiteren steht eine hohe Entwickelung bevor, wenn die noch kurz vor seinem Tode von ihm geplanten Eisenbahnübergänge über den Thüringer Wald, wie jetzt bevorsteht, ebenfalls zum Durchbruch gelangt sein werden. M. hatte eben mit allen vorgeschrittenen Geistern in einer in kleinlichen Interessen und Vorurtheilen befangenen Zeit das Loos zu theilen, daß ihr sanguinisches Hoffen auf eine Wandlung solcher Zeit und das Vertrauen auf ihre vereinzelte Kraft bitterer Täuschung erliegen mußte. Parteihaß, Mißgunst und Unverstand haben M. denn auch im Leben wie noch nach dem Tode mit Verunglimpfungen nicht verschont; aber seine geniale Begabung und unerschöpfliche Thatkraft hat Niemand zu leugnen vermocht, und die Macht seiner Persönlichkeit wie sein reiner, allem Gemeinen abgewandter, bei aller Energie und Strenge tief humaner Charakter verfehlten auf Niemand, der mit ihm in Berührung kam, ihre Wirkung, selbst nicht auf seine Gegner.

F. B.

Meyer: Karl Friedrich von M., preußischer Generallieutenant, nicht zu verwechseln mit Mayer (s. d. Art.), der Sohn eines preußischen Obersten, 1708 geboren, kam 1725 als Fahnenjunker zu einem Kürassierregiment und nahm als Stabsoffizier bei den Dragonern an den beiden ersten schlesischen Kriegen Theil. 1756 erhielt er als zweiter Chef das Commando des Regiments Baireuth-Dragoner, welches er in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges führte. Sein Hauptruhmestag war der von Leuthen, wo er mit fünf Schwadronen seines eigenen Regiments und fünf vom Carabinierregiment die letzten vier österreichischen Bataillone warf, welche sich noch auf dem Windmühlenberge bei Leuthen hielten; die Niederlage war eine vollständige. Bei der Belagerung von Olmütz commandirte er eine aus allen Waffen bestehende Abtheilung auf dem linken Marchufer, mit welcher er am 17. Juni bei Zolitz vom General Saint-Ignon überfallen und selbst gefangen genommen wurde. Der König war damals sehr unzufrieden, die schwierige Aufgabe, welche M. gestellt war, konnte ihn nicht entschuldigen. Im Februar 1760 widerfuhr seinem Regimente das gleiche Mißgeschick des Ueberfallenwerdens in dem Cantonnement bei Koßdorf in Sachsen durch General Beck. Als das Regiment sich darauf in der Schlacht bei Torgau am 3. November desselben Jahres unter Oberst von Bülow sehr ausgezeichnet hatte, erhielt dieser das Commando. M. aber wurde zum Chef des erledigten Schorlemmer'schen Dragonerregiments ernannt; Friedrich der Große scheint ihn wegen der Ordnung geschätzt zu haben, welche er im inneren Dienst der Truppe pflegte. Er starb zu Königsberg am 9. September 1775.

Biographisches Lexikon aller Helden und Militärpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben, 3. Theil, Berlin 1790.

Poten.

Meyer: Karl Franz M., Vater, und Karl Franz M., der Sohn. Beide haben sich um die Geschichte ihrer Vaterstadt Aachen verdient gemacht, beide standen in Diensten derselben und waren deren Archivare, jener in der verhängnißvollen Zeit der bürgerlichen, unter der Bezeichnung Mäkelei bekannten Unruhen vom Jahre 1786 bis 1792 (vgl. d. Art. Dauven), dieser nach der französischen Herrschaft, die von 1794 bis 1814 währte, und zur Zeit des Aachener Congresses vom Jahre 1818. Der in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts geborene Vater ist der bedeutendere. Er gab im J. 1781 eine Geschichte seiner Vaterstadt heraus unter dem Titel: „Aachensche Geschichte

überhaupt als Beiträge zur Reichs-, allgemeinen insbesondere aber zur Anlage einer vollständigen Historie über den Königlichen Stuhl und des Heiligen Römischen Reichs freye Haupt- Kron- und Cur-Stadt Aachen von ihrem Ursprung bis auf die gegenwärtigen Zeiten in drei Bücher abgetheilt, herausgegeben von Karl Franz Meyer, des hohen Stadtraths Archivarius. Erstes Buch." Gedruckt zu Mülheim am Rhein 1781, Aachen, im Verlag des Verfassers. Das erste Buch umfaßt 886 Seiten Folio und 35 nicht paginirte Blätter, welche Vorrede und Register enthalten. Das zweite und das dritte Buch befinden sich im Manuscript auf dem Stadtarchiv. Der Inhalt der drei Bücher steht auf dem Titelblatt des ersten Buches und lautet: das erste Buch enthält die allda vorgegangenen Kirchen- Krönung- Kriegs- Friedens- und andere Staats-Geschichten nebst einigen besonderen Anhängen; das zweite Buch eine ausführliche Beschreibung der Stadt, ihrer innern Verfassung und des zugehörigen Gebietes, wobey auch der angränzenden Orte gedacht wird; das dritte eine Sammlung der Aachenschen Privilegien, Gnaden-Briefe, Bündnisse, Verträge, Verordnungen und anderer Urkunden." Es ist dieses dritte Buch ein vollständiger Codex diplomaticus, auf welchen der Verfasser am Rande der Seiten des gedruckten ersten Buches bis zu Urkunde N. 335 hinweist. Von S. 776 bis 886 bringt er folgende Abhandlungen: 1. Vertheidigung der von Karl dem Großen des Krönungs-Ortes halber gemachten Verordnung in 26 Paragraphen. Es ist die sogenannte Pragmatica sanctio Karoli magni gemeint, welche Kaiser Friedrich I. 1166 bestätigt haben soll und die mit einer Urkunde Friedrichs II., d. d. Capua 1244 verbunden wurde. 2. Ueber die der Krönungs-Stadt Aachen zuständige Verwahrungs-Gerechtsame der Reichs-Kleinodien in 52 Paragraphen, nebst 7 Beilagen. 3. Von dem Rang-Streit zwischen Aachen und Köln bey den Römischen Königlichen Krönungen. 4. Versuch zur Aufklärung des alten Aachenschen Münz-Wesens neben 6 Münztafeln. Den Schluß bilden 27 Blätter Register. In der Vorrede erzählt M., er habe zwanzig Jahre an dem Werke gearbeitet, klagt, daß ihm die Benutzung des Archivs der Krönungs-Kirche nicht gestattet worden sei, erklärt aber, er habe freundliche Unterstützung in den Abteien Cornelimünster und Klosterrath, in dem S. Adalbertstifte und in den Kirchen und Klöstern Aachens gefunden und rühmt besonders die Förderung seines Werkes durch den Abt von Klosterrath Johann Haghens und den dortigen Conventualen, Peter Simon Ernst (s. d. Art.). Er machte manche kostspielige Reise, um gedruckte Quellen, an den es in Aachen fehlte, einzusehen, oder ließ dieselben unter großen Kosten nach Aachen kommen. An der Aachen'schen Geschichte arbeitete M. zwanzig Jahre lang. Gestützt auf Sagen und Combinationen unternimmt er es, die Geschichte Aachens, dessen Name in keiner Schrift des classischen Alterthums vorkommt und für dessen Bestehen erst im achten Jahrhundert zuverlässige Zeugnisse vorhanden sind, bis in die Mitte des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung hinaufzuführen. Er verleibt überhaupt viel Fremdartiges ein. Seine Sprache ist breit, schwülstig, wenig würdig und voller geschmackloser Späße. Man lese nur S. 66 f. die Geschichte eines Halbbruders Karls des Großen, Taland genannt, der Karls Gemahlin verführen will und den er auf die Balz gehen läßt; S. 71 ff. die Sage vom Ring der Fastrada; S. 94 f. die niedrig-komisch dargestellte Geschichte Einhard's und Emma's; S. 85 gebraucht er bei einer ihm mißfälligen Beurtheilung Karls des Großen den Ausdruck: Ey so schlage Bastian mit Fäusten drein! Wie roh sind die Ausdrücke, deren er sich gegen die Schwestern Ludwigs des Frommen auf S. 121 bedient! So an unzähligen Stellen. Auch für seine Zeit ist der Ausdruck grammatisch ungebildet. In der Polemik, die er liebt, ist er, wie sich erwarten läßt, rücksichtslos. Als Sprachprobe folgt hier der Anfang des Werkes, § 1,

S. 1: „Aachen, das römische, das fränkische, das teutsche Aachen, ist der Gegenstand unserer heuerigen Bemühung, die Auswahl eines ächten Vergnügens, und die Perle, so wir umfassen. Niemand bewundere sich, wenn wir etwas freymüthig reden; wäre es auch nur die Liebe die wir gegen unsere Vater-Stadt von jenem Augenblicke an, da wir in ihrem Schooße zur Welt kamen, mit der Mutter-Milch eingesogen haben, so müßte uns dieses allein schon rechtfertigen; denn die Töne eines singenden Virgils sind in unsern Ohren nur gar zu reizend, wenn es heißt: Vincit amor Patriae.“ Von dem thätigen Verfasser liegen noch folgende Werke im Manuscripte unter folgenden Titeln vor: 1. Aachen, den 7. Februar 1772, Carolus Franciscus Meyer, des hochwürdigen Kapitels hiesigen kaiserlichen Stifts zu St. Adalbert Secretarius und kaiserlicher Notarius hat nach zwanzigjähriger mühsamer Sammlung einen Band in Großfolio von 717 Seiten gleichmäßiger und sehr leserlicher Schrift zusammengestellt. Miscellanea Borcetino-Aquisgranensia oder Sammlung verschiedener die freye Reichs-Stadt Aachen, sodann die Herrschaft Burtscheid betreffender glaubhafter Urkunden nebst Beyfügung einiger an letzteren Ort vorgewesenen ins gemeine Wesen einschlagenden merkwürdigen Rechtspflegen. 2. Der zweite Theil ist in klein Folio, Appendix, zählt 422 Seiten, jede zu 18—20 Zeilen, und hat ein Inhaltsverzeichniß von 70 Seiten. Dieser zweite Theil enthält auf 90 Seiten einen Proceß der Erben Pastor. — Die Familie Pastor ist eine mehrhundertjährige Fabrikantenfamilie in Burtscheid, die noch heute blüht. Das Ganze ist eine Geschichte Burtscheids mit vielen Hindeutungen auf Aachen, die Meierei, die Unruhen der Tuchmacher in Burtscheid, die religiösen Angelegenheiten, den Aachener Stadtbrand. Die beiden wohlerhaltenen Bände sind wahrscheinlich auf Veranlassung der Aebtissin der kaiserlichen Cistercienserabtei in Burtscheid entstanden und befinden sich heute im Besitze des Commerzienrathes Arthur Pastor. Zwei Bände unter dem vorstehenden Titel im Manuscript finden sich auf der Aachener Stadtbibliothek. (S. den Quix'schen 1834 gedruckten Katalog S. 476.) M. scheint auch eine Geschichte der Mäkelei oder des unseligen Parteihaders der Reichsstadt in den Jahren 1786—1792 haben schreiben wollen, denn auf der Aachener Stadtbibliothek befindet sich unter dem Titel Aachen'sche Mäkelei und Aufruhr vom Jahre 1786 das chronologisch geordnete Material zu derselben, 170 größere oder kleinere Drucksachen und in 39 Manuscripten. Die Sammlung enthält Schriften beider Parteien, der alten oder Dauvens, der neuen oder de Lonneux', Ueberkömmste oder Rathsbeschlüsse, Erlasse der Subdelegirten oder der vom niederrheinisch-westfälischen Kreise ernannten Commissare, des Reichskammergerichtes, Gedichte, Verbesserungsvorschläge, Zeitungsnachrichten vom Jahre 1784—1793, zuletzt noch Documente aus der ersten französischen Occupation. M. gehörte zur alten oder zur Partei Dauvens. Eine Verordnung gegen Ruhestörung vom 15. August 1792, die er als Stadtsecretär unterzeichnet, ist seine letzte mir bekannte Kundgebung. Zur Zeit der fremden Occupation wird sein Name nicht genannt. — Des Vorstehenden Sohn, ebenfalls Karl Franz genannt, lebte während der Fremdherrschaft als Privatgelehrter in Aachen. Im J. 1804 schrieb er die historische Abhandlung über die Reliquien des ehemaligen Kronstifts der hohen Domkirche zu Aachen, dabei benutzte er, wie er in der Vorrede bemerkt, die hinterlassenen Auszüge und Notizen seines seligen Vaters. Im J. 1807 gab er ein belehrendes Werkchen über die Aachener Fabriken, IX, 88, heraus. Unter der preußischen Regierung ist er 1814 Stadtarchivar und Besitzer eines Alterthumscabinettes, das die Erbprinzessin von Hessen-Darmstadt, Schwester der Kaiserin von Rußland, die Königinnen von Schweden und Baiern und andere hohe Persönlichkeiten in Augenschein nahmen. Als im J. 1818 die hohen Verbündeten, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, Kaiser Franz I. von Oesterreich und Kaiser Alexander I. von Rußland, in den

Monaten September und October in Aachen zu dem denkwürdigen Congreß versammelt waren, bot die Besichtigung des Meyer'schen Allerthumscabinettes den hohen Herrschaften wiederholt Zerstreuung dar, wie uns der nunmehrige preußische Hofrath Karl Franz M. in seinem auch für spätere Zeiten denkwürdigen Buche: „Aachen, der Monarchen-Congreß vom Jahre 1818," gedruckt bei Weiß 1819, S. 158, erzählt. Kaiser Franz ließ noch am Tage vor seiner Abreise, den 30. October, sich das Stadtarchiv durch Karl Franz M. zeigen, der, wie er erzählt, die Leichtigkeit bewunderte, mit welcher der Kaiser die Urkunden las. Karl Franz M. starb den 19. Februar 1829. Haagen.

Meyer: Konrad M., Maler und Kupferätzer, Sohn des Dietrich M. (S. 564), geb. in Zürich 1618, † ebendaselbst 1689. Er hat während seines 71jährigen Lebens die künstlerischen Familientraditionen in einer geradezu unglaublich fruchtbaren Weise gepflegt. Nachdem er den ersten Unterricht von seinem Vater empfangen hatte, begab er sich nach Bern, um dort die Werkstätten des älteren Joseph Werner und Joseph Plepps zu besuchen. Auf einen längeren Aufenthalt in Lyon mußte der Pest wegen verzichtet werden. Ueber Bern begab sich M. nach Frankfurt a. M., wo er bei Matthäus Merian (o. S. 422) eine weitere Ausbildung als Maler und Kupferätzer empfing, und nach Augsburg. Ueber München, Landshut, Ingolstadt und hierauf nochmals in Augsburg vorsprechend, wo er einige Bildnisse malte, kehrte er 1642 in die Heimath zurück. M. scheint ein frühreifes Talent gewesen zu sein. Schon im 18. Jahre soll er, nach Füßli's Bericht, das Bildniß seines Vaters auf meisterhafte Weise gemalt haben. Mehrere Oelgemälde sind noch vorhanden, unter denen das bedeutendste, das Brustbild seines greisen Vaters, die Sammlung der Künstlergesellschaft von Zürich bewahrt. Von Lieblingsgegenständen, die der Meister wählte, führt Füßli Landschaften auf, die M. nach damaligem Geschmacke als „Jahreszeiten" u. dgl. ausstaffirte. Auch im Fresco hat er sich gelegentlich versucht. Proben davon sind die frischfarbig, aber nicht sehr geistvoll ausgeführten Scenen aus der antiken Geschichte, die man vor etlichen Jahren in dem Hause Nr. 28 an der Augustinergasse in Zürich wieder aufgefunden hat. Günstiger fällt das Urtheil über die Handzeichnungen aus, von denen sich eine reiche Auswahl im Besitze der Künstlergesellschaft in Zürich befindet. M. bewährt sich hier als vorzüglicher und selbst geistvoller Landschafter, er hat treffliche Porträts geliefert und die kunstgeschichtlich werthvollen Skizzen nach einigen Gruppen aus Nikolaus Manuel's Todtentanz im Berner Dominicanerkloster und dem heiligen Ursus auf Holbein's Madonna von Solothurn hinterlassen. Meyer's eigentlichstes Wirkungsgebiet ist aber dasjenige seines Vaters Dietrich und seines Bruders Rudolf, die Beschäftigung mit der Radiernadel gewesen. Die Zahl seiner Aetzblätter mag sich auf mehr als tausend beziffern. Die besten stammen aus seiner früheren Zeit, Neujahrsblätter für die Stadtbibliothek von Zürich aus den Jahren 1646—1649, unter denen die „Tischzucht" zu den liebenswürdigsten Culturbildern gehört, welche von deutschen Meistern des 17. Jahrhunderts gezeichnet worden sind. Dieselbe anheimelnde Stimmung und einen liebevollen Fluß der Ausführung zeigen die Schilderungen der vier Jahreszeiten, durch Landschaften aus der Umgebung Zürichs repräsentirt, in denen die verschiedenen Lustbarkeiten und Beschäftigungen geschildert werden, endlich die Sammlung von Kinderspielen, die Lebensalter, die Werke der Barmherzigkeit etc. Außerdem hat M. mehrere Porträtsammlungen und eine Unmasse von Titelblättern und Illustrationen vorwiegend religiösen Inhalts geliefert, wobei er aber mehr und mehr in ein Hantieren mit abgenutzten Recepten verfiel und auch als Techniker den Ernst und die geistvolle Frische seines früheren Schaffens vermissen ließ. Bezeichnend für die geschäftsmäßige Art seines späteren Betriebes ist es wol auch, daß er trotz der streng protestantischen Umgebung, in der er lebte, sehr

umfangreiche Aufträge von katholischen Bestellern übernahm. So hat er mehr als 100 Heiligenbilder für ein uns unbekannt gebliebenes Kalendarium oder Martyrologium geätzt. Am unerträglichsten ist er da, wo er das damals beliebte Gebiet der Mythologie und der Allegorie betreten hat; besonders gilt dies von den Gedächtnißblättern, die der alternde Meister als Seitenstücke zu den „Neujahrsblättern“ auf eigene Rechnung vertrieb. Will man sehen, in welche Sackgasse die Allegorie im Gefolge des späteren Protestantismus gerieth, so bieten diese Erzeugnisse die lehrreichsten, aber auch die betrübendsten Aufschlüsse dar. Zwei Söhne Meyer's haben die angestammte Kunst in dritter Generation vertreten: Dietrich der Jüngere, geb. 1651, der als Goldschmied eine Anzahl nicht übler Ornamentblätter stach, und Johannes, geb. 1655, † 1712, der, von Hause aus nicht ohne Begabung, bei sorgfältiger Praxis wol recht Tüchtiges leisten konnte, im Uebrigen wie sein Vater in die Dutzendarbeit verfiel. Ein Sohn des jüngeren Dietrich, Johann Jacob M., zeichnete sich, wie Hardmeyer berichtet, als Goldschmied durch besondere Geschicklichkeit in getriebenen Arbeiten aus.

Zur Litteratur vgl. s. v. Dietrich Meyer. J. R. Rahn im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1882, S. 136 u. ff. J. R. Rahn.

Meyer: Leopold v. M., geb. am 20. December 1816 in Baden bei Wien, gehörte seiner Zeit zu jenen fahrenden Virtuosen, welche, unterstützt durch mancherlei günstige Umstände, oft einen über ihre eigentliche Bedeutung weit hinausgehenden Ruf erlangen. Meyer's Vater war Badearzt in Baden und bestimmte den Sohn für den Staatsdienst, wozu dieser die üblichen Studien machte, daneben aber auch Unterricht in der Musik erhielt. Als der Vater plötzlich an der Cholera starb, erwählte M. die Musik zum Lebensberuf und bildete sich unter Czerny's und Fischhof's Leitung zum Pianisten aus. Trotz dieser classischen Lehrer überließ sich M. sehr bald seinem eigenen, zum Excentrischen und Aeußerlichen hinneigenden Instincte und begann im J. 1835 jene Irrfahrten, welche ihn durch ganz Europa und einen Theil Amerikas führen sollten. Sichere Erfolge erzielte er auf seinen zahlreichen Kunstreisen unter Anderem dadurch, daß er in jedem Lande selbstcomponirte Phantasien und Variationen über die landesüblichen Volkslieder vortrug. Außerdem cultivirte er in allen seinen Programmen den Wiener Walzer und trug dadurch zur Verbreitung desselben bei. Die Fingerfertigkeit Meyer's war bedeutend, doch fehlte es seinem Spiele an schönem Anschlag, Geschmack und Liebreiz. Das classische Gebiet der Claviercomposition war ihm verschlossen: er konnte nur seine eigenen, sehr dem Aeußerlichen huldigenden Werke spielen, deren es über 200 gibt und die fast alle vergessen sind. Höchstens werden jetzt noch folgende Sachen von ihm verlangt: Chant bohémien; Carneval de Venise (op. 31); Air bohémien russe (op. 45); Marche triomphale d'Isly (op. 30); La Danse indienne (op. 64); Grande Marche triomphale (op. 114). M. führte den Titel eines k. k. österreichischen Kammerpianisten, war Inhaber des Medjidjeordens und starb am 6. März 1883 in Dresden, wo er sich zuletzt niedergelassen hatte, im Kreise seiner Familie.

Wurzbach, Biograph. Lexicon des Kaiserthums Oesterreich, 18. Theil, S. 157 ff. Fürstenau.

Meyer: Ludwig M., ein in Amsterdam lebender Arzt (Doctor der Philosophie und der Medicin), persönlicher Freund Spinoza's, hatte bereits 1663 die Erstlingsschrift des Letzteren („Renati des Cartes Principiorum philosophiae pars I et II, more geometrico demonstratae“) mit einer einleitenden Vorrede begleitet und gab sodann entsprechend einem von Spinoza auf dem Sterbebette ausgesprochenen Wunsche die „Opera posthuma“ desselben (d. h. insbesondere die „Ethica“) im J. 1677 heraus, wobei er eine von dem Mennoniten Jarig Jellis

holländisch geschriebene Vorrede in lateinischer Uebersetzung beifügte. Auch war er selbst schriftstellerisch thätig und veröffentlichte anonym „De iure ecclesiasticorum liber singularis" (1663), eine Schrift, welche identisch ist mit dem den gleichen Titel tragenden, aber unter dem Pseudonym „Lucius Antistius Constans" gedruckten Buche (1665), welches für ein Werk Spinoza's gehalten wurde. Da Leibniz in der Theodicee (§. 375) die lediglich persönliche Vermuthung ausspricht, daß hinter diesem Pseudonym der ihm bekannte Publicist de la Court oder van den Hoof verborgen sei, welcher mancherlei die europäische Politik betreffende Schriften verfaßte, so entstand die unrichtige Meinung, daß M. auch jene beiden Namen getragen habe. Sowie die genannte Schrift den auf Hobbes zurückweisenden Standpunkt darlegt, daß alles Kirchenrecht nicht etwa von der Kirche ausgehen könne, sondern als Recht nur kraft einer Autorisirung durch den Staat bestehe, welch letzterer der einzige Urheber einer jeden Rechtsordnung sei, so entwickelte M. noch weiter greifende Grundsätze in seiner anonymen Schrift „Philosophia S. Scripturae interpres; exercitatio paradoxa, in qua, veram philosophiam infallibilem S. Literas interpretandi normam esse, apodictice demonstratur et discrepantes ab hac sententiae expenduntur ac refelluntur", Eleutheropoli, 1666, 4°), welche mehrmals mit Spinoza's Tractatus theologico-politicus gedruckt wurde (1673 f., nämlich auch mit jenen Ausgaben desselben, welche die falschen Titelblätter, Dan. Heinsius und H. de Villacorta tragen; später besorgte Semler einen Wiederabdruck 1776). In derselben wird ausgeführt, daß die Göttlichkeit der heiligen Schrift nur durch Vernunftbeweise erhärtet werden könne, und daß die Philosophie, welche allein die Geberin einer wahren Erkenntniß sei, eben darum auch die ausschließliche Berechtigung zur Auslegung der Bibel in sich trage; und während so an Stelle der Inspiration oder übernatürlichen Erleuchtung das Licht der natürlichen Vernunft gesetzt wird, knüpfen sich hieran manche heftigere Ausfälle, z. B. gegen die Trinität oder gegen die Schöpfung aus Nichts. Eine Bekämpfung fand die mit ausgedehnter theologischer Belesenheit verfaßte Schrift in nächster Zeit durch Löscher, Vogelsang, Wittich, Wolzogen u. A. Auch auf einem anderen Gebiete bewegte sich Meyer's litterarische Thätigkeit, indem er schon 1654 „De Nederlandsche Woordenshat" veröffentlichte (wovon noch 1803 eine zwölfte Auflage erschien) und außerdem drei Trauerspiele („Der Lügner", 1658; „Die verlobte Königsbraut", 1668, und „Das goldene Vließ", 1684) in niederländischer Sprache dichtete.

van der Aa, Woordenboek der Nederlanden, Bd. XII, Abth. 2, S. 802 ff. Trinius, Freydenker-Lexicon (1759), S. 361. Nachrichten von einer Halle'schen Bibliothek (1749), Bd. III, S. 113. A. van der Linde, Spinoza (1862), S. 174. Prantl.

Meyer: Martin M., verdienter Publicist des 17. Jahrhunderts, stammt aus Haynau in Schlesien, und dies ist das einzige, was die alten Litteratoren von seinen Lebensschicksalen melden. In der Dedication des einen seiner Werke, des „Ortelius redivivus et continuatus", erwähnt er beiläufig, er sei in der Stadt Liegnitz „in der unter dem damaligen wohlgelarten und treufleißigen Rectore Herrn M. Theophilo Pitisco wohlbestellten Stadtschule zu einem vernünftigen Menschen erzogen worden", wonach wir, da Pitiscus von 1640—1662 in Liegnitz docirte, das Geburtsjahr Meyer's um 1630 setzen dürfen. Von 1660 an finden wir ihn in Frankfurt a. M. litterarisch thätig. Dort war 1659 eine historische Zeitschrift unter dem Titel „Philemeri Irenici Elisii diarium Europaeum insertis actis electoriis" begründet worden, welche in 2 Bänden die Ereignisse von 1657 bis 1659 behandelte. Mit dem Uebergange derselben in den Verlag Serlin's 1660 wechselte auch die Redaction, wie aus der Vorrede des dritten Bandes (Continuatio II) klar hervorgeht. Ohne sich zu nennen erklärt der Herausgeber,

er sei ersucht worden, „diesen dritten Theil des unter dem Namen Philemeri Irenici Elisii ausgegangenen Diarii Europaei fortzusetzen“ und habe sich dieser Aufforderung zu willfahren schuldig befunden. Vom 12. Bande an (Contin. XI) unterzeichnet er das jedesmalige „Vorwort an den geschichtsliebenden Leser“ mit den Anfangsbuchstaben seines Namens M. M. H. S. (Martin Meyer Hainoviensis Silesius) und im 16. Bande (Contin. XV) setzt er ihn unter Weglassung des Pseudonyms Philemeri Irenici Elisii auf den Titel: Martin Meyer vom Hayn in Schlesien. Der 20. im J. 1670 erschienene Band trägt seinen Namen nicht mehr, so daß nur Band 3—19 (1660—1669) ihm angehören. Neben der Redaction des Diariums aber ist M. noch anderweit als Schriftsteller thätig gewesen. 1665 erschien von ihm im Verlage von Paul Fürst in Frankfurt a. M. der „Ortelius redivivus et continuatus oder Beschreibung der Ungarischen Kriegsempörungen mit einer Continuation von 1607—1665 vermehrt durch Martin Meyern historiophilum. Folio. Mit Kupfern“, und im Vorworte zum 14. Bande des Diariums entschuldigt er das etwas verspätete Erscheinen desselben damit, daß er „necessaria theatri Europaei elaborandi compositione praeter spem plus quam satis diu“ gehindert worden sei. Aber nicht blos der bei Merian 1667 erschienene 8. Theil des Theatrum Europaeum ist Meyer's Werk, sondern auch der „Lundorpius suppletus et redivivus“, Frankfurt a. M. 1667; denn im Vorworte zum 11. Bande des Diariums bemerkt er, daß „Lundorpii acta publica von dem Verleger (Serlin) continuirt werden sollen“. Der 19. Band des Diariums ist Meyer's letzte Publication, so daß 1669 oder 1670 als sein Todesjahr angenommen werden muß. Ein öffentliches Amt hat er nicht bekleidet. Auf dem Titel des Ortelius redivivus bezeichnet er sich als historiophilus und auf dem des 17. Bandes des Diariums als Philologiae et historiae studiosus.

Schimmelpfennig.

Meyer: Marx M., Lübecker Feldhauptmann, geb. am Ausgang des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts, ursprünglich Grob- oder Ankerschmied in Hamburg, diente später als Söldnerführer nach der Weise der Zeit, im J. 1532 für König Friedrich von Dänemark, als der vertriebene Christian II. versuchte von Norwegen aus die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen, dann für Lübeck, das ihn mit 600 Knechten als Reichshülfe gegen die Türken schickte. Durch Heirath mit der Wittwe eines Bürgermeisters, deren Gunst der stattliche, stark sinnliche Mann zu gewinnen wußte, faßte er Fuß in der Stadt, wo er durch Prunk und üppiges Leben, wie es die Chronisten der Zeit schildern, Aufsehn erregte, bald aber auch eine politische Rolle spielte, da er in nähere Beziehungen zu Jürgen Wullenwever trat, der damals als Führer einer demokratischen Bewegung kühne Pläne für die Macht Lübecks verfolgte, dabei aber, wol gerade unter Meyer's Einfluß, auf die Wege weit aussehender abenteuerlicher Unternehmungen geführt ward. Wenig glücklich bei einem Zug gegen die feindlichen Holländer, lief dieser in einen englischen Hafen ein, wo er anfangs feindlich behandelt ward, dann aber vor den König Heinrich VIII. geführt, diesen zu gewinnen wußte, von ihm den Ritterschlag und das Versprechen eines Jahrgehalts empfing und nichts geringeres betrieb als eine Verbindung gegen Dänemark, über dessen Herrschaft nach dem Tode Friedrichs I. man in Lübeck zu verfügen sich vermaß. Bei all den wechselnden Unternehmungen, zu denen das führte, war M. thätig; mehr als eine hat er veranlaßt: er führte den Svante Sture, den Lübeck gleichzeitig in Schweden als Prätendenten aufzustellen gedachte, da lockende Versprechungen nichts geholfen, mit Gewalt nach der Stadt; er überfiel die holsteinsche Feste Trittau, vielleicht aus persönlicher Feindseligkeit gegen den Ritter, der sie innehatte, und eröffnete so den Krieg, der nach einem Verbündeten der Stadt, dem Grafen Christoph von Oldenburg, die Grafenfehde genannt worden

ist. Da dieser ungünstig für Lübeck verlief, der Herzog Christian III. von Schleswig-Holstein die Stadt einschloß und bedrängte, erfuhr M. wie Wullenwever den Umschwung in der Gunst des Volkes: man beschuldigte ihn die Vertheidigung schlecht zu leiten, nichts von dem Kriege zu verstehen. Als der Friede mit dem Herzog geschlossen war (18. November 1534), ging M. nach Dänemark, wo er nach manchem Wechsel der Dinge seine Tage beschließen sollte. In der schonischen Festung Warberg von den verbündeten Dänen und Schweden gefangen (15. Januar 1533), wußte er (11./12. März) mit Hülfe der Bürgerschaft sich des Schlosses zu bemächtigen und sich dann eine Zeit lang in selbständiger Stellung zu behaupten. Aber die Hülfe, die er suchte, ward ihm nicht zutheil; neue Verhandlungen mit Heinrich VIII., dem er Warberg übergeben wollte, führten zu keinem Resultat; von den Truppen und Schiffen Christians III., der in Dänemark als König anerkannt war, zu Lande und zu Wasser eingeschlossen, mußte er nach längerer Gegenwehr sich ergeben (27. Mai 1536). Es waren ihm Aussichten gemacht wenigstens mit dem Leben davonzukommen; vielleicht hoffte er noch den König selbst gewinnen zu können, vor dem er sich „verantworten" sollte. Aber persönliche Feinde in Christians Umgebung drängten auf peinliche Untersuchung und Gericht; auch Lübeck, mit dem er nach Wullenwever's Sturz zerfallen, das selbst die Frau „unmilde" behandelte, mahnte zur Strenge. Fast alle Vorgänge der letzten Jahre wurden in dem Verhör zur Sprache gebracht, und manches sagte M. aus, auch daß ihm bei dem Unternehmen gegen Dänemark die Insel Gothland zugedacht; anderes aber schob er auf Wullenwever. Am Ende mußte die Ueberrumpelung Warberg's als Grund der Verurtheilung dienen. M. ward enthauptet, geviertheilt, der Leib aufs Rad gelegt (Juni 1536). Ein Bruder Gerd, der in der letzten Zeit ihm zur Seite gestanden, theilte auf Anklagen hin, die Lübeck erhob, dies Schicksal. So endete ein Mann, den wenig rühmliche Eigenschaften zierten, der aber wohl den Tod eines tapferen Kriegsmannes verdient hätte.

Nachrichten in den Lübecker Chroniken des Bonnus, Regkmann und Reimer Koch, den Hamburger Jahrbüchern seit 1531 (Lappenberg, Hamburger Chroniken, S. 300). Briefe von ihm und die Protokolle seines Processes bei C. Paludan Müller, Aktstykker til Nordens historie: Grevefeidens Tid I (1852). Vgl.: Wurm, Die politischen Beziehungen Heinrich VIII. zu Marcus Meyer und Jürgen Wullenwever (1852) und die Darstellung in dem Buche: Jürgen Wullenwever und die Europäische Politik, 3 Bde., 1855—1856.

Waitz.

Meyer: Franz Eduard Moriz M., preußischer Artilleriehauptmann und militärisch-technischer Schriftsteller, wurde am 1. Februar 1798 zu Breslau geboren, trat am 1. Mai 1814 bei der Artillerie in den Dienst, nahm im Feldzuge von 1815 an einigen Gefechten bei den französischen Grenzfestungen theil, stand dann bei der Occupationsarmee und besuchte nach der Heimkehr die allgemeine Kriegsschule. Hier trat er zuerst als Schriftsteller auf, indem er im Militär-Wochenblatt die älteren Ansichten über das Steigen der Raketen bestritt. 1821 kam er nach Breslau in Garnison und wandte sich nun mit verdoppeltem Eifer naturwissenschaftlichen Bestrebungen zu; namentlich beschäftigte er sich damit, den Grundsätzen und Lehren der Chemie mehr Eingang bei der Artillerie zu verschaffen. Auch promovirte er zum Doctor philosophiae; seiner Inauguraldissertation lag der Wunsch zu Grunde, das Verhalten und die Zusammensetzung der Bronze wissenschaftlich zu begründen. 1828 wurde er zum Generalstabe commandirt, 1830 der Artillerieprüfungscommission als technischer Consulent beigeordnet und in demselben Jahre in das Kriegsministerium berufen, wo er sich mit den technischen und besonders mit den chemischen Theilen des Artilleriewesens zu be-

schäftigen hatte, 1838 ward er Mitglied der Artillerieprüfungscommission. In dieser Stellung starb er am 23. Juli 1838 zu Karlsbad. Seine schriftstellerische Thätigkeit, welche durch mehrfache Reisen in fremde Länder und die dort gesammelten Erfahrungen, sowie durch ausgebreitete Sprachkenntnisse gefördert wurde, war eine ebenso ergiebige wie nutzbringende. Außer zahlreichen Abhandlungen in periodischen Blättern schrieb er an selbständigen Werken namentlich: „Erfahrungen über Fabrikation und Haltbarkeit der eisernen und bronzenen Geschütze", 1831; „Feuerwerkerei" und „Vorträge über die Artillerietechnik", 1833; „Grundzüge der Militärchemie", 1834, und 1835 sein auch in das Französische übersetztes Hauptwerk, welches bleibenden Werth hat, das „Handbuch der Geschichte der Feuerwaffentechnik", welchem 1837 ein Nachtrag folgte. Seine Arbeiten zeichnen sich durch scharfe Kritik des Bestehenden und durch Ideenreichthum aus.

Nekrolog im Archiv für die Offiziere des königlich preußischen Artillerie- und Ingenieurcorps, 7. Bd., 2. Heft, Berlin 1838, dessen Mitredacteur er gewesen war. Poten.

Meyer: Rudolf M. von Zürich, 1605—1638, Maler und Radierer, Sohn des Dietrich und Bruder des Konrad M. (o. S. 564 u. 608). Mit unverdrossenem Eifer hat M. den Unterricht seines Vaters gelohnt, aber die Entwickelung des Künstlers wurde schon früh durch körperliche Leiden gehemmt. 1629 begab er sich in die Lehre des Matthäus Merian in Frankfurt a. M. und ein Jahr darauf nach Nürnberg, wo er sich bei einem „Herrn Johann Flauctor, Maler und Gemäldkrämer" bethätigte. Spätestens 1633 muß er wieder in seine Vaterstadt zurückgekehrt sein. Unter den Angehörigen der Meyer'schen Familie, welche die Kunst vertraten, ist M. unstreitig der beweglichste gewesen. Mit Vorliebe hat er Allegorien und Sittenbilder gegeben und gelegentlich auch das Gebiet der legendarischen Schilderungen betreten. Seine bedeutendste Leistung in ersterer Richtung war eine Folge von Todesbildern, die in erster Ausgabe mit Supplementen des Bruders Konrad im J. 1650 erschienen und auch noch zwei spätere Auflagen, Zürich 1657 und 1759 Hamburg und Leipzig erlebten. Diese Bilder sind originell erfunden, frisch radirt und von kräftiger Wirkung der breiten Licht- und Schattenmassen. Ebenfalls von M. stammen die Illustrationen zu Murer's Helvetia sancta, deren meiste er nach Entwürfen des Constanzer Malers Hans Asper radirte, und eine Reihe zum Theil lebensvoller Schilderungen aus dem Soldaten-, Bauern- und Räuberleben, die vermuthen lassen, daß der Meister zum guten Theile aus den Erinnerungen an Selbstgesehenes geschöpft haben möchte. Auch Scenen lasciver Art und Porträte sind in seinem Werke vertreten. Zwei Oelgemälde, ein männliches Bildniß und „Die Verläugnung Christi" besitzt die Künstlergesellschaft in Zürich. Sie bestätigen aber das günstige Urtheil nicht, das Füßli in seiner Geschichte der besten Künstler in der Schweiz über ein drittes Bild, des Meisters Selbstporträt, gefällt hat.

Zur Litteratur vgl. Dietrich Meyer. J. R. Rahn im Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1882, S. 117 ff. J. R. Rahn.

Meyer: Sebastian M. wurde 1465 zu Neuenburg am Rhein geboren, besuchte zuerst die Schulen seiner Vaterstadt, vielleicht auch diejenige zu Schlettstadt, kam dann auf die Universität zu Basel und erlangte hier den Grad eines Doctors der heiligen Schrift. In nicht bekannter Zeit trat er in den Barfüßerorden und wurde Lesemeister des Ordens zu Straßburg. Nach einem Gerüchte, das später gegen ihn herumgeboten wurde, hätte er sich auch „an etlichen orten in Niederland" aufgehalten und „daselbs solliche Irrung und unruw gemacht, damit er hat müssen mit unwillen abscheiden." Es fehlt darüber an jeder zuverlässigen Nachricht. Am 19. October 1521 erscheint er zuerst in Bern, wo er sich in einer Urkunde bezeichnet hat als „Doctor S. M. Custos der Custody

Basel, jetzt Lesmeister des gotzhus zun Barfüßen in Bern.“ Der Franziscanerorden war den Lehren der Reformation im Allgemeinen nicht abgeneigt. Der Gegensatz gegen die Dominicaner, der dabei theilweise zum Grunde lag, war in Bern noch verschärft worden durch den von den Bewohnern noch keineswegs vergessenen Ausgang des skandalösen Jetzerhandels (s. d. Art. Jetzer). M. muß von Anfang an im Sinne der Lehre Luthers aufgetreten sein; er erfuhr in Folge dessen eben so sehr Anfeindung als aufmunternde Zustimmung. Namentlich gewann er das Vertrauen des Rathes der Stadt. Schon 1522 beschied der Diöcesanbischof von Lausanne ihn nebst seinem Freunde, dem Leutpriester Berchtold Haller, zu einem Verhör; allein der Rath verweigerte seine Auslieferung. Im gleichen Jahre trat ein angesehener Mann, der päpstlich gesinnte Wilhelm Zieli, gegen ihn auf, erhob die oben erwähnte Anklage über seine Vergangenheit, schalt ihn einen Ketzer und erklärte öffentlich: er hoffe den Tag zu erleben, daß der Lesmeister verbrannt werde. Der Rath zwang den Zieli zu einem schriftlichen Widerruf und legte ihm eine Geldbuße auf (10. December 1522). Wenige Monate später mußte M. sich neuerdings eine Ehrenerklärung ausstellen lassen betreffend ein Gespräch, durch das er im Frauenkloster zu Fraubrunnen Anstoß gegeben hatte. Auch diesmal nahm der Rath ihn ernstlich in Schutz und stellte ihm überdies in einem an den Ordensprovinzial gerichteten Schreiben vom 7. April 1523 ein glänzendes Zeugniß seiner Zufriedenheit aus. M. war nach Schlettstadt gerufen worden und der Rath besorgte: „daß derselbe Doctor von uns genommen und an andere Ort verordnet werde, dadurch Uns und den Unsern nit kleiner mangel und abgang der göttlichen und evangelischen ler zustan wurde, welche wir geneigten willens zu hören und die nach unserm vermögen zu fördern, auch In und Andere, die uns daran underrichten, zu handhaben und zu schirmen... Sind wir guter Hoffnung, des selben her Doctors ler und predig würde Uns und gemeinem volk zu einem guten christenlichen wäsen zúchen.“ Voll Zuversicht sprach sich M. selbst über den Erfolg seines Wirkens aus in einem Briefe an Vadian in St. Gallen, und wie er 1522 zur Vertheidigung eines Freundes in Solothurn an einer dort abgehaltenen Disputation auftrat, so nahm er im October 1523 Theil an dem ersten Züricher Religionsgespräch. Allein unvorsichtige oder mißverstandene Reden im Frauenkloster zur Insel in Bern in Gesellschaft von B. Haller und D. Thomas Wyttenbach brachten neuerdings eine gewisse Aufregung gegen ihn hervor. Die eingetretene politische Lage, die Furcht des Rathes, durch einseitigen Anschluß an Zürich von seinen übrigen Eidgenossen sich zu trennen und den Bund selbst in Gefahr zu bringen, verstärkten diese Mißstimmung gegen den ungestümen Prediger. Die Dominicaner benutzten dieselbe und beriefen in ihr Haus einen Lesemeister, welcher der Beredsamkeit des Barfüßers gewachsen sein sollte, den Bruder Hans Heim aus Mainz. Der Rath war anfangs damit unzufrieden, beschwerte sich sogar beim Provinzial der Prediger (18. Februar 1524) über Heim, da dieser angeblich beim Jetzerhandel betheiligt gewesen; allein das Gezänk der beiden gegen einander predigenden Mönche, das sich bald in der ganzen Stadt fortsetzte, bewog ihn schließlich, nachdem zwei Eiferer dem Dominicaner während seiner Predigt öffentlich in der Kirche widersprochen hatten, beide Gegner miteinander aus der Stadt zu schicken (26. October 1524). M. ging fort, soll aus seinem Orden ausgetreten sein und sich verheirathet haben. Im November 1525 war er in Basel, wie aus einem Briefe von Oecolampad an Zwingli hervorgeht. Nachher soll er in Augsburg eine Predigerstelle bekleidet haben, und später war er wieder in Straßburg. Doch trat er jetzt in keiner Weise thätig hervor, so daß weder hier noch dort sein Name besonders genannt wird. Umsonst versuchte Haller den Freund wieder nach Bern zu ziehen; erst nach Haller's Tode, 1536, wurde er von den

Bernern neuerdings gerufen. Ein Schreiben des Rathes vom 16. März 1536 bat die Stadtvorsteher von Straßburg, ihren Prediger an Bern zu überlassen, und ein Rathsglied holte ihn ab. Wolfgang Capito und Martin Buzer hatten die Berufung veranlaßt. Es handelte sich für sie um die Vermittelungsversuche zwischen Luther und der Zwingli'schen Abendmahlslehre der oberdeutschen und schweizerischen Städte. M. wurde in den unerquicklichen Streit hineingezogen, der sich daraus in Bern entspann; er stand mit Peter Kunz und Simon Sulzer auf Seite derjenigen, welchen die Möglichkeit einer kirchlichen Einigung der Protestanten eines Opfers an dogmatischer Klarheit werth zu sein schien. Vor den außerordentlichen Synoden in Bern in den Jahren 1536 und 1537 (31. Mai und 16. September) trat er mit aller Schroffheit seines Wesens für diese Ansicht auf und gerieth darob in ernstlichen Zwiespalt mit seinen streng zwinglischen Amtsgenossen Erasmus Ritter und Kaspar Megander. Ein von letzterem gegen ihn gestellter Entlassungsantrag wurde zwar vom Rathe nicht angenommen, der selbst dem Einigungswerke nicht abgeneigt war; vielmehr wurde sein Gegner Megander abgesetzt. Als aber schließlich die Verhandlungen über Annahme der Wittenberger Concordie scheiterten, gestaltete sich Meyer's Wirksamkeit so unerfreulich, daß der alte Mann im Mai 1541 selbst die Enthebung von seinem Amte verlangte. Sein Ende ist wie sein Anfang in Dunkel gehüllt. Er zog wieder nach Straßburg und soll dort im J. 1545 beinahe 80 Jahre alt gestorben sein. Der bedeutsamste Theil seines Lebens fällt jedenfalls auf seinen ersten, wenn auch kurzen Aufenthalt in Bern, wo er als derjenige gilt, der zuerst im Sinne der Reformation gepredigt habe. — Nebst einigen Briefen, die zum Theil in der Ausgabe der Werke Zwingli's abgedruckt sind, schrieb er einen Widerruf der Lehren, die er vordem zu Straßburg in seinem Kloster gepredigt habe, in 10 Sätzen, Straßburg 1524; gemeinsam mit Haller und unter Beihülfe Zwingli's einen polemischen Commentar zu dem Hirtenbriefe, den der Bischof von Constanz aus Anlaß der Uebertretungen der Fastengebote in Zürich 1523 erließ, in deutscher Sprache, in Basel gedruckt; ferner Commentare zur Offenbarung Johannis („In apocalypsin Johannis apostoli D. S. M. ecclesiastae Bernensis Commentarius“, Tiguri 1539), zu den Corintherbriefen (von Straßburg aus 1543 dem Rathe von Bern zugeeignet) und zum Briefe an die Galater („Annotationes breves etc.“), gedruckt erst nach des Verfassers Tode in Bern 1546.

Scheurer, Bernisches Mausoleum, Bern 1740. — Kuhn, Die Reformatoren Berns, 1828 (S. 85—131). — Wirz, Helvetische Kirchengeschichte, Bd. IV. — Valerius Anshelm's Berner Chronik, Bd. VI. — v. Tillier, Geschichte von Bern, Bd. III. — v. Stürler, Urkunden zur Bernischen Kirchenreform, im Archiv des hist. Vereins von Bern, 1862. — Hundeshagen, Der Conflikt des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der Bernischen Landeskirche 1532—1558, Bern 1842. — Zwingli's Werke, hrsg. von Schuler u. Schultheß, Bd. VII. — Die Biographien Berchtold Haller's (s. d. Art.). — M. Stettler, Berner Chronik, handschriftlich in der Berner Stadtbibliothek. — Originalakten des Berner Staatsarchivs. Blösch.

Meyer: Sigismund M. (Mayer, gewöhnlich aber Mayr) de Marchsam, d. h. Marchsheim bei Donauwörth, erscheint zuerst im J. 1493 als Buchdrucker in Rom, wo er in dem genannten und dem folgenden Jahre beziehungsweise, wenn der Druck Panzer II. 513, 558 mit Recht ihm zugeschrieben wird, auch 1495 in Gesellschaft mit Joh. Besicken (Bd. II S. 554) druckte. Es sind übrigens nur vier beziehungsweise fünf Werke bekannt, welche aus dieser vereinigten Presse hervorgegangen sind. Mit dem Jahre 1495 verschwindet M., um erst 1504 in Neapel wieder aufzutauchen. Hier aber hat er noch eine lange, bis zum Jahre 1517 reichende und ziemlich bedeutende Thätigkeit entwickelt.

Panzer kennt nicht weniger als 18 neapolitanische Drucke, welche seinen Namen tragen und dazu kommt jedenfalls noch ein weiterer, der von Brunet, Manuel 5 éd. IV, 807 aufgeführt ist. Es sind fast durchaus Werke italienischer Humanisten, namentlich solche poetischen Inhalts. Die Schriften des Joh. Jovianus Pontanus, von welchen Petrus Summontius nach und nach eine ganze Serie bei M. drucken ließ, verdienen dabei besonders hervorgehoben zu werden. Als M. 1517 starb, führte seine Wittwe Katharina de Silvestro jedenfalls bis 1523 das Geschäft fort. Doch kennt man nur vier Druckwerke, welche mit dem Namen dieser Frau gezeichnet sind. Von 1526 ab nennt sich als Erbe von Meyer's Officin Evangelista di Presenzani von Pavia, ein früherer Gehilfe des Meisters, der vermuthlich durch Heirath, sei es mit der Wittwe, sei es mit einer Tochter desselben in den Besitz der Druckerei gekommen ist.

Hain, Repert. bibliogr. 8547, 11 213, 11 934, 13 311 (vgl. 12 524). Panzer, Ann. typogr. II. 507, 511, 513; VII. 424—430.

Steiff.

Meyer: Simon Christoph M., Liederdichter. M. ist am 30. Januar 1719 zu Langensalza, wie das dortige Taufregister aufweist, getauft worden, war also wol am 29. Januar 1719 geboren. Er ist der Sohn des Knopfmachers Dietrich Ludolph M. Von seinem Leben ist nur ganz weniges bekannt. Schon in Langensalza scheint er in Verbindung mit der Brüdergemeine gestanden zu haben. Ein Verbot der Privatversammlungen im J. 1739 trieb ihn von seinem Geburtsort weg. Er kam zu den Brüdern in der Wetterau. Später finden wir ihn im Dienste bei den pennsylvanischen Gemeinden. Wann und wo er gestorben ist, war nicht zu ermitteln. Ein „Lebenslauf" des Mannes hat sich auch im Archive zu Herrnhut nicht vorgefunden. Von seinen geistlichen Liedern haben sich noch sechs im Gebrauch der Brüdergemeine erhalten, allerdings nicht ganz in der Form, die ihnen M. selbst gegeben hat. Das bekannteste derselben ist: „Wenn es sollt der Welt nachgehen" (Nr. 1018 des Brüdergesangbuches von 1850), zuerst gedruckt im 8. Anhange des christlichen Gesangbuches der evangelischen Brüdergemeinde von 1735, zum dritten Mal aufgelegt . . . o. O. 1741, 8°, S. 1234, Nr. 1370. Seine übrigen Lieder (Nr. 548. 8, 1037. 1077, 3. 1631. 1444 Brüdergesangbuch von 1850) sind zuerst gedruckt im 11. Anhang des Gesangbuches von 1741.

Vgl. Historische Nachricht vom Brüdergesangbuche des Jahres 1778 und von dessen Liederverfassern, Gnadau 1835, 8°, S. 222.

H. A. Lier.

Meyer: Joh. Rud. Valentin M., geb. 1725 zu Luzern, † im December 1808 im Kloster Rheinau. Durch seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit sowol als durch merkwürdigen Wechsel des Schicksals zählt dieser luzernische Staatsmann zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen aus den Aristokratien der katholischen souveränen Schweizer-Städte im 18. Jahrhundert. Einerseits Führer einer bestimmten Gruppe innerhalb der inneren Parteiungen der erblichen Geschlechterherrschaft, und gerade dadurch andererseits das Haupt einer in der Bewachung der äußeren Beziehungen der staatlichen Autorität zur katholischen Kirche ausgesprochen oppositionellen Richtung, dabei von großer geistiger Schärfe, bedeutender litterarischer und rhetorischer Gewandtheit, war M. ganz dazu geschaffen, seinem heimischen Gemeinwesen zeitweise im Sinne einer auf Aufklärung gestützten Staatsallgewalt einen individuellen Stempel aufzudrücken. Die Anfänge seines öffentlichen Auftretens fielen allerdings in eine für den ehrgeizigen jungen Mann ungünstige Zeit; denn Meyer's Vater, der Kornamtmann Leodegar M., leichtsinnig, verschwenderisch, hatte, nachdem 1742 ein beträchtliches Deficit in seiner Verwaltung sich herausgestellt, schimpfliche Entsetzung und Ver-

bannung über sich ergehen lassen müssen. M. kehrte aus piemontesischem Kriegsdienste trotzdem nach Luzern zurück, entschlossen, sich dessenungeachtet durch Fleiß und Beharrlichkeit eine politische Laufbahn zu eröffnen. Als Mitglied des Großen Rathes und Rathschreiber fand M. seit 1759 Gelegenheit, theils ein an die Beraubung des Staatsschatzes im Wasserthurm, 1758, neu sich anschließendes Verbrechen an Staatsgeldern aufzudecken, theils dabei an einer der seinigen feindlichen Familie aus dem Patriciate Vergeltung zu üben. Es handelte sich um die Amtsführung des Staatsseckelmeisters Schumacher, der früher zu Leodegar Meyer's Sturze wesentlich mitgewirkt hatte, und M. vermochte es, trotz aller ihm entgegengestellter Schwierigkeiten, unehrlicher Anstrengungen, Schumacher's Verschuldung zu verdecken, daß eine strenge Untersuchung angestellt wurde, welche endlich 1762 zur schimpflichen Verurtheilung Schumacher's führte. Eine auf Meyer's Antrieb bestellte beständige Oekonomiecommission sollte über der öffentlichen Verwaltung wachen, und bald kam es zur Verurtheilung auch des Oberzeugherrn Schumacher. Als Mitglied des Kleinen Rathes, seit 1763, errang nun M. eine immer zunehmende Einwirkung auf die öffentlichen Angelegenheiten, und es war eine persönliche Genugthuung für ihn, daß er für den verbannten Vater wenigstens eine Erleichterung des Urtheils alsbald erzielte. Dagegen wirft die Art und Weise, wie M. 1764 in dem gegen Placid Schumacher, den Sohn des gestürzten Staatsseckelmeisters — ein allerdings sehr anrüchiges Individuum — angestrengten, zu einer Hauptstaatsangelegenheit aufgebauschten Processe leitend vorging und dadurch des Gegners Hinrichtung herbeiführte, einen Schatten auf dessen Charakter. Doch nach diesem neuen Siege nannten nun Schmeichler den so hoch talentvollen, viel vermögenden Mann „den Göttlichen“. Allerlei Verbesserungen, Neuerungen gingen von ihm aus. Ganz besonders aber schritt M. jetzt auf dem Gebiete der kirchlichen Fragen entschieden vor. Als 1768 die anonym in Zürich gedruckte Schrift des Luzerners Felix Balthasar (vgl. Bd. II S. 32, wo statt 1763 zu lesen ist: 1768) „De Helvetiorum juribus circa sacra“ durch ihre historischen Beweisführungen Verwahrungen des Bischofs von Constanz zur Folge hatte und die Luzerner Obrigkeit sich weigerte, die Schrift zu unterdrücken, fing schon die M. feindliche Partei unter den Räthen, gestützt auf Geistlichkeit und Landvolk, sich gegen die Freidenker zu regen an, und als man vollends aus den 1769 erschienenen „Reflexionen über die Zuträglichkeit der Aufhebung oder Beschränkung der regulären Orden in der Eidgenossenschaft“ den Stil Meyer's entnehmen zu können glaubte, wurde der Sturm laut. Die Schumacher'sche Partei, Neider aller Art, wagten sich wieder hervor, vollends als eine beißend ironische scheinbare „Widerlegung“ der „Reflexionen“, welche Reform der Klöster empfahl, noch bestimmter auf M. zurückgeführt wurde. Eine Partei der „Conföderirten“ eröffnete unter der Fahne der Religionsgefahr den Kampf gegen den geistig überlegenen, doch gerade jetzt überdies durch Kränklichkeit auf seinem Landgute festgehaltenen Gegner. Eingeschüchtert gab die eigene Partei ihren Führer preis angesichts der gänzlichen Verwandelung der öffentlichen Stimmung. M. wurde am 23. September 1769 nach Luzern hereingeholt und unter Aeußerungen des Hohns und allgemeiner Abneigung in sein Haus in Gewahrsam gebracht; in den nächsten Tagen verbrannte ein Rathsrichter vor großer Volksmenge die beiden „das Gift des Unglaubens“ verbreitenden Büchlein. Die Angelegenheit endigte am 21. Februar 1770 mit einem Verfahren, das mit Recht als eine Art Ostrakismus erklärt worden ist. Der Große Rath beschloß zur Beschwichtigung der verderblichen Aufregung eine „Pacification“; ein Freund des bedrohten Staatsmanns sollte denselben bereden, eine freiwillige Verbannung aus dem Gebiete Luzerns über sich ergehen zu lassen. Am 12. März wurde M., mit Vorbehalt der Rathsstelle und der Gefälle derselben, auf 15 Jahre verbannt. Der

Inhalt der schon am 25. Februar vereinbarten sogenannten „Constitutionen“, der Umstand, daß noch 1770 dem verbannten Seckelmeister Schumacher der Rückweg nach Luzern in sehr milder Weise eröffnet wurde, bewiesen, daß das Ausscheiden des zu mächtig gewordenen, gefürchteten Staatsmannes einer Verschlechterung der öffentlichen Moral gleich zu achten war. M. ging nach dem von ihm angekauften, auf dem schwäbischen Boden zunächst der Schweizer Grenze, oberhalb Stein, bei Oehningen am Rhein gelegenen Schlosse Oberstaad und kehrte wirklich erst 1785 nach Luzern zurück, wo er nun in den öffentlichen Wirkungskreis wieder eintrat. Bis zur Staatsumwälzung von 1798 blieb er einflußreiches Rathsmitglied, ohne jedoch die frühere glänzende Stellung neu zu gewinnen; auch nahm er wieder, wie früher vor seiner Verbannung, was ihm auch übel angerechnet worden, an den Versammlungen der Schinznacher Helvetischen Gesellschaft Theil. In den Verhältnissen der neugewordenen Zeit fand sich der Greis nicht mehr zurecht, soviel wenigstens aus seinem ganz unbedeutenden Büchlein „Mancherlei in Reimen oder Versen“ hervorgeht. Bei seinem Bruder, dem Abte Bernhard III. (seit 1789), weilte M. zu Rheinau und starb dort im dritten Jahre nach des Abtes Tode.

Vgl. besonders K. Pfyffer, Geschichte der Stadt und des Kantons Luzern, Bd. I S. 488 ff., sowie speciell Fel. Balthasar, Der Neunundsechziger Handel zu Luzern (in der „Helvetia“, Bd. I S. 193 ff., 1823).

Meyer von Knonau.

Meyer von Knonau: Gerold Ludwig M. v. K., schweizerischer Geschichtsforscher und Geograph, geb. am 2. März 1804, † am 1. November 1858 in Zürich. Der ältere Sohn des Ludwig M. v. K. (s. d. Art.), wurde M. v. K. auf den zürcherischen Schulen gebildet und ging im Frühjahr 1824 mit seinem höchst talentvollen, 1865 nach längerer völliger Zurückgezogenheit in das Privatleben verstorbenen Bruder Konrad zur Fortsetzung seiner — voran cameralistischen — Studien nach Berlin. Aber wie er schon vor seiner Abreise als Stud. juris einen wohlgeordneten und brauchbaren „Abriß der Erdbeschreibung und Staatskunde der Schweiz“ (Zürich 1824) edirt und denselben Joh. Gottfried Ebel (s. Bd. V S. 518 und 519) gewidmet hatte, so trat er auch in Berlin in Fortsetzung seiner geographischen Beschäftigungen in engere Beziehungen zu Ritter. Nach einem längeren Aufenthalte in Frankreich kehrte er 1827 nach Zürich zurück, wo er nunmehr zehn Jahre hindurch, dabei auch verschiedenartigen gemeinnützigen Arbeiten und Zwecken sich hingebend, im Verwaltungsfache der Kanzleithätigkeit sich widmete. Daneben ging eine eifrige schriftstellerische Beschäftigung. Jener frühere „Abriß“ wurde zu einer zweibändigen „Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft“ (Zürich 1838 und 1839), einem zu seiner Zeit sehr vielfach beliebten „Handbuche“, erweitert. Vorzüglich aber entwarf M. v. K. für die Buchhandlung Huber & Co. in St. Gallen den Plan für eine umfassende Schilderung der Schweiz, für eine „ausführliche Statistik, die zugleich auch als Anleitung für Reisende zu dienen geeignet sei, eine Statistik, die ein möglichst treues Bild unseres Vaterlandes nicht nur nach seinem jetzigen, sondern auch nach seinem früheren Zustande verschaffe“, und er ging hierin in maßgebender, mustergiltiger Weise voran, wie denn z. B. die bairische Landes- und Volksschilderung in der „Bavaria“ im Ganzen dem für diese schweizerische Sammlung erheblich früher aufgestellten Arbeitsplane entspricht. Er gewann einerseits eine Reihe sehr tüchtiger Mitarbeiter, so für Glarus Blumer und Heer, für Thurgau Pupikofer, für Tessin Franseini, für Waadt Vulliemin; andererseits bearbeitete er selbst 1834 in diesen „Historisch-geographisch-statistischen Gemälden der Schweiz“ zuerst seinen Heimathskanton Zürich, dann 1835 den Kanton Schwyz, und 1844 und 1846 erschien das erste Werk, jetzt zweibändig, als eine durchaus neue

Arbeit. Eine reiche Fülle von Materialien war zu einer allseitig belehrenden Beschreibung verwerthet und dabei der allgemein verständliche Ton des „Haus- und Handbuches" vorzüglich getroffen. Aber noch populärer waren andere gleichzeitige Schriften gehalten, so besonders kleinere biographische Arbeiten, darunter ein Büchlein über Anna Reinhard (Zürich 1835) und eine in jenen Jahren beliebte und verbreitete, von lithographischen Tafeln begleitete Sammlung unter dem Titel „Heldinnen des Schweizerlands" (Zürich 1833). 1837 aber wurde M. v. K., nachdem einige Zeit hindurch Registratoren ohne höhere wissenschaftliche Bildung das reiche zürcherische Archiv verwaltet hatten, als Staatsarchivar an dasselbe berufen, und im gleichen Jahre verheirathete er sich mit Emer. Meyer von Zürich, einer Frau, welche ächteste Weiblichkeit mit großen geistigen Gaben verband und die Arbeiten ihres Gatten in verständnißvoller Theilnahme förderte und unterstützte († 1871). Neben der Neuordnung des Archivs und Arbeiten für die Benutzung desselben insbesondere wissenschaftlicher Art, die ihn bis zu seinem Tode beschäftigten, ging für M. v. K. eine mit den Jahren stets vielseitiger werdende litterarische Thätigkeit parallel. Schon seit längerer Zeit mit statistischen Studien beschäftigt, nahm er an den durch internationale Anknüpfungen geschehenden Veranstaltungen in den Fünfziger Jahren regen Antheil. Für die allgemeine geschichtforschende Gesellschaft der Schweiz wurde in deren „Archiv", Bd. I—IV, über die Jahre 1840—1845, Gottl Eman. v. Haller's „Bibliothek der Schweizergeschichte" fortgesetzt, in den „Regesten der Archive in der schweizerischen Eidgenossenschaft" (in Bd. I) 1850 die Edition des Archivs des Cistercienserklosters Cappel übernommen, nachdem schon 1843 im „Archiv", Bd. I die Regesten der im Kanton Zürich liegenden Kaiserurkunden, bis 1400, erschienen waren. Als Gabe an einen engeren Kreis wurde 1847 die Schrift „Die Böcke, ein Beitrag zur zürcherischen Familien- und Sittengeschichte" veröffentlicht. Im Auftrage der Bundesbehörden trat M. v. K. 1852 an die Spitze der neu aufgenommenen Arbeiten für die Veröffentlichung der Sammlung der älteren eidgenössischen Abschiede und gab 1856 selbst, nach dem mit den Mitarbeitern festgestellten Plane, zuerst Bd. VIII, den letzten der ganzen Reihe (über die Jahre 1778—1798) heraus. Auch für die Numismatik interessirte er sich, besonders um die bei der eidgenössischen Münzveränderung 1852 verschwindenden älteren schweizerischen Münzen zu registriren und zu sammeln, und ließ das Verzeichniß der „Schweizerischen Münzen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart" erscheinen. Der von J. C. Vögelin begonnene Atlas zur Geschichte der Schweiz wurde fortgesetzt; für den „Geschichtsfreund" des historischen Vereins der fünf Orte, für das in Gemeinschaft mit dem Freunde Sal. Vögelin für 1858 begründete Zürcher Taschenbuch wurden Beiträge beigesteuert; weitere umfassende litterarische Projecte, für welche mehrfach umfassende Materialien gesammelt waren, beschäftigten den unermüdeten Arbeiter. Da kehrte er von einer größeren Reise, wie denn solche, insbesondere auch durch stete Erweiterung eines ausgedehnten Kreises von Correspondenten und Freunden, ihm zur besonderen Erholung gereichten, krank zurück und erlag der verzehrenden Heftigkeit des typhösen Anfalls.

Vgl. Worte des Andenkens (der Wittwe) vor dem Zürcher Taschenbuch für 1859. Meyer von Knonau.

Meyer von Knonau: Joh. Ludwig M., geb. den 5. Juli 1705, † Ende October 1785, Dichter und Maler, Gerichtsherr zu Weiningen. — Die Familie M. v. K. trägt ihren Namen von der Verwaltung des Meieramtes auf dem Grundbesitze der Aebtissin des im Gasterlande liegenden Stiftes Schännis (einer Stiftung der Grafen von Lenzburg) zu Knonau (im jetzigen Kanton Zürich, an der Grenze gegen Zug): 1240 erscheint zuerst urkundlich ein Wernherus villicus

de Chuonowo. Doch schon im 14. Jahrhundert siedelte sich das Geschlecht auch in Zürich an und stieg da bald zu ansehnlicher Stellung empor (Johannes war Bürgermeister 1393 bis 1409). Doch wurden auch die Güter zu Knonau bis 1512 beibehalten, in welchem Jahre Gerold (gest. 1518), ein in den staatlichen Angelegenheiten vielfach thätiger Mann, seinen ganzen dortigen Besitz an den Staat Zürich verkaufte, aus Aerger darüber, daß sein Sohn nicht eine adelige Thurgauerin, sondern die Zürcher Bürgerstochter Anna Reinhard, welche nachher in zweiter Ehe die Gattin Zwingli's wurde, geheirathet hatte. Dem Sohne des Enterbten, der frühe starb, wandte der Großvater nachher seine Gunst wieder zu, und diesem Gerold, seinem nachmaligen Stiefsohne, widmete Zwingli 1523 sein einziges pädagogisches Werk, das in der nachherigen deutschen Uebersetzung sogenannte „Lehrbüchlein": „Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint". Tapfer kämpfend besiegelte 1531 der im 22. Jahre stehende hoffnungsvolle junge Familienvater neben dem Reformator in der Schlacht bei Cappel mit dem Tode seine Ueberzeugung, und ein gleichzeitiges Volkslied hob ihn eigens hervor: „Junker Gerolt Meyer, syns lybs ein starker man, vil stich und streichen that er; sampt andren fuor er dran". Nach den hinterlassenen Söhnen dieses Gerold — dem gelehrten Wilhelm und Gerold (gest. 1570 und 1569) — fesselt erst die durchaus eigenthümliche Persönlichkeit des in sechster Generation von Wilhelm abstammenden Hans Ludwig, im 18. Jahrhundert, von Neuem die Aufmerksamkeit. (Eine 1747 durch Kaiser Franz I. in einem neu ertheilten Adelsdiplome mit dem Prädicate „zu Knonow" ausgestattete, in der Lausitz ansässige Familie, eines allerdings vielleicht aus Zürich stammenden Andreas Meyer, ist ohne jegliche gültig irgendwie nachweisbare Beziehung.) — Die M. v. K. halten durch Kauf seit 1432 und 1435 die im Limmatthale unterhalb Zürich liegenden Vogteien Oetwil und Weiningen inne, und weil diese Gerichtsherrschaften außerhalb der zürcherischen Kantonalgrenze auf dem Boden der eidgenössischen gemeinen Herrschaft Baden lagen, so genossen deren Gerichtsherren hier durch die Verwaltung ihrer feudalen Rechte größere Selbständigkeit, während im Uebrigen zu Zürich die gewisse Mißgunst der zünftigen Mitbürger gegen die „Junkerfamilien" auch auf ihnen lag. Nur unter den für Weiningen bestehenden Verhältnissen konnte sich Hans Ludwig zu der originalen Erscheinung entwickeln, als welche er in der Litteraturgeschichte in dem Bodmer'schen Kreise entgegentritt. In eigenartiger Ausprägung zeigt er in sich den Einfluß der reichen Anregungen, wie sie, von Bodmer und Breitinger ausgehend, Zürich im 18. Jahrhundert aus einer vorangegangenen Erschlaffung wieder kräftig emporhoben. Ein eifriger Jäger, ein feiner Beobachter und gründlicher Kenner der Natur, war der Landedelmann vom Schlosse Weiningen ganz geschaffen, um auf dem allerdings eingeschränkten, aber von dem ästhetisch-kritischen Freundespaare in Zürich ganz besonders betonten und dem Zeitgeschmacke in vorzüglicher Weise entsprechenden Gebiete der Thierfabel die Theorien der Zürcher „Maler" in individuell selbständiger Arbeit zu illustriren. Das durch Bodmer mit einer Einleitung empfohlene Buch: „Ein halbes Hundert Neuer Fabeln" erschien zuerst 1744, dann in neuen Auflagen durch einen „Anhang" und hernach durch acht weitere Stücke vermehrt 1754, 1757 und noch drei Male bis 1773; schon 1757 waren auch 58 Kupfertafeln beigegeben. Denn der Dichter, später unterstützt von seinem 1771 mit seiner Verheirathung als Landschreiber nach Weiningen gezogenen Schwiegersohne, dem Landschafter Heinrich Hirzel (vgl. Bd. XII, S. 493), widmete sich auch der Malerei und bewies dabei wieder voran seine eingehende Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des Naturlebens. Mörikofer urtheilt in der „Schweizerischen Litteratur des 18. Jahrhunderts" (S. 280—282) sehr zutreffend von

diesen Fabeln: „Es duftet darin gleichsam ein Waldgeruch“. Insoweit unterschied sich der Dichter sehr wesentlich von dem gelehrten Theoretiker Bodmer, der, nicht zum Vortheile desselben, dessen Fabeln in seine litterarischen Fehden hineinmischte. Uebrigens wußte auch M. v. K., bei aller in der eifrigen Correspondenz zu Tage tretenden Verehrung für Bodmer, sich hier gleichfalls völlig selbständig zu halten, wie er denn überall, als aufgeklärter Landwirth, als patriarchalisch waltender Herr seiner Unterthanen, als freimüthiger, oft sehr scharfer Beurtheiler öffentlicher Dinge — der mystisch angehauchte, nichts weniger als unreligiöse Mann hielt gegenüber Auswüchsen im kirchlichen Leben beider Confessionen seinen Tadel nie zurück — durchaus unabhängig sich hielt. Auch Wieland war mit der Gutsherrschaft in Weiningen befreundet und redet in der „Euthanasia“ von der Frau, in den „Sympathien“ von einer Tochter — „Cyane“ — des Gerichtsherrn.

Vgl. die Schilderung des Fabeldichters durch seinen Enkel in „Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau“ (S. 23—27), sowie den Aufsatz von Scherer und d. Verf. d. Art. in der Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Litteratur, Bd. XX, S. 355 ff., endlich in des Verf. d. Art.: Aus einer zürcherischen Familienchronik, 1884 (wo überhaupt Züge aus der Entwickelung vom 13. Jahrhundert bis 1798), S. 60 ff.

Meyer von Knonau.

Meyer von Knonau: Ludwig M. v. K., schweizerischer Staatsmann und Geschichtsschreiber, geb. am 12. September 1769, † am 21. September 1841 zu Zürich. — Ein Enkel des Joh. Ludwig M. v. K. (s. d. Art.), war M. v. K. ein Sohn des Hans Kaspar M. v. K. (seit 1778 zürcherischer Rathsherr, † 1808): er sagte selbst über diesen seinen Vater, daß derselbe sich in seinem Auftreten zwar wenig von den anderen zürcherischen Staatsmännern unterschieden habe, aber in seiner selbständigen, durch geschichtliche Kunde geläuterten Denkungsweise von der Heerstraße seiner Collegen abgewichen sei. Schon 1771 folgte der Sohn mit der ganzen Familie dem auf die sechsjährige Verwaltungszeit als Landvogt des zürcherischen Gebietstheiles Eglisau ernannten Vater in das landvögtliche Schloß dorthin nach, und hier am Rheine gewann der Knabe die ersten bleibenden Jugendeindrücke, sowie durch öftere Theilnahme an der hier sehr ergiebigen Jagd förderliche körperliche Stärkung. Auch nach der Rückkehr nach Zürich dauerte der häusliche Unterricht, die Absonderung von anderen Kindern, noch einige Zeit fort und führte zu vielfach zielloser, andererseits aber auch anregender Vielleserei. Dann machte M. v. K. von 1780 an nicht den gewöhnlichen Gang der damaligen Zürcher Schulen durch, was jedoch bei deren ungenügend gewordenen Gestalt eher zum Vortheile gereichte: am meisten versicherte er dem vorzüglichen philologischen Lehrer Steinbrüchel zu bleibendem Danke verpflichtet zu sein. Von 1789 auf 1790 folgte noch ein Studienjahr in Halle, wo vorzüglich Fr. Aug. Wolf Anziehungskraft ausübte; daran schloß sich eine Reise über Berlin, durch die Niederlande und Frankreich, die bereits im Stadium der Revolution sich befanden — die Reisenden waren bei dem großen Föderationsfeste vom 14. Juli 1790 anwesend —, über Genua wieder nach der Heimath. In der zu jener Zeit gewohnten Weise trat nun der zurückgekehrte junge Mann in den Staatsdienst ein, indem er sowol auf der Staatscanzlei arbeitete, als auch auf dem gerichtlichen Felde sich zu bethätigen begann. Zugleich aber setzte er auch seine wissenschaftlichen Bestrebungen fort — 1794 z. B. war er einer der Zuhörer eines Privatcollegiums Fichte's — und war ihm Gelegenheit geboten, sich auch selbständig auf dem Boden der Praxis zu erproben. Denn geärgert durch die steten Eingriffe theils der zürcherischen Behörden, theils der landvögtlichen Gewalt der gemeinen Herrschaft Baden, hatte der Vater an M. v. K. die Verwaltung der Familienherrschaften Weiningen

und Oetwil (vgl. S. 620) übertragen, und so war in dieser eigenthümlichen feudalen Kleinwelt Gelegenheit zu manchen Erfahrungen, sowie zu näherer Bekanntschaft mit den Interessen der Landwirthschaft geboten. Als Secretär der landwirthschaftlichen Abtheilung der naturforschenden Gesellschaft trat M. v. K. zu Hans Kaspar Hirzel (vgl. Bd. XII, S. 486) in nähere Beziehung und gab selbst 1794 eine „Anleitung zum Weinbau" heraus. Inzwischen wurde er 1793 als Stetrichter im Vogtgerichte ernannt, 1795 mit einem Notariate betraut. Aber die Ereignisse der großen Umwälzung im Westen fingen nun an, auch die Schweiz, und in deren Osten besonders den Kanton Zürich, in ihren Wirbel hineinzuziehen, und als 1795 die Bewegung in Stäfa Maßnahmen der Regierung herbeiführte (vgl. Bd. III, S. 24), hatte M. v. K. als Secretär der bestellten Commission mitzuwirken. Doch besonders lehrreich gestaltete sich 1797 eine diplomatische Sendung nach St. Gallen, zum Behufe der Intervention von der Seite der vier Schirmorte, zwischen dem Fürstabte Pankraz und seinen Unterthanen, wobei M. v. K. das Secretariat der Repräsentantschaft zu übernehmen hatte. Ganz am Beginne des folgenden Jahres 1798 endlich begleitete er als Secretär des ersten — zürcherischen — Gesandten eine durchaus aussichtslose Botschaft an den Congreß zu Rastatt, welcher selbst, wie schon auf dem Hinwege zu Basel von dem dort weilenden fränkischen Abgeordneten, Bürger Mengaud, vernommen werden konnte, nichts als ein Blendwerk war. Als die zürcherischen Mitglieder der Abordnung am 17. Februar wieder zu Hause anlangten, fanden sie in ihrem Kanton die Staatsumwälzung schon im vollen Gange.

M. v. K. hatte zu denjenigen jüngeren Angehörigen der Stadt Zürich gezählt, welche die Nothwendigkeit einer Aenderung, das Aufhören der städtischen Vorrechte gegenüber der Landschaft, schon vor dem Eintreten der Nöthigung zum Verzichte, klar eingesehen hatten. Zum Theil hing das mit seiner genaueren Bekanntschaft mit der Lage der Landbewohner, von der Herrschaft Weiningen her, zusammen, während andererseits das sicher vorauszusehende Erlöschen der dort bisher genossenen Rechte eine bedeutende Einbuße in Aussicht stellte: mit Fug und Recht konnte er später betonen, er habe seine Einlaßkarte in die neue Ordnung der Dinge, durch diesen Verlust der Patrimonialherrschaften, theurer, als kein Anderer im Lande Zürich bezahlt. Einzig das Gewaltsame des Ueberganges, und vorzüglich der Umstand, daß die Umwälzung die Folge fremder Einwirkung, der französischen Invasion, sein sollte, machten peinlichen Eindruck auf ihn. Hinsichtlich der Frage der Neugestaltung der gesammtschweizerischen Dinge zählte er in der nun beginnenden Zeit der helvetischen Einheitsverfassung zu den gemäßigten Unitariern. Als er als Districtsrichter in die neu gebildeten helvetischen Behörden 1798 erwählt wurde, entzog er sich dem Rufe nicht und legte seine seit kurzer Zeit übernommene Stelle bei der neuzusammengesetzten zürcherischen Verwaltungskammer wieder nieder. Von der vorübergehenden Herstellung, nach Abwerfung der helvetischen Ordnung, zwischen den beiden Schlachten bei Zürich 1799, in der Zeit der Anwesenheit österreichischer und russischer Truppen (vgl. Bd. XIII, S. 207 u. 208), hatte er gedeihliche Dauer nicht erwartet; aber daß die nach Rückkehr der Franzosen auch über Zürich wieder zur Macht gelangten helvetischen Gewalthaber sich vor seiner selbständigen Haltung scheuten, ging daraus hervor, daß das vom 17. October datirte terroristische Absetzungsdecret des helvetischen Directoriums gegen eine Anzahl helvetischer Beamten auch ihn traf. Nach dieser Erfahrung trat er im November in die zürcherische Municipalität ein; aber weit erwünschter war ihm kurz darauf die Wahl als Mitglied des Kantonsgerichtes, im Januar 1800, in welcher Behörde er nun auch bald den ihm geistesverwandten Winterthurer Humoristen Ulrich Hegner

kennen und schätzen lernte (vgl. Bd. XI, S. 289). — Auf dem Boden dieses Wirkungskreises, der ihm bald so lieb wurde, daß er weitere Aufträge, so im September 1801 eine Mission als Regierungscommissär des helvetischen Vollziehungsrathes nach Rätien, ausschlug, gewann M. v. K. bald einen umfassenden Einblick, und die Ueberzeugung von vorliegenden Mißverhältnissen bewog ihn auch 1802 zu einer litterarischen Kundgebung: „Bemerkungen über die Gebrechen des helvetischen Criminal-Wesens“. Inzwischen rückte das Ende des als immer unhaltbarer sich herausstellenden helvetischen Systemes heran. Als helvetischer Beamter und nach seiner gesammten Auffassung und Stellung hatte sich M. v. K. im September 1802 von der Insurrection der Stadt Zürich gegen die helvetische Regierung durchaus ferne gehalten; dagegen sah er nachher auch ohne großes Bedauern das Ende dieser Regierung herannahen, da dieselbe die öffentliche Achtung und das Zutrauen verloren hatte. Das Einschreiten des französischen ersten Consuls erachtete er als eine Wohlthat für die Schweiz, da dieselbe sonst der Anarchie anheimgefallen wäre. Doch gab er Anfang 1803 bei der ihm ganz unerwarteten Ernennung als Mitglied der Siebener-Commission für Organisation des Kantons Zürich auf Grund der neuen der Mediationsacte entsprechenden Verfassung und für Uebernahme der Regierung bis zur Einführung der Verfassung selbst seine Ablehnung.

Bei den Neuwahlen der Behörden wurde M. v. K. Mitglied des Großen Rathes, trat aber keiner der beiden sich scharf sondernden Parteien — der Aristokraten und Demokraten — bei. Gerade aus diesem Grunde, um freier zu sein, nahm er auch gerne im April 1803 die Wahl in die neu bestellte oberrichterliche Behörde an (im November 1802 hatte er, als er die früheren Behörden immer mehr des Ansehens verlustig sah, sein Amt als Kantonsrichter niedergelegt), und er bewirkte, um den ihm bekannten bevormundenden Gelüsten des in seinen Befugnissen sehr fest stehenden Kleinen Rathes auch schon äußerlich einen Damm zu setzen, daß sich das neue Tribunal den Namen Obergericht gab. In dieser richterlichen Stellung vermochte er 1804 nach Niederwerfung der demokratischen Insurrection im Kanton Zürich mehrfach ermäßigend einzugreifen. Als Präsident des Ehegerichtes, seit 1804, hatte M. v. K. außerdem für die Umarbeitung des Matrimonialgesetzbuches seine Thätigkeit einzusetzen. Ebenso gehörte er seit 1799 und wieder neu gewählt seit 1803, dem Erziehungsrathe an. Aber die nicht gesuchte Wahl in den Kleinen Rath am 13. Septbr. 1805 führte ihn nun dazu, die ihm erwünschtere richterliche Stellung aufzugeben. Als Rathsmitglied verpflichtete sich M. v. K. wieder auf keine ausgesprochene Partei, und er sah, theils um dieses Umstandes willen, theils da seine freie Auffassung der Dinge vielfach von vornherein beargwöhnt wurde, oft seine Rathschläge unterliegen. Dennoch gelang es ihm als Mitglied der Finanzcommission mit 1807 die Vorlegung der Staatsrechnungen vor dem Großen Rath zu erzielen, im Domänendepartement die Vermehrung des Wiesenbaues und die Verwandlung einzelner uneinträglicher Höfe in Holzpflanzungen herbeizuführen; auch an den Arbeiten des Straßendepartements nahm er schon jetzt, noch mehr in den nachfolgenden Epochen, wo unter freierer Regung Neuschöpfungen möglich wurden, den regsten Antheil. Im Erziehungswesen war jetzt die Widerstandskraft der alten Gliederungen, voran des Chorherrenstiftes am Großmünster, zu groß; dagegen suchte M. v. K. mit uneigennütziger Selbstbethätigung die Schöpfung des politischen Institutes, gewissermaßen einer freien juristischen Facultät, zu fördern. Er selbst hielt am 2. Febr. 1807 die Rede bei Eröffnung der neuen Anstalt (abgedruckt in der Zeitschrift „Isis“, III. Jahrgang, 1807: Aprilheft, Zürich), übernahm neben Hans Konrad Escher und Heinrich Escher (vgl. Bd. VI, S. 369 u. 353) die dritte Professur, für das Rechtsfach, und behielt bis 1813

diese Verpflichtung bei. Schon bis 1806 hatte er sich auch in eingehender Arbeit einem Entwurf eines Zürcherischen Strafgesetzbuches gewidmet, den dann aber die aristokratisch gesinnte Partei des Großen Rathes verwarf. Nur ein Mal, 1811, nahm M. v. K. ein Mandat als Tagsatzungsgesandter an — das Prunkhafte des gesammten Apparates beleidigte seinen einfachen republikanischen Sinn —: es war die Versammlung in Solothurn, in deren Verhandlungen die gespannteren Beziehungen zu der immer stärkere Anforderungen stellenden Regierung des kaiserlichen Mediators zu Tage traten. Ueberhaupt blickte er mit wachsender Besorgniß auf das stetig sich steigernde Willkürsystem des Militärkaisers, und in seinen mit Hegner getauschten vertrauten Briefen hoffte er schon vor dem Eintritt der Katastrophe (am 9. März 1813 schreibt er: „Als Mensch freue ich mich der aufgestandenen Nemesis") auf den Fall nach dem Uebermuth. Aber als nun, nach dem Umsturze der Mediationsacte in den letzten Tagen des Jahres 1813, auch in Zürich Gelüste nach der Herstellung der vorrevolutionären Verfassung zu Tage traten (vgl. Bd. XII, S. 289), war M. v. K. durchaus entschlossen, wenn es nothwendig würde, einem gewaltsamen Reactionsversuch der städtischen Mißvergnügten einen Kern der Vertheidigung auf der Landschaft gegenüberzustellen, und das zürcherische Staatshaupt selbst, Bürgermeister Reinhard (s. d. Art.), willigte darein, daß so gehandelt werde, wenn es sein müsse. Es kam nicht so weit; aber immerhin erfuhr auch der Kanton Zürich seine Restauration. Doch wurde wenigstens, unter bestimmtester Zustimmung von M. v. K., der bisherigen unbedingten Initiative des Kleinen Rathes, zum Vortheile einer freieren Bewegung des Großen Rathes, ein Ende gemacht, dadurch in die neue städtische Aristokratie eine gewisse demokratische Beimischung gebracht.

Auch in dieser Periode von 1814 bis 1830 gehörte M. v. K. dem Kleinen Rathe als Mitglied an, lehnte aber sogleich 1814 die Wahl in die engere Körperschaft des Staatsrathes ab. — 1817 wirkte er als Mitglied des eigens bestellten Rathsausschusses für Maßregeln zur Erleichterung der Folgen der großen Theuerung mit. Immer von neuem, doch auch in dieser Epoche noch ohne Erfolg, kämpfte er auf dem Boden der Matrimonialgesetzgebung für die Zulassung der Ehe zwischen Schwager und Schwägerin. Als Vicepräsident des Erziehungsrathes seit 1820 arbeitete er, insbesondere mit dem Historiker Heinrich Escher, seinem früheren Collegen vom politischen Institute, und mit J. J. Hottinger (vgl. Bd. XIII, S. 200) an einer Verbesserung des Schulwesens, die dann allerdings erst 1830 rasch und in ungeahnt größerem Umfange ins Leben trat. — Doch bis gegen das Ende der zwanziger Jahre erwuchs nun, theils aus den Kreisen der jüngeren juristischen Schule (vgl. den Art. Fr. L. Keller Bd. XV, S. 574 u. 575), theils aus einer freisinnigen Publicistik (s. d. Art. H. Nüscheler), in der Hauptstadt selbst eine regsame Opposition gegen die Regierung und ihre Handlungsweise. Derselben schloß sich M. v. K., so sehr er im Rathe vielfach sich berufen fühlte entgegenzutreten und zu Besserem zu wirken, nicht an. Von der Nothwendigkeit einer tiefer gehenden Aenderung, der Unhaltbarkeit des besonders durch Finsler's Sturz (vgl. Bd. VII, S. 26) schwer erschütterten Regierungssystems war auch er überzeugt; aber er billigte es nicht — so sagt er selbst —, „daß das Volk der Stoff sein sollte, an welchem Theoretiker und Systematiker gewagte und bald wieder verschwindende Theorien versuchten". Immerhin, so gut er mit der Volksstimmung schon vor dem Juli 1830 bekannt war und der Ueberzeugung lebte, daß es zur Herbeiführung von Veränderungen in der Schweiz nicht der französischen Einwirkungen bedurft hätte, war er doch von der Raschheit der Entwickelung der Dinge selbst überrascht.

M. v. K. war im November 1830, noch vom bisherigen Großen Rathe, als fünftes Mitglied einer aus 21 Gliedern bestehenden Commission erwählt

worden, welche die Revision der Verfassung beginnen sollte, und als nach der Volksversammlung zu Uster am 22., welche gegenüber den ungenügend gefundenen vorgeschlagenen Zugeständnissen weitere Begehren aufstellte, der Große Rath zurücktrat, wurde er am 6. December von seiner Zunft in den neuen Großen Rath erwählt, erklärte aber sogleich, daß er den gemachten Ansprüchen der Landschaft, auf ein billigeres Repräsentationsverhältniß gegenüber der Stadt, sich entgegenkommend erweisen werde. Allein er wurde nun durch die Wahl als erster Abgeordneter Zürichs, auf die wegen der erschütterten Lage Europas vom Vororte Bern einberufene außerordentliche Tagsatzung, der weiteren Mitarbeit an den zürcherischen Verfassungsfragen entzogen. Er selbst hatte im Großen Rathe ganz wesentlich die Form der zürcherischen Gesandtschafts-Instruction herbeigeführt, nach welcher eine Intervention der Bundesgewalt gegenüber Verfassungsabänderungen ausgeschlossen sein sollte, und so verstand sich, daß er zur Vertheidigung dieses Standpunktes nach Bern entsandt wurde, obschon z. B. Reinhard glaubte, eine Gesandtschaft Zürichs mit solcher Instruction werde gar nicht angenommen werden. Aber auf der Tagsatzung, welche dann mit der Verlegung des Vorortes Anfang 1831 nach Luzern übersiedelte, siegte, zumal nun auch der Kanton Bern von der Bewegung ergriffen wurde, die durch Zürich verfochtene freie Auffassung. — Während noch die Tagsatzung in Luzern versammelt war, wurde M. v. K. bei den Neuwahlen auf Grund der im März 1831 angenommenen neuen zürcherischen Verfassung als Mitglied des neu bestellten Regierungsrathes erwählt. Aber zugleich warfen nun auch schon die zwischen Stadt und Landschaft Basel über die Frage der Repräsentation ausbrechenden Wirren ihren bedenklichen Schatten in die Verhandlungen der Tagsatzung, und da M. v. K., welchem bei seiner gründlichen Abneigung gegen alles Parteitreiben der stets sich verschärfende Gegensatz in der Basler Frage unbegreiflich erschien, aus seinen Erkundigungen im Kanton Zürich genau wußte, welche Gährung, bis zur Gefahr eines allgemeinen Bürgerkrieges, diese Mißhelligkeiten in die in Verfassungsumgestaltung begriffenen Kantone hineinwarfen, trat er von Anfang an für entgegenwirkende, beschwichtigende Maßnahmen der Tagsatzung auf und behielt auch angesichts der späteren Kämpfe diese berechtigten Wünschen der Landschaft Basel günstige Gesinnung bei. — An den für die neubestellte Zürcher Regierung äußerst reich gehäuften Aufgaben, deren Inhalt vielfach einer eigentlichen Neuschöpfung gleich kam, nahm nun M. v. K. in den nächsten Jahren, und zwar nicht nur auf dem ihm zunächst zugewiesenen Arbeitsfelde, demjenigen der Finanzen, den allerregsten Antheil und schloß sich, wenn er von der Nützlichkeit oder Nothwendigkeit durchdrungen war, von Beschlüssen nicht aus, von denen er von vornherein wissen konnte, daß seine Betheiligung ihm als Angehörigen der Stadt zum giftigen Vorwurfe gemacht werden würde, so gleich bei der Aufhebung des Chorherrenstiftes und wieder bei der Niederlegung des die Stadt noch von der Landschaft abtrennenden Festungsgürtels. Ebenso schwankte er nicht, als wegen der Entstehung des sogenannten „Schutzvereins“ und der von ihm selbst auch nicht unterschätzten Gefährlichkeit dieser Verbindung (vgl. Bd. VIII, S. 266) beide Bürgermeister und noch mehrere der Stadt Zürich nach ihrer Geburt angehörende Mitglieder des Regierungsrathes am 13. März 1832 ihre Entlassung nahmen und damit die bisherige Fusion der Parteien in der Executive ihr Ende erreichte; sondern in der Ueberzeugung, daß es seine Pflicht sei, sich nicht um dieser Sache willen von der Betheiligung an förderlichen und nothwendigen Entwickelungen und Umgestaltungen abzutrennen, blieb er in der Behörde. Dagegen wies er jetzt, im Hinblick auf sein Alter und seine seit Jahren sehr geschwächte Sehkraft, das ihm angebotene

Bürgermeisteramt entschieden zurück. Unbekümmert um die entgegengeschleuderten Anfeindungen setzte er mit unvermindertem Fleiße seinen Weg fort; als ihn beim Eintritt einer neuen Wahlperiode seine eigene Zunft demonstrativ bei der Bestellung des Großen Rathes überging, entschädigte ihn der Große Rath selbst, indem er auf ihn in ehrenvoller Weise die erste der ihm zustehenden indirecten Wahlen lenkte. Als Mitglied des Staatsrathes bestrebte sich M. v. K. 1833 und 1834, in welchen Jahren Zürich im vorörtlichen Range sich befand (vgl. Bd. XII, S. 290 u. 495), nach seiner Ueberzeugung, daß der Schweiz die internationale Verpflichtung obliege, die Verfassungen und die Ruhe anderer Staaten zu achten und zu schonen, vorzüglich in den so geräuschvoll verhandelten Angelegenheiten der Flüchtlinge für eine correcte Haltung der vorörtlichen Behörde zu wirken. Insbesondere hielt er es 1834, nach dem von schweizerischem Boden aus geschehenen Einbruche polnischer und italienischer Flüchtlinge nach Savoyen, für in jeder Hinsicht angemessen, aus Anlaß des Besuches des Königs Karl Albert in Savoyen an denselben eine Deputation nach Chambery abzuordnen, und er stand auch im Großen Rathe für die Richtigkeit des Verfahrens angesichts radicaler Angriffe ein, während der bestimmbare Bürgermeister Heß sich nun nach der andern Seite hinüber wandte und die Erklärung abgab, er bedauere seine Zustimmung. — Solche Schwankungen, ähnliche Erscheinungen des Mangels eines inneren Zusammenhanges in der Regierung, die daraus entstehende Verringerung ihres Ansehens entgingen dem erfahrenen Staatsmanne nicht; mochte von der gegnerischen Partei, in oft unglaublich plump gemeiner Weise, über ihn als „den blinden Mann“, gespottet werden, so erkannte er deutlicher, als die meisten seiner Collegen, die von der eigenen Partei gemachten Fehler. Das Volk wurde allmählich seinem größten Theile nach gleichgültig gegen die Verfassung und verlor die Achtung vor der Vollziehungsgewalt; die höchst fruchtbare, doch allzu große Thätigkeit auf dem Boden der Gesetzgebung belästigte und machte auf die Länge den Unwillen rege. Allein die unverkennbaren Anzeichen solchen Mißvergnügens im Volke wurden an maßgebender Stelle vielfach übersehen. Schon seit der Mitte der dreißiger Jahre hatte M. v. K. mehrmals sich mit dem Gedanken getragen, aus den Geschäften zurückzutreten; doch Beweise des Vertrauens, die ihm stets wieder entgegengebracht wurden, schienen es ihm zur Pflicht zu machen, auszuharren, so lange er kräftig genug sich fühle. Die Wahl eines ländlichen Kreises, welche die früheren Weininger Herrschaftsgenossen 1838 auf ihn bei Besetzung des Großen Rathes lenkten, bewog ihn, nochmals, bis Ende 1840, sich das Ausharren im Staatsdienste aufzulegen; doch gab er nun wenigstens Präsidium und Sitz im Straßendepartement ab, welches ihn in den letzten zehn Jahren ganz besonders in Anspruch genommen hatte.

Beim Beginn des für Zürich so verhängnißvoll gewordenen Jahres 1839 stand, wie M. v. K. selbst urtheilte, im Kanton Zürich, der 1838 auch seine Partialrevision der Verfassung noch in aller Ruhe durchgesetzt hatte, das politische Barometer zunächst nicht tiefer, als in den meisten anderen Theilen der Schweiz. Aber die Unzufriedenheit gegenüber manchen Erscheinungen des öffentlichen Lebens schlummerte nur und dieselbe wurde nun durch die verblendete Maßregel geradezu geweckt, welche die talentvollsten Persönlichkeiten der politisch und intellectuell leitenden Kreise durchführen zu sollen meinten (vgl. Bd. XII, S. 291, 483 u. 484, 496 u. 497). M. v. K. war sich der großen Gefahr vollkommen bewußt, welche in der einer Provocation gleich kommenden Berufung von Strauß an eine theologische Professur der Hochschule lag, und er theilte durchaus nicht die oft schwärmerischen Gedankenflüge des Haupturhebers der folgereichen Maßregel, des rastlosen Bürgermeisters Melch. Hirzel. Aber er hielt, nachdem einmal der Erziehungsrath, freilich nur durch Hirzel's Stichentscheid, am

26. Januar 1839 in der Sache Stellung genommen, die Angelegenheit für eine vollendete „Partei- und Ehrensache“, in welcher nach dem Gefühle der Solidarität mit den Collegen vorgegangen werden müsse, und so gab er am 2. Febr. in der entscheidenden Sitzung des Regierungsrathes ebenfalls für Strauß seine Stimme ab, doch unter bestimmtem Ausdruck seiner Befürchtungen —: er wolle sich von der Mehrheit nicht trennen, sondern mit ihr das Unangenehme theilen. Zugleich jedoch sprach er auch die Hoffnung aus, daß, nachdem der Ehre des Berufenen Rechnung getragen worden, die mit Strauß in naher Verbindung stehenden Männer denselben über die Lage der Dinge belehren und zum Verzicht auf seine Stelle bewegen würden, und in diesem Sinne schrieb er z. B. am 25. Februar an Professor Ferd. Hitzig. Was auf diesem Wege nicht erreicht werden konnte — die Verhinderung der Wirksamkeit des Verfassers des Leben Jesu in Zürich —, das wurde durch die wachsende Agitation des „Glaubens-Comité's“ bald erzwungen: schon im März wurde Strauß pensionirt. Aber damit war nun der Sturm nicht mehr zu beruhigen, und alle Anstrengungen, welche M. v. K. noch fortsetzte, zu beschwichtigen, die Regierungspartei zur richtigen Einsicht in die Sachlage zu bringen, eine Verständigung zu erzielen, blieben erfolglos; seine Ansicht, daß es, wenn die weit überwiegende Mehrzahl des Volkes auf der Seite der Vereine stehe, besser sei, gelassen abzutreten, nicht mit Gewalt auf den Regierungsstühlen sich zu behaupten und so einen Bürgerkrieg zu veranlassen, wurde nicht gehört. So kam es zu dem bewaffneten Zuge gegen den Sitz der Regierung am 6. September. — Vom frühen Morgen dieses Tages an wohnte M. v. K. der nach einigen Stunden außerordentlicher Weise in ein geschützteres Local, das Postgebäude, verlegten Regierungsrathssitzung bei, und nach der tödtlichen Verwundung seines Collegen Hegetschweiler (vgl. Bd. XI, S. 278) war er der erste, der sich des Sterbenden annahm; dann fand er nach der Rückkehr von dessen Seite das Sitzungszimmer leer, und allein kehrte er in seine Wohnung zurück. Einzig die Erwägung, daß es, bei seiner Eigenschaft als Mitglied des Staatsrathes des eidgenössischen Vorortes, während der Dauer der in Zürich versammelten Tagsatzung seine Pflicht sei, den Vorort nicht ohne Vertretung zu lassen, den eidgenössischen Staatsrath vervollständigen zu helfen, bewog ihn, dem Bürgermeister Heß, welcher ihn zu Hause aufsuchte, auf dessen Bitte die Zusage zum Eintritte in eine zu bildende provisorische Regierung zu geben, und er folgte demselben gleich in den ersten Nachmittagsstunden auf das interimistische Sitzungslocal im Stadthause nach. Allein sobald er — am 13. September — erkannte, daß die anfangs fest gegebene Zusicherung, wegen genauer Beobachtung der Verfassung, nicht werde gehalten werden, daß an den Bestand gesetzlicher Behörden gerührt werde, besuchte er die Sitzungen nicht mehr, und ebenso lehnte er am 19. die auf ihn gefallene indirecte Wahl des neuen Großen Rathes ab. — Damit trat der Greis völlig in das Privatleben zurück.

Trotz seiner Jahrzehnte hindurch gehäuften amtlichen Geschäfte hatte M. v. K. schon in der Zeit seiner öffentlichen Functionen auch eine nicht zu unterschätzende wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit entwickelt. Abgesehen von kleineren Arbeiten, die z. B. 1805 in der Zeitschrift „Isis“ erschienen — diese Fragmente von Reiseschilderungen fanden lebhaften Beifall des urtheilsfähigen Freundes Hegner —, oder später von ziemlich zahlreichen historischen Beiträgen für die Neujahrsblätter der Stadtbibliothek, von 1822 an, sowie in der Folge für die Encyklopädie von Ersch und Gruber, oder von einer feines philologisch-ästhetisches Verständniß verrathenden Einsendung: „Auch etwas über Homer“ in die „Zürcherischen Beiträge“, Bd. I, 1815, welche sich gegen verfehlte Bemerkungen Heinrich Meister's (s. d. Art.) über „Homer und Virgil“ richtete, fand M.

v. K. auch für größere Unternehmungen Zeit. Gegenüber dem mit der Restauration neu sich emporhebenden, der Romantik die Hand reichenden Katholicismus legte er einen großen Werth auf die mit den Reformations-Gedächtnißfeiern frisch erwachende Erinnerung an das geistige Ringen des 16. Jahrhunderts, und aus dem Interesse, das er geradezu auch allgemein an diesen Fragen nahm, erwuchs 1822 das ohne Nennung des Verfassers erschienene Buch: „Geistesreligion und Sinnenglaube im XIX. Jahrhundert. Mit einem Anhange über die Vereinigung der christlichen Bekenntnisse“ (Winterthur). Doch am meisten zogen ihn die historischen Studien an. Zunächst gab er 1816 einen älteren beliebten historischen Grundriß eines seiner Lehrer, Rudolf Maurer († 1805), neu heraus: „Kurze Geschichte der Schweiz. Vierte Auflage, fortgesetzt bis auf 1815“. Dann aber wandte er sich, zumal er auch zum Präsidenten der nach 1815 erneuerten vaterländisch-historischen Gesellschaft erwählt worden war, und in Folge bestimmter Aufforderungen, vorzüglich auch von Hegner's Seite, zu einer umfangreichen Arbeit, was ein um so größeres Unternehmen war, da seit 1812 seine Sehkraft so sehr abgenommen hatte, daß er bei seinen Studien und Arbeiten ganz auf fremde Augen und Hände angewiesen war. Das in zwei Bänden 1826 und 1829 erschienene „Handbuch der Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft“ (Zürich) sichert M. v. K. wegen der darin niedergelegten eindringlichen Forschungen, aber vorzüglich wegen der sichtbaren staatsmännischen Erfahrung und weisen Vaterlandsliebe einen dauernden Platz in der schweizerischen Geschichtsschreibung. — Nach seinem Rücktritte nun, 1839, trug sich der Greis mit neuen litterarischen Plänen. Allein ganz besonders verwandte er jetzt seine Muße, um eine Selbstschau seines Lebens zu dictiren, eine Arbeit, die er bis in seine letzten Lebenstage stets von neuem vornahm. Endlich in sicherer Voraussicht des nahen Todes widmete er am 12. Septbr. 1841, neun Tage vor seinem Lebensende, dem zürcherischen Volke die „Abschiedsworte an meine theuren Kantonsmitbürger“. In diesem politischen Testamente trat zum letzten Male seine reine Liebe zur Heimath, der vollendet klar von ihm erfaßte republikanische Staatsgedanke zu Tage; besonders erhellte noch einmal aus diesen letzten Rathschlägen des Staatsmannes, in wie hohem Grade er auf die innere Wahrheit eines gesetzmäßigen, besonnenen Fortschreitens vertraut, in welchem Maße er es durch seine ganze Laufbahn vermieden hatte, einer einzelnen Partei, statt dem Allgemeinen, zu dienen.

Vgl. die vom Verf. d. Art. herausgegebenen „Lebenserinnerungen von Ludwig Meyer von Knonau, 1769—1841“, mit den Abschiedsworten als Anhang (Frauenfeld 1883). Meyer von Knonau.

Meyer-Merian: Theodor M.-M. von Basel, Dichter und Volksschriftsteller. — Geboren zu Basel am 14. Januar 1818, studirte M.-M. in Basel, Freiburg und Berlin Medicin, promovirte 1842 und war bis zu seiner Verheirathung (1846) Assistenzarzt im Bürgerspital zu Basel. Neben seiner ärztlichen Praxis trat er auch als Privatdocent an der Universität auf. 1851 wurde er Spitaldirector, in welcher Stellung er mit gleicher Pflichttreue im Großen und im Kleinen eine ungewöhnliche Geschäftstüchtigkeit entfaltete. Für jede Verbesserung der Anstalt ergriff er mit rascher Energie die Initiative, und was er angegriffen, das führte er mit fester Ausdauer durch. Seine ärztlichen Kenntnisse und gemeinnützigen Bestrebungen namentlich für physische und moralische Volkshygiene legte er in einer Reihe von Monographien nieder, darunter zwei gekrönte Preisschriften: „Ueber menschliche Behandlung der Thiere“ (1850) und „Sicherer Wegweiser zu einer gesunden Wohnung“ (1859), namentlich eine vortreffliche Abhandlung aus seinem Todesjahr „Volkslitteratur und Volksschrift“ (1867). Früh wandte er sich auch, zuerst angeregt durch Wilhelm

Wackernagel, der Poesie zu und widmete, mit den Jahren eher zunehmend, seine Mußestunden zur Erholung von der Prosa des strengen Pflichtlebens der Dichtung in Versen und Prosa, deren durchgehender Charakter in scheinbarem Contrast mit seiner Weise, sich im Leben nach außen zu geben, gerade sein innerstes Wesen enthüllte: einen weichen zarten Kern in stachlicher Schale. Im Leben eine markige Gestalt, von practisch nüchternem derben Realismus und keckem, drastischen Witz, legte er in seiner Poesie die ganze Zartheit und Weichheit eines tief innerlichen Gemüthes nieder. Die Gestaltungskraft für größere Compositionen ging ihm ab; es blieb da meist etwas Unfreies, Unbeholfenes. Dafür bewies er eine Meisterschaft in der Schilderung des Stilllebens, des Stilllebens im weitesten Umfang: sowohl im Gebiete der Natur als des menschlichen Lebens. Auch er hatte seine Sturm- und Drangperiode, im Religiösen wie im Politischen. Seine erste, noch anonym erschienene Gedichtsammlung „Aus den Liedern eines Schweizers" (1844) gibt davon Zeugniß. Nachher aber wandte er sich mit Vorliebe der Schilderung des vor der Welt Verborgenen in seinem inneren Werthe zu. Auch das Kleinliche im Kleinen malte er mit wohlwollendem Humor aus, den strafenden Spott für das Schlechte aufsparend, das sich groß macht. Im Religiösen war das officielle Kirchenthum dem nüchternen Naturforscher zu massiv, die Vergeistigung des Philosophen dem Dichter zu dürftig; aber als Dichter hat er mit tief religiösem und poetischem Sinn das Religiöse auch in seiner naivsten Form zart und sinnig dargestellt: ein echt religiöser Volksschriftsteller. Es war in ihm ein Stück Hebel und ein Stück Bitzius. An Hebel erinnert nicht blos die Basler Mundart in mehreren seiner Liedersträuße, so in seinem „Wintermayeli" (1857) und in „Us der Heimat" (dem Andenken Hebel's an dessen 100. Geburtstag gewidmet, 1860), sondern auch der freie Natursinn und heitere Humor, der sie durchweht. Ferner die beiden lieblichen Idyllen: „Der Strauß, ein Idyll" (1856) und „Die Nachbarn, ein städtisches Sittenbild aus der Gegenwart" (1864) und das „Neue Thiergärtlein für die Kinder" (1855). Auch als Kalendermann wetteiferte M.-M. mit Hebel. Er schrieb vier Jahrgänge eines „Schweizerischen Hausboten" (1853—56) und von 1863—65 den „Kalender des Basler hinkenden Boten". In beiden hat er den echten Ton einer naturwüchsigen und zugleich durch und durch edlen Popularität in der rechten Mischung von Scherz und Ernst aufs glücklichste getroffen. Auch die sinnigen Vignetten und kleinen Bilder sind alle von seiner kunstfertigen Hand. Mehr mit Bitzius verwandt sind seine fünf großen Erzählungen: „Der verlorene Sohn, eine Handwerkergeschichte" (1853), „Kienseppli, oder Almosen und Wohlthaten" (1855), „Johanna, oder Himmel und Erde, aus dem Leben eines Weibes" (1858), „Mareili, oder das Bettelmädchen auf dem Letthofe" (1860), und „Dienen und Verdienen, eine Dienstbotengeschichte" (1865). Er theilt mit Bitzius die lehrhafte Tendenz, ist in der Erfindung weniger reich als dieser, in der Ausführung aber freier von allen Auswüchsen. Den charaktervollen, thatkräftigen Mann voll Witz und Humor zog besonders auch das Drama an. Doch gerade die Witzspiele wollten ihm weniger gerathen. Zum puren Witzspiel war er zu substantiell gemüthvoll, zu wenig leicht in beiderlei Sinn des Wortes. Zwar „Die Lichtfreunde, eine Thierkomödie" (1856), eine Satire auf aufklärerische Extravaganzen, sind leicht und duftig und haben einen wahrhaft poetischen Schluß. Zwei anderen Lustspielen dagegen, „Hanswurst im neunzehnten Jahrhundert" und „Die Laterne von Lalenburg", die anonym unter dem Titel „Alte Komödien auf neuen Brettern" (1858) erschienen, fehlt, so viel köstlichen Witz sie auch im Einzelnen enthalten, doch im Ganzen zu sehr die geniale Leichtigkeit, die zu dergleichen gehört. Zu vier Dramen höheren Stils nahm er den Stoff aus der vaterländischen Geschichte, deren Technik zwar die Routine

des Theaterschriftstellers vermissen läßt, die aber nicht nur einen edlen vaterländischen Sinn und große politische Gedanken, sondern auch eine feine Charakterzeichnung und hohe poetische Züge enthalten. Das erste ist „Adelbert Meyer“ (Bürgermeister von Basel, ein Vorfahr des Dichters im 17. Jahrhundert), in frei gereimten Jamben. Dann: „Arnold von Winkelried“ (1861), in welchem der Dichter dem an sich ja ganz undramatischen Stoff gleichwohl eine tiefdramatische Folie zu geben wußte. Ferner „Alte und neue Liebe, oder die Mühle von Stanzstaad“, aus dem Heldenkampfe der Unterwaldner gegen die Franzosen, in Prosa (1862). Endlich „Samuel Henzi“, Trauerspiel in fünf Acten (1867), ein Stoff, der bekanntlich schon Lessing zur dramatischen Behandlung gereizt hat. M. wurde aus der Vollkraft praktischen Wirkens und poetischen Schaffens durch die Krankheit, ein Lebercarcinom, hinweggerafft, über die er einst seine Doctordissertation geschrieben hatte. Er selbst hatte sein Uebel nicht erkannt; als aber sein Arzt, aufs Gewissen gefragt, es ihm nannte, wies er ihn lächelnd an seine Frau, daß sie ihm aus seinem Pult seine Dissertation darüber gebe. Er starb am 5. Decbr. 1867.

Vgl. den Nekrolog in der Neuen Zürcher Zeitung (26.—29. Decbr. 1867) v. B. — Th. M.-M., litterarische Skizze, von Friedrich Oser (1868). — Th. M.-M. Ein Lebensbild von J. J. Oeri, nebst einem Anhang von Gedichten des Verstorbenen (1870). A. E. Biedermann.

Meyer von Schauensee: Franz Joseph Leonz M. in Luzern; geb. am 10. August 1720; † am 2. Januar 1789. M., ein Enkel des Franz Joseph M. in Luzern (s. d.) trat 1743 im Regiment von Keller in königlich sardinische Dienste, machte verschiedene Feldzüge mit, gerieth 1744 bei Montalbon in französische Kriegsgefangenschaft, kehrte nach Befreiung in die Heimath zurück, wo er nach kurzem Staatsdienste 1752 in den geistlichen Stand übertrat, Stiftsorganist und Ehrencaplan, bald aber Chorherr der Stiftskirche und zum apostolischen Protonotar ernannt wurde. Mit einem schon in früher Jugend kundgegebenen musikalischen Talente begabt, spielte er mit vollendeter Meisterschaft die Orgel und componirte sehr viel, sowohl Kirchen- als auch Kammermusik. Seine Compositionen wurden zum Theil gedruckt und brachten ihm, wenn auch gegenwärtig nicht mehr beachtet, großes Lob und einen weitbekannten Namen ein. Auch Sing- und Lustspiele rühren von ihm her, deren Aufführung er theils in Luzern, theils in Italien, meist aber im Stifte Engelberg dirigirte. Er war neben dem bekannten Componisten Stalder und Professor Konstantin Reindl der Hauptbeförderer der Tonkunst in Luzern. Seine Thätigkeit blieb indessen nicht auf dies einzige Gebiet beschränkt. Zur Beförderung freundschaftlicher und patriotischer Vereinigung unter katholischen Schweizern gründete und eröffnete er am 12. Octbr. 1775 eine Gesellschaft „Concordia“, unter dem Patronate erbetener Schirmherren aus Luzern, Uri, Unterwalden und Rapperswil. Ihm, dem der Vorsitz übertragen blieb, gelang es, die Gesellschaft zu gedeihlicher Wirksamkeit zu bringen und Meinungsdifferenzen zu beseitigen, die ihrem Zwecke entgegenstanden. M. bethätigte sich auch litterarisch. Reden und kleinere Schriften erschienen von ihm; während 42 Jahren (1748—1789) faßte er das Verzeichniß der Welt- und Ordensgeistlichkeit ab, das dem Luzernischen Staatskalender beigegeben wurde. Er schrieb, in zwei Theilen, eine ähnliche Statistik in größerem Umfang: „Eidgenössisches Katholisches Kirchenregiment auf das Jahr 1761“, wozu er 1762—1765 jährliche Fortsetzungen lieferte. Eine Fundgrube von Namen und Daten, gab dieses Werk F. E. von Mülinen die Anregung zu seiner „Helvetia sacra“, Bern, 2 Th., 1856 und 1861.

Bildniß und Leben des großen Musikus Meyer von Schauensee, verfaßt von D. G. O. B. Mus. May zu W . . ., Frankfurt und Leipzig 1757. —

Leu, Allg. Helv. Lexikon, Suppl. Th. 4, 151. — F. A. Balthasar, Museum virorum lucernatum etc., Lucernae 1777.

P. Meyer von Schauensee.

Meyer von Schauensee: Ludwig M. in Luzern; geb. am 7. Octbr. 1770, † am 18. April 1820; war ein Brudersſohn des Protonotars und Componisten Franz Joseph Leonz (s. d.), geb. in der ehemaligen Johannitercomthurei Tobel im Thurgau, der sein Vater Xaver 1770 als Verwalter vorstand. Als zweiter Sohn der Familie dem geistlichen Stande bestimmt, 1785—1798 als Wartner des adeligen Stifts Münster in den dortigen Verzeichnissen aufgeführt, vollendete er seine theologische Bildung in Dillingen unter Bischof Sailer. Allein er fühlte sich zum Dienst der Kirche nicht berufen. Ein ausgesprochenes väterliches Talent für die Künste der Mechanik war auf ihn übergegangen; er benutzte seine freie Zeit zur Ausbildung in Physik, Mathematik und Mechanik und trat endlich, 1793, getrieben von seiner Anlage, in militärischen Dienst im königlich sardinischen Regimente Zimmermann. Nach den Kriegsjahren heimgekehrt, befaßte er sich in Luzern mit der Ausführung technischer und mechanischer Arbeiten und wurde seit 1812 Oberstlieutenant bei der Infanterie, 1814 zum Zeughausdirector, 1815 zum Münzmeister in Luzern ernannt. Alle Kräfte widmete er nun theils diesem Amte, theils mit Hintansetzung aller persönlichen Interessen, der Hebung des Handwerks- und Gewerbestandes in Luzern, machte manche nützliche Erfindung, die unter anderem Namen, als dem seinen bekannt wurde, errichtete eine treffliche Wagenfabrik, construirte schon 1801 ein Geschütz mit Hinterladung, welches im Zeughause Luzern aufbewahrt wird, förderte das Militär- und städtische Löschwesen, und erwarb sich überhaupt durch seine ganze Thätigkeit vielfältigstes Verdienst um seine Vaterstadt.

Christoph v. Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. 2. (Der hochsel. Bischof J. Michael v. Sailer). — Schmid, Geschichte der Feuerwaffen. — Businger, Die Stadt Luzern und ihre Umgebung, Luzern 1811. S. 104.

P. Meyer von Schauensee.

Meyer von Schauensee: Ludwig Plazid M., ein Sohn des Vorstehenden, ward geboren den 25. August 1807, † am 26. Mai 1871. Er bekleidete verschiedene Aemter, in welchen er sich durch Gewissenhaftigkeit und ganz außerordentliche Thätigkeit auszeichnete. 1841—1857 College von Dr. Kasimir Pfyffer in einem gemeinsam begründeten Advocaturgeschäft, dem er bis zu seinem Tode vorstand, vertrat er 1848 Luzern als einziger Gesandter auf der Tagsatzung in Bern bei Berathung der neuen schweizerischen Bundesverfassung. Später war M. namentlich in Eisenbahnangelegenheiten ungemein thätig und neben Speiser, Geigy und Schmidlin einer der Hauptgründer der schweizerischen Centralbahn. Daneben widmete er seine Kräfte bis an sein Lebensende auf die uneigennützigste Weise dem Kanton und speciell der Stadt Luzern, deren Polizeiwesen er reorganisirte. —

Vgl. Aus dem Leben des weiland Großrath Ludwig Plazid Meyer von Luzern, herausgegeben von Dr. Kasimir Pfyffer, Luzern 1871.

P. Meyer von Schauensee.

Meyerbeer: Giacomo M., der bekannte Operncomponist, wurde den 5. September 1791, dem Todesjahre Mozart's, als der Sohn des Bankiers Jakob Herz Beer und der Amalie Meyer in Berlin geboren und hieß ursprünglich Jakob Liebmann Beer. Den Namen Meyer fügte er später hinzu, um die Bedingung zu erfüllen, unter der ihn ein reicher Verwandter zum Erben eingesetzt hatte. Der Vater, geb. den 10. Juni 1769, hatte in der preußischen Hauptstadt eine Zuckersiederei errichtet und war rasch zu Reichthum gelangt.

Scharfem Verstand gesellte sich bei ihm ein schönheitsempfänglicher Sinn, der ihn die Werke der Dichtkunst ebenso eifrig pflegen ließ wie die aufklärende Popularphilosophie des 18. Jahrhunderts. Auch Musik liebte er sehr, ohne übrigens selbst zu singen oder zu spielen . . Die Mutter, eine Urenkelin von Wolf Tausk aus Wien und Tochter des sogenannten „Berliner Krösus" Liebmann Meyer Wulf, zeichnete sich durch seltene Herzensgüte und Freigebigkeit aus. Als sie am 24. Juni 1854 in Berlin starb, folgte ihrem Sarg die ganze Stadt. Noch mehr denn ihr Mann war sie für Musik und Poesie eingenommen, stand in lebhaftem Verkehr mit den litterarischen und künstlerischen Koryphäen der Zeit und schwärmte besonders für Klopstock und Schiller. — Dem ersten Sohn Jakob folgten drei weitere: Heinrich, geb. 1794, Wilhelm, geb. 1797, der sich, obwol von Beruf Kaufmann, als vorzüglicher Astronom auszeichnete und eine eigene Sternwarte in Berlin besaß, endlich Michael Beer, geb. 1800, der feinfühlige Dichter des Paria und Struensee, Freund Immermann's, den der Tod schon am 22. März 1833 in München wegraffte.

Bereits in frühesten Jahren trat Meyerbeer's Neigung für die Tonkunst zu Tage. Vier Jahre alt bildete er aus seinen Spielkameraden ein Orchester, kritzelte denselben Noten vor und gerirte sich als Director. Im fünften erhielt er den ersten Clavierunterricht und bald darauf unterwies ihn der hochgeschätzte Franz Lauska in der Harmonielehre. Am 14. October 1800 spielte er in einem Patzig'schen Concert Mozart's D-moll-Concert, sowie Variationen von Lauska mit glänzendem Erfolg. Als Muzio Clementi (neben Dussek und J. B. Cramer der erste Claviermeister der Zeit) 1802 auf einer Kunstreise nach Berlin kam und einige Monate bei der Meyerbeer'schen Familie logirte, empfing Jakob auch von ihm eine Anzahl fördernder Lectionen. Schon jetzt entstanden die ersten Compositionen — darunter eine Cantate für des Vaters Geburtstag. Nachdem ihn Karl Friedrich Zelter eine Zeit lang im Generalbaß unterrichtet und seinen Eintritt in die Singakademie (16. Juli 1805) veranlaßt, ging er 1806 von dem moros derben, wenig anziehenden Chordirector zu dem liebenswürdigen königl. Capellmeister Bernhard Anselm Weber über, dessen Lehrbegabung indes gleichfalls keine bedeutende war. Eine als Studie ausgearbeitete Fuge, die er damals zur Prüfung an Abbé Vogler in Darmstadt sandte, erhielt er nach Monaten mit einer umfangreichen Abhandlung über die Fuge zurück. Der seltsame, tiefes Wissen mit phantastischer Bizarrerie verbindende Gelehrte hatte die Schrift speciell für diesen Zweck verfaßt, bezeichnete übrigens Meyerbeer's Arbeit als mehr fleißig denn reif und rieth ihm gründlichere Studien an. Als dann M. dem Abbé nach einiger Zeit eine zweite Fuge schickte, lud ihn dieser in so herzlicher, sein Talent freudig anerkennender Weise zur Erweiterung und Vertiefung seiner Kenntnisse zu sich nach Darmstadt ein, daß der junge Mann nicht zu widerstehen vermochte. Anfangs April 1810 langte er bei Vogler an und trat bei ihm in Kost und Logis. Seine Collegen, die ihren Verhältnissen entsprechend eine bescheidene Privatwohnung bezogen hatten, waren Carl Maria von Weber und der Tyroler Jos. Baptist Gänsbacher (Bd. VIII, S. 363). Rasch bildete sich ein herzliches Verhältniß zwischen den talentvollen Jünglingen und trotz der sehr verschiedenen Richtungen, welche Weber und M. einschlagen sollten, blieben sie bis zu des erstern frühem Tod aufrichtige Freunde. Da wurde denn unter des gelehrten Lehrers Leitung aufs eifrigste theoretisch gearbeitet, musicirt und kritisirt, aber auch das Leben genossen, Ausflüge auf der schönen Bergstraße, nach Mannheim und Heidelberg unternommen, wobei der stillere, gleichmäßig liebenswürdige M. die burschikose Genialität seiner Kameraden ebenso bewunderte wie diese die feinen Umgangsformen ihres jugendlichen Collegen.

Für Vogler's 61. Geburtstag componirten sie gemeinsam eine Cantate, für das Hoftheater zu Wiesbaden eine kleine Oper, „Der Proceß“, die indes nicht zur Aufführung kam. Daneben schrieb M. eine Reihe von Canzonetten und Psalmen (130ster und 98ster) sowie die umfangreiche Cantate: „Gott und die Natur“, Text von Schreiber. Nach der erfolgreichen Aufführung der letzteren in Darmstadt ernannte ihn der Großherzog Ludwig I. zu seinem Hofcomponisten. Auch in Berlin wurde die Cantate den 8. Mai 1811 im Beisein des Tondichters sowie seines mit dorthin gereisten Freundes Weber mit Beifall reproducirt, obschon der Stil des Werkes schulmäßig streng und trocken ist, der musikalische Ausdruck mehr eine weltliche Geistesstimmung denn tiefe Religiosität verräth. Originelle Melodien treten auffällig spärlich darin hervor, während einzelne Scenen, wie die Schilderung des werdenden Lichtes, des wogenden Meeres, der Todtenauferstehung, des Componisten Talent für dramatische Charakteristik deutlich verrathen. Von weiteren Compositionen der Darmstädter Lehrjahre seien erwähnt: die warm empfundenen sieben Klopstock'schen Gesänge für vier Stimmen mit Pianofortebegleitung ad libitum, eine Anzahl ein- und mehrstimmiger Lieder, Tänze und Variationen für Clavier, verschiedene Clarinettensolis sowie das Monodram: „Les amours de Thevelinda“ für Sopran, Chor und obligate Clarinette. Die letzte Zeit des Darmstädter Aufenthaltes war durch die Composition seiner ersten Oper „Das Gelübde des Jephta“ ausgefüllt, zu der ihm A. von Schreiber ein ziemlich plumpes und unbehülfliches Libretto geliefert. M. hatte gehofft, das Werk, das er unter Vogler's kritischem Einfluß aufs Sorgfältigste ausgearbeitet, in Darmstadt auf die Bühne zu bringen. Doch gelang ihm dies nicht. Dagegen wurde die Oper von der Hofbühne zu München angenommen und er eingeladen, selbst die letzten Proben und die erste Aufführung zu leiten. So nahm er denn von seinem Lehrer, der seinerseits eine nochmalige Rückkehr nach Darmstadt für zwecklos erklärte, Abschied und begab sich freudiger Erwartung voll nach der Isarstadt. Trotz der guten Besetzung und des trefflichen Münchener Orchesters vermochte indes das Werk nicht durchzuschlagen. Die Kenner rühmten den Ernst der künstlerischen Gesinnung, der sich darin ausspreche, den sorgfältig gefügten Satz, die geistvolle Instrumentation; die Massen aber ließ das akademisch regelrechte, jedoch effectlose Werk kühl. Besser als dem Operncomponisten erging es in München dem Virtuosen M., dessen Clavierspiel wie Improvisation die ungetheilteste Bewunderung erregten. In München wurde M. vom dortigen Hofschauspieler Wohlbrück der Text zu einer zweiactigen komischen Oper, „Alimelek, Wirth und Gast oder aus Scherz Ernst“ angeboten, deren Gegenstand die bekannte Geschichte vom erwachten Schläfer aus Tausend und Einer Nacht bildet. Der Musiker, hoffend, es werde ihm mit einem heitern Sujet besser gelingen denn mit einem oratorienhaft-biblischen Libretto, ging darauf ein. Doch that er auch diesmal einen Fehlgriff, da seine durch und durch reflectirte, schwerflüssige Natur ebenso wenig eine komische Ader besaß wie Spohr oder sein späterer großer Rivale Richard Wagner. Die Oper erlebte ihre erste Aufführung in Stuttgart, wurde von den Fachleuten der kunstvollen Formen, treffenden Declamation und orchestralen Feinheiten wegen gelobt, vermochte aber das größere Publicum nicht zu fesseln. Inzwischen hatte M. eine Cantate „Der Götterbesuch“ zur Feier des Geburtstages seiner Mutter, 10. Februar 1813, ferner ein Stabat mater, Tedeum und Miserere componirt und brachte mitten in der patriotischen Bewegung der Befreiungskriege, 12. October 1813, den Psalm „Gott ist mein Hirt“ für zwei Chöre und fünf Solostimmen in der Berliner Singakademie zur Aufführung. — Da Alimelek nach dem Stuttgarter Debut vom Kärtnerthortheater verlangt wurde, reiste der Componist aus der württembergischen Residenz direct nach Wien, wo bereits der denkwürdige

Congreß begonnen hatte. Am Abend seiner Ankunft hörte er den Meister Joh. Nep. Hummel spielen und erhielt einen so tiefgehenden Eindruck, daß er sich unverzüglich in die eifrigsten Clavierstudien versenkte, um sich die Vorzüge der Weimarer Schule, den Hummel'schen Fingersatz, seine perlenden Läufe ꝛc. anzueignen.

Als er bald darauf mit der Sängerin Harlaß (Bd. X, S. 602) und dem trefflichen Clarinettisten Bärmann (Bd. II, S. 69) in Wiener Concerten auftrat, erregte seine Virtuosität solche Bewunderung, daß selbst ein Ignaz Moscheles Bedenken trug, sich nach ihm hören zu lassen. Außer einer Reihe für sein öffentliches Spiel bestimmter Clavierconcerte, Variationen und Rondos componirte er in Wien, dem Geist der Zeit seinen Tribut zollend, das „Kriegslied eines freien Volkes“ von Gubitz, sowie Arndt's Deutsches Vaterland für Männerstimmen und Blechinstrumente. Doch sollte dem ehrgeizigen, nervös empfindlichen Jüngling auch in Wien eine bittere Enttäuschung nicht erspart bleiben. Seine Oper „Alimelek“, welche den 20. November 1814 zur Aufführung gelangte, machte hier noch entschiedeneres Fiasco denn in Stuttgart. Nach den ziemlich übereinstimmenden Angaben der Quellen war es Hofkapellmeister Salieri, der den Niedergeschlagenen aufrichtete und ihm den Rath gab, für einige Zeit nach Italien zu gehen, um in der Schule der dortigen Operncomponisten stimmgerecht und dankbar schreiben zu lernen. M. entschloß sich, dem Wink zu folgen. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in Paris brach er anfangs des Jahres 1816 nach Venedig auf. Er gerieth dort mitten in den Taumel, in welchen Rossini's neue Carnevalsoper „Tancredi“ die leicht entzündlichen Südländer versetzt. Hier hatte er nun Gelegenheit, an der Quelle die Grazie und sinnliche Schönheit italienischer Melodik, aber auch das farbenbunte, genußfreudige Treiben italienischen Volkslebens kennen zu lernen. Er studirte Rossinische Partituren bis zum Auswendiglernen, vertiefte sich in die Gesangschulen der welschen Meister, stellte über Land und Leute die eifrigsten Beobachtungen an. Die Umwandlung, die sich in seinem ganzen Wesen vollzog, bezeichnet er in einem Briefe an Dr. J. Schucht vom 15. December 1856 selbst als eine „Evolution seiner Natur“, die gegen die verstandeskühle, contrapunktische Richtung seines früheren Schaffens reagirte. „Das bisher durch die polyphonen Rechenexempel unterdrückte Gefühlsleben ward durch die italienischen Zephirlüfte und Nachtigallenmelodien nicht nur erweckt, sondern auch zur Thätigkeit, zur Manifestation seiner selbst sollicitirt. Freilich, ein Umschlag ins entgegengesetzte Extrem, jedoch hervorgegangen aus Studienrichtung und Lebensgang.“ — So trat er denn nach nahezu zweijähriger Vorbereitung 1818 mit der zweiactigen Opera semiseria „Romilda e Constanza“ zuerst vor das italienische Publicum. Das frischerfundene gesangvolle Werk errang am 19. Juni im Teatro nuovo zu Padua einen so günstigen Erfolg, daß er den Auftrag erhielt, für den nächsten Carneval in Turin eine Oper zu schreiben. Er wählte das viel componirte Textbuch Metastasio's „Semiramide riconosciuta“. Bald darauf lud ihn die Direction des Teatro Benedetto zu Venedig ein, die zweiactige tragische Oper „Emma di Resburgo“, Text von Rossi, für die Lagunenstadt zu componiren, so daß er nun willkommene Arbeit die Fülle besaß. Die Aufnahme der Turiner Oper beim Carneval 1819 war eine höchst ehrenvolle, die der Emma von Resburg zu Venedig eine begeisterte, obschon ihr das Teatro Fenice in Rossini's Eduardo e Cristina eine gefährliche Nebenbuhlerin entgegengestellt. Das letztere Werk wurde bald auch jenseits der Alpen, in Berlin, Dresden ꝛc. bekannt und fand beim Publicum günstige Aufnahme, während die deutsch gesinnten Musiker, namentlich Carl Maria von Weber, den Abfall des Componisten von der vaterländischen Kunst, sein Haschen nach dem Beifall der Menge scharf genug tadelten. — Inzwischen

fuhr Maestro M. fort, die Ohren der dankbaren Italiener mit seinen gefälligen Melodien zu kitzeln. Kaum war Emma von Resburg über die Bühne gegangen, als die Mailänder Scala eine Oper „Margaretha von Anjou“, Text von Rossi, bei ihm bestellte: am 14. November wurde sie zum ersten Mal aufgeführt und bejubelt. Etwas weniger glücklich war der Componist mit der für den Mailänder Carneval von 1822 bestimmten Oper „L'Esule di Granada“, die er theilweise im Haus des kunstsinnigen Lord Westmoreland, Attaché's der englischen Gesandtschaft zu Mailand, niederschrieb. Obschon die Hauptrollen mit der Pisaroni und dem Bassisten Lablache besetzt waren, schlug das gründlicher ausgearbeitete Werk nur theilweise durch. Im gleichen Jahr begab sich M. nach Rom, wo er unter der Aegide des Abtes Baini die Schätze der päpstlichen Bibliothek studirte und vieles abschrieb, auch für die Sängerin Caroline Bassi einen „Almansor“ zu componiren begann, ohne ihn indeß zu vollenden. In Neapel, das er von Rom aus aufsuchte und für dessen Theater San Carlo er gleichfalls eine neue Oper liefern wollte, gelangte er — vom Zauber der Natur umstrickt — vollends nicht zur Arbeit. Frühjahr 1824 finden wir ihn in Berlin wieder. Die Aufführung einer für letzteres bestimmten Operette, „Das Brandenburger Thor“, kam nicht zu Stande. Dagegen schrieb er fleißig an der zweiactigen heroischen Oper: „Il Crociato in Egitto“, wozu er den Auftrag bei der Durchreise durch Venedig erhalten. October 1824 reiste er über Triest dorthin, um das Studium des neuen Werkes zu leiten. Die Oper mit den besten Kräften, wie Veluti, Crivelli, Bianchi und Madame Méric-Lalande am 16. December 1824 zuerst gegeben, erregte Stürme der Begeisterung. Sie beherrschte die ganze Saison und verbreitete den Ruhm des Componisten durch alle Lande. In der That stellt sich der Crociato als Meyerbeer's beste Oper aus seiner italienischen Periode dar. Zwar fehlt es auch hier dem lyrischen Text gemäß an wahrhaft dramatischem Leben; das melodische Element wiegt vor, während Harmonie und Begleitung vielfach dürftig genannt werden müssen. Doch ist die Charakteristik weniger schablonenhaft, der Gesang bei aller einschmeichelnden Grazie und reicher Coloratur tiefer empfunden, unmittelbarer aus der Situation und Stimmung aufquellend als in früheren Opern.

M. selbst fühlte, daß er den italienischen Standpunkt überwunden habe und zu Anderem denn dem zweifelhaften Ruhm berufen sei, ein talentvoller Nachfolger Rossini's zu heißen. Eine Reihe weiterer Gesuche der bedeutendsten italienischen Bühnen um Lieferung von Opern lehnte er ab, bereiste mit seiner Mutter, welche zum Carneval 1825 nach Venedig gekommen war, nochmals das Land seiner jugendlichen Triumphe und kehrte im Sommer genannten Jahres nach Berlin zurück. Der Tod seines Vaters im October 1825 trug dazu bei, den Künstler ernster zu stimmen und sein Wesen zu vertiefen. Holden Trost fand er übrigens in der erwiderten Neigung zu seiner Cousine Minna Mosson, einem eben so liebreizenden wie feingebildeten Mädchen, das er nach Ablauf des Trauerjahres 1827 als Gattin heimführte. Sie schenkte ihm fünf Kinder, von denen zwei zu Meyerbeer's tiefem Herzeleid ganz jung starben, während drei verehelichte Töchter die Eltern überlebt haben . . Inzwischen war ein entscheidendes Ereigniß für den Componisten, seine Uebersiedelung nach Paris, dem damaligen Centrum des musikalischen und künstlerischen Lebens in Europa, erfolgt. Bald nach der Aufführung des Crociato in Venedig hatte man das Werk auf das Repertoire der italienischen Oper zu Paris genommen. Der Intendant der letzteren, Baron von Larochefoucauld und sein artistischer Director Rossini, luden M. ein, persönlich die Leitung zu übernehmen. So fuhr er denn schon im December 1825 nach der französischen Hauptstadt ab, bezog im Hôtel Bristol, Rue Vivienne eine elegante Wohnung, die rasch ein Verkehrsmittelpunkt der be=

deutendsten Künstler werden sollte und begann die Proben des Crociato zu dirigiren. Obschon die Hauptrollen von der Pasta und Mombelli, von Levasseur und Donzelli gesungen wurden, zündete das Werk nicht so wie auf den italienischen Bühnen und M. hatte daher vermehrten Grund, den mit seinen italienischen Arbeiten eingeschlagenen Weg nicht weiter zu verfolgen, vor Allem aber die Geschmacksrichtung der Franzosen wie die geistige Strömung der Zeit überhaupt genauer zu erforschen. Er that dies auch eine Reihe von Jahren mit jener Unermüdlichkeit und zähen Energie, die ihm bis zum Tode eigen blieb. Die Vorliebe für pittoreske Romantik, kecke Situationsmalerei, für das local und national Charakteristische lag damals in der Luft. Bereits hatte der Franzose Auber in einer Reihe komischer Opern das Nationalleben seiner Landsleute, ihre bewegliche Grazie, ihre heitere Sinnenlust auf die Bühne gebracht. 1828 erschien die Stumme von Portici, mit der er auch auf dem Gebiet der heroisch-tragischen Oper seinen Meisterwurf that, ein Werk von hinreißendem Pathos, mit bewunderungswürdigem Geschick in die Localfarben des Südens getaucht, der unmittelbare Vorläufer der Julirevolution. Und als hätte das romantische Fieber selbst den Sybariten Rossini angesteckt, schrieb dieser zur nämlichen Zeit seinen Wilhelm Tell, um sich 1830 mit diesem Meisterwerk von einer ganz neuen Seite zu zeigen, zugleich aber auch seine ruhmreiche Thätigkeit als Operncomponist zu beschließen. Unter diesen Verhältnissen mußte man es als einen glücklichen Griff bezeichnen, als der Dichter Delavigne, mit dem sich M. wegen eines Textes in Verbindung gesetzt, einen phantastischen Stoff aus dem Mittelalter, der Blüthezeit des Ritter- und Klosterwesens, in Vorschlag brachte. Robert, der Sohn des Teufels, der alle Mädchen verführt hat, wird durch edle Frauenliebe, durch die heiligen Gesänge der christlichen Religion gerettet und einem würdigeren Dasein zurückgegeben. So kam unter der entscheidenden Mitwirkung Scribes, dessen Autorität M. nicht entbehren wollte, nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten, jenes Unicum von Phantastik, Schwulst und Unnatur, aber auch packender Situations- und Charakterzeichnung, glänzender Diction, hinreißender Effecte zu Stande, das uns heute als Libretto des Robert vorliegt. Wenige Tage vor Ausbruch der Julirevolution überreichte M. das vollendete Werk der Direction der Großen Oper. In dieser hocherregten Zeit wollte indeß keiner der rasch wechselnden Unternehmer den Versuch mit einem so kostspieligen Ausstattungsstück wagen, und schon beabsichtigte M. die Oper ganz zurückzuziehen, als der neue Leiter des Institutes, Dr. Véron, sich verbindlich machte, sofort mit den Proben zu beginnen. Doch verzögerte sich die erste Aufführung bis zum 22. November 1831, wodurch die erwartungsvolle Spannung des Publicums gesteigert wurde. Trotz verschiedener störender Zwischenfälle fand die Oper eine begeisterte Aufnahme und mußte schon am 24. November wiederholt werden . . Die Vorzüge und Mängel der Meyerbeer'schen Schreibweise treten kaum in einer anderen Oper prägnanter zu Tage wie im Robert, Melodien von bestrickendem Reiz, ächt dramatische Declamation, eine Rhythmik voll französischer Elasticität, glänzende Instrumentirung, aber auch ein widerliches Coquettiren mit allen möglichen Stilformen und unvermittelten Klangeffecten, coloraturverbrämte Arien nach italienischer Schablone neben einfachen Liedsätzen oder kunstreich polyphon gearbeiteten Partien, das Accompagnement in der einen Gesangsstrophe blos von einem Soloinstrument bestritten, in der anderen das volle Orchester in Athem haltend, neben Stellen von ächter Empfindung und schlagender Charakteristik hohles Pathos und aufgebauschte Phrase . . So erscheint es erklärlich, daß das Werk, wie in Paris, auch bei der ersten Aufführung zu Berlin, den 26. Juni 1832, die Massen mit sich fortriß, während sich hier freilich ein großer Theil der Gebildeten entschieden ablehnend verhielt und die schwerfällige Text-

übersetzung des Dresdener Hofrathes Th. Hell die Federn der Kritik verschärfte. 1833 ernannte das Institut de France den nach Paris zurückgekehrten Componisten zu seinem Mitglied und die Direction der Großen Oper übertrug ihm die Composition des wiederum von Scribe verfaßten Hugenottentextes. Hier bot sich nun M. Gelegenheit, sein Talent an einem geschichtlichen Stoff zu bewähren, die Gestalten der Oper statt auf den phantastischen Nebel mittelalterlicher Sage auf einen bestimmten historischen Hintergrund zu bannen. Die Begeisterung, mit der er sich an die Aufgabe machte, verbürgte seinen Beruf für dieselbe. Durch die Erkrankung seiner Frau, die einen längeren Aufenthalt in Italien bedingte, ward die Vollendung des Werkes über den festgesetzten Termin hinaus verzögert und M. veranlaßt, die bedungene Conventionalstrafe von 30 000 Gulden zu bezahlen, die man ihm indeß später zurückerstattete. — Am 21. Februar 1836 fand die erste Aufführung mit Nourrit als Raoul, Mademoiselle Falcon als Valentine, Levasseur als Marcel statt. Im umgekehrten Verhältniß wie beim Robert ging diesmal die kritische Kennerschaft mit begeisterter Lobpreisung der Oper voran, während die Massen erst bei den folgenden Vorstellungen recht warm wurden. So manches Unerquickliche auch in den Hugenotten mit unterläuft, so schwächlich und zwitterhaft einzelne Charaktere, wie die puppenhafte Königin, ja der Hauptheld Raoul selbst, erscheinen, so widerlich das zweideutige Spiel mit unsittlichen Situationen besonders im zweiten Act berührt, das wird kein Unbefangener zu läugnen vermögen, daß die geschichtliche Idee des Ganzen, der Conflict fanatisirter Religionsparteien mit Meisterschaft zur Darstellung gebracht ist. Charakterzeichnungen wie diejenige des eisernen Marcel, des unbeugsam bigotten St. Bris werden stets Bewunderung verdienen, Scenen wie die Schwerterweihe, wie das große Duett zwischen Raoul und Valentine im vierten Act Muster dramatischer Musik bleiben. Während die Hugenotten ihren Triumphzug durch die Welt begannen, hatte M. eine längere Erholungsreise angetreten, die ihn nach Baden-Baden, Darmstadt, Berlin, Leipzig, Weimar und erst 1838 nach Paris zurückführte. Schon in diese Zeit fällt seine erste Beschäftigung mit der Afrikanerin, zu der ihm abermals Scribe das Libretto überreichte, die indeß unter fortwährenden Veränderungen des Textes wie der Musik erst nach mehr denn 25 Jahren fertig werden sollte. 1842 wurde M. von seinem König Friedrich Wilhelm IV. als Generalmusikdirector nach Berlin berufen, wo am 20. Mai genannten Jahres die erste Aufführung der Hugenotten unter jubelnden Beifallsbezeugungen vor sich ging. Zur Eröffnungsfeier des neuen Opernhauses, welches an der Stelle des am 18. August 1843 in Flammen aufgegangenen erstanden war, componirte M. nach einem Text L. Rellstabs: „Das Feldlager in Schlesien“. Am 7. December 1844 fand die Einweihung des neuen Musentempels statt. Die Oper wirkte mit ihrem patriotischen Schwung, ihren malerischen Soldatenscenen um so zündender, als Jenny Lind die Rolle der Vielka sang, und vom Componisten persönlich instruirt, zu unvergleichlicher Darstellung brachte. Außer dem Feldlager entstanden während dieser Berliner Jahre eine Reihe von Gelegenheitscompositionen, Cantaten, Fackeltänzen zu Vermählungsfesten fürstlicher Personen, Psalmen und Motetten für den Domchor, unvollendete Chöre zu Aeschylus Eumeniden, vor Allem aber Ouverture und Zwischenactsmusik zum Trauerspiel Struensee von Michael Beer, welch letzteres Werk am 19. September 1846 im königl. Schauspielhaus die erste Aufführung erlebte und vermöge seiner stimmungsvoll-pathetischen Haltung einen tiefen Eindruck hinterließ. Anfangs 1847 ging das Feldlager etwas modificirt unter dem Titel: „Vielka“, vom Componisten selbst geleitet und wiederum mit Jenny Lind als Trägerin der Hauptrolle auch über die Bühne des Theaters an der Wien in der österreichischen Kaiserstadt. 1848 vollendete M. zu Paris, wo er

sich nach Lösung seiner Verpflichtungen als preußischer Generalmusikdirector neuerdings niedergelassen, die Partitur zum Propheten, dessen Textbuch er schon 1843 aus der Hand Scribes erhalten hatte. Am 16. April 1849 erlebte das Riesenwerk, für das längst alle Hebel der Reclame in Bewegung gesetzt waren, die erste Aufführung. Roger gab den Lucas, Madame Viardot-Garcia die Fides. Die Gunst der Zeit, in der noch die revolutionäre Bewegung des Vorjahres nachzitterte, trug das ihre dazu bei, den Erfolg zum denkbar glänzendsten zu machen. Der Grund, weshalb der Prophet trotzdem als Kunstwerk weit weniger befriedigt, wie die Hugenotten, liegt in dem Mangel einer consequent durchgeführten geschichtlichen Idee. Johann von Leyden ist kein Held, der für seine Ueberzeugung in den Kampf geht und tragisch endet; er ist von Anfang an ein selbstbewußter Betrüger, der sich nur deshalb an die Spitze der kirchlich-socialen Bewegung stellt, damit er seinen persönlichen Rachedurst befriedigen kann. Er vermag uns daher auch kein sittliches Interesse einzuflößen und all' seine pathetischen Gefühlsäußerungen stellen sich als eitel Prahlerei und Lüge dar. Das Beste an der Oper bleibt die Exposition, in welcher die melancholische Landschaftsstimmung nicht weniger vortrefflich wiedergegeben ist als das düster-revolutionäre Element im Auftreten der drei Anabaptisten. — Nachdem M. im Juli 1849 der gleichfalls glorreichen Aufführung seiner Oper zu London beigewohnt, brachte er zu seiner Erholung längere Zeit auf Reisen sowie im Bad Gastein zu, das er von nun an ziemlich regelmäßig besuchte und erst in den letzten Lebensjahren mit Schwalbach vertauschte. Am 28. October 1850 dirigirte er den Propheten auch in Berlin und schrieb 1851 eine Ode für die Enthüllungsfeier des Standbildes Friedrichs des Großen. Dann beschäftigte ihn die Umarbeitung des Feldlagers für die Pariser Bühne, wofür ihm Scribe als neutralen Hintergrund das russische Reich und die Zeit Peters des Großen vorgeschlagen: am 16. Februar 1854 erschien die Oper als „Nordstern" in der Opéra Comique zu Paris und wurde, trotzdem daß das Werk bunter und stilloser als alle früheren, sofort dermaßen Lieblingsstück der Pariser, daß es schon am 16. Februar 1855 seine hundertste Aufführung erlebte. Die Hauptarbeit Meyerbeer's während der folgenden Jahre bildete die Composition der wiederum für die komische Oper zu Paris bestimmten „Dinorah", oder wie sie nach dem Textbuch von Barbier und Carré ursprünglich hieß, der „Goldsucher". Die Neuheit der Aufgabe, der dorfgeschichtlich-idyllische Stoff reizten den trotz zunehmender Kränklichkeit phantasiefrischen und unermüdlich thätigen Componisten, und besonders während eines längeren Aufenthaltes in Nizza (Spätherbst 1857 bis April 1858), zu dem ihn die Erkrankung einer Tochter veranlaßt, wurde die Oper lebhaft gefördert. Als sie den 4. April 1859 zu Paris in Scene ging und man M. am Schluß auf die Bühne nöthigte, erhob sich unter donnerndem Jubel das ganze Haus und Marie Cabel, die Darstellerin der Hauptrolle, drückte dem Meister den aus der kaiserlichen Loge geflogenen Lorberkranz auf die Stirn. Auch im Coventgardentheater zu London debutirte „die Wallfahrt nach Ploermel" am 25. Juni 1859 aufs Glänzendste . . So anmuthsvolle und dramatisch wirksame Partien es enthält, gehört das Werk dennoch zu Meyerbeer's schwächeren Schöpfungen. Wie die bretonische Legende durch die manierirte Textbehandlung den Beigeschmack des Erkünstelten, Gesucht-naiven erhält, so muthet uns auch die Schlichtheit der musikalischen Darstellung affectirt und gemacht an. Man fühlt allzusehr, daß das ländlich einfache, die Harmlosigkeit naiver Existenzen nicht das geeignete Object für die reflexionsreiche, farbenlüsterne Phantasie des Componisten bildet. Der Mischung von Tannenduft und Weihrauch, welche dem Stoff entspräche, ist eine zu starke Dosis Pariser Salonluft, ja wir möchten sagen, jenes eigenartigen Haut-goût beigesellt, der nun einmal sämmtliche Ar-

beiten Meyerbeer's mehr oder weniger pikant umwittert. — 1859 half M. die Säcularfeier Schiller's verherrlichen, indem er für das großartige Fest, welches den 10. November im Circus der französischen Kaiserin abgehalten wurde, Ludwig Pfau's Cantate sowie einen Schillermarsch componirte. Das bald darauf entstandene musikalische Intermezzo zu Henri Blaze de Bury's Schauspiel „Goethe's Jugendjahre" gelangte nie zur Aufführung. Von ferneren Gelegenheitscompositionen dieser Zeit verdienen Erwähnung Marsch und Festhymne zur Krönungsfeierlichkeit Wilhelms I. (October 1861), ferner die Marschsuite für das Einweihungsconcert der Londoner Weltausstellung, welche bei der Feier des 1. Mai 1862 vom Componisten dirigirt und besonders glänzend aufgenommen wurde. Im Winter 1862/63 vollendete er endlich zu Berlin seine Afrikanerin und traf nach längerem Euraufenthalt in Schwalbach und dem Seebad Dieppe Mitte October 1863 zu Paris ein, um das Werk dem Minister und Marschall Vaillant in feierlicher Weise zu überreichen und bald darauf mit den Proben zu beginnen. Es sollte ihm nicht mehr vergönnt sein, das Schmerzenskind selbst aus der Taufe zu heben. Den 26. April 1864 wurde er von einem stärkeren Unwohlsein befallen und schon den 2. Mai Morgens 5 Uhr 40 Minuten war er eine Leiche. Die Ueberführung des Todten, der in der Familiengruft der Heimath beigesetzt werden sollte, nach dem Pariser Nordbahnhof den 6. sowie die Bestattung in Berlin am 9. Mai gestalteten sich zu solennen Acten von einem Pomp und einer Großartigkeit wie beim Heimgang eines Fürsten dieser Erde. Dem ächt humanen Sinn, den der Künstler stets an den Tag gelegt, entsprach auch sein Testament. Abgesehen von kleineren Legaten bestimmte er 10 000 Thaler zu einer Stiftung für junge Tonkünstler, welche mit den Zinsen Paris, Italien und Deutschland bereisen sollten, 10 000 Fr. für die Société des auteurs et compositeurs dramatiques, 10 000 Fr. endlich für die Association des artistes musiciens in Paris. — Am 28. April 1865 fand unter Entfaltung einer bis dahin unerhörten Decorationspracht die erste Aufführung der von Fétis, Director des Brüsseler Conservatoriums, der letztwilligen Verfügung des Componisten gemäß, revidirten Afrikanerin in der Pariser Großen Oper statt und erregte einen unbeschreiblichen Enthusiasmus. Unmittelbar darauf erschien das Werk auch in London und Madrid, im November 1865 zu Berlin und Darmstadt, um sich in der Folge auf allen größeren Bühnen einzubürgern. Die Mängel der Afrikanerin sind im Wesentlichen schon durch den Text bedingt, der wiederum der ideellen Einheit entbehrt, statt einer logisch sich entwickelnden Handlung und consequenter Charakteristik eine äußerliche Zusammenstellung effectreicher Situationen bringt und aus dem geschichtlichen Helden Vasco de Gama einen zwischen der schwarzen Selica und der blonden Ines ewig hin- und herschwankenden Liebhaber gewöhnlichsten Schlages macht. Soweit sich das buntscheckig-phantastische Buch musikalisch verwerthen ließ, hat es M. in bewunderungswürdiger Weise gethan. Gleich in der großen Staatsrathsscene des ersten Actes löste er ein äußerst schwieriges Problem mit virtuoser Kunst. Das große Duett im vierten Act zwischen Vasco und Selica bleibt an melodischem Schwung kaum hinter dem berühmten Zwiegesang der Hugenotten zurück; Selica's Sterbelied schlägt Töne von herzbewegender Schönheit an. — So schließt das Werk die Thätigkeit des Componisten würdig ab, eines Componisten, dessen Arbeiten durchschnittlich viel zu viel unreine Elemente enthalten, zu manierirt und stillos sind, um unsere Seelen gleich dem ächten Kunstwerk zu erheben und läuternd zu befreien, dessen großartiges Talent und eminentes Können aber immer wieder unsere Bewunderung herausfordern und dessen beste Schöpfungen sich vermöge ihrer eingeborenen, die Massen ergreifenden dramatischen Gewalt noch lange auf der Bühne erhalten werden.

Dr. J. Schucht, Meyerbeer's Leben und Bildungsgang (Leipzig 1869). Herm. Mendel, Giacomo Meyerbeer (Berlin 1869). Henry Blaze de Bury, Meyerbeer, sa vie, ses oeuvres et ses temps (Paris 1865). Arthur Pougin, Meyerbeer, notes biographiques (Paris 1864). Albert de Lasalle, Meyerbeer, sa vie et le Catalogue de ses oeuvres (Paris 1864). J. P. Lyser, Giacomo Meyerbeer. Sein Leben, sein Wirken und seine Gegner (Dresden 1838). Derselbe, Meyerbeer und Jenny Lind (Paris 1854). Eugène (Jacquot) de Mèrecourt, Meyerbeer (Paris 1854). Parlowski, Notice biographique sur G. Meyerbeer (Paris 1849). Mons. Meyerbeer, Par un homme de rien (M. Louis de Loménie), (Paris 1844). Dr. E. Otto Lindner, Meyerbeer's Prophet als Kunstwerk beurtheilt (1850). M. Beulé, Eloge de Meyerbeer (Paris 1865).
A. Niggli.

Meyerheim: Eduard Friedrich M. wurde am 7. Januar 1808 in Danzig geboren. Sein Vater Karl Friedrich M., welcher als Meister-Aeltermann dem ehrsamen Gewerke der Stubenmaler in Danzig vorstand, unterwies ihn in der handwerklichen Kunstübung, während Breyssig, ein Neffe des Directors der Danziger Kunstschule, welche M. besuchte, das Auge des Knaben für den Eindruck der charaktervollen Baudenkmäler seiner Vaterstadt öffnete. Durch Vergünstigung der Danziger Friedensgesellschaft konnte er zu seiner weiteren künstlerischen Ausbildung im J. 1830 nach Berlin übersiedeln. Hier erwarb er sich zunächst mittelst fleißiger Proportionsstudien nach G. Schadow's Polyklet bei gleichzeitiger Kenntnißnahme der Anatomie unter d'Altons Leitung ein gründliches Verständniß der menschlichen Figur. Nach eigenem Zeugniß hat nächst Schadow, dessen energisches Naturstudium dem angehenden Künstler besonders zusagte, der Lehrer der Zeichenklasse, Prof. Niedlich, seinen Entwicklungsgang beeinflußt. Im Wesentlichen jedoch hat sich die künstlerische Individualität Meyerheim's aus sich selbst entfaltet. Franz Kugler, der einsichtsvolle Förderer seines Talentes veranlaßte ihn, zehn Ansichten der Stadt Danzig in lithographischer Reproduction als Album im J. 1832 zu veröffentlichen. Um diese Zeit durchwanderte er mit Strack die Mark Brandenburg, um gemeinschaftlich mit demselben Aufnahmen von den zahlreichen mittelalterlichen Backsteinbauten des Landes zu machen. Die nach Sepiazeichnungen ausgeführten Lithographieen, Prospecte oder Veduten, deren Werth in der perspectivischen Klarheit liegt, erschienen 1833 unter dem Titel: „Architektonische Denkmäler der Altmark Brandenburg. In malerischen Ansichten aufgenommen von Strack, Architekt, und Meyerheim, Maler. Lithographirt von Meyerheim. Mit erläuterndem Texte von Dr. Franz Kugler." — Auf Studienreisen in Nord- und Mitteldeutschland entdeckte sein eindringlicher Beobachtungssinn in engbegrenzten Volkskreisen die zur Belebung seiner landschaftlichen Ansichten charakteristische Staffage, die er bald zur selbständigen Bildwirkung erhob. Vermöge seiner treuherzigen Schilderungen aus dem bäuerlichen Leben und dem Kleinbürgerthum, die Erstlinge ihrer Art in Deutschland, wurde er in Kurzem der Liebling des Publikums. Auf sommerlichen Wanderungen durch Thüringen, durch hessische Lande und den Harz wie in den Rheingegenden betrat er als willkommener Gast das deutsche Bürger- und Bauernhaus, das er mit kindlich reiner Seele, mit dem Auge des naiven Volksdichters, der die Einfalt und den köstlichen Humor nicht verschmäht, in seinen Bildern schildert. Die kleine Welt, in der er als Meister waltet, das durch sittliche Reinheit geläuterte Leben in ländlicher Abgeschiedenheit athmet sonnige Heiterkeit. Das Glück der Eltern, die Freude der Kinder im bunten Spiel mit den Thieren des Hauses, alle lichten Stunden des deutschen Familienlebens hat M. mit innigem Gemüthsantheil belauscht. Darum leuchtet aus seinen Werken voll Anmuth und Wahrheit der Empfindung der Geist der Zufriedenheit und Ruhe, die das Wesen seiner Persönlichkeit und Kunst bilden.

Im Einklang mit der Innerlichkeit seiner Genrebilder, die er zu hoher künstlerischer Bedeutung erhob, steht das feinste Stilgefühl. Mit unermüdlich treuem Fleiße hat er seinen Gestalten das schlichte Gewand ihrer äußeren Erscheinung geliehen. Man gewahrt in der Behandlung der Nebendinge dieselbe Gediegenheit, mit der er in der Hauptsache verfährt. Ohne sich durch die schwankenden coloristischen Neuerungen beunruhigen zu lassen, galt ihm die malerische Technik nur als Mittel zum Zweck. Die Poesie seiner Darstellungen erfordert ein lichtes und freundliches Colorit, das in den an der Oberfläche spielenden Lichtern einen emailleartigen Glanz und bisweilen eine übertriebene Glätte und Gebundenheit im Localton zeigt. Ein Hauptgewicht legte er auf die formelle Durchführung und den geistig lebensfrischen Ausdruck. — In der Reihenfolge seiner Werke nehmen die unter dem beherrschenden Einfluß der Düsseldorfer Malerschule entstandenen Oelbilder, welche in der Schwere des Farbentones den mühsamen, fast erzwungenen Ernst verrathen, eine verhältnißmäßig untergeordnete Stelle ein. Zu diesen sentimental-romantischen Ritter- und Frauenbildern gehören u. A.: „Romeo und Julia auf dem Balkon", „Wanderliebe", „Der Abschiedswink vom Söller", „Indiscretion", „Das Rendez-vous". Der Meister fand sich selbst erst in den von natürlicher Lebenswahrheit und herzerfreuender Anmuth beseelten Genrebildern aus dem Bürger- und Bauernleben. Bereits mit der „Kegelgesellschaft" von 1834, einem heiteren Stückchen echt deutscher Biederkeit, bahnte er sich den Weg zu den höchsten Zielen moderner Genremalerei. Ein figurenreiches Bildchen vom Jahre 1836 „Das Schützenfest" westfälischer Bauern in idyllischer Hügellandschaft, wo Jung und Alt den Helden des Tages mit Sang und Klang beglückwünschen, fand allgemeinen Beifall und veranlaßte Meyerheim's Wahl zum Mitglied der Königlichen Akademie der Künste. In demselben Jahre heirathete er die Schwester des Bildhauers Fr. Drake. Auch durch das tief empfundene Bild „Der blinde Bettler" von 1836 erwarb er seiner Kunst neue Freunde. Aus der langen Reihe der übrigen Oelbilder, welche dem einheitlichen Boden des deutschen Kleinlebens angehören und eine erstaunliche Fülle von Motiven offenbaren, sind durch eigenartige Vorzüge am Bekanntesten geworden: „Die thüringischen Landleute aus der Kirche heimkehrend", „Die Bleicherin", „Das Milchmädchen", „Kinder mit Katzen spielend", „Der Kirchgang", „Die Harzerin mit dem Kinde", „Die Quirlverkäuferin aus dem Harz", „Mutterfreuden", „Wanderers Lust" und „Das gefährdete Frühstück". Allen diesen Bildern liegen die sorgfältigsten Vorstudien bis in die geringfügigsten Einzelheiten zu Grunde. An der Hand seiner zahlreichen Entwürfe und Zeichnungen, von welchen ein ansehnlicher Bestand im Cabinet der National-Galerie zu Berlin sich befindet, kann man die intime Beobachtung der Lebenswirklichkeit, die ursprüngliche und frische Naivetät des Künstlers recht kennen lernen, welche naturgemäß in den Oelbildern den Reiz ihrer Unmittelbarkeit eingebüßt hat. Er vermied es stets, ein Object direct aus der Natur in sein Bild zu übertragen, sondern traf durch Oelstudien, Aquarelle und Zeichnungen die peinlichsten Vorbereitungen, um sich selbst genug zu thun. In derartigen Blättern verstand er, das Innere ländlicher Wohnungen mit dem Reize der Heimlichkeit zur stillbeglückten Stätte einfacher Menschenkinder auszustatten. Die Studien einzelner Köpfe, bestimmter Bewegungen oder Stellungen, von Geräthschaften und Gewandungen lassen die bewundernswerthe Energie erkennen, mit welcher M. nach völliger Correctheit strebte. Auf Grund der Mustergültigkeit seiner Bilder machte er sich ohne eigenes Bemühen die reproducirenden Künste dienstpflichtig; Stahl- und Kupferstich, Lithographie und Photographie wetteiferten, das Werk des Meisters in zahllosen Nachbildungen zu verbreiten und zum Gemeingut des

Volkes zu machen. Neben der Malerei fand M. von Jugend auf in der Musik sein Lebenselement. Nach mehrfacher Auszeichnung durch Orden und Medaillen wurde er 1855 königlicher Professor und Mitglied der Akademieen von Berlin, Dresden und München. Sein Lebensabend blieb leider nicht ungetrübt. Von einem schweren Nervenleiden, das seinen Körper und Geist lähmte, sieben Jahre lang gefesselt, erholte er sich noch einmal für kurze Dauer. Nach der Rückkehr von seiner Vaterstadt zerstörte das alte Leiden seine Lebenskräfte und er starb am 18. Januar 1879 in Berlin. Sein Bildniß, von dem Sohne Paul gemalt und der Vaterstadt Danzig gewidmet, vergegenwärtigt treu und anziehend den Charakter des populären Künstlers.

Vgl. Die Berliner Malerschule von 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg. Berlin 1879, S. 298—302. — Ausstellung der Werke von Ed. Meyerheim, Ernst Fries und Friedrich Nerly. Berlin. Kgl. Nat.-Galerie, 1880. — Zeitschrift für bildende Kunst. XVI. Bd. Leipzig 1881, S. 1 ff. — Friedrich Eduard Meyerheim. Eine Selbstbiographie des Meisters, ergänzt von Paul Meyerheim, eingeleitet von Ludwig Pietsch. Mit einem Vorworte von Berthold Auerbach und dem Bildniß Ed. Meyerheim's, nach Paul Meyerheim, radirt von E. Forberg. Berlin 1880. — Katalog der kgl. National-Galerie von Dr. M. Jordan. Berlin 1883.

v. Donop.

Meyerheim: Eduard Franz, Genremaler, wurde geboren am 10. October 1838 in Berlin. Er besuchte von 1854—1858 die dortige Akademie, dann kurze Zeit Düsseldorf, nachdem er zuvor den künstlerischen Unterricht seines Vaters Eduard Friedrich M. genossen hatte, dessen Fleiß und Gewissenhaftigkeit in der zarten malerischen Ausführung ihm für alle Zeit vorbildlich blieb. Des Sohnes Genrebilder sind von der gleichen Feinheit und lassen in der Auffassung eine sinnige und poetische Empfindung anklingen. Bezüglich der stofflichen Wahl seiner Bilder bewegte er sich mit Vorliebe im Kreise mittelalterlicher Romantik oder malte anmuthige Scenen aus dem täglichen Leben der Gegenwart. Auf Reisen im Harz und in Hessen, in der Schweiz, in Belgien und Italien vervollständigte er sein Studienmaterial und befriedigte zugleich seine Sammelluft. In der Oeffentlichkeit erschien von ihm zuerst auf der akademischen Kunstausstellung im J. 1858 ein kleines Genrebild, welches in mittelalterlichem Interieur einen Knappen darstellt, der mit Polieren eines Harnisches beschäftigt mit einem Edelknaben sich unterhält. In der Folge schilderte M. vorwiegend gemüthvolle und schlichte Scenen wie die „Kinder mit der Katze", „Mutterliebe", „Der Markttag", „Die Liebeskranke", „Die junge Mutter" und „Hessische Bauernfamilie". Ueberraschenden Erfolg erzielte er im J. 1870 mit seinem „Schneewittchen" und „Dornröschen", Figuren in Lebensgröße, in welchen der Künstler den seelenvollen Gehalt der deutschen Volksmärchen zu verkörpern wußte. Mit zwei Pendants „Rothkäppchen" und „Aschenbrödel" von der Hand seines Bruders Paul dienten sie zum Schmuck eines Saales im Hause des Banquier Hermann Magnus in Berlin. Von kostümlich interessanten Bildern größeren Umfangs ist eine „Spielergesellschaft in Venedig" und ein „musikalisches Trio" bemerkenswerth. Nach der Reorganisation der Berliner Akademie zum Lehrer an dieselbe berufen, mußte er dieser Stellung, die er mit eifrigem Pflichtgefühl bekleidete, aus Krankheitsgründen bereits im J. 1878 entsagen. Ein Jahr zuvor war er zum letzten Male auf der akademischen Kunstausstellung mit meisterhaften Architekturaquarellen vertreten. Von langjährigen Leiden, die mit einer Gehirnerweichung endeten, wurde er am 5. April 1880 zu Marburg an der Lahn erlöst.

Vgl. Die Berliner Malerschule von 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg. — Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst 1880, Nr. 28. — Seubert, Allg. Künstlerlexikon. v. Donop.

Meyerinck: Heinrich Eugen von M. wurde am 6. December 1786 zu Magdeburg geboren. Nachdem er seine Schulbildung im Kloster Bergen bei Magdeburg erhalten hatte, trat er bei dem Königsregimente in Potsdam ein, nahm jedoch 1806 seinen Abschied und wurde Kammerherr in Anhalt-Cöthen. Zur Zeit der Befreiungskriege trat er wieder bei den pommerschen Husaren ein und machte 1813 als Adjutant des Kronprinzen von Schweden mehrere Schlachten mit. 1815 zog er als Adjutant des Generals von Borstell mit in Paris ein. Nachdem M. bei Beendigung des Krieges seinen Abschied als Rittmeister genommen hatte, bezog er die Universität Halle, um Forst- und Naturwissenschaften zu studiren. Schon im J. 1817 bestand er sein Oberförsterexamen und erhielt im folgenden Jahre die Oberförsterei Grünberg a. d. Elbe, von wo er in gleicher Eigenschaft 1823 nach Lödderitz bei Aken a. d. Elbe versetzt wurde. 1829 wurde er zum Forstmeister ernannt und 1845 als Oberforstmeister nach Stettin versetzt. M. war ein ausgezeichneter Forstmann, welcher das ziemlich verwahrloste Revier Lödderitz auf eine solche Höhe brachte, daß man von weit und breit kam, um seine Anlagen zu besehen; so ist z. B. der 7. Band von Pfeil's kritischen Blättern fast ganz mit einem Reisebericht über einen Besuch in Lödderitz gefüllt. Neben seiner praktischen Thätigkeit beschäftigte sich M. jedoch auch eifrig mit den Naturwissenschaften, und neben der Jagd gehörten Botanik und Ornithologie zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Seine ausgezeichnete Vogelsammlung lieferte der Forstakademie Neustadt-Eberswalde manches werthvolle Exemplar. Ueber Botanik veröffentlichte er mehrere verdienstliche Arbeiten. Hervorzuheben ist ferner ein Aufsatz in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin 1827, Beschreibung einer Bibercolonie in der Nuthe, einem Nebenfluß der Elbe, worin er zuerst ein naturgetreues Bild von dem Leben und Treiben dieser Thiere gibt; sowie sein Beitrag zur Naturgeschichte der Rehe in Hartig's Forst- und Jagdarchiv V. Jahrg. 4. Hft. Auch die Entomologie zog M. in den Bereich seiner Forschungen und Ratzeburg erwähnt in Pfeil's kritischen Blättern und in seinen „Forstinsecten" mehrerer wichtiger Mittheilungen Meyerinck's über Forstinsecten. Derselbe benannte ihm zu Ehren auch einen Pteromalus Meyerinckii. M. starb am 18. Sept. 1848.

Ratzeburg, Forstwissenschaftliches Schriftsteller-Lexikon. W. Heß.

Meyern: Wilhelm Friedrich v. M., zu Ansbach in Franken als Sohn eines Rentbeamten und Gutsbesitzers 1762 geboren, erhielt private Erziehung, vielleicht von übermäßiger Strenge, studirte in Altorf und Erlangen die Rechte und trat, nachdem seine Absicht, bei der englischen Marine anzukommen, gescheitert war, in die österreichische Armee zur Artillerie. Die militärische Pflicht ließ ihm Raum zu eigenen, in großem Umfange betriebenen Studien; als eine Frucht derselben kann man den Roman 'Dya-na-Sore' ansehen, dessen erste Auflage 1787—1789, die zweite 1791—1800, die dritte 1840 in fünf Bänden erschien. Mit zwei jungen Männern unternahm er, als Lieutenant quittirend, eine Reise nach Kleinasien, der Türkei, Griechenland, Italien, Polen, Ungarn, welche mehrere Jahre dauerte. Im Anfang des neuen Jahrhunderts scheint er wieder Antheil am öffentlichen Leben genommen zu haben, wurde Hauptmann in der österreichischen Armee und arbeitete mit großem Eifer und Erfolg an der Organisirung von Landsturm und Landwehr 1809—1812. Er betheiligte sich an den nächsten Kriegen und förderte mit Canova 1815 die Auslieferung italienischer Kunstwerke aus Paris an die ursprünglichen Besitzer. Er hielt sich dann mit dem österreichischen Gesandten Grafen Kaunitz längere Zeit in Spanien auf, gehörte

1820 zur militärischen Umgebung des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg und war bei diesem, als er in Leipzig starb. Er wurde dann pensionirt, jedoch durch Verwendung des Generals Langenau bei der Militärcommission der Bundesversammlung in Frankfurt angestellt. Dort ist er im Mai 1829 gestorben. — Diese dürftigen Nachrichten machen so ziemlich Alles aus, was über M. bekannt ist; ganz geflissentlich hat er sein Leben beobachtender Aufmerksamkeit entzogen, in seinen Schriften sorgfältig alles Persönliche ferngehalten und so erreicht, daß große Partien seiner Existenz völlig im Dunkeln liegen. Zu dieser Heimlichkeit hat sein Abscheu vor Biographien, vor Allem aber seine Jugendbildung beigetragen, die den Drang nach Isolirung in ihm ausbildete, welcher vermöge seiner ausgebreiteten Bücher- und Weltkenntniß innerhalb der militärischen Kameradschaft nur verstärkt worden sein wird. Auch sein gedrucktes Hauptwerk 'Dya-na-Sore oder die Wanderer' war anonym erschienen, erst in der letzten, durch v. Feuchtersleben, Meyern's Freund, besorgten Auflage ist der Name des Verfassers beigefügt worden. Es ist dies ein Roman, angeblich aus dem Sanskrit übersetzt, der die Träume eines jungen, edelgesinnten, nach Thätigkeit dürstenden Mannes darstellt, welcher, hart erzogen, das Leben am rauhesten Ende anfaßt, dem ein Kriegsheld im Dienste eines den höchsten Bildungszielen zustrebenden Staatsorganismus das Ideal bildet. In der spartanischen Phantasie des Erzählers haben Frauen keinen Platz, kaum daß ein oder das andere Mal ein weiblicher Name erwähnt wird, an Stelle der Liebe gilt Patriotismus als treibende Leidenschaft, Ehrgeiz füllt die Seele aus. Diese Gesinnungen werden in sehr loser Form vorgetragen, von künstlerischer Composition ist gar nicht die Rede, Personen treten auf, um spurlos zu verschwinden, Episoden bleiben folgenlos für das Ganze. So ist es fast glaublich, wie erzählt wird, daß nicht M. selbst, sondern ein Freund aus den umherliegenden Papieren die Geschichte zusammengestellt habe. Nur Eins bleibt fest: die Bildung einer geheimen Gesellschaft, welche die Größe des Vaterlandes, das von Feinden geknechtet wird, herzustellen unternimmt und damit zugleich Zwecke der Humanität anstrebt. Die Aeußerlichkeiten des Bundes sind zumeist den Freimaurern (theilweise den Rosenkreuzern) entlehnt, auch Manches von den Prüfungen, welche im ersten Bande berichtet werden. Bis auf einige Naturbeschreibungen ist Alles abstract in der Weise der älteren orientalisirenden Romane gehalten (auch Haller's „Usong“, ganz insbesondere aber die „Insel Felsenburg“ haben M. beeinflußt), Ereignisse bilden nur andeutende Fäden für Gespräche. Das Bedeutende und Wirksame des Buches liegt in der energischen Männlichkeit, die unverholen, schroff, rücksichtslos dem weichlichen Kleinmuth der Zeit sich entgegenstemmt. Die Umarbeitungen in den späteren Auflagen heben diese Lebensanschauungen noch stärker hervor und lassen die Geheimbündelei zurücktreten. — Die aus hinterlassenen Manuscripten auserlesenen Aphorismen beziehen sich auf die höchsten Fragen des Lebens: Stellung des Menschen zur Natur, zu den Menschen, Principien der Wissenschaft, Kunst, Religion. Neben ganz abstrusen und trivialen Sätzen, welche mit Dilettantenneigung durch Distinctionen vorkant'scher Art die Probleme erschöpfend zu lösen meinen, findet sich auch sehr viel Tiefes und Originelles, von eigenartigem, starkem Denkvermögen zeugend. Danach ist die Vergessenheit, in welche M. gesunken ist, als bitteres Unrecht zu beklagen. Seine Sprache ist ungemein kräftig, schwungvoll, ja fast dithyrambisch, reich an neuen, frischen Wortbildungen und Zusammensetzungen, kühnen Bildern und Wendungen, dabei knapp, präcis und in hohem Grade eindrucksvoll. Die leider nur wenigen zerstreut veröffentlichten Briefe sind ausgezeichnet durch feine Beobachtung, vortreffliche Schilderung und bei aller Herbigkeit doch von behaglichem Humor. — M. war eine geschlossene, scharfkantige, durchaus ernste, für große praktische

Aufgaben der militärischen Organisation besonders angelegte Persönlichkeit, deren hohen Werth die Vornehmen alle zu schätzen wußten, die mit ihm genauer verkehrten, wenn auch sein Mangel an Geschmeidigkeit, seine rauhe Bedürfnißlosigkeit und Sonderlingsart ihn nicht zu einer Stellung gelangen ließen, in welcher seine bedeutende Kraft sich voll hätte entfalten können.

Die Ausgaben des Romanes „Dya-na-Sore“; Hinterlassene kleine Schriften W. F. Meyern's ed. Dr. Ernst Freiherr v. Feuchtersleben, im 1. Bande eine Lebensskizze vom Herausgeber und etliche Briefe; der Artikel im 17. Bande von Wurzbach's Biographischem Lexikon. — Das Trauerspiel „Die Regentschaft“ nach dem Englischen, Züllichau 1795 (Goedeke I, 1117) war mir nicht zugänglich. Anton E. Schönbach.

Meyern-Hohenberg: Gustav von M.-H., Dramatiker, geb. am 10. Septbr. 1826 zu Kalvörde, starb am 1. März 1878 zu Constanz. M. studirte in Göttingen und Berlin die Rechte, trat 1843 in die Civil- und Hofdienste des Herzogs von Coburg, wurde erst Geh. Cabinetsrath und am 4. April 1860 Intendant des herzoglichen Hoftheaters, dem er bis zum 11. Septbr. 1868 vorstand. M. hat mit seinen Dramen wenig Erfolge zu erringen gewußt, wohl weil ihnen trotz Begabung des Dichters der rechte dramatische Nerv fehlt. Sie sind schon jetzt vollständig von der Bühne verschwunden. Ihre Reihe eröffnet die vieractige politisch-dramatische Studie „Ein Kaiser“ (1857), dem „Heinrich von Schwerin“, Schauspiel in 5 Acten (1859, Meyern-Hohenberg's beste Arbeit), „Ein Kind des Elsaß“, Drama in 3 Acten (1873), „Das Ehrenwort“ Schauspiel in 5 Acten (1873), „Das Haus Posa“, Schauspiel in 5 Acten (1874), „Die Cavaliere“, Schauspiel in 5 Acten (1874) und „Moderne Rivalen“, Schauspiel, folgten. Außerdem verfaßte M. das theilweise schwungvolle „Welfenlied“, (1854), „Zeitgedichte“ (1870), „Ein Märchen aus unsern Tagen“ (1875) und „Balladen vom Elsaß“ (1876). Joseph Kürschner.

Meyern: Augustin v. M. (auch Mayern und später Meyern v. Meyerberg genannt), Reiseschriftsteller über Rußland, geb. um 1612, vermuthlich in Schlesien, † zu Wien am 23. März 1688. Ueber das Leben Meyern's liegen nur spärliche Daten vor. Er tritt uns zuerst im kaiserlichen Dienst in Schlesien entgegen, wird unter Ferdinand III. Oberster Justizrath beim Appellgericht zu Glogau, von Leopold I. nach Wien berufen, wird er zum Hofrath ernannt und in Zeit von 21 Jahren mit zwölf verschiedenen Gesandtschaften betraut. Unter diesen Sendungen, welche ihn nach Polen, Dänemark, Siebenbürgen, der Türkei, Rußland führen, ist die nach Rußland an den Großfürsten Alexej Michailowitsch wichtig geworden durch die Beschreibung, welche M. in seinem „Iter in Moscoviam“ von derselben hinterlassen hat. Diese Reise wurde im Februar 1661 von Wien aus angetreten. Die Gesandtschaft wurde von M. und dem österreichischen Rathe Calvucci geführt und hatte in ihrem Gefolge von 17 Personen u. A. einen Zeichner Storn oder Storno und einen Dolmetsch Wiber. Ihr politischer Zweck war die Vermittlung des Friedens zwischen dem russischen Großfürsten und dem polnischen König Johann Kasimir; derselbe war nicht erreicht, als die Gesandtschaft im Februar 1663 wieder in Wien eintraf. Dagegen hatten M. und Calvucci ihr Bestes gethan, durch ausführliche Berichte ihren Entsender über die Verhältnisse im Lande und am Hofe Rußlands aufzuklären und das Werk Beider war der ohne Zeit und Ort (vielleicht um 1679) erschienene „Iter in Moschoviam“, welcher auf 236 Seiten in Folio die genauesten Nachrichten über Rußland gibt, welche seit Herberstein veröffentlicht worden waren. 126 Seiten des Werkes sind von den „Statuta Moscovitica“ d. h. der Uebersetzung des von Alexej Michailowitsch zum ersten Male zusammengestellten Gesetzbuches eingenommen, die übrigen enthalten die

mit schätzbaren geographischen und statistischen Nachrichten reich ausgestattete Erzählung der persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen der Gesandten. Eine französische Uebersetzung erschien 1688. Eine weitere Frucht dieser Reise ist die culturgeschichtlich wichtige Sammlung von 250 Handzeichnungen, welche auf Befehl Meyern's der obengenannte Zeichner verfertigt hat und welche als „Unicum in orbe exemplar“ einen der Schätze der Dresdener Bibliothek bilden. F. Adelung hat diese Sammlung 1827 in einer Monographie ausführlich beschrieben.

F. Adelung, Augustin Freiherr v. M., 1827. Wichmann, Samml. kl. Schriften zur Kenntniß des Russischen Reichs, 1820. Ratzel.

Meyfart: Heinrich M., Bruder des Folgenden, ward am 9. September 1627 zum Diakonus nach Waltershausen berufen und starb in diesem Amte im J. 1635. Er ist Verfasser des geistlichen Liedes: „Ach Gott, dein' arme Christenheit jetzt allenthalb'n Verfolgung leid't“, das auf die Kriegsnöthe jener Zeiten hinweist; es ist, soweit bekannt, zuerst in einem Berliner Gesangbuch von 1640 gedruckt.

Wetzel, hymnopoeographia II, S. 174. Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte, S. 4^b. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1631. l. u.

Meyfart: Johann Matthäus M. oder Mayfart, berühmter lutherischer Theologe, wurde am 9. November 1590 zu Jena im Hause seines Großvaters, des Rathsherrn Johann Fidler, geboren. Sein Vater war damals Pastor zu Walwinkel bei Waltershausen in Thüringen und ward später nach Haina an der Nesse versetzt. Auf der Schule zu Gotha ausgezeichnet vorgebildet, besuchte er vom J. 1608 an die Universitäten Jena und Wittenberg. Zunächst studirte er mit besonderem Eifer Philosophie; nachdem er zu Jena im J. 1611 Magister geworden, wandte er sich dem Studium der Theologie zu. Im J. 1616 erhielt er eine Anstellung als Adjunct bei der philosophischen Facultät in Jena; noch in demselben Jahre ward er dann als Professor an das Gymnasium Casimirianum zu Coburg berufen. Mit dieser Anstalt, die im J. 1605 vom Herzog Johann Casimir gestiftet ward, war eine Art Universität verbunden. Das Hauptabsehen war bei ihrer Gründung auf Sittenreinheit und Ausübung strenger Zucht unter den Studirenden gerichtet; in diesem Sinne an ihr zu wirken entsprach ganz der eigenthümlichen Geistesrichtung Meyfart's, der selbst ein innerliches, bei aller Gelehrsamkeit der Mystik zugeneigtes Wesen hatte, und dem das rohe und oft gemeine Treiben auf den Universitäten höchst zuwider war. So wurde er denn auch schon im J. 1623 mit der Direction der Anstalt betraut; im darauf folgenden Jahre erwarb er sich auf Wunsch des Herzogs zu Jena die theologische Doctorwürde. Auf die Schüler hatte er einen großen Einfluß; in persönlichem Verkehr mit ihnen wußte er ihr geistliches Leben zu fördern; für ihre Erbauung sorgte er durch ein lateinisches Gebetbuch. Dabei waren die wissenschaftlichen Leistungen der Anstalt nicht gering. M. gab außerdem durch eine Reihe tüchtiger theologischer Arbeiten von seinen eigenen Studien einen Beweis. Die Richtung derselben zeigt, um nur einige hier zu nennen, einerseits sein „Grawerus continuatus“, Jena 1622, eine Fortsetzung der Disputationen des Albert Grawer (vgl. Bd. IX, S. 617) gegen die Jesuiten, andererseits sein „Nodus Gordius sophistarum solutus“, Coburg 1625, ein Versuch, die philosophischen Systeme des Aristoteles und des Petrus Ramus zu vermitteln und die Philosophie in den Dienst der Theologie zu stellen; ein größeres dogmatisches Werk, „Prodromus elucidarii theologici“, das er im J. 1620 (zu Coburg) zu veröffentlichen begann, hat er nicht vollendet. Bekannter und wichtiger als diese wurden aber seine praktischen deutschen Schriften. Zu ihnen gehören zunächst eine Anzahl ascetischer Werke, in denen er vor Allem seine

eschatologischen Gedanken als „einen gewaltigen Wächterruf an die schlafende Christenheit“ aussprach; es sind hauptsächlich fünf, die „Tuba novissima“, die „Tuba poenitentiae prophetica“, „Das höllische Sodoma“, „Das himmlische Jerusalem“ und „Das jüngste Gericht“, welche er in den Jahren 1625 (1626) bis 1632 zum ersten Male ausgehen ließ und die hernach mehrfach, theilweise vielfach wieder aufgelegt wurden. In der zuerst genannten, welche aus vier Predigten über die letzten Dinge besteht, befindet sich am Schluß der dritten Predigt sein berühmtes Lied: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, ein Lied, das allein schon genügte, seinen Namen der deutschen evangelischen Christenheit unvergeßlich zu machen. In allen diesen Schriften zeigt sich eine Innigkeit des Glaubens, verbunden mit poetischer Kraft und Anschauung wie sonst selten; Henke (vgl. unten) sagt von ihnen: „ein deutscher Dante, voll Gelehrsamkeit und Phantasie, wie dieser, wird kaum irgendwo, so wie er sich in diesen Werken darstellt, anzutreffen sein“. — Durch die strenge Zucht, die er im Gymnasium hielt, verfeindete er sich einen Theil seiner Collegen und der Geistlichen; und als er im J. 1633 eine Dissertation „de disciplina ecclesiastica“ veröffentlichte, wurde er von seinen sämmtlichen Lehrern außer einem, die sich durch den Inhalt verletzt fühlten, bei der Regierung verklagt. Schon sollte er zum Widerruf genöthigt werden, als er einen Ruf nach Erfurt als Professor der Theologie an die durch Gustav Adolph wiederhergestellte lutherische Universität erhielt, dem zu folgen er vom Herzog nur mit Mühe die Erlaubniß bekam. Schon am 13. Juli 1633 hielt er in Erfurt, als die Leiche Gustav Adolph's nach Schweden abgeführt werden sollte, bei einem feierlichen Actus im großen Colleg die Trauerrede; am 6. November 1633, dem Jahrestage der Schlacht bei Lützen, hielt er eine hernach gedruckte „Gedenkpredigt“ zur Erinnerung an Gustav Adolph. Seine Professur trat er wahrscheinlich an mit der am 30. September bei der Jahresfeier der Universität von ihm gehaltenen Rede über das „Bildniß eines wahren Studenten der heiligen Schrift, genommen aus dem Leben des Propheten Daniel auf der königlichen Akademie zu Babylon“, die dann im J. 1634 (zu Erfurt) im Druck erschien. Mit ihrer Herausgabe eröffnete er eine weitere Reihe deutscher Schriften, in welchen er die sittlichen Gebrechen seiner Zeit, namentlich die Zustände auf den Universitäten und das Unwesen der Hexenprocesse scharf geißelte. Im J. 1635 ward er Rector der Universität, am 2. Februar 1636 ward er als Pastor an der Augustinerkirche ordinirt, so daß er fortan neben seinem akademischen ein kirchliches Amt versah; hernach wurde er auch noch Senior des Ministeriums. Nachdem ihm im J. 1636 seine Frau gestorben war, verheirathete er sich im J. 1637 zum zweiten Male und starb dann schon am 26. Januar 1642, wenig über 51 Jahre alt. Durch seine Schrift: „Christliche Erinnerung von den aus den hohen Schulen in Deutschland entwichenen Ordnungen und ehrbaren Sitten“, Schleusingen 1636, hatte er sich wieder viele Feinde erweckt; glaubte doch selbst ein Johann Gerhard sich Meyfart's Urtheil nur als aus „Melancholie“ und „einer gewissen Verstandesverwirrung“ hervorgegangen erklären zu können (vgl. Tholuck, a. unten a. O., S. 213). Daß Meyfart's Schilderungen dadurch, daß er einzelne Vorfälle verallgemeinert, und durch die Art und Weise seiner Darstellung der Sache an Uebertreibungen leiden, wird man zugeben können, ohne die Berechtigung seiner Klagen und Warnungen zu verkennen; es handelte sich in der That um einen Unfug, der noch unzählig Vielen den größten Schaden an Leib und Seele gebracht hat und gegen den schärfstes Einschreiten nöthig war. M. fand deshalb auch bei vielen ernsten Theologen und Laien Zustimmung und sein Mahnruf ist doch auch nicht ohne alle Wirkung geblieben. Er ward nicht müde, auch nach andern Seiten hin seine mahnende Stimme laut werden zu lassen; besonders genannt zu werden

verdient noch sein Programm „de concilianda pace inter ecclesias per Germaniam evangelicas“, Schleusingen 1636, weil es uns erkennen läßt, worauf es ihm denn doch bei allem Streite schließlich ankam. Mit dem Wunsche, unter den Evangelischen Deutschlands einen Frieden aufgerichtet zu sehen, steht er in jener Zeit freilich auch ziemlich einsam; er begegnet sich aber in ihm mit dem (vermuthlich pseudonymen) Rupertus Meldenius (s. o. S. 293), den wir vielleicht in seiner Nähe zu suchen haben, und den Verfassern einiger anderen, kurz vor 1636 erschienenen Schriften. Es war sein Schicksal, mehr in künftigen Tagen, als zu seiner Zeit völlig verstanden zu werden.

M. hatte für das Weimarische Bibelwerk, die sog. Kurfürstenbibel, die Bearbeitung der Sprüche Salomo's übernommen; doch wurde diese Arbeit hernach nicht aufgenommen, weil sie Glassius nicht gefiel. Außer seinem genannten Hauptliede sollen auch noch einige andere Lieder von ihm gedichtet sein; sicher ist das aber nur von dem Liede: „Wach auf, wach auf vom tiefen Schlaf der Sünden.“ Im Gothaer Cantional vom J. 1657 wird ihm auch das Lied: „Sag', was hilft alle Welt mit allem Gut und Geld“ zugeschrieben; und das mag mit Recht geschehen, obschon Sprache und Inhalt nicht gerade sicher auf ihn hinweisen. Außerdem wird er von manchen Hymnologen, wie z. B. von Olearius und Wetzel, für den Dichter des Liedes: „O großer Gott von Macht und reich von Gütigkeit“ gehalten; doch scheint es wahrscheinlicher, daß Balthasar Schnurr dieses Lied verfaßt hat, wie Rambach, Fischer u. A. annehmen.

Gottfried Ludwig, Ehre des Casimiriani in Coburg, 1725 ff., Bd. II, S. 261. Motschmann, Erfordia literata, 1. Sammlung, 1729, S. 58—80. Jöcher III, Sp. 500. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1631 ff.; hier werden noch viele Schriften Meyfart's angeführt, doch ist auch dieses Verzeichniß nicht vollständig. Henke in der theol. Realencyklopädie von Herzog u. s. f., 2. Aufl., IX, S. 738 ff. Tholuck, Lebenszeugen der luth. Kirche, Berlin 1859, S. 209 ff. — Wetzel, hymnopoeographia II, S. 174 ff., III, S. 15. Rambach, Anthologie II, S. 316 ff. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., III, S. 117 ff. — Ueber sein Hauptlied: Fischer, Blätter für Hymnologie 1883, S. 120 ff.; über das Lied: „O großer Gott“ vgl. Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 159. Bertheau.

Meyn: Claus Christian Ludewig M., Naturkundiger, war geboren zu Pinneberg in Schleswig-Holstein, wo sein Vater Dr. A. L. A. M. damals Arzt und Kreisphysikus war, der aber 1833 als Professor der Medicin nach Kiel berufen, dahin übersiedelte, 1851 von der dänischen Obercivilbehörde aus seinen Aemtern entlassen † am 15. November 1859. In Kiel besuchte M. zuerst die Privatschule des Candidaten Martens († am 6. August 1865 als zweiter Lehrer am Lehrerseminar in Segeberg). Dieser trieb mit Liebhaberei Naturwissenschaften und begeisterte seine Schüler dafür. Hierauf besuchte er das Kieler Gymnasium und danach noch auf ½ Jahr das Hamburger Johanneum, um sich in den Naturwissenschaften zu vervollkommnen. Dann bezog er 1839 die Universität Berlin und studierte hier 3 Jahre vorzugsweise Chemie. Alexander v. Humboldt, Leopold v. Buch und Karl Ritter waren seine Lehrer, denen er auch persönlich nahe trat. Er ward Assistent in dem chemischen Laboratorium des Professor Dr. Marchand. Zuletzt zog ihn jedoch Professor Dr. Weiß fast ganz der Mineralogie zu. Er vollendete seine Studien auf der Kieler Universität, wo er 1844 zum Dr. philos. promovirte mit einer Inauguraldissertation: „Ueber Mineralsysteme“. Nun begab er sich nach Kopenhagen, wo er in nähere Verbindung mit den Professoren H. C. Oersted und Forchhammer trat, auch ein königliches Reisestipendium erlangte. Nachdem er damit den Harz bereist, in

Wien und Berlin sich aufgehalten, habilitirte er sich 1846 als Privatdocent an der Kieler Universität und ertheilte zugleich naturwissenschaftlichen Unterricht an dem dortigen Gymnasium. Er legte hier eine bisher gänzlich vermißte mineralogische Sammlung an und hatte es damit schon 1847 zu 1500 Handstücken gebracht und beschrieb sie in den „Geologischen Beobachtungen in Schleswig-Holstein“ 1848, die man als die erste Grundlage zu einer Geognosie Schleswig-Holsteins bezeichnen kann, später folgte dem: „Die Bodenbildung der Herzogthümer Schleswig-Holstein“, 1870. 1848 ward M. von der derzeitigen provisorischen Regierung zum Obersalineninspector in Oldesloe und Bergkontrolleur ernannt, aber 1852 bei Rückkehr des dänischen Regiments dieser Aemter wieder entlassen. Doch ward es ihm bewilligt als Privatdocent wieder nach Kiel zu gehen. Es wurde ihm indeß zugleich bemerkt, daß auf eine Professur ihm keine Hoffnung gemacht werden könne, daher kaufte er später ein Fabrikgeschäft in Uetersen, Holzsägemühle, Kalkbrennerei und Papiermühle. Letztere ließ er sogleich eingehen und gründete dafür eine Fabrik künstlicher Dünger, die sich großen Ruf erworben und noch blüht. Hier hat er sich außerdem eine umfassende Wirksamkeit erworben. Nicht nur betrieb er mit Eifer und Umsicht sein Fabrikgeschäft in ausgezeichneter Weise, sondern setzte auch seine naturwissenschaftlichen Studien fort und ist in diesem Fach ein besonders fruchtbarer Schriftsteller geworden. Von 1858 an trat er als „Wirthschaftsfreund“ als Mitarbeiter an den weit verbreiteten Itzehoer Nachrichten ein und beantwortete in denselben allwöchentlich die vielen wirthschaftlichen Fragen, die fortgehend zahlreich an ihn gerichtet wurden. Man hat gezählt, daß 13,400 Spalten von ihm beschrieben sind, welches 837 Druckbogen ausmacht. Außerdem finden sich eine Menge Abhandlungen von ihm in verschiedenen Zeitschriften: in den neuen Kieler Blättern, Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft, Mittheilungen des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse nördlich der Elbe, Archiv für Anthropologie, Neues Jahrbuch für Mineralogie, Cottaische deutsche Vierteljahrschrift, Petermanns Mittheilungen, Ausland, Journal für praktische Chemie, Landwirthschaftliche Zeitung u. s. w. Sie betreffen Geologie und übrige Naturwissenschaften, Technologie, Landwirthschaft u. s. w. und sind ausführlich verzeichnet bei Dr. Berendt (Ludwig Meyn's Leben ꝛc.). Auch größere Schriften gab er heraus: „Neue allgemeine und wohlfeile Methode der höchsten Wiesenkultur“ 1854, „Die nachhaltige Vertilgung des Duvok“ 1854, „Torfconcentrationsmethode Challatons“ 1856, „Das Salz im Haushalt der Natur“, 1857, „Die Plaggenwirthschaft“ 1858, „Zur Geologie der Insel Helgoland“ 1864, „Aufklärungen über den Guanohandel“ 1867, „Ueber die geognostischen Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig-Holstein“ 1870, „Der Asphalt“ 1872, „Die richtige Würdigung des Peru-Guano“ 1872, „Geognostische Beschreibung der Insel Sylt“ 1876, „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, Briefe an eine Freundin über die natürliche Geschichte der Schöpfung“ 1878, „Die Bodenverhältnisse der Provinz Schleswig-Holstein“ 1882. Daneben, wie er schon als Student eine Sammlung Gedichte 1843 herausgegeben und noch 1866 ein Lustspiel: „Fünf Stunden Abenteuer“, hat er fortgehend das Bedürfniß gehabt, seine Gedanken poetisch zu gestalten. „Immer dem Idealen zugewandt, war er ein Feind und Verächter jedes gemeinen Materialismus.“ Seit 1863 gab er ein landwirthschaftliches Taschenbuch jährlich heraus, seit 1872 einen schleswig-holsteinischen Hauskalender, die beide fortgesetzt werden. Auch lieferte er zu dem Volksschullesebuch von Dr. Keck und Johannsen die naturwissenschaftlichen Artikel. Er hat demnach eine außerordentliche Arbeitskraft entwickelt und sich einen umfassenden Wirkungskreis, eine große Popularität zu verschaffen verstanden. Nachdem er vorher einen geringeren Schlaganfall gehabt, starb er, auf einer Geschäfts-

reise in Hamburg unerwartet plötzlich am 4. November 1878. Er war Mitglied der Holsteiner Ständeversammlung und der Schleswig-Holsteinischen Gesammtsynode.

Poggendorffs biogr.-liter. Handwörterbuch der exact. Wissensch. II 142. Dr. Kecks Nekrolog in L. Meyn's Hauskalender 1880 u. Dr. G. Berendt, Dr. L. Meyn's Lebensabriß und Schriftenverzeichniß desselben. Berlin 1882.

Carstens.

Meynberger: Friedrich M., der erste Verleger von Tübingen und Buchhändler daselbst um die Wende des 15. Jahrhunderts. Buchdrucker, wie man gewöhnlich glaubt, war er nicht. Das Signet mit seinen Initialen, das in manchen Tübinger Drucken jener Zeit vorkommt, ist nicht Buchdrucker- sondern, wie sich sicher nachweisen läßt, Verlegerzeichen; die betreffenden Drucke sind alle aus der Officin von Joh. Otmar hervorgegangen. Verlegt hat M. in den Jahren 1498 bis 1501 neben andern Sachen namentlich alle damals in Tübingen gedruckten Werke des Gabriel Biel. Geboren in Bütthardt bei Würzburg hatte er zunächst in Heidelberg studiert (inscribirt 1475) und war sodann 1480 nach Tübingen gekommen. Arm bei seiner Ankunft hinterließ er bei seinem Tod ein eigenes Haus in der Nähe der Universitätsgebäude, das er vermuthlich durch seine Heirath mit einer Angehörigen der bedeutenden Tübinger Familie Breuning, Barbara, erworben hatte. Von 1501 an verschwindet sein Name; 1513 jedenfalls lebte er nicht mehr, da in diesem Jahr von seiner Wittwe die Rede ist.

Steiff, Der erste Buchdrucker in Tübingen, Tübingen 1881 (s. Register). Tübinger Universitätsarchiv.

Steiff.

Meyr: Melchior M., Dichter und Philosoph, geb. am 28. Juni 1810 zu Ehringen, einem zwischen der früheren Reichsstadt Nördlingen und dem Residenzorte Wallerstein gelegenen Dorfe; † am 22. April 1871 zu München. — Sein Vater, ein einsichtsvoller ungewöhnlich gebildeter Landmann, der mit den Seinigen von den Erträgnissen eines bescheidenen Anwesens lebte, — war den Wünschen des begabten Sohnes nach höherer Ausbildung nicht abgeneigt, und so kam der kleine Melchior nach einer mit der Dorfjugend froh verlebten Kindheit in die Lateinschule nach Nördlingen, wo er das väterliche Wohlwollen mit glänzenden Fortschritten vergalt. Hierauf besuchte er die Gymnasien zu Ansbach, dann zu Sanct Anna in Augsburg; und bezog 1829 im Alter von 19 Jahren, die Münchener Hochschule. Der Naturphilosoph Oken und der Philologe Thiersch fesselten den Studiosus des ersten Jahres am meisten; im zweiten übten Schellings Vorträge durch ihre scharfsinnigen Begründungen und Unterscheidungen großen, nachhaltigen Einfluß; Schelling war der richtige Führer zu den Idealen, welche dem Jünglinge vorschwebten! Zugleich lernte M. den später in Schwetzingen verstorbenen Naturforscher Karl Schimper kennen, einen Mann von seltener Begabung, welcher in lebensvoller Ergänzung der Universitätsstudien einen Kreis strebsamer junger Männer um sich versammelt hatte. Ihm verdankt der strebsame Schüler nach seinen eigenen Worten „neben dem philosophischen Lehrer die fruchtbarste Anregung für sein ganzes Leben“. In freien Stunden versenkte sich M. mit wachsendem Interesse in das Studium unserer Classiker, besonders Goethe's und in eigene dichterische Versuche. Eine Auswahl letzterer (lyrisch-idyllische Gedichte) „möglichst sauber copirt“ mit einer Darstellung seiner „Ideen und Projecte in Bezug auf Weiterführung der deutschen Poesie“ sandte er „in einer Art heroischen Taumels“ Ende des Jahres 1831 an Goethe. Eine ähnliche Darstellung hatte Schelling kurz vorher ziemlich lau und ablehnend aufgenommen. Von Goethe aber erhielt „der junge muthige Mann“ zu seiner namenlosen Freude unterm 22. Januar 1832 ein sehr wohlwollendes, das jugendliche Streben ermunterndes eigenhändiges Schreiben, eines der letzten des Altmeisters († 22. Mai

1832), welches der Empfänger noch in späten Jahren als kostbares Andenken in hohen Ehren hielt .... Ein minder günstiger Stern waltete über seinem Erstlingswerke: „Wilhelm und Rosine, ländliches Gedicht in 8 Gesängen" (1835), das, ziemlich breit angelegt, vor Auerbachs Dorfgeschichten in der nach Hermann und Dorothea beliebten hexametrischen Form Leben und Fühlen der Rieser Bevölkerung recht anschaulich wiedergibt. Nach langem dreijährigen Suchen an verschiedenen Orten fand sich endlich ein Münchener Buchhändler, welcher das Epos — ohne Honorar verlegte. Trotz mancher Schönheiten gewann das Buch keinen Leserkreis, und war bald vergessen. — Mittlerweile hatte sich M. mit einem Medicin studirenden Freunde im Sommersemester 1832 nach Heidelberg begeben, um dort nach Goethe's Rath sich der Rechtswissenschaft zu widmen.... Der angehende Rechtscandidat besuchte die belegten Collegien gewissenhaft, schrieb in denselben auch fleißig nach, aber das neue Studium übte auf ihn keine Anziehungskraft; sein Herz gehörte wie ehedem der Dichtkunst, und so löste er trotz Goethe die Vernunftehe mit Frau Justitia und eilte mit freudigem Ungestüm in die Arme der ersten Liebe, der Poesie! Der Gedanke der Beamtenlaufbahn wurde mit dem Plane eines Universitätslehrers für Aesthetik und Litteraturgeschichte vertauscht. — In diesem Sinne setzte der Dichter mit Zustimmung des anfänglich ungehaltenen Vaters die Studien in München fort, und erwarb im Wintersemester 1835/36 den Grad eines Doctors der Philosophie. — Kurz nach dem Erscheinen von „Wilhelm und Rosine" hatte er ein Exemplar an Friedrich Rückert gesandt, auf den er durch Schimper aufmerksam geworden war. Rückert dankte umgehend (den 18. Mai 1835) und es entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, der immer wärmer im Tone wurde, eine je größere Uebereinstimmung in litterarischen Fragen zu Tage trat, weßhalb bei M. im Spätherbste 1836 der Entschluß reifte, mit dem gefeierten Sänger unmittelbar zu verkehren, welcher Entschluß durch Uebersiedelung nach Erlangen sofort zur Ausführung kam, nachdem M. schon früher zu Rückerts voller Befriedigung dessen „Bruchstück eines Lehrgedichtes" im Stuttgarter Morgenblatte besprochen hatte. — Die Umgangsform beider Männer könnte man als eine „peripatetische" bezeichnen, weil sie ihre Gespräche über eigene und fremde Leistungen, über die deutsche Poesie, deren Ziele und Aehnliches auf den nachmittäglichen Spaziergängen zu führen pflegten. War auch Rückert's Urtheil ziemlich einseitig, da er bloß Goethe gelten lassen wollte, und gegen Platen wie Uhland als Nebenbuhler eine Voreingenommenheit nicht überwinden konnte, so zog doch der jüngere Dichter aus diesem Umgange manche Belehrung und reichlichen Nutzen. Aus jenen Erlanger Bestrebungen gingen die im September 1837 bei Heyder erschienenen „Poetische Richtungen unserer Zeit" hervor, mit einem litterarischen Glaubensbekenntnisse in Vor- und Nachwort, gediegene, kritisch-ästhetische Besprechungen über Heine, Platen, Rückert, Uhland und das junge Deutschland, und hat Meyr's Auffassung jener Dichter hinwiederum eingehende Abhandlungen von Seite Sallets und Feuchterlebens hervorgerufen. Ein volles, genußreiches Jahr war im regen Verkehre mit dem älteren Freunde verflossen, als „die Nothwendigkeit des Lebens" den jüngeren zwang, diesem persönlichen Umgange zu entsagen. Am 30. October 1837 schieden Beide in herzlichster Weise, ohne zu ahnen, daß in Kurzem ein unheilvoller Bruch ihre guten Beziehungen für immer trüben sollte. In München angelangt, bewarb sich M. um ein staatliches Reisestipendium — als Brücke zur angestrebten Professur, wurde indeß nach mehrfachen Verhandlungen von dem clerical gefärbten Ministerium Abel schließlich wegen unzureichender Mittel abgewiesen. Tief verstimmt über diesen Mißerfolg und über eine hiermit verbundene Unfruchtbarkeit litterarischen Schaffens suchte M. Zerstreuung in Freundes- und Gesellschaftskreisen; er war

bei Thiersch und Schelling (in dessen Haus er durch den Sohn Paul eingeführt worden war), gerne gesehen, — als die Störung seiner Beziehungen zu Rückert neue Aufregung im Gefolge hatte. Von Letzterem im Spätjahre 1839 zur Einsendung von Beiträgen für den in Leipzig erscheinenden „Musen-Almanach" eingeladen, entschuldigte er sich mit Mangel an geeignetem Stoff. Rückert, aus anderen Gründen bereits mißtrauisch, erblickte hierin nur leere Ausflucht, und machte seinem Unmuthe in einem auf M. gemünzten Gedichte (Dichterwald) Luft, dessen Absicht die Eingangsstrophe sattsam kennzeichnet:

„Singst Du etwa bess're Lieder
Als der Meister? Schäme Dich;
Seines Ruhmes Glanzgefieder
Läßt Dein Flattern unter sich" ꝛc. ꝛc.

M. schwieg; aber das herzliche Einvernehmen war für immer dahin. Aus diesen unerquicklichen Zuständen wurde er rechtzeitig durch ein Reisestipendium befreit, das ihm sein Gönner Schelling von dem hochherzigen Kronprinzen Maximilian von Baiern im März 1840 mit freier Ortswahl erwirkt hatte. Der dankbar Erfreute entschied sich für Berlin zur Fortsetzung begonnener Goethestudien. Beglückwünscht von Freunden und Bekannten, welche ihm bereits eine glänzende Zukunft vorhersagten, trat er Mitte November 1840 die Reise an, welche er in Nürnberg, Erlangen und Weimar für einige Tage unterbrach. In Erlangen wurde er von Rückert ohne Berührung des leidigen Zwischenfalles gastlich begrüßt; allein weder dort noch in Berlin ließ sich der frühere Zustand wieder herstellen. Rückert, im October 1841 durch Cabinetsordre als Professor der orientalischen Sprachen mit dem Titel eines Geheimen Rathes nach Berlin berufen, war dort wegen Mangels eines ihm zusagenden Wirkungskreises überhaupt stets mißvergnügt. Er war — mit M. zu sprechen, — dort eigentlich nur aufgetaucht, um so bald es anging, wieder unterzutauchen, worauf er aus Neuseß bei Koburg satyrische Reimpfeile wider die Capitale der Intelligenz schleuderte. M. dagegen machte sich mit dem gesellschaftlichen und hoch entwickelten geistigen Leben der Großstadt rasch vertraut; ließ sich dort nieder, und verbrachte von 1840 bis 1852 eine an Eindrücken und Erfahrungen äußerst reiche Periode. — Anfänglich nahm er die akademischen Studien wieder auf; hörte alle nur denkbaren Vorlesungen bei Dönniges, von der Hagen, Marheineke, Neander, bei Ritter, Savigny und Schönlein, auch bei Ranke, Stahl und Jacob Grimm! Daneben schrieb er fleißig Artikel für die „literarische Zeitung" und den „rheinischen Beobachter", später auch noch für das Morgenblatt, das Repertorium und die Jahrbücher, wodurch er mit dem späteren Unterstaatssecretär Gruner, mit Bettina, Lachmann, Theodor Mügge, mit Kopisch, Varnhagen, Paul (der sein Bildniß malte), und mit anderen theils hervorragenden, theils einflußreichen Persönlichkeiten in unmittelbare, meist nähere Berührung trat. Auch in Abendgesellschaft verkehrte der gesellige junge Mann gerne, und wurde immer heimischer bei Cornelius, dessen Compositionen er wiederholt, namentlich 1849 in einem längeren Artikel des Morgenblattes „Cornelius und die deutsche Kunst" besprach. Begeistert von dem großen Meister, der hinwiederum auch ihn hoch schätzte, wollte Letzterer seine Erlebnisse mit diesem als „Erinnerungen an Cornelius" niederschreiben und „dabei recht seine Liebe zu ihm auslassen", ist jedoch über den ersten Entwurf nicht hinausgekommen. — Noch öfter fand er sich bei Schelling ein, der im Herbste 1841 gleichfalls nach Berlin gerufen, unseren Philosophen als getreuen Schildknappen betrachtete, dem er sein Mißfallen nicht undeutlich merken ließ, wenn er säumig zu werden schien! Auch von ländlichen Ausflügen und einer größeren Fahrt nach Rügen erzählen die zu jener Zeit sorgfältig geführten Tagebücher. Da wurde mit befreundeten Familien

geplaudert, gescherzt, getanzt und bei Gesellschaftsspielen zugleich der Reiz der Natur und des Umgangs genossen. Dazwischen wurde er zum Festordner erkoren, worauf er sich trefflich verstand.

Trotz solch' heiterer Außenseite zieht sich durch die Tagebücher wie ein rother Faden die stete Klage wegen des Kampfes ums Dasein. Die Quelle der Mäcene versiegte allmählich, das Recensentenhonorar floß spärlich; denn M. arbeitete langsam, weil er sehr gewissenhaft arbeitete. Wiederholt tauchte die Vision auf, „einem Leben ein Ende zu machen, welches sich in Ehren kaum fortsetzen ließ". Allein unser Dichter besaß Jugendsinn und elastischen Humor; in munterer Abendgesellschaft vergaß er bald die Noth des Tages. Das Vielen unheilvolle Jahr 1848 war ihm ein heilbringendes. M. war eigentlich kein Politiker; seiner idealen Natur sagte die philosophische Speculation weit mehr zu als die nüchternberechnende des Politikers; er gesteht offen: „Die Fragen der Religion und Philosophie sind und bleiben mir wichtiger als alle Politik!" Zu ihr führte ihn lediglich die Ungunst seiner Lage. Am geschichtlich Ueberlieferten und Bestehenden festhaltend, erkannten ihn die bedrohten Träger der Staatsgewalt als befreundetes Element; seine Feder war gesucht, geschätzt und gut bezahlt; mit der Einnahme stieg auch das Ansehen. Das Gebot rascher Mittheilung machte ihn zum gewandten Stilisten, und ist die Zahl der von ihm verfaßten Leit- und Correspondenzartikel eine erstaunlich große. Allmählich wurde jedoch der etwas schwächliche Mann solcher an sich aufregender und durch viele Nachtarbeiten aufreibenden Thätigkeit müde; im October 1849 beschleicht ihn das Gefühl, daß man die Politik nun aufgeben müsse, und er kehrte schrittweise zur früheren Thätigkeit zurück, welche er nie ganz aus den Augen verloren, da er regelmäßige Theaterkritiken schrieb, welchen ihr ästhetischer Gehalt innern Werth verlieh.

1852 erschien der ursprünglich für die Bühne bestimmte „Hans von Sickingen", in welchem die strenge Beobachtung der geschichtlichen Treue der dramatischen Wirkung Eintrag thut. Was der Dichter bei dessen Entstehung und Prüfung von Seite der Theaterintendanz, der Schauspieler und Dritter erfuhr, hat er in poetischer Freiheit recht anmuthig in der Novelle: „Die zweite Liebhaberin" geschildert, in welcher die verschiedenen Charaktere mit feiner psychologischer Empfindung gezeichnet sind. Wenn der wissenschaftliche Dialog hier, — wie in den meisten Romanen und Novellen des Verfassers gegenüber der einfachen Handlung überwiegt, so beruht dies in der doctrinären Richtung des Schriftstellers, welche durch dessen Vorliebe für Kunst und Philosophie begünstigt wurde.

Dem „Sickingen" folgte die mehrfach dramatisch behandelte „Agnes Bernauer", welche von Schelling und Alex. v. Humboldt warm empfohlen, am 29. März 1852 im Berliner Schauspielhause, dann zu München, auf dem Burgtheater in Wien und auf mehreren deutschen Provinzialbühnen unter dem Titel: „Herzog Albrecht" oft und beifällig gegeben wurde. Nach der ersten Aufführung hat der Dramaturg den letzten Act, welcher nach dem Tode der Agnes spielt, umgearbeitet, um nach den vorangehenden erschütternden Katastrophen den Schluß noch wirkungsvoller zu begründen, ohne daß ihm dies völlig gelungen wäre.

Unter fortgesetzter fleißiger Arbeit hatte M. fast unvermerkt das 40. Lebensjahr überschritten; es war hohe Zeit, den häuslichen Heerd zu gründen, den er in München aufschlagen wollte. An Stelle flüchtiger Bekanntschaften war eine tiefgehende Neigung getreten, welcher sich der gemüthvolle Bewerber mit Innigkeit hingab; — er wurde schweigend abgewiesen. — Solche Ernüchterung war bitter und niederschlagend; sie beschleunigte den Entschluß der Rückkehr in die

Heimath. Anfangs September 1852 finden wir den schwer Verstimmten zu Ebermergen im Ries bei seinen Verwandten; dann zog es ihn muthmaßlich wegen Aufführung des „Herzog Albrecht“ nach München, wo er von nun an mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode (1871) lebte. M. war in seinen Gedanken noch immer lebhaft mit dem Fehlschlagen seines Lebensplanes beschäftigt; so entstand allmählich die einige Jahre später (1864) im Buchhandel erschienene zweibändige Novelle: „Ewige Liebe“, welche in theilweiser poetischer Umbildung seine damaligen Erlebnisse und Empfindungen wiederspiegelt. Der Entstehungsgrund des Buches legt das besondere Hervortreten der Persönlichkeit des Dichters nahe und rechtfertigt in den trefflich gearbeiteten Dialogen das Vorherrschen ethisch-philosophischer Betrachtungen.

In München führte M., zum Theil durch seine schwankende Gesundheit genöthigt, ein äußerst regelmäßiges, gleichförmiges Leben. Der Vormittag gehörte bis 1 Uhr ernster Arbeit und liebte der Schriftsteller nicht, in dieser gestört zu werden. Nach einfachem Mittagessen in einem Speisehause trank er mit Bekannten Kaffee und unternahm dann meist auf den Isarhöhen, jener reizenden Schöpfung Maximilians II., einen längern Spaziergang. Nach 5 Uhr war der fleißige Schriftsteller wieder am Arbeitstische, den Abend verbrachte er lesend und ging, wenn er zu Hause blieb, frühzeitig zu Bett. Bisweilen besuchte er das „Krokodil“, wo er mit den Münchener Dichtern (Heyse, Hertz, Lingg, H. Schmid, Reder ꝛc.) verkehrte, an Mittwochen die „Zwanglosen“, eine aus höheren Berufskreisen bestehende Herrengesellschaft, deren Feste er gleich Kobell mit munteren Dichtungen belebte; manchmal verbrachte er die Winterabende bei bekannten Familien: bei Dr. Cordes, bei Rob. v. Hornstein, dem genialen Liederdichter, bei Moritz Carriere, der ihm zufolge übereinstimmender Anschauungen näher getreten war, und selbst nach Meyr's Tode hingebend manche Freundesdienste leistete.

Bisher war M. zwar nicht ausschließend, aber doch vorwiegend „receptiv“ gewesen; von nun an, also in verhältnißmäßig vorgeschrittenem Alter begann er eine fruchtbare litterarische Thätigkeit, weshalb seine Werke insgesammt das Gepräge der Reife und männlichen Ernstes an sich tragen. Zunächst sind die „Erzählungen aus dem Ries“ (1856) zu verzeichnen (Ludwig und Annemarie; Die Lehrersbraut; Ende gut, Alles gut), nebst den „Gesprächen eines Grobians“ die gelungenste Arbeit, durch die M. in der erzählenden Litteratur rasch einen angesehenen, weit verbreiteten Namen erwarb. Ermuthigt durch solchen Erfolg ließ er 1860 zwei „Neue Erzählungen aus dem Ries“ folgen (der Sieg des Schwachen; und Regina), dem er noch „Gleich und gleich“ anreihte. Die dritte Auflage (1870) wurde um einen Band (den vierten) vermehrt, dessen erste Erzählung „Der schwarze Hans“ (1867 mit anderem Schlusse in der „Wiener Presse“ mitgetheilt) einen Don Juan auf dem Lande vorführt, indeß die zweite Novelle „Georg“ einen charaktervollen jungen Menschen schildert, der ohne Aufgeben des bäuerlichen Lebens siegreich der Bildungssphäre zustrebt. In „Georg“ finden sich Anklänge an das elterliche Haus, die darin vorkommende Verlobungsgeschichte ist die der Eltern des Verfassers, getreu nach des Vaters eigenen Aufzeichnungen wiedergegeben.

Die Rieser Erzählungen sind Dichtungen von bleibendem Werthe, in den einen werden wir durch die Tiefe und Fülle des Gemüths, in den andern durch humoristische Scenen oder feine Charakteristiken angezogen; durchweg aber fesselt gleichmäßig die so lebensvolle, realistische Darstellung in echt künstlerischer Form, doch bekennt M. in einem unbewachten Augenblicke, daß „die Rieser Bauern in seinem Herzen und Kopfe wol ein wenig besser, angenehmer und interessanter

geworden sind, als sie in Wirklichkeit sein mögen!" Karl v. Enhuber (Bd. VI, 145), einer der geistvollsten Münchener Genremaler, der mit M. die Nördlinger Lateinschule besucht hatte, fand an den Erzählungen seines Jugendfreundes solch' Gefallen, daß er die älteren zum Vorwurf von 13 Bildern wählte, welche in dem Zeitraume von 1864 bis 1866 entstanden. Der über das Unternehmen hocherfreute Dichter begleitete im Sommer 1864 den Maler auf dessen Studienreise durch die Dörfer und Flecken des Rieses. Es war eine genußreiche Fahrt, von welcher Enhuber mit vollgefüllter Mappe sehr befriedigt heimkehrte. Die photographischen Vervielfältigungen der Bilder erschienen unter dem Titel: „Deutsches Volksleben. 13 Bilder nach M. Meyr's Erzählungen aus dem Ries" (Berlin, Grote s. a. fol.), wozu letzterer einen kurzen, erläuternden Text lieferte. Da Enhuber schon am 6. Juli 1867 starb, sind die erwähnten Illustrationen des Meisters letztes, aber auch reifstes Werk; denn er hat durch vorzüglich gewählte Typen das schwäbische Volksleben in einer geradezu vollendeten Weise zur Anschauung gebracht.

Den „Erzählungen aus dem Ries" folgten 1859 die „Gedichte" in vier nach des Dichters Lebensgang geordneten Büchern, welche aus thatsächlichen Zuständen als lebendige Organismen geboren in der jetzigen Zusammenstellung rein poetisch-philosophisches bilden, das auf die Lebensfragen der Zeit Licht werfen und die Ideale der Menschheit vor Augen stellen soll" (Vorrede). Das Buch bringt in buntem Wechsel Gedichte sehr mannichfacher Art, ernste und heitere, weltliche und geistliche. Ausgezeichnet durch Gedankenreichthum sind die Sprüche und epigrammatischen Strophen; von echter Frömmigkeit die religiösen Gedichte; und „Bruder Lustig" mit Vor- und Nachwort gehört zu den Perlen unserer humoristischen Littetatur. Obwol die Gedichte zu den besten der neueren Zeit zählen, haben sie nicht einmal jene Anerkennung gefunden, welche weit minderen Leistungen zu Theil wurde.

Mit poetischen Arbeiten gingen philosophische Hand in Hand; war ja in M. nach eigener Bemerkung Dichter und Philosoph untrennbar verbunden. 1860 erschien „Gott und sein Reich; Darstellung der freien göttlichen Selbstentwicklung zum allumfassenden Organismus" (1860), das bedeutendste unter den philosophischen Werken unseres Gelehrten, worin er die Grundzüge seiner metaphysischen Anschauungen und sein religiöses Glaubensbekenntniß niederlegt. M. war ein eifriger Hörer und warmer Verehrer Schellings, demungeachtet gehörte er nicht zu dessen Schülern im üblichen Wortsinne, da er vielfach eigene Bahnen einschlug; so hat er abweichend von Schelling die göttliche Selbstentfaltung, mithin Ursprung und Ende aller Dinge, ohne äußeres Wunder in göttlich-natürlicher Entwicklung dargestellt; dagegen nähert er sich Schelling'scher Offenbarungs-Philosophie, wenn er „Natur, Gemüth und Geist" — als nothwendige Lebensmomente Gottes — in Gott personificirt und zu drei selbständigen Offenbarungen und Organen des göttlichen Wesens macht. In der Lehre von der Wiedererhebung des Menschen und vom Jenseits (Abschn. VII u. VIII), dann in der Lehre von der Geisterwelt (Abschn. VI) vertritt unser Philosoph theosophisch-mysteriöse Vorstellungen, welche in der Annahme zahlloser, übersinnlicher Einzelwesen (Engel und Dämonen) verschiedenster Rangabstufung bestehen, durch welche Einzelwesen Gott auf die Menschen wirkt, eine Hypothese, welche an Jac. Böhme und Franz v. Bader anknüpft, von welch' Letzterem ihn hauptsächlich nur dessen katholisirende Tendenz entfernt. Ein Theil der Lehre von der Geisterwelt umfaßt „Die Lehre vom Satan", der (nach M.) als individuelles Princip der Negation des Guten — zum Heile des Guten von Gott hervorgebracht ist. Sie bildet die schwächste Partie des Buches, deren Bedürftig-

keit zur Umarbeitung der Verfasser selbst erkannte. Das wohldurchdachte Werk — entgegen den Pessimisten und Materialisten auf dem Grundgedanken einer von Gott geleiteten, also sittlichen Weltordnung aufgebaut — ist bei seinem Erscheinen auf dürren Boden gefallen. Nicht blos Orthodoxe und Rationalisten, auch Theologen und Philosophen von Beruf haben ihm geringe Beachtung geschenkt, selbst unter den Freunden hat es wenige Freunde gefunden, und der neu gewonnene Verleger meldet aus Stuttgart den äußerst flauen Absatz des Buches. Solche Lauheit war dem Verfasser unbegreiflich; er schrieb in sein Tagebuch: „Man wird später darüber staunen (!), was die Zeit nur angefangen hat, so dumm zu sein, um Werke wie Gott und sein Reich ꝛc. übersehen zu können!" ... Um so erquickender waren die günstigen Besprechungen von Johannes Huber (Bd. XIII, 235) und von Carriere. Schließlich tröstete sich indeß M. mit der Bemerkung: „So geht es, wenn man nicht widerlegt werden kann, wird man eben todt geschwiegen!" Ein paar Jahre später (1863) veröffentlichte er als erläuternde Fortsetzung: „Emilie, Drei Gespräche über Wahrheit, Schönheit und Güte"; außerdem eine Reihe von Aufsätzen, welche das „Deutsche Museum" gebracht hat; ferner 1869 eine Abhandlung „Ueber die Fortdauer nach dem Tode", um die es nach berechtigter Meinung der Kritik übel bestellt wäre, wenn keine triftigere Beweisführung möglich wäre. — Nach Herausgabe von „Gott und sein Reich" ging der Verfasser 1861 zur Erholung in die Heimath, wo er mit großem Geschicke das Material zur „Ethnographie des Rieses" sammelte, welche, in die „Bavaria" (Bd. II, Abthl. 2, Abschn. 8) aufgenommen, als Musterstück einer Gau- und Stammbeschreibung gerühmt werden kann; so recht geeignet, die Theilnahme des Lesers an der geschilderten Landschaft und deren Bewohnern wachzurufen. Einer ähnlichen im J. 1864 mit Enhuber durch's Ries unternommenen Fahrt ist bereits früher gedacht. Neben der philosophischen Production ging die poetische ununterbrochen fort. 1861 wurde „Karl der Kühne, historisches Drama" (1862) mit günstigem Erfolge auf der Münchener Hofbühne gegeben; Wien und andere Bühnen folgten nach. „Karl der Kühne" ist durch Form und Gehalt Meyr's vorzüglichstes Drama, in dessen dankbarer Titelrolle Grunert reiche Lorbeeren errungen hat. Einige Aenderungen nach der ersten Aufführung erhöhten die Wirksamkeit der umgearbeiteten Scenen. Nach Umfluß weniger Jahre erschienen (1858) mit einem Vorworte „Die Gefahr und das Heil des deutschen Dramas", „Mechthilde, Herrin von Königsfeld", ein fünfactiges Versöhnungsdrama aus dem 13. Jahrhundert, welches sich durch glückliche Gestaltungsgabe bemerkbar macht; und das Salonschauspiel „Wer soll Minister werden", das im November 1867 im Münchener Gärtnertheater eine freundliche Aufnahme fand, demungeachtet aber bald vom Repertoire verschwand, was auch ein paar kleinen Lustspielen widerfuhr, welche der wahren komischen Kraft entbehrten.

Die umfassendste Thätigkeit entfaltete unser Schriftsteller auf dem Gebiete der erzählenden Litteratur, auf dem er sich nach seiner Persönlichkeit mit Vorliebe bewegte.

Ein dreibändiger Culturroman: „Vier Deutsche", welcher die Bewegungsjahre 1848 und 1849 behandelt, verließ im J. 1861 die Presse. Der Autor sucht darin wie Gutzkow in den „Rittern vom Geiste" die brennenden Fragen der Zeit zu untersuchen und in befriedigender Weise zu lösen. Die Anlage ist durchweg künstlerisch, die Hauptfiguren (unter denen der Autor selbst als der „Poet" leicht erkennbar) sind gut gezeichnet, die Schilderungen der politischen Vorgänge lebendig. Dagegen macht sich des Dichters Neigung, breit und doctrinär zu werden — besonders in den philosophischen Gesprächen — sehr fühl-

bar. Sie stören den Fortgang der ohnedies einfachen Handlung, mit der sie in nur losem Zusammenhange stehen, und ermüden trotz musterhaften Inhalts. In richtiger Erkenntniß wollte der Autor die ersten Capitel (Jugendzeit der vier Helden) kürzen und die philosophischen Dialoge zu einem selbständigen Buche verarbeiten, hat jedoch die wünschenswerthe Ausführung später aus den Augen verloren. — Dann folgten (1863) zwei Bände Novellen; die bedeutendste unter ihnen ist die schon erwähnte „Zweite Liebhaberin", in welche des Verfassers Ansichten über dramatische Kunst und Darstellung gesprächsweise verwoben sind. Auch die übrigen Novellen sind gehaltvoller als die meisten Erzeugnisse heutiger belletristischer Litteratur. M. selbst betont in seinen beachtenswerthen Vorreden, daß seine Erzählungen doch etwas mehr als vorübergehende Unterhaltung, daß sie eine tiefer gehende, wiederholte Betrachtung bezwecken. Er wollte sich und Andere „verbessern und vollenden im Hinstreben nach einem höchsten Ziele der Entwicklung".

1866 wurde die Lesewelt mit den anonym herausgegebenen „Gesprächen eines Grobian" überrascht; sie erregten großes Aufsehen und waren schon nach wenigen Monaten vergriffen. Die freimüthigen Urtheile und Ansichten über unsere Zustände und die Gebrechen der Zeit dem originell erdachten „Grobian der Gerechtigkeit" in den Mund gelegt, sind ebenso witzig und unterhaltend als treffend und wahr, und darin liegt der Grund des allgemeinen Anklanges. Das nächste Jahr brachte den „Grobian" in vermehrter Auflage; gleichzeitig ein Bändchen mit drei Novellen; das Jahr 1870 den Roman „Duell und Ehre". Diese Arbeiten, welche das heutige Gesellschaftsleben wiederspiegeln, sind, wie alle Arbeiten unseres Erzählers, von ethischem Gehalte und feiner Gliederung. Letzteres Werk, aus zwei Bänden bestehend, beschäftigt sich mit der vielbesprochenen Duellfrage in Gestalt eines geistvollen Romans, der um so anziehender ist, als die psychologische Begründung des Schlusses in der wissenschaftlichen Kritik eine sehr verschiedene Beurtheilung erfahren hat.

Unter fortgesetzter Arbeit verstrich nach genau geregelter und eingehaltener Tagesordnung das äußere Leben unseres Schriftstellers ruhig und einförmig. Die Sommermonate boten insoweit Abwechslung, als bei drückender Julisonne M. in die Voralpen oder das heimathliche Ries flüchtete; zu größeren Reisen, zu Villeggiaturen in der Schweiz oder an der Seeküste, dazu gebrach es in der Regel an den nöthigen Mitteln. Im Frühjahr 1864 war er ausnahmsweise wegen Aufführung seiner Tragödien nach Wien gegangen. Dort verlebte der Glücksfähige nach seinen Aufzeichnungen von Ende April bis 10. Juni äußerst frohe, genußreiche Tage. Im April 1867 unternahm er einen 14tägigen Abstecher zur Besichtigung der Pariser Weltausstellung. Schweres Herzeleid und schlaflose Nächte verursachte das Jahr 1866. M. wollte an einen Bruderkrieg nicht glauben. Sein Ausbruch, sein für den Süden unheilvolles Ende erfüllte ihn mit Trauer. Wie er sich allmählich mit den Ergebnissen dieses Krieges zurechtfand, ist in der 2. Auflage der „Gespräche mit einem Grobian" ausführlich zu lesen. Die bedenkliche Zunahme seines leidenden Zustandes führte ihn im August 1867 nach Kissingen; vom 19. dieses Monats bis 20. September 1868 gebrauchte er die Cur zum zweiten Male, leider mit nachtheiligen Wirkungen, da sie sich als verfehlt herausstellte. Mitte August 1870 finden wir ihn auf ärztlichen Rath im Bade zu Reichenhall. Dort folgte er mit gespanntester Aufmerksamkeit den Berichten vom Kriegsschauplatze über die deutschen Waffenerfolge, wobei er wiederholt seine „außerordentliche Freude aussprach, daß er diese große Zeit miterleben durfte" und pries trotz seinen Schmerzen in einem sehr gelungen volksthümlich gehaltenen Soldatenliede Moltke's Genie.

„General Moltke! großer Denker,
Planerfinder, Schlachtenlenker,
Wir bedanken uns bei Dir!
— — — — — — — —
— — — — — — — —
Wieder wird man Wunder sehen,
Wenn sie treu zusammengehen,
Deutsche Kraft und deutscher Arm.“ —

Die auf den Besuch von Reichenhall gesetzten Erwartungen zeigten sich leider als trügerisch. Eine am 8. Februar 1871 unternommene ärztliche Untersuchung ergab ein hoch entwickeltes, unheilbares Unterleibsleiden; von da trat unaufhaltbarer Zerfall der Kräfte ein und M. entschlief ruhig am Mittag des 22. April 1871. Sein treuer Freund Carriere und dessen Schwester Bertha empfingen den letzten Gruß des Sterbenden.

M. hatte sich in letzterer Zeit ausschließend mit philosophisch-religiösen Fragen beschäftigt. Der Gedanke, daß Schmerz und Leiden von einem Höheren auferlegt dem davon Betroffenen schließlich doch zum Heile gereiche, verlieh ihm in seiner Krankheit Trost und Stärke. Wenige Monate vor seinem Tode hatte er noch „Die Religion des Geistes“ (1871) herausgegeben, eine in 18 „Reihen“ getheilte Sammlung religiöser und philosophischer Dichtungen, welche auf wissenschaftlichen Erkenntnissen ruhen und einen Beitrag zur Geistesarbeit der Gegenwart bilden; über den eigenthümlichen Charakter dieser Gedichte gibt eine längere „Einführung“ in Prosa und Versen näheren Aufschluß. Ein von denselben Principien beherrschtes Werk: „Vierzig Briefe über die Religion und ihre jetzt gebotene Fortbildung“ befand sich unter der Presse, als der Verfasser starb; Carriere besorgte die Drucklegung des Restes und widmete dem Verstorbenen in der Beilage zur Allg. Zeitung (Nr. 122 Jahrg. 1871) einen warm empfundenen Nachruf. 1874 veröffentlichte dieser mit Meyr's treuestem Anhänger, dem Grafen Max Bothmer aus dem Rücklasse: „Aphorismen über Kunst, Philosophie und Religion“, welche in 3 chronologische Abschnitte getheilt, als das ästhetisch-philosophische Tagebuch des Verstorbenen betrachtet werden können und in hervorragender Weise zu dessen Charakteristik dienen. Im nämlichen Jahre unternahmen dieselben Herausgeber aus den umfassenden Tagebüchern, den Gedichten und Briefen des Verlebten eine Auslese, welche unter dem Titel „Melchior Meyr. Biographisches. Gedichte ꝛc.“ an die Oeffentlichkeit trat. Neben lyrischen Ergüssen neuerer Zeit (1857—1870) und den „Erinnerungen an Friedrich Rückert“ (1835—1840) enthält das Buch sehr viel Selbstbiographisches, mit reichen ergänzenden Bemerkungen des Grafen Bothmer. Dagegen ist es für Zeit- und Litteraturgeschichte leider belanglos, weil die vielleicht allzu rücksichtsvollen Herausgeber nahezu alle Aeußerungen und Urtheile über Dritte oder persönliche Verhältnisse späterer Verwerthung vorbehielten.

M. besaß einen Charakter von seltener Biederkeit und Treue. Allem Gemeinen und Niedrigen abgeneigt, verfolgte er zielbewußt ein edles, reines Streben. Sein anspruchsloses Auftreten ließ weder jene hochgradige Ueberhebung ahnen, die in den Selbstgesprächen so scharf ausgeprägt zu Tage tritt, noch jene übergroße Reizbarkeit, die er willenskräftig zu überwinden wußte. Gerne gesellig, war er in Gesellschaften auch gerne gesehen, und erwies sich im Umgange gegen Jedermann freundlich und „liebenswürdig“, obwol gerade er letztere Eigenschaft sehr gering schätzte, weil sie im gewöhnlichen Leben falsch gewürdigt, meist nur für „Schwäche“ gelte. Vermöge seines naiven Gemüths hatte sich unser Dichter bis ins Alter eine hohe Genußfähigkeit bewahrt, welche ihn für Alles, auch für die kleinsten Freuden empfänglich machte; das zeigte sich so recht auch bei der

Wiener Reise (1864), die Erde dünkte ihm als eine „Art von Paradies". Sehr genügsam erzogen, kannte er nur wenige Bedürfnisse. Ein Jahresgehalt des Königs Maximilian II., den er im Betrage von 500 fl. seit October 1854 genoß und der, nach des Königs Tod eingezogen, durch einen Ehrensold der Schillerstiftung von 200 Thlrn. theilweise ersetzt wurde, reichte im Vereine mit einem bescheidenen Schriftstellerhonorar zur Deckung des laufenden Budgets. Allerdings gab es in demselben keine Posten für Anschaffung von kostbaren Büchern, von Kunstwerken und derartigen „Luxusartikeln" ... Die eigentlichste Befriedigung fand er in sich selbst, in seinem Denken und Dichten, seinem Thun und Trachten; noch wenige Wochen vor seinem Tode machte er in der Freude geistiger Thätigkeit die bescheidene Bemerkung: „Ich wäre einer der glücklichsten Menschen, wenn ich gesund wäre." — M. war Dichter und Philosoph zugleich und behauptet deshalb eine eigenthümliche aber nicht vereinzelte Stellung in der Litteratur, wie er selbst wähnte, denn abgesehen von Lessing und Schiller, welche auch in der Geschichte der Philosophie einen Platz einnehmen, haben sich Hölderlin, Jacobi, Novalis, Sallet und andere Dichter mehr oder minder mit philosophischen Ideen beschäftigt. Allerdings waren bei M. beide Eigenschaften ganz untrennbar und macht die philosophische Seite seines Wesens in beträchtlicher Breite ein Stück seines Lebens aus. Auf diesen Dualismus legte er aber auch den höchsten Werth; „und wenn ich der erste Poet wäre (sagt er in seinen Selbstgesprächen), ich wäre nicht zufrieden damit, ich ziehe vor, auch Philosoph zu sein; denn der bloße Poet ist nicht herrschender Geist genug!" Diese Doppelbeschäftigung äußerte neben ihren Vorzügen auch ihre Nachtheile, weil der Dichter bisweilen zu sehr Philosoph, und noch öfter der Philosoph zu sehr Dichter war. Indem M. in der Philosophie einen subjectiven Standpunkt einnahm und die Religion mit derselben verband, konnte er nur von Geistesverwandten oder genau Vertrauten, wie dem Grafen Max Bothmer, der „Gott und sein Reich" einem sechsmaligen Studium unterzog, richtig verstanden werden; aus demselben Grunde sind auch seine Arbeiten auf die Entwicklung der philosophischen Wissenschaft ohne Einfluß geblieben.

Aber auch auf dichterischem Gebiete errang er nur spärliche Lorbeeren, obwol seine Gedichte, die Rieser Erzählungen, Vier Deutsche und die Gespräche eines Grobians bleibenden Werth beanspruchen. Diese Mißerfolge machten ihn jedoch nicht verzagt; er betrachtete sich als dienendes Werkzeug in der Hand eines Höheren, erkoren an der Fortentwicklung der Menschheit mitzuarbeiten; von dieser seiner Mission und deren Bedeutung war er ebenso durchdrungen als überzeugt; des endlichen Sieges gewiß, blickte er mit voller Zuversicht in die Zukunft, ihr vertraute er. Wurde er also wegen Mangels an Anerkennung nicht kleinmüthig, so wurde er durch denselben doch tief verletzt, und je mehr er im täglichen Verkehre mit größter Selbstbeherrschung an sich hielt, desto höher loderte die Flamme des Unmuths im einsamen Poetenstübchen auf! Die in den Tagebüchern niedergelegten Gedanken verrathen eine Selbstschätzung, vielmehr Ueberhebung, welche weder in Mehr's Werken bemerkbar ist, noch im persönlichen Umgange mit dem so schlichten Manne zu Tage trat. Sie erwecken ein psychologisches Interesse und dienen die Hauptsätze zur erschöpfenden Charakterisirung der ganzen Persönlichkeit. — „Da mich die Welt nicht anerkennt (bemerkt er u. A. in selbstgefälligem Tone), muß ich selber — — — in stolzer Originalität sagen, was Gott durch mich schaffen und thun läßt! Gott will, daß ich in dieser Welt unbescheiden bin! Ich bin's, zu seiner Ehre!" — — „Ein Mensch (sagt er anderwärts), der aufs Haar so für die Natur wie für den Geist besorgt ist, und umgekehrt, — — ein solcher gegen beide gleich ge-

rechter Mensch wie ich, ist noch kaum da gewesen..... Ohne meine Arbeiten würden die Menschen des Bildungselementes entbehren! Darum bin ich genöthigt, meine Arbeiten anzubieten und anbieten zu lassen; so kommt die spröde, dumme Welt zu dem, was sie braucht." — „Ich denke (fährt er in seinen Betrachtungen fort) an die Nachwelt, die mich recht auffassen wird, da die Mitwelt unechte Arbeiten den meinen vorzuziehen die Gemeinheit hat. Nochmals, noch keine Mitwelt hat in den Werken eines Autors soviel übersehen, wie meine Mitwelt in meinen philosophischen; kaum einem Andern ist die Mitwelt soviel schuldig geblieben." — Endlich: „Ich staune zuweilen über meine Fähigkeiten, über die allgemeinen wie über die besonderen, und hege dann ein inniges Dankgefühl gegen Gott, denn alle meine Ideen sind mir nur so inspirirt worden". Diese und ähnliche Klagen füllen die Tagebücher der letzten Jahre. Ob jenes felsenfeste Vertrauen auf die Zukunft grundhaltig, bleibt zweifelhaft; vom Gesichtspunkte der poetischen Gerechtigkeit ist wünschenswerth, daß eine billig urtheilende Nachwelt dem Denker und Dichter gewährt, was eine mehr dem Scheine zugewandte Mitwelt spröde versagt hat! — Unter den zahlreichen Bearbeitern der neueren deutschen Litteraturgeschichte hat Heinrich Kurz im 4. Bande seines umfassenden Werkes M. am eingehendsten beurtheilt und ihn als Dichter bezeichnet „welchen wir bei Betrachtung seiner Dichtungen auch persönlich lieb gewinnen, weil uns aus denselben nicht blos ein großes Talent, sondern auch ein edler Charakter entgegentritt" (a. a. O. S. 840). Ein Brustbild Meyr's (Holzschnitt) ist in Nr. 1273 des 49. Bandes (Jahrg. 1867) der „Illustrirten Zeitung" einem Artikel Carriere's beigegeben. — In den schattigen Anlagen vor dem Deininger Thore zu Nördlingen errichteten auf hübschem Sockel von röthlichem Sandstein Freunde und Anhänger des Verstorbenen dessen von Konrad Knoll sehr glücklich ausgeführte Erzbüste, welche am 11. August 1873 enthüllt wurde. — Ein ziemlich vollständiges Schriftenverzeichniß mit kurzer Lebensskizze bei Bornmüller, Schriftstellerlexikon S. 490, und besonders bei Brümmer, Dichterlexikon Bd. II, S. 41 ff.

Melch. Meyr, Biographisches. Briefe. Gedichte. Aus seinem Nachlasse ꝛc. von Max Grfn. v. Bothmer und Moriz Carriere (Leipzig 1874). — Nekrolog von Carriere, Allgem. Zeit. Nr. 122 Beil., S. 2145 des 46. Jahrg. (1871). — Heinrich Kurz a. a. O. 319 f., 617 f., 840 f. — Illustr. Zeit. Jahrg. 1867 a. a. O. — Westermann's Monatsh. (1875) Bd. 38 S. 688. — Endlich geben die Vorreden und „Einführungen" zu den einzelnen Werken mannichfache Aufschlüsse über den Entwicklungsgang des Autors. Eisenhart.

Meysenbug: Wilhelm Freiherr Rivalier v. M., großherzoglich badischer Staatsminister, geb. 11. Juli 1813 zu Kassel, † 14. Februar 1866 zu Karlsruhe. Aus einer in Folge des Widerrufes des Edicts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Familie stammend, hatte Meysenbug's Vater vom Kurfürsten von Hessen den Beinamen „von Meysenbug", dessen althessische Träger ausgestorben waren, erhalten. Der Sohn machte sich, nach vollendeten Studien zu Berlin und Heidelberg, in Baden ansässig, ergriff die diplomatische Laufbahn und wurde 1842 Legationssecretär in Stuttgart, 1843 in Wien. 1846 als Legationsrath nach Karlsruhe zurückgekehrt, wurde M. 1849 nach Berlin geschickt, um das militärische Einschreiten Preußens gegen die badische Revolution herbeizuführen und über Badens Beitritt zum Dreikönigsbündniß zu verhandeln. Im gleichen Jahre zum badischen Bevollmächtigten im Verwaltungsrath der verbündeten Regierungen zu Berlin ernannt und 1851 als Gesandter am preußischen Hofe beglaubigt, wurde M. 1856 als Staatsminister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten an die Spitze des badischen Mi-

nisteriums berufen. Während M. 1849 und in den unmittelbar darauf folgenden Jahren dem Gedanken einer Neugestaltung Deutschlands unter Preußens Führung huldigte und von derselben eine Verwirklichung seiner conservativen Tendenzen erwartete, ging er als Minister um so entschiedener in das österreichische Lager über, als seine kirchenpolitischen Ansichten in demselben den erwünschten Halt zu finden schienen. An die österreichische Politik sich anlehnend, bekämpfte er leidenschaftlich den Anspruch Preußens auf Theilnahme an der Besetzung der Bundesfestung Rastatt. Hinsichtlich seiner Haltung in dem Streite zwischen der Staatsgewalt und der bischöflichen Curie in Freiburg, der, als er Minister wurde, schon entbrannt war, ließ er sich, obwol Protestant, allerdings von sehr orthodoxer Observanz, völlig von den extremsten Anhängern der Curie leiten. Schon von Berlin aus zu Verhandlungen mit dem päpstlichen Nuntius Viale Prela nach Wien geschickt, gerieth er in vollkommene Abhängigkeit von dem Einflusse dieses Prälaten, des Fürsten Metternich und seines eigenen Bruders, der Referent für die deutschen Angelegenheiten im österreichischen Ministerium war. Die Linie, die M. von seinem Eintritt in das badische Ministerium an einschlug, führte schließlich mit Nothwendigkeit zum Abschlusse des Concordates mit dem päpstlichen Stuhle, welches wesentliche Hoheitsrechte des Staates aufgab. Bekanntlich führte der mit den Landständen ausgebrochene Streit über die staatsrechtliche Verpflichtung der Regierung, die Zustimmung der Kammern zu dem Concordat nachzusuchen, in welchem M. sich gegen das Zustimmungsrecht der Stände aussprach, zum Rücktritt des Ministeriums, dem am 7. April 1860 die Proclamation des Großherzogs folgte, welche eine neue liberale Aera für das Großherzogthum Baden inaugurirte. Von da an trat M. bis an seinen Tod, der ohne vorausgegangene Krankheit plötzlich erfolgte, nicht mehr aus tiefster Zurückgezogenheit heraus. Dem feingebildeten, im Umgang wohlwollenden und liebenswürdigen Manne fehlte zum Staatsmanne die Festigkeit und Zuverlässigkeit des Charakters, auf der, insbesondere in den engeren Verhältnissen eines Mittelstaates, welche die menschlichen Eigenschaften in der Politik lebhafter in den Vordergrund stellen, als das im Großstaate der Fall ist, der bestimmende Einfluß auf Untergebene und Gegner beruht.

Badische Biographien II, 78. v. Weech.

Meyssens: Jan M., Maler, Kupferstecher und Kunstverleger, geb. 17. Mai 1612 zu Brüssel, lernte malen bei A. van Opstal und N. van der Horst. Zuerst beschäftigte er sich besonders mit historischen Darstellungen, und auch mit dem Porträt, worin er besseres Glück hatte und mit dem Grafen Heinrich von Nassau bekannt wurde, der ihn veranlaßte, nach Holland zu gehen, wo er sich lange aufhielt und eine Anzahl vornehmer Leute malte. Zwischen dem 18. September 1640 und dem gleichen Tage 1641 kam er zu Antwerpen in die St. Lucasgilde. (Ob die holländische Reise vor oder nach seiner Inscription in die Antwerpener Zunft fällt, ist nicht sicher nachgewiesen). In der Scheldestadt verfertigte er noch zufolge de Bie eine Menge Bildnisse, ferner Copien nach A. van Dyck, die öfters für Originale gegolten haben sollen. Besonders jedoch wandte er sich hier dem Kupferstechen und dem Handel mit Stichen zu; die Meinung, daß ihn sein Sohn Cornelis, der ein tüchtiger Kupferstecher werden sollte, dazu veranlaßt habe, ist sicher unrichtig, da Cornelis zur Zeit, als sein Vater den Handel schon betrieb, noch sehr klein gewesen sein muß. Er beschäftigte sich hier mit der Herausgabe von Porträtwerken. Aus der Ikonographie des A. van Dyck veröffentlichte er ca. 1646 35 Blätter, wobei seine Adresse den 1. Druck anzeigt. Im J. 1649 gab er unter dem Titel „Image de divers hommes d'esprit sublime, qui par leur art et science debvroyent vivre éter-

nellement et des quels la louange et renommée faict estonner le monde“, eine Folge von 74 Bildnissen niederländischer Künstler heraus, die von Verschiedenen (auch von dem Herausgeber selbst) gestochen sind; dieselben wurden zumeist in C. de Bie's gulden kabinet (Antw. 1661) aufgenommen. Andere Werke sind: „Effigies Imperatorum Domus Austriacae. Delineatae per Joannem Meyssens et aeri insculptae per filium suum Cornelium Meyssens“ (14 Blatt incl. Titel); „Les portraits de tous les Souverains Princes et Ducs de Brabant“, 54 Blatt nach J. Meyssens' Zeichnungen von Verschiedenen ausgeführt; „Effigies des Forestiers et Comtes de Flandre“ 1663, 47 Blatt nach J. Meyssens' Zeichnungen von Cornelis Meyssens gestochen; „Les portraits des souverains Princes et Comtes de Hollande“, 40 Blatt, von Cornelis M. gestochen; „Theatrum omnium Lusitaniae regum“, 22 Bl. M. hat auch selbst gestochen, wenn auch nicht viele Blätter, meistens Bildnisse, doch auch u. A. Meleager, der der Atalante den Kopf des kalydonischen Ebers darbietet, nach Rubens. Abgesehen von den Porträtzeichnungen, die er für seine Publicationen entwarf und die von Verschiedenen gestochen wurden, stach P. von Schuppen nach ihm eine Magdalena mit dem Todtenkopfe; C. Galle eine Allegorie, den in Wolken über der Stadt Brüssel schwebenden Kelch; im Verlag des H. Weyen erschien eine nach M. gestochene Madonna. Blätter von Livens (2), Hollar, P. Clouwet, N. Lauwers, J. Neeffs, P. de Jode, P. van Schuppen, C. Waumans u. A. hatte er im Verlage. Sein Selbstbildniß ist von seinem Sohne schön gestochen worden. M. starb 18. Sept. 1670 zu Antwerpen.

Cornelis M., sein Sohn, Kupferstecher, ist geb. ungefähr 1638—1639. Er kam zwischen dem 18. September 1660 und dem 18. September 1661 als freier Meister in die St. Lucasgilde zu Antwerpen. Cornelis wurde zwar kein Künstler ersten Ranges, aber doch ein ganz achtbarer Meister, der im Stechen seinen Vater übertraf. Nach dessen Zeichnungen für Porträtwerke (s. oben) hat er viel gestochen. Er soll auch in Wien thätig gewesen sein. Wann und wo er gestorben, ist uns unbekannt. W. Schmidt.

Meytens: Martin v. M., ausgezeichneter österreichischer Bildnißmaler, geb. 24. August 1695 in Stockholm, wo sein Vater Peter Martin gleichfalls als Porträtmaler thätig war. Die Familie, welche bis auf Peters Uebersiedlung im Haag gelebt hatte, schrieb sich dem holländischen Idiome gemäß Mytens, erst seit seinem dauernden Verweilen in Deutschland verdeutschte Martin jene Schreibweise mit der der flämischen Aussprache entsprechenden: Meytens. Der Sohn erhielt zugleich mit seinem Vetter und Landsmann George Desmarées durch den alten M. in Stockholm Unterricht, Desmarées soll auch auf der italienischen Reise sein Gefährte gewesen sein und wurde später Hofmaler in München. Die Epoche der Studienreisen Meytens' ist sehr ausgedehnt, erstreckte sich über die wichtigsten Kunstländer, ist jedoch nach der historischen Folge der einzelnen Aufenthalte bisher nicht völlig klargestellt. Der junge Künstler hielt sich in Holland, England, Frankreich und Italien auf. Es scheint, daß er mit siebzehn Jahren auszog, etwa zwei Jahre in Holland blieb, dann 1714 nach England ging, wo van Dyck sein hauptsächlichstes Studium bildete, wieder nach dreijährigem Verweilen in London begab er sich 1717 nach Paris, wo er bis 1719 sich aufhielt. Nach London war M. im Gefolge Königs Georg I. gezogen, der ihn auch daselbst förderte. In Paris beschäftigte ihn das Fach der Miniaturmalerei auf Email, worin ihm sein Landsmann, ein Spezialist in dieser damals sehr beliebten Kunst, Charles Boite, Unterricht ertheilte. Ich vermuthe, daß die Beziehungen, welche Boite auch zum kaiserlichen Hofe hatte, die Gedanken seines Schülers nach Oesterreich lenkten. Indessen war der Aufenthalt in Wien

zunächst nicht dauernd, indem der Künstler von dort aus wieder eine Studienreise und zwar nach Italien antrat. Nach Einigen soll sie fünf, nach Andern gar neun Jahre gedauert haben. Turin, Florenz, Rom, wo er seit 1724 verweilte, waren die Hauptstationen. Die Rückkehr nach Wien erfolgte 1726, nicht wie Andere behaupten, erst 1731. Er verließ diese Stadt, welche das eigentliche Feld seines Ruhmes wurde, nur auf kurze Zeit, so, als er auf einige Monate die Eltern in Schweden besuchte, die er seit dem 17. Jahre nicht gesehen hatte. Ob er eine 1755 erhaltene Einladung, das Porträt der russischen Kaiserin in Petersburg zu malen, angenommen habe, läßt sich nach dem bisherigen Forschungsmaterial nicht erweisen, daß er erst in Rom angefangen haben soll, in Oel zu malen, ist eine kindische Behauptung mehrerer Autoren, er copirte die Classiker der niederländischen Porträtkunst bereits als Jüngling im Haag und London. Im J. 1732 ernannte ihn Karl VI. zum Kammermaler, Maria Theresia, deren Lieblingskünstler er wurde, schenkte ihm 1746 ein Landhaus auf der Wieden, den 28. Aug. 1759 wurde er zum Director der kais. Akademie der bildenden Künste berufen, der schwedische König Friedrich sendete ihm eine Medaille, eine andere ließ sein Landmann Nik. Keder auf ihn schlagen. Es fehlte nicht an Glanz und Ehren, so daß M. so recht der grandseigneur unter den Künstlern Wiens wurde. Seine persönliche Liebenswürdigkeit, sein edles helfendes Wesen, seine Noblesse machten ihn zum Mittelpunkt des Standes. Er führte das Akademiedirectorat ohne ein Gehalt anzunehmen, verdiente er doch reichlich durch seine Bildnisse, welche rapid Mode wurden. Sein Haus enthielt eine werthvolle Sammlung aller Gemälde, die das Kaiserpaar öfter besichtigte. Dieses Verhältniß zum Hofe und den übrigen vornehmsten Kreisen benützte er aufs edelste zur Förderung seiner Collegen, ja zur Hebung des ganzen Standes, indem er den sowohl timid bedientenhaften Geist der damaligen Künstler als deren vorwiegenden Bildungsmangel wirksam durch die Annäherung an Hof und Adel zu beseitigen wußte. Den Akademikern bewirkte er Befreiung von lästigen Steuern, arme Anfänger unterstützte er fortwährend, nur um den Unterricht in der Akademie scheint sich der vornehme Herr wenig gekümmert zu haben. Dafür beschäftigte er in seinem Atelier eine stattliche Schülerschaar, unter denen z. B. Hubert Maurer besonders zu nennen ist. Ein Anderer war Sophonias Dederich, welcher dreißig Jahre bei ihm diente und meist das Beiwerk besorgte. Der Meister selbst beschränkte sich bloß auf Köpfe und Hände, für die Darstellung der meisterhaft gemalten Spitzen seiner Bildnisse hielt er einen eigenen Specialisten, einen Franzosen. Die Zahl der aus seinem Atelier hervorgegangenen Porträts ist eine außerordentliche. Fast jedes größere Hof- und Regierungsgebäude, geistliche Stift oder adelige Palais in Oesterreich-Ungarn besitzt etwas davon, sei es auch, daß die Hand des Meisters nur einige Retouchen an der Schülerarbeit angebracht habe. Infolgedessen ist der Werthunterschied dieser Leistungen ein höchst bedeutender. Die vorzüglichsten davon sind wahre Juwele von Pracht und stolzer Fürstenherrlichkeit, die Würde der kaiserlichen Majestät, die Feinheit des aristokratischen Wesens, der stolze gesellschaftliche Ton der in Goldstickerei, Brüssler-Spitzen, Seide und Purpur gehüllten Göttersöhne jener vornehmen Zeit hat niemals einen geschickteren und eleganteren Darsteller gefunden als M. Dabei verfällt er jedoch keineswegs in steife Grandezza. Das Gesicht der schönen Maria Theresia blickt aus der Wolke von Spitzen und Puder doch unsäglich frisch, heiter und liebenswürdig in die Welt, ihr Gemahl Franz I. mit der ganzen Jovialität seiner Natur ꝛc. Nur einige, ganz hervorragende Arbeiten seien hier kurz erwähnt: Maria Theresia in rosenfarbener Spitzenrobe, Schloß Schönbrunn, wol sein herrlichstes Werk! — Dieselbe, Kniestück, 1759 bei seinem

Amtsantritt für die Akademie gemalt. — Dieselbe, 1744 im Auftrage des Wiener Magistrates, im Rahmen das Brustbild des jungen Erzherzogs, später Kaiser Joseph II. — Herzog Karl von Lothringen, wozu die Schlacht im Hintergrunde Joh. Gabr. Canton malte. — Eine Suite großer Leinwandbilder, die Festlichkeiten bei der Vermählung Josephs II. mit Isabella von Parma darstellend, mit zahllosen Figuren, zu denen M. bloß die Köpfe, das Uebrige Dederich fertigte. Ferner porträtirte er Friedrich I. von Schweden, den Fürsten Kaunitz, die gesammte kaiserliche Familie (mehrmals), die fürstlich Liechtensteinische Familie, die Familie Kaiser Karls VI. 1730 (Schloß Laxenburg); Czar Peter, Herzog von Orleans, Ludwig XV. von Frankreich, August I. von Sachsen. Meytens' Selbstporträt kommt gleichfalls öfters vor, mehrmals in genrehafter Auffassung im Kreise seiner Freunde, bei einem Concert, beim Brettspiel 2c., das Bildniß seines Vaters 2c. Nach seinen Originalen wurden zahllose Stiche von Schmutzer, Haid, Kilian, Schmittmer, Camerata, Eckardt, Petit, Steuglen u. v. A. gefertigt. Der Meister starb zu Wien, den 23. März 1770.

(Aus meinen Collectaneen und Material: die bestehende Litteratur ist ganz unkritisch.) Jlg.

Mez: Karl M., Fabrikant, wurde in Kandern, einem Städtchen im badischen Oberlande, den 20. April 1808 geboren, † 28. Mai 1877 in Freibnrg im Breisgau. Sein Vater Karl Christian M. war Seidenfabrikant, seine Mutter Katharina, geb. Vollmer hat er als eine fromme und begabte Frau geschildert, die einen gesegneten Einfluß auf ihn gewann. Schon im J. 1815 starb sein Vater, und der 7jährige Knabe kam nun zu seinem Oheim Christian Adam M. nach Freiburg. Hier besuchte er die neugegründete polytechnische Schule und zeichnete sich durch Begabung und Betragen so aus, daß er den ersten Preis erhielt. Nachdem er im J. 1822 confirmirt war, erlernte er in Freiburg in der Schweiz die Kaufmannschaft. Nach seiner Lehrzeit reiste er nach Italien, um in Turin und Mailand die Seidenfabrikation kennen zu lernen. Meistens zu Fuß durchwanderte er den größten Theil Italiens. 1828 kehrte er nach Freiburg zurück, um in das Bandgeschäft seines Oheims zu treten. Im J. 1834 wurde das Geschäft zu einer Seidenzwirnerei erweitert, und in diesem Jahre trat er auch in den Ehestand mit Karoline Sophie von Langsdorff. 2 Söhne und 3 Töchter, wovon eine in früher Jugend starb, waren die Frucht dieser Ehe. Aus geringem Anfange erweiterte sich sein Geschäft zu einer der bedeutendsten Zwirnereien, sodaß er genöthigt war, in verschiedenen Dörfern und Städten Filiale zu gründen. Es kam sogar ein Einkaufsgeschäft in Amasia in Kleinasien dazu. Eine Trennung der verschiedenen Geschäftszweige wurde schließlich nöthig, sie geschah im J. 1864 auf friedlichem Wege. Seine Firma hieß jetzt: Karl Mez und Söhne. Im J. 1870 gründete er eine zweite Fabrik zur Herstellung der von ihm erfundenen Netz- und Filetunterkleider, die der Gesundheit wesentlich dienen. In der Weltausstellung in Philadelphia 1876 wurde er dafür mit der großen Medaille ausgezeichnet. Sein blühendes, reich gesegnetes Werk beschäftigt nahezu 1200 Arbeiter, meist weiblichen Geschlechts. Für sie war M. ein Vater. Er sagt in einem Berichte: „Uns schien es, daß Fabriken in gewisser Beziehung die Erziehungsanstalten der Armen werden könnten. Wenn sie diesen höheren Zweck nicht erreichen, so sollten sie zum wenigsten als Bewahranstalten dienen." In dieser Hinsicht sind seine Fabriken wirklich Musteranstalten, die Nachahmung verdienen. Für die fremden Mädchen errichtete er eine Pensionsanstalt. Sie standen unter der Leitung einer Hausmutter, die für ihr leibliches und geistliches Wohl sorgte. Gebet, Gesang und Wort Gottes heiligte jeden Tag, jedoch mit Vermeidung alles dessen, was den Frieden

der Confessionen stören konnte. Sie erhielten billige Kost. Die Maschinen ruhen ohne Ausnahme an Sonn- und Feiertagen. Alten Arbeitern hat M. nie gekündigt, er gewährte ihnen kürzere Arbeitszeit, ohne den Lohn zu verkürzen; die arbeitsunfähigen versorgte er in seinen Wohnungen für Arbeiter. Nie hat er mit einem Arbeiter vor Gericht gestanden. Auch hat er eine Badeanstalt für seine Arbeiter errichtet. Der Eintritt in seine Fabriken war deshalb auch viel begehrt. Die Arbeiter wußten, daß sie an ihm einen treu besorgten Vater hatten. Mit Recht sagt Jemand: „Wenn alle Arbeitgeber und Fabrikanten so für das leibliche Wohl ihrer Arbeiter sorgten, wie Karl Mez und Söhne, so wäre die sociale Frage gelöst, so gäbe es namentlich keine Socialdemokratie". Er selber ging aber auch mit einem guten Beispiel voran, er war wohl der fleißigste Arbeiter von Morgens früh bis spät Abends. Trotz seines großen Reichthums lebte er sehr einfach. Seine Hausordnung war durchweg christlich, und er hatte die unschätzbare Freude, daß alle Glieder seines Hauses in einem Geiste zusammenwirkten. Freilich nicht von jeher wehte dieser entschieden christliche Geist in ihm und seinem Hause. Er war zwar eine ideal und edel angelegte Natur von Haus aus, aber das entschiedene Christenthum erfaßte ihn erst gegen Ende der vierziger Jahre. Man ersah dies in seinem Auftreten in der badischen Kammer. Er wurde im J. 1844 in dieselbe gewählt und trat auf die linke Seite des Hauses, sodaß er mit Itzstein, Hecker u. A. zusammenhielt. Freilich war seine Freisinnigkeit mehr idealer Natur. Dazu kam eine ausgezeichnete Begabung zum Reden. Er hatte etwas Hinreißendes. Als er im J. 1848 ins Parlament gewählt wurde, hatte sich in ihm bereits ein religiöser Umschwung vollzogen, wohl auch durch Berührung mit christlichen Persönlichkeiten, namentlich mit dem Director Stern am evangelischen Schulseminar in Karlsruhe. Besonders gegen diesen Mann war die liberale Partei erbittert nnd hätte ihn gerne von seiner Stelle gedrückt. Hier stand M. für ihn ein. Als man die Todesstrafe abschaffen wollte und diesen Beschluß einstimmig faßte, war M. der Einzige, der dagegen stimmte und zwar mit Berufung auf das bekannte Bibelwort, das für alle Zeiten gilt: „Wer Menschenblut vergießt, deß Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden." Er scheute sich auch nicht, in der Kammer die Sünde als die Ursache des Elends zu bezeichnen, und als einige lächelten, sagte er: „Ich sehe zwar Einige von Ihnen lächeln, dies berührt mich aber gar nicht. Meine Pflicht und Schuldigkeit habe ich hier gethan, und habe Ihnen nach meiner besten Ueberzeugung die Quelle genannt, welche Sie verstopfen müssen, wenn Sie einen bessern Zustand herbeiführen wollen." Auch im Frankfurter Parlamente hielt er mit seiner christlichen Ueberzeugung nicht zurück. Er ging sogar noch mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart. Als ihm nach ausgebrochener Revolution in Baden die Stelle des Finanzministers angeboten wurde, lehnte er sie ab und ließ sich überhaupt nicht in die Revolution verflechten. Gerne hätte man ihn nach Ueberwindung derselben in eine politische Untersuchung gebracht, aber er rühmte es öfters als eine göttliche Bewahrung, daß er sich nie an einer ungesetzlichen Handlung betheiligt habe. Als der Liberalismus in Baden seine Zwangsherrschaft ausübte, trieb ihn dies gerade in die Reihen der Conservativen. Er konnte manchmal seinen neuen Gegnern zurufen: „Ich habe meine liberalen Grundsätze nicht gewechselt, wohl aber ihr." Er half nun conservative Blätter gründen, wie die deutsche Reichspost, und noch in der letzten Zeit seines Lebens die badische Landpost. In solchem Sinne wirkte er auch als Mitglied des Stadtrathes von Freiburg und des Kreisausschusses. Sein wohlthätiges Wirken fand auch volle Anerkennung. Der Zähringer Löwenorden von Baden, der Orden der Ehrenlegion von Frank-

reich, das Comthurkreuz des Franz Josephsordens von Oesterreich wurden ihm als Auszeichnung zuerkannt. Als ihm am Tage seiner silbernen Hochzeit seine Kinder ein erspartes Capital überreichten, um damit eine Stiftung nach seinem Herzen zu machen, fügte er alsbald noch eine ansehnliche Summe hinzu, sodaß sie 34 000 Mark betrug. Damit gründete er das Evangelische Stift in Freiburg mit der Bestimmung: „Förderung alles dessen, was nützt und frommt der allgemeinen evangelischen Kirche und zunächst der evangelischen Gemeinde Freiburgs in geistlicher und leiblicher Beziehung; also Förderung christlicher Erkenntniß und christlichen Lebens zu seligem Sterben.“ Besonders für Waisenkinder und für Alte und Kranke ist das Stift ein freundliches Asyl. Gerne besuchte er die Anstalt, unterwies die Kinder und hielt manche Erbauungsstunde, wie er sich denn gerne einen Stundenhalter nannte. Was er oben an sein schönes und schön gelegenes Haus hinsetzen ließ: „Himmelan strebe Du!“, das war auch seines Lebens Ziel. Man ersah dies besonders bei ihm auf religiösem und kirchlichem Gebiete. Die Vereine und Anstalten der innern und äußeren Mission nicht blos in Baden zählten ihn zum Wohlthäter, bei ihren Festen war er ein gerne gehörter Redner. Zum Comité der Pilgermission St. Chrischona bei Basel gehörte er als eines der thätigsten und freigebigsten Mitglieder. Freilich durfte man es mit der Dogmatik bei ihm nicht zu genau nehmen, er war kein geschulter Theologe, aber sein Herz hielt fest an dem Gottmenschen Jesus Christus und der Versöhnung, und er gehörte zu denen, die den Herrn vor den Menschen bekannten. Er stand als einer der eifrigsten Gegner gegen Professor Schenkel wegen dessen grundstürzender Lehren. Mehrmals wurde er in die Generalsynode gewählt. Im J. 1867 sprach er sich entschieden gegen die Gleichberechtigung der Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche aus. Der Mehrheitsbeschluß für dieselbe erhielt nicht die Sanction des Landesbischofs, und als im J. 1871 der Präsident Bluntschli die Gleichberechtigung als ein errungenes großes Gut bezeichnete, war es M., welcher alsbald dagegen protestirte. Namentlich erfreute alle, die ein Herz für die christliche Wahrheit haben, die Art, wie M. auf der Generalsynode 1867 den Abgeordneten Moll, jetzigen Oberbürgermeister von Mannheim, abfertigte, als dieser freisinnige Mann den Katechismus und das Memoriren im Religionsunterrichte angriff. Er berief sich in Betreff des Memorirens auf Dr. Luther und sagte: „Unser Luther, der bekanntlich auch Etwas geleistet hat in seinem Leben, hat gesagt: „Ich bin ein Doctor und Prediger, so gelehrt und erfahren als die alle sein mögen, die solche Vermessenheit haben, aber noch thue ich wie ein Kind, das man den Katechismus lehret, und lese und spreche ihn von Wort zu Wort.“ Es ist der Mühe werth, die Reden dieses gottgelehrten Laien auf den Generalsynoden zu lesen. Während er sonst einer guten Gesundheit genoß, ging es mit ihm rasch zum Sterben. Es war eine heftige Entzündung, die ihn aufs Sterbebett legte. In seinen großen Schmerzen konnte er seufzen: „Herr, mach es gnädig mit mir!“ „Heute darf ich heim,“ sagte er ein ander Mal: „Was wird das für ein Festtag für mich sein, wie viele werde ich wieder grüßen dürfen!“ Sein Leichentext, den er selbst gewählt hatte, war: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,“ so wie das Wort: „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in Ewigkeit.“ Eine Leichenbegleitung wie die am Beerdigungstage des Karl M. hat wol Freiburg kaum je gesehen, denn ein Großer in Israel, ein Vater der Arbeiter und der Armen und ein muthiger Bekenner der Wahrheit wurde zur Grabesruhe gebracht.

Ueber ihn handelt der Reich Gottes-Bote vom Jahr 1877 ziemlich ausführlich; das Beiblatt zu den fliegenden Blättern aus dem rauhen Hause 1877 Nr. 7 und 8. Der Deutsche Reichsbote 1880, S. 40—43. Karl

Mez, der Vater der Arbeiter, von Dr. R. König, 1881. Eine ausführliche Biographie wäre zu wünschen.

Ledderhose.

Mezger: Georg Caspar M., Schulrath und Rector des evang. Gymnasiums bei St. Anna in Augsburg, war aus ärmlichen Verhältnissen ganz durch eigene Kraft in die Höhe gekommen. Geb. am 23. Januar 1801 in dem mittelfränkischen, damals preußischen Städtchen Wassertrüdingen, wurde er von seinen unbemittelten Eltern zu dem Handwerke seines Vaters, der Maurermeister und Steinmetz war, bestimmt. Von dem Bau des Kirchthurms in einem benachbarten Dorfe weg ließ ihn der Rentamtmann seines Städtchens seiner schönen Handschrift wegen auf seine Canzlei holen, wo er nun mehrere Jahre als Schreiber zubrachte. Unbefriedigt durch diesen seinem lebhaften Bildungsdrange nicht zusagenden Beruf, suchte er durch seine eigene energische Arbeit, für die ihm nur die Nachtstunden zur Verfügung standen, den versagten Schulunterricht zu ersetzen, und ohne fremde Anleitung lernte er für sich selbst Lateinisch und Griechisch, so daß er 1819 in die oberste Classe des Gymnasiums zu Augsburg eintreten konnte, die er nach einem Jahre als der Erste unter einer großen Zahl von Mitschülern verließ. In Erlangen, wo er 1820—23 Philologie und Theologie studierte, war für ihn in wissenschaftlicher Hinsicht namentlich Döderlein von großem Einfluß, für seine ganze Geistesrichtung aber der anregende Kreis von Freunden, die er in der damaligen Burschenschaft fand. Nach kurzer Wirksamkeit als Pfarrvicar und Hofmeister trat er 1824 an dem Gymnasium bei St. Anna in Augsburg, dem er sein ganzes Leben angehörte, als Hilfslehrer ein, wurde 1827 Gymnasialprofessor, 1840 Rector und zugleich Vorstand der damit verbundenen Erziehungsanstalt, des Collegiums bei St. Anna; 1864 erhielt er den Titel eines Schulraths. Beide Anstalten haben durch ihn eine neue, scharf ausgeprägte Gestalt erhalten. An dem früher paritätischen Gymnasium hatte das katholische Element bei weitem überwogen. Dadurch war ihm der Blick geschärft worden für den grundsätzlichen Unterschied katholischer und evangelischer Erziehung. Als Rector suchte er nun eine Anstalt aus einem Gusse herzustellen, aufgebaut auf den guten Ueberlieferungen humanistischer Weltanschauung, in der die beiden Hauptfactoren wahrer, humaner Bildung, das Christenthum, und zwar nach seiner evangelischen Auffassung, und das classische Alterthum, auch wirklich die Grundpfeiler wären. Eine einheitliche Methode, welche durch alle Classen eingehalten wurde und den Hauptnachdruck auf die mündliche Reproduction legte, um mit möglichster Beseitigung alles mechanischen Lernens ein Sprachgefühl zu erwecken, bei der Lectüre der Classiker in den Geist derselben einzuführen, und für sie zu erwärmen, suchte auf Klarheit des Denkens und Bildung des Geschmackes hinzuwirken und hatte nicht sowohl die Ausrüstung mit Kenntnissen, als die Schulung des Geistes, die Erfüllung mit hohen Idealen und die Begeisterung für sie zum Ziel. Ein hervorstechender Zug seiner Pädagogik, der insbesondere auch dem Collegium bei St. Anna, einer einst in den Zeiten der Gegenreformation zur Abwehr der Jesuitenerziehung gestifteten Anstalt, seinen Charakter gab, war der Ernst der Disciplin. Auf das bairische Schulwesen hat M. als Mitglied der Commission, welche den Schulplan von 1854 ausarbeitete, dann durch die oft von ihm verlangten Gutachten in Sachen des Unterrichts, sowie durch seine Stellung in der Prüfungscommission für das Gymnasiallehramt (1854—65) Einfluß geübt. Große Verdienste hat er sich um die Kreis- und Stadtbibliothek erworben, deren Bibliothekar er seit 1835 war. Ein Zuwachs von mehr als 100 000 Bänden aus den Bibliotheken der aufgehobenen Klöster ist größtentheils von ihm geordnet und katalogisirt.

Auch der historische Verein von Schwaben und Neuburg hatte an ihm lange Jahre ein sehr thätiges Mitglied, wie denn überhaupt Geschichte unter seine Lieblingsbeschäftigungen gehörte, was auch bei seinem Unterricht hervortrat. Nicht ohne Bedeutung war er auch für die protestantische Landeskirche. Die bibelgläubige Richtung, welche er vertrat, welche aber den Schwerpunkt der Religion mehr im christlichen Leben, als in der confessionellen Form suchte, gab seinem Religionsunterricht, wie seiner Pädagogik ihre Farbe und bestimmte auch seine Stellung als Abgeordneter bei der Generalsynode (1840, 1853 und 1857) und als Mitglied der theologischen Prüfungscommission (1854, 55 und 56). Inmitten allgemeiner großer Aufregung gegen die oberste Kirchenbehörde hat er (1856) auch durch sein besonnenes Wort, das er, zur Meinungsäußerung aufgefordert, bei der entscheidenden Stelle sprach, wesentlich zur glücklichen Beendigung einer schweren Krisis beigetragen. Von seinen Schriften seien hier erwähnt seine „Geschichte des im Jahre 1530 zu Augsburg gehaltenen Reichstags“ (1830); „Augsburg's älteste Druckdenkmale und Formschneidearbeiten“ (1840); „Geschichte der Kreis- und Stadtbibliothek in Augsburg“ (1842); „Memoria Hieronymi Wolfii“ (1862). Die zuletzt genannte Biographie seines ihm geistesverwandten Amtsvorgängers veröffentlichte er als Festschrift bei der Augsburger Philologenversammlung, deren Präsident er war. Abhandlungen geschichtlichen, philologischen und antiquarischen Inhalts aus seiner Feder enthalten die Publicationen des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg und die Programme des Gymnasiums. Unter den Auszeichnungen, die er erhielt, war ihm die werthvollste die von der Universität Erlangen erhaltene, deren Jubiläum (1843) er als einer der damals promovirten Ehrendoctoren der Philosophie mitfeiern konnte. Fast 49 Jahre hat M. als Lehrer, 32 als Rector gewirkt. Seine Arbeitskraft war eine außergewöhnliche. Freistunden gab es für ihn nicht; eine Schonung seines oft sehr leidenden Körpers kannte er nie. Mußte ihn doch die Regierung selbst einmal (1853) durch ein Rescript auffordern, „in seinen Arbeiten Maß zu halten und zu seiner eigenen Erhaltung für seine Familie und den Staat sich die nöthige Erholung durch eine entsprechende Reise und den Gebrauch einer Badekur zu gönnen“; selbst noch als 71jährigen Greis hinderte ihn ein am Morgen erlittener Schlaganfall, der ihn theilweise lähmte, nicht, den ganzen Vormittag die Absolutorialprüfung zu leiten; so groß war die Gewalt, die sein eiserner Wille über den Körper besaß. Sein Alter verfloß ihm äußerlich ziemlich einsam, zumal da er seine Gattin (Amalie, geb. Steinhäußer aus Wassertrüdingen), mit der er 28 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte, schon 1855 hatte in das Grab legen müssen. Auch fühlte er immer mehr den Gegensatz seiner eigenen Pädagogik zu der Strömung der Gegenwart, die ihn aber an der Richtigkeit dessen, was sich ihm in langer Lebenserfahrung erprobt hatte, nicht irre machen konnte. Sein Wunsch, daß ihn der Tod in seinem Berufe treffen sollte, ist ihm nicht erfüllt worden. Krankheit nöthigte ihn, im November 1872 selbst um den Ruhestand nachzusuchen. Körperlich immer mehr verfallend, aber in ungebrochener Geistesfrische labte er sich im Umgang mit seinen Lebensgefährten, den alten Classikern, fast bis zum Tag seines Todes, der am 19. April 1874 erfolgte.

Biographie von seinem Sohne: Schulrath Dr. Georg Caspar Mezger, weiland Rector bei St. Anna in Augsburg. Leben und Wirken eines evangelischen Schulmannes. Von Dr. Georg Mezger, Gymnasialprofessor. Nördlingen 1878. G. Mezger.

Mezger: P. Paul (Marquard) M., der jüngste Bruder Joseph Willibald Metzger's (s. o. S. 531), war geb. zu Eichstädt am 23. November 1637, kam mit seinem

Vater 1640 nach Salzburg und legte daselbst im Kloster St. Peter 1653 die Mönchsgelübde ab. 1660—66 war er Gymnasiallehrer, dann zwei Jahre Novizenmeister, zugleich Prediger in der Nonnbergkirche, 1668 wurde er Lehrer der Philosophie an der Hochschule, wurde als solcher nach zwei Jahren in das Kloster Göttweig berufen, wo er zwei Jahre blieb. Im J. 1673 ward er Dr. der Theologie, lehrte von nun an bis 1688 scholastische Theologie, wurde Facultätsdecan und Prokanzler, schließlich Professor der heiligen Schrift und Controversen bis 1700. Er genoß bedeutendes Gelehrtenansehen und starb 12. April 1702. Außer der mit seinem Bruder P. Franz zu Ende geführten historia salisburgensis seines verstorbenen dritten Bruders (P. Joseph), vielen akademischen und Erbauungsschriften verfaßte er auch eine „Historia gentis hebraicae".

Secularis memoria defunctorum religiosorum S. P. 1682—1782. Viri illustres monast. S. P. Salisb. III., 73. MS. Zillner.

Mezler: P. Jodocus M., gelehrter Benedictinermönch in St. Gallen, geb. 1574 zu Andelsbuch (im Bregenzer Walde), † 7. April 1639 zu Wil. Nach dem Urtheile G. Scherrer's, des sachkundigen Verfassers des Verzeichnisses der Handschriften der St. Galler Stiftsbibliothek, „vor J. von Arx der genaueste Kenner der St. Galler Geschichte", hat der Vorarlberger eine hervorragende Stellung unter den zahlreichen Repräsentanten Benedictinischer Wissenschaft in St. Gallen. Nach Ablegung der Klostergelübde 1593 vollendete er seine Studien in Dillingen und Rom. Doch nach 1603 hatte der Doctor des geistlichen Rechtes unter dem Abte Bernhard II. (Müller, aus Ochsenhausen in Schwaben: 1594—1630) vielfach praktischen Geschäften sich zu widmen. Besonders gelang es ihm, den Streit zwischen seinem Stifte und dem Bisthum Constanz über die päpstliche Gerichtsbarkeit nicht nur abzuschließen, sondern auch in einem St. Gallen günstigen Sinne zu ordnen. Er begab sich wegen dieser Fragen mehrmals nach Rom und erlangte von der Curie durch seine Anstrengungen auch die Exemption einiger Gotteshäuser der Schweizer Benedictiner-Congregation. Er wurde Generalvicar und Official des Abtes, war aber später als Statthalter des ausgedehnten Klosteramtes zu Wil meist außerhalb des Stiftes thätig. Außerdem leitete er den Bau des Klosters Neu St. Johann in Toggenburg. Als Geschichtsforscher hatte M., seit 1604 Bibliothekar, ein feines und scharfes Urtheil. So gab er 1619 in einem Briefe an den Abt von St. Magnus in Füßen, der ihn wegen einer Edition des Lebens des heil. Magnus (s. d. Art.) in Anfrage gesetzt hatte, seine Meinung hierüber dahin ab, daß hier kein unverfälschtes, sondern ein in sehr Vielem gar arg verderbtes Erzeugniß vorliege, vielleicht durch die Unwissenheit irgend eines ungebildeten Menschen, welcher fromm zu handeln und um die Heiligen sich wohlverdient zu machen gemeint habe, indem er Vieles vermischte, beifügte, vertauschte, der Art indessen, daß doch nicht Alles an der Geschichte zu verwerfen sei. Seine zwei Bücher „De viris illustribus s. Galli" sind in Pez, Thesaurus anecdotorum novissimus, Bd. I, 3, p. 555 ff., abgedruckt. Handschriftlich liegen auf der St. Galler Stiftsbibliothek seine bis 1633 reichende St. Galler Chronik, Klostergeschichten von Engelberg und St. Johann in Toggenburg, sowie mehrere Sammelbände, ferner ein Band mit Abschriften von Hymnen alter St. Galler Mönche, worüber er auch mit Heinrich Canisius in Austausch stand. Als Lehrer des P. Magnus Brüllisauer (vgl. Bd. III., p. 420: dort ist der doppelte Druckfehler nach Bd. VI., p. 794, zu verbessern), wirkte M. noch über seinen Tod hinaus in dessen Arbeiten nach, wie denn auch des in seinem Kloster bestatteten Mönches Grabinschrift daran erinnerte, daß seine Schriften ihn überleben würden.

Meyer von Knonau.

Mezler: Franz Xaver M., Arzt, den 3. December 1756 in der Ortschaft Krotzingen (Breisgau) geboren, hatte in Freiburg Medicin studirt, daselbst 1799 den Doctorgrad erlangt und sich sodann in Gengenbach als practischer Arzt habilitirt. Bald darnach wurde er an den Hof des Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen als Leibarzt berufen und zum Hofrath und Brunnenarzte zu Imnau ernannt, später siedelte er als Leibarzt des Königs von Baiern, mit dem Titel eines Geheimen Medicinalrathes, nach Augsburg über und hier ist er am 8. December 1812 gestorben. — Von seinen zahlreichen Schriften (ein ziemlich vollständiges Verzeichniß derselben findet sich in Dictionnaire historique de la médecine III, 580), die theils medicinisch- und veterinär-practischen Inhaltes sind, theils die medicinische Ethik und Hodegetik behandeln, verdient sein „Versuch einer Geschichte des Aderlasses", 1793, der die Worte von Celsus „sanguinem, incisa vena, mitti novum non est, sed nullum paene morbum esse, in quo non mittatur, novum est" als Motto an der Spitze tragend, eine scharfe Kritik des Mißbrauches mit diesem Heilverfahren in der neueren Zeit enthält, als besonders werthvoll hervorgehoben zu werden. — In Gemeinschaft mit Hartenkeil hat M. die Salzburger medicinisch-chirurgische Zeitung begründet und sich an der Redaction der ersten vier Jahrgänge dieses hochgeschätzten kritischen Journals betheiligt.

Ueber sein Leben vergl. Franz Joseph v. Mezler von Andelberg, F. X. Mezler nach seinem Leben und Wirken geschildert. Prag 1835.

A. Hirsch.

Micca: M., (Micha), Vater des Kaisers Maximin. Nach Capitolinus vita Maximini (Scriptores Historiae Augustae ed. Peter, I. Lipsiae 1865.) c. 1 soll („perhibetur") Maximin in einem thrakischen Dorfe von einer alanischen Mutter, Ababa, einem Gothen jenes Namens geboren worden, zuerst Viehhirt gewesen sein. Da Maximin, gestorben 238, nach dem Chronicon Paschale ed. Dindorf Bonn I 1832 p. 501, fünf und sechzig, nach dem minder glaubhaften Zonaras ed. Pinder Bonn 1841, 1844 XII, 17 p. 579 vier und siebzig Jahre alt wurde, ergiebt sich als Geburtsjahr 173 oder 164. Man hat Werth auf diese Zeitbestimmung gelegt, weil man meinte, dadurch die Einwanderung der Gothen in den Donaugegenden feststellen zu können. Indessen ist — abgesehen davon, daß Maximin ja auch vor Einwanderung seines Volkes einzeln als Gefangener, Colonist, ausgedienter Söldner in Thrakien leben konnte — die ganze Angabe sehr zweifelig: Capitolinus spricht nur von einem „Gerücht". Zwar bringt Jordanis (ed. Mommsen, Monumenta Germaniae historica: auctores antiquissimi V. 1. Berol. 1882 [d. h. Cassiodorius] „Getica" c. 15), entlehnt aus „Symmachus in V. historiae libro", die fast wörtlich übereinstimmende Notiz, ohne ein solches „man sagt", und man hat nun früher diesen Symmachus für einen im Uebrigen unbekannten Autor gehalten, aus welchem schon Capitolinus wie Jordanis geschöpft hätten. Allein es ist gewiß richtiger, mit Usener und Mommsen a. a. O. p. XXXIX in diesem Symmachus den Consul des Jahres 485 zu erblicken, der aus Capitolinus schöpfte und von Cassiodorius-Jordanis ausgeschrieben ward. So bleibt also nur das „man sagt" des wenig zuverlässigen Capitolinus übrig. Wenn man nun erwägt, daß die Römer Gothen und Geten schon lange verwechselt hatten, bevor Cassiodorius diese Gleichung absichtlich durchführte, so wird es sehr ungewiß, ob wirklich schon im III. Jahrhundert ein Germane den römischen Kaiserthron bestiegen habe. Sprachlich würde übrigens „micca" mit gothisch „mikils", groß, übereinstimmen: Maximin maß angeblich acht Fuß, vielleicht war auch sein Vater „mikils". Die Ankunft der Gothen in jenen Gegenden ist aber schon aus andern Gründen in

die Zeit Marc Aurels zu setzen: sie war vielleicht der Anstoß, welcher die suebischen Donaugermanen: Markomannen, Quaden und deren Nachbarn über den Strom drängte.

v. Wietersheim-Dahn, Geschichte der Völkerwanderung I. Leipzig 1880, S. 186 (wo die ältere irrige Annahme eines unbekannten Symmachus zu berichtigen ist), S. 224. —; Litteratur daselbst S. 513; über mikils vgl. J. Grimm, Grammatik I² S. 516, 587, 593 I³ 343. II, S. 120, 654, 674. III, S. 502, 608, 658. IV, S. 500, 504. Diefenbach, vergl. Wörterb. d. gothischen Sprache, Frankf. a. M. 1851 II, S. 68. Dahn.

Michael Helding, Bischof v. Merseburg: s. **Sidonius**.

Michael: Meister M., der fünfte Dombaumeister von Köln, ist zuerst in einer Schreinsurkunde vom Jahre 1353 als magister fabricae ecclesiae Coloniensis genannt. Mit Druda, seiner Frau, kaufte er ein Haus in der „Smyrstrayssen", und zehn Jahre später, am 11. April 1363, war er in der Lage, den jährlichen Zins, welcher darauf haftete, ablösen zu können. Es finden sich noch andere Urkunden vor, welche seinen Namen enthalten, jedoch nicht in seinen eigenen Angelegenheiten, sondern nur zur näheren Bezeichnung seiner Kinder. 1364 soll, nach Ennen's Angabe, seine Tochter Lisa von der Stadt Köln eine Erbrente von 20 Goldgulden gekauft haben. 1365—1368 lernt man einen Petrus, ohne Standesangabe, als seinen Sohn kennen, 1387 eine Tochter Drutginis, die in Brünn als Gattin des Steinmetzen Heinrich von Gemünden lebte, der im Dienste des Markgrafen von Mähren stand und im genannten Jahre nach Köln kam, um die dortigen Vermögensangelegenheiten seiner Frau zu ordnen. Nicht mit ganz gleicher Sicherheit, jedoch mit großer Wahrscheinlichkeit ist zu den Kindern Meister Michael's auch jener „meyster Rotgher Micheelszoon van Colen" zu zählen, mit dem 1369 der Rath von Campen an der Yssel einen Vertrag abschloß, wodurch er zum Werkmeister zweier daselbst zu erbauenden neuen Kirchen bestellt wurde. Da bei allen diesen urkundlichen Nachrichten dem Namen des Meisters M. nicht das bei Verstorbenen übliche quondam vorgesetzt ist, so rechtfertigt sich die Annahme, daß er 1387 noch in seinem Amte gewirkt habe, um so mehr, als sein nächster Nachfolger Andreas von Everdingen keine dem widersprechenden Zeitangaben liefert. An welchen Theilen des Domwerkes M. thätig gewesen, darüber fehlt es an jedem bestimmten Nachweis. Sein Vorgänger Meister Johann hatte den Chorbau vollendet — die nächsten Aufgaben bezogen sich also auf das Kreuz- und Langschiff. Daß M. ein hervorragender Bildhauer gewesen und unter anderem für den Anfertiger der Statuen der Apostel nebst Christus und Maria im Domchore zu halten sei, ist eine neuerlich aufgestellte Behauptung, der es an jeglicher historischen Grundlage mangelt. Will man sich in dieser Beziehung auf das Gebiet der Hypothesen begeben, so dürfte wohl eher an den magister Welterus zu erinnern sein, den kölner Urkunden von 1320—1343 als „belthouwer" und „incisor ymaginum" nennen. Nur von dem um die Mitte des 15. Jahrhunderts erscheinenden Dombaumeister Conrad Kuene von der Hallen weiß man, daß er auch Bildhauerarbeiten ausgeführt hat.

Urkunden. Merlo, Domblatt Nr. 203 v. 1862. Ennen, Der Dom zu Köln, Festschrift 1881. J. J. Merlo.

Michael: Francisci (François oder Franchois) M., auch M. ab Insulis (Lille) genannt, wurde 1435 zu Templemars in der Nähe von Lille geboren, trat in seinem 19. Lebensjahre in den Dominicanerorden, und wurde von seinen Oberen nach Paris geschickt, um daselbst seiner weiteren Ausbildung zu obliegen. Nach vollendeten Studien weilte er mehrere Jahre in Holland,

woselbst der Orden eine neue Niederlassung gegründet hatte; 1469 treffen wir ihn an der Kölner Universität als Lehrer der heiligen Schrift, 1482 als Prior im Ordenshause zu Valenciennes. Hierauf bekleidete er durch drei Jahre (1483—85) das Amt eines Vicarius generalis bei der holländischen Ordensniederlassung; im Jahre 1487 erscheint er als Prior im Ordenshause seiner Vaterstadt Lille, 1493 wurde er zum Fidei quaesitor generalis der 17 Provinzen Belgiens bestellt, und zum Bischofe in partibus geweiht. Kaiser Maximilian I. erkor ihn zum Erzieher seines Sohnes, des Erzherzogs Philipp (seit 1490), welchem er auch noch später als Almosenier und Gewissensrath zur Seite blieb. Sein Tod fällt nach der Angabe bei Echard et Quétif (Scriptt. O. P.) auf den 2. Juni 1502, daher er nicht, wie es ebendaselbst heißt, auch noch an der Leitung der Erziehung der Söhne Philipps Theil gehabt haben kann, von welchen dazumal, als M. Francisci starb, erst einer, der nachmalige Kaiser Karl V. geboren war und noch im frühesten Kindesalter sich befand. — Aus den Schriften des M. Francisci, die durchwegs practischen, erbaulichen oder ascetischen Inhaltes sind (Angabe derselben bei Ech. et Quét.) heben wir hervor: „De abusibus aulicorum ad Philippum Archiducem, Belgii et Hispaniae principem“.

Werner.

Michael: Eduard v. M., Forstmann, geb. am 6. Januar 1805 zu Sachsa (Preußen), † am 19. Februar 1874 zu Sondershausen. Zweiter Sohn des Commerzienrathes M.; besuchte das Gymnasium zu Nordhausen, hierauf die Berg- und Forstschule zu Klausthal und war dann noch kurze Zeit mit Forstvermessungen auf dem Eichsfelde beschäftigt. Am 18. November 1823, also schon im 19. Lebensjahre, trat er in den fürstlich Schwarzburg-Sondershäusischen Forstdienst ein, wurde einem älteren Büreaubeamten im damaligen Forstcollegium, dem Forstrathe Freitag, beigeordnet und erhielt alsbald den Titel „Forstrath“ (!). Seine erste Leistung war die Vermessung der fürstlichen Forste in der Unterherrschaft des Fürstenthums; 1836 wurde ihm das ganze Forsteinrichtungswesen übertragen, welches er trotz der geringen Unterstützung, die ihm von Seiten des mehr jagd- als forstkundigen Personals zu Theil wurde, in vorzüglicher Weise durchführte. Zunächst wurden die Forste der Oberherrschaft in Angriff genommen, wo die Arbeiten raschen Fortgang nahmen; dann folgten die fürstlichen Waldungen in der Unterherrschaft, deren Einrichtung sich bis in das Jahr 1856 hinzog. Eine zweimalige officielle Beurtheilung der Sondershäusischen Forsteinrichtung durch auswärtige Forstbeamte hat sich im großen Ganzen sehr anerkennend hierüber ausgesprochen. Auch sonst entfaltete er ein reges und eifriges Streben zum Besten der seiner Leitung unterstellten Forste und des Forstwesens in seinem Heimathlande. Seine Laufbahn war eine rasche und ehrenvolle. Am 22. Januar 1838 wurde er zum Oberforstrath ernannt; den 8. Januar 1850 erfolgte seine Beförderung zum vortragenden Rath im Ministerium; am 26. September 1858 erhielt er den Charakter als „Oberforstmeister“, am 2. October 1862 den Rang eines Abtheilungsvorstandes im Ministerium und bei Gelegenheit seines 50jährigen Dienstjubiläums am 18. November 1873, welches er nur wenige Monate überlebte, wurde er durch das Prädikat „Oberlandforstmeister“ ausgezeichnet. Als Nebengeschäft übernahm er im Frühjahr 1855 die Direction der Landesvermessung. Ueber die von ihm hierbei befolgte Methode gibt eine 1867 erschienene Festgabe für die Mitglieder der zweiten Wanderversammlung thüringischer Forstwirthe, betitelt „Grundprincipien der mit der Landesvermessung in Verbindung stehenden Waldvermessung im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen, sowie der Construction der Karte und deren Benutzung beim Forstbetriebe“ nähere Auskunft. Auch bei der Leitung dieser Vermessung entwickelte er ein solches organisatorisches

Talent und Geschick, daß ihm sogar von auswärts mehrfache Anerkennungen zu Theil wurden, unter Anderem die Verleihung des russischen St. Stanislaus-Ordens 2. Klasse mit dem Stern (1862), mit welcher Decoration der Dienstadel verbunden ist. Schwierigen auswärtigen Missionen unterzog er sich mehrmals mit vorzüglichem Erfolg. Endlich bedarf seine Thätigkeit in Bezug auf das forstliche Vereinswesen noch ein Wort der Anerkennung; namentlich half er den thüringischen Forstverein, dessen Präsidium er viele Jahre (bis 1872) mit Umsicht und Eifer verwaltete, mit groß ziehen und gab in den Vereinsversammlungen selbst vielfältige Anregung.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1862, S. 146; 1874, S. 144, 288 und 319. — Forstliche Blätter, N. F. 1873, S. 384; 1874, S. 32 und 240. — Monatschrift für das Forst- und Jagdwesen, 1874, S. 132. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc., III, S. 272, Bemerkung 36.

R. Heß.

Michael: Heimann Joseph M., Bibliophile, geb. am 12. April 1792 in Hamburg, † daselbst am 10. Juni 1846. M., der schon als Knabe geistige Gewecktheit und eifrige Lernbegierde verrieth, war ein Schüler des Hamburger Rabbiners Lazarus Joseph, mit dessen Tochter er sich 1816 vermählte. Ohne als Gelehrter vom Fache gelten zu wollen, hat er sich doch um die Erforschung der jüdischen Litteratur wesentliche Verdienste erworben. Was nur von den zu ihr gehörenden Schriften zu haben war, sowol an Druckwerken als an Manuscripten, suchte er in seiner Bibliothek zu vereinigen, die allmählich auf sechstausend Hebraica (unter welchen 860 Handschriften) anwuchs und außerdem das ganze neuere, die jüdische Litteratur betreffende Schriftthum umfaßte. Aus diesem Bücherschatze, der ihm zunächst zur Bereicherung des eigenen von einem starken Gedächtnisse getragenen Wissens diente, theilte er gelehrten Zeitgenossen, Zunz, Delitzsch, Dukes u. A., mit denen er in Correspondenz stand, vielerlei interessante litterar-historische Daten mit, die ihnen unentbehrliches Material für ihre wissenschaftlichen Studien darboten. Er selbst hat außer einigen Ergänzungen zu Heidenheim's Verzeichniß der Verfasser synagogaler Poesien (Machasor Ed. Hannover 1839) nichts veröffentlicht. Nach seinem Tode erschien der von ihm verfaßte Katalog seiner Bibliothek nebst einem Register zum Handschriftenverzeichnisse von Steinschneider mit einem biographischen Vorworte Zunz'. Michael's Bücher befinden sich jetzt in der Bibliothek des British Museum und theilweise in der Oxforder Universitätsbibliothek.

Zunz, Zur Geschichte und Litteratur, S. 244; Ders., Vorw. zu Katal. d. Michael'schen Bibliothek; Ders., Die Monatstage des Kalenderjahres, S. 33.

Brüll.

Michael: Johann M. oder Michaelis wurde am 21. Juni 1638 zu Wittenberg, wo sein Vater, Peter M., Goldschmied war, geboren. Ein abgesetzter Prediger, Georg Bühnemann, gab ihm den ersten Unterricht im Hause seines Vaters; er wurde dann nach Berlin aufs Gymnasium geschickt, mußte aber wegen seiner Mittellosigkeit Berlin bald wieder verlassen und fand Aufnahme in Görlitz, wo er drei Jahre die Schule besuchte. Er studirte dann zu Leipzig und Wittenberg und ward sehr bald Rector zu Golßen in der Niederlausitz, hernach 1670 Pastor zu Ahlsdorf, mußte dann 1675 sein Amt niederlegen und lebte darauf zwei Jahre kümmerlich mit Weib und Kind in Jüterbock. Hernach ward er wieder Pastor in Jänickendorf, mußte aber auch diese Stelle im J. 1682 verlassen und hat sich darauf an verschiedenen Orten aufgehalten. In Lauban und in Dresden lebte er als Lehrer; im J. 1689 hielt er in Stockholm eine Wahlpredigt; dann hat er wieder in Dresden und Freiberg gelebt, später in

Hamburg und zuletzt längere Zeit in Altona, dem damaligen Zufluchtsort aller mit der officiellen Kirche Zerfallenen. Hier soll er bald nach dem Jahre 1704 gestorben sein. M. zählt sich selbst einmal zu den wunderlichen Heiligen; und ein solcher ist er ohne Frage gewesen. Seine vielen Schriften, die schon durch ihre seltsamen Titel abstoßen, wird jetzt schwerlich noch jemand lesen wollen. Ursprünglich war es ihm wol mit seinem Eifern gegen allerlei Mißstände in Kirche und Schule rechter Ernst; als er aber durch die Art seines Auftretens überall Anstoß gab und abgewiesen wurde, verfeindete er sich immer mehr mit den bestehenden Zuständen und hielt sich zu Separatisten verschiedener Art; er selbst wurde zuletzt von anderen als „grober Fanatiker und Indifferentist" bezeichnet. Arnold hat sich in der „Kirchen- und Ketzerhistorie" auch seiner angenommen. Er hat auch geistliche Lieder verfaßt, die aber keine Verbreitung fanden.

Bolten, Historische Kirchennachrichten von der Stadt Altona, 2. Bd., S. 79—86; hier wird eine große Anzahl seiner Schriften genannt und von sechs der volle Titel angegeben. — Wetzel, Hymnopoeographia, IV, S. 340 bis 353. Jöcher III, Sp. 513. l. u.

Michael: Kunrad M. von Nordhausen hat als Pastor in Schwenda bei Nordhausen im J. 1560 eine Sammlung geistlicher Lieder unter dem Titel „Hymni, Durchs ganze Jahr Deutsch", herausgegeben. Das Buch enthält Uebersetzungen alter lateinischer Hymnen und neue deutsche und lateinische Lieder; sowol von den Uebersetzungen als von den Liedern ist ein Theil von M. selbst verfaßt. Wackernagel hat in seinem großen Werke acht von ihnen abdrucken lassen, bei denen Michael's Autorschaft festzustehen scheint, und acht andere, bei denen sie fraglich ist.

Wetzel, Analecta hymnica II, S. 325 ff. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 1644. Wackernagel, Bibliographie, S. 302 f.; Das deutsche Kirchenlied IV, S. 131 ff. l. u.

Michael: Rogier M., ein geschickter Tonsetzer, war wahrscheinlich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den Niederlanden geboren. In seinem Anstellungsdecret als Tenorist der kurfürstlich sächsischen Kapelle d. d. Annabergk 1. Februar 1575 wird er Rogier Michel von Bergen genannt und ebenso unterschreibt er sich in einem von ihm ausgestellten Reverse (d. d. Dresden, 20. Februar 1575). Es ist also falsch, wenn er, wie dies bisweilen geschieht, Michael Rogier genannt wird. Die Einladungsschrift, welche der Rector der Universität zu Leipzig zu den Begräbnißfeierlichkeiten des Cantors an der Thomasschule, Tobias M., des Sohnes des Rogier M., im J. 1657 veröffentlichte, erwähnt, daß der Verstorbene aus einem Geschlechte berühmter Musiker entsprungen sei: „ut ex familia Musicorum celebrium originem traxit". Dieselbe Gelegenheitsschrift nennt als Vater des Rogier M. einen gewissen Simon Michaelis, einen ausgezeichneten Mechaniker und Musiker des römischen Kaisers Ferdinand I.: „Avum paternum Dm. Simonem Michaelis Divi Fernandi I. Romanorum Imperatoris semper Augusti Musicum et mechanicum insignem coluit". Ueber den Bildungsgang des Rogier M. ist nichts bekannt geworden. Im J. 1574 empfahl ihn der berühmte Dresdener Kapellmeister Antonius Scandellus seinem Herrn, Kurfürst August von Sachsen, als Sänger für dessen Kapelle. Die Anstellung erfolgte sehr bald, wie aus dem obenerwähnten Decret zu ersehen ist. Das neue Mitglied der Kapelle scheint sich schnell durch treue Pflichterfüllung die Gunst und Zufriedenheit seiner Herren und Vorgesetzten erworben zu haben. Kurfürst Christian I. schenkte ihm 1586 eine Hufe Landes und sieben Acker Wiesewachs. Im nächstfolgenden Jahre 1587 erhielt er wiederum von Chri-

stian I. als einen Beweis fürstlicher Huld und Gnade „zur Ankaufung einer eigenen Wohnung 100 Gulden gnädigst bewilligt, weil er sich dermaaßen verhalten, daß Sr. Churf. Gnaden August sowohl als auch wir mit ihm gnädigst zufrieden gewesen“. Am 12. December 1587 schon wurde er nach dem Tode des kurfürstlichen Kapellmeisters Georg Forster († am 16. October 1587) zu dessen Amtsnachfolger ernannt. Er diente noch den Kurfürsten Christian II. und Johann Georg I., ward aber im höheren Lebensalter so hinfällig, daß Kurfürst Johann Georg I. im J. 1619 an den Landgrafen Moritz von Hessen schreiben konnte: „Unser alter Kapellmeister Rogier Michael ist eines solch hohen Alters und ohne Leibeskräften, daß wir ihn weder vor der Tafel noch in der Kirche zu gebrauchen wissen“. Wahrscheinlich ist M. bald nach dieser Zeit gestorben, denn es ist das letzte Mal, daß er in den Acten erwähnt wird. Er war mit Sara Petermann, der Tochter des kurfürstlichen Kapellknabeninspectors Andreas Petermann verheirathet, aus welcher Ehe drei Söhne entsprangen, nämlich: Samuel M. (s. u.), Christian Rogier M., der in Leipzig als Organist lebte, und endlich Tobias M., welcher 1619 zum Kapellmeister des Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen ernannt, später (1631) als Cantor an die Thomaskirche nach Leipzig berufen ward und im J. 1657 daselbst starb. Ueber die Compositionen und Werke des Meisters berichtet Otto Kade ausführlich in den „Monatsheften für Musikgeschichte“ (Berlin 1870, S. 3 ff.). Zunächst nennt Kade die sehr selten gewordenen, ihm bekannten Werke des Meisters. Es sind dies: 1) „Introitvs Dominicorum diervm ac praecipvorum festorum, in Electoratus Saxonici ecclesijs vsitatissimorum, juxta seriem totius anni, ad Modum Sacrarum Cantionum, quas vulgo Motetas vocant, quinque vocibus Musicis numeris inclusi a Rogerio Michaele, eiusdem chori Musici Praefecto“ (Lipsiae 1603). Die in lateinischer Sprache abgefaßte Dedication an den Kurfürsten Christian II. von Sachsen und seine Brüder Johann Georg und August von Rogier M. unterzeichnet „Dresdae 1603“, erwähnt, daß die Melodien dem seit langer Zeit festgestellten Kultus der Kirche zu Dresden entnommen seien. Das Werk liegt nur in zwei Stimmbüchern (Quinta vox und Bassus) vor, welche die Stadtbibliothek in Leipzig besitzt. 2) Ein 6stimmiger Tonsatz auf die „Hochzeitsfeierlichkeiten des Ehrenvesten, Achtbaren und Hochgelahrten Herrn Johann George Goedelmann, beider Rechten Doctor und Comitis palatini, Churf. Sächs. Hofrathe und seiner herzgeliebten Braut, der Ehrentugendsamen Frauen Katharina, des weilandt Georg Unwirdt Churf. gewesenen Kammermeister hinterlassenen Wittwe“ vom Jahre 1602, der sich in gedruckten Originalstimmen in der Zwickauer Gymnasialbibliothek befindet. 3) Eine Motette zu 6 Stimmen über die Bibelstelle Psalm 122: „Ich freue mich deß, daß mir geredt ist“ ꝛc., ohne Jahresangabe, befindet sich in geschriebenen Stimmen in der Stadtbibliothek zu Zwickau. 4) „Te Deum laudamus: Sex vocibus compositum a Rogiere Michaele Chori Symphoniaci Electoralis Saxonicae aulae praefecto“. Anno MDXCV. — Das Werk (Manuscript) befindet sich in der Gymnasialbibliothek zu Freiberg. 5) „Die Gebrauchlichsten vnd vornembsten Gesenge Dr. Mart. Luth. vnd anderer frommen Christen (Porträt Luthers) itzo auffs newe mit fleiß componieret vnd der Choral durchaus in Discant geführet, durch Rogier Michael.“ Dreßden bei Gimel Bergen, Anno MDXCIII. — Es ist dies eine kleine Sammlung vierstimmiger Bearbeitungen zu protestantischen Singweisen, welche als zweiter Theil zu dem überaus reichhaltigen Dresdener Gesangbuche von 1593 erschien. Nach Kade entwickelt M. in Bezug auf die Harmonieführung eine ungemeine Kraft, Energie und Mächtigkeit. Deswegen gelingen ihm auch die in dieses Genre einschlagenden Tonsätze am besten, wie ihm überhaupt ein starker, fester, kräftiger

Charakter eigen gewesen sein muß, der sich in seinen Arbeiten so unverkennbar ausspricht. Wenn ihm nun auch das Klagende, Tiefsternste im Ganzen weniger gelingen will, so finden sich doch auch unter diesem sehr werthvolle Nummern, die in Stimmen- und Harmonieführung allen höheren Ansprüchen zu genügen vermögen. Jedenfalls nahm M. unter seinen Zeitgenossen einen sehr ehrenwerthen Platz ein, wenn ihm auch nicht vergönnt war den höchsten Gipfel der Kunst zu erklimmen und alle die Anforderungen zu erfüllen, welche der Tonsatz und vor Allem der Vocalsatz dieser klassischen Periode an den Künstler stellte.

Fürstenau.

Michael: Samuel M., ein Musiker des 17. Jahrhunderts und ein Sohn des kursächsischen Kapellmeisters Rogier M. (s. o.), der einst aus den Niederlanden nach Deutschland wanderte. Die älteste urkundliche Nachricht über M. in den sächsischen Acten ist die Ertheilung eines Stipendiums von jährlich 50 Gulden zum Studium auf vier Jahre und stammt aus dem Jahre 1617, so daß wir seine Geburt wol um 1600 in Dresden ansetzen können. Zehn Jahre später finden wir ihn bereits als Organisten an der St. Nikolaikirche in Leipzig angestellt. Von seinen Compositionen ist uns nur Weniges aufbewahrt, doch ist es immerhin genügend seine Schreibweise zu kennzeichnen. Sein Hauptwerk sind die „Psalmodia regia, das ist: Außerlesene Sprüche aus den ersten 25 Psalmen". Sie erschienen 1632 in Leipzig bei Joh. Francken sel. Erben und Samuel Scheiben. Die italienische Opernschreibweise beherrscht die deutschen Musiker damaliger Zeit in einer Weise, daß man ihren ehemaligen Ernst in der Kunst gar nicht mehr wiederfindet. Aus den ernsten und erhabenen Klängen des 16. Jahrhunderts ist eine leicht bewegliche Musik entstanden, die zwar des Contrapunkts nicht ganz entbehrt, doch sich weit mehr dem weltlichen als geistlichen Satze nähert. Der Bassus continuus ist reichlich beziffert und dem Ausführenden bleibt ein gut Theil übrig die fehlenden Mittelstimmen zu ergänzen. Außerdem liegen mir noch zwei Gelegenheitsgesänge vor, die über weltliche Gedichte componirt sind und einen recht gefälligen Charakter haben. Das Lied „Frisch auf, mein Suldaron" für zwei Discantstimmen und bezifferten Baß (von 1630) hat sogar einen lustigen volksthümlichen Anstrich. Die beiden Discantstimmen gehen oft in gleicher Bewegung, d. h. in Terzen und Sexten. Auch die Canzonetta von 1627 (die Drucke findet man alle auf der königlichen Bibliothek in Berlin) hat eine leichte gefällige Art und die Motive zeigen bereits einen melodischen Schwung, wenn sie auch an und für sich nicht bedeutend sind, denn man befand sich damals noch in den Kinderschuhen, was Melodiebildung betraf. Einige seiner Kirchenmelodien sind auch in das 1646 zum ersten Male gedruckte sogenannte Gothaische Cantional aufgenommen. Von da ab verschwindet sein Name.

Rob. Eitner.

Michaelis: Christian Benedict M., Schwestersohn von Johann Heinrich M. (s. S. 681), ward am 26. Januar 1680 zu Elrich in der Grafschaft Hohnstein geboren, studirte zu Halle Theologie und Orientalia, ward 1713 außerordentlicher, 1714 ordentlicher Professor der Philosophie zu Halle, 1731 Doctor und Professor der Theologie, 1738 Professor der orientalischen Sprachen und des Griechischen und starb am 22. Februar 1764. (Winer, Handbuch der theologischen Litteratur II, 668; Meyer, Geschichte der Schrifterkl. IV, 15. 16.)

Von seinen Arbeiten zum Alten Testament verdient besondere Hervorhebung der ehrenvolle Antheil, welchen er an der von seinem Oheim herausgegebenen „Biblia hebraica", sowie an dessen „Uberiores annotationes in hagiographos V. T. libros" gehabt hat. Er hat in dem erstgenannten Werke den Jeremia nebst Klageliedern, den Daniel, Amos, Obadja, Micha und Sacharja (vgl. bibl. hebr.

praefat. c. 5 § 12), im letzteren die Proverbien, Klagelieder und den Daniel, außerdem Psalm 42—45 bearbeitet (1720) und hierbei auf dem Standpunkte der damaligen orientalischen Philologie und Exegese des Alten Testaments Tüchtiges geleistet, wie denn auch seine Schrifterklärung eine wissenschaftlichere Haltung hat als die seines Oheims (vgl. Diestel, Geschichte des Alten Testaments, S. 418). Auf die Textkritik des Alten Testaments bezogen sich noch die Abhandlung „De punctorum ebraicorum antiquitate“ 1739 und die in Pott's Sylloge commentatt. theol. I, II erschienene „Dissertatio qua ritualia sacra ex Corano illustrantur“, welche letztere in ihren Vergleichungen wol zu wenig kritisch verfuhr (vgl. zu der Frage selbst Noeldeke, Geschichte des Qorâns, S. 353, Anm. 6). — Um die Grammatik des Hebräischen hat er sich für die damalige Zeit durch eine Anzahl von Dissertationen (s. die Titel bei Hetzel, Geschichte der hebräischen Sprache 1776, S. 303; Fürst, Bibliotheca Judaica 1863 II, 374) verdient gemacht; mehr noch um die Wortforschung durch Zurückweisung der abenteuerlichen Versuche Hermanns von der Hardt (1726), das Hebräische nebst den anderen semitischen Dialecten aus dem Griechischen als der Ursprache herleiten zu wollen (s. die Titel der hierüber gewechselten Schriften bei Hetzel a. a. O. S. 301, 302; bei Fürst a. a. O., vgl. Hartmann, Linguistische Einleitung in das Studium der Bücher des Alten Testaments 1818, S. 5). Und ebenso erwarb er sich ein Verdienst durch seine Schrift „De seminibus biliteris et significatu vocum Hieroglyphico“ 1709, in welcher er die wunderliche Theorie von Caspar Neumann zurückwies, der die Bedeutung der hebräischen Worte aus einem angeblichen hieroglyphischen Sinne ihrer einzelnen Buchstaben entwickeln wollte (vgl. Gesenius, Geschichte der hebräischen Sprache, S. 125, 126). — Besonders regte er die syrischen Studien an durch seine Schrift „Syriasmus id est grammatica linguae Syriacae“ 1741, welche noch 1829 zu Rom eine neue Auflage erlebte (s. Nestle, Brevis linguae Syriacae grammatica, Abschnitt litteratura p. 10 no. 135), für das Hebräische machte er diese Studien nutzbar durch seine „Lumina syriaca pro illustrando Hebraismo sacro“, 1756 (s. Gesenius a. a. O. S. 131). — Für die Kritik des Neuen Testaments war seine „Tractatio critica de variis lectionibus N. T.“, 1749 (s. den vollständigen Titel bei Rosenmüller, Handbuch für die Litteratur der biblischen Kritik, Bd. II, S. 184) wichtig, namentlich durch das, was er über die Varianten aus den orientalischen Uebersetzungen und deren richtige kritische Benutzung beibrachte. Ueber die Verhandlungen mit Bengel, welche diese Abhandlung nach sich zog (1750) und die betreffenden Schriften s. Rosenmüller a. a. O. Bd. I S. 335, Meyer a. a. O. Bd. III S. 232, Bd. IV S. 176, 197, 272 f. Auf den Nutzen, welchen insbesondere die Kritik des Matthäusevangeliums aus der äthiopischen Uebersetzung desselben ziehen könne, wies er 1749 in seiner Vorrede zu A. Bode's Evangelium secundum Matthaeum ex versione aethiopici interpretis hin (vgl. Meyer a. a. O. Bd. IV S. 243). Ueber die große Zahl anderer sprachlicher, exegetischer und archäologischer Abhandlungen vgl. Fürst a. a. O., theilweise auch Winer, Realwörterbuch II, 13; Hartmann a. a. O. S. 161.

C. Siegfried.

Michaelis: Christian Friedrich M., geb. in Leipzig am 3. September 1770, † am 1. August 1834 ebendort, Sohn eines Arztes, machte seine Vorbereitungsstudien an der Thomas- und der Nicolai-Schule und bezog 1787 die Universität seiner Vaterstadt, wo er hauptsächlich philologische und juristische Vorlesungen besuchte, aber auch bei Platner und Heydenreich Philosophie hörte. Nachdem er 1790 die Magisterwürde erlangt hatte, ging er 1792 nach Jena, wo er die Vorlesungen Reinhold's, Schiller's und des Kantianers K. Chr. E. Schmid besuchte, und ebendahin kehrte er von Leipzig, wo er sich 1793 mit

einer Abhandlung „De voluntatis humanae libertate“ habilitirte, wieder zurück, als (Ostern 1794) Fichte daselbst den Lehrstuhl Reinhold's bestieg. An der Universität Leipzig las er über Metaphysik und Aesthetik, vermochte aber nicht eine Professur zu erlangen, da theils die Anhänglichkeit an Fichte zu der Zeit, als gegen diesen (1799) die bekannten Maßregeln ergriffen wurden, auch den Schüler verdächtig machen konnte, theils wol auch weil die schriftstellerischen Leistungen Michaelis' als allzu unselbständig erscheinen mochten. Er zog sich allmählich vom Lehramte zurück und nachdem er 1801 auf einige Zeit eine Hauslehrerstelle in Plessow bei Potsdam übernommen hatte, lebte er in Leipzig seinen litterarischen und musikalischen Neigungen (er spielte vortrefflich Clavier und Violine); an der Universität aber war er schließlich verschollen. Sein Talent war überwiegend ein receptives und in solcher Weise war er Kantianer und zugleich Fichtianer, d. h. er gab zu beiden Commentare oder Auszüge und ebenso verfuhr er auch mit Pestalozzi; in seinen späteren Jahren ist er eben als ein wohlgebildeter Litterat zu bezeichnen. Seine Schriften sind: „Entwurf der Aesthetik“ (1796); „Philosophische Rechtslehre zur Erläuterung über Fichte's Grundlage des Naturrechts mit Rücksicht auf Kant's metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre“ (1797—99, 3 Bde.; eine zweite Auflage unter dem Titel „Allgemeines Naturrecht“, 1802, 2 Bde.); „Systematischer Auszug aus Fichte's Wissenschaftslehre“ (1798); „Auszug aus Kant's teleologischem Urtheilsvermögen“ (1798); „Einleitung in die höhere Philosophie oder Propädeutik der Wissenschaftslehre“ (1799); „Moralische Vorlesungen“ (1800); „Freimüthige Aufforderung zur Veredlung des Schul- und Erziehungswesens“ (1800); „Pestalozzi's Elementarlehre“ (1804); „Versuch eines Lehrbuches der Menschenliebe“ (1805); „Geist aus Schiller's Werken“ (1805); „Die Kunst der rednerischen und theatralischen Declamation“ (1818); „Katechismus der Höflichkeit“ (1819); „Katechismus der Zeichnung und Malerei“ (1820); „Delectus sententiarum“ (1819); „Theoretisch-praktische deutsche Grammatik“ (1825 f., 2 Bde.). Zahlreiche Beiträge lieferte er in Schmid's psychologisches Magazin, in die Jenaer Litteraturzeitung, die Leipziger Modezeitung, Wendt's Kunstblatt und die Wiener allgemeine musikalische Zeitung.

Neuer Nekrolog d. Deutschen, Jahrg. 1834, S. 557 ff. Prantl.

Michaelis: Daniel M., † am 22. December 1652, war am 8. November a. St. 1621 zu Güstrow geboren, als Sohn des dortigen Superintendenten gleichen Namens, studirte in Rostock und Königsberg, wo er zum Magister promovirte, besuchte dann wieder Rostock, Greifswald und Kopenhagen. In ersterer Stadt gerieth er in Streit wegen der Rückführung der Juden nach Palästina und mußte vor der Facultät und dem geistlichen Stadtministerium revociren und anerkennen, daß die Kirchenlehre eine Rückkehr der Juden zur Kirche annehme, d. h. eine Rückkehr zum Glauben, nicht nach einem Orte (reditum — qui non est loci, sed doctrinae), also nicht nach Kanaan. Auch betreffs des 21. und 22. Kapitels der Offenbarung mußte er ein Bekenntniß ablegen. Nach dem Ende des 30jährigen Krieges wurde er dennoch zu der seit 1638 nach Berufung des jüngeren Thomas Lindemann nach Kopenhagen vacant gebliebenen ordentlichen theologischen Professur nach Rostock berufen und wurde 1650 Dr. theol. Der Daniel M., welchen Herzog Adolf Friedrich 1640 in der Schloßkapelle zu Güstrow gegen die Calvinisten der reformirten Herzogin Wittwe dieser zum Trotze predigen ließ, war der Superintendent. Gleichzeitig war in Rostock der Theologe Christian M. oder Michael, welcher ebenfalls 1652 am 30. Juli a. St. starb. Er war am 16. December 1588 zu Schwedt geboren, wurde 1617 Prediger am St. Georgshospitale vor Rostock, 1619 promovirte er zum Magister

und wurde Diaconus zu St. Petri, 1623 Archidiaconus und 1630 Pastor zu St. Jacobi, übernahm nach des älteren Johann Quistorp Tode 1646 das Directorium des geistlichen Ministerii und wurde 1650 Stadtsuperintendent. An der Universität war er nicht betheiligt, aber galt für einen Lutheraner strengster Schule.

Nachweisungen bei Krey, Andenken an die Rostock'schen Gelehrten. Vgl. O. Krabbe, Aus dem kirchl. und wissenschaftl. Leben Rostocks: Zur Gesch. Wallensteins ꝛc., S. 74 f. Krause.

Michaelis: Gustav Adolph M., Enkel des Göttinger Orientalisten Joh. David (s. u.) und Sohn des Arztes Gottfried Philipp M., wurde geboren am 9. Juli 1798 in Harburg. Nach dem frühen Tode seines Vaters kam er in das Haus seines Onkels C. R. W. Wiedemann, welcher Professor der Medicin und Director der Hebammenschule in Kiel war und ihn frühzeitig zu naturwissenschaftlichen Studien anregte. Er studirte nach Absolvirung des Gymnasiums in Kiel und Göttingen Medicin, zugleich aber mit großem Eifer Mathematik, und außerdem Archäologie, promovirte am 20. Juli 1820 und ging 1821 nach Paris, wo er in den dortigen Hospitälern seine Studien fortsetzte. Er widmete sich damals zusammen mit den Gebrüdern Justus und Theodor Olshausen und dem Maler Aubel, welcher ein Portrait von dem in der Nachbarschaft als le bel Allemand bezeichneten M. verfertigte, litterarischen und künstlerischen Interessen. Ueber Südfrankreich, die Schweiz, München und das südwestliche Deutschland zurückgekehrt, ließ er sich 1823 als praktischer Arzt in Kiel nieder, habilitirte sich im October desselben Jahres als Privatdocent und trat dann als Wiedemann's Assistent an der Entbindungsanstalt ein. Seine Habilitationsschrift „de induratione telae cellulosae recens natorum“, in der er Beobachtungen aus seiner Pariser Studienzeit verwerthete, erschien erst 1825 in Kiel. 1828 verheirathete sich M. mit der Schwester Otto Jahn's (s. Bd. XIII S. 668). Trotz seiner umfangreichen Praxis und der akademischen Thätigkeit fand M. seit 1827 noch Zeit zu anderen Naturbeobachtungen und beschäftigte sich namentlich zuerst mit den Ursachen des Meerleuchtens. Von seiner 1830 in Hamburg erschienenen Schrift „Ueber das Leuchten der Ostsee“ sagte Ehrenberg, daß sie durch den in ihr zuerst geführten Beweis vom Leuchten der Infusorien die wichtigsten Beobachtungen der neueren Zeit enthalte. Ehrenberg ehrte ihn auch durch die Bezeichnung eines von M. entdeckten Thierchens als Perinidium Michaelis. Im Jahre 1833 erschienen die „Abhandlungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe“ (Kiel); anderweite Aufsätze finden sich theils in dem Magazin der ausländischen Heilkunde von Gerson und Julius Bd. 19 (1830), in Pfaffs Mittheilungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Pharmacie Bd. 1—3, 6, 8 (1832—1839) und in der Neuen Zeitschrift für Geburtskunde von Busch, Siebold und Ritgen, in welcher er unter anderm in Bd. III, IV, V, VI u. ff. verschiedene Aufsätze über: Die Reposition der Nabelschnur, über Partus serotinus epidemicus, Operation eines Fungus medullaris uteri bei der Entbindung, über eine Fußgeburt, bei welcher der Kopf mit dem Hinterhaupte voran geboren wurde, über Anwendung des Eises in der Febris puerperalis, einen Fall von Verletzung der Schädelknochen und Zerreißung des Sinus longitudinalis bei natürlicher Geburt und den vierten bei derselben Frau von ihm mit glücklichem Erfolg für Mutter und Kind vollendeten Kaiserschnitt publicirte — Mittheilungen der werthvollsten Art, welche ihn nicht nur als scharfen Beobachter, sondern auch als ausgezeichneten und glücklichen Operateur erkennen ließen. 1836 wurde M. zum Physikus der Stadt Kiel und der umliegenden Aemter ernannt. Er vertrat den schwer erkrankten Wiedemann in der Entbindungsanstalt völlig

und wurde am 12. Februar 1839 außerordentlicher Professor der Geburtshülfe und nach Wiedemanns Tode, am 24. August 1841 mit der Direction der Entbindungsanstalt und Hebammenschule betraut. Mit Antritt dieser Stellung legte er sein Amt als Physikus nieder. 1842 gab er sein Lehrbuch „Unterricht für Hebammen“ heraus. Eine „Rede, gehalten bei der Stiftungsfeier der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde“, Kiel 1845 zeigt, daß er sich nicht blos auf sein Amt beschränkte, sondern auch hervorragenden Antheil an communalen Einrichtungen nahm, einen offenen Blick für sociale Schäden besaß und mit großem Freimuth seine Ansichten aussprach. Er hob hervor, daß es nicht genüge bereits Verarmte zu unterstützen, sondern er mahnt an die sittlichen Momente der Armenpflege, an die Nothwendigkeit, den Sinn der unteren Classen zu heben, sie zur Selbsthülfe zu befähigen und in ihnen die Hoffnung auf Besserung zu beleben, „die goldene Hoffnung, ohne die alles Menschenleben ein Jammer ist“. Vom 18.–24. September 1846 führte M. als erster Präsident die Verhandlungen der Naturforscherversammlung in Kiel und es gelang ihm mit großem Tact in dieser Zeit der heftigsten politischen Erregung, wo der von allen Schleswig-Holsteinern bitter gehaßte dänische König, der die Naturforscher und Aerzte übrigens mit großer Liberalität aufgenommen hatte, dicht bei Kiel weilte, dem Eindringen politischer Leidenschaft in die wissenschaftlichen Verhandlungen zu wehren und doch dabei die deutschen Gäste die Ueberzeugung gewinnen zu lassen, daß sie, wie M. es in seinen Schlußworten aussprach „bei treu gesinnten, fest entschlossenen und bedacht handelnden Männern“ gewesen seien. Auf einer wahrscheinlich 1847 unternommenen Reise nach England suchte er sich mit den dortigen Hospitaleinrichtungen bekannt zu machen, um dieselben bei einem für Kiel geplanten Neubau der Entbindungsanstalt zu verwerthen, doch sollte er denselben leider nicht mehr erleben. Schon in seiner Studienzeit hatte sich bei M. nach dem Zeugnisse eines seiner nächsten Universitätsfreunde, A. v. Arnswaldt's, neben ruhigem Ernst und heiterer Lebensfrische doch als Theilnahme an dem allgemeinen Schmerz und Elend des Lebens vielfache Unzufriedenheit mit sich selbst gezeigt. Hierzu kamen nun von 1846 an zu den Aufregungen über die damaligen politischen Vorgänge schwere amtliche Sorgen wegen eines 2 Jahre nacheinander in der Entbindungsanstalt herrschenden Kindbettfiebers, das dann sogar in seiner Privatpraxis auftrat und eine ihm besonders nahe stehende Cousine hinraffte. Als er nun aber, durch seinen späteren Schwiegersohn Dr. Herrmann Schwartz die Entdeckung von Semmelweiß über die Natur des Kindbettfiebers erfuhr, fühlte er, der treffliche Arzt und glückliche Operateur, sich aufs Aeußerste durch den Gedanken beschwert, daß durch Nichtanwendung der früher unbekannten erst von Semmelweiß angegebenen Chlorwasserwaschungen, die Krankheit in der Anstalt so verheerend aufgetreten und von dort durch ihn auch in die Privatpraxis übertragen sein möge. Er verfiel seitdem immer mehr in Aufregung und Trübsinn und als auch ein Landaufenthalt und der Besuch von Norderney ihm keine Besserung gebracht, löste er am 8. August 1848 auf der Rückreise von Norderney in Lehrte selbst die Fessel, die ihn ans Leben band. In Celle ward er beigesetzt. Die Genugthuung seiner Ernennung zum Ordinarius, welcher nur noch die Unterschrift der Regierung fehlte, ward ihm leider nicht mehr zu Theil. Ueber M. als Docenten schreibt Geh. Rath Schwartz-Göttingen, sein Schwiegersohn: Seine Lehrthätigkeit betrieb Michaelis mit großem Eifer und strengster Gewissenhaftigkeit. Leider kam dieselbe ganz vorzugsweise den Hebammenschülerinnen und nur in beschränktem Maße den Studenten zu Gute, da er als Extraordinarius an den medicinischen Facultätsprüfungen nicht Theil nahm. Seine Vorträge waren besonders für Geübtere, setzten viel voraus

und waren vorwiegend kritisch gehalten. In die Anstalt nahm er auf ein Halbjahr je 2 ältere Candidaten auf, die er an allen Vorkommnissen betheiligte und in der diagnostischen und operativen Technik, in welcher er selbst eine staunenswerthe Meisterschaft besaß, unterrichtete. Ueber Alles, was zur Beobachtung kam, mußten die Candidaten schriftlichen Bericht liefern. Diese Protocolle wurden bei der Morgenvisite von M. durchgesehen, corrigirt und kritisch besprochen. Wer es mit seinem eignen Selbst und der Sache ernst nahm, wurde durch die ungemein anregende und instructive Art von M. wesentlich gefördert und schied sicher nicht von ihm ohne der sittlichen Hoheit, den idealen Bestrebungen und den hochgesteckten Zielen, sowie der großen geistigen Bedeutung und Leistungsfähigkeit des Mannes das höchste Maß von Achtung und Anerkennung zu zollen.“ Das Mißgeschick, welches den hochbegabten, edlen Mann im Leben verfolgte, sollte nach seinem Tode auch noch auf sein Hauptwerk übergehen. Unvollendet ließ er als eine Frucht langjähriger Studien und Beobachtungen sein Buch „über das enge Becken“ zurück, an dem er noch im letzten Sommer vergeblich sich bemüht hatte, seinen umdüsterten Sinn zur Arbeit zu zwingen. Sein Nachfolger Litzmann gab dasselbe 1851 heraus; bei der Ungunst jener Zeiten fand es jedoch anfangs so wenig Beifall, daß nur ein geringer Theil der Auflage verkauft, der Rest nach kurzer Zeit als unverkäuflich eingestampft ward. Erst die allmälig durchdringende Anerkennung des Buches und die dadurch veranlaßte Nachfrage führten im Jahre 1865 zu einem neuen Abdruck. Wenn Litzmann in seiner Vorrede zu der ersten Ausgabe 1851 sagte, er habe sich bei der Durchsicht der Schrift überzeugt, daß in der geburtshülflichen Litteratur seit langer Zeit kein Werk erschienen sei, welches das Werk Michaelis’ über das enge Becken an wissenschaftlicher und zugleich praktischer Bedeutsamkeit überträfe und jeder Kundige werde beim Lesen bestätigt finden, daß es die Frucht einer langjährigen, gewissenhaften und sichern Beobachtung sei — so ist die Wahrheit dieser Worte jetzt längst anerkannt und es wird keinen deutschen Gynäkologen geben, der nicht dem Studium dieses Werkes die mannigfachste Anregung und Förderung verdankte und aus ihm zu demselben Urtheil über seinen Verfasser gekommen wäre, welches wir von Geh. Rath Schwartz (Göttingen) vorhin citirten.

Größtentheils nach schriftlichen Mittheilungen des Sohnes, Herrn Professor Ad. Michaelis in Straßburg; vgl. ferner: Lübker u. Schroeder, Schleswig-Holstein-Lauenb. Schriftsteller Bd. I S. 370. 1829 u. Alberti, Lexikon Bd. II S. 55, Kiel 1868. F. Winckel.

Michaelis: Johann Heinrich M. ward geboren zu Klettenberg in der Grafschaft Hohnstein am 26. Juli 1668. Anfänglich für den kaufmännischen Stand bestimmt, studierte er dann Philosophie, Theologie und besonders morgenländische Sprachen, suchte 1698 in Frankfurt a. M. Hiob Ludolf auf, um bei ihm äthiopisch zu lernen. Nach Meyer, Gesch. der Schrifterkl. IV, 17 soll er es sogar zur Fertigkeit im Aethiopischsprechen [mit wem?] gebracht haben. 1699 ward er außerordentlicher Professor der morgenländischen Sprachen zu Halle, 1709 ordentlicher Professor der Theologie, 1732 Senior und Inspector des theologischen Seminars. Für das von Aug. Herm. Francke errichtete collegium orientale theologicum entwarf er den Plan (vgl. d. Ztschr. Francken’s Stiftungen II S. 209 ff.). Er starb am 10. März 1738. [Winer, Hdb. d. th. Litt. II, 668. Herzog, Realencykl. 2. A. Bd. 9 S. 745 f., wo aber einige Fehler.] Die werthvollste Arbeit von M., trotz der schon damals an derselben entdeckten Mängel, war die Biblia hebraica ex aliquot manuscriptis etc. 1720 (der vollständige Titel ist in der Octavausgabe 23 Zeilen lang, vgl. auch Rosenmüller,

Hdb. f. d. Litt. d. bibl. Krit. Bd. 1 S. 233). Zu Grunde war die 1. Jablonskische Bibelausgabe von 1699 gelegt (vgl. über diese Eichhorn, Einl. Bd. 2 S. 693 f., wo aber unrichtig behauptet wird, M. habe die 2. Ausg. v. 1712 vorgelegen (s. dagegen Bibl. hebr. praefat. c. 1 § 4, Rosenmüller a. a. O. Bd. 1 S. 227—230). Dazu kam ein kritischer Apparat, beruhend auf der Vergleichung von 19 gedruckten Ausgaben und 5 Erfurtischen Handschriften, im Ganzen also 24 Zeugen, welche der Verfasser bibl. hebr. praef. c. I § 3 namhaft macht (vgl. auch Eichhorn a. a. O. Bd. 2 S. 694. Hetzel, Gesch. d. hebr. Spr. S. 295 macht daraus 24 Erfurtische Handschriften, Bleek-Kamphausen, Einl. in das A. T. S. 833 24 gedruckte Ausgaben). — Die Ausgabe erschien in verschiedenen Formen (Folio, Quart, Octav) in 3 Bänden, an den Seitenrändern stehen die exegetischen Anmerkungen, links auch die Qeri's; unter dem Text stehen kritische Bemerkungen, die nicht blos auf die Consonanten, sondern auch auf die Vocale und Accente gehen, an deren Vergleichung damals noch Niemand gedacht hatte, obwohl deren genauere Fixirung nach neueren Erfahrungen das Einzige ist, was im Grunde bei Handschriftenvergleichungen herauskommt. Ein Uebelstand war nur, daß die Erfurtischen Handschriften überaus flüchtig verglichen waren und dadurch mancherlei übersehen war, was J. D. Michaelis, oriental. Biblioth. I S. 207—222 und Diederichs [nicht Dieterich wie bei Eichhorn u. a.] a. a. O. III S. 208—215 VI S. 238—247 auch im specimen variarum lectionum codd. Erfurtt. in psalmis 1775 nachwiesen [vgl. auch Meyer a. a. O. Bd. 4 S. 148—151]. Trotzdem aber ist das Variantenverzeichniß noch jetzt von Werth. Die Exegese stand unter dem Einflusse der Spener-Francke'schen Richtung (vgl. bibl. h. praefat. c. 5 § 9). Die Kürze der Anmerkungen war durch das Bestreben hervorgerufen, die continua lectio des ganzen A. T.'s zu ermöglichen und den Blick von den Ansichten der Ausleger auf den Gehalt der Bibel selbst zu lenken. Darum läuft am Rande nur kurze Angabe des Inhalts, wichtiger Ausdrucksweisen der Uebersetzungen, knapper aber fruchtbarer exegetischer Winke; reichlich und sehr dankenswerth sind die Parallelstellen angegeben; doch paßt diese Characteristik genau nur auf den Anfang des Werkes, im weiteren Verlauf stellt sich doch die exegetische Tradition wieder ein, namentlich rabbinische Exegeten werden reichlich berücksichtigt. Dadurch gerathen die Anmerkungen ins Schwellen, bei Deut. 32 bereits tragen ihre Fluten den obenaufschwimmenden Text fast bis an den Kopf der Seite empor und bei den Hagiographen tritt die Nöthigung ein, nur einen Theil derselben an den Rand zu setzen und das Weitere einer besonderen Sammlung vorzubehalten. Ueber die Art der Exegese, namentlich über das oft seltsame Nebeneinander tüchtiger grammatischer und sachlicher Textbehandlung und dogmatisirender Gesichtspunkte vgl. die gutgewählten Beispiele bei Diestel, Geschichte des Alten Testaments S. 417. Ueber den Antheil, welchen Michaelis' Neffe Christian Benedict an dieser Arbeit hatte s. o. S. 676. Der angeschwollene Stoff zu den Hagiographen ward besonders herausgegeben in dem Werke: „Uberiores annotationes philologico-exegeticae in hagiographos V. T. libros", 1720. Bis Psalm 18 ist der Stoff aus der bibl. h. wiederholt, von Psalm 19 an beginnt die ausführlichere Erklärung. Die Deutung der Psalmen ist bis in die speciellsten Einzelheiten christologisch, auch Hiob wird als Vorbild des Leidens Christi, das Hohelied als Urbild der Verbindung Christi mit der Kirche gedeutet, die historische Kritik ist ganz apologetisch, siehe die Beispiele bei Diestel a. a. O. S. 417, 418. Ueber den Antheil von Christian Benedict s. d. Art. Außer diesem arbeitete auch Johann Jacob Rambach mit, welcher Ruth, Koheleth, Esther, Nehemia, das 2. Buch der Chronik, wie es nach T. I praefat. scheint, mehr redigirte als eigentlich be-

arbeitete. Ganz allein hat also M. nur Psalmen, Hiob, Esra, das Hohelied (was Diestel S. 417 ausläßt) und das 1. Buch der Chronik geliefert. — Seine „hebraica grammatica facilior“, 1702 erlebte wegen ihrer praktischen Einrichtung 1723 die 5. Auflage. In der Accentlehre ward er durch seine „manuductio ad notitiam de accentibus hebr. metricis“ 1696 und seine „institutio de accentibus prosaicis et metricis“ 1700, welche letztere 1706, 20, 30, 37, 55 wieder aufgelegt wurde, eine Art Autorität, obwohl er nur die allgemeinen Grundzüge des Accentuationssystems darstellt. — Von weniger Belang sind seine Abhandlungen über Ezechias als Reformator der israelitischen Kirche 1718 und über den targumischen Gebrauch des Memra 1720 (s. die vollständigen Titel bei Fürst, biblioth. jud. II, 377). — Außerdem rührt von ihm die lateinische Uebersetzung in Hiob Ludolf's (s. d. Art.) äthiopischem Psalter (1701) her (vgl. Eichhorn a. a. O. Bd. 2 S. 354). C. Siegfried.

Michaelis: Johann Benjamin M., Dichter, geb. am 31. December 1746 in Zittau, Sohn eines wackeren Geschäftsmannes, der durch den Brand 1757 verarmte, übte sich als Gymnasiast nach den Erfolgen Klotzens, seines spätern Feindes, in lateinischer Poesie und ging bald zu deutschen Satiren über, wurde zum Studium der Medicin beredet, im December 1763 als Bittsteller zu Dresden der Kurfürstin präsentirt und von Frau v. Runkel an Gottsched empfohlen, der dem armen Jungen (immatriculirt am 6. Juli 1764) Wohnung und Tisch im Paulinum verschaffte. Früh zur Hypochondrie neigend, hauste M. einsam in Leipzig, dann wurde er mit C. H. Schmid und Dyk befreundet, von Gellert und Weiße, Garve und Engel gefördert und ging zur gleichen Zeit wie Goethe bei Oeser, den auch er als Lehrer feiert, ein und aus. Die Noth trieb ihn zu den ersten dichterischen Publicationen. Von Ostern bis zum Herbst 1768 weilte er schwer krank bei den Seinen in Oberoderwitz nächst Zittau, schloß dann in Leipzig die Gleim gewidmete Sammlung „Einzelne Gedichte“ (1769) ab, gab, da ihn Kränklichkeit und sein schlaffes Wesen nie mit irgend einer Wissenschaft vertraut werden ließen, ein ansehnliches Stipendium und alles Studiren auf und half sich durch Hofmeisterei und Lohndichtung weiter; folgte, von Lessing empfohlen, Ostern 1770 einem Ruf nach Hamburg als Redacteur des „Correspondenten“ an Stelle Wittenbergs, genoß unterwegs die Gastfreundschaft Gleims, traf Lessing in Braunschweig, erwies sich dem Hamburger Posten zumal im politischen Theil gar nicht gewachsen; ging im Herbst als Theaterdichter — ein ganz neues Amt — neben dem Kapellmeister Schweizer zur Seyler'schen Truppe, führte in Lübeck, Hannover, Hildesheim, Osnabrück ein geplagtes Leben, während dessen außer Theaterreden, Einlagen und Uebersetzungen auch neue Operetten ausgearbeitet wurden; und ließ sich seit dem Juni 1771 in Halberstadt von Gleim, der seine ganze Herzensgüte offenbarte und auch brav Reclame für M. machte, erhalten. M. befreundete sich mit J. G. Jacobi und all den kleinen Dichtern in und um Halberstadt. Ende Januar 1772 begann er monatlich auf Subscription poetische Briefe herauszugeben, redigirte zwischen dem fünften und sechsten drei „Operetten“, setzte seine Thätigkeit für den Leipziger Musenalmanach fort und entwarf sich folgendes Programm: im dreißigsten Jahr Abschluß der kleineren Poesie, im nächsten Jahrzehnt zwei große satirische Gedichte, dann nur noch Emendation sämmtlicher Werke: „Soviel aber bleibt festgesetzt, daß ich nach meinem 40. Jahre keine Zeile mehr schreibe. Ich werde während dieser Zeit meine Umstände so unabhängig zu machen suchen als möglich. Kann ich ein Amt vermeiden und doch so viel erwerben, daß ich ehrlich leben und für mein Alter etwas zurücklegen kann, so werde ich es außerordentlich zu betreiben suchen. Armuth war die Freundin meiner Kindheit; auch in

meinem Alter will ich sie nicht ganz verstoßen" (an Schmid, M. A. 1773, 142). Eine im September 1772 für Dyk abgefaßte längere Autobiographie hat Wilisch aus den Halberstädter Papieren mit trefflichen Anmerkungen und Beilagen herausgegeben (47 S. 1881, S. A. aus dem Neuen lausitzischen Magazin Bd. 56); sie ergänzt und verbessert den von Jördens u. a. ausgeschriebenen Lebenslauf aus Schmids Feder.

M. war der Hektik, die sich zu seiner eingewurzelten Hypochondrie gesellt hatte, unrettbar verfallen. Er starb am 30. September 1772 (vgl. Gleim an Lessing XX 2, 623, an Knebel, Nachl. 2, 63, an Jacobi s. Martin, Quellen und Forschungen 2, 25 f. u. s. w.) und wurde neben seinem jüngst verstorbenen Freund und geringeren Dichtgenossen, dem Feldprediger Jähns (vgl. M. an Jacobi, Martin S. 61) bestattet. Bald regnete es Trauerverschen auf das Grab des so früh heimgegangenen Poeten, der selbst „Gellerts Leichensänger" ausgelacht hatte. Voß bramabarsirte gar: „Jehova's Wagschal klang, und nicht würdig war des edeln Jünglings dieses entnervte Volk"; auch Hölty stimmte elegisch in die Klagen ein.

M. hat sich zunächst an den Franzosen und Sachsen gebildet. Von englischen Werken war ihm weniges aus zweiter Hand bekannt, doch sah man gern in ihm einen deutschen Pope, einen deutschen Gay. Seine Lyrik tändelt, spöttelt, schmeichelt. An Zachariä mahnen größere „phänomenogonische" Scherzgedichte wie der „fliegende Drache" gegen böse Weiber, die „Irrwische" und mehr. An Gellert sein geistliches Lied „Wie lange fragst du unmuthsvoll". Als Fabulist zwischen Gellert und Lichtwer wandelnd, pflegte er besonders die „Kinderfabel"; bekannt geblieben ist „Die Biene und die Taube". Unter seinen Sinngedichten zwei aus Lessings Latein. Seine liebste Satire war ihm die „Kinderzucht", aus Leipziger Beobachtung erwachsen, während „Trinker" und „Pedanten" noch nach Zittau weisen; alle zahm und wortreich. Auch die ernsteren und launigeren „Briefe" in freien Versen leiden an Geschwätzigkeit und mehrfach an Schwulst und Unklarheit. Die „Gräber der Dichter" sind eine freundschaftliche Revue unter dem Einfluß der Ebertode Klopstocks. Der Feind des Journalismus bespöttelt „die Kunstrichter". Sein poetisches Vademecum für angehende Dichter gipfelt im Lob der Alten; Boileau kam nie von seinem Pult; er plante eine größere Poetik in Versen; „In dem Einen starb Despreaux und Juvenal" faselt Kl. Schmidt. M. handelt über die menschliche Bestimmung im Stil Uzens, dem der Brief gewidmet ist, und feiert die hilfreiche Venus in einem halbepischen Briefgedicht an Jacobi. Auch die von diesem gepflegte Gresset'sche Manier der aus Poesie und Prosa gemischten Episteln nahm M. gelehrig an und trieb das Halberstädter Amorspiel auf eine gefährliche Spitze. Ein Wachsfigürchen in Jacobi's Stube, Amor im Chorrock darstellend, reizte ihn den „Pastor Amor", unmittelbar an Jacobi und Gleim gewandt, als Exorcisten und Beichtvater in die neue Anakreontik einzuführen. Jacobitchen schauderte vor dieser — blos schalen und abgeschmackten — Verwegenheit und erließ eine öffentliche Gegenerklärung, welche M. loyal beantwortete. Wieland protestirte brieflich sehr heftig (vgl. Gleims Beschwichtigung in Pröhles „Lessing, Wieland, Heinse" S. 266); M. gehörte ja zur Schule und erschien compromittirend, wie nachher Heinse.

Auf Frankreich, Wieland (Komische Erzählungen), die possirlichen Romanzen deutet das Fragment einer Vergilparodie. In Paris hatten die Scarron, die Marivaux u. a. ihr Müthchen an den Alten längst gekühlt; in Deutschland kam M. als Johannes des grobkörnigeren und lustigeren Blumauer (vgl. auch Grisebach S. 194 f., Hofmann-Wellenhof A. Bl. 1885 S. 49 ff.), dem er auch

die siebenzeilige Strophe (vgl. Geißler, Löwen) überlieferte. „Leben und Thaten des theuren Helden Aeneas“. Erstes Mährlein, Halberstadt 1771, der Epistel an Jacobi angehängt, vierzehn Strophen, aus der Hamburger Zeit, ein knappes modern-burleskes Extract ohne sonderlichen Witz; sechzehn weitere Strophen, 1780 in die Werke aufgenommen, schließen das erste Buch der Aeneis ab. Den Anfang des zweiten, in einer unglücklich abweichenden, durch Kurzzeilchen unterbrochenen Strophenform, theilte zuerst Kl. Schmidt in Beckers „Erholungen“ 4, 234 f. mit. Ernst hat M. eine Elegie des Tibull in Alexandriner übertragen.

Auf Frankreich, die Heimath des graziösen Singspiels, und die Pflegstätte Leipzig, wo Weiße wirkte und M. für „Lisuart und Dariolette“ seines hamburgischen Freundes Schiebeler schwärmte, weisen die Operetten (vgl. Minor „Chr. F. Weiße“ 1880 S. 188 f.), die in Schweizer, Neefe, Reichardt Componisten fanden und zu den wichtigsten, originellsten der Gattung gehören, sowie Michaelis' zahlreiche Theaterreden die besten der Zeit sind. „Walmir und Gertrud“, mit Motiven aus der „Matrone von Ephesus“ und dem „Sommernachtstraum“, ist im Herbst 1766 geschrieben, eigentlich für Wien auf Klemms Bestellung, gewandt, mit ernsterer Tendenz. „Je unnatürlicher, je besser“, auch dreiactig, ist eine bunte Farce. Die folgenden, 1772 zusammengefaßt, sind als einactige Nachspiele entworfen: „Amors Guckkasten“, nach einer Michaelis'schen Romanze in Osnabrück vollendet, eine artig spielende Parodie des Olymps; „Der Einspruch“, ein Liebeshandel in französisch-Weiße'scher Manier; „Hercules auf dem Oeta“, dem Stil der großen Oper nahe, ein großer mythologischer Stoff im kleinen Rahmen, ein Vorbote Wieland'scher Libretti wie „Wahl des Hercules“ und „Alceste“. Sehr gewunden und thöricht ist das Nachspiel zum „Codrus“, „Die Schatten“.

„Johann Benjamin Michaelis poetische Werke. Erster Band. Gießen 1780“ (von Schmid besorgt); der zweite Band ist nur eine Titelauflage der „Einzelnen Gedichte“. Erich Schmidt.

Michaelis: Johann David M., berühmter Orientalist, Theolog und Polyhistor des 18. Jahrhunderts, geb. am 27. Februar 1717 in Halle, † am 22. August 1791 in Göttingen. — Als älterer Sohn des Theologen und Orientalisten Christian Benedict M. in Halle († 1764), Großneffe des gleichfalls Halle'schen Theologen und Bibelforschers Johann Heinrich M. († 1738), erhielt er den ersten Unterricht im väterlichen Hause durch verschiedene Privatlehrer, unter denen er besonders dem Candidaten der Theologie, nachmaligen Superintendenten in Lüneburg, Zur Linden, viel zu verdanken bekennt, besuchte dann 1729 ff. die Schule des Waisenhauses, wo er von dem pietistischen Geiste berührt, aber auch durch S. J. Baumgarten in die damals in Preußen verbotene Wolfische Philosophie eingeführt wurde, und bezog 1733 die Universität seiner Vaterstadt. Er war zuerst als medicinae cultor immatriculirt worden (Matrikel auf der Göttinger Bibliothek), hörte mathematische und historische Vorlesungen, ging dann aber bald, wie es scheint auf Wunsch seines Vaters, zum Studium der Theologie und orientalischen Sprachen über, worin neben seinem Vater Baumgarten, Knapp u. A. seine Lehrer waren. Daneben übte er sich im Predigen und Unterrichten durch unentgeltliche Lectionen, die er in den obersten Klassen der Waisenhausschule ertheilte. Nachdem er 1739 durch Vertheidigung einer Dissertation über das Alter der hebräischen Vocalzeichen unter seines Vaters Präsidium Magister geworden, auch bereits fast ein Jahr lang mit ziemlichem Beifall Vorlesungen gehalten, trat er 1741 eine wissenschaftliche Reise nach Holland und England an, die wesentlich dazu beitrug, seinen Gesichtskreis zu erweitern, seine Kenntnisse und Erfahrungen zu bereichern und ihm neue Quellen und Wege zu eröffnen für seine

exegetischen, historischen und orientalischen Studien. Er verweilte längere Zeit in London als Hilfsprediger des deutschen Hofpredigers Ziegenhagen, in Oxford, wo er die freundlichste Aufnahme fand, in Leyden, wo er den berühmten Arabisten Schultens kennen lernte, auf dem Rückweg in Hamburg, wo er bei dem damaligen Senior Wagner Beantwortung seiner Zweifel an der übernatürlichen Gnade zu finden hoffte. Nach Halle zurückgekehrt fing er wieder an Vorlesungen zu halten, theils über biblische Bücher, theils über semitische Sprachen, theils über Naturhistorie und lateinische Autoren, und beschäftigte sich daneben mit Predigen, mit litterarischen und bibliothekarischen Arbeiten. Trotz des Beifalls aber, den seine Vorlesungen fanden, gefiel ihm Halle gar nicht mehr; er sehnte sich weg und die Pietisten ließen ihn gerne ziehen, weil er „die erste Liebe verloren“. Um so willkommener kam ihm der Antrag des überall nach jungen Talenten spähenden Curators der jungen Georgia Augusta, Freiherrn v. Münchhausen, zunächst als Privatdocent mit einem kleinen Gehalt nach Göttingen zu kommen. Er folgte diesem Ruf zu Michaelis 1745 und mit diesem Uebertritt von Halle nach Göttingen vollzog sich auch die Krisis seines Geistes — seine Umwandlung aus einem Schüler der Halle'schen Pietisten in einen Hauptvertreter der in Göttingen von Anfang an gepflegten theologisch-moderaten, historisch-kritischen Richtung. Fast ein halbes Jahrhundert, volle 46 Jahre lang, 1745 bis 1791, hat M. ununterbrochen der Universität Göttingen angehört als einer ihrer berühmtesten Lehrer, eine ihrer Zierden und Stützen in guten und bösen Tagen. Die erste Zeit seines dortigen Aufenthalts zwar war für ihn nicht sehr angenehm; bald aber gewann er warme und einflußreiche Freunde an Haller wie an Gesner, Mosheim u. A., fand als Docent steigenden Beifall, wurde 1746 außerordentlicher, 1750 ordentlicher Professor in der philosophischen Facultät. Den Titel eines Professors der orientalischen Sprachen, der ihm oft beigelegt wird, hat er nie geführt, wie er auch niemals Doctor oder Professor der Theologie geworden ist, obwol er mit specieller Erlaubniß des Universitätscuratoriums mehrmals Vorlesungen über Dogmatik und Moral gehalten hat. Seine regelmäßigen Vorlesungen aber umfaßten besonders alt- und neutestamentliche Exegese und Kritik, hebräische Antiquitäten, Mosaisches Recht, hebräische, arabische, chaldäische und syrische Sprache. Seine Wirksamkeit auf dem Katheder war, wenigstens in seiner besten Zeit, eine höchst bedeutende: er war — wie einer seiner Schüler bezeugt — „einer der vollkommensten Docenten, die je, solange Universitäten sind und sein werden, gelebt haben“. Im natürlichsten Conversationston, in fließender und hinreißender Sprache, durch eine außerordentliche Zungenfertigkeit, ein lebhaftes Mienen- und Geberdenspiel, durch eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit in Wendungen, Bildern und Vorstellungsarten, freilich auch durch allerlei Abschweifungen, Anspielungen, Witzeleien und derbe Späße wußte er sein immer zahlreiches Auditorium anzuregen, zu fesseln und zu unterhalten. Seine Vorlesungen waren neben den pedantisch gründlichen eines Walch, Zachariä u. A. eine wahre Erholung, da er seine Zuhörer mit großer Leichtigkeit zu einer Uebersicht über das Ganze zu führen und dem Wesentlichen seines Vortrags eine Fülle von interessanten Nebenbetrachtungen einzuweben wußte. Freilich widerstand er auch nicht, zumal in seinen späteren Jahren, der in dieser Art des Vortrags liegenden Gefahr, alles Mögliche herbeizuziehen, was mit dem Hauptgegenstand in sehr entfernter Beziehung stand, sodaß er oft eher von allem Anderen sprach als von dem, was zur Sache gehörte, Anekdoten erzählte, Tagesneuigkeiten besprach, Witze riß, die für Ernstergesinnte seinen mitunter geradezu „possenhaften Vortrag“ ungenießbar machten (vgl. J. G. Müller, Lebensbeschreibung, S. 43; Rauschenbusch, Leben, 1840, S. 45).

Neben seiner akademischen Lehrthätigkeit aber entfaltete M. eine außerordentlich vielseitige und rührige Thätigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Bei Gründung der Göttinger Societät der Wissenschaften entwarf er gemeinsam mit Haller die Statuten, wurde 1751 Secretär derselben, 1753 nach Haller's Abgang Redacteur der Gelehrten Anzeigen, 1756 ordentliches Mitglied, 1761 nach Gesner's Tod Director der Gesellschaft, aus der er dann aber 1770 wegen Differenzen mit seinen Collegen, besonders mit Heyne, freiwillig ausschied. Um Stadt und Universität Göttingen erwarb sich M. große Verdienste während des siebenjährigen Krieges und der französischen Occupation, indem er durch Verwendung einflußreicher Pariser Freunde nicht blos selbst von Einquartierung verschont blieb, sondern auch zur schonenden Behandlung der Stadt und des Landes durch seine Beziehungen zu französischen und schwedischen Offizieren beitrug. Europäischen Ruf aber gewann er um dieselbe Zeit durch das von ihm ausgegangene Project einer wissenschaftlichen Orientreise, zu der er zuerst den jungen in Göttingen studirenden A. L. Schlözer angeregt hatte und die dann später durch Unterstützung des Königs Friedrich V. von Dänemark und seines Ministers J. H. E. v. Bernstorff 1761 ff. wirklich zur Ausführung kam. Bei Gelegenheit einer Verwendung für zwei in Göttingen studirende Dänen nämlich richtete M. an Bernstorff die Frage, ob nicht der König von Dänemark von der dänischen Colonie Tranquebar aus einen Gelehrten nach dem glücklichen Arabien schicken könnte, da durch eine solche Reise für die Wissenschaften, insbesondere für Geographie, Naturkunde, Sprachkunde und Bibelerklärung Vieles zu gewinnen wäre. M. erhielt den Auftrag, einen ausführlichen Bericht über dieses Project zu erstatten; Bernstorff legte ihn dem König vor und erlangte dessen Zustimmung. M. wurde mit Auswahl der Reisenden und Ausarbeitung einer näheren Reiseinstruction betraut. Er gab diese in seinen 1762 in deutscher und französischer Sprache gedruckten „Fragen an eine Gesellschaft gelehrter Männer, die auf Befehl Ihrer Majestät des Königs von Dänemark nach Arabien reisen“. Als Reisender bot sich zunächst ein Herr v. Haven aus Kopenhagen, ein Schüler von M., an; als Naturforscher wurde ihm ein Schwede Forskål, als Mathematiker und Kassenführer auf Kästner's Vorschlag der Ingenieurlieutenant Karstens Niebuhr beigegeben. Nach dem ersten von M. entworfenen Plan sollte Afrika umschifft und von Tranquebar aus die Reise nach Arabien gemacht werden; auf Bernstorff's Rath, mit dem auch M. sich einverstanden erklärte, wurde der Ueberlandweg über Aegypten und das rothe Meer gewählt, und eben dadurch ist dann diese Reise so epochemachend für die Orientforschung geworden. Freilich konnte nicht die volle Frucht des Unternehmens, wie sie M. beabsichtigt hatte, gewonnen werden, weil vier der Reisenden unterwegs starben und Niebuhr allein zurückkehrte, der dann bei einem Besuch in Göttingen an M. Bericht erstattete. Der außerordentliche Fleiß und Eifer, den M. bei den Vorbereitungen dieser Reise bewiesen, wurde vom König von Dänemark durch ein Geschenk von 400 Ducaten und andere Beweise königlicher Huld belohnt (s. Lebensbeschreibung S. 66 ff.; Briefwechsel Bd. I S. 297 ff. und die Originalien auf der Göttinger Bibliothek).

Nach Gesner's Tod 1761 mußte M. interimistisch bis zu Heyne's Berufung (1763) die Leitung des philologischen Seminars sowie die Aufsicht über die Bibliothek übernehmen, für deren Verwaltung er Statuten entwarf. Bald darauf erhielt er aus Potsdam einen Brief von Guichard (Quintus Icilius), der ihm im Auftrag des Königs eine Stellung in Preußen antrug. Veranlassung dazu hatte d'Alembert gegeben, der Michaelis' von der Berliner Akademie gekrönte Preisschrift „De l'influence des opinions sur le language et du langage sur les opinions“ (deutsches Original 1759, französische Uebersetzung 1760) gelesen und den König auf ihn aufmerksam gemacht hatte. M. lehnte den Ruf ab, ohne in Hannover

anzufragen, weil er sich durch Dankbarkeit für die dorther erfahrene Gunst an Göttingen gebunden fühlte. Uebrigens erkalteten jetzt auch Michaelis' Beziehungen zu Hannover, speciell zu Münchhausen; die früher so rege Correspondenz schlief ein; M. hatte sogut wie keinen Einfluß mehr in Universitätsangelegenheiten, zumal nachdem sein früherer Gönner Münchhausen 1770 gestorben war. Doch fehlte es ihm nicht an Zeichen der Anerkennung von den verschiedensten Seiten her: 1775 wurde ihm der schwedische Orden vom Nordstern verliehen, als Nationalsatisfaction für das im J. 1764 auf Antrag der theologischen Facultät in Upsala erfolgte Verbot der 1760 erschienenen Michaelis'schen Dogmatik, die den rechtgläubigen Lutheranern in Schweden als heterodox erschienen war. Der neue Ritter nahm sein mütterliches Wappen an mit der Devise: libera veritas. 1787 wurde er zum königlich großbritannischen und kurfürstlich lüneburgischen Geheimen Justizrath ernannt (nachdem er schon 1761 den Hofrathstitel erhalten); 1789 wurde er auswärtiges Mitglied der Pariser Académie des Inscriptions, im gleichen Jahre Mitglied der königlichen Societät der Wissenschaften in London. Schon seit 1782 aber, wo er an der Influenza erkrankt war, und besonders seit 1789 fühlte er eine Abnahme seiner Kräfte. Im Sommer 1791 war er genöthigt, mitten im Semester seine Vorlesungen aufzugeben und von seinen Zuhörern sich zu verabschieden. Seine litterarischen Arbeiten aber setzte er fort bis kurz vor seinem Tode, ordnete seine Papiere und Correspondenzen (die dann später von seinen Erben auf Schlözer's Veranlassung der Göttinger Bibliothek übergeben wurden) und bereitete noch Einiges für den Druck vor. Ruhig und ohne Todesfurcht sah er seinem Lebensende entgegen, ja er sehnte sich zuletzt nach dem Tode, nachdem er sein Lebenswerk vollbracht und sich selbst durch den Tod seiner besten Freunde und Collegen mehr und mehr vereinsamt sah. Er starb lebenssatt am 22. August 1791 und „das ganze gelehrte Deutschland beklagte den Verlust eines Mannes, welcher in der orientalischen Litteratur eine so merkwürdige Epoche gemacht und zur Verbreitung des deutschen Ruhmes bei den Ausländern durch so viele gelehrte Werke beigetragen hatte".

M. war zweimal verheirathet: zuerst 1749—59 mit Joh. Christ. Fr. Schachtrup, Tochter eines Kaufmanns aus Clausthal, dann nach deren Tod 1759 mit Louise Phil. Ant. Schröder, Tochter des Oberpostmeisters in Göttingen. Aus erster Ehe hatte er einen Sohn Christ. Friedrich M., Feldmedicus der hessischen Truppen in Amerika, später Hofrath und Professor der Medicin in Marburg. Aus der zweiten Ehe hatte er 9 Kinder, von denen aber blos drei den Vater überlebten, ein Sohn Gottfried Philipp, Dr. med., und zwei Töchter: Karoline Dorothea, geb. 1763, verheirathet 1784 mit Dr. Böhmer in Clausthal, 1796 mit A. W. Schlegel, 1803 mit Fr. W. J. Schelling, sowie deren jüngere Schwester, Gattin des Prof. Wiedemann in Braunschweig (s. G. Waitz, Karoline, Briefe an ihre Geschwister, Leipzig 1871, 2 Bde.).

Sein sittlicher Charakter war nicht ohne Schwächen: ein stark ausgebildeter Egoismus, Eigennutz und Herrschsucht, heftiges und rechthaberisches Wesen, hochmüthige Verachtung anderer Gelehrten neben einer oft kleinlichen Eitelkeit werden ihm von den Zeitgenossen vielfach vorgeworfen. Und da es ihm bei der selbstbewußten und schroffen Art seines Auftretens an Gegnern und Neidern nicht fehlen konnte, so war es nicht zu verwundern, daß er vielfach ungerecht beurtheilt, daß jene Fehler durch den böswilligen oder leichtfertigen Universitätsklatsch noch erheblich vergrößert und daß darüber die edlen Seiten seines Charakters — seine strenge Wahrheitsliebe, seine gewissenhafte, oft ängstliche Pflichttreue, seine aufopfernde Dienstfertigkeit, wo es galt den Freunden oder den Zwecken der Wissenschaft zu dienen — vielfach vergessen worden sind. Der Hauptvorwurf, der ihm gemacht und der mit allerlei Anekdoten von zweifelhafter

Glaubwürdigkeit illustrirt wurde, war der des schmutzigen Geizes; aber gerade gegen diese vielverbreitete Nachrede ist er von Solchen, die ihm näher standen (einem Schlözer, Schulz, Hassencamp, Eichhorn, Ewald ꝛc.) mit gutem Grund vertheidigt worden. „Geschmäht von seinem ersten Wirken an von seinen finstern Zeitgenossen, oft verfolgt und angefeindet von scheelem Neid und bitterer Mißgunst — so ging er, unbekümmert um die Künste seiner Feinde, die Ränke seiner Neider, die Bosheit der Unwissenheit, gekannt von Königen, geschätzt von ihren ersten Dienern, bewundert von Europa, seinen ungebahnten Weg zur Erweiterung des Reiches der Wahrheit und Wissenschaft und trug mit seinem Namen den Namen der Georgia Augusta weit über Deutschlands Grenzen in alle cultivirten Reiche von Europa“ (Eichhorn).

An Emsigkeit und Unverdrossenheit des wissenschaftlichen Strebens, an Vielseitigkeit der Interessen und der Bildung, an Rührigkeit und Geschicklichkeit in Herbeischaffung und Verwerthung des wissenschaftlichen Materials hat es ihm nicht leicht Jemand zuvorgethan. Und mag er auch in Bezug auf schöpferische Genialität, auf geschichtliches Verständniß, auf seinen Sinn für sprachliche Erscheinungen, insbesondere aber auf philosophischen Geist und theologische Vertiefung hinter Anderen zurückstehen, so steht er doch unter seinen Zeitgenossen fast einzig da durch Umfang seines Wissens, Beweglichkeit seines Geistes, durch die Fülle der Anregungen, die er in sich aufgenommen und die von ihm ausgegangen sind, insbesondere aber durch die bei einem deutschen Stubengelehrten so seltene Verbindung profunder Gelehrsamkeit mit praktischer Weltklugheit, geschäftlicher Gewandtheit und weltmännischen Manieren.

Seine außerordentlich rege und fruchtbare litterarische Thätigkeit erstreckte sich auf die verschiedensten Gebiete (vgl. die Schriftenverzeichnisse bei Hassencamp, Meusel, Pütter, Salfeld, Döring a. a. O.). 1) Sein specielles Wissensgebiet war zunächst das der orientalischen, näher der semitischen Sprachen und Litteraturen. Für sie gründete er ein eigenes, zwei Jahrzehnte lang hochgeachtetes Organ in seiner „Orientalischen und exegetischen Bibliothek“ 1771—89 in 24 Theilen, und der „Neuen orient. und exeget. Bibliothek“ 1786—91 in 6 Theilen erschienen. Der hebräischen Philologie insbesondere diente seine Schrift: „Beurtheilung der Mittel, die ausgestorbene hebräische Sprache zu verstehen“, 1757; seine wiederholt aufgelegte „Hebräische Grammatik“, 1745, 53, 78; seine neue Ausgabe des Wörterbuchs von Castellus, 1790; seine „Supplementa ad Lexica Hebraica“, 1784—92; den anderen semitischen Dialekten seine chaldäischen, syrischen, arabischen Grammatiken und Chrestomathien, seine Ausgabe und Uebersetzung des Abulfeda und Anderes. 2) Wohl der größeste Theil seiner Schriften und seiner Vorlesungen aber war der Uebersetzung und Erklärung des alten und neuen Testamentes gewidmet. Dahin gehören außer zahlreichen Einzeluntersuchungen insbesondere seine „Deutsche Uebersetzung des Alten Testamentes mit Anmerkungen für Ungelehrte“, 1769—83, ein Werk, das seine Entstehung einer Anregung Lessing's verdankte, und dem der Verfasser dann noch eine ähnliche „Uebersetzung des Neuen Testamentes mit Anmerkungen für Ungelehrte“, 1790—92, folgen ließ. 3) Von der Exegese aber ging er weiter fort zur biblischen Einleitungswissenschaft: ihr gehören an seine „Einleitung ins Neue Testament“, 1750, und in vierter sehr vermehrter Aufl. 1787—88 erschienen, sowie die „Einleitung ins Alte Testament“, 1787. 4) Dasjenige Gebiet aber, auf dem M. besonders anregend gewirkt und wo er die größesten Verdienste um die Förderung der biblischen Wissenschaft sich erworben hat, ist das der Sacherklärung des Alten Testamentes oder der biblischen Alterthumskunde, wofür er durch ein „Compendium antiquitatum hebr.“, 1753, besonders aber durch seine epochemachenden Arbeiten über „Die Ehegesetze Mosis“, 1755 und

über „Das Mosaische Recht", 1770-75, 2. Aufl. 1775—1803, sowie durch zahlreiche kleine Abhandlungen über verschiedene Fragen wichtige Beiträge geliefert hat. Aber auch 5) auf die speciell theologischen Disciplinen der Dogmatik und Moral erstreckten sich, wie seine akademischen Vorlesungen, so auch seine litterarischen Arbeiten: die Dogmatik hat er zweimal 1760 und 1784 in lateinischer und deutscher Sprache bearbeitet; seine Moral wurde 1792 von K. F. Stäudlin herausgegeben; außerdem sind noch zu erwähnen seine „Gedanken über die Lehre der hl. Schrift von Sünde und Genugthuung", 1748 ff. und 1779, sowie seine gegen die Wolfenbütteler Fragmentisten gerichtete „Erklärung der Begräbniß- und Auferstehungsgeschichte", 1783—85. Endlich 6) hat er auch Zeitfragen der verschiedensten Art, z. B. über die protestantischen Universitäten Deutschlands, 1768—75, über den siebenjährigen Krieg, über wissenschaftliche Reisen, über Wittwenkassen, über kirchliche Union, Leichenverbrennung, Kuhpockenimpfung, Brenngläser und Blitzableiter rc. theils in eigenen Schriften, theils in kurzen Aufsätzen behandelt.

So hat M., ohne gerade durch schöpferische Werke ersten Ranges neue Bahnen zu eröffnen und ohne durch besondere Tiefe der Forschung neue Wissensgebiete zu erschließen, doch durch sein ausgebreitetes Wissen und unermüdliches Forschen, durch seine vielseitige und allseitig verständige Beobachtung der Dinge, durch seine nicht eben elegante, aber leichte und gefällige Darstellung auf den verschiedensten Gebieten aufklärend und anregend gewirkt und zur Förderung der wissenschaftlichen Erkenntniß, besonders der biblischen Wissenschaft — er hat insbesondere auch durch seine ausgebreitete Correspondenz mit auswärtigen Gelehrten und Staatsmännern zu Verbreitung des Ruhmes deutscher Wissenschaft wie kaum ein anderer seiner Zeitgenossen beigetragen.

Sein umfassender handschriftlicher Nachlaß, insbesondere sein Briefwechsel (in 11 Quartbänden) befindet sich auf der Göttinger Bibliothek; nur eine kleine Auswahl aus demselben hat J. G. Buhle gegeben in seinem Litterarischen Briefwechsel von J. D. Michaelis. 3 Bde. Leipzig 1794—96. 8. — Neben diesem ist die Hauptquelle für seine Biographie seine Lebensbeschreibung von ihm selbst abgefaßt, handschriftlich auf der Gött. Bibl., herausg. mit Anmerkungen von J. M. Hassencamp, Rinteln und Leipzig 1793. 8. Außerdem sind zu vergleichen: Beyer's Allg. Magazin f. Prediger Bd. II St. 6. 1790; Heyne, Elogium I. D. Michaelis in Commentat. Soc. Reg. Gotting. Bd. X, 1791, abgedr. bei Hassencamp, 265 ff; C. R. Schulz, Bemerkungen über J. D. M.'s litterarischen Charakter in dessen Anmerkungen zu Michaelis' Uebers. und Erkl. des Alten Testamentes. 3. Stück. Halle 1791, S. 197 ff.; abgedr. bei Hassencamp, S. 227; J. G. Eichhorn, Bemerkungen über J. D. M. litt. Charakter, in dessen Allg. Bibl. III, 5, S. 827 ff. und in bes. Abdruck 1791. 8; Schlichtegroll, Nekrolog. Suppl. Bd. I, S. 146 ff.; H. Döring, Gel. Theol. Deutschlands II, 503 ff.; Meusel, Lexikon IX, 142 ff., Pütter-Salfeld, Göttinger Gelehrtengeschichte II, 168 ff.; III, 83 ff.; Pelt in theol. RealEnc. 2. Aufl. Bd. IX, 146 ff.; Nicolai in Nouv. biogr. générale t. 35, S. 318 ff. Ueber seine theologische Stellung und Bedeutung vgl. G. Frank, Gesch. der prot. Theol. III, 57 ff.; Gaß, Gesch. der prot. Dogmatik IV, 89 ff. Ueber seine Bedeutung für die Geschichte der biblischen Wissenschaft s. Ewald, über die wissensch. Wirksamkeit der Göttinger Lehrer Michaelis, Eichhorn und Tychsen in Jahrb. bibl. Wiss. I, S. 26 ff.; 1848; Diestel, Gesch. des Alten Testamentes in der christl. Kirche, S. 572 ff.; E. Reuß, Gesch. d. h. Schriften N. T. 1874. S. 310.

Wagenmann.

Michaelis: Johann M., † am 27. Juni 1877 als evangelischer Pfarrer A. B. zu Alzen in Siebenbürgen, Sohn des gleichnamigen Wundarztes, wurde

am 9. November 1813 in Hermannstadt geboren. Nach Absolvirung des dortigen evangelischen Gymnasiums A. B. machte er seine Studien an der protestantisch-theologischen Lehranstalt in Wien. Von hier in seine Vaterstadt zurückgekehrt, widmete der strebsame Jüngling und Mann, in welchem sich tiefes Gemüth, Milde auch gegensätzlichen Bestrebungen gegenüber und Neigung zu stiller Arbeit vereinten, seine Kraft der treuen Erfüllung der Pflichten eines Erziehers des Volkes als Lehrer und Pfarrer. Zunächst faßte er besonders die Heranziehung des weiblichen Geschlechtes zu höherer Bildung ins Auge und ging schon im Jahre 1835 mit der Begründung einer höheren Lehranstalt für die weibliche Jugend ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses in Hermannstadt bahnbrechend voran, welcher er 1845 ein Pensionat für Schülerinnen derselben gesellte. Beide Anstalten gingen im Jahre 1849 ein, als der Sturm des Bürgerkrieges ihren Leiter zur Flucht nach der Walachei nöthigte und die Einrichtungsgegenstände derselben der Zerstörung Preis gab. Die Bewegungen der Jahre 1848 und 1849 hatten nämlich auch den, sonst dem Parteileben ferner gebliebenen Mann zu politischer Thätigkeit hingeführt, so daß er sich durch mehrere Artikel des von ihm schon seit dem 7. Juni 1844 herausgegebenen „Siebenbürgischen Volksfreundes“ den Haß der Magyaren zugezogen hatte. Seinem inneren Drange, lehrend zu erziehen, konnte M. nicht nur in der erwähnten Lehranstalt, sondern seit 1838 auch als Lehrer am evangelischen Gymnasium A. B. in Hermannstadt, seit 1853 als Director der evangelischen Mädchenschulen A. B. daselbst Genüge leisten. Seit 1849 zugleich Prediger, entfaltete er als solcher durch seine, in der Spitalskirche in Hermannstadt gehaltenen geistlichen Reden, „Muster edler, aus dem Herzen kommender und zum Herzen dringender, in Form und Gedanken einfacher Beredsamkeit“, eine besonders vom weiblichen Geschlecht hochgeschätzte Thätigkeit, bis ihn die evangelische Kirchengemeinde A. B. in Alzen am 8. April 1861 zu ihrem Seelsorger berief. Als solcher war er nicht nur auf das leibliche und geistige Wohl seiner Kirchenkinder bedacht, sondern erstreckte seine helfende Sorge auch auf die Gemeindeinsassen anderer Nationalität und Confession. Sein Bedürfniß, lehrend und erziehend zu wirken, führte M. auch zu schriftstellerischer Thätigkeit. 1840 gab er eine „Kleine deutsche Sprachlehre“ heraus, an welche sich viele andere, hauptsächlich für Volksschulen bestimmte Lehrbücher anschlossen; wir heben aus der Reihe derselben blos das kleinere und größere Konfirmandenbüchlein heraus, von welchen mehrere Auflagen erschienen sind, sowie das „Handbuch für Volksschulen“; auch an der Herausgabe der 1851 und 1852 erschienenen „Schul- und Kirchenzeitung für die evangelischen Glaubensgenossen in Siebenbügen“ war Michaelis betheiligt. Während seiner Amtswirksamkeit in Hermannstadt war er auch für das musikalische Leben dieser Stadt von hervorragender Bedeutung. Schon seit dem Jahre 1839 bestand daselbst ein Musikverein, dessen wohlthätige Wirksamkeit seit dem Jahre 1848 bis zu seiner Wiederbelebung im Jahre 1859 durch die Ungunst der Verhältnisse zu erlöschen drohte. Da war es dessen Musikdirector M., welcher in den Jahren 1855 bis 1858 die musikalischen Kräfte der Stadt in seiner Wohnung zu gemeinsamer Bethätigung ihres Strebens vereinte und so das Wiederaufleben des später zu so schöner Entfaltung emporgediehenen Vereins vorbereitete.

Mittheilungen über Michaelis bieten: Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Bd. II und III Kronstadt 1870 und 1871, ein im Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt, Jahrgang 1877 erschienener Nachruf und W. Weiß, Der Hermannstädter Musikverein. Hermannstadt 1877.

Herbert.

Michel: Adalbert Theodor M., Professor des österreichischen bürgerlichen Rechtes und das Bergrechtes an der Grazer Universität, wurde am 15. April 1821 in Prag geboren, legte hier als Convictszögling die Gymnasial- und Universitätsstudien zurück, ward an dieser Universität am 18. December 1844 zum Doctor der Rechte promovirt und an derselben in dem Jahre 1845 als Supplent Professor Wessely's zur akademischen Lehrthätigkeit berufen. Nach kurzem Aufenthalte in Wien kam M. im Herbste 1847 an die neu gewonnene Universität in Krakau; die Stürme des Jahres 1848 machten der Wirksamkeit der deutschen Lehrkräfte daselbst jedoch bald ein Ende, er kehrte daher nach Prag zurück und wirkte hier als Supplent Haimerl's und Wessely's bis zu seiner Ostern 1850 erfolgten Berufung als ordentlicher Professor an die Olmützer Universität. Bei der Aufhebung der mährischen Hochschule (1855) ward M. nach Innsbruck, zu Ostern 1858 nach Graz versetzt und in dieser Stellung verblieb er nun durch nahezu zwei Decennien bis zu seinem auf einer Ferienreise zu Axenfels am Vierwaldstädter See am 30. August 1877 erfolgten Tode.

Michels Leben war von beharrlicher, umfassender Thätigkeit erfüllt. Mit seinen akademischen Anfängen hatte er die juristische Praxis bei den Kammerprocuraturen in Prag und Wien verbunden und während der Professur in Olmütz hatte er zugleich als Votant und Referent bei dem Landesgerichte gewirkt. Diese Verbindung mit der Praxis wurde wohl später nicht fortgesetzt, so sehr sie auch Michels juristischer Richtung entsprochen hätte, statt dessen dehnte er aber in Graz (seit 1865) die Lehrthätigkeit, seiner Vorliebe für technisches Wesen folgend, auf die damals zur Hochschule erweiterte technische Lehranstalt des Joanneums aus, indem er die an dieser neu geschaffene Lehrkanzel für Bau- und Verwaltungsgesetze übernahm. Aus den Kreisen des engeren juristischen Berufes ist endlich M. herausgetreten, seit es ihm durch seine Stellung als Universitätsrector im Landtage (1868) zur Pflicht gemacht worden war, in das öffentliche Leben einzugreifen. Bei M. liegt einer der seltenen Fälle vor, daß die Landtagsvirilstimme der Universität einem Manne der Wissenschaft den Weg in das öffentliche Leben bahnte, der ihn bei seiner grundsätzlichen Zurückhaltung von persönlicher Bewerbung ohne diese amtliche Berufung sicherlich niemals eingeschlagen hätte. Im J. 1870 wurde M. zunächst in den Gemeinde- und Stadtrath und bald darauf (durch die Grazer Handels- und Gewerbekammer) als Abgeordneter in den Landtag entsendet. In dem Landtage und seit 1872 auch in dem Landesausschusse wirkte M. bis zu seinem Tode; durch das stets maßvolle Vertreten seiner politischen Richtung und durch die Kenntniß der österreichischen Gesetzgebung bis in die Details des positiven Rechtsmaterials, durch seine Gerechtigkeitsliebe und Festigkeit hat er sich hier die Anerkennung von Seiten aller Parteien erworben.

Die schriftstellerische Thätigkeit Michels gehört ganz dem positiven österreichischen Rechte an. Sie war zunächst eine sammelnde, so vor allem in dem zweibändigen „Handbuch des österreichischen Privatrechts“ (Olmütz 1853; 2. durch ein Supplement vermehrte Ausgabe, 1856) und in der Sammlung der „Landesgesetze des Herzogthums Steiermark“ (Graz 1867 ff.), sodann eine monographische in einer Reihe von Aufsätzen (besonders in Haimerl's Zeitschrift) sowie in mehreren selbständigen Schriften („Darstellung der Gewährleistung nach dem österreichischen Privatrechte“, Prag 1849; „Oesterreichs Eisenbahnrecht“, Wien 1860; „Beiträge zur Geschichte des österreichischen Eherechtes“, Graz 1870, 1871). Auch der dem Wesen Michels anscheinend fremde Gedanke eines Systems des österreichischen Civilrechts hatte ihn in jüngeren Jahren beschäftigt; von dem „Grundriß“ hiezu liegen zwei Hefte vor (Olmütz 1855). Diese Arbeit war allerdings keine glückliche, sie hat von Seite des nachmals berühmten Syste-

matikers des österreichischen Civilrechts eine lebhafte Bekämpfung erfahren und ist sichtlich unter dem Eindrucke dieser Polemik nicht zur Fortsetzung gelangt. Mag aber auch dem Schüler der alten österreichischen Jurisprudenz selbst der Versuch nicht gelungen sein, den Bann der Schule zu brechen, so ist dieser Versuch doch ein Zeugniß dafür, daß M. die alten exegetischen Mittel der österreichischen Jurisprudenz als unzureichend erkannte, und dies muß als sein Verdienst rühmend hervorgehoben werden.

Grazer „Tagespost“, 1877, Nr. 276, 277, 279, 281, 283, 285 287, 292, 296; „Wiener Zeitung“, 1877, Nr. 295. Hugelmann.

Michelis: Alexander M., Landschaftsmaler, ein Künstler von hervorragender Bedeutung, geb. am 25. December 1823 in Münster, Westfalen, † 23. Januar 1868 in Weimar. Er bezog 1848 die Kunstakademie in Düsseldorf, wo sich unter Schirmers Leitung sein Talent bedeutungsvoll entfaltete. Schon seine ersten Bilder zeigten eine Meisterschaft der Naturauffassung, wie sie nur den Erwählten eigen ist. 1850 richtete er sich, von der Akademie unabhängig, sein eigenes Atelier ein und wurde selbst Lehrer vieler tüchtiger Maler. Sein Ruf zog in die weitesten Kreise, was zur Folge hatte, daß der Großherzog von Sachsen-Weimar ihn 1863 zum Professor ernannte und an die Kunstschule nach Weimar berief. Alle seine Landschaftsbilder zeichnen sich durch schlagende Wahrheit wie durch poetische Empfindung und Composition aus. Gleich treu wußte er den Frieden des Abends, das Leben des Morgens und die Ruhe des Mittags wiederzugeben, immer aus dem lauteren Quell reinen Empfindens schöpfend. Besonders glücklich war er in der Darstellung seiner westfälischen Heimath, deren Charakter er im bunten Wechsel und in einer Weise offenbarte, daß sich darin die Dichtung der Annette Droste-Hülshoff zu spiegeln scheint. Bald ist es die braune Haide, oder der frisch-grüne Wald mit seinen mächtigen Eichen und gehauenen Lichtungen; bald ein einsames Gehöft, an welches sich der grüne Wiesenplan lehnt, oder ein stiller Weiher, in dem die Mummelblume glänzt und Schilf und Rohr sich wiegen; oder er führt den Beschauer in ein abfallendes Hügelland, an still dahinziehende Flüsse, von deren Ufern das Auge das grüne Band der Wälder und den Zug der blauen Berge gewahrt. Der Storch, die Ziege, eine Schafheerde und das buntgefleckte Rind sind seine Staffage. — Aber auch in anderen Gegenden fand er auf seinen Studienreisen mit dem geweihten Blick die geeigneten Motive für seinen Pinsel. — Gesucht sind auch neben seinen Oelbildern seine Aquarellen, die einen ganz eigenartigen Reiz haben. Von seinen Gemälden sind besonders hervorzuheben: „Westfälische Landschaft“, „Abend nach dem Regen“, „Sonntag Mittag“, „Aufgehender Mond“, „Abziehendes Gewitter“, „Hohlweg im Walde“, „Waldlandschaft“, „Gewitter im Walde“, „Regenlandschaft“, „Westfälisches Dorf“, „Waldweg mit Kühen“, „Ungarische Pferde bei Sonnenuntergang“, „Haidebild“, „Schafwäsche“, „Sonnenblick in einen Urwald in Ungarn“, „Ein Urwald“, „Allerseelenabend“, „Sonnenuntergang im Winter“, „Elfenreigen im Mondschein“ und „Zerstörte Schanze nach der Schlacht“. Bund.

Michelis: Eduard M., katholischer Geistlicher, geb. zu St. Mauritz, einer Vorstadt von Münster, am 6. Februar 1813, gest. zu Luxemburg am 8. Juni 1855. Er war das fünfte der neun Kinder des Kupferstechers Franz M. († 1835); seine Mutter war Protestantin, wurde aber später mit ihren Töchtern katholisch. Nachdem er das Gymnasium zu Münster absolvirt hatte, studirte er 1832—1835 an der dortigen Akademie, wo namentlich Katerkamp und Kellermann seine Lehrer waren, Theologie, trat im Herbst 1835 in das Seminar ein, wurde am 6. April 1836 zum Priester geweiht und von dem eben zum Erzbischof von Köln ernannten Clemens August von Droste-Vischering (Bd. V

S. 426) zum Kaplan und Secretär gewählt. Mit diesem wurde er am 20. November 1837 nach Minden abgeführt, von da am 31. December nach Magdeburg; im April 1840 wurde er aus der Festungshaft entlassen, aber ihm Erfurt als Aufenthaltsort angewiesen. Dort brachte ihn ein Blutsturz dem Tode nahe. Von Friedrich Wilhelm IV. frei gegeben, kehrte er am 21. April 1841 nach St. Mauritz zurück. Dort lebte er einige Jahre ohne Anstellung mit Studien und Seelsorge beschäftigt, schrieb auch fleißig Artikel für das von ihm mit begründete Münster'sche Sonntagsblatt. Nachdem er sich im Frühjahr 1844 bei der theologischen Facultät den Licentiatengrad erworben, wurde er von dem apostolischen Vicar von Luxemburg, J. Th. Laurent, zum Professor der Dogmatik in dem dortigen Seminar ernannt. Von 1848 war er dort auch an der Redaction des Luxemburger Wortes für Recht und Wahrheit betheiligt. Er schrieb auch für andere Zeitschriften und lieferte Beiträge für die Manz'sche Real-Encyclopädie und das Freiburger Kirchenlexicon. Das einzige größere Werk, welches er veröffentlicht hat, ist: „Die Völker der Südsee und Geschichte der protestantischen und katholischen Missionen unter denselben", 1847. Außerdem hat er herausgegeben: „Das heilige Meßopfer und das Frohnleichnamsfest in ihrer welthistorischen Bedeutung", 1841, unter dem Namen Otilo „Das tragische Ende der Londoner Karthause, genannt zum englischen Gruße", 1837, und anonym einen „Kurzen Lebensabriß des Erzbischofs Clemens August von Köln," 1846. 1857 erschienen noch „Lieder aus Westphalen an E. M. Aus dem Nachlasse des Verstorbenen und mit einer Biographie desselben eingeleitet von F(riedrich) Michelis", 1857. — Die im Sinne der Hermesischen Partei geschriebene Broschüre: „Die Hermesianer in Rom, oder Fugen zu den Acta Romana von Edm. Michelis", 1839, ist natürlich nicht von M. — Briefe von und an M., die bei seiner Verhaftung beschlagnahmt wurden, sind abgedruckt in der officiellen Schrift (von Bunsen): „Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen. Michelis. Binterim. von Droste", 1840. M. schrieb eine Vertheidigung seines und des Verhaltens des Erzbischofs gegen die in dieser und anderen Schriften enthaltenen Angriffe, — sein noch lebender Bruder Friedrich hat dieselbe gelesen; — dieselbe wurde aber auf den Wunsch des Erzbischofs nicht nur nicht gedruckt, sondern nach seiner Freilassung vernichtet. Daß M. auf den Erzbischof einen großen Einfluß geübt, ist gewiß eine irrige Vorstellung; Herr von Droste ließ sich überhaupt nicht beeinflussen, am wenigsten von einem so jungen Manne.

Raßmann, Nachr. von Münster. Schriftst., 1866, S. 211. Reusch.

Michell: Abraham Ludwig M., preußischer Diplomat, einer der zahlreichen Schweizer, die sich im achtzehnten Jahrhundert in preußischen Diensten ausgezeichnet haben. Geboren zu Vevey als Sohn des Stadtrathes Abraham Augustin M., übernahm er in seiner Vaterstadt die Stellung eines Justiziars des Cantons Bern, und begab sich dann nach London, wo er von dem preußischen Gesandten Andrié, seinem Landsmanne, als Secretär engagirt wurde und am 20. Mai 1741 den Diensteid leistete. Als nach der Abberufung des Gesandten von Klinggräffen 1750 der Londoner Posten nicht wieder besetzt wurde, fiel die Erledigung der laufenden Geschäfte und die regelmäßige Berichterstattung dem zurückbleibenden Legationssecretär zu. M. erwarb sich, zumal während des Conflictes mit England wegen der Schädigung der preußischen Kauffahrtei durch englische Kreuzer, die Zufriedenheit des Königs in dem Grade, daß dieser im April 1753 das auswärtige Amt anwies, in den Rescripten an Michell selbst geringfügige Erinnerungen und Zurechtweisungen ganz zu unterlassen, „da des Königs Majestät bisher noch allemal gedachten Michell ganz exact und zuverlässig gefunden hätten" — in Friedrichs des Großen Munde ein ebenso seltenes wie schwerwiegendes Lob. Als die Ereignisse des Jahres 1755 Preußen und England wieder näherten, wurde der Abschluß des folgenschweren Westminster-

vertrages (16. Januar 1756) in Michell's Hände gelegt; er erhielt bei diesem Anlasse den Charakter als Geschäftsträger. Seit 1758 stand er dem Gesandten Dodo Heinrich von Knyphausen (Bd. XVI S. 341) zur Seite, ohne daß seine eigne Thätigkeit in den Hintergrund getreten wäre; er behauptete die Gunst des Königs während des ganzen Verlaufs des siebenjährigen Krieges in vollem Maße und wurde nach Knyphausens Abgange 1760 als residirender Minister beglaubigt. 1764 von seinem Posten abberufen, erhielt M. die Vicegouverneurwürde in Neufchatel. Den Abend seines Lebens brachte er in Berlin zu, wo er am 23. April 1782 im siebzigsten Lebensjahre starb.

Erman, Mémoires pour servir à l'histoire des réfugiés VIII. Politische Correspondenz Friedrichs des Großen V. VI. VIII. ff. Schäfer, Geschichte des siebenjährigen Krieges (vgl. Forschungen zur deutschen Gesch. XVII, 96). Acten des Geh. Staatsarchivs. R. Koser.

Michelsen: Andreas Ludwig Jakob M., Gelehrter, Jurist, Politiker und Historiker. Geboren den 31. Mai 1801 zu Satrup im Sundewitt als ältester Sohn des dortigen Diakonus, hatte er eine bedrängte Knabenzeit infolge des schon 1807 eingetretenen Todes seines Vaters und der Napoleonischen Kriegszeiten. Die kluge, willensstarke Mutter verstand jedoch, unterstützt anfänglich von ihrem Vater, L. von Born, und nach dessen Tode von dem späteren Grafen v. Blücher-Altona als Vormund, die Erziehung der Söhne sicher zu leiten. Nach dem ersten Unterricht in Apenrade kam M. auf Veranlassung seines Vormunds 1815 auf das akademische Gymnasium in Altona und fand dort im Hause des Grafen Blücher einen für die ganze Richtung seines Lebens bedeutungsvollen Rückhalt. 1819—21 zuerst in Kiel studierend, hörte er juristische, historische und philosophische Collegien und wurde besonders angeregt durch die Vorträge von Dahlmann. Nach Fortsetzung des Studiums in Göttingen unter Eichhorn, Bergmann und Anderen vollendete er dasselbe in Kiel, wo er dem Rechte und der Geschichte der Herzogthümer den größten Eifer zuwandte. Michaelis 1823 bestand er in Schleswig das jur. Amtsexamen mit dem 1. Charakter. Dieses günstige Ergebniß und die vielverheißende, doch vorwiegend theoretische Anlage brachte ihm ein mehrjähriges Reisestipendium aus Staatsmitteln. Zuerst in Berlin hörte er bei Savigny römisches Recht und schrieb damals seine Doctordissertation „De exceptione rei venditae et traditae". Darauf in Heidelberg trat er auch zu Thibaut in Beziehung und richtete sein Augenmerk auf die Jury. Dem Studium dieses Gegenstandes vorzüglich galt ein dreimonatlicher Aufenthalt in Paris. Ueber Bonn, wo er mit Niebuhr verkehrte, heimgekehrt lebte er einige arbeits- und genußreiche Jahre in Kopenhagen. Am „Geh. Archiv" in das Studium der Urkunden zur schleswig-holsteinischen Geschichte vertieft, trieb er daneben mit Vorliebe skandinavische Rechtsgeschichte. Mancherlei Anregung bot der Verkehr mit Kolderup-Rosenvinghe, Rafn, dem Juristen Oersted, mit Oehlenschläger, Thorwaldsen und Andern. Auch mit U. J. Lornsen (Bd. XIX S. 200) traf er hier zuerst zusammen. Die nächste Frucht der Kopenhagener Zeit, die „historische Skizze": „Nordfriesland im Mittelalter", die erste selbständige Behandlung der Geschichte dieses Volksstammes auf urkundlicher Grundlage, ließ Dahlmann und Andere in dem Verfasser einen entschiedenen Beruf zur Geschichtswissenschaft erkennen, ehe er selbst einen solchen für sich in Anspruch zu nehmen wagte, und es erfolgte 1829 seine Berufung zum außerordentlichen Professor der Geschichte in Kiel als Nachfolger von Dahlmann. 12 Jahre, seit 1837 als ord. Professor hat M. die damals sehr umfangreiche Kieler Geschichtsprofessur bekleidet, den specielleren Collegien nach sorgfältigen Vorstudien die allgemeineren hinzufügend. Wie Dahlmann auch über Politik zu lesen, lehnte er ab, vertrat dagegen die publicistische Jurisprudenz, und seine Vorlesungen über Kirchenrecht, besonders durch Claus Harms (Bd. X S. 607) veranlaßt, machten auch die Theologie-

studierenden zu seinen Zuhörern. Nebenher ging eine fortgesetzte schriftstellerische Thätigkeit, und überall kam dem Historiker die gründliche rechtswissenschaftliche Bildung zugute. Sein Verdienst um die schleswig-holsteinische Geschichtsforschung in jener Zeit besteht außer den eignen Arbeiten (hier ist „der ehemalige Oberhof zu Lübeck und seine Rechtssprüche“ 1839 zu nennen) und einer nicht geringen akademischen Wirksamkeit in der Begründung der „schleswigholsteinisch-laubenb. Gesellschaft für vaterländische Geschichte“, zu der er in erster Reihe mitgewirkt hat, und in der damit in Verbindung stehenden Herausgabe wichtiger Urkunden, einer Frucht der Arbeit in Kopenhagen. Darum hat man von ihm gesagt, er habe „die Urkundenschätze der Heimath zuerst erschlossen“. Hier nimmt sein „Urkundenbuch zur Geschichte des Landes Dithmarschen“ 1834 den ersten Platz ein, 1842 schloß sich daran die „Sammlung altdithmarsischer Rechtsquellen“. (1839 und 42 schleswigholstein. Urkundensammlung.) An der Redaction der Vereinszeitschrift hatte er beständig den überwiegendsten Antheil. — Auf die sich so entfaltende Berufsthätigkeit wirkten hemmend politische Verhältnisse. Einst hatte M. abgelehnt vom Katheder theoretisch Politik zu lehren, jetzt sollte er durch Vaterlandsliebe und persönliche Rechtsüberzeugung zur praktischen Theil- und Parteinahme gedrängt werden. In dem Verfassungsstreite der 30er Jahre gab er mehrfach seiner Anschauung Ausdruck und ward bald als einer der hinter dem „Agitator“ Lornsen stehenden geistigen Agitatoren angesehen. Mit in die Untersuchung hineingezogen, wenn auch ohne directe Folgen, ward er von nun an peinlich überwacht und amtlich zurückgesetzt. Nach der Mitunterzeichnung einer Zustimmungsadresse an Dahlmann im J. 1832 wurde ihm wie anderen „das Allerhöchste Mißfallen“ in aller Form zu erkennen gegeben. Die im October 1840 erfolgende höchst glückliche eheliche Verbindung mit der Gräfin Ernestine v. Brockdorff, Tochter des Grafen C. L. v. Br., früheren Kanzlers des Herzogthums Holstein, gab zwar ein Gegengewicht gegen solche politische Anfechtung, mehrte aber das Verlangen nach freierer Stellung; deshalb ging er, nachdem er 1837 einen Ruf nach Basel ausgeschlagen, 1842 nach Jena, um nun eine Professur des Staats- und Völkerrechts zu übernehmen. — In Jena fast 20 Jahre gern gehörter Lehrer der publicistischen und germanistischen Jurisprudenz, 1843 Beisitzer des Schöppenstuhls, 1855 Mitglied des thüringischen Oberappellationsgerichts, hat M. die historische Richtung nie verleugnet und sich das Hauptverdienst um die Rechtswissenschaft wiederum durch die Herausgabe von Urkunden und Rechtsquellen erworben. Seine Theilnahme an der Germanistenversammlung zu Lübeck 1846 gab Veranlassung zu der germanistischen Untersuchung: „Ueber die Genesis der Jury“ 1847. In mehreren Abhandlungen: „Die Hausmarke“ 1853; „Ueber die Ehrenstücke und den Rautenkranz“ 1854; „Ueber die festuca notata“ 1855 und anderen berührte er das Gebiet der Heraldik. 1844—48 war er auch Redacteur der „Neuen Allgemeinen Jenaer Literaturzeitung“. Wie früher im engeren Vaterlande, so beschäftigte ihn auch bald in der neuen Heimat die Specialgeschichte, zumal Verfassung und Recht. Daher seine hervorragende Theilnahme an den Arbeiten des „Vereins für thüringische Geschichte und Alterthumskunde“. Eine Reihe von Veröffentlichungen stehen zu den Aufgaben des Vereins in unmittelbarer Beziehung und haben zum Theil eine bleibende grundlegende Bedeutung, so: „Die Rechtsdenkmale aus Thüringen“ 1852 ff., der „Codex Thuringiae diplomaticus“ 1854 und Andere, doch verlor er Schleswig-Holstein nie aus dem Auge. 1844 und 46 erschienen: „Polemische Erörterungen über die schleswig-holsteiner Staatssuccession“, ein energischer Ausdruck seiner Ueberzeugung von dem unbedingten Rechte des Augustenburger Hauses und der Anlaß enger persönlicher Beziehung zu dem Herzoge Christian August als vertrauter Rathgeber und ständiger Rechtsconsulent.

Bei der Erhebung Schleswig-Holsteins 1848 fühlte er sich getrieben, dem Vaterlande unmittelbar zu dienen. Er wurde von der „provisorischen Regierung“ der Herzogthümer in außerordentlicher Mission nach Berlin gesandt, um die Hülfeleistung Preußens zu beschleunigen. Darauf von dem nördlichsten schleswigschen Wahlkreise zum Abgeordneten in die Nationalversammlung zu Frankfurt gewählt, nahm er an den Verhandlungen des ersten deutschen Parlaments lebendigen Antheil. Gleich anderen in seinen patriotischen Hoffnungen getäuscht, schied er mit dem Reste der „erbkaiserlichen“ Partei den 24. Mai 1849 aus dem Parlamente aus. In Jena 1851 zum Mitdirector des staatswissenschaftlichen Seminars ernannt und seit 1855 als Oberappellationsrath eifrig thätig, hat er doch unausgesetzt und mit Vorliebe als Vorstand des Geschichtsvereins gearbeitet (1853 „Der Mainzer Hof zu Erfurt,“ 55 „die Rathsverfassung und Erfurt im Mittelalter“, 56 „Urkundlicher Ausgang der Grafschaft Orlamünde“, 60 „Die Landgrafschaft Thüringen unter den Königen Adolf, Albrecht und Heinrich VII.“ u. s. f.) Daneben brachten Ferienreisen, so 1851 nach Italien (Besuch von Pompeji) geistige Erholung, zugleich den Blick auf weitere Gebiete lenkend. Zu der Familie des Landesherrn, besonders zu der Großherzogin Marie Paulowna von Rußland, stand M. in näheren Beziehungen, die Einwohner der Stadt Jena zeigten ihre Gesinnung durch den Ehrenbürgerbrief. Einen Ruf nach Marburg und später nach München lehnte er zwar ab, sah sich aber 1861 veranlaßt, aus seiner Stellung in Jena zu scheiden, um in Muße einer wissenschaftlichen Thätigkeit zu leben. Doch traf ihn schon 1862 die Wahl zum ersten Vorstand des Germanischen Museums zu Nürnberg. Seine mehrfach erwiesenen antiquarischen Interessen ließen neben der Thätigkeit für die deutschen Geschichtsvereine die Wahl berechtigt erscheinen und ihn selber mit ganzem Eifer die neue Aufgabe erfassen. Jedoch politische Ereignisse entzogen ihn schnell dem Januar 1863 angetretenen Posten. Als im November dieses J. nach dem Tode Friedrichs VII. Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein von Gotha aus seine Erbansprüche erhob, berief er M. sogleich zu sich, und dieser glaubte sich der Pflicht gegen das engere Vaterland nicht entziehen zu dürfen. Nachdem er im Auftrage des Herzogs die Arbeiten v. d. Pfordtens am Frankfurter Bundestage unterstützt hatte, legte er im Sommer 1864 sein Amt in Nürnberg ganz nieder und folgte dem Herzoge nach Kiel. Eine Reihe von Schriften über schleswig-holsteinische Staatserbfolge kennzeichnen seine Wirksamkeit. Nach dem Scheitern der herzoglichen Sache trat er ganz von der Oeffentlichkeit zurück und siedelte sich 1867 in der Stadt Schleswig an, in der Stille in wissenschaftlicher und litterarischer Arbeit Trost suchend. Die Ueberarbeitung und Herausgabe der „schleswig-holsteinischen Kirchengeschichte“ nach hinterlassenen Handschriften von Jensen in 2 Bänden. 1873—79, ist das Hauptwerk dieser seiner letzten Jahre: ein Werk, vielleicht nicht in allem einzelnen auf der Höhe der Wissenschaft stehend, aber die erste ausführliche Gesammtdarstellung des Gegenstandes und darum ein Hülfsmittel zum Studium für weitere Kreise. Inzwischen unternahm er, außer verschiedenen kleineren antiquarisch-historischen Mittheilungen, 1876 die Herausgabe der „Briefe von Schiller an den Herzog Friedrich Christian von Sch.-H.-A. über ästhetische Erziehung“, nach dem bisher unbekannten Urtexte, den er abschriftlich in der Augustenburger Bibliothek aufgefunden hatte. Der Tod der Gattin im Mai 1872 brachte die erste schmerzliche Störung in dieses beschäftigte Stilleben, woran 1874 sich eine schwere Augenentzündung reihte. Dennoch war es ihm vergönnt, die Arbeit wieder aufzunehmen; er lernte fortan zu dictieren, und bis in die letzten Lebensjahre blieb ihm die Geisteskraft ungeschwächt erhalten. Er verschied am 11. Februar 1881.

S. Biogr. Umrisse der Mitglieder deutscher Nationalvers. Frkf. 1848. — Leipziger Illustrierte Zeitung. 1864. — E. Alberti, Lexikon Schlesw.-Holst.

Schriftsteller II, S. 57 ff., wo ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften bis zum Jahre 1867. — W. v. Giesebrecht, Nekrolog in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissensch. in München. 1881. — Dr. G. Richter, A. L. J. Michelsen und seine Bedeutung für die thüringische Geschichtsforschung in den Mittheilungen des Vereins für thür. Gesch. u. Alterthumsk. 1881. — Carstens, Geh. Rat A. L. J. Michelsen in der Zeitschrift der Kieler histor. Gesellsch. Jahrg. 1882. — Maria Michelsen.

Michelsen: Johann Andreas Christian M., Mathematiker, geb. 6. Juni 1749 in Quedlinburg, † 8. August 1797 in Berlin. Er war der Sohn eines kleinen Beamten, der nicht viel für die Erziehung seiner Kinder auszugeben vermochte. Schon als Gymnasiast suchte deshalb M. durch Ertheilung von Unterrichtsstunden sich auf eigene Füße zu stellen, und erlangte so bereits mit 14 Jahren eine hohe Entwicklung seines angeborenen Lehrtalentes. Auch in Halle, wohin er 1769 zum Studium der Theologie sich begab, sorgte er für sich selbst, indem er am dortigen Waisenhause in den unteren Klassen den mathematischen Unterricht ertheilte. Unter seinen Schülern war Ernst Gottfried Fischer (Bd. VII, S. 62), später sein Nachfolger in seiner berliner Stellung. 1772 kam M. als Hofmeister nach Brandenburg in die Familie des damaligen Oberstlieutenant v. Béville, woselbst er 1775 die Aufmerksamkeit des auf Besuch anwesenden Directors des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin, Anton Friedrich Büsching (Bd. III, S. 644) erregte. Als 1778 an dessen Anstalt die vierte mathematische Professur frei wurde, veranlaßte er die Berufung Michelsen's an dieselbe, ohne daß dieser vorher eine Ahnung davon hatte. M. trat noch im December 1778 in die Anstalt ein, der er von nun an 19 Jahre bis an sein Lebensende seine Kräfte widmete, allmählich in höhere Professuren eintretend, zuletzt Prorector des Gymnasiums, dessen financielle Verwaltung nach allen Richtungen hin er aus Liebhaberei an der Sache längst an sich gezogen hatte. Auch die Wittwenkasse des Gymnasiums stand unter seiner Leitung, und 1796 wurde er zu einem der Directoren der Allgemeinen Wittwenkasse ernannt. M. legte 1778 das Magisterexamen in Halle ab auf Grund einer lateinisch geschriebenen Abhandlung über die sokratische Methode. Diese Methode, darauf hinausgehend, den Schüler allmählich finden zu lassen, ihm durch Fragen zu entlocken, was man ihn lehren will, diente M. bei seinen mathematischen Unterrichtsstunden und machte dieselben so anziehend und erfolgreich. Auch einige elementarmathematische Schriften in diesem Geiste verfaßte er. Am Meisten hat aber M. der Wissenschaft durch die Uebersetzung von Euler's Einleitung in die Analysis des Unendlichen und Differentialrechnung (6 Bde, 1788—93) genützt, wenn auch die Zusätze, soweit sie M. eigenthümlich waren, kaum von hohem Werthe genannt werden können. Die Akademie der Wissenschaften ernannte M. 1793, wol auf jene Uebersetzung hin, zum Mitgliede. Deren deutsche Abhandlungen für 1792—1797 enthalten eine umfangreiche Abhandlung „über die Theorien derjenigen mathematischen Gegenstände, die in das Gebiet des bürgerlichen Lebens gehören", welche durch ihren schlecht gewählten Titel keineswegs verräth, daß sie auf interessante mathematisch-philosophische Dinge sich bezieht. In seinem Familienleben hatte M. das Unglück, eine zärtlich geliebte Gattin nach nur dreijähriger Ehe 1782 zu verlieren. Kinderlos und alleinstehend ging er bereits 1783 eine zweite Ehe ein, die ihm eine durch vier Kinder belebte glückliche Häuslichkeit bereitete. Michelsen's Tod war die Folge einer schon längere Zeit andauernden Krankheit der Athmungswerkzeuge.

Mémoires de l'Académie de Berlin pour 1798 (Histoire de l'Académie Royale pag. 28—36). Cantor.

Michl: Anton M., Theolog und Kanonist, geb. 2. April 1753 in Ebersburg, † zu Landshut an Brustwassersucht am 12. März 1813. Nachdem er die

Theologie zu Freising studirt und Priester geworden, widmete er sich in den Jahren 1776—1779 dem Studium der Rechte in Ingolstadt, erlangte den philosophischen Doctor- und juristischen Licentiatengrad, wurde Erzieher eines Freiherrn v. Welden, Neffen des Fürstbischofs von Freising, Domcaplan, 1784 Director des Alumnats in Freising, Erzieher beim Grafen Lösch in Burghausen, 1791 Pfarrer in Randelsried, wo er in einer Nacht des Juni 1799 von Räubern mißhandelt und geplündert wurde, 3. Nov. 1791 Professor des kanonischen Rechts und der Kirchengeschichte in Ingolstadt, erhielt am 7. December 1791 von der juristischen und theologischen Facultät daselbst die Doctorwürde, kam 1800 mit der Universität nach Landshut. Als Beitrag zur Verwaltungsgeschichte sei erwähnt, daß er am 14. April 1802 anstatt einer Gehaltszulage die Pfarre Oberglaim bekam unter gleichzeitiger Einziehung von 600 Gulden seines Einkommens, eine vom Kurfürsten zur jedesmaligen Verleihung an einen weltgeistlichen Professor bestimmte Dominikanerpfarrei. Man gestattete ihm schon am 20. December selbigen Jahres den Verzicht gegen 800 Gulden jährlicher Zulage. — Schriften; theologische: „Predigten für das gemeine Volk". München 1782/88, 3 Thle.; „Erklärung der sonntäglichen Evangelien ꝛc.", das. 1790, 2 Thle.; „Gelegenheitliche Festpredigten", das. 1795; „Christliche Kirchengeschichte", das. 1807, 2. Aufl. 1812, 2 Thle.; kanonistische: „Reflexiones in literas retractatorias Justini Febronii," Frankf. u. Leipz. 1778; „Von der Macht der Bischöfe in Ehesachen", das. 1782; „Kurze Uebersicht des katholischen Kirchenrechts", Landshut 1805, 2 Abthl.; „Kirchenrecht für Katholiken und Protestanten, mit Hinsicht auf den Code Napoléon und die baierischen Landesgesetze", München 1809; 1816 neu herausgegeben von Friedr. Wiedemann. In letzterem Buche liegt Michl's Bedeutung für die Litteratur. Vom streng wissenschaftlichen Standpunkte sehr schwach, traf es den für jene Zeit passenden Ton: einerseits ganz objectiv die „Josefinischen" Grundsätze zu geben und andererseits auch das curialistische Recht darzustellen. Indem dazu eine große Rücksicht auf die baierischen Verordnungen trat, welche für Baiern einen gewissen Ersatz bot für den magern wirklich quellenmäßigen Stoff kanonischen Rechts, konnte das Buch einen gewissen Einfluß erlangen.

E. X. Krüll, Dem Andenken des A. M. Landshut 1813. Baader I, 2. 39. Permaneder, Annales Ingolst. an verschiedenen Orten. v. Schulte.

Michl: Augustin Liebhart M., regulirter Chorherr, wurde am 25. März 1662 zu München geboren, wo er auch seine ersten Studien machte. 1680 trat er in das Chorherrenstift Indersdorf, legte 1682 die Ordensgelübde ab und erhielt 1686 die Priesterweihe. Nachdem er an der Universität Dillingen seine Studien vollendet und sich dort die Doctorwürde aus der Theologie und beiden Rechten erworben hatte, wirkte er durch einige Jahre als Professor der jüngeren Ordenskleriker in seinem Stifte, dann von 1698 an bis zu seinem Tode als Pfarrvicar zu Aspach. Wegen des weit verbreiteten Rufes seiner juridischen Kenntnisse wurde er von verschiedenen Bischöfen, Klöstern, Advocaten und Professoren in schwierigen Rechtsfällen häufig zu Rathe gezogen und vom Kurfürsten von Köln, dem Fürstbischofe von Freising und dem Fürstabt von Kempten zu ihrem geistlichen Rathe ernannt. Die Entschiedenheit, mit welcher er in seiner 1698 zu Augsburg und 1699 zu Rom gedruckten „Discussio theologico-juridica" gegen die bairischen Amortisationsgesetze auftrat, erregte allgemeines Aufsehen, versperrte ihm jedoch den Weg zur Propstwürde, und selbst die einstimmige Wahl der Capitularen nach dem Tode des Propstes Dominicus Vent im J. 1704 wurde durch die fürstlichen Commissäre unter Hinweis auf die erwähnte Schrift als unannehmbar erklärt. Trotzdem beharrten die Conventualen auch beim zweiten Scrutinium auf ihrem Beschluß und gaben erst nach, als die Exclusion von der Propstwürde ausgesprochen wurde. Er kehrte daher auf seine Pfarrei

zurück, wo er seine Mußestunden schriftstellerischer Thätigkeit widmete und besonders durch seine Vertheidigung der päpstlichen Bulle „Unigenitus“ gegen die Jansenisten neuerdings Aufsehen machte. Er starb am 14. April 1751. — Schriften: „Jus et justitia juridico-theologice tractata“, 1697; „Theologia canonico-moralis“, t. 3 fol. 1710—12; „Examen reflexum examinis contra J. W. Jaegerum“, 1716 (die Bulle Unigenitus betreffend); „Discussio infamis libri, cui temerarius titulus est: „Expostulatio et protestatio, qua reclamat adversus decretum pontificium Paschasius Quesnellus“, 1719; dasselbe deutsch, 1721; „Discussio theologica de contritione et attritione contra Lamb. Ledrou“, 1710, endlich die bereits erwähnte Streitschrift gegen die Amortisationsgesetze und 2 Bände Predigten (1725 u. 28).

Vgl. Baader, Lexik. verstorb. bairischer Schriftsteller II, 1, 194 f., Meusel, Lex. verstorb. Schriftst. IX, 160. Hirsching, Hist.-lit. Handb. V, 1, 328. Rotermund, Ergänz. zu Jöcher IV, 1685. Hurter, Nomenclat. lit. II, 1471 u. 985. Werner, Gesch. d. kath. Theologie 108, 113. Gesch. des Klosters Indersdorf von Eberhard Graf v. Fugger, München 1883, S. 95 f., 160.

Stanonik.

Micraelius: Johann M. (Lütkeschwager), pommerscher Schulmann und Geschichtschreiber, geb. 1. September 1597 in Cöslin, † 3. December 1658 in Stettin. Ob die gräcisirte Form des Namens nur in der Mode der Zeit begründet ist, oder ob die ἀέλλιοι auf geschichtlicher Basis ruhen, wird sich kaum feststellen lassen. Der Vater, Joachim Lütkeschwager, der sich zuerst Micraelius nannte, war ein Bauernsohn aus Jamund bei Cöslin, wurde von dem dortigen Pastor Lorenz Krüger zum Studiren vorbereitet und heirathete dessen Tochter Margaretha. Er starb 18. Februar 1618, 99 Jahre alt als Archidiakonus in Cöslin, seine Wittwe folgte ihm sieben Jahre später ins Grab. Johann M. besuchte die Schule in seiner Vaterstadt unter Volsius und in Stettin unter Prätorius, Hunichius und Cramer, und ging 1617 auf die Universität Königsberg, wo er dem brandenburgischen Secretär Philipp Frenking bei der Uebersetzung amtlicher Acten wesentliche Dienste leistete. Später bezog er die Universität Greifswald, wurde 1621 daselbst Magister und fungirte wiederholt als Reisebegleiter junger Leute vornehmen Standes. Schon als Knabe von 17 Jahren hatte er Gelegenheit gehabt, die Welt zu sehen, indem er im Gefolge des Herzogs Franz von Pommern als Begleiter des Hofpredigers Messerschmidt nach Dresden reiste. 1623 wandte er sich nach Leipzig und las daselbst Collegia, wurde aber schon das Jahr darauf an das fürstliche Pädagogium zu Stettin als Professor der Beredsamkeit berufen. 1627 erhielt er bei Abgang des Mag. Lolejus das Rectorat an der Rathsschule daselbst und hat dasselbe verwaltet, bis er 1641 wieder, und zwar diesmal als Rector an das Pädagogium berufen ward, das er als Subrector verlassen hatte. Siebzehn Jahre lang stand M. dieser der Reformation entsprossenen, von den pommerschen Fürsten und dem Adel mit besonderer Liebe gepflegten Lehranstalt vor, die bis in die Neuzeit einen gewissen akademischen Anstrich sich gewahrt hat. 1644 konnte M. das hundertjährige Bestehen derselben feiern; wenige Jahre danach fand die Theilung Pommerns statt und Stettin wurde schwedisch. Nach der Sitte der Zeit hat M. eine große schriftstellerische Thätigkeit entwickelt, neben den Schulkomödien, Programmen, Disputationen, zählen die Gelegenheitsschriften aller Art nach Hunderten; eine bei seinem Leichenbegängniß von Ludw. Jacobi gehaltene „Abdanckung“ führt viele seiner Schriften in chronologischer Folge auf. Die meisten derselben sind in der Bibliothek des jetzigen Marienstiftsgymnasiums in Stettin vorhanden. Hervorzuheben sind: „Syntagma hist. ecclesiae“, 1630, 8°, wieder aufgelegt 1643, 1657, 1660 und 1699, zuletzt in 4°; „Syntagma hist. mundi“, 1627, 8°, in den ersten sechs Jahren dreimal aufgelegt, dann 1654 in 4°, zuletzt

1702; endlich: „Progymnasmata Aphthonii“ 1656, 8°, 1691 in 12°. Auch auf den Index kam M. durch einige kleine bei Haken erwähnte Schriften betr. den Uebertritt des Grafen Truchseß von Wetzhausen zum Katholicismus. Die gegnerischen Schriften erschienen in Ingolstadt. Dauernde Bedeutung gewinnt M. aber durch sein Hauptwerk: „Sechs Bücher vom alten Pommerlande“, Stettin bei Rhete 1640, 4°; ein Geschichtswerk, das die Arbeiten früherer pommerscher Chronisten für längere Zeit in den Schatten stellte. In der That übertrifft M. seine Vorgänger bei theilweise zwar schleppender, im Ganzen aber kräftiger und lebendiger Darstellung durch eine gewisse Vollständigkeit, da seine Arbeit bis auf das Erlöschen des pommerschen Herrscherhauses hinabreicht. Die wichtigsten und zugleich am ausführlichsten ausgearbeiteten Abschnitte behandeln die vom Verfasser zum Theil selbst durchlebten Ereignisse von 1606—1637; auch der Schluß des Werkes mit der Beschreibung des Landes, des Adels und der Städte liefert ein belehrendes Bild des Pommerlandes jener Zeit. Indessen wollte M. seine Arbeit nur als einen Entwurf zu einem umfassenderen Werke angesehen wissen und forderte den Adel und die Städte des Landes zu Eröffnung neuer Quellen auf. Die Zeit war freilich zu ruhiger Forschung nicht angethan, und was M. selbst an neuem Material gesammelt hatte, behielt er kluger Weise für sich. Es bezieht sich auf die Bedrückung Pommerns durch die Schweden 1638, auf die Auflösung der herzoglichen Regierung nach dem Tode des Herzogs Bogislav XIV. und dergl. und ist erst in unserer Zeit durch W. Böhmer an die Oeffentlichkeit gelangt. Eine neue Auflage der „Sechs Bücher“ erschien 1723 wider Willen der Erben. M., der 1649 auf Anregung der Königin Christina von Schweden in Greifswald zum Dr. theol. creirt worden war und 1656 als Prokanzler der Universität fungirte, war dreimal verheirathet: am 16. Juli 1627 mit Sophrosyne Prätorius, Tochter seines früheren Lehrers Mag. Joachim Prätorius, Professors der Theologie und Archidiakonus an St. Marien in Stettin, die im ersten Kindbette starb; am 3. Mai 1630 mit Sophia Reuz († 10. April 1641), Tochter des Superintendenten für Hinterpommern Mag. David Reuz, und endlich am 2. September 1642 mit Katharina Heck, Tochter des Superintendenten Mag. Michael Heck in Prenzlau, die ihn überlebte. Der zweiten Ehe entstammten außer einer Tochter Sophia zwei Söhne: David, als schwedischer Auditeur bei Riga gefangen, und Joachim, bei des Vaters Tode Student der Theologie. Aus der dritten Ehe gingen hervor die drei Töchter Esther, Sophrosyne, Regina, und ebensoviel Söhne: Theophil, Jacob und Carl.

Fabricius, Leichenpredigt auf Joh. Micraelius, gedruckt bei Götzke in Stettin 1658. Haken, Versuch einer diplomat. Gesch. von Cöslin, Lemgo 1765. Böhmer in: „Baltische Studien“, 3. Jahrg., 1835. v. Bülow.

Micrander: Georg Adolf Freiherr v. M., ist im J. 1640 geboren. Seine Vorfahren waren in landgräflich- und fürstlich-hessischen Diensten Raths- und Oberamtmänner, der Großvater hat unter K. Rudolf II. und Matthias als Oberstlieutenant gedient, sein Vater Wilhelm war kaiserlicher Oberst unter Ferdinand III. und Leopold, und hat sich namentlich 1643, als der schwedische General Torstenson gegen Brünn gezogen war, „stanthafftig widersetzt“. Ueber die Jugendzeit Georg Adolf's konnte ermittelt werden, daß er zuerst in schwedischen Diensten eine Compagnie commandirt hat, 1663 in kaiserliche Dienste getreten ist, daß er eine Freicompagnie angenommen, an der Spitze derselben in Ungarn gegen die Türken gefochten und „zu der Generalität Vergnügen commendiret hat“. Im J. 1667 dient er „auf des Geh. Rathes und Kriegspräsidenten Fürsten v. Gonzaga Empfehlung unter dessen Vetters Principe de Bozolo in dem für die Krone Spanien und den mailändischen Staat errichteten deutschen Regiment, wo er eine Compagnie hat, deren Oberstlieutenant er 1673 wird.“ Als ihn dann der Kurfürst von Brandenburg in seine Dienste nehmen

wollte, hat ihn der Kaiser entlassen, und wir finden ihn 1674 und 1675 als Oberst mit dem Auftrage, im Halberstädtischen und Magdeburgischen eine „Esquadron zu Fuß“ zu 4 Compagnien und zu je 125 Mann zu werben. Im März 1675 hat er die Escadron vollzählig, so daß sie gemustert und in Eid und Pflicht genommen werden konnte. Er erhält dazu aus dem Zeughause in Berlin im Februar 166 neue Piken und je 344 neue Musketen, Bandeliers und Schweinsfedern (d. h. Saufänger, Spieße), ferner im April 32 neue kurze Gewehre für die Unterofficiere, und jede Compagnie bekam eine Fahne. Nachgehends hat er dazu so viel werben lassen, daß ein ganzes Regiment zu Fuß aus 8 Compagnien bestehend, daraus formirt wurde, und am 18. Juli 1677 ernannte ihn der Kurfürst zum Oberst dieses Regiments. Als während dessen der Große Kurfürst nach der Schlacht bei Fehrbellin Schwedisch-Pommern besetzt und Stralsund eingenommen hatte, rückte er vor Greifswald, den einzigen Ort Pommerns, der sich noch nicht in seiner Gewalt befand. Nach dreijähriger Einschließung und endlicher Belagerung und Beschießung ergab sich die Stadt am 8. November 1678, und nachdem der Kurfürst am 10. November eingerückt war, wurde M., welcher seit dem 4. Februar desselben Jahres Commandant von Anklam war, (am 14. Nov.) erster Commandant der Stadt und behielt diese Stellung so lange, als Greifswald überhaupt von den Brandenburgern besetzt blieb, fast genau ein Jahr, bis zum 2. November 1679. An diesem Tage wurde M. Commandant von Frankfurt a/O. Dazwischen war er „zu allerhand legationibus gebraucht, z. B. vom fürstlichen Hause Anhalt an den Kaiser und an die schwedische Generalität und mehrere fürstliche Höfe, wobei er seine Dexterität, gutte Vernunft und Bescheidenheit zu seinem Lobe hat verspüren lassen.“ Am 20. April 1682 erhob ihn der Kaiser in den Freiherrnstand, was Kurfürst Friedrich Wilhelm am 29. August dess. Jahres anerkennt. Bald darauf, am 14. Juni 1684 wird Frhr. v. M. Gouverneur der Schanze Friedrichsburg am Pregel, am 21. April 1689 Generalmajor und am 29. April 1699 Gouverneur von Colberg. Hier hatte bis vor Kurzem eine Ritterakademie bestanden, deren Wiederherstellung die pommerschen Stände sehr wünschten. Der König Friedrich I. war der Sache günstig und hatte in dem General v. M., der am 29. Januar 1701 Generallieutenant geworden war und sich durch hohe Bildung auszeichnete, den richtigen Mann für die Neueinrichtung der pommerschen Akademie, deren Stiftung in der Ordre vom 2. April 1703 ausgesprochen wurde. Schon am 28. Juni desselben Jahres konnte M. über die Ausführung des Befehls berichten. Danach wurden zunächst 24 Cadetten aufgenommen, deren Unterhalt, sowie die Besoldung der Lehrer ꝛc. von den pommerschen Ständen bestritten wurde. Als dann im Sommer 1703 auch die Lauenburgische und Bütow'sche Ritterschaft ihre Betheiligung erklärte, konnte M. unter dem 9. August desselben Jahres beim Könige beantragen, die Zahl der Cadetten auf 30 zu erhöhen, was durch königliche Ordre vom 19. August genehmigt wurde. Die Colberg'sche Cadettenakademie wurde sodann am 1. September 1703 förmlich eröffnet. Die 30 uniformirten und bewaffneten Zöglinge gehörten zur Garnison. Während des 12½jährigen Bestehens der Akademie, bis sie mit dem Berliner Cadettenhause verbunden wurde, steigerte sich die Zahl der Cadetten auf 50 bis 60, welche den 5 Compagnien des am 16. April 1704 formirten Micranderschen Bataillons zugetheilt waren. — Im J. 1713 trat M. „wegen zunehmenden Alters“ von der Stellung als Gouverneur von Colberg und Chef der Ritterakademie zurück und erhielt am 16. October desselben Jahres den Abschied, worauf er sich nach Tammendorf, einem seiner Güter bei Frankfurt zurückzog. Dieses Gut und ein anderes, Clebow, waren die Quelle zahlreicher Streitigkeiten und Processe, die ihn u. A. am 24. Februar 1718 zu einer Eingabe an den König veranlaßten, in welcher er in Versen um Gerechtigkeit bat und folgender-

maßen schließt: „Hier fällt ein treuer Knecht vor Seinem König nieder, Sucht sein verlohrnes Recht in Seinem König wieder.“ Er unterzeichnet sich als „46jähriger allerunterthänigster, jetzo unschuldigst verfolgter, indes biß in den Todt devotester 79jähriger treuer Knecht und 30jähriger General.“ M. starb im J. 1723. Er war ein Mann von strengster Pflichterfüllung, welche er mit entgegenkommendem Wesen und feinen Umgangsformen zu verbinden wußte, ein wissenschaftlich gebildeter Officier, ein vortrefflicher Zeichner mit wunderschöner Handschrift. Er gehörte der reformirten Kirche an und war vermählt mit Juliane Katharina Christiane v. Klingsporn. Eine Tochter, gleichen Namens als die Mutter, war an den Geh. Rath und Präsidenten, Gesandten am kaiserlichen Hofe, Friedrich Heinrich v. Bartholdi vermählt, eine andere Tochter an Albrecht Gottlob Gans Edlen zu Putlitz. Da M. keine Söhne hinterließ, adoptirte er im Juli 1712 seinen Schwiegersohn Bartholdi unter dem Namen v. Bartholdi Freiherr von Micrander. — Es gibt zwei auf M. geprägte Medaillen.

(König) Biograph. Lexikon III, S. 46; v. Crousaz, Gesch. des königl. preuß. Cadettencorps; Krause, Greifswald und der Große Kurfürst im J. 1676 in der Zeitschr. für preuß. Geschichte und Landeskunde, herausg. von Rößler, XX, S. 373 ff.; Acten des Geheimen Staatsarchivs und der Geheimen Kriegskanzlei; Spieß, Brandenb. Münzbelustigungen III, S. 289 m. Abb.; Gottl. Friedlaender, Die K. Allg. Kriegsschule ꝛc., S. 13.

Ernst Friedlaender.

Micronius: Martin de Cleyne, daher M., einer der eifrigsten Beförderer der Reformation, geb. zu Gent und dort, wie behauptet, von anderer Seite aber bestritten wird, als erfahrener Arzt besonders geachtet. Schon früh stimmte er den neueren Religionsansichten zu; der Inquisition verdächtig geworden, änderte er seinen Namen in Micronius; als die Religionsverfolgung heftiger um sich griff, entfloh er nebst Johann Utenhove, de Falais und Anderen um 1544 nach Deutschland. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt zu Basel begleitete er im Frühjahr 1549 mit seiner Gattin Joanna, den späteren anglicanischen Bischof John Hoper nach England, wo es sich damals um die Gründung einer holländischen Gemeinde zu London handelte. Als nun König Eduard VI. am 29. Juni 1550 die Augustinerkirche (Austin Friars) für diesen Zweck bestimmt hatte, stellte er Johann à Lasko (Bd. XVII, S. 736) als Superintendenten, Gualtherus Delenus und M. als Prediger an; zugleich Richard Vauvilius und François du Rivier (Rivius oder Riverius) für die wallonische Gemeinde. Eifrig arbeitete jetzt M. an der Organisation und Erbauung der Gemeinde und erndtete hohes Lob durch Friedfertigkeit, milde Gesinnung und treffliche Predigt, besonders auch durch Verfassung eines „kleinen Katechismus“ zum Unterricht für jüngere Kinder, indem Utenhove's „Großer Katechismus“ sich für diesen Zweck weniger eignete. Diese kleine Schrift erschien im October 1552 und zeichnete sich durch klare und deutliche Darstellung der Glaubenslehre, ganz im Geiste Zwingli's aus. Als aber am 6. Juli 1553 der König starb, war es leider mit der Religionsfreiheit der holländischen Gemeinde wie überhaupt mit dem englischen Protestantismus aus. Königin Maria führte den katholischen Gottesdienst wieder ein und die Häupter der holländischen Gemeinde waren genöthigt, sich der nun eintretenden Verfolgung durch die Flucht zu entziehen. Am 17. September schifften sich zu Gravesend 300 Reformirte nach Dänemark ein, in der Hoffnung, dort eine sichere Zufluchtsstätte vom Könige Christian III. zu erhalten. Nach einer höchst gefährlichen und stürmischen Reise kamen à Lasko, Utenhove und M. am 3. November zu Helsingör und nach fünf Tagen zu Kolding an, wo der König sich aufhielt. Sie erreichten aber ihr Ziel nicht. Ihre Bitte um freie Ausübung des reformirten Cultus scheiterte an dem unduldsamen und starren Lutheranismus der beiden Hofprediger Noviomagus und Heinrich

Buscoducensis. Die Flüchtlinge zogen daher weiter nach Deutschland, wo sie, nach manchen Widerwärtigkeiten bei der Gräfin Anna von Oldenburg (Bd. I, S. 468) in Ostfriesland und besonders zu Emden, eine gute Aufnahme fanden. Auch M. war, nachdem er umsonst zu Bremen, Hamburg, Lübeck und Wismar Obdach für seine Reisegenossen gesucht hatte, im April 1554 zu Emden angekommen. Schon am 20. Mai berief ihn die Gräfin zum Predigeramte zu Norden, welches er alsbald antrat und löblich verwaltete, bis ihn am 12. September 1559 die zu Norden damals wüthende Pest hinraffte. Unermüdlich hatte er die Angelegenheiten seiner Gemeinde vertreten, aber auch in weiteren Kreisen mit liebevoller, friedsamer und aufgeklärter Gesinnung gewirkt. Mehrere öffentliche Religionsgespräche hielt er 1553 und 1554, theils zu Hamburg, wo er dem Joachim Westphal gegenüber die Abendmahlslehre Zwingli's vertrat, theils zu Wismar und Emden, wo er mit Heinrich Smedenstede und Menno Simons über die Lehre von der Menschwerdung Christi verhandelte. Auch 1556 war er an der Disputation mit Letztgenanntem zu Norden betheiligt und im selben Jahre rief à Lasko ihn nach Frankfurt zur Ordnung der dort errichteten wallonischen Gemeinde, in der er am 15. September die erste Predigt hielt. Zu gleicher Zeit war er mit der Revision der Uebersetzung des Neuen Testamentes, welche Utenhove und Gottfried Wingius in Angriff genommen hatten, und mit andern wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, welche ihn als einen friedsamen und erleuchteten Theologen zeigen. Außer dem schon erwähnten „Cleyne Catechismus", London 1552 und Embden 1559 verfaßte er „Een claer bewys van het recht gebruyck des nachtmaels Christi ende wat men van de misse houden sal" gedruckt buiten Londen by Collinus Volkwinner 1552, 8°, dann 1554 und 1560 in 12°; „Een waerachtig verhael der zsamensprekinge tuschen Menno Simonsz en Marten Micronius van der menschwordinge Christi", Embd. 1556; „Apologie of verantwoordinge M. Microns op 20 artikelen die Menno Simonsz tegen hen disputatieboeksken heeft uitgegeven", 1558; „Apologeticum scriptum M. Micronii quo ecclesias orientalis Frisiae a Joachimo Westphalo falso traductas modeste tuetur et purgat; responsum item ad quandam ejusdem Westphali epistolam de iis rebus quae post Anglicarum ecclesiarum dissipationem Hamburgi aliisque vicinis locis anno 1554 acciderunt. Inseruntur hic nonnulla de Coenae Dominicae negotio", 1557; „Van de waerdigheydt, nutheydt ende noodigheydt der Christ. vergaderingen", 1561. Auch verfaßte er eine Abkürzung der Liturgie à Lasko's: „Christelyke ordonnantie der Nederl. ghemeynte Christi die van C°. Eduart den VI[den] te London ingestelt was, by Volkwinner 1554", in deutscher Uebersetzung 1565 gedruckt zu Heidelberg bei Johann Mayer. Auch die „Waerachtige historie van Hoste (genaemt Joris) van der Kateleyne te Gendt om het vry opentlick straffen der afgodischer leere gebrandt" wird ihm zugeschrieben; andere aber halten einen gleichnamigen Martin Micron, Vetter des unsrigen, für den Verfasser.

Glasius, Godgel. Nederl. und die dort angeführten Quellen; Dr. F. Pijper's Dissertation, Jan Utenhove, Leid. 1883, bl. 33, 58, 65 v. v. 129 v. v. ꝛc.

van Slee.

Micyllus: Jakob Molshem (so nennt er sich selbst in einem Briefe von 1526 (cf. Z. f. h. Theol. 1872, S. 395), Molseym (Erfurter Matrikel 1518), Molsheym (Erfurter Baccalaureatsliste 1520), latinisirt Micyllus, nach der Person dieses Namens in Lucian's Dialog *περὶ τοῦ ἐνυπνίου*, wurde am 6. April 1503 in Straßburg im Elsaß geboren, studirte 1518—22 in Erfurt, wo er in dem geistreichen und mannichfach angeregten Kreise jüngerer Humanisten, welche sich um Eobanus Hesse schaarten, Aufnahme und vielseitige Förderung fand. M. widmete sich hauptsächlich den classischen Studien, nicht ohne jedoch gleichzeitig nach dem Beispiele seines Lehrers und mit gleichem Eifer wie

sein für das Leben ihm in treuer Freundschaft verbundener Studiengenosse Camerarius, in lateinischen Dichtungen sich zu versuchen und mit historischen Studien zu beschäftigen. Die geistige Verwandtschaft beider offenbarte sich schon damals und bewährte sich im späteren Leben immer deutlicher. Beide Jünglinge wurden durch die großen historischen Begebenheiten dieser Jahre und die eigenen Erlebnisse in Erfurt, wie die Durchreise Luthers zum Reichstage von Worms und den sich daran knüpfenden großen Studententumult gegen die Mönche ganz natürlich auf geschichtliche Betrachtungen hingewiesen. Es entsprach ihrer gesammten geistigen Richtung, daß sie sich dabei den Bestrebungen Luthers und Melanchthons anschlossen und in denselben mit Männern wie Joh. Lange, Kohlsheimer und Anton Musa innig verbunden fühlten. Ende 1522 oder Anfang 1523 ging M., um seine Studien zu vollenden und Melanchthon zu hören, nach Wittenberg, wo er wiederum mit Camerarius, der etwas früher dorthin sich gewendet hatte, zusammentraf und mit diesem und dem aus seinem Schulamte in Frankfurt a M. (April 1523) zurückgekehrten Wilhelm Nesen den Kreis der jüngeren Verehrer und Freunde Melanchthons bildete. Jedoch bald löste derselbe sich auf. Nesen ertrank am 6. Juli 1524 in der Elbe, M. wurde als Lehrer resp. Rector einer Schule (in derselben wurden nach Nesen's und Micyllus' Vocation „ire“, d. i. der Rathsherren, „und gemeyner burgerschaft kyndere“ unterrichtet) nach Frankfurt a M. berufen (Oct. 1524), wo vor ihm Nesen und Carinus gewirkt hatten. Melanchthon hatte ihn empfohlen und Justinian v. Holtzhausen, der Sohn des einflußreichen Rathsherrn Hamann v. Holtzhausen aus Frankfurt, damals Student in Wittenberg, scheint die weitere Vermittelung der Angelegenheit betrieben zu haben. Die erste Zeit im Amte brachte er, unterstützt durch das Wohlwollen der einflußreichen Patricierfamilien der Holtzhausen, Glauburg und Fürstenberg und in gutem Einvernehmen mit den beiden evangelischen Prädicanten Bernhard v. Algersheim und Dionysius Melander in glücklicher Zufriedenheit zu. Mit Erfurt und Wittenberg unterhielt er gute Verbindung, die durch Johann Agricola, den Luther zur Neuordnung der Frankfurter kirchlichen Verhältnisse abgeordnet hatte (1525), nur befestigt wurde. Mehrere Briefe Micyllus' zeugen von der innigen Freundschaft, die Beide auch später noch verband. So tief innerlich er indeß mit den Wittenbergern verbunden war, so bestimmt lehnte er einen Ruf an die dortige Universität ab. Der Grund war wol, daß er eben im Begriff stand, sich zu verheirathen. Seine Gattin war, wie wir aus dem Briefe an Agricola vom 16. September 1526 (Z. f. h. Theol. 1872, S. 395) ersehen, Gertrud Meyerin, Tochter des Bürgermeisters (consul) in Seeligenstadt, Mainzer Diöcese. Er hatte in der Folge nicht wenig zu leiden unter den Schwierigkeiten, die ihm der Kurfürst Albrecht von Mainz wegen der Ausfolgung der Erbschaft seiner Frau bereitete. Erst 1528 scheint er durch Vermittlung des Rathes von Frankfurt und des Grafen Albrecht von Mansfeld das Seinige erhalten zu haben. — Es ist anzunehmen, daß M. schon damals den Entwurf eines Unterrichtsplanes ins Auge gefaßt habe, nach welchem er seine Schule zu gestalten bemüht war, wenn auch der Lehrplan, den wir noch jetzt von ihm besitzen, aus viel späterer Zeit herrührt, und ihm zur Durchführung desselben in mehreren Classen nur eine Lehrkraft außer der seinigen zur Verfügung stand. — Außerdem hatte er sich zur Abhaltung von öffentlichen Vorlesungen, täglich eine Stunde, verpflichtet, an welchen die bedeutenderen Männer der Stadt, welche der reformatorischen Richtung huldigten, theilgenommen zu haben scheinen. — So glücklich sich M. im Anfange seiner Thätigkeit in Frankfurt gefühlt hatte, so schwierig wurde seine Stellung daselbst in den späteren Jahren. Einmal machte ihm die Schule Sorge; sie ging aus unbekannten Ursachen allmählich zurück; sodann verfolgten ihn feindlich gesinnte

Männer, die ihm früher nahe gestanden hatten. Wir denken dabei zunächst an Dionysius Melander, den Prädicanten, der mit volksmäßiger Derbheit und rohem Ungestüm den Anhängern des alten Glaubens, aber auch der zierlichen Anmuth der neuen Poeten und der Beschäftigung mit den classischen Studien entgegentrat; sodann an seinen Gehilfen im Schulamt, Moser, den er selbst besoldete, und der das mannichfache Gute, das ihm M. erwiesen, durch Hinterlist und Bosheit vergolten zu haben scheint (quaeque meo dudum latuit gremio abdita serpens efflaret virus, jam manifesta nocens). Alles dies führte ihn dazu, sich nach einer anderen Stellung umzusehen. Sein wissenschaftlicher Ruf und vor Allem sein dichterischer Ruhm, den er sich durch zahlreiche poetische Arbeiten — auch das lateinische Begrüßungsgedicht, welches der Rath von Frankfurt dem Kaiser Karl V. bei seiner Durchreise 1530 überreichen ließ, war sein Werk — erworben hatte, unterstützten seine Bemühungen. — Unter dem 18. Januar 1533 wurde er als Lehrer der griechischen Sprache an Stelle des Symon Grynaeus an die Universität Heidelberg mit einem Jahrgehalt von 60 Gulden berufen. Bis zum Sommer 1537 hat er dort gewirkt. Mit seinen Vorlesungen über Gegenstände der griechischen Litteratur verband er eine äußerst angestrengte wissenschaftliche Thätigkeit, die selbst juristische Studien in ihren Kreis zog. Im März 1535 erschien seine Ausgabe der Fabeln des Hyginus in Basel bei Herwagen und seine deutsche Uebersetzung der Annalen und Historien des Tacitus, sowie des „büchlein von der alten Teutschen brauch unnd leben auch durch denselben Cornelium Tacitum beschrieben“ in Mainz bei Ivo Schöffer. Gleichzeitig verfaßte er mehrere lateinische Gedichte, unter denen das Festgedicht auf die Vermählung des nachmaligen Kurfürsten Friedrichs II. von der Pfalz mit der dänischen Prinzessin Dorothea, Tochter des unglücklichen Christian II. (Septbr. 1535) und die Schilderung des Brandes des Heidelberger Schlosses (April 1537) nicht ohne historischen und poetischen Werth sind. — Unterdessen war in Frankfurt das Bedürfniß erwacht, die Schule, der einst M. vorgestanden und die nun unter Moser ihrem gänzlichen Verfall entgegenging, neu zu organisiren. Die Stadt hatte das evangelische Bekenntniß angenommen und sich dem Schmalkaldischen Bunde angeschlossen (1536). Es kam darauf an, die Jugend in der neuen Lehre zu befestigen und aus ihr die künftigen Stützen der Stadt heranzubilden. Niemand schien dazu nach seiner ganzen Art geeigneter als M. In dankbarer Erinnerung seiner früheren guten Dienste berief man ihn 1537 mit einem Jahrgehalt von 150 Gulden. Mit erhöhtem Eifer griff er seine Aufgabe an. Die von ihm verfaßte, noch erhaltene „descriptio scholae instituendae“ gibt Kunde von dem Ziele, welches er sich gesteckt hatte. Er forderte, daß die formale Seite des Unterrichts, die Erwerbung grammatischer Kenntnisse, in gleicher Weise wie die reale, die Berücksichtigung der Bedürfnisse des praktischen Lebens, durch Einführung in eine angemessene und belehrende Lectüre und durch den sich daran schließenden Unterricht in der Dialektik und Rhetorik erstrebt würden. Er war der erste der deutschen Schulmänner, der das wichtige Princip, daß auf allen Stufen die zur grammatischen Uebung nöthigen Beispiele und die entsprechende Lectüre nach dem Maße ihres lehrreichen Inhaltes ausgewählt werden müssen, aufstellte und in der Praxis in seinen Schullehrbüchern durchführte. So sollten die gelesenen classischen Schriftsteller in gleicher Weise zur Erwerbung historisch-geographischer Kenntnisse mitwirken, wie ihr Verständniß nur mit Hilfe dieser Kenntnisse erschlossen werden könnte. Auch arithmetischer Unterricht wurde wenigstens in den obersten Classen ertheilt, wobei die Theilung der Schule in 4—5 Classen vorausgesetzt wurde. Sonst erstreckte sich der Unterricht auf Religion, Griechisch (in den beiden obersten Classen), Latein (mit wöchentlichen Exercitien zur Uebung des Uebersetzens in die Muttersprache) und metrische Uebungen. —

Wie weit dieser Unterrichtsplan damals zur Durchführung gelangt ist, läßt sich nicht mehr feststellen; aber 1579 war er durchgeführt und ist lange Jahre danach in Geltung geblieben; ja gewisse Einrichtungen desselben haben sich bis in unsere Tage erhalten. — Von Micyllus' litterarischen Arbeiten dieser Periode sind besonders hervorzuheben: „De re metrica libri tres" 1539, die verbesserte Bearbeitung von Melanchthon's lateinischer Grammatik 1540, über die sich der Autor selbst voll Anerkennung äußerte: „Etiam si mihi plus otii esset, tamen anteferrem Micylli censuram meae" und „Opus utrumque Homeri Iliadis et Odysseae diligenti opera Jacobi Micylli et Joachimi Camerarii recognitum" 1541, eine Arbeit, deren Verdienst trotz der Mitarbeiterschaft des großen Tübinger Gelehrten hauptsächlich und wesentlich M. zuzurechnen ist; endlich die für den Schulgebrauch angefertigten griechischen und lateinischen Lese- und Uebersetzungsbücher. — So werthvoll und erfolgreich auch sein Aufenthalt in Frankfurt war, wo ihm im Umgange mit trefflichen Männern, wie Justinian v. Holtzhausen, Glauburg, Joh. Fichard, seinem früheren Schüler, mannichfache Ehren und Freuden zu Theil wurden, so trug er doch kein Bedenken, eine Heidelberger Professur, die ihm unter wesentlich günstigeren Bedingungen als früher 1547 angeboten wurde, wieder zu übernehmen, um so mehr, da ihm die auszeichnende Aufgabe bevorstand, die Universität im Geiste der neuen Lehre und des Humanismus reorganisiren zu helfen. Ihm fiel vor Allem die Revision der Statuten der philosophischen Facultät zu (1550). Die Zufriedenheit mit seinem Wirken gab der Kurfürst von der Pfalz, Friedrich II., dadurch zu erkennen, daß er M. mit seinen Collegen Dozler und Geißelbach in die Commission berief, der die Gründung und Einrichtung des für Heidelberg so segensvoll gewordenen Stiftes, des domus sapientiae (Sapienzcolleg) übertragen wurde; 1555 wurde das Stift feierlich eröffnet; 1556 ehrte ihn der Senat der Universität durch Uebertragung des Rectorats. — Seine Vorlesungen behandelten hauptsächlich Stoffe aus der griechischen Litteratur: Sophokles, Euripides, Aratus, Demosthenes, Theokrit, Homer u. A. Er scheint den einzelnen Gegenständen eine biographische und litterarhistorische Einleitung vorausgeschickt, dann eine lateinische Uebersetzung, bei Dichtern in poetischer Form, gegeben und kurze erklärende Anmerkungen hinzugefügt zu haben. Von größeren Arbeiten entstammen dieser Zeit seine Ovidausgaben, seine Einleitung zum Euripides und seine „Arithmetica logistica lib. II" 1553, durch welche er das Studium der Arithmetik in den Kreis der akademischen Lehrgegenstände einzuführen bestrebt war. Auch zu poetischen Arbeiten fand er Muße; das „Toxeuticon sive certamen sagittariorum" in 200 Distichen zur Feier des großen Heidelberger Schützenfestes 1554 entbehrt nicht des historischen, die Elegie auf den Tod seiner Gattin (15. August 1548) nicht des persönlichen Interesses. M. starb am 28. Januar 1558. Von seinen Kindern haben ihn nur 2 Söhne überlebt, der eine ehrsamer Bürger und Schneidermeister in Heidelberg, der andere, Julius, nachmaliger Kanzler des Kurfürsten von der Pfalz. Er gab 1564 die Gedichte seines Vaters unter dem Titel „Sylvae" in 5 Büchern heraus. Von den Schülern Micyllus' sind der oben genannte Fichard und der Professor der Medicin in Heidelberg und Dichter Petrus Lotichius Secundus zu erwähnen.

Cf. J. F. Hautz, Jacobus Micyllus etc., Heidelbergae 1842. — J. Classen, Jac. Micyllus, Rector zu Frankfurt und Prof. zu Heidelberg. Frankf. a. M. 1859 und Nachträge zu der Biographie des Jac. Micyllus, im Progr. des Gymn. zu Frankfurt a. M. 1861. — A. Brecher, Neue Beiträge zum Briefwechsel der Reformatoren i. d. Zeitschrift für die hist. Theologie 1872, S. 390—395. — G. E. Steitz, Abhandlungen zu Frankfurts Reformationsgeschichte. Frankfurt a. M. 1872, S. 216—279. — C. Krause,

Helius Eobanus Hessus etc., 1. Bd., Gotha 1879, S. 230 ff. — C. Bursian, Gesch. der class. Philologie in Deutschland. Münch. und Leipz. 1883, S. 192—196. Brecher.

Middeldorpf: Albrecht Theodor M., Chirurg, war am 3. Juli 1824 zu Breslau, als Sohn des berühmten Professors der Theologie und Orientalisten Dr. Hinrich M., geboren, gewann frühzeitig Interesse für die Naturwissenschaften und zeigte zugleich in der Jugend schon eine bedeutende technische Begabung, die es ihm ermöglichte, manches künstliche Werk anzufertigen. Vom Herbst 1842 an, wo er das Friedrichsgymnasium verließ, bis 1846 studirte er in Breslau und Berlin Medicin, während welcher Zeit er namentlich Purkinje, Johannes Müller und Dieffenbach näher zu treten das Glück hatte. Mit einer Dissertation „Disquisitio de glandulis Brunnianis", zu der er die Untersuchungen unter Müller's Leitung gemacht hatte, wurde er 1846 Doctor, war darauf ein Jahr lang bei Purkinje Assistent, besuchte dann Wien und Paris und hatte nach dem 18. März 1848 in Berlin zum ersten Male Gelegenheit, Schußwunden in Menge zu sehen. Nach Breslau zurückgekehrt, war er eifrig bemüht, in den dortigen Hospitälern sich weitere Kenntnisse zu erwerben und gründete mit mehreren Freunden einen Verein für physiologische Heilkunde, an den er unter dem Titel „Der Name und das Wesen der Entzündung" 1849 einen Commissionsbericht erstattete. Die bald nach seiner Heimkehr ausgebrochene Cholera gab ihm Gelegenheit zu neuen Untersuchungen, namentlich über die Verminderung des Wassergehaltes der Muskeln, den Eiweißgehalt des Erbrochenen und der Stühle, des Urins rc., veröffentlicht in einer Abhandlung in „Günsburg's Zeitschrift für klinische Medicin". Im April 1849 wurde er Assistent auf der unter Remer's Leitung stehenden chirurgischen Abtheilung des Allerheiligen-Hospitals, wo er die reichlichste, eifrig benutzte Gelegenheit zu wissenschaftlicher Verwerthung des Materials fand. Schon damals begann er seine zahlreichen Experimente über die „Akidopeirastik" genannte Untersuchungsmethode mit spitzen Instrumenten, veröffentlichte mehrere chirurgische Abhandlungen, z. B. über die umschlungene Naht, eine comparative Kritik der Steinoperationen am Damme, sowie eine experimentelle Arbeit „Ueber die Veränderung der Knochen und Knorpel in der Peritonealhöhle lebender Thiere". So verflossen zwei Jahre unter ernster wissenschaftlicher und praktischer Beschäftigung, nur durch wiederholte Studienreisen nach Paris und an die deutschen Universitäten unterbrochen. Vom Herbst 1851 aber concentrirte er seine Thätigkeit auf folgende drei Hauptaufgaben: die Weiterentwicklung der Akidopeirastik, die Bearbeitung eines Werkes über Knochenbrüche und die Begründung einer chirurgischen Operationsmethode, mit der sein Name für immer verbunden sein wird, nämlich der von ihm so benannten Galvanokaustik. Ueber die Akidopeirastik, über welche er ein größeres Werk herauszugeben beabsichtigte, erschien nur eine kurze Abhandlung in Günsburg's Zeitschrift (Jahrg. 7) „Ueberblick über die Akidopeirastik, eine neue Untersuchungsmethode mit Hülfe spitziger Werkzeuge", in welcher er das Verfahren und die anzuwendenden Instrumente näher beschrieb. Das sehr geschätzte Werk „Beiträge zur Lehre von den Knochenbrüchen", Breslau 1853 m. 5 Tafeln 4., welches manche neue Anschauungen und viele gute Beobachtungen enthält, wurde in seinem allgemeinen Theile zu seiner Habilitation als Privatdocent der Chirurgie im Mai 1852 benutzt. Für die Galvanokaustik aber, jene Operationsmethode, mittelst welcher vollständig blutlos, und zwar selbst in Höhlen operirt werden kann, in welche andere schneidende Instrumente kaum einzudringen im Stande sind, war M. der wissenschaftliche und technische Begründer, obgleich er nicht der Erste war, der von der elektrischen Glühwirkung zu Heilzwecken Gebrauch machte. Es gelang ihm, unterstützt durch befreundete Physiker, eine den Zwecken entsprechende Batterie zu construiren und mit Hülfe von geschickten Instrumentenmachern die zur Ap-

plication der Glühhitze erforderlichen Vorrichtungen und Apparate in mustergiltigster Weise herzustellen, so daß Ende März 1853 von ihm die erste derartige Operation am lebenden Menschen ausgeführt werden konnte. Der wissenschaftlichen Welt machte er seine Erfindungen in einem Bernhard Langenbeck gewidmeten Werke: „Die Galvanokaustik, ein Beitrag zur operativen Medicin, mit 4 Tafeln", Breslau 1854 bekannt. — Im Herbst 1854 wurde er zum Professor extraordinarius der Chirurgie und Augenheilkunde ernannt und ihm die Leitung der chirurgisch-augenärztlichen Poliklinik übertragen; bald darauf wurde er auch Oberwundarzt des Allerheiligenhospitals. 1856 erhielt er die Leitung der chirurgisch-augenärztlichen Klinik und Poliklinik und wurde zugleich Prof. ordinarius. Er habilitirte sich als solcher mit einer kleinen Schrift: „De polypis oesophagi atque de tumore ejus generis primo prospere exstirpato commentatio." c. tab. Vratislav. 1867, 4, die einen seltenen Operationsfall näher beschreibt. Nach einer noch im September 1856 nach Paris unternommenen Reise, wo er seine galvanokaustische Operationsmethode vielfach zu demonstriren und mit derselben in den Hospitälern zu operiren Gelegenheit fand, wurde ihm die Anerkennung zu Theil, daß, außer anderen Ehrenbezeugungen, ihm von der Pariser Akademie der Wissenschaften ein Monthyonpreis und von der Commission für den Napoleonischen Electricitätspreis eine Erinnerungsmedaille zuerkannt wurde. — 1859 wurde er zum Medicinalrath und Mitglied des Provinzial-Medicinal-Collegiums ernannt. In demselben Jahre veröffentlichte er: „Sur une nouvelle forme de luxation de l'épaule: luxation en l'air" (Clinique européenne) sowie als Gratulationsschrift der Breslauer medicinischen Facultät an seinen Vorgänger in der Leitung der chirurgischen Klinik T. W. Benedict eine: „Commentatio de fistulis ventriculi externis et chirurgica earum sanatione, accedente historia fistulae arte chir. plastica prospere curatae", c. II tabb. 4. und machte 1861 (in den Abhandlungen der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur) eine Mittheilung über das von ihm erfundene Verfahren: „Die percutane Umstechung der Arterien". — Die Kriege der Jahre 1864 und 1866 gaben ihm Gelegenheit, sich auch als Kriegschirurg auszuzeichnen. Im Feldzuge gegen Dänemark stand er vier seiner ehemaligen Schüler, welche in den Kriegshospitälern des Johanniterordens thätig waren, rathend und helfend zur Seite; 1866 war er zum Generalarzt und consultirenden Chirurgen bei der zweiten Armee ernannt, mit Aufopferung, auch hier wieder im Kreise seiner in den Feldlazarethen beschäftigten Schüler, in den Kriegshospitälern von Nachod, Trautenau, Königinhof und Umgebung thätig, wie er auch an der im Frühjahr 1867 nach Berlin berufenen Conferenz für die Reform des Militär-Medicinalwesens noch Antheil nahm. — Seit dem Kriege von 1866 aber war er ein kranker Mann, und obgleich er äußerlich noch in alter Weise thätig war, ja sogar mit seinem Collegen Häser zusammen noch die Herausgabe eines der ältesten Manuscripte über Chirurgie, des Wundarzneibuchs des Deutsch-Ordensbruders Heinrich Pfolspeundt besorgte, nagte, genährt durch manche trübe Erfahrungen, der Wurm des Verderbens, den mehrere vorausgegangene Erkrankungen ihm zurückgelassen hatten, an ihm und mit überraschender Schnelligkeit bildete sich in den letzten 10 Tagen seines Lebens eine Darmverschwärung aus, die durch Perforation und Bauchfellentzündung am 29. Juli 1868 seinen Tod herbeiführte. — M. ist es beschieden gewesen, das chirurgische Können durch seine Erfindungen und Leistungen nach verschiedenen Richtungen hin zu erweitern. Als klinischer Lehrer war er durch die Klarheit, Gediegenheit und Gelehrsamkeit seines Vortrages und seiner Entwicklung des Krankheitsbildes mustergiltig; als Operateur zeichnete er sich durch die sorgfältigste und gewissenhafteste Vorbereitung und die technische Vollendung der Operation aus, obgleich er fern von jeder krankhaften Operationslust war. Als Mensch und College war er stets bedacht, die Ehre des ärztlichen

Standes zu fördern; jedes aufrichtige und wahrhaft wissenschaftliche Streben durfte seiner Unterstützung gewiß sein. Der Ruhm der Breslauer Universität ist von ihm mit allen Kräften gefördert worden.

Vgl. Klopsch im Archiv für klinische Chirurgie. Bd. X. 1869. S. 397.

E. Gurlt.

Middeldorpf: Heinrich M. ward am 21. August 1788 zu Hamburg geboren als Sohn eines dortigen Kaufmanns, welcher ihn zur Erziehung zunächst einem würdigen Landgeistlichen übergab, dessen Vorbild in der Seele des Kindes schon den Entschluß zum Studium der Theologie weckte. 1804 kam er auf das Johanneum zu Hamburg, wo unter Gurlitt's Leitung Neander und Varnhagen von Ense seine Mitschüler waren. Später bezog er das sogenannte akademische Gymnasium seiner Vaterstadt, welches damals eine philosophisch-philologische Vorbildung für das Universitätsstudium gab. Zugleich gab er in der untersten Classe des Johanneums einige Lehrstunden. Sodann studirte er in Helmstedt, wo Lichtenstein und Bruns ihn auf die Orientalia hinwiesen. Auch den seltsamen Beireis hat er damals gehört. Bredow führte ihn in Geschichte und classisches Alterthum ein. Von hier ging er nach Göttingen, wo ein Kreis hervorragender Lehrer wie Heyne, Eichhorn, Heeren, Planck, Dissen und Andere ihm geistige Nahrung bot. 1810 promovirte er in Helmstedt als Dr. phil. — Durch Wilhelm v. Humboldt's Vermittlung ward er bald darauf in Frankfurt a. O. als Privatdocent der orientalischen Sprachen mit einer kleinen Vergütung angestellt. Im Herbst 1811 siedelte er mit der Viadrina an die Leopoldina nach Breslau über und ward hier außerordentlicher Professor der Theologie, 1812 zugleich Custos der königlichen und Universitätsbibliothek daselbst. Die patriotische Erhebung führte ihn 1813 als Feldprediger in die Reihen der Kämpfer für das Vaterland, bis Kränklichkeit ihn zur Rückkehr nöthigte. 1815 aber reiste er als Deputirter der Provinz in die rheinischen und belgischen Hospitäler zur Pflege der Verwundeten. Im selben Jahre ward er ordentlicher Professor, 1816 Dr. theol., 1823 Director des königl. Seminars für gelehrte Schulen, 1826—29 Mitglied der wissenschaftlichen Prüfungscommission. 1828 ward er Consistorialrath. Seine Vorlesungen in Breslau erstreckten sich über alt- und neutestamentliche Fächer, Dogmatik, Symbolik und Ethik. — Später ward er Oberconsistorialrath und durch hohe Orden ausgezeichnet. Nach längeren körperlichen Leiden schied er am 21. Januar 1861 dahin. (Nowack, Schlesisches Schriftstellerlexikon H. 4, 1840, S. 90—95. — W. Böhmer, Zur Erinnerung an Dr. H. M. (Zeitschr. f. wissensch. Theol. 1861, Bd. IV, S. 332—334) Protest. K. Z. 1861, Nr. 5.) Seine früheren Arbeiten: „Nahum, aus dem Hebräischen übersetzt und erklärt“, 1808, und „Symbolae exegeticae ad librum ecclesiastae“, 1811, sind veraltet. Sehr verdienstvoll aber war seine Ausgabe eines Theils des sogenannten „Codex Syriaco-hexaplaris“, 1835, zu welcher er durch seine „Curae hexaplares in Jobum“, 1817 (s. den vollständigen Titel bei de Wette-Schrader, Lehrb. d. Einl., 1869, S. 117) bereits seinen Beruf erwiesen hatte. Diese Handschrift, welche eine syrische Uebersetzung des hexaplarischen (LXX) Textes vom A. T. enthielt, war aus einem syrischen Kloster der nitrischen Wüste in Aegypten in die ambrosianische Bibliothek zu Mailand gekommen und theilweise von Matth. Norberg (1787) und Bugati (1788) herausgegeben. An diese Arbeiten schloß M. an, indem er den Jesaias, die 12 kleinen Propheten, die Sprüchwörter, den Hiob, das Hohelied, die Klagelieder, den sogen. Prediger nach einer ihm überlassenen Abschrift herausgab und bei dieser Gelegenheit viele Fehler des letzteren verbesserte. Das 4te (2te) Buch der Könige edirte er dann nach zwei Abschriften einer Pariser Handschrift. Im zweiten Bande gab M. hierzu Erläuterungen (den vollständigen lateinischen Titel siehe bei Nestle, Brevis linguae Syriacae grammatica, 1881, Abschn. littera-

tura p. 22, No. 122). Werthvolle Verbesserungen zu Middeldorpf's Ausgabe gab G. H. Bernstein in der Zeitschr. der deutsch. morgenl. Ges., Bd. III, S. 411—428. Neuerdings sind diese Arbeiten durch Ceriani überholt, 1863 bis 1874 (s. Nestle a. a. O. S. 23, Nr. 124 b. c.). — Außerdem schrieb M. eine „Commentatio de institutis literariis in Hispania quae Arabes auctores habuerunt", 1810 (Fürst, biblioth. jud. II, 377) und eine „Commentatio de Prudentio et theologia Prudentiana" 1823, 26, 2 Partes; vgl. Zeitschr. f. histor. Theol. 1832, Bd. II, St. 2, S. 127—190. — Um das neue Testament machte er sich verdient durch die Beschreibung der Seidelischen Handschrift desselben (in Rosenmüller's bibl.-exeget. Repertor. Thl. 2), fortgesetzt unter dem Titel: „Variae lectiones e cod. N. Ti. Seideliano jam Francofurti ad V. asservato" (in Rosenmüller's commentatt. theol. T. II Pars 2, in welchem Bande sich noch zwei durch M. zum Druck beförderte litterarische Seltenheiten befinden: „Endlicher's examen criticum Codicis graeci IV Evangeliorum Posonii asservati" und „Herm. Sam. Reimari dissertationes tres de differentiis vocum hebraicarum", 1717—18). — Hierzu kommen zahlreiche Broschüren, Reden, Abhandlungen, Predigten, Recensionen, deren Bedeutung wol mit ihrer Zeit erloschen ist, weshalb ihre Aufführung hier unterbleiben kann. M., obwol wie aus dem Angeführten erhellt, auch für streng wissenschaftliche Arbeiten durchaus befähigt, ward doch durch die Entwickelung der Theologie und Kirche seiner Zeit, bei dem lebhaften Antheil, den er innerlich hieran nahm, immer mehr in ein praktisches Wirken hineingedrängt, ohne daß ihm nachgesagt werden könnte, er sei ein Parteimann geworden. Er kämpfte für das edle Gut der Freiheit der Wissenschaft und der religiösen Ueberzeugung nach rechts wie nach links, nahm sich des Lutheraners Scheibel in Breslau ebenso sehr an, wie Bruno Bauer's in Bonn, für dessen Verbleiben im Amte er stimmte, als die Facultät in Breslau um ihr Votum dieserhalb befragt wurde. Sein Wirken in seinen zahlreichen Aemtern in der Kirche, Universität und Schule war ein rastloses und gesegnetes, wie es von einem Manne zu erwarten stand, der nicht nach der Schablone war, sondern die eigne in gediegenem Streben gebildete Natur in die Wagschale werfen konnte.

C. Siegfried.

Middendorp: Jacob M., katholischer Theologe und Historiker, geb. zu Oldenzaal in Overyssel (nicht in Otmersen, wie Hartzheim, Biblioth. Colon., angibt), † zu Köln am 13. Januar 1611 im 73. Jahr seines Alters. In Köln machte er seine höheren Studien, wurde Doctor der Philosophie und beider Rechte, sowie Licentiat der Theologie, und trug beim Montaner Gymnasium die Philosophie nach Aristoteles vor. Auch bei anderen Akademien hat er zeitweilig ein Lehramt übernommen — die fruchtbarste Periode seines Wirkens gehört jedoch Köln an. Hier erlangte er ein Canonicat beim Andreasstifte, wurde 1596 Dechant daselbst, und 1601 nahm ihn das Domcapitel unter seine Priestercanoniche auf. Herzog Ferdinand von Baiern, damals Dompropst und Coadjutor des Erzbischofs, ernannte ihn 1602 zum Prokanzler der Universität, deren Rector er vordem zweimal gewesen war. Einen schriftstellerischen Ruf hat er sich besonders durch sein Werk: „De celebrioribus universi orbis Academiis libri II" erworben, welches 1567 bei Peter Horst in Köln erschien. 1602 folgte im Verlage von Goswin Cholinus die vierte bedeutend vermehrte Ausgabe mit dem Titel: „Academiarum celebrium universi terrarum orbis libri VIII. locupletati." Hartzheim (B. C. p. 150—151) verzeichnet mehrere andere Schriften Middendorp's, unter denen die „Quaestiones theologicae" (1603) und die „Historia monastica" (ebenfalls 1603) die bedeutenderen sind. In der Andreaskirche befand sich sein Grabdenkmal mit einer ihn sehr ehrenden Inschrifttafel. J. Merlo.

Mieg: Johann Friedrich M., reformirter Schriftsteller und kurpfälzischer Kirchenbeamter, geb. am 25. October 1700 zu Marburg, † am 23. April 1788

zu Heidelberg. Ein Sohn von Ludwig Christian M., führte er die ganz um die pfälzer Landes- und Kircheninteressen sich bewegenden Traditionen seines Hauses weiter, wurde in Heidelberg Secretär des reformirten Kirchenraths, dann Mitglied und endlich Director des Ehegerichts in Heidelberg; 24 seiner Schriften, in deutscher, lateinischer und französischer Sprache abgefaßt, poetischen, geschichtlichen, juristischen Inhalts, sind aufgezählt bei Meusel, IX, S. 170 f. Am bekanntesten wurde „Academiae Heidelbergensis ortus et progressus“ mit dem Elenchus professorum, bei Gelegenheit der Herausgabe einer 1728 gehaltenen Rede seines Vaters de providentia divina (Mannheim 1771); daneben „Deutschlands Geschichte; ältere und neuere Quellen“ (ebd. 1773); „Die Unterpfalz und deren Haupt- auch kurfürstliche Residenzstadt Mannheim“ (ebend. 1770); „Schrift- und geschichtsmäßiger Bericht von den christlichen Festzeiten“ (Worms 1775); „Parnassus palatinus Phoebo gaudens“ (Heidelberg 1776). Holtzmann.

Mieg: Ludwig Christian M., reformirter Theolog, geb. am 10. Aug. 1668 zu Heidelberg, † am 19. Januar 1740 ebendaselbst. Er war ein Sohn des Professors der Theologie und Consistorialrathes Johann Friedrich M., welcher an seinem 49. Geburtstag am 12. August 1691 zu Gröningen, wohin er eben von Heidelberg übergesiedelt war, gestorben ist. Seit 1684 den theologischen Studien in Heidelberg und Basel ergeben, wurde er 1686 in seiner Vaterstadt Magister und, während der 1689—90 dauernden Kriegsgefangenschaft seines Vaters, Prediger an der reformirten Gemeinde in Mannheim, mit welcher er in den Kriegsunruhen nach Hanau auswanderte. Dann unternahm er eine Reise nach Utrecht und Leiden und wurde 1691 Professor der griechischen Sprache und reformirter Prediger in Rinteln. Von da siedelte er 1694 als Professor und Prediger nach Marburg über, wo er 1697 Doctor und Ordinarius der Theologie wurde. Von ihm stammt die erste Kunde, welche 1704 über das Treiben der Buttlar'schen Rotte in die Oeffentlichkeit drang. Im J. 1705 anläßlich der Erneuerung des pfälzer Kirchenwesens nach der Religionsdeclaration zum Kirchenrath, Professor der Theologie, Pfarrer bei Heilig-Geist und Ephorus des Sapienz-Collegiums in Heidelberg ernannt, war er dort mit seinen Collegen Kirchmeyer und Pastoir während des Religionsterrorismus unter den Kurfürsten Johann Wilhelm und Karl Philipp eine Hauptstütze der reformirten Glaubensgenossen und zeichnete sich schon durch Vertheidigung der reformirten Kirchengüter gegen die Ansprüche der Lutheraner aus („Ausführlicher Bericht von der Reformation ꝛc.“, Heidelberg 1715), mehr noch durch muthiges Auftreten bei Gelegenheit der 1719 verfügten Wegnahme der Heilig-Geist-Kirche und des Verbotes des Heidelberger Katechismus durch die von Jesuiten geleitete Regierung. Seit 1730 predigte er nicht mehr in Folge eines Schlagflusses. Bei Jöcher-Rotermund IV, 2, S. 1711 f. finden sich 58 seiner Schriften aufgezählt, meist Predigten und Dissertationen. Am bekanntesten wurden seine mit dem Mediciner Nebel herausgegebenen „Monumenta pietatis et literaria virorum in re publica et literaria illustrium selecta“ (Frankfurt 1701). Seine „Meletemata sacra de officio pastoris“ (Frankfurt 1747), seine „Introductio in historiam ecclesiasticam“ (Grünstadt 1767) und Anderes gab sein Sohn Johann Friedrich M. heraus. Holtzmann.

Miel: Jan M. (Miele), Maler und Radirer, geb. 1599, † in Turin 1664. Als seinen Geburtsort nennt man Brüssel oder Antwerpen oder Ulaerdingen (Vlaardingen?) bei letzterer Stadt. Ger. Segers war sein erster Lehrer, der ihn wie einen seiner besten Schüler liebte. M. ließ sich von dem unter seinen Landsleuten herrschenden Drange verleiten, eine Kunstreise nach Italien zu unternehmen. Er kehrte von dort nicht mehr in sein Vaterland zurück, blieb aber in Italien seiner vaterländischen Kunstweise treu und selbst A. Sacchi, der ihn in Rom in sein Atelier aufnahm und ihm die besten Rathschläge ertheilte, konnte

ihn nicht umwandeln und für die classische Richtung der Kunst gewinnen. Dagegen sprach ihn die Kunst seines Landsmannes Pieter von Laar (Bamboccio) an und er trat in dessen Fußstapfen. Besonders in seinen kleinen Staffeleibildern, welche Jagden, Carnevalscenen, Gesellschaften, Landschaften mit Landstreichern und Bettlern zum Vorwurfe haben, trat sein Kunstnaturell echt hervor. Bei diesen Compositionen wandte er seinen besten Fleiß an und sie werden auch besonders von den Kunstliebhabern geschätzt und begehrt. Im J. 1648 nahm ihn die Akademie von S. Luca in Rom zu ihrem Mitgliede auf; bald darauf wurde er von Karl Emanuel von Savoyen nach Turin berufen, wo ihm große Arbeiten übertragen wurden. Er stattete das Lustschloß La Venerie mit Fresken aus, deren Gegenstand dem Jagdvergnügen der Großen entlehnt war. Auch im königl. Schlosse zu Turin führte er in Fresco Deckengemälde aus. Seine Arbeiten müssen zur Zufriedenheit des Auftraggebers ausgefallen sein, da ihn dieser zu seinem Hofmaler ernannte und ihn mit dem Orden des h. Mauritius in Brillanten beschenkte. Die Bilder des Schlosses La Venerie wurden auf 21 Platten von G. Tasnière gestochen. Auch mehrere seiner Genrebilder wurden von tüchtigen Stechern dem großen Publicum näher gebracht; wir nennen beispielsweise die Stecher le Bas, J. Daullé, F. Poilly, Beaumont, J. Fittler und Andere. Unser Künstler versuchte sich auch selbst mit der Radirnadel und gab einige Blätter heraus. Den neun von Bartsch beschriebenen fügte Weigel fünf andere hinzu. Neben h. Familien sind es Hirtenscenen, denen wir im Werke Miel's begegnen. Hervorzuheben sind aber die drei seltensten, weil zu einem Buche bestimmten Blätter, welche die Belagerung und Einnahme von Mastricht und Bonn darstellen. Das Eigenbildniß des Meisters befindet sich zu Florenz in der bekannten Sammlung von Künstlerbildnissen in den Ufficien; C. Gregori hat es gestochen. Die Italiener nannten den Meister Giovanni della Vite oder auch Jamieli (Jean und Miel zusammengezogen).

S. Bartsch, R. Weigel, Immerzeel, Kramm. W e s s e l y.

Mielich: s. **Muelich**.

Mierevelt: M i c h i e l J a n s z M., berühmter Bildnißmaler, geb. zu Delft am 1. Mai 1567, † ebenda am 27. Juli 1641. Sein Vater war Goldschmied und Stecher; da der Sohn frühzeitig Talent für die Kunst offenbarte, gab er ihn zu einem Schüler Blockland's, später zu diesem selbst in die Lehre. Letzterer war in Utrecht thätig. Seine ersten Kunstproben bestanden in zwei Stichen, „Die Samariterin am Brunnen mit Jesus“ und „Judith mit dem Haupt des Holofernes“, die indessen sehr selten sind. Bei Blockland blieb er etwas über zwei Jahre, malte dann bei seinem Vater Stillleben, Küchenräume, Vasen, und wurde schließlich Bildnißmaler, als welcher er sich zu einem der besten Künstler dieses Fachs emporschwang. Delft, als Sitz der Statthalter, zog eine Menge der berühmtesten Persönlichkeiten in seine Mauern und M., einmal als tüchtiger Porträtmaler bekannt, hatte vollauf zu thun, um die Helden des Tages mit ihren Damen zu abconterfeien. Die berühmtesten Männer der Zeit, feste und tapfere Helden, die sich im Kampfe für die Freiheit des Vaterlandes bewährt haben, treten uns in seinen Bildern wie lebendig entgegen und vor diesen Bildern versteht man erst recht die Geschichte jener langwierigen Kämpfe. Als sich Karl I. von England mit Henriette, der Tochter Heinrichs IV., verheirathet hatte, lud er unseren Künstler ein nach London zu kommen, um das königliche Paar zu malen; die Pest, die damals in London wüthete, hielt aber M. ab, dem ehrenvollen Rufe zu folgen. Nicht alle Bilder des Künstlers stehen auf derselben Höhe der Meisterschaft; da derselbe sehr viele Aufträge bekam, auch die Zahlung nicht gleich hoch war, so artete seine Kunst oft in handwerksmäßige Fabriksarbeit aus, bei der er vielleicht nur den Kopf ausführte und das Andere Schülerhänden

überließ. Sandrart sagt, daß M. mehr als 10 000 Porträts gemalt habe; diese unglaubliche Menge reducirt Houbraken auf 5000 und auch dies scheint noch etwas übertrieben. Für ein gewöhnliches Brustbild wurden ihm gewöhnlich 150 Gulden gezahlt, für größere Bilder mit vollendeterer Ausführung natürlich bedeutend mehr. Einzelne berühmte Persönlichkeiten wiederholte er mehrmals oder ließ sie copiren, um sie gleichsam am Lager zu haben. Rathhäuser haben viele derselben für ihren Sitzungssaal erworben. Der Poet Corn. de Bye vergleicht darum M. mit einer Ameise, die immer mehr Körner für die Zukunft sammelt. Wenn M. vielleicht auch seinen Zeitgenossen geizig erschien, sein Testament hat diesen Makel völlig getilgt, da er an 4400 Gulden an wohlthätige Anstalten vermachte. M. wurde auch im Haag viel beschäftigt, was seine häufige Anwesenheit daselbst bedingte. Damit würde sich erklären, warum der Meister im J. 1625 in die Lucasgilde daselbst aufgenommen wurde. Seine Bilder kommen in öffentlichen Sammlungen ziemlich häufig vor. Die meisten und schönsten besitzt das Ryk's Museum in Amsterdam und die Gallerie im Haag. Im ersteren befinden sich die Bildnisse von den Oraniern: „Wilhelm I." (gestochen von Tanjé), „Moritz", „Friedrich Heinrich" (gestochen von Tanjé), „Philipp Wilhelm" (gestochen von Delff, seinem Schwiegersohne); ferner von „Jan van Oldenbarneveldt" (gestochen von Delff) und „Jac. Cats" (gestochen von demselben und von J. W. Kaiser). Im Haag findet man dieselben oranischen Porträts, außerdem „Friedrich Heinrich mit seiner Gemahlin Amalia von Solms" und die „Louise v. Collignn" (gestochen von J. C. Visscher). Berlin besitzt das Bildniß des „Jan Uytenbogaert" (1632) und ein unbekanntes männliches Porträt (1627). In Schwerin ist das Bildniß seines Schwiegersohnes, des Stechers Wilh. Delff (1638) und zwei Seitenstücke eines Mannes und dessen Frau. Die Pinakothek in München bewahrt zwei unbekannte männliche Bildnisse, und Braunschweig zwei Paar, je ein Mann mit seiner Frau (1627, 1628). Die besten Künstler der Zeit haben unseres Künstlers Bilder gestochen; so hatte der bereits genannte Wilhelm Delff, der 1618 dessen Tochter Geertruyt geehelicht hatte, allein 54 Bildnisse desselben gestochen. Neben dem bereits genannten P. Tanjé sind ferner zu nennen: B. à Bolswert, W. Hondius, J. Matham, J. Muller, J. Suyderhoef, W. Swanenburg. Diese haben wahre Meisterwerke geliefert, welche den Charakter der Kunst Miereveld's getreu wiedergeben. Der Künstler hatte auch zwei Söhne, die sich der Kunst widmeten: der ältere, Jan, starb sehr frühzeitig, der andere, Pieter, war geboren den 5. October 1595, wurde Bildnißmaler und trat ganz in die Fußstapfen seines Vaters, dessen Zögling er war. Sein Hauptbild, „Die anatomische Vorlesung", die sich in Delff befindet, hat er in Gemeinschaft mit seinem Vater 1617 ausgeführt. Außerdem werden ihm in Dresden drei, in Kopenhagen zwei und in Braunschweig ein Bild zugeschrieben. Er starb am 11. December 1623.

van Mander. Houbraken. Immerzeel. Kramm. Havard (in Gazette des b. a. 1878). Franken (W. Delff). Wessely.

Mieris: Frans van M., Genremaler und Radirer, geb. zu Leiden am 16. April 1635, † ebenda am 12. März 1681. Dessen Vater Jan Bastiaensz, der Goldschmied war, hatte 23 Kinder, unter denen M. ein besonderes Talent für Kunst besaß. Die erste Anleitung in derselben gab ihm Abraham Torenvliet, später trat er in das Atelier von Gerhard Dou ein, der ihn für seinen besten Schüler erklärte. Er eignete sich auch dessen Kunstweise sowohl in der Wahl der Objecte wie in der künstlerischen Durchführung derselben vollständig an, so daß er in der Gruppe der feinen Genremaler Terborgh, Dou und Metsu ebenbürtig seinen Platz einnimmt. In der Feinheit und Miniatur seiner Bilder übertraf er dieselben sogar. Sein Repertoire setzt sich aus denselben alltäglichen Lebens-

kreisen zusammen, wie wir diese im Artikel „Metsu" angeführt haben. Es sind Gesellschaftsstücke, Beschäftigungen vornehmer Damen, die nur den Zweck haben, die Zeit auszufüllen, Besuche, Rauch- und Trinkgelage. Auch M. schildert treu die Wohnräume der besseren Gesellschaft seiner Zeit, malt gern seine Dame in Sammet, Atlas oder Seide. Der Hauptreiz seiner Bilder ruht in der vollendeten Ausführung, in der reizenden Charakteristik, in der zarten Farbengebung, die doch nie, wie bei seinem Nachahmer van der Werff porzellanartig erscheint. Seine Bilder waren in Mode und wurden bereits von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt und sehr hoch bezahlt. So kaufte ein Erzherzog von Oesterreich ein Bildchen von ihm um 1000 Gulden, es stellt eine Seidenhändlerin vor und befindet sich jetzt im Belvedere zu Wien. Man wollte den Künstler nach Wien locken und bot ihm 1000 Reichsthaler Gehalt, aber er folgte dem ehrenden Rufe nicht. Der Großherzog von Toscana besuchte, als er sich in Leyden aufhielt, den Künstler in seinem Atelier und zahlte für ein Bild, das eine Damenunterhaltung darstellt, 1000 Reichsthaler. Auch sonst noch malte er für den Großherzog mehrere Bilder, auch sein Eigenbildniß, das sich jetzt in den Uffizien befindet, das aber schwer in der Farbe ist. Auch die holländischen Kunstliebhaber rissen sich um seine Werke; Professor Silvius hatte sogar das Vorkaufsrecht zu allen Arbeiten für sich ausbedungen. Für Cornelis Paats malte er ein Mädchen, das in Ohnmacht in die Arme einer ältlichen weinenden Frau fällt, während der Urindoctor das Glas consultirt. Der Maler erhielt für jede Stunde Arbeit einen Ducaten, so daß das fertige Bild auf 1500 Gulden zu stehen kam. Das Bild befindet sich jetzt in der Pinakothek in München. M. war mit Jan Steen innig befreundet, dessen Schnurren ihm wohlgefielen. Houbraken, der auch über unseren Künstler allerlei Anekdoten zum besten gibt, läßt M. an den Trinkgelagen seines Freundes thätigen Antheil nehmen. Was an dem Gerüchte, daß er Schulden halber eingesperrt gewesen ist, wahr sein mag, lassen wir unerörtert. Dem Humor ließ der Künstler auch gern in seinen Bildern freien Lauf. Houbraken lobt insbesondere ein Bild, das ein trunkenes eingeschlafenes Mädchen darstellt, dem ein Spaßmacher den Nachttopf auf den Kopf zu setzen im Begriffe steht. Es ist vom J. 1664, Hendrick Bary hat es treffend gestochen, doch ist das Original jetzt nicht nachzuweisen. Die Unterschrift lautet: De wyn is een spotter. Des Meisters Bilder sind in der Welt zerstreut, die wenigsten findet man in seinem Vaterlande; Amsterdam besitzt drei, den Lautenschläger, die Briefcorrespondenz und eine allegorische Vorstellung der Vergänglichkeit. Im Haag ist ein Knabe im Fenster, der Seifenblasen macht. Dieser Gegenstand kehrt in Mieris' Kunst oft wieder. In der Gallerie Choiseul befanden sich zwei Bilder, eine junge Obsthändlerin und ein Wildprethändler. Im Louvre sind einige Bilder, die aber Waagen nicht recht loben will. In der Eremitage zu Petersburg befinden sich sechs Bilder, darunter ein Hauptwerk: „das Austernessen". Ziemlich reich sind auch die Uffizien in Florenz an Werken unseres Meisters, da man zehn Stücke zählt. In England sind Mieris' Bilder auf den Landgütern der Großen zerstreut. Die meisten Werke besitzt aber Dresden und München und in diesen beiden Sammlungen kann man sehr wohl den Meister schätzen lernen. In ersterer Gallerie befindet sich auch das meisterhafte Bild mit dem Bildniß des Meisters und seiner Frau. Ersterer sitzt bei der Staffelei, letztere steht, vom Rücken gesehen, vor ihm. Ihr angefangenes und sicher wohlgetroffenes Bildniß ist auf der Staffelei zu sehen. Ein anderes Bild, das uns gleichfalls in die Arbeitsstube des Künstlers versetzt, zeigt uns einen Kunstfreund, der in Gegenwart des stehenden Meisters ein angefangenes Bild besichtigt. München besitzt vierzehn Bilder unseres Meisters, darunter das „Austernfrühstück", die „Dame im Negligée", andere Damen, die mit dem Papagei oder dem Schooßhündchen

spielen oder die Laute schlagen, eine „kranke Frau", einen „Trompeter", eine „Dame in Atlas vor dem Spiegel". Viele seiner Bilder haben geschätzte Kupferstecher auf die Platte gebracht, so Basan, Greenwood, Blot, Klauber, der mehrere seiner Bilder trefflich gestochen hatte. Sein Porträt ist von Blooteling geschabt. M. soll sich auch mit der Radirnadel versucht haben; Weigel schreibt ihm ein Blatt zu, das ein schlafendes Bologneserhündchen vorstellt und äußerst selten ist.

S. Houbraken. Immerzeel. Kramm. Gallerie-Kataloge.

Wessely.

Mieris: Willem van M., Maler und Radirer, Sohn des Vorigen, geb. zu Leyden 1662, † ebenda am 27. Januar 1747. Er wurde unter den Augen seines Vaters zum Künstler erzogen, dessen Charakter er in seinen Werken auch nachzuahmen strebte. Das charakteristische Merkmal glaubte er in der möglich feinsten Durchführung zu finden und seine Zeitgenossen schätzen ihn um dieser Eigenschaft willen sehr hoch. Anders urtheilt die Gegenwart über ihn, die zwar die unendliche Feinheit seiner Ausführung anerkennt, die aber bereits an Trockenheit und Härte grenzt. Jedenfalls markirt er bereits den Niedergang der holländischen Kunst, die in Terburgh, Gerh. Dou, Metsu und seinem Vater Frans den Höhepunkt der feinen Genremalerei erreicht hatte. Waagen meint sogar, in M. zeige sich die Ausartung der holländischen Schule in einen geistlosen Fleiß in ihrer ganzen Langeweile. Die Bilder seiner früheren Zeit sind indessen besser und seinem väterlichen Vorbilde näher. M. malte Genrescenen, Historien und mythologische Vorwürfe. Zu seinen früheren, also geschätzteren Arbeiten gehört das Bild der Bridgewatergallerie, auf dem man einen Violinspieler erblickt, dem eine Frau zu trinken giebt. Zu weiteren Hauptbildern werden gezählt: „Das Spiel mit Seifenblasen" und der „Wildprethändler" im Louvre, der „Gewürzkrämer" im Haag, die „Frau, welche einem Edelmann Wein kredenzt" in Dresden. In letzter Sammlung befinden sich an zwölf Bilder des Meisters. In Brüssel befindet sich eine „Susanne im Bade". Als sein bestes mythologisches Bild wird Rinaldo gehalten, der im Schooße der Armida schlafend von Grazien und Amoretten umgeben ist. M. malte es für de la Court. Bei Rob. Peel ist ein treffliches Genrestück, eine „Frau mit einem Herrn in einem Fenster" (gest. von Burnet). Mehrere seiner Bilder sind auch gestochen worden, so eine Erigone von J. B. Massard, das Bildniß des Friedrich Spanheim von Abr. de Blois, verschiedene Genrescenen von C. G. Schulze, C. H. von Meurs, E. Dumesnil u. a. m. Eine Radirung welche die Nymphe Ocyroë darstellt, die ihrem Vater das Schicksal des Aeskulap weissagt, wird dem Meister selbst zugeschrieben. Ein Blatt mit der Muse Erato, das auch zuweilen auf dessen Namen geht, gehört nicht ihm, sondern seinem Sohne Frans (junior) an. Dieser hatte auch mehrere Bilder seines Vaters, die dieser unvollendet hinterließ (er wurde einige Jahre vor seinem Tode blind) fertig gemacht. M. modellirte auch Statuen aus Thon oder Wachs, so wie Vasen, die er mit Reliefdarstellungen verzierte. So vollendete er für den Kunstfreund de la Court vier Vasen mit Basreliefs, welche die vier Jahreszeiten vorstellten.

Frans van M., zum Unterschiede von seinem Großvater „de Jonge" genannt, ein Sohn des Willem, geb. zu Leyden am 24. Decbr. 1689, † ebenda am 22. Octbr. 1763. Er war ein Schüler seines Vaters, den er fleißig nachzuahmen bestrebt war. Neben Genrebildern malte er auch Historien und Bildnisse. Von historischen Bildern wird als Hauptwerk Cyrus genannt, der als Kind den wilden Thieren ausgesetzt wird, von Bildnissen das eigene und das seines Vaters für den Kunstfreund de la Court. J. Houbraken hat nach ihm zwei Bildnisse gestochen, das des Prof. Sigebert Havercampus und des be-

rühmten Numismatikers Ger. von Loon. M. selbst befaßte sich ebenfalls mit der Numismatik, wie auch mit der Alterthumskunde. Er gab mehrere Werke heraus, so eine „Geschichte von Leyden", eine „Beschrijving der Bischoppelyke Munten en Zegelen, van Utrecht in 't byzonder" u. a. m. Es werden ihm auch drei Radirungen zugeschrieben, eine Erato, die kleine Büste eines bärtigen Alten und die Büste eines Kriegers.

S. Immerzeel. Kramm. v. d. Kellen.

Jan M. war der älteste Sohn von Frans M. sen., geb. zu Leyden 1660, † zu Rom 1690. Von seinem Vater in die Kunst eingeführt, kam er dann in das Atelier von Ger. Lairesse und begab sich darauf in die Fremde. Ueber Deutschland kam er nach Italien, besuchte Florenz und dann Rom. Da er in seinem dreißigsten Lebensjahre starb, so sind seine Bilder sehr selten zu finden. Blooteling schabte nach ihm ein Bildniß des Dichters W. van Heemskerk (1687) und zwei Genrebilder, Gegenstücke, einen jungen Mann mit dem Pokal und ein Mädchen mit dem Beutel.

S. Wessely. Blooteling. Wessely.

Miethen: Michael M. (Miethe), von Geburt ein Sachse, welcher als österreichischer Artilleriehauptmann 1686 vor Prag fiel, hat ein mehrfach aufgelegtes Werk hinterlassen, welches zuerst, unter dem Titel „Artilleriae recentioris praxis" im J. 1672 zu Frankfurt und Leipzig, deutsch als „Curieuse Geschützbeschreibung oder vollkommenes Artilleriebuch" mit Kupferstichen, 1705 zu Dresden erschienen ist. Schon 1678 hatte er zu Prag Bomben geworfen, welche beim Niederfallen zur Erde von selbst krepirten, indem eine mit Zündsatz gefüllte Röhre, auf welche die Geschosse fielen, in das Innere der letzteren getrieben wurde und die Ladung zündete. M. hat also schon damals eine Art der gegenwärtig zu so hoher Bedeutung gelangten Percussionszünder gekannt, auch scheint er der Erste gewesen zu sein, welcher das zu seiner Zeit erfundene Einschrauben eiserner oder stählerner Zündlochstollen in die Geschütze beschrieben hat (v. Brandt, Geschichte des Kriegswesens, Berlin 1838, als 1. Band der Handbibliothek für Offiziere erschienen).

Zedler's Universallexikon, 21. Band, Leipzig 1721, gibt weitere Quellen für Miethen's Leben. Poten.

Migazzi: Christoph Bartholomäus Anton Graf M. zu Wall und Sonnenthurm (geb. zu Innsbruck am 23. Novbr. 1714, † zu Wien am 15. April 1803), entstammte einer altadeligen Familie aus dem Veltlin (genealogische Nachweisungen über dieselbe bei Wurzbach, Biograph. Lex., Bd. 18, S. 248 ff.); sein Vater war Regierungsrath in Innsbruck, seine Mutter stammte aus dem altadeligen südtirolischen Geschlechte der Prato. Den priesterlichen Stand wählend erhielt er seine geistliche Erziehung im deutschen Collegium zu Rom, und nahm nach seiner Rückkehr in sein Vaterland nacheinander mehrere geistliche Ehrenstellen als Domherr in Brixen und Trient, sodann als Prior zu St. Leonhard in Borghetto und zu St. Aegyd in Valsugana ein. Kaiser Franz I. Stephan ernannte ihn zum Auditor rotae für die deutsche Nation, die Kaiserin Maria Theresia betraute ihn während des österreichischen Erbfolgekrieges mit diplomatischen Missionen. Im J. 1751 postulirte ihn der Cardinalerzbischof von Mecheln, d'Alsaca, zu seinem Coadjutor; aus Anlaß dessen erhielt er die Bischofsweihe mit dem Titel eines Erzbischofs von Carthago i. p. i.; im nächstfolgenden Jahre wurde er nach Madrid gesendet zur Unterzeichnung des zwischen Oesterreich und Spanien geschlossenen Vertrages zu Aranjuez (1. Juni 1752). Im J. 1756 nach Oesterreich zurückgekehrt, erhielt er das Bisthum von Waizen in Ungarn, welches er indeß schon im nächstfolgenden Jahre mit dem Wiener Erzbisthum zu vertauschen hatte. Vier Jahre später wurde ihm neuerdings das Bisthum Waizen zur Verwaltung zugewiesen, so daß er länger als zwanzig

Jahre über beide Bisthümer zugleich gesetzt war, bis er in Folge einer Anordnung Kaiser Josephs II., welcher die Vereinigung zweier Bisthümer in einer Person als unstatthaft erklärte, auf das ungarische, sehr reich dotirte Bisthum verzichtete, als dessen uneigennütziger Inhaber er sich durch eine Reihe kirchlicher und gemeinnütziger Stiftungen und Anstalten bewährt hatte. Im Jahre 1761 wurde er vom Papst Clemens XIII. mit dem Purpur geschmückt. Er war bereits ein betagter Mann, als die Epoche der Josephinischen Kirchenreformen hereinbrach; er behauptete während derselben eine kirchlich treue charaktervolle Haltung, welcher auch Kaiser Joseph seine Achtung nicht versagte. Vermochte M. keine Aenderung in den allgemeinen kirchenpolitischen Anschauungen des Kaisers zu erwirken, so wollte seinerseits dieser ihn doch in den Functionen seiner Diöcesanadministration nicht beirren, und die Auctorität des Bischofes im Interesse der kirchlichen Disciplin aufrecht erhalten sehen. M. stand dem Wiener Erzbisthum durch 46 Jahre vor und erlebte noch das erste Decennium der Regierung des Kaisers Franz II.; über den in diese letzte Epoche seiner geistlichen Verwaltung fallenden Conflict des Wiener Bibelgelehrten J. Jahn mit dem Wiener Erzbischofe ist oben Bd. XIII, S. 666 berichtet.

Vgl. Wurzbach's Lexikon und die daselbst angeführte Litteratur.

Werner.

Miggrode: Johann van M., erster Prediger und Reformator der Provinz Zeeland. Seine ruhige, bedachtsame und wohlberathene Wirksamkeit war weniger geräuschvoll als das Auftreten Moded's (s. u.) und Dathenus' (Bd. IV, S. 764), hatte aber keinen geringeren Erfolg. Er war am 6. Mai 1531 zu Aalst in Flandern geboren und erhielt durch seine adlichen Eltern Jacob van Miggrode und Margaretha van den Eekhoute eine sorgsame Erziehung. Wahrscheinlich studirte er zu Löwen Theologie, kam aber bald zur Erkenntniß vieler Mißbräuche und Irrthümer der katholischen Kirche. Um 1560 treffen wir ihn zu Veere an, wo sein dorthin ausgewanderter Vater das Schulzenamt bekleidete. Dort erhielt er von Maximilian von Burgund, Marquis von Veece, ein Canonicat und ward um 1563 Joann von Stryen's Nachfolger als Pastor der Hauptkirche. Nun fingen auch dort erst heimliche, bald öffentliche reformatorische Predigten an, wobei zwei Schuster, Ghilein Janszoon d'Hoorne und Adrian Obrijs, Doctor Leest (d. h. Leisten) benannt, mit großem Eifer als Wortführer auftraten. Weit bedächtiger aber und ruhiger, daher auch einflußreicher förderte M. selbst als Pastor loci die Sache der Reformation und wußte dadurch zu Veere und in der Umgegend den Bildersturm noch im Keim zu ersticken. Ungeachtet dieser Umsicht war er bald dem Bischofe von Middelburg, Nicolaus de Castro verdächtig geworden und entfloh mit mehreren seiner städtischen Mitbürger nach England, als er 1568 Freiheit und Leben durch Alba's Blutrath bedroht sah. Zu Colchester wirkte er dort bei der von den niederländischen Flüchtlingen gestifteten Gemeinde als erster Prediger. Als auch Veere am 3. Mai 1572 sich dem spanischen Joche entrissen hatte, kehrte M. dorthin zurück und trat jetzt nicht nur als erster reformirter Prediger von Veere auf, sondern stellte sich auch an die Spitze der ganzen Reformation Zeelands. Zu Vlissingen und Middelburg wirkte er kräftig zur Befestigung der neuen Religion, bis diese Gemeinden ihre eigenen Prediger erhielten, und die Insel Walcheren verband er schon 1574 zu kirchlicher Einheit. Zu Goes erhielten die Reformirten durch seine Vermittlung 1578 die Hauptkirche. Die meisten Gemeinden der südbeveländischen Insel verdankten ihm ihre Prediger und auch zu Bergen-op-Zoom arbeitete er mit großem Nachdrucke und segensreichem Erfolge. Einen großen Antheil hatte er dabei fortwährend an den Verhandlungen der zeeländischen Provinzialsynode, bald als Vorsitzender, bald als Secretär, so 1591 zu

Middelburg, wo die zeeländische Kirchenordnung verfaßt wurde. Seine großen Verdienste um die Gründung der reformirten Kirche erwarben ihm die allgemeine Liebe und Hochachtung. Seinem Lieblingsspruche „vivendo migro“ treu, arbeitete er unermüdet mit sanftmüthigem und klugem Sinne noch als neunzigjähriger Greis, bis er um 1625 sein Amt abtrat und bald danach an seinem 96. Geburtstage, am 6. Mai 1627, starb. Seine Ehefrau, Jacomina Gerrits aus Middelburg war ihm schon 1603 im Tode vorangegangen. 1774 ist sein Gedächtniß von der dankbaren Nachkommenschaft durch Errichtung eines Denkmals in der Hauptkirche zu Veere verewigt worden.

Von D. J. Andreae erschien eine biographische Skizze seines Lebens im Kalender voor Protestanten in Nederl. 1860. bl. 212. Vgl. ferner Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. und die von ihnen genannten Quellen. van Slee.

Mihalievits: Michael Freiherr von M., k. k. Generalfeldzeugmeister und Inhaber des Infanterieregiments Nr. 57, wurde am 1. Jan. 1770 zu St. Ivan in Kroatien geboren und starb am 9. März 1845 zu Temesvár. Sein Geschlecht stammt aus Bosnien und zählt zu jenen 7000 bosnischen Familien, welche im J. 1610 unter kaiserlichem Schutze im Warasdiner Grenzgebiete eine Colonie gründeten, über welche jeweilig ein Mitglied der seit dem Jahre 1643 in den ungarischen Adelsstand erhobenen Familie M. bis zur Reformirung des Generalats im J. 1708 die erbliche Woiwodschaft ausübte. Mit dem Aufhören dieser Würde traten der letzte Woiwode Michael von M., sowie auch später dessen Söhne: Stephan, der Vater des Feldzeugmeisters, dann Michael und Alexander in kaiserliche Kriegsdienste. Der Großvater Michael von M., welcher die letzten Feldzüge des spanischen Successionskrieges, den österreichischen Erbfolgekrieg und den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, starb nach mehr als 60jähriger Dienstzeit als Generalmajor im Ruhestande, Stephan von M. verschied am 1. Febr. 1806 als Generalmajor und Brigadier in Agram, Michael von M., anerkannt als unternehmender und kluger Parteigänger, fiel am 26. April 1794 als Oberst und Commandant des serbischen Freicorps bei Catillon, Alexander von M. ist schon in jungen Jahren als Oberlieutenant gestorben. Deren tapferer Sinn, fester Wille und unerschütterliche Treue zum Regenten blieben auch im Generalfeldzeugmeister Freiherrn von M. lebendig; ihn kennzeichneten überdies vielfach hervorragendes Wirken in größtentheils selbständigen Verwendungen vor dem Feinde sowie andererseits das Verdienst, mit großem Verständnisse die wirthschaftliche, geistige und sittliche Entwicklung des ihm untergeordnet gewesenen wallachisch-illyrischen Grenzgebietes und der Grenzcommunität Pancsova gefördert zu haben. M. wurde in der Zeit vom 30. Juni 1779 bis zum 4. Februar 1788 in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt erzogen, wo seine bedeutenden Geistesgaben wie auch seine edelmüthigen Charakteranlagen zu erwünschter Entfaltung gebracht worden sind. Am letztgenannten Tage trat M. als Fahnencadet in das Warasdiner St.-Georger-Grenzregiment Nr. 6; vier Monate später hatte er sich durch beispielgebende persönliche Bravour im Kampfe gegen die Türken die Ernennung zum Oberlieutenant im serbischen Freicorps erworben. In diesem Verbande focht M. 1788 und 1789 bei Dubitza, Belgrad und in vielen kleineren Gefechten, worauf er am 15. Septbr. 1790 neuerlich in das Warasdiner St.-Georger-Grenzregiment eingetheilt wurde und am 1. April 1794 zum Capitänlieutenant vorrückte. Ob M. an den Feldzügen gegen Frankreich in den Jahren 1792 bis 1794 theilgenommen, ist nicht verläßlich festgestellt; sicher ist es dagegen, daß er bei der Erstürmung der Mainzer Linien am 29. Octbr. 1795 höchst befriedigende Beweise seiner Brauchbarkeit ablegte, denn noch am Schlachtfelde erfolgte dessen Ernennung zum Hauptmann (mit

dem Range vom 10. Octbr. 1795) im Gyulai'schen Freicorps. Mit Abtheilungen dieser Truppe soll M. noch Ende des Jahres 1795 und dann im J. 1796 in Italien und im südlichen Tirol verwendet worden sein. Im J. 1797 befand er sich im Bataillon Maovetz des Gyulai'schen Freicorps bei den Truppen des Obersten Grafen Lusignan, welche am 12. Januar den stark besetzten Montebaldo zu umgehen hatten. Er führte die äußerste Vorhut, erkannte rechtzeitig eine gegen des Bataillons Flanke feindlicherseits eingeleitete Bedrohung und vereitelte dieselbe, indem er noch Nachts aus freiem Antriebe, entschlossen und geschickt des Gegners Verbindungen unterbrach und Tags darauf einen Theil derselben zur Waffenstreckung nöthigte. Am 14. Januar, dem Schlachttage von Rivoli, hatte M. jedoch das Mißgeschick verwundet zu werden und mit verschiedenen von der Armee abgetrennten Abtheilungen in Gefangenschaft zu gerathen, in welcher er 1½ Jahre theils zu Marseille, theils zu Lyon unthätig verbleiben mußte. Unmittelbar nach seiner Rückkehr zum Heere erhielt M. seine Eintheilung in dem aus dem Gyulai'schen Freicorps gebildeten leichten Bataillon Siegenfeld Nr. 9, in welchem er während der Feldzüge 1799—1801, wenngleich noch immer nur Hauptmann und Compagniecommandant, mehrfach erhebliche Erfolge zu erzielen wußte. Eine That voll Ausdauer und guter Einwirkung auf den Geist der Truppen war die am 24. Mai 1799 nach Ueberwindung bedeutender Terrainschwierigkeiten durchgeführte Erstürmung des Ortes La Valle am Fuße des St. Gotthardberges, das Zurückweisen der Franzosen über die Höhe und die Besetzung der Position am Hospize, wodurch die bald hierauf erfolgte Trennung des gegnerischen Corps angebahnt wurde; beispielgebend heldenmüthig bewährte sich M., als er am 28. Juli 1799 mit 2 Compagnien die mittelst eines Verhaues verlegte, einzige Brücke über den von steilen Felsenufern eingefaßten Massenbach zunächst des Simplons dem sich hartnäckig wehrenden Gegner entriß und hiebei eine Kanone erbeutete; für die Verleihung des Militär-Maria-Theresienordens wurde er empfohlen, nachdem er am 24. Septbr. 1799 in der Colonne des Obersten Strauch, welcher das Vorrücken des österreichisch-russischen Heeres über den St. Gotthard in die Schweiz in der linken Flanke zu decken hatte, dreimal ohne einen Befehl erhalten zu haben, die feindlichen Vorposten angriff und etwa in der Richtung von Stalveiro bis über die Brücke bei Tremola so lange zurückdrängte, bis er durch einen Schuß in die Brust außer Gefecht gesetzt worden war; ebenso ehrenvoll entsprach M. am 30. Mai 1800 dem höchst schwierigen Auftrage, den Rückzug der Brigade Dedovich mit 2 Compagnien an der Moesabrücke nördlich Bellinzona mit äußerster Kraftanstrengung zu decken, denn trotz der fünffachen, mit 4 Geschützen verstärkten Uebermacht des Gegners wich er erst, nachdem die Brigade gesichert und seine Abtheilungen fast gänzlich geopfert waren. Hiebei wurde M. neuerlich so schwer verwundet, daß seine Wegschaffung vom Kriegsschauplatze nothwendig gewesen; während dieser Fahrt passirte er am 4. Juni zu jener Zeit das bereits von allem Militär verlassene Bergamo, als eine noch an das dortige k. k. Militärcommando gerichtete Depesche des Feldmarschalllieutenants Vukassevich eintraf, welche die Entfernung sämmtlicher Aerarialgüter aus der Stadt anordnete. M. hatte die Depesche eröffnet und hielt sich in Folge dessen verpflichtet, für Vollziehung der in seinen Händen befindlichen Weisung nach Möglichkeit zu sorgen. Weder die aufgeregte Stimmung der Bevölkerung, noch der Umstand, daß er allein und des Gehens unfähig war, beirrten ihn in seinem Entschlusse. Er ließ sich in die zusammenberufene Senatsversamlung tragen und erwirkte nach gütlichen und drohenden Vorstellungen die Ausfolgung der Finanzcasse mit 318 000 Lire, welche er mit einigen Finanzbeamten nach Brescia an General Loudon überbrachte. Für diese rühmenswerthe Leistung sowie für sein aufopferndes Verhalten an der Moesabrücke wurde M. vom Feld-

marschallieutenant Vukassevich und Generalmajor Dedovich dem Militär-Maria-Theresien-Ordens-Capitel, jedoch wieder ohne den erwarteten Erfolg namhaft gemacht. Kaum genesen, kämpfte M. Ende December 1800 und im Jahre 1801 mit neu belebtem tapferen Sinn in Südtirol; am 1. Novbr. 1801 erfolgte nochmals dessen Eintheilung in das Warasdiner St.-Georger-Grenzregiment Nr. 6, wo er am 1. Septbr. (nach Svoboda am 1. Mai) 1805 zum Major des ersten in Italien garnisonirenden Bataillons avancirte. Thatenbegierig wie immer war seine Wirksamkeit in dem nun folgenden Feldzuge 1805, während welchem er seine durch die gemachten Kriegserfahrungen geläuterte Urtheilsfähigkeit unter den verantwortlichsten Verhältnissen vortheilhaft bekundete. Ganz besonders erwähnenswerth geschah dies am 18. Octbr. bei Casa Alberti, auf den Höhen vor Verona, wo er sich verständnißvoll und unerschrocken, nachts im größten Regen und Sturme an der Herstellung der unterbrochenen Verbindung zwischen den operirenden Armeen betheiligte, dann am 30. October in der Schlacht bei Caldiero, in der er als Regimentscommandant ad interim das Vorhaben des Gegners, die Straße von Gombio nach Belfior di Porcile mit seinem Geschütze zu bestreichen, aus eigenem Entschlusse durch mehrere nachhaltig zähe Angriffe unmöglich machte, sowie ferner als er an demselben Tage die der Brigade Nordmann in der rechten Flanke drohende Umgehung rechtzeitig erkannte und mittelst einer zweckentsprechenden und kühn geführten Attaque zurückwies. Ein bewunderungswürdig glänzendes Beispiel hingebungsvoller Soldatenpflicht und Vaterlandsliebe gab endlich M. am 4. Novbr. 1805 in dem Rückzugsgefecht bei S. Pietro Engù mit seinem Bataillon und einer Abtheilung Erzherzog Ferdinand-Husaren; beauftragt sich dortselbst um jeden Preis so lange zu halten, bis der Rückzug des Gros der Armee über die Brenta bewerkstelligt sein würde, ließ M. die vor seiner Front liegende Brücke im Feuer des Feindes abtragen, worauf er mit überlegener Gewandtheit den bis zu zwanzigfacher Uebermacht angewachsenen Gegner dreimal herzhaft zurückschlug und erst dann, als er seine Aufgabe erfüllt wußte, sich aus dem Grunde ergab, weil er bereits überflügelt gewesen und ihm von seinen 1000 Mann nur mehr 70 Mann zur Verfügung standen. Auch dieses Mal scheiterte der Versuch seiner Vorgesetzten, ihm den Militär-Maria-Theresienorden zu verschaffen, an den damaligen strengen Begriffen von besonderer Verdienstlichkeit. Zurückgekehrt aus der Gefangenschaft avancirte M. am 28. Juli 1807 zum Oberstlieutenant, in welcher Charge er nach den Vorschriften jener Zeit während des Feldzuges 1809 im Regimentsgebiete verbleiben mußte. Dennoch wurde ihm auch dort die Gelegenheit zu trefflicher Bethätigung seines rastlosen, von Energie und Kenntnissen nutzbringend geförderten Thatendranges. Er errichtete nämlich, als die Warasdiner Grenze von Steiermark und Dalmatien aus bedroht war, in kürzester Frist einen Landsturm von 10 000 Mann und nahm mit diesem an der Drau eine Vertheidigungsstellung. Außerdem hielt er die Communicationen zwischen dem Corps Chasteler und Jellachich frei, besorgte für das k. k. kroatische Generalcommando durch findige Grenzer verläßliche Nachrichten über die Vorkommnisse bei der operirenden Armee, leitete und überwachte ferner die Fortschaffung der von Zengg aus in 165 Kisten nach Bellovar gelangten spanisch-englischen Subsidiengelder im Betrage von 90 Millionen, sowie die Escortirung von 15 000 Mann französischer Gefangener nach Slavonien. Dieses Benehmen wurde durch die Ernennung zum Obersten und Commandanten des wallachisch-illyrischen Grenzregiments mit dem Range vom 15. Septbr. 1809 anerkannt, als welcher er nicht nur dem militärischen Dienste vollste Aufmerksamkeit widmete, sondern auch den Bau von Kunststraßen, die Errichtung von Schulen und die Wiederherstellung der öffentlichen Sicherheit entschieden anbahnte. Schon 1813

marschirte M. mit dem Regimente wieder auf den Kriegsschauplatz nach Böhmen, von welchem er jedoch am 27. August in das Banat zurückkehren mußte, um die Aufstellung von serbischen Freicorps zu bewirken. Diesem Auftrage wurde M. trotz besonders schwieriger Umstände nach besten Kräften gerecht, so daß er als Zeichen allerhöchsten Vertrauens vom Kaiser das Recht erhielt, sämmtliche Beförderungen bis zum Hauptmann hinauf vorzunehmen. Auch die Jahre 1813 und 1814, welche er gegen seinen Wunsch fern von der operirenden Armee zubringen mußte, brachten ihm mehrere Gutheißungen für die Thätigkeit und Umsicht, welche er dadurch darthat, daß er 1813 und 1814 einen Theil des Grenzgebietes gegenüber dem unzweideutigen Gebahren der Türken nachhaltig sicherte, und überdies 1814 die Weiterverbreitung der orientalischen Pest verhindert hat. Im J. 1815 rückte der am 1. Mai dieses Jahres zum Generalmajor beförderte M. als Brigadier dreier Regimenter zum Heer in Frankreich, wo er sich des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg ehrende Belobung für rastlose, kaltblütige Wirksamkeit erwarb. Hierauf stand M. als Brigadier 1816 bis 1818 zu Karansebes, 1819—1831 zu Pancsova und war den damaligen Einrichtungen gemäß in dieser Stellung nicht nur Militärcommandant, sondern auch Verwalter des Landes in jedweder Hinsicht. Dankend zählt die Geschichte namentlich des letzteren Gebietes M. zu den bedeutendsten Förderern ihres Gedeihens und ihres Wohlstandes; denn unter seiner kenntnißreichen, Sitten und Gebräuche wohl beachtenden, humanen, dabei aber auch ernsten, festen Leitung wurden die Contumaz- und Sanitätsangelegenheiten geregelt, das Schulwesen erweitert und gebessert, die Moralität gehoben, für die nützliche Verwerthung von Grund und Boden gesorgt, mittelst des Baues neuer Straßen bei Einflußnahme auf ein friedliches Einvernehmen mit den Grenznachbarn der Handel ausgebreitet, Pancsova aus einem unbedeutenden Flecken in eine blühende Handelsstadt umgewandelt. Geleitet von vielfachen Beweisen innigster Anhänglichkeit übernahm nun M., seit dem 21. Januar 1831 zum Feldmarschalllieutenant vorgerückt, das Commando einer Division zu Lemberg, von wo er jedoch schon am 9. September desselben Jahres zum Hofkriegsrathe berufen wurde. Dort wendete er 3¾ Jahre hindurch ein ersprießliches Bemühen den Interessen der Militärbildungsanstalten zu und wurde während dieser Zeit am 18. Dec. 1832 durch die Ernennung zum Inhaber des Infanterieregiments Nr. 57 geehrt. Am 16. Juni 1835 kam M. als Divisionär nach Ofen, am 12. März 1836 in der gleichen Eigenschaft nach Temesvár, am 17. Decbr. 1836 zeichnete ihn der Kaiser für seinen unermüdlichen, das allgemeine Beste wahrenden Eifer durch die Verleihung des Commandeurkreuzes des Leopoldordens aus, am 5. Juli 1838 erfolgte dessen Erhebung in den Freiherrnstand, am 2. August 1842 endlich trat M. mit dem Charakter eines General-Feldzeugmeisters in den Ruhestand und schloß hiemit eine Thätigkeit, welche stets von der Liebe zum Vaterlande durchgeistigt gewesen und selten erreicht werden wird im Hinblick auf unerschütterliches, entsagungsvolles Pflichtbewußtsein.

Svoboda, Die Zöglinge der Wiener-Neustädter Militär-Akademie, Wien 1870. Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich, 18. Theil. Wien 1868. Schels, Oesterr. milit. Ztschr. 1846. 1. Band. Leitner, Gesch. d. Wiener-Neust. Milit.-Akademie. Hermannstadt 1857. Vaniček, Specialgeschichte der Milit.-Grenze ꝛc. 4. Bd., Wien 1875. Schz.

Mikowec: Ferdinand B. M., Schriftsteller und Archäolog, geb. am 23. Decbr. 1826 zu Bürgstein in Böhmen, wo sein Vater herrschaftlicher Amtsdirector war, absolvirte das Gymnasium in Böhmisch-Leipa, und ergänzte von 1842 an seine Studien an der Prager philosophischen Hochschule. Während dem schon schriftstellerisch thätig für die von Rud. Glaser redigirte schöngeistige

Zeitschrift „Ost und West“, bald auch für die damals noch als Unterhaltungsblatt erscheinende „Bohemia“, doch ohne dadurch sonderlich bemerkbar zu werden gegenüber gleichzeitig aufstrebenden Belletristen, wie: Uffo Horn, Victor Hansgirg, Alfred Meißner ꝛc., mochte M. wohl vom Temperamente fortgerissen, in eine Strömung gerathen sein, die ihn vom Deutschthum abzog und dem Werbeplatze der Tschechen zuführte. Bald darauf hochgehaltener Mitarbeiter des tschechischen Blattes „Kwety“ — Blüthen — und eifriger Vorkämpfer für die Absichten seiner jetzigen Freunde, suchten ihn diese auch möglichst rasch zu Namen zu bringen. Zunächst — 1847 — durch Herausgabe seiner biographischen Skizze „Tycho de Brahe“ — in tschechischer Sprache — obschon es kein Geheimniß war, daß er die deutsch geschriebene Skizze der Uebersetzung anheimgeben mußte. Unter gleicher Gunst kam sein Drama „Das Ende der Premysliden“ — 1848 — auf der tschechischen Bühne zur beifälligsten Aufnahme. — Dennoch außer Stande sich und die Quelle seines Lebens und Wissens vollständig verleugnen zu können, finden wir M. nebenbei als eifriges Mitglied der von Egon Ebert, Clemens Ritt. v. Weyhrother, Grafen Franz Thun, Akademiedirector Ruben ꝛc. ins Leben gerufenen Künstler- und Literaten-Gesellschaft „Concordia“: einer entschieden deutschen Gesellschaft, die unwillkürlich durch die Ereignisse des Jahres 1848 geschichtliche Bedeutung gewann. Veranlassung dazu gab der von ihr selben Jahres am 29. Februar mit Aufwand aller Kunstmittel im Prager ständischen Theater inscenirte Maskenzug, in welchem die Kunst- und Litteraturkoryphäen vom 15. bis ins 18. Jahrh., fast durchaus porträtähnlich einhergingen, um schließlich dem Vergnügen einer Redoute sich zu überlassen. In dieses kostümprächtige Gewühl, aus welchem die frappanten Gestalten von Raphael, Michelangelo, Dante, Petrarca, Albrecht Dürer, Rubens, Murillo, Donatello, Peter Vischer, Voltaire, Rousseau, Mozart, Beethoven, Schiller, Goethe ꝛc. sich besonders abhoben und M. als wolfbehäuteter altslavischer Sänger „Lumir“ Aufsehen erregte — mischte sich kurz nach Mitternacht, nach Ankunft der jüngsten Post, ein höchst unheimliches Etwas, von welchem vorerst die Logenbesitzer, von diesem aus weiter und weiter die erste Gallerie, endlich der die Tanzenden umschließende Ring sich ergriffen zeigten, bis daß es kund und laut wurde: „Louis Philipp ist entthront, Paris beherrschen die Republikaner!“ — M. zerriß darüberhin zwar nicht die Saiten seiner bislang hochgetragenen, wunderlich gebauten Harfe, verschwand aber sofort aus dem Maskensaale. — Wenige Tage darauf trafen nicht minder aufregende Nachrichten aus der österreichischen Residenz ein, durch welche Prag vollends außer Rand und Band kam. Bis dahin unbekannte Elemente, alle Schranken der Ordnung durchbrechend, hoben sich an die Oberfläche, um eine Schreckensherrschaft vorzubereiten, der entgegenzuwirken sich dann eben so rasch eine Art von Ordnungsbund, durch Bewaffnung der „Concordia“, organisirte. Durch Freiwillige aus den besten Ständen bedeutend erweitert, stand die Gesellschaft binnen wenigen Tagen als stattliches Corps „zum Schutze der Culturstätten und Kunstdenkmale“ unter Waffen. Das Gesellschaftslocal wurde Caserne, der Hofraum Exercirplatz. Auf diesem ereignete sich nun auch während einer allgemeinen Uebung das Unerwartetste: es forderte nämlich eine Kleinzahl der Mitglieder zweisprachiges — deutsch und tschechisches — Commando, und zog nach entschiedener Verneinung dieses Begehrens mit M. an der Spitze, von dannen, um sich als Cadre verwenden zu lassen für das berüchtigte Corps „Swornost“, gleichbedeutend mit „Concordia“. Diese war der sich gestellten Aufgabe vor, während, wie nach den Juniereignissen treu, während jenes thätigsten Antheil an dem von polnischen und französischen Sendlingen geleiteten Putsche nahm: mit dessen Unterdrückung erlosch allerdings seine Existenz; seine Vordermänner entflohen entweder, oder verfielen dem Kriegsgerichte.

M. entkam nach Serbien, leistete der Sage nach, dem Haupte des dortigen Aufstandes — Knicanin — Heeresfolge, suchte indeß bald nach dem kraftvollen Vorgehen der kaiserlichen Südarmee, letzte Zuflucht in — Leipzig. Hier im Schatten von Gust. Freytag und Julian Schmidt sich bergend, aber auch auf die schmale Kost eines für Deutschland noch unbekannten Schriftstellers gesetzt, griff er klugerweise wohl ein zur Zeit populär gewordenes Thema zu einem selbständigen, 1850 durch T. O. Weigel herausgegebenen Werke auf: „Briefe des Johann Hus, geschrieben zu Konstanz im Jahre 1414 und 1415, mit Anmerkungen versehen", ohne aber sonderlichen Erfolg erzielen zu können. Des Weiteren durchstöberte er die Leipziger Archive und Bibliotheken nach Beweisquellen für „Wallensteins Unschuld", doch nicht mehr zur eigenen Benutzung, sondern wie bald bekannt wurde, im Lohndienste eines Anderen. Im Uebrigen deutete Alles an, daß er bis dahin weniger von den Früchten dieser litterarischen Thätigkeit, wie vielmehr von jenen der Mutterliebe zehrte, und als diese ausblieben, sich auch gezwungen sah, Leipzig zu verlassen. Begünstigt durch die inzwischen erfolgte kaiserliche Amnestie, kehrte M. 1851 nach Prag zurück, wo er freilich deutscherseits mit unverhohlenem Mißtrauen empfangen, wohl deshalb auch wieder Parteigänger wurde und solches durch Gründung eines in tschechischer Sprache erscheinenden archäologisch-belletristischen Wochenblattes Namens „Lumír" documentirte. — Diese gegen seine Stammesgenossen abermals errichtete Scheidewand, war indeß eine ebenso durchsichtige wie bewegliche für den wissenschaftlichen Fortverkehr mit ihnen, insbesondere auf dem Gebiete der Archäologie, auf welcher M. jetzt mit anerkennenswerthestem Fleiße arbeitete und zu Funden gelangte, für die ihm allseitiger Dank zu zollen blieb. — Eine wahre Riesenarbeit leistete er allein schon durch das Aufsuchen und Copiren von über sechstausend Inschriften — alten Denkmälern, Grabsteinen, Glockenmänteln rc. entnommen — zu Gunsten der Culturgeschichte des Landes. Zwar erreichte er nicht mehr die Absicht, sie zu einem „Codex epigraphicus regni Bohemiae" — wie die Ueberschrift lauten sollte — zusammenzufassen: das Material war aber da, und fand Verwerthung in verschiedenartigster Form. Einen großen Theil der auf diesem Studienwege gemachten Ausbeute verarbeitete M. in fachliche, meist deutsch geschriebene Artikel oder Monographien. So für das in Gemeinschaft mit den Malern J. Hellich und Wilh. Kandler (durch J. L. Kober in Prag) herausgegebene Bildwerk: „Alterthümer und Denkwürdigkeiten Böhmens"; wie für die Texte zu den in Wien und Olmütz bei E. Hölzel erschienenen „Malerisch-historischen Skizzen aus Böhmen", aus welchen besonders die Beschreibungen: „Das Stift Hohenfurth", „Die königl. Burg Karlstein" und „Die Ruine Trosky" als gründliche Studien hervorzuheben sind. — Fleißiger Mitarbeiter der amtlichen „Wiener Zeitung", verwendete er auch für diese einzelne Partien des zu einem Bilde der Zeit Kaiser Rudolph II. zusammengetragenen Details, wie z. B. im Fragmente „Die Alchymisten Böhmens"; andere übergingen in den „Lumír", so 1861 die Monographie „Hermann Christoph Graf Rueßwurm", die zugleich als Separatabdruck ins Publicum kam. — Weitere zwei Einzelbeschreibungen: „Mathias Hutsky, Maler des Erzherzogs Ferdinand von Tirol" und „Nikolaus von Dacictky von Heslo und Gbel" fanden Aufnahme in der Zeitschrift des Prager Museums und erschienen ebenfalls im Separatabdrucke. — Nebenbei, ja seit der Rückkehr aus Leipzig fast ununterbrochen, Theaterberichterstatter für die „Bohemia", später ausschließlich für den „Lumír", hinterlegte M. als solcher da wie dort eine Fülle gediegener Urtheile von nicht zu unterschätzendem Einflusse auf das Publicum wie auf die Schauspieler. Diesem Interesse für die Bühne entwuchs natürlicherweise auch der andauernde Hinzug zur Schauspieldichtung. Seinem „Ende der Premysliden" folgte daher

1855, abermals für die tschechische Bühne bestimmt, das auf Schiller's „Demetrius“ basirte Drama „Demeter Iwanowitsch“. Spätere Dramen: „Die Schlacht am weißen Berge“ und „Conrad Wallenrod“, nach dem epischen Gedichte von Mickiewicz, blieben unvollendet. — In Uebereinstimmung mit der reckenhaften Gestalt, voll geistiger Kraft, trieb M. denn auch von Plan zu Plan, und von einem Unternehmen zum andern — allerdings um vielfältig auf halbem Wege der Unausführbarkeit begegnen zu müssen. Trotzdem hatte er solchen Falles Vorarbeit geleistet für späteres, zeitentsprechenderes Wiederaufgreifen des angesponnenen Unternehmens durch andere Hand. Letzteres bewährte sich namentlich bei seinen Spurfindungen im Gebiete der bildenden Künste. Mit trefflicher Kritik auf die inneren Widersprüche zwischen hergebrachter Meinung und Ursprung strittig gewordener Werke, wie z. B. jener von Mutina (vgl. d. Art.) hinweisend, blieb die eigentliche Sicherstellung in allen Fällen wohl dem Künstlerauge vorbehalten: zugestanden aber, auf Grund der von ihm ausgegangenen Anregung. Sein letzter Plan, mit welchem er gewissermaßen rückläufig wurde vom 1847 betretenen nationalen Irrwege, war die 1860 unternommene Gründung einer, der „Concordia“ gleichartigen Gesellschaft, Namens „Arkadia“, durch die M. fortsetzen und vollbringen wollte, was jener von den Ereignissen des Jahres 1848 unmöglich gemacht wurde. Seiner weitgreifenden Absicht, durch sie eine Centrale für internationale Strebungen in Wissenschaft und Kunst zu stiften, ihre geistigen Kräfte zu vereinen in der Mitarbeit für einen „culturhistorischen Almanach“, stellte sich nur zu bald die eigene körperliche Hinfälligkeit entgegen. Erreicht durch das gesellschaftliche Zusammenwirken wurde 1861 blos noch eine nach Umfang und Werth der Objecte allgemein überraschende „archäologische Ausstellung“. Bei schon gestörter Gesundheit, übereifrig im Dienste für diese Ausstellung, siechte er von da ab dauernd bis zu seinem den 22. Septbr. 1862 erfolgten Ableben. — Die Persönlichkeit Mikowec's beschreibt auf das Treffendste Alfred Meißner in seinem Buche „Die Geschichte meines Lebens“ mit den Worten: „Ferdinand Mikowetz war ein weit über sechs Fuß hoher jugendlicher Recke von einer Schulterbreite, die gewöhnliche Mannesarme kaum umspannen konnten. Dem starken wuchtigen Körperbau entsprach die blühende Gesichtsfarbe, das rothblonde Haar, das blaue Augenpaar. So sah er aus wie aus der Germania des Tacitus herausgetreten. Auch eine gewisse Schwerfälligkeit stimmte zu diesem Bilde, denn nachlässig in Gang und Tracht kam er daher“ .... Nicht gleich genau ist Meißner's Auffassung vom geistigen Wesen Mikowec's, das er nicht auseinander zu halten weiß nach der Dualität, in welcher sich unter den ganz absonderlichen Prager Verhältnissen vom dritten bis zum vierten Jahrzehnt, die meisten auf geistigem Gebiete thätigen Deutschen bewegten: darum auch thätigsten Antheil nahmen am culturellen Aufstreben der Tschechen. Vor allem waren es die besten deutschen Dichter Böhmens jener Periode, die weckend und stimmend wirkten durch ihre der tschechischen Geschichte oder Sage entnommenen Stoffe: so Egon Ebert durch seine „Wlasta“, „Bretislaw und Jutta“, „Czestmir“; Moritz Hartmann mit seinem „Kelch und Schwert“; Alfred Meißner mittels seines „Ziska“ (Schischka) —. Es war das auch die Zeit, in welcher der durch und durch tschechisch gesinnte Dr. Frz. Palacky die ersten Theile seiner „Geschichte von Böhmen“, desgleichen Prof. Wladiwoj Tomek den ersten Band seiner „Geschichte der Stadt Prag“ deutsch schrieben. — Compromißmenschen, wie unter solchen Umständen M. einer wurde, gab es also hüben wie drüben. Nur Wenige aber leisteten als solche dem Deutschthum, beziehungsweise den Deutschen Böhmens, gleich vortreffliche Dienste wie eben M., weil seine Hauptarbeit, die archäologischen Forschungen, doch fast ausschließlich Nachweise zu Tage förderten, für die von den Deutschen in Böhmen von jeher

geleiſtete Culturarbeit. — Dieſer Anerkennung verſchloſſen ſich denn auch die wenigſten ſeiner zeitweiligen Gegner; ſie bewieſen es durch ihre Theilnahme bei der Leichenbeſtattung, insbeſondere noch durch die mit ihrer Zuſtimmung vom kundigen Aeſthetiker Prof. Joſ. Bayer, geſprochene Ehrenrede am Grabe. Einen weiteren Ehrentribut brachte ihm die „Arkadia“ dar durch Errichtung eines mit ſeinem Reliefbildniſſe geſchmückten Grabdenkmals (am Prager Koſchirſcher Friedhofe), auf welchem die Inſchrift zu leſen iſt: „F. B. Mikowec, antiquitatum et historiae patriae suae cultor eximius, natus in oppido Bürgstein die XIII. Decembris anni MDCCCXXVI, defunctus Pragae die XXII. Septembris anni MDCCCLXII. Societas Arcadia in piam sui praesidis memoriam hoc monumentum posuit“. —

Bohemia, 1862, Nr. 225. 226, 227; 1864, Nr. 260. Grueber, Die Kunſt des Mittelalters in Böhmen. Schleſinger, Geſchichte Böhmens. Weſtermann, Unſere Tage. Magazin f. Lit. d. Auslands, von F. Lehmann. Unſere Zeit, Leipzig, Brockhaus. Alf. Meißner, Geſchichte meines Lebens, Teſchen, bei Prohaska, 1884. Rodina Kronika. Prager illuſtrirtes Blatt, 1864. Zlata Praha — desgl. Biogr. Lex. von Wurzbach. Eigene Notizen.

Rudolf Müller.

Mikſch: Johannes Aloys M., berühmter deutſcher Geſanglehrer, geb. am 19. Juli 1765 zu Georgenthal in Böhmen, erhielt den erſten Muſikunterricht von ſeinem Vater, der Cantor und Schullehrer war. 1777 kam er ins katholiſche Kapellknabeninſtitut nach Dresden, wo er durch ſeine hübſche Altſtimme Aufmerkſamkeit erregte und Geſangunterricht durch den Kirchenſänger Ludwig Cornelius erhielt. Im Pianoforte- und Orgelſpiel unterwieſen ihn Eckersberg sen. und Chriſtian Gottlieb Binder, im Violinſpiel der Kammermuſikus Franz Zich. Später, nach ſeinem Austritte aus dem Inſtitute (1782), ertheilte ihm der kurfürſtliche Kapellmeiſter Joſeph Schuſter Unterricht in der Theorie. Im J. 1783 wurde M. Viceceremonienſänger, 1786 Ceremonienſänger bei der katholiſchen Hofkirchenmuſik. Im Beſitze einer angenehmen Baritonſtimme, wandelte er dieſe nach und nach in einen Tenor um, da ſein Dienſt dies verlangte, doch wurde er dadurch nicht nur ſehr krank, ſondern kam auch in Gefahr, ſeine Stimme ganz zu verlieren. Er nahm nun Unterricht bei dem berühmten Kirchenſänger und Caſtraten Vincenzo Caſelli, einem Zögling der Bologneſer Schule des Bernacchi. Unter dieſem Meiſter entwickelte ſich das Geſangstalent von M. raſch, ſo daß er 1797 in die kurfürſtliche italieniſche Oper eintrat, welcher er bis 1817 angehörte. 1801 wurde er zum Inſtructor der Kapellknaben, 1820 auf C. M. v. Weber's Veranlaſſung zum Chordirector bei der deutſchen Oper ernannt. Als ſolcher trat er 1831 in Penſion. Seit 1824 verwaltete er auch die königliche Privatmuſikalienſammlung. Weltberühmt als Geſanglehrer ſtarb er den 24. Septbr. 1845 in Dresden. Von ſeinen Schülern ſind zu nennen: Wilhelmine Schröder-Devrient, Friederike Funk, Julie Zucker-Haaſe, Charlotte Veltheim, Agneſe Schebeſt, Henriette Wüſt-Kriete, Alfons Zezi, Bergmann, Karl Riſſe, Anton Mitterwurzer ꝛc. Aufſchlüſſe über die Lehrmethode des Meiſters gibt ſein Schüler Heinrich Mannſtein in „Denkwürdigkeiten der Kurfürſtl. und Königl. Hofmuſik zu Dresden im 18. und 19. Jahrhundert“, Leipzig 1863. S. 106 ff. Auch als Componiſt war M. thätig; er hat ein Requiem, mehrere Cantaten und Lieder geſchrieben, die jedoch ungedruckt geblieben ſind. In ſeiner Jugend wurde er bekannt als geſchickter Boſſirer in Wachs.

F.

Milag: Martin M., nach damaliger Sitte Milagius, fürſtl. anhalt. Geſammtrath und Kanzler des deſſauiſchen Antheils, ward am 2./12. März 1598 zu Triſtewitz bei Torgau geboren. Geringen Herkommens mußte er ſich auf verſchiedenen Schulen kümmerlich durchhelfen, bis es ihm möglich ward, 1619 die Univerſität

zu Frankfurt a. O. zu beziehen. Hier gelang es ihm durch Unterrichten junger Leute von Stand in bessere Verhältnisse zu kommen und ohne Sorgen dem von ihm gewählten Studium der Jurisprudenz obzuliegen, worauf er, der schon ein Jahr zuvor den Grad eines Licentiaten der Rechte erlangt, 1623 nach Zerbst, wo ihm Verwandte lebten, sich begab und dort zu practiciren begann. Bereits 1626 berief ihn Fürst Christian I. v. Bernburg in seinen Dienst als Gerichtsamtmann daselbst, beschenkte ihn mit seiner Gunst und zog ihn vielfach in seinen vertrauten Umgang. Nach des Fürsten Tode trat M. 1632 in die Dienste von des erstern Bruder, Fürst Ludwig von Cöthen, als Rath bei dessen Canzlei als schwedischer Statthalter zu Halberstadt und blieb bis 1634 in dieser Stellung, worauf ihn die Fürsten August und Ludwig als Rath in fürstlich anhaltische Dienste nahmen. Schon jetzt und namentlich nach seiner 1635 erfolgten Ernennung zum Gesammtrath des anhaltischen Fürstenhauses ward er vielfach zu diplomatischen Sendungen benutzt, übernahm 1638 die Kanzlerstelle im fürstl. zerbster Antheil und fungirte von 1645 an fast bis zum Abschlusse des westphälischen Friedens als anhaltischer Bevollmächtigter bei den Friedensverhandlungen zu Osnabrück und Münster, zugleich dabei auch die Häuser Pfalz-Lautern, Simmern und Zweibrücken vertretend. Zu gleicher Zeit ward er auch mit diplomatischen Aufträgen von Kurbrandenburg und Hessen-Kassel betraut und von beiden ohne Erfolg in ihre Dienste berufen. Nach Abschluß des Friedens seine Dienste ausschließlich dem anhaltischen Fürstenhause zuwendend, leitete er den wichtigen Landtag des Jahres 1652, wohnte mit dem Hofmeister Wilhelm von Freiberg den Berathungen des Reichstages zu Regensburg während eines großen Theiles des nächsten Jahres bei, vertrat dann das Land mehrfach auf den Kreistagen zu Leipzig und übernahm zu seinen übrigen Geschäften 1654 auch noch die Kanzlerstelle des dessauischen Antheils. Seine vielfache amtliche Thätigkeit hatte aber seine Körperkräfte erschöpft, so daß er bereits am 28. Juli 1657 im 60. Lebensjahre zum innigsten Bedauern seiner fürstlichen Herrschaft zu Dessau verstarb. M. war ein Mann von umfassendem Wissen und großer wohlgeschätzter Geschäftsgewandtheit namentlich auf diplomatischem Felde, wie die vielfach ihm von einheimischen und fremden Fürsten ertheilten derartigen Aufträge beweisen, dabei auch ein eifriger Verehrer der classischen Wissenschaften und der schönen Künste. Fast selbstverständlich bei dem Kreise, in dem er lebte und wirkte, war daher auch seine Theilnahme an der fruchtbringenden Gesellschaft, deren sehr thätiges Mitglied er als der „Mindernde mit dem Bilde des Seifenkrautes und dem Motto: Die Milze" im J. 1638 geworden war. Die Zahl seiner juristischen, diplomatischen und anderen Schriften ist bedeutend; es mögen davon hier erwähnt werden: seine „Disputationes de expensis tam extrajudicialibus quam judicialibus", 1632, seine „Vindiciae Anhaltinae seu Manifestum Ascaniense", eine behufs Darlegung der Ansprüche des Hauses Anhalt auf die Grafschaft Ascanien 1646 bei den Friedensverhandlungen eingereichte Denkschrift, 1648. Dann „Der klingende Jesaias oder der Prophete Jesaia in reine deutsche Reime gebracht und in 114 Gesänge eingetheilt, die nach den bekannten französischen Melodien der Psalmen Dr. Ambr. Lobwassers gesungen werden können rc.", Bremen 1646. Dann verfaßte M. noch eine lateinische Lebensbeschreibung Fürst Christian I. von Bernburg, die unvollendet geblieben und hinterließ ein Tagebuch über die Reise nach Osnabrück und Münster. M. war zweimal verheirathet. Von seinen Söhnen überlebten ihn vier, deren drei in anhaltischen Diensten standen, wir erwähnen davon

August M., geb. 1633, der gleichfalls fürstl. anhalt. Geheimer und Gesammtrath, sowie Kanzler des dessauischen Antheils war, den Mitgliedern des fürstl. Hauses in der Heimath und namentlich auch am kaiserl. Hofe hervorragende Dienste geleistet und sich bei letzterem so viel Anerkennung erworben,

daß er ohne sein Zuthun für sich und seine Nachkommen von dem Kaiser unter dem Beinamen von Milagsheim in den Adelstand erhoben ward. Er starb, „ein Mann von großem Verstande und sonderbarer Aufrichtigkeit, Leutseligkeit und Thätigkeit, dabei schöner Leibesgestalt“, wie ihn der anhaltische Chronist charakterisirt, am 24. Octbr. 1685.

Beckmann, Chronik des Fürstenthums Anhalt, Bd. VII. Schriften der fürstl. Anhalt. Deutschen Gesellschaft, Bd. II. Schmidt, Anh. Schriftstellerlexikon. Siebigk.

Milbiller: Joseph M., Geschichtschreiber. Geboren am 5. Octbr. 1753 zu München, an der hohen Schule zu Ingolstadt gebildet, wurde er im Jahre 1778 Priester. Freieren Anschauungen huldigend und durch seine Verbindungen wie seine journalistische Thätigkeit — in der Zeit des Kurfürsten Karl Theodor — in den Verdacht gerathen, dem Illuminatenorden anzugehören, sah er sich gezwungen, München zu verlassen und trat eine Reise an, die ihn über Jena und Leipzig nach Halle führte, wo er einen längeren Aufenthalt nahm. Der belehrende Verkehr mit dem Kirchenhistoriker J. S. Semler war es, der ihn festhielt und dauernd seine Neigung für die Geschichtschreibung gewann. Schon das Jahr darauf erhielt er die Professur der schönen Wissenschaften und der Geschichte zu Passau, also in einem geistlichen Staate. In dieser Zeit fing seine schriftstellerische Wirksamkeit auf dem Gebiete der Geschichte an. Unter andern setzte er Kaspar Risbeck's „Geschichte der Teutschen“, die bei Kaiser Friedrich I. stehen geblieben war, in drei Bänden fort und erntete damit mannigfache Anerkennung. Zu derselben Zeit mischte er sich litterarisch auch in den Streit, welcher damals durch die Losreißung der österreichischen Lande ob und unter der Enns vom Passauer Diöcesanverband durch Kaiser Joseph II. entstand, und zwar sprach er sich dagegen aus. Indessen hat er sich damit in Passau keinen Dank verdient, er wurde vielmehr im J. 1794 ohne die Angabe deutlicher Gründe seiner Stellung enthoben. Es scheint indeß, daß die allgemeine aufgeklärte Richtung seines Geistes dabei einigen Antheil gehabt hat. Da in der Zwischenzeit die Lage der Dinge in Kurbaiern sich nicht geändert hatte, nahm M. seinen Aufenthalt in Wien, wo mittlerweile in Folge des Todes Kaiser Joseph II. zwar ein Systemwechsel stattgefunden hatte, vor welchem er sich jedoch nicht zu fürchten brauchte. Die Jahre 1795—1799 hat er hier als Privatmann gelebt und verschiedene historische Schriften verfaßt. Die wichtigste dieser seiner Arbeiten ist die Fortsetzung der „Geschichte der Teutschen“ von J. M. Schmidt, der fast zu derselben Zeit gestorben, als M. nach Wien gekommen war. Die Fortsetzung umfaßt eine lange Reihe von Bänden, sie setzt bei der Geschichte Kaiser Leopolds I. ein und erstreckt sich bis zur Auflösung des deutschen Reiches. M. war in der Lage die Vorarbeiten und Collectaneen Schmidt's benutzen zu können und hat offenbar versucht, im Geiste desselben das unterbrochene Werk, das sich bekanntlich in ganz Deutschland hohe Achtung erworben hatte, zu vollenden. Man kann nicht sagen, daß die Fortsetzung in unberufene Hände gelegt worden sei, wenn sie sich auch nicht das Ansehen erworben hat, welches Schmidt und seiner Darstellung lange Zeit gezollt wurde. Von anderen zu schweigen, befand sich M. schon in dem einen Nachtheile, daß ihm nicht wie diesem die archivalischen Schätze Wiens zur Verfügung standen. Inzwischen war aber in seiner äußeren Lage eine erwünschte Veränderung eingetreten. Bald nach des Kurfürsten Karl Theodor Tode und im Zusammenhang mit dem darauf gefolgten Umschwung in Baiern hatte er (1799) den Ruf als Professor der Geschichte an die Universität Landshut erhalten und fand hier die Stellung, die seinen Neigungen, aber auch seinen Fähigkeiten entsprach. Er hat hier als eifriger Lehrer und emsiger Schriftsteller eine geachtete Wirksamkeit entwickelt.

Die Fortsetzung des Schmidt'schen Geschichtswerkes hat er hier (1808) vollendet und u. a. ein „Handbuch der bairischen Geschichte verfaßt", dessen Beliebtheit seinen Tod überdauert hat. Am 28. Mai 1816 ist er gestorben.

Vgl. über ihn C. A. Baader in der Zeitschrift für Baiern und die angrenzenden Länder, München 1816. Bd. III. S. 105—112 und ebendesselben Lexikon verstorbener bairischer Schriftsteller, I. S. 42—45, wo sich die verschiedenen Schriften und Aufsätze Milbiller's aufgezählt finden. — Außerdem C. Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität Ingolstadt-Landshut-München, Bd. I, S. 692—693. 717. Bd. II, S. 523.

Wegele.

Milde: Karl August Julius M., Botaniker, geb. zu Breslau am 2. November 1824, † zu Meran am 3. Juli 1871. Nach dem Besuche der Volksschule in seiner Vaterstadt kam M. im elften Lebensjahre auf das Magdalenengymnasium ebendaselbst, das er 1846 verließ, um auf der Universität Breslau Naturwissenschaften zu studiren. Seine Neigung zu diesem Studium brachte er bereits vom Gymnasium mit und schon als Primaner hat er durch zahlreiche Excursionen sich eine reiche Sammlung von Naturalien angelegt, was bei seinen beschränkten Mitteln nur durch eisernen Fleiß und große körperliche Anstrengung möglich war. In den ersten Studienjahren erstreckten sich seine Bestrebungen über alle Zweige seiner Wissenschaft, freilich immer mit vorwaltender Bezugnahme auf Botanik, für die ihn schließlich ganz zu gewinnen dem Einflusse Göppert's vorbehalten blieb, in welchem er neben dem trefflichen Lehrer auch den väterlich wohlwollenden Freund bis an sein Lebensende verehren durfte. Am 6. November 1850 wurde M. auf Grund seiner Inauguraldissertation: „De sporarum Equisetorum germinatione" von der Breslauer Facultät zum Dr. phil. promovirt. Gleich diese Jugendarbeit war von solcher Bedeutung, daß sie ihrem Verfasser die Mitgliedschaft der Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher eintrug. Nach überstandener Lehramtsprüfung wurde M. 1851 zunächst als Probecandidat an der Realschule am Zwinger beschäftigt und ging dann auf die Realschule zum heiligen Geist über, an welcher er Ostern 1853 angestellt wurde. Neben seiner Lehrthätigkeit, die er mit Treue und Auszeichnung ausübte, setzte er seine wissenschaftlichen Studien in der Botanik, die sich immer mehr und zuletzt ausschließlich auf die Erforschung der Kryptogamen, vor Allem der Gefäßkryptogamen beschränkten, in einer Weise fort, die Bewunderung erregen muß. Jede freie Stunde, die ihm sein Amt ließ, widmete er seiner geliebten Wissenschaft und lieferte in jedem Jahre eine große Reihe, zum Theil sehr umfangreicher und ausgezeichneter Arbeiten. Freilich erreichte er dies nur unter manchen Entsagungen, unter Aufopferung aller der kleinen Freuden und Genüsse, welche das Leben verschönern, ja auf Kosten seiner Gesundheit und seines Lebens. Schon im Mai 1847 stellte sich zum ersten Male nach einer botanischen Excursion auf den Zobten, ein Brustleiden ein, das ihn zu wiederholten Curen in Salzbrunn und Reinerz nöthigte. Die dadurch erzielte Besserung seines Leidens vermochte ihn zu weiterem unablässigem angestrengtem Schaffen. Da erkrankte er im December 1860 so ernstlich, daß er längeren Urlaub nehmen mußte. Er ging im Mai 1861 nach Reichenhall, und da sich sein Zustand dort nicht besserte, im August nach Meran, von wo er zwar im Sommer 1862 wieder nach Breslau zurückkehrte, um seinen Unterricht zu übernehmen, wohin er aber schon im September noch einmal gehen mußte, um dort noch zwei Winter zuzubringen. Dadurch wurde sein bereits tief gewurzeltes Leiden soweit gehoben, daß er seinem Amte wenigstens theilweise wieder vorstehen und eine fast unglaubliche wissenschaftliche Thätigkeit entwickeln konnte. Es erscheint gleichsam als Vorahnung seines frühen Todes, wenn man sieht, wie er in dieser Zeit mit

fast fieberhafter Hast seine großen Monographien zu erledigen strebt, um das Ziel zu erreichen, das er bereits als Student sich gesteckt hatte, die Erforschung der Welt der Gefäßkryptogamen. In der That verblieben ihm nur noch sechs Jahre des Lebens und fern von der Stätte seiner Wirksamkeit, erreichte ihn zu Meran nach vielen voraufgegangenen Leiden der Tod in dem jugendlichen Alter von wenig mehr als 47 Jahren. Noch kurz vor seinem Ende war ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft der Titel eines königlichen Professors verliehen worden. — M. war eine bedeutende Erscheinung in der botanischen Wissenschaft; bedeutend namentlich durch die Beschränkung auf das eng umschriebene Gebiet, dessen Bearbeitung seine Lebensaufgabe gewesen ist. Daneben aber besaß er auch eine nicht geringe allgemeine Bildung in den verschiedenen naturwissenschaftlichen Fächern, so daß er in allen diesen Disciplinen nicht nur ein tüchtig geschulter Lehrer wurde, sondern in der Zoologie selbst als Schriftsteller auftreten konnte. Ein gründlicher Kenner der Insecten, hat M. außer einigen Mittheilungen aus der Thierwelt von Görbersdorf und Meran eine treffliche Abhandlung über die Singcicaden im Osterprogramm der Realschule zum heil. Geist 1866 veröffentlicht, welche durch die Art der Behandlung ihres Gegenstandes auch einem weiteren Leserkreis Interesse zu erregen vermochte. Dennoch aber war und blieb die Botanik die ihm vor allem liebste Wissenschaft. Seine unbegrenzte Hinneigung zu derselben bezeugen auch seine botanischen Excursionen, welche er im J. 1844 begann und über die er bis 1851 regelmäßige Berichte verfaßt hat. Mit großer Ausdauer, ohne Rücksicht auf sein körperliches Befinden, setzte er sie regelmäßig fort bis zu seinem letzten Lebensjahre. Eine einzige, für ihn interessante Pflanze konnte ihn zu meilenweiten anstrengenden Fußwanderungen veranlassen. Die Erforschung der Phanerogamen seiner Heimath hatte ihn nicht lange beschäftigt. Er besaß bald eine gründliche Kenntniß derselben und machte noch als Student die Entdeckung der für Deutschland bis dahin neuen Lemna arrhiza (Verh. d. Schles. Gesellsch. 1849). Später erschien, als in dieses Fach einschlagend, noch ein Aufsatz: „Monstrositäten von Myosurus minimus“ (Zool.-bot. Ges. in Wien 1849) und was er sonst noch aus dem Gebiete der Phanerogamen an interessanten Funden bei seinen Excursionen machte, ist enthalten in seinen Excursionsberichten, die zumeist in den Jahrgängen der Schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur von 1853—1870 veröffentlicht worden sind. Besondere Hervorhebung verdient noch eine größere Arbeit dieser Art: „Wissenschaftliche Ergebnisse meines Aufenthaltes bei Meran“ (Bot. Zeitung 1862). Aber schon früh befleißigte er sich, die bisher nur von einer kleinen Zahl von Botanikern aufgesuchten Kryptogamen nach ihrem Vorkommen und ihrer Verbreitung zunächst in Schlesien genauer kennen zu lernen. In einem Aufsatze über die Kryptogamenflora der Umgegend von Breslau (Schles. Ges. 1852) sprach er sich über die Nothwendigkeit eines solchen Studiums aus, und seine späteren floristischen Berichte nehmen auch vorwiegend auf die Kryptogamen Rücksicht, oder behandeln sie als ausschließlichen Gegenstand. Hand in Hand mit dieser pflanzengeographischen Thätigkeit ging die viel schwierigere und bedeutendere, die einzelnen Arten in ihrem ganzen Formenkreise so viel als möglich zu erforschen und naturgemäß gegen einander abzugrenzen. So entstanden Milde's treffliche Monographien fast sämmtlicher Abtheilungen der Gefäßkryptogamen und der Moose. Wol den größten Theil seiner Arbeitskraft wandte er den Equiseten zu. Bei dieser Familie untersuchte er auch sehr eingehend die anatomischen und entwicklungsgeschichtlichen Verhältnisse. Schon als Student veröffentlichte er 1850 in der botanischen Zeitung eine kurze Mittheilung über die Bildung der Antheridien bei keimenden Equiseten. Ausführlicher wurde dieser Gegenstand dann in seiner bald darauf erschienenen, oben bereits erwähnten Dissertation behandelt und

ferner in einer 1852 in den Verhandl. d. Leop.-Carol. Akad. publicirten Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der Equiseten". Hier erschienen auch seine Untersuchungen über die Entwicklung der Archegonien, welche er unabhängig von den fast gleichzeitigen epochemachenden Forschungen Hofmeister's über diesen Gegenstand ausgeführt hat. Es schließt sich an diese Arbeiten eine lange Reihe kleinerer und größerer Aufsätze, veröffentlicht in der botanischen Zeitung (1852 u. 56), der Flora (1852), den Verhandl. d. Schles. Gesellsch. (von 1850 an), in den Verhandl. d. Wiener zool.-bot. Ges. (1861—63) und in den Acten d. Leop.-Carol. Akad., welche theils auf anatomisch-morphologische, theils auf die systematischen Verhältnisse der Schachtelhalme Rücksicht nehmen. In letzterer Beziehung sind maßgebend für die spätere Forschung geworden die Bearbeitung der Equiseten in den „Gefäßkryptogamen Schlesiens, preußischen und österreichischen Antheils" (Nova Acta Acad. Leop. Carol. Vol. XXVI, 1858), der Novara-Expedition (1862 u. 70), Indiens (Annalen des Leydener Museums, 1863) und Brasiliens (Flora Brasil. 630—643). Endlich gipfeln seine Untersuchungen über diese Pflanzenfamilie in seiner 1867 als Vol. XXXII pars II d. Abhandl. d. Leop.-Carol. Akad. erschienenen: „Monographia Equisetorum". Diese treffliche Arbeit enthält zu einer nur einige 20 Species umfassenden Pflanzengattung einen Commentar von 605 Quartseiten. Es ist nicht nur der geschichtliche Theil in sehr erschöpfender Weise behandelt, auch die Abschnitte, welche Anatomie und Morphologie behandeln, zeugen von dem großen Fleiße des Verfassers und bieten manche werthvolle eigene Beobachtungen. Namentlich hat M. über die Spaltöffnungen zahlreiche Untersuchungen angestellt und deren Bau für die systematische Eintheilung der Equiseten verwerthet. Es beruht darauf die Trennung der Schachtelhalme in die Gattungen Equisetum und Hippochaete. Die sonstige Behandlung des systematischen Theils ist die für descriptive Werke dieser Art übliche und zeichnet sich durch Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit aus. Jedenfalls bietet das ganze Werk jedem späteren Bearbeiter der betreffenden Pflanzenfamilie eine unentbehrliche Grundlage. Wenn auch nicht in gleichem Umfange wie die Schachtelhalme, von denen M. alle seiner Zeit auf der Erde gefundenen Arten untersucht hat, so doch mit gleicher Gründlichkeit und Liebe erforschte M. die formenreichste Classe der Gefäßkryptogamen, die Farne. Zunächst erschien eine umfassende Bearbeitung der einheimischen Arten außer in den schon erwähnten „Gefäßkryptogamen Schlesiens", in dem als selbständiges Werk herausgekommenen Buche: „Die höheren Sporenpflanzen Deutschlands und der Schweiz" (1865). Es wurde diese letzte Arbeit bei ihrem Erscheinen von allen Botanikern, die sich mit Kryptogamenkunde beschäftigen, aufs freudigste begrüßt, ebensowol als eine höchst werthvolle Ergänzung und Fortsetzung der bis dahin gebräuchlichen vaterländischen Floren und als sicherer Führer bei der Bestimmung der heimischen Arten, wie nicht minder als ein anregender, vorbildlicher Leitfaden für derartige Untersuchungen überhaupt, werthvoll durch die zahlreichen Hinweise auf das, was noch gefunden werden könnte oder etwa der weiteren Untersuchung bedürfe. Ein specielleres Studium wandte M. der Familie der Osmundaceen zu und veröffentlichte als Frucht derselben 1868 eine „Monographia generis Osmundae". Im Wesentlichen schließt sich dieses Büchlein in seiner Einrichtung der Monographie der Schachtelhalme an, untersucht die Stellung der Osmundaceen zu den nächstverwandten Familien und der Gattungen Osmunda und Todea unter sich, bespricht die gegenseitige Stellung und Veränderlichkeit ihrer Arten und legt von Neuem Zeugniß ab für die Gründlichkeit und Detailkenntniß des Verfassers in morphologischen und systematischen Fragen, wenngleich naturgemäß vieles in dem Buche nur als Wiederholung aus früheren Arbeiten Milde's auftritt. Neu ist in dem anatomisch-morphologischen Capitel

die Beschreibung der Keimung von Osmunda. Ein geographisch weites Gebiet umfassen die 1867 publicirten: „Filices Europae et Atlantidis, Asiae minoris et Sibiriae". Ursprünglich lag es nur in Milde's Absicht, die Farne von Europa und der Atlantis zu beschreiben, allein das reiche Material, das ihm zufloß, bewog ihn, um ein mehr abgerundetes Gebiet zu erhalten, auch noch die Formen Sibiriens und Kleinasiens mit hinzuzuziehen. Die systematische Anordnung folgt dem von Mettenius in den Filices horti bot. Lipsiensis aufgestellten System; die Behandlung der einzelnen Arten ist conform der in den übrigen Werken Milde's beobachteten. Dem Namen mit den nothwendigen Synonymen folgt eine ausführliche lateinische Diagnose, der sich die Citate der Abbildungen anschließen, worauf Angabe der Standorte und allgemeine Bemerkungen den Schluß bilden. Von besonderem Interesse sind auch noch die hier behandelten biologischen Fragen, welche auf Milde's Stellung zur Transmutationslehre einiges Licht werfen. Indem er nämlich mit wachsendem Eifer die Veränderungen verfolgte, welche viele der beschriebenen Arten bei ihrem Vorschreiten nach dem Süden erleiden, konnte er sich der Frage nicht erwehren, ob hier nicht vor unsern Augen Uebergänge verschiedener Arten in einander vorlägen. In seinen „Materialien zur Beurtheilung der Darwin'schen Theorie", welche 1867 in der botanischen Zeitung erschienen, kommt er zu dem Ergebniß, daß einige Arten, wie Blechnum Spicant., Athyrium Filix femina &c., trotz weiter Verbreitung wenig variiren, während andere, z. B. Polypodium vulgare, Cheilanthes fragrans, Asplenium Ruta muraria in von einander entfernten Gegenden in so verschiedenen Formen auftreten, daß er selbst bei mehr als einer erklärt, es würde sie jeder unbedenklich für besondere Arten halten, wenn nicht Uebergänge sich fänden, welche diese Annahme widerlegten. Ohne Rücksicht auf die Bedeutung der trennenden Merkmale vereinigt daher M. alle noch so verschiedenen Formen, welche durch Uebergänge verbunden sind, zu einer Art. Die den Farnen nahestehenden Ophioglosseen bearbeitete M. in zwei Monographien. Die erste erschien als Programmabhandlung bereits 1856 unter dem Titel: „Monographie der deutschen Ophioglossaceen". Die beiden dahin gehörigen Gattungen Botrychium und Ophioglossum werden darin zunächst nach ihren Unterscheidungsmerkmalen geschildert, dann folgt eine ausführliche Diagnose der Arten, wobei auf ihre Verbreitung, namentlich in Schlesien, auf Abänderungen und monströse Bildungen und auf die von den botanischen Autoren aufgestellten Formen gebührend Rücksicht genommen ist. Die Arbeit stützt sich auf die Untersuchungen eines sehr großen Materials theils lebender, theils getrockneter Pflanzen und muß schon aus diesem Grunde von jedem Forscher auf dem behandelten Gebiete nothwendig beachtet werden. Die zweite Monographie untersucht speciell die Gattung Botrychium. Als „Monographia Botrychiorum", 1869 veröffentlicht, bietet die Abhandlung dadurch, daß sie im Wesentlichen die früheren Arbeiten des Verfassers sowol, wie seiner Vorgänger über diesen Gegenstand resümirt, in etlichen Punkten auch bereichert, eine Gesammtdarstellung aller Untersuchungen des fraglichen Gegenstandes dar. Was M. sonst noch über die Farne beobachtet hat, findet sich in kleineren Aufsätzen veröffentlicht, die meist in den Berichten der Schles. Gesellschaft für vaterländische Cultur (von 1855—70) oder in der botanischen Zeitung (1853 und 1866—70) abgedruckt sind. Die kleinen Familien der Lycopodiaceen und Rhizocarpeen haben M. nur wenig beschäftigt, obwol er auch hier neue Arten entdeckt und aufgestellt hat (Verh. d. Schles. Ges., Bot. Zeit. und Linnaea von 1866 u. 1867). Erst nachdem M. durch das Studium der Gefäßkryptogamen zu einem gewissen Abschluß in ihrer Erkenntniß gekommen war, wandte er sich, ohne doch darum jene ganz aus den Augen zu verlieren, mit voller Kraft den Moosen zu. Seine Erstlingsarbeit in diesem Fache schloß

sich an eine zur Feier des königlichen Geburtstages im October 1855 auf der Schule gehaltene Festrede an, die nach einer auf den Tag bezüglichen Einleitung, die Bedeutung und den Nutzen der Moose im Haushalte der Natur zum Thema hatte. Bald aber reihten sich daran zahlreiche, in den Verhandl. der Schles. Gesellsch. und in der Bot. Zeit. fast alljährlich veröffentlichte Aufsätze über die Moose, deren wissenschaftliche Resultate schließlich in der 1869 erschienenen „Bryologia silesiaca“ zusammengefaßt sind. Nicht nur das durch den Titel bezeichnete Gebiet, die Flora von Nord- und Mitteldeutschland überhaupt, wie die von Holland, der Rheinpfalz, von Baden, Böhmen, Mähren und von der Umgegend von München sind in diesem Werke erschöpfend behandelt worden, so daß es seiner Zeit als das umfangreichste und wichtigste systematische Werk über die Moose gelten konnte. Der Entwicklungsgang und die Organographie der Laubmoose ist in einer kurzen Einleitung geschildert; dann folgt der beschreibende systematische Theil mit zwei zur Bestimmung der Ordnungen und Gattungen dienenden Uebersichten. Hinsichtlich der Anordnung des Materials sind die von Schimper in seiner Synopsis gegebenen Grundzüge der Moossystematik im Großen und Ganzen befolgt, doch immer unter Wahrung des selbständigen Urtheils auf Grund eigner Forschung. M. selbst erwähnt mit der ihm stets eignen Wahrheitsliebe der bedeutenden Vorarbeiten, welche, wie die von Albertini, Sendtner und Göppert seinem Werke zu Gute kamen. Doch war auch hierbei so manches Material nur in handschriftlichen Verzeichnissen oder in Privatherbarien niedergelegt und erfuhr erst durch Milde's sichtende Hand die Veröffentlichung. Im Ganzen enthält die Bryologie zwar nicht allein, aber hauptsächlich durch Milde's rastlose Bemühungen bereits 457 Arten, zu denen in zwei Nachträgen noch neun Arten hinzukamen, so daß die Gesammtzahl der bei seinem Tode bekannten Species 466 beträgt. Im Ganzen hat M. 83 Arten zuerst in Schlesien gefunden. Endlich sind auch die Pilze nicht ganz leer ausgegangen. Das von Bernstein entdeckte Microstoma hiemale wurde von M. genauer beschrieben (Bot. Zeit. 1852. Nova Acta Acad. Leop.-Carol. XXIII u. Verh. der Schles. Gesellsch. 1858) und auf die schlesischen Trüffeln, falsche und echte, wurde durch ihn die Aufmerksamkeit der Botaniker wiederholt hingelenkt (Bot. Zeit. 1864; Schles. Gesellsch. 1864—66). So ist Milde's Name denn überall mit der wissenschaftlichen Kryptogamenkunde eng verknüpft. An äußerer Anerkennung hat es ihm in seinem kurzen Leben denn auch nicht gefehlt. Bereitwilligst gewährten ihm seine vorgesetzten Schulbehörden wiederholt längeren Urlaub, reducirten auch in letzter Zeit mit Rücksicht auf seinen leidenden Zustand die Zahl seiner Unterrichtsstunden auf die Hälfte. Zahlreiche gelehrte Gesellschaften ernannten ihn zu ihrem Ehrenmitgliede und in der botanischen Litteratur lebt sein Name fort, geknüpft an mehreren der von ihm entdeckten Pflanzen. Und wahrlich, mehr wie je ist hier die Nachwelt berufen, auch für ferne Zeiten das Andenken eines Mannes in Ehren zu halten, der bei einem siechen Körper, ohne hochgestellte Fürsprecher, ohne Gunst der Verhältnisse, selbst ohne hervorragendes Talent, das mit leichter Mühe Bedeutendes schafft, ganz allein durch sich selbst, durch seinen eisernen Fleiß und die feste Energie seines Wollens so fruchtbar und segensreich gewirkt hat.

Nekrolog v. Stenzel in Verhandl. d. Schles. Gesellsch. f. vaterl. Cultur, 1871, S. 100. E. Wunschmann.

Milde: Karl August M., erster preußischer Handelsminister, geb. den 14. September 1805 in Breslau, † den 24. August 1861 im schlesischen Bade Salzbrunn. Er war der Sohn eines Breslauer katholischen Kattunfabrikanten, welcher sich durch eigene Tüchtigkeit aus engen Verhältnissen zu großem Reichthum und ehrenvoller Achtung emporgeschwungen hatte. In Ueberfluß erzogen,

erhielt er eine vielseitige Bildung. 16 Jahre alt besuchte er das damals neu gegründete Gewerbe-Institut in Berlin, um sich für den Betrieb industrieller Unternehmungen gründlich auszubilden. Dann machte er in Begleitung des Chemikers Runge, welcher als einer der ersten in Deutschland seine Wissenschaft auf die gewerbliche Praxis anwandte, Reisen nach Paris, dem Elsaß, der Schweiz, England und Schottland, um das gewerbliche Leben dieser Länder kennen zu lernen sowie um seine naturwissenschaftlichen und nationalökonomischen Studien zu vervollkommnen. Nach dreijährigem Aufenthalte im Auslande kehrte er 1826 auf kurze Zeit heim, ging aber noch in demselben Jahre nach England, wo er bis 1830 in einem der größten Institute englischer Industrie arbeitete. In Frankreich und England lernte er auch die Verhältnisse constitutioneller Länder kennen und werthschätzen. 1830 heimgekehrt, übernahm er das väterliche Fabrikgeschäft und entwickelte es rasch zu einem der bedeutendsten im Zollverein. Seine Fabrik wurde die erste große Baumwollenspinnerei Breslaus und Schlesiens. Durch seine Bildung erhob er sich über die große Menge seiner Alters- und Standesgenossen. Die Ideen und Tendenzen des bürgerlichen liberalen Frankreich hatten seine ganze Zuneigung gewonnen; dieselben wurden die Ausgangspunkte seiner politischen Bildung und reiften durch den längeren Aufenthalt in England. In das öffentliche Leben trat er 1831 in Breslau als Stadtverordneter. Als solcher wußte er bald den Gesichtspunkt zu finden, an welchen die Städteordnung im Staatsorganismus anzuknüpfen hat und auf den schlesischen Provinziallandtagen verstand er es, die Zeichen zu erkennen, welche der Entwicklung seit 1848 vorangingen. Mit Freimuth und Sicherheit trat er für die Grundsätze in die Schranken, welche in der Gesetzgebung von 1807, 1808 und 1810 angebahnt waren. Auf dem Provinziallandtage vom Mai 1841 erhob er als Vertreter Breslaus sich für den Antrag der Stadt auf Einführung von Reichsständen auf Grund des Gesetzes vom 22. Mai 1815. Gegen die darauf in dem Cabinetsbefehl vom 22. Mai 1841 ausgesprochenen Grundsätze wahrte er allein das gute Recht der Stadt Breslau, ohne sich auch durch die Drohungen des Ministers v. Rochow mit übeln Folgen für die Stadt beirren zu lassen. So wurde er schon auf diesem Landtage der Mittelpunkt der bürgerlichen und liberalen Opposition und blieb in dieser auch auf den folgenden Landtagen ohne Scheu vor persönlichen Streitigkeiten, in welche er dadurch mit der Regierung gerieth. Dieser war er daher mißliebig als einer der fünf Candidaten zu der 1842 stattfindenden Wahl eines Oberbürgermeisters von Breslau. Am 5. April 1845 brachte er auf dem Provinziallandtage die anscheinend auf grundlose Angebereien erfolgten Verhaftungen von Schlesiern zur Sprache, welche Stieber auf Befehl von Berlin hatte vornehmen lassen und stellte den Antrag auf Abschaffung der geheimen Polizei. F. Lewald berichtet in ihren „Erinnerungen aus dem Jahre 1848", daß M. für einen Müßiggänger gegolten habe, während ihm Näherstehende einen starken Ehrgeiz in ihm wahrgenommen zu haben geglaubt hätten. Beides scheint durch nichts bestätigt zu sein, vielmehr wird von allen Seiten Milde's große Bescheidenheit hervorgehoben. Seine bemerkenswertheste öffentliche Thätigkeit fällt in die Jahre 1847 und 1848. In dem am 11. April 1847 eröffneten ersten Vereinigten Landtag Preußens die Städte Schlesiens mitvertretend, gehörte er zu den hervorragenden Liberalen, welche mit Entschiedenheit für zeitgemäße Gewährung weiterer Rechte für die Volksvertretung auftraten. Dies war schon der Fall in der Verhandlung über die zur Beantwortung der Thronrede an den König zu richtende Adresse. Er sprach sich am 16. April zwar sehr in königlichem Sinne aus, erklärte aber, daß er sich in seinem Gewissen gedrängt fühle, gleich von vornherein sich offen für jene Forderungen auszusprechen; er könne es nicht über's Herz bringen, die ständische Wirksamkeit

anzutreten und nachher mitten in derselben zu sagen, er könne der Krone diese oder jene Vorlage nicht erfüllen helfen, indem er das Recht dazu als ein für ihn nicht verbindliches betrachte. In der Adresse müsse klar ausgesprochen sein, daß die Gesetzgebung vom 3. Februar 1847 dem Volke keine Befriedigung gewähre. Seine Behauptung, daß, zufolge dieses Patentes, der Vereinigte Landtag genöthigt sei, seine Rechte im Kriegsfalle auf die Deputation zu übertragen, wurde vom königl. Commissar bestritten, mußte von ihm aber in Folge weiterer Ausführungen Milde's zugegeben werden. Im weiteren Verfolg jener grundsätzlichen Frage war M. einer der 138 Abgeordneten, welche am 1. Mai dem königl. Commissar die „Declaration" der einzelnen vom Landtage in Anspruch zu nehmenden Rechte überreichten. Im Anschluß hieran regte er ein Gesuch an den König um authentische Auslegung bezüglich der Frage an, ob der Landtag über die allgemeine oder provinzielle Bedeutung einer Bittschrift entscheiden solle. Sein Antrag bezüglich der Einführung eines Interpellationsrechtes wurde vom Landtage angenommen. Am 21. Mai schilderte er die „unheilvollen Wirkungen der Einverleibung Krakaus in Oesterreich auf den Handel und die Industrie Preußens". Auch sprach er sich für eine Bitte an den König aus, der wichtigen Handelsbeziehungen wegen mit Spanien wieder diplomatische Beziehungen anzuknüpfen. Erregte er schon überhaupt durch seine Kenntniß der Handelsverhältnisse Aufmerksamkeit, so war dies namentlich der Fall mit seinem Antrage auf Errichtung eines besonderen Handelsministeriums, in Folge dessen der Antrag der betreffenden Abtheilung auf Umwandlung des Handelsamts in ein Ministerium für Ackerbau, Handel und Industrie angenommen wurde. Im Juni machte er auf die Gefahren der damaligen Lage der Bankfrage aufmerksam und erstattete mit Hansemann ein Gutachten über die Vorlage wegen Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer. Bezüglich des Gesetzentwurfs über die Verhältnisse der Juden sprach er sich dahin aus, dieses Volk müsse als solches vernichtet, die Juden müßten zu Deutschen gemacht werden. Endlich ist noch seine Rede vom 21. Juni für eine entscheidende Stimme des Landtags bei Feststellung des Hauptfinanzetats zu erwähnen. Auf dem zweiten Vereinigten Landtage regte er alsbald am 2. April 1848 Schritte an, um die durch Unruhen geschädigten Interessen des Handels und der Gewerbe sicherzustellen und betheiligte sich dann lebhaft an der Berathung des Gutachtens über den Entwurf einer Verordnung „über einige Grundlagen der künftigen preußischen Verfassung". Auch befand er sich unter den 23 schlesischen Abgeordneten, welche nach Aufforderung des Königs vom 3. April und nach dem Bundesbeschluß vom 30. März aus ihrer Mitte die Vertreter Schlesiens in der deutschen Nationalversammlung zu wählen hatten. Constitutionell gesinntes Mitglied der preußischen Nationalversammlung, wurde er von derselben am 26. Mai zum Präsidenten gewählt. „Mit den parlamentarischen Formen bekannt", sagt sein späterer Nachfolger v. Unruh (Skizzen, S. 34), „brachte er, nach v. Schön's Alterspräsidium, mehr, aber noch lange nicht genügende Ruhe und Ordnung in die Versammlung und die Geschäfte. Es geschah nichts Durchgreifendes, um die gleichmäßigen Vorarbeiten in den Abtheilungen gehörig in Gang zu bringen und dadurch der Versammlung nützlichen Stoff zu verschaffen." Reichensperger (Erinnerungen S. 104) bezeugt, daß M. „bei der ganzen Versammlung wegen der verhältnißmäßigen Tüchtigkeit seiner Führung des Präsidiums in wohlverdientem Ansehen stand und auch in einfacher Sprache, ohne rednerische Begabung schwierige Fragen seines Amtes klar zu vertreten wußte, jedoch nicht die Energie besaß, die von ihm getheilten politischen Ueberzeugungen der Rechten gegenüber der schwankenden Haltung von Auerwald's und Hansemann's zur Geltung zu bringen. „Er war ein gemäßigter Liberaler und ein wohlunterrichteter Fabrikherr, allein seine Passion, durch den

Gebrauch von Fremdwörtern als Gelehrter zu erscheinen, hat sein Ansehn nicht erhöht". Als nach dem Rücktritte des Ministeriums Camphausen Herr Hansemann mit der Bildung eines Ministeriums beauftragt wurde, zog er M. in dasselbe, um sich dadurch der Partei der Rechten zu versichern. Er soll anfangs für das Departement des Innern bestimmt gewesen, dies soll jedoch am Widerspruche Rodbertus' gescheitert sein, worauf M. am 25. Juni zum Vorstande des in Folge seiner früheren Anregung gebildeten Handelsministeriums ernannt wurde. Schon am 21. September trat er jedoch mit seinen Collegen wieder zurück, ohne sich durch einen Orden ehren oder durch ein Amt versorgen zu lassen; doch wurde er, während die Kreuzzeitung fortfuhr, ihn als Calicotminister zu höhnen, vom König dadurch geehrt, daß er ihn als Minister zur Disposition entließ und ihn in dieser Stellung ungeachtet zweimaligen Abschiedsgesuchs erhielt. Der preußischen Nationalversammlung gehörte er bis zu ihrem Schluß in Brandenburg an. Die Reactionszeit führte ihn von Neuem in die Reihen der Opposition. Als Vertreter des Bezirkes Reichenbach-Waldenburg gehörte er der zweiten Kammer seit der dritten Session (1851—1852) der zweiten Legislaturperiode an, und zwar hielt er sich zur Centrumspartei. Denselben Bezirk vertrat er, der Linken angehörend, in der dritten Periode (1852—1855); den Bezirk Neisse-Grottkau aber vertrat er, der Partei von Vincke angehörend, während der fünften Periode (1859—1861). Der Eintritt der Regentschaft führte seine alten politischen Freunde in die Ministerien, doch nöthigte ihn seine Ueberzeugung, denselben in der Militärfrage entgegenzutreten. Bevor Anfang Juni 1861 die Landtagssession geschlossen wurde, befiel den sonst kräftigen Mann ein Leiden, das ihn zur Heimkehr nöthigte. Nach langem Krankenlager suchte er die Heilquellen von Baden bei Wien, dann in Salzbrunn auf, wo er am 24. August 1861 starb. Kurz zuvor war ihm noch die Freude zu Theil geworden, von der philosophischen Facultät der Universität Breslau, in Anerkennung seiner langen patriotischen Thätigkeit, zum Ehrendoctor ernannt zu werden. Am Leichenbegängniß (27. August) betheiligten sich alle Behörden der Stadt und der Provinz. In der Grabrede wurde besonders seine große Bescheidenheit gerühmt. Die Eltern haben ihn überlebt. Zu seinen Aemtern hatte in letzter Zeit auch die Leitung zweier großer Eisenbahnen gehört. Im Nekrolog der Breslauer Zeitung vom 26. August 1861 hieß es: „Seine geachtete Stellung verdankte M. der individuellen Lebendigkeit, Verständlichkeit und Entschiedenheit, mit der er offen und bisweilen derb die Gefühle und Ueberzeugungen, die Interessen und Tendenzen vertrat, welche die gebildeten Mittelklassen überhaupt damals erfüllten." Die „Allgem. Preußische (Stern-) Zeitung" Nr. 98 vom 26. August 1861 rühmte M. als einen der ersten, „welche 1848 ihre Zeit begriffen und gleich weit von blinder Ueberstürzung und nach rückwärts blickender Unentschiedenheit sich für den neuen Geist in der neuen Form entschieden". In der „Deutschen Rundschau" (Bd. XI von 1877, S. 142) heißt es von M.: „Leicht beweglich, voll vertrauenerweckender Einfachheit im Umgang, hat er wol nur wenig Gegner gehabt, die ihm persönlich übel gewollt. Ohne eigentliches Rednertalent, ohne Stimme für die Tribüne, verstand er dennoch in einer einfachen und natürlichen Sprache die schwierigeren Gegenstände seines Fachs auseinanderzusetzen. Er redete immer mit Geschick und Mäßigung. Man hat ihn in dem Gewirre der Albernheiten und Bosheiten, die eine Zeit lang Berlin und das Land erfüllten, nie einen Augenblick den leichten Sinn, Muth und Umsicht verlieren oder die Fahne verlassen sehen, der er von Anfang an gefolgt: Verbesserung der socialen Zustände, Entwicklung der Verhältnisse der Bürger der verschiedensten Classen zu einander, Vervollkommnung einzelner Institutionen, entfernt von Allem, was Egalité und Socialismus heißt — das war seine Losung. In

den Sitzungen des Ministerraths unterbrach er die Discussion nicht selten durch scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen. Häufig äußerte er: So kann der Scandal nicht länger fortgehen, da hört ja Alles auf, da ist's besser, wir legen unsere Portefeuilles sogleich nieder. Auch that er dies später mit sichtbarer Freude. Ich habe nie Jemanden gesehen, der mit so wenig Leidenschaft dem Besitze der Gewalt zugethan, der so gleichgültig gegen den Wechsel des politischen Glücks gewesen wäre, wenngleich ihm das Herrschen während desselben sehr zu gefallen schien. Es würde ihm nicht an der Fähigkeit gefehlt haben, disciplinirte Kräfte richtig zu leiten, aber zu der Aufgabe, dieselben zu discipliniren, besaß er nicht die Stärke und besonders nicht die Ausdauer. Auch hatte er gewiß die beste Absicht, die Autorität wiederherzustellen; aber wie er, den eine schöne Arie bis zu Thränen begeistern konnte, dem Leben und dessen Nichtigkeiten mit Leidenschaft ergeben war, so lähmten seine ungemeine Erregbarkeit und innere Bewegung seine Thatkraft."

Reden u. Redner d. 1. Verein. preuß. Landtags (Berl. 1847), S. 340 bis 359; Biedermann, Gesch. d. 1. preuß. Reichstags (Leipzig 1847); F. Lewald, Erinnerungen a. d. J. 1848 (Bd. II, Braunschweig 1850); v. Unruh, Skizzen aus Preußens neuester Gesch. (Magdeburg 1849); Germania von E. M. Arndt, Bd. II (Leipzig 1852), S. 374: Art. Preußen und seine Märzminister; Wolff, Berl. Revolut.-Chronik (Bd. III, Berlin 1854); Augsb. Allg. Ztg. Nr. 241 vom 29. Aug. 1861; Pierer's Jahrb., Bd. I, Heft 8 (Altenburg 1867); Reichensperger, Erinn. eines alten Parlamentariers (Berlin 1882); Stieber's Memoiren im Berl. Tagebl. Nr. 460 vom 2. Oct. 1882. Feuill. Wagener, Erlebtes, Abth. 1 (Berlin 1884), S. 28.

Wippermann.

Milde: Karl Julius M., Maler, insbesondere hochverdienter Conservator und Restaurator mittelalterlicher Kunstdenkmäler des nördlichen Deutschlands, geboren in Hamburg den 16. Febr. 1803. Sohn eines durch die französische Occupation schwer betroffenen Gewürzkrämers, dessen zerrüttete Verhältnisse sich allmählich, in Folge successiver Anstellung in dem einen und anderen bescheidenen städtischen Amte etwas verbesserten, gewöhnte er sich frühe an Entbehrung und Einschränkung, vor Allem aber, nach des Vaters Vorbilde, an unermüdliche Thätigkeit. Nur in einer Elementarschule unterrichtet, hat er schon als Knabe und Jüngling es sich zur Regel gemacht, jeden Tag zwischen Handarbeit und bildender Lectüre zu theilen; einer Regel, welcher er bis ins späteste Alter treu geblieben ist. Den ersten Unterricht im Zeichnen hatte er bei Gerdt Hardorff, im Malen bei Christopher Suhr und bei Siegfried Bendixen, welchen eine lange Reihe von Hamburger Künstlern die Grundlage ihrer Technik verdankte. Zu besonderem Segen gereichte ihm das innige Verhältniß zu dem Hause Joh. Michael Speckter's, damals Mittelpunkt für Künstler und Kunstfreunde, ja für alle geistig bedeutenden Männer Hamburgs. Hier wurde nicht allein sein Sinn für alles Große und Schöne in Kunst und Litteratur überhaupt, sondern besonders auch auf die weniger beachteten Ueberlieferungen der altdeutschen Kunst hingelenkt. Im Jahre 1823 durchwanderte er mit dem um einige Jahre jüngeren Sohn des Hauses, Erwin Speckter, die nördlich der Elbe gelegenen Grenzländer; vorzugsweise fühlten sie sich von den Städten Schleswig (Hans Brüggemann's herrlicher Altarschrank) und Lübeck, welches ihnen so viel und mannigfaches darbot, gefesselt. Hier (in der Greveradenkapelle in der Domkirche) zeichneten sie das reiche Altarbild von Hans Memling, dessen Copie später in der Speckter'schen Steindruckerei erschienen ist. Nachhaltigen Gewinn hatten die kunsteifrigen Jünglinge von dem Besuche, welchen sie dem Freiherrn von Rumohr auf seinem nahe bei Lübeck ge-

legenen Gute Rothenhausen, abstatteten. Durch ihn ließ M. sich bestimmen, bevor er nach Italien gehe, sich in Deutschland weiter zum Maler auszubilden. Auf seinen Rath zog er im Frühjahr 1824 nach Dresden, wo er zwei in hohem Grade anregende und förderliche Freundschaften fürs Leben schloß, mit dem Kupferstecher Thäter und dem Bildhauer Rietschel. Im folgenden Sommer trat er mit E. Speckter eine größere Reise an, zunächst nach München, wo sie zu ihrer Ausbildung sich niederließen, aber schon im Jahre darnach aufbrachen, um als aufmerksame Beobachter von Natur und Kunst Ober- und Mittelitalien bis Rom, dann Südost- und Südwestdeutschland zu durchforschen. Ueber den Rhein kehrten sie nach Hamburg zurück. Einen zweiten längeren Aufenthalt in Italien, welchen M. so glücklich war, sich bereiten zu können, füllte die Zeit vom Herbste 1830 bis ins Frühjahr 1832. Er sah Neapel, Pompeji, Pästum, Salerno, verweilte aber am längsten in Rom, Perugia und Assisi. Mit Begeisterung schloß er sich an Overbeck und dessen Schule an. Während er seine Charakterstudien vorwiegend an älteren Meistern, namentlich der deutschen Kunst machte, unterließ er nicht, sich auch in künstlerischer Anordnung größerer Compositionen, im Decorativ, Kostüm ꝛc. zu versuchen. Gefüllte Skizzenbücher, mit theilweise sorgfältig ausgeführten Zeichnungen, enthalten werthvolle Zeugnisse seiner ebenso sinnigen als fleißigen Arbeit. Sie beweisen den besonderen Blick, den er schon damals für Architektur, Eigenthümlichkeiten der Volkstracht, für Land und Leute besaß.

Er kehrte durch die westliche Schweiz, meistens als rüstiger Fußwanderer, zurück. Daß es ihm versagt war, Italien noch einmal, und zwar mit gereifterem Kunstverständniß zu besuchen, hat er oft bedauert. Die Schweiz, Mittel- und Süddeutschland hat er wiederholt in Ferienreisen für sein specielles Interesse durchmustert, gelegentlich auch Dänemark kennen gelernt. Zahlreiche Streifzüge hat er in Norddeutschland gemacht, nicht allein um die jeder Landschaft eigenthümlichen älteren Kunstdenkmäler gründlich zu studiren, sondern auch zur Ausführung ihm übertragener ehrenvoller Aufgaben.

Hamburg blieb bis gegen Ende der dreißiger Jahre dss. Jahrhunderts Milde's eigentlicher Wohnort und der Mittelpunkt seiner Wirksamkeit. Hier legte er sich besonders auf die Historienmalerei, welche er als seine Lebensaufgabe ansah. Jedoch hat er hierin, außer einigen umfangreicheren Entwürfen, nur einige zu Kirchenbildern bestimmte Oelgemälde fertig gebracht. Auch Porträts hat er gemalt, welche ihm jedoch besser in der Zeichnung gelangen, als in farbiger Ausführung, in deren Behandlung er überhaupt nicht glücklich war und in seiner Selbstkritik auffallend irre ging. Dennoch hat er in der höheren Decorationsmalerei sowohl enkaustisch wie al fresco vielfach vortreffliches geleistet. Schon während seiner Hamburger Zeit schmückte er mit E. Speckter einen Saal im Hause des Dr. Abendroth; auch stellte er die Geschichte des Rosses Bejard (Haimonskinder) am Frontispice eines zur Villa des Syndicus Sieveking gehörigen Stallgebäudes künstlerisch dar. In diesen letzten längeren Aufenthalt Milde's in der Vaterstadt fällt aber auch die entschiedene Entwickelung seiner naturwissenschaftlichen Neigung, und zwar in inniger Verbindung mit seiner Kunstthätigkeit. Seine reichen, wohlgeordneten Herbarien, Käfersammlungen u. a. m., um welcher willen er mit dem fernsten Auslande in Verbindung stand, mögen hier nur kurz erwähnt werden; sowie denn auch nachfolgende Titel der um jene Zeit von ihm herausgegebenen Bücher hauptsächlich den Ernst, sowie das vielseitige Interesse bezeugen sollen, mit welchem er sich auch theoretisch in das Studium der Natur versetzte: G. Biedermann, Günther und C. J. Milde, „Die chirurgische Muskellehre in Abbildungen“, Hamburg, J. A. Meißner, 1838, gr. 4. Mit 40 Tafeln. color. Abbild. in 6 Heften; G. Günther, „Das

Handgelenk in mechanischen, anatomischen und chirurgischen Beziehungen. Mit Zeichnungen von J. Milde", Hamburg, Meißner 1841; Dieselben, „Die chirurgische Knochenlehre, mit Abbildungen", Hamburg, Meißner 1844 (vgl. Hamb. Schriftsteller-Lex., Bd. III. Ser. 1. Nr. 1361).

Seine größte und vielseitigste Wirksamkeit aber hat er in Lübeck entfaltet, welches er schon seit 1823 zu österen Malen besucht, und wo er besonders den Familien Overbeck, Curtius, Claudius freundschaftlich näher getreten war. Der ihm befreundete Architekt Lauenberg, nach dessen Tode Gascard, zogen ihn zu den im Hause des schwedischen Consuls A. Nölting unternommenen Arbeiten heran, welche auf den stilvollen Umbau und die geschmackvolle innere Ausstattung seines Hauses abzielten. Und in diesem Hause hat er, der sonst Alleinstehende, seit 1838 bis zu seinem Tode Wohnung, freundlichen Familienanhalt und die mannigfachste Anregung, sowie endlich auch die unentbehrliche Pflege gefunden. Der ihm so innig befreundete Prof. Mantels (Bd. XX, S. 253) ehelichte die Tochter des Hauses, in welchem auch Emanuel Geibel täglich verkehrte. Im J. 1841 ward er festangestellter Zeichenlehrer am Lübecker Katharineum, mit einem Gehalte, das seinen bescheidenen Lebensansprüchen genügte. An die alte Hansestadt fühlte er sich durch die zahlreichen Ueberreste mittelalterlicher Größe und Herrlichkeit, zugleich aber durch die von vielen Seiten ihm begegnende Gastlichkeit gefesselt, für welche er im besten Sinne des Wortes sehr empfänglich war. Hier bot sich überdies dem arbeitseifrigen Manne die Aussicht auf mannigfache, seinem Geschmack entsprechende Beschäftigung.

Erwähnen wir zunächst der Leistungen, die von seiner bis ans Ende treu gepflegten naturwissenschaftlichen Liebhaberei zeugen. In Prof. Günther's Auftrage zeichnete er Irre, für Dr. Trier zu Hamburg sogar Leichen und Leichenpräparate. Pflanzen, Insecten, Schmetterlinge hat er aufs Sauberste ausgemalt, und einzelne Gruppen vollständig ausgeführt. Hervorzuheben sind Milde's Verdienste um das Lübecker naturhistorische Museum. Als Vorsteher, nachheriger Conservator hat er hier dreißig Jahre lang so gut wie allein gearbeitet. Er katalogisirte und numerirte, er conservirte und correspondirte und trug wesentlich zum steten Wachsthum der Sammlungen bei. Das Museum enthält auch eine Menge von ihm secirter und präparirter Thierskelette, darunter den ersten hierher gelangten Gorilla.

Hauptsächlich aber verdienen unsere Aufmerksamkeit diejenigen Arbeiten Milde's, welche als Früchte der kunstgeschichtlichen Studien seiner Wanderjahre zu betrachten sind. Der oben genannte Consul Nölting hatte, als einer der Vorsteher der Marienkirche, die Leitung aller baulichen Angelegenheiten derselben übernommen. Als sachkundiger Rathgeber trat M. ihm zur Seite. Und die während der letzten fünfzig Jahre durchgeführte würdige Wiederherstellung der herrlichen Kirche ist vorzugsweise sein Verdienst. Mit der Zeit gewöhnten sich sämmtliche, nicht nur kirchliche, sondern auch bürgerliche Vorsteherschaften, seinen Beirath bei allen wichtigen Fragen zu benutzen. Immer gründlicher lebte er sich in die norddeutsche Kunst und den eigenthümlichen Stil der Stadt ein, welche ihm jetzt als seine Heimath galt, und zwar in Anbetracht aller Kunstgewerbe. Dies bewährte er besonders da, wo er, mit Benutzung des Alten Neues im Geiste der alten Kunst herstellen sollte. Hierbei hat er nicht nur gezeichnet und gemalt, sondern geschnitzt, geformt, modellirt, womit er dem ausführenden Techniker den richtigen Weg zeigte. So sind u. A. ein von ihm modellirter Hängeleuchter und einer der Pfeifer vom Fries des Marstallthors nach Formen, die er gefertigt hatte, in Messing gegossen worden. Ja, er scheute sich auch nicht vor der schwierigeren Technik graphischer Darstellung. Zu sieben Heften der Lübeck'schen Siegel hat er die Tafeln, und noch vieles Andere selbst

auf Stein gezeichnet; ja, sogar in Kupfer hat er geätzt. Unter emsiger Einübung immer neuer Vervielfältigungsweisen hat er folgende auf Lübeck bezügliche Werke veröffentlicht. Mit Prof. Deecke gab er 1843—1847 heraus: „Denkmäler bildender Kunst" (Grabplatten, Mosaikfußböden, Glasfenster), Ansichten von Lübeck zu „Deecke's Freie- und Hansestadt Lübeck", das ebenfalls mehrfach aufgelegte charakteristische „Lübecker A B C", „der Todtentanz in der Marienkirche". Außerdem lieferte er für verschiedene Vereinszeitschriften, nicht Lübeckische nur, in großer Zahl die erforderlichen Abbildungen. Was er alles der Vergessenheit entrissen oder erst in seinem ursprünglichen Werthe hinstellte, ist hier nicht aufzuzählen. Behalten wir allein die Marienkirche im Auge: so möge nur hingewiesen werden auf die dorthin übergesiedelten prächtigen Glasfenster, das restaurirte hohe Sacramentshaus, die Sacristei mit den Resten des interessanten alten Altars, die Orgel mit Rettung der schönen Façade, das neugebaute Westportal, unzählige Bilder, Grabmonumente etc. Und sowie der Ausbau der Overbeck'schen Kapelle, so war nicht minder die geschmackvolle Ausschmückung des Saales der Handelskammer sein Werk. Die neuen monumentalen Brunnen Lübecks hat er in den Entwürfen, wie in der Ausführung mit begutachtet. Bei dem Vertrauen, das Jedermann nicht nur zu seinem Geschick und feinsinnigem Geschmack, sondern auch zu seiner Freundlichkeit und unerschöpflichen Dienstwilligkeit hegte, wurde er bei den verschiedenartigsten Veranlassungen und von den verschiedensten Leuten um Beihülfe angegangen. So entstanden gar viele zierliche Illustrationen von Titeln, Zuschriften, Widmungen, Randverzierungen u. dgl. In diesem Interesse legte er große und wohlgeordnete Sammlungen von Initialen u. dgl. aus den schönsten Manuscripten des Mittelalters an.

Immermehr ward sein Name auch nach auswärts hin bekannt. So fertigte er, im Auftrage Hamburgs, einen Ehrenbürgerbrief mit sämmtlichen Porträtfiguren des Senats und der angesehensten Bürger (dem hansischen Stahlhofsmeister Colquehoun in London 1835 überreicht), sowie das Dankschreiben Hamburgs an Lübeck nach dem Brande 1842. Auch seine vielfachen Arbeiten für die Zeitschrift d. V. f. Lüb. Gesch. und Alterth. verdienen Erwähnung; noch mehr vielleicht diejenigen für das Lüb. Urkundenbuch, wobei sich ihm, zur Zeichnung der Siegel, das Stadtarchiv öffnete. Der Verein beschloß die Herausgabe eigener Siegelhefte (außer den Siegeln lüb. Bürger, auch die der holsteinischen und mecklenburgischen Städte, des holsteinischen Adels und der Fürsten aus dem schauenburgischen Hause bis jetzt). Zum Theil hat er auch den Text zu den Zeichnungen geliefert. Den Heraldikern und Sphragistikern in immer weiteren Kreisen bekannt, hat er noch mehr derartige Arbeiten ausgeführt.

Den Höhepunkt des Künstlerthums erreichte er durch eine große Arbeit am Abend seines Lebens. Schon frühe hatte er sich auch mit der Glasmalerei, einem altlübischen Kunstzweige, und zwar eingehend beschäftigt. Im bewußten Widerspruch gegen die moderne Technik, hielt er an der alten Kunst fest, welche das Fenster, als zur Architektonik gehörig, mit teppichartigem Untergrunde der Scheiben, behandelte. Er hat außer einem ganz eigenen in der Marienkirche, auch ein von den Künstlern Hamburgs gestiftetes Fenster für die Petrikirche daselbst gemalt. Bei einem Besuche der pommerschen Landkirche Semlow, deren Ausbau er leitete, erregte er gelegentlich eines Besuches, das Interesse des Kronprinzen von Preußen und seiner Gemahlin. Im J. 1865 erhielt er den Auftrag, die oberen Fensterlüchter zwischen den Thürmen des Kölner Domes mit einer zusammenhängenden Composition auszufüllen. Die Aufgabe war das jüngste Gericht. Mit Hilfe eines kunstsinnigen, dazu wohlhabenden Lübecker Glasers und seines geschickten Gehilfen vollendete M. die, achtzehn einzelne große Bilder umfassende

Aufgabe. Zu Pfingsten 1870 lieferte er die Fenster ab, wo man sie gegenwärtig, als Bestandtheil des Portals, besonders im Lichte der Abendsonne leuchten sieht. —

Trotz eintretender Altersschwäche während der letzten sechs Jahre, arbeitete er unverdrossen fort, bis er am Schluß des Jahres 1874 seine Functionen als Conservator der verschiedenen Sammlungen der Ges. z. Beförd. gemeinnütziger Thätigkeit aufgeben mußte. Die Gesellschaft ehrte ihn durch Verleihung ihrer goldenen Medaille. Er starb, von allen seinen Mitbürgern geehrt und geliebt, am 19. Novbr. 1875. Seine Sammlungen sind an die verschiedenen Institute Lübecks übergegangen. „Sein lebensgroßer Kopf im Hochrelief erhält — wie Mantels seine Skizze schließt — in der kulturhistorischen Sammlung, der Stätte seiner Wirksamkeit, das Andenken eines Conservators, wie Lübeck keinen zweiten besitzen wird.“ —

Lübeck. Blätter 1875. Nr. 93. S. 521. Zeitschrift des Ver. für Lüb. Gesch. u. Alterthumsk., Bd. III. S. 625 ff. Der deutsche Herold. Siebenter Jahrg. 1876. Nr. 3. S. 29. A. Michelsen.

Milde: Vincenz Eduard M., geb. zu Brünn am 17. Mai 1777, † zu Wien am 14. März 1853, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, legte sodann die dem Gymnasialstudium folgenden philosophischen Jahrgänge in Wien und Olmütz zurück; in diesen fesselten insbesondere Mathematik und Physik sein Interesse. Der damalige Landescommandirende von Mähren und Schlesien, Marquis von Botta, der auf die Fähigkeiten des jungen Mannes aufmerksam geworden war, forderte ihn auf, sich um das in der Wiener Ingenieur-Akademie erledigte Amt eines Lehrers der Mathematik zu bewerben; M. aber hatte bereits für einen anderen Beruf sich entschieden, und trat in das fürsterzbischöfliche Alumnat zu Wien ein. Im J. 1800 zum Priester geweiht, wurde er 1802 Katechet an der Wiener Normalhauptschule zu St. Anna und im Civilwaisenmädchenpensionat, 1804 Religionslehrer an der Wiener Realakademie (technologische Schule, aus welcher später das polytechnische Institut erwuchs); im J. 1805 wurde er an der Universität zum Lehrer der Pädagogik bestellt und gleichzeitig zum k. k. Hofkaplan ernannt. Kaiser Franz, der ihm sehr gewogen war, verlieh ihm auf seinen Wunsch die Pfarre Wolfpassing (1810), später die Stadtpfarre Krems zusammt dem Directorate über die daselbst bestehende philosophische Lehranstalt; den 28. December 1831 wurde er vom Kaiser zum Bischof von Leitmeritz ernannt, 1834 hielt er seinen feierlichen Einzug in Wien als Fürsterzbischof der Wiener Diöcese. Milde's Erhebung auf den Wiener Bischofsstuhl, welchen durch anderthalb Jahrhunderte nur Männer von hochadeliger Herkunft eingenommen hatten, erregte nicht geringes Aufsehen; er rechtfertigte die auf ihn gefallene Wahl durch eifriges Wirken und sorgsame Ueberwachung des ihm untergebenen Clerus. Das Revolutionsjahr 1848 war für ihn ein Leidensjahr; der kirchenfeindliche Haß der aufgestachelten Massen gefiel sich alsbald in rohen Excessen vor der erzbischöflichen Residenz, und veranlaßte den greisen Oberhirten, sich zeitweilig auf einem zum Erzbisthum gehörigen Landgute aufzuhalten. Die Wiener Presse fand ein Wort des Tadels über die ihm zugefügten Insulten erst spät, und auch da großentheils nur darum, weil er als Träger von kirchenpolitischen Anschauungen galt, welche im vormärzlichen Oesterreich aus der josephinischen Zeit her Geltung hatten, obwol sie im Laufe der Zeit bedeutend gemildert worden waren, und soweit sie nicht ohnedies schon veraltet und unpractisch geworden waren, ohne Neubelebung des religiösen und wissenschaftlichen Geistes innerhalb der Kirche auch durch neue Ordnungen des kirchlichen Lebens nicht völlig überwunden werden konnten. Daß er der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse Oesterreichs abgeneigt gewesen wäre, ist leere,

unbegründete Vermuthung; seine kirchliche Stellung legte ihm die Verpflichtung auf, erste einleitende Schritte für die Anbahnung derselben zu thun; die unter dem Präsidium des Cardinals Schwarzenberg 1849 vorgenommenen Berathungen der österreichischen Bischöfe hatten im Wiener erzbischöflichen Palais statt. M. erlebte übrigens die definitive Neuregelung der österreichischen Kirchenverhältnisse nicht mehr; der Abschluß des Concordates der österreichischen Regierung mit Rom wurde erst durch seinen Nachfolger, Cardinal Rauscher, vermittelt. Im J. 1850 feierte M. in stiller ascetischer Zurückgezogenheit sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum; sein letztes Wort an die Gläubigen seiner Diöcese war ein Hirtenbrief aus Anlaß des am 18. Februar 1853 stattgehabten Attentates auf den jugendlichen Kaiser Franz Joseph; wenige Wochen später verschied M. in seiner Residenz zu Wien. Zu seinen Universalerben hatte er in seinem Testamente arme würdige Priester des Säcularclerus und die dürftig besoldeten Schullehrer der Wiener Erzdiöcese bestimmt. Wohlthätiger Sinn gegen Dürftige war von jeher ein charakteristischer Zug seines Wirkens gewesen; er hatte jedes Jahr einen beträchtlichen Theil der Einkünfte des Erzbisthums zu Spenden an Arme verwendet. Mit bedürfnißloser Einfachheit des Lebens verband M. einen klaren besonnenen Sinn und entschiedenes kräftiges Wollen. Obschon größtentheils praktischen und administrativen Aufgaben zugewendet, bewahrte er doch lebenslang ein reges Interesse für wissenschaftliche Thätigkeit; ein von ihm verfaßtes „Handbuch der Erziehungskunde" (erste Aufl. Wien 1811—13, 2 Bde.; 3. Aufl. 1843) gehört zu den achtenswerthesten Erzeugnissen der damaligen österreichischen Litteratur, und läßt in ihm einen Mann voll klarer Verständigkeit und von durchgebildeter praktischer Seelenkunde erkennen. Ein Auszug aus diesem Werke war durch Decennien an den österreichischen Lehranstalten als Lehrbuch vorgeschrieben. Als Kanzelredner zog er in der besten Zeit seines Lebens von Nah und Fern Zuhörer herbei; und auch im höheren Lebensalter wußte er in den durch seine berufliche Stellung herbeigeführten Anlässen durch taktvoll bemessene Rede stets die günstigsten Eindrücke zu erzielen, wobei er durch seine äußere würdevolle Erscheinung nicht wenig unterstützt wurde. Da seine wissenschaftliche Bildung in den Anschauungen einer Zeit wurzelte, welche den Bemühungen um eine speculative Vertiefung des Katholicismus vorausging, so vermochte er den hierauf gerichteten geistigen Bestrebungen kaum mehr ein tiefergehendes Interesse abzugewinnen, trat ihnen indeß auch nicht feindselig hemmend entgegen. Aus seinem schriftlichen Nachlasse wurde Einiges durch den Leitmeritzer Domherrn August Ginzel (Bd. IX, S. 179) veröffentlicht unter dem Titel: „Reliquien von V. E. Milde &c. nebst einem Lebensabrisse desselben" (Wien, 2. Ausg. 1859).

Ueber das nach der Zeichnung des Architekten Sitte ausgeführte Grabdenkmal Milde's im Stephansdom zu Wien vgl. Wurzbach, Lex., 18. Bd., S. 307 f. Werner.

Milder: Pauline Anna M.-Hauptmann, Sängerin, geb. am 13. Dec. 1785 zu Konstantinopel, † am 29. Mai 1838 zu Berlin. Die Jugendgeschichte der M. ist in ziemliches Dunkel gehüllt und selbst über ihren Geburtsort schwanken die Angaben, doch dürfte nach sorgfältiger Untersuchung der Quellen die Biographie in Nr. 28 des Jahrgangs 1838 der Allg. Musikalischen Zeitung, der wir deshalb auch folgen, die zuverlässigste sein. M. lebte bis zu ihrem fünften Jahr in Konstantinopel, kam dann mit ihrer Familie nach Bukarest, wo ihr Vater, der in Konstantinopel als Conditor (nach Andern als Courier) in Diensten des österreichischen Gesandten Herbert Baron von Rathkeal gestanden hatte, zunächst Dolmetscher beim Fürsten Maurozani wurde. Erst mit 10 Jahren gelangte Anna nach Wien, und da sie das dortige Klima nicht

vertragen konnte, zog die Familie nach Hüttelsdorf. Hier genoß sie den ersten Musikunterricht, den ihr ein Dorfschulmeister ertheilte, wurde später S. Neukomm's und Salieri's Schülerin und betrat, nachdem Haydn und Schikaneder die Größe ihrer Stimme bewundert hatten, am 9. April 1803 als Juno in Süßmayer's „Spiegel von Arkadien“ mit ungeahntem Erfolg die Bühne. 4 Jahre später erhielt sie ein Engagement am Hofoperntheater, zu dessen hervorragendsten Stützen sie bis 1815 gehörte. Reichardt erkennt ihre Stimme in seinen Briefen aus Wien als die schönste an, welche er außer der der Mara gehört. Durch ihre Kunst wurden die Gluck'schen Opern zu neuem Leben erweckt und gefeierte Componisten ihrer Zeit schrieben Werke mit Rücksicht auf ihre Darstellung. So hat Beethoven seinen „Fidelio“, Cherubini seine „Faniska“, Weigl das „Waisenhaus“ und die „Schweizerfamilie“ für sie componirt. 1809 errang die Künstlerin durch ihre gesanglichen Leistungen in Schönbrunn die Bewunderung Napoleon's, der sie für Paris engagiren ließ. Nur ihre Verehelichung mit dem Hofjuwelier Peter Hauptmann, welche in das Jahr 1810 fällt, hinderte sie nach der französischen Hauptstadt zu gehen. Die nächsten Jahre waren zum Theil Gastspielen gewidmet. 1811 sang M. in Breslau und Berlin, 1813 in Karlsruhe, Stuttgart, Frankfurt a. M. Im Mai 1815 verließ sie Wien auf immer und trat in den Verband des Berliner Hoftheaters, dem sie bis 1829 angehörte. In diese Zeit fällt das Urtheil Ranke's, der von der Künstlerin sagte: „Auf alles Edle, Große, Erhabene durch Gestalt und Haltung, wie auf das eigenste Besitzthum hingewiesen, hat sie eine Stimme, die durch bloßes Anschlagen eines Tones die Gemüther beherrscht, die tiefste Wehmuth erwecken und zur innigsten Theilnahme hinreißen kann“. Goethe, der die Sängerin 1823 in Marienbad gehört und Zelter versprochen hatte, ihr durch ihn „das erste Blättchen, das ihrer nicht ganz unwerth sei“, zu senden, schickte ihr mit einem Exemplare der Iphigenie folgende Verse:

Das unschuldvolle fromme Spiel,
Das edlen Beifall sich errungen,
Erreichte doch ein höh'res Ziel:
Von Gluck betont, von Dir gesungen.

1829 verließ M. Berlin, nicht mehr im Vollbesitz ihrer Mittel und deshalb von Spontini, der ihr viel Dank schuldete, vernachlässigt. Sie sang während der nächsten Jahre in Petersburg, Kopenhagen, Stockholm und mehreren norddeutschen Städten und nahm 1836 in Wien in einem Concerte von der Oeffentlichkeit Abschied. Die letzten Jahre verlebte sie in stiller Zurückgezogenheit in Berlin. — M. war ohne Zweifel eine der ausgezeichnetsten dramatischen Sängerinnen die Deutschland besessen, sie wirkte vor allem durch die Macht und den Wohllaut ihrer Stimme, dann aber auch durch ihre plastische Darstellung. Leider fehlte der ersteren Feuer und Schmelz des Vortrags, letzterer Adel und Poesie. In ihrer Declamation störte zuweilen ein Durchklingen des Wiener Dialekts. Ihre vorzüglichsten Leistungen waren die Alceste von Gluck, der sich Armida, Iphigenia, Statira, Lodoiska, Fidelio, Elvira u. a. anschlossen.

Joseph Kürschner.

Miles: Matthias M., Rathsherr in Hermannstadt und Historiograph, Sohn des Mediascher Stadtpfarrers gleiches Namens, geb. am 21. Febr. 1639, Zögling des Kronstädter Gymnasiums (1655—58), sodann der Universität Wittenberg, 1660 Rector des Mediascher Gymnasiums, im folgenden Jahr Geheimschreiber des mit dem Kaiser Leopold I. verbündeten siebenbürgischen Fürsten Johann Kemeny und von diesem zu einer Sendung nach Wien benützt, wählte nach Kemeny's Untergang — er fiel am 23. Januar 1662 in einem Gefecht gegen die Türken bei Groß Alisch —, vom neuen Fürsten Michael Apafi gleich=

falls zu diplomatischen Sendungen gebraucht, Hermannstadt zu seinem Wohnsitz, wo er bald Mitglied des äußern Rathes wurde, bis ihn am 14. Mai 1681 die Wahl dieses in den innern Rath berief. Als Mitglied dieses mußte er mit dem Mühlbacher Rathsmann Johann Pancratius das sächsische Banner führen, das mit den siebenbürgischen Hülfstruppen 1683 dem Türken Heeresfolge zu leisten gezwungen war, als dieser gegen Wien rückte; doch kamen sie nur bis an die Raab. Dafür hatte M. die Freude, daß bei dem Vorrücken der kaiserlichen Truppen in Ungarn nach Wiens glorreichem Entsatz der siebenbürgische Landtag im October 1685 ihn mit Johann Heller und andern Abgeordneten nach Wien schickte zur Abschließung eines Schutz- und Trutzbündnisses mit Leopold. Dieses kam in der That am 28. Juni 1686 in Wien zu Stande; in weiterer Entwicklung ist daraus der vertragsmäßige Uebergang Siebenbürgens unter die Herrschaft des Hauses Oesterreich entstanden; der Name von M. steht gleichfalls unter dem Tractat. Kurz nach seiner Rückkehr von Wien, 1. October 1686, starb er. In größere Kreise als diese Thätigkeit hat den Namen M. sein „Siebenbürgischer Würg-Engel“ getragen, eine „Chronik“ des 16. Jahrhunderts, das der Verfasser irrthümlich das 15. nennt. Ein großer Verehrer der Geschichte, deren Lob er nach der Römer und Griechen Vorgang warm erhebt, hat er „im historischen Gärtlein Siebenbürgens spazierend und doch wenige einheimische Scribenten dort findend, ausländische aber so widerwärtige, daß er oft nicht recht gewußt, welchem anzuhangen, oder was zu glauben sei“ — sich entschlossen, diese Lücke auszufüllen und „bevoraus, weil der Siebenbürgischer Sachsen Geschichten so venige Autores berühren, geschweige, des abgelegenen Landes halben, gründlich ausführen (da doch keine einzige Historie in Siebenbürgen fürgefallen, da nicht dieses Status Beamten allenthalben die Hände und Füße, wo nicht ganz das Haupt gewesen) in seiner „Muttersprach und der Siebenbürgischen Sachsen gewöhnlicher Redensart“ eine „kurze Chronica“ dieser Geschichten zu schreiben. Den bezeichnenden Namen, der durch ein Titelbild nach der Offenbarung Johannis verdeutlicht wird, wählt M. im Hinblick auf „die gräulichstblutigen Anschläge, Kriege und Zeitungen“, die zum großen Theil den Inhalt des Werkes bilden, das alle schrecklichen Zeiten am Himmel und auf der Erde registrirt, und keinen „der vielfältigen“ innern und äußern Feinde vergißt, durch welche „dieß bedrängte Vaterland vollends in den Abgrund des Verderbens gestürzet worden“. In seiner naiv-reizenden, ungemein lebendigen Darstellung, nicht selten von warmem Hauche innerer Theilnahme für die bedrängte sächsische Nation gehoben, die „der viel-gütige Gott unter so grausamen Zeitläuften bis heut gnädiglich hat wollen erhalten“, ist der auch durch Druck und Papier seines Inhalts nicht unwürdige „Würg-Engel“ (Hermannstadt, gedruckt bei Stephano Jüngling 1670) Menschenalter lang ein Lieblingsbuch in sächsischen Kreisen bei Hoch und Niedrig gewesen und hat den historischen Sinn derselben erhalten helfen. Ein Verdienst desselben ist unter Anderem die eingehende, wenn auch natürlich nicht irrthumsfreie Erzählung von der Einführung der Reformation und die vollinhaltliche Mittheilung der eindrucksvollen Rede, mit der der Sachsengraf Albert Huët (Allg. d. Biographie XIII, S. 284) am 10. Juni 1591 vor dem Fürsten den Angriff und Uebermuth des magyarischen Adels der sächsischen Nation gegenüber so schlagend zurückwies. Wie viele deutsche Herzen haben sich seitdem an seiner muthigen Beweisführung erquickt: „darum sind wir nun nicht mehr Fremdlinge, sondern bekräftigte Bürger und Einheimische des Landes, vielweniger Jobagyen, wie uns Etliche falscher Weis zumessen, sondern wir sein subditi et fideles sincere dilecti, Unterthanen und liebe Getreuen: welches nicht allein aus den privilegiis und Freiheitsbriefen, sondern auch aus königlichen Sendbriefen, derer wir mit großen Laden voll haben und im Rath-

haus zu unsern Ehren und Gedächtniß der Nachkömmlinge behalten, erwiesen wird. Daß aber Schuster und Schneider Zechleute sein, sei Gott dafür gelobt, der solche Ruhe hat gegeben, daß man sich mit Schuhmachen mag erhalten und Ihre Fürstliche Gnaden einen dicken, fetten, guten und angenehmen Zins kann geben. Hat doch Gott zu arbeiten befohlen: im Schweiß deines Angesichts sollt du dein Brodt essen! . . Darumb wollen wir die Namen viel lieber tragen und Eure Fürstliche Durchlaucht soll viel lieber tausendmal dulden und leiden die man nennt: szöts, szabo, varga, als dulo, forzto, koborlo — Kürschner, Schuster, Schneider, als Diebe, Mörder und Räuber."

Vgl. Joseph Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, II, Kronstadt 1870. G. D. Teutsch.

Milich: Jakob M. (Milichius), humanistisch gebildeter Arzt in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Geb. den 24. Januar 1501 zu Freiburg im Breisgau, woselbst sein Vater ein obrigkeitliches Amt bekleidete, erhielt er, mit vorzüglichen Anlagen begabt, eine gelehrte Erziehung, wurde bereits 1514 bei der Universität seiner Vaterstadt immatriculirt, im folgenden Jahre Baccalaureus und 1520 Magister der freien Künste. Seine Lehrer zu Freiburg, deren Freundschaft zugleich er sich erfreute, waren Erasmus v. R., Ulrich Zasius, Konrad Heresbach, Heinrich Glareanus, Nikolaus Gerbel und Andere. Nun widmete er sich dem medicinischen Studium, das er jedoch nicht zu Freiburg, sondern zu Wien beendete, wo er zugleich mit Eifer den mathematischen Disciplinen unter Joh. Purbach und Joh. Regiomontanus oblag, welche er auch bald darauf als der erste zugleich mit Volmar zu Wittenberg einführte, wo er sich 1524, angezogen durch den Ruf Melanchthons, für immer niederließ. Hier wurde ihm zuerst eine philosophische, sodann eine medicinische Professur zu Theil. Er hielt mit vielem Beifall und Nutzen lange Jahre hindurch nicht nur Vorlesungen über die Medicin, sondern übte sie auch praktisch, und erwarb sich als ausübender Arzt einen so großen Ruf, daß auch die Fürsten von Anhalt in mißlichen Gesundheitsverhältnissen sich seiner Hilfe bedienten. Mit manchen auswärtigen Gelehrten stand er in enger Freundschaft, wie mit Eob. Hessus und Joachim Camerarius. Als sein Freund und College Melanchthon 1536 seine Heimath Bretten in der Pfalz besuchte, war er dessen Reisegefährte und sah bei dieser Gelegenheit auch seine Vaterstadt Freiburg wieder. Sein Tod erfolgte zu Wittenberg den 10. November 1559. Seine Werke finden sich in Manget's Bibl. Script. Medic. T. II. P. I. p. 358 aufgezählt, einige seiner Reden medicinischen Inhalts stehen auch in den Declamationen Melanchthon's. Seine „Commentarii in libr. II Historiarum C. Plinii", Frankfurt, Brubach, 1553, 4°, erschienen in wiederholten Ausgaben. Außerdem hatte er an dem großen Werke des Wolfgang Lazius: Comment. Rer. graec. libri II. (vgl. Bd. XVIII, S. 91) wie der Verfasser selbst in der Dedication an Kaiser Ferdinand angibt, thätigen Antheil.

Schreiber, Gesch. d. Universität Freiburg II, 3. Adam, Vitae medic. (Haidelb. 1620. 8.) p. 92—98. Freher, Theatrum erudit. p. 1244—45 (woselbst auch sein Bildniß). Denis, Wiener Buchdruckergeschichte. S. 670. Saxe, Onomasticon VI, 258. Jöcher III. Müller, Staats-Cabinet 272—79. J. Franck.

Millenet: Johann Heinrich M., unter dem Namensanagramm M. Tenelli als Theaterdichter und Romanschriftsteller bekannt und als Sohn eines Organisten am 4. September 1785 zu Berlin geboren, war französischer Abkunft und der Sprößling einer nach Aufhebung des Edicts von Nantes in Deutschland eingewanderten Hugenottenfamilie. Auf dem französischen Gymnasium und dem Séminaire de Théologie seiner Vaterstadt gebildet, übernahm er 1809, bald nach Vollendung seiner Studien, die Stelle eines Lehrers an der

ersteren Anstalt und beim königlichen Kadettencorps, trat aber mit dem Beginne der Freiheitskriege in die Dienste des Prinzen Wilhelm, eines Oheims des jetzigen Deutschen Kaisers, und begleitete denselben als Privatsecretär während des Feldzuges und bis nach Paris. Als der Friede geschlossen war, löste sich dieses Verhältniß wieder, und M. gründete nun zu Neubrandenburg in Mecklenburg-Strelitz eine Privatlehranstalt, die unter seiner Leitung einen so gedeihlichen Aufschwung nahm, daß er seine jugendliche Braut, Julie Charton aus Berlin, als Gattin heimführen konnte. 1825 folgte er einem Rufe als Professor der französischen Sprache an das Gymnasium zu Gotha, wo er fortan 27 Jahre lang vielfach anregend gewirkt hat, bis ihn im März 1852 ein lästiges Brustleiden zum Rücktritt von seinem Amte bewog. In ungeschwächter geistiger Frische und zu Anfang 1853 von seinem Fürsten zum Hofrathe ernannt, verlebte er die ihm noch beschiedenen Ruhejahre und starb, über 73 Jahre alt, unter der treuen Pflege seiner zweiten Gattin, mit welcher er sich 1850 vermählt hatte, nachdem die erste 1833 mit Hinterlassung eines einzigen Sohnes aus dem Leben geschieden war. — Schon während seines Aufenthaltes in Neubrandenburg war M. unter dem Namen M. Tenelli, den er in der Folge stets beibehielt, litterarisch thätig gewesen und zwar gleich anfangs in der doppelten Richtung als Roman- und Bühnenschriftsteller. Die von ihm zuerst herausgegebene zweibändige Monatsschrift „Die Laren“ (Berlin 1818) enthielt außer Beiträgen Anderer auch Gedichte, Erzählungen, ein Lustspiel und eine Posse von ihm selber. Dann folgte die Erzählung „Das Johanniswürmchen“ (1819) und der Roman „Die Abenteuer des Grafen von Heyden“ (1819), welchen sich verschiedene theils im Drucke veröffentlichte, theils handschriftlich verbliebene, aber auf die Bühne gelangte dramatische Arbeiten und ein Band Erzählungen anschlossen, nämlich: „Thalia, Beitrag für deutsche Bühnen“ (Berlin 1819), die Opern „Die Hottentottin“, mit Musik von G. A. Schneider und „Das verborgene Fenster, oder ein Abend in Madrid“, mit Musik von J. P. Schmidt, jene am 5. Januar 1820, diese am 4. Februar 1824 in Berlin aufgeführt, und „Meines Oheims Flausrock“ (1824), Erzählungen, unter denen sich außer fünf neuen noch zwei in Symanski's „Freimüthigem für Deutschland“ (1. Jahrgang 1819) bereits abgedruckte befinden. Fruchtbarer noch gestaltete sich Millenet's litterarische Thätigkeit in Gotha, da er bald nach der Neugründung des dortigen Theaters (1. Juni 1827) in nähere Beziehungen zu demselben trat. Von 1829 bis zu seinem Tode verging fast kein Jahr, ohne daß nicht ein oder mehrere selbständige oder nach dem Französischen bearbeitete Bühnenstücke von ihm zur Aufführung gelangt wären. Diese Beziehungen zu dem genannten Institute brachten ihm auch 1840 den Titel eines Hof- und Theaterdichters ein. Ein Verzeichniß der zahlreichen von ihm herrührenden Arbeiten dieser Art enthält Kawaczynski's unten angeführte Festschrift. Nur zum kleineren Theile sind diese Lustspiele, Vaudevilles und Possen, unter denen „Die Mönche“ wohl am häufigsten die Bretter beschritten haben, entweder in Einzelausgaben gedruckt oder, wie in den „Jährlichen Beiträgen für die deutsche Bühne“ (Gotha 1837), zu Sammlungen vereinigt worden. Daneben verfaßte M. auch eine Anzahl Prologe und Epiloge bei festlichen Anlässen des Hoftheaters, wie denn z. B. 1840 die neugebauten Schauspielhäuser in Gotha und Koburg durch seine Prologe eröffnet wurden. Ebenfalls in jener Periode entstanden die beiden Romane „Baron Duverney“ (2 Bde., 1839) und „Die Atheisten. Historischer Roman aus der Zeit Ludwigs XIV.“ (2 Bde., 1846), sowie die Uebersetzungen aus dem Französischen: „Eduard. Von der Verfasserin der Ourika“ (2 Bdchn., 1826), „Beaumarchais' Sämmtliche Schauspiele“ (2 Bdchn., 1826), die auf den „Barbier von Sevilla“ und „Eugenie“ beschränkt blieben und deshalb im folgen-

den Jahre unter dem Titel: „Beaumarchais. Bestes aus dessen Werken" in neuer Ausgabe erschienen; ferner: Scribe's Lustspiel „Vormund und Mündel" (1830) und Victor Hugo's „Maria Tudor" (1834) und „Marion de Lorme" (1839). Zu den beiden vom Herzog Ernst II. zu Sachsen-Koburg-Gotha in Musik gesetzten Opern „Zayre" (1847) und „Casilda" (1851) — erstere nach Voltaire's gleichnamiger Urschrift bearbeitet, letztere eine freigeschaffene Dichtung — lieferte M. die Textesworte. Bescheidener war seine schriftstellerische Thätigkeit beim „Gothaischen Hofkalender", dessen französische Ausgabe er eine Zeitlang besorgte, und bei zwei Schulbüchern, die er ausnahmsweise unter seinem wirklichen Namen veröffentlichte: ein französisches Uebersetzungsbuch und eine französische Chrestomathie (1826, 1839).

Programm des Gymnasii illustris zu Gotha. Gotha 1853, S. 31 f. (Lebensskizze). — Goedeke, Grundriß, 3. Bd. (1881), S. 898 f. (Schriftenverzeichniß). — Vgl. auch (F. W. v. Kawaczynski) Das Herzogl. S. Hoftheater zu Coburg-Gotha. (Coburg 1877.) — Illustrirte Zeitung. (Leipzig, J. J. Weber.) Nr. 185 vom 16. Januar 1847, S. 41 f. (Zayre) und Nr. 411 vom 17. Mai 1851, S. 319—321 (Casilda). — Außerdem nach privaten Nachrichten und eigenen Erinnerungen. Schumann.

Miller: Johannes M., ein bedeutender Buchdrucker Augsburgs aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Er erscheint zum ersten Mal im J. 1514, und zwar mit einer neueingerichteten Presse, und druckt bis 1520, mit welchem Jahr seine Thätigkeit wieder erlischt. (Irrig sind die Angaben bei Panzer, Annal. typogr. VI. p. 164, 166 und Anderen, wonach es noch aus den Jahren 1525 und 1530 Drucke von ihm geben würde.) So dunkel Miller's persönliche Verhältnisse sind — nur das Eine läßt sich mit einiger Sicherheit behaupten, daß er einer Augsburger Familie angehörte — so hervorragend ist seine Thätigkeit. Man kennt gegen fünfzig datirte Drucke von ihm und die meisten derselben dürfen, was technische Vollendung anbelangt, den schönsten jener Zeit an die Seite gesetzt werden. Ein Hauptaugenmerk Miller's bildete aber namentlich die künstlerische Ausschmückung der Druckwerke. Meister wie Daniel Hopfer und Hans Burgmair mußten ihm Titelbilder, Randleisten, Zierinitialen und Druckerwappen liefern und so finden sich denn unter Miller's Drucken manche, die man als wirkliche Prachtwerke bezeichnen kann. Endlich steht M. auch, was die Art der Ausgaben anbelangt, unter den Buchdruckern seiner Zeit in der vorderen Reihe. Seine Drucke sind fast alle Originalausgaben; auf den Wiederdruck fremder Preßerzeugnisse, so gewöhnlich er damals war, hat er sich kaum jemals eingelassen; unter jenen Originaldrucken aber befinden sich manche wichtige Editiones principes wie die Ausgabe des Jornandes von 1515 und die des sogenannten Chronicon Urspergense aus demselben Jahr, beide von Konrad Peutinger besorgt.

Miller's Drucke, soweit sie nicht seinen Namen tragen, sind durch seine Signete kenntlich, deren er zweierlei Arten hat. Die eine ist ein ganz einfaches Zeichen: ein griechisches Kreuz, in dessen beiden unteren Feldern die Buchstaben I M stehen, während von den oberen das rechte wieder ein Kreuz enthält, das linke aber leer ist. Daneben hat er, als zweite Art von Signeten, eigentliche Druckerwappen, die wieder in verschiedener Gestalt, bald einfacher bald reicher ausgeführt erscheinen. Das Charakteristicum aller aber bildet ein Schild, in dessen schwarz-weißem Feld ein Mann sich zeigt, zur Hälfte sichtbar, der auf dem Kopfe einen halben Mühlstein trägt; die Rundung des Steines ist nach unten gekehrt, die beiden Hände stützen die Last.

Vgl. Zapf, Augsburgs Buchdruckergeschichte I S. XLII f., II. S. 68—146. Panzer, Annal. typogr. VI. p. 142—158 (164, 166), 170, IX. p. 380 f.

Weller, Repert. typogr. S. 470. Suppl. S. 63. Butsch, Die Bücher-Ornamentik der Renaissance S. 22 f. und Taf. 20—22, 25, endlich Miller's Drucke selbst. Steiff.

Miller: Johann Peter M., Philolog und Schulmann, war nach seiner eigenen Angabe am 22. October 1705 zu Scharenstetten, einem in der Nähe von Ulm gelegenen Dorfe geboren. Den Grund zu seiner classischen Bildung legte er auf dem Gymnasium zu Ulm, das er schon im J. 1721 verließ, um seine Studien in Tübingen fortzusetzen. Im J. 1724 wandte sich M. nach Jena, wo damals Männer wie Buddeus (Joh. Franz) und Walch lehrten. Hier gelang es ihm durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit seiner Professoren auf sich zu lenken, welche ihm den Rath ertheilten, die akademische Laufbahn einzuschlagen. Die Ausführung dieses Planes vereitelte ein Befehl des Vaters, die Universität zu Jena mit der zu Leipzig zu vertauschen. M. mußte demselben wohl oder übel Folge leisten und wandte sich also im J. 1729 nach Leipzig. Hier wurde er bald Privatlehrer im Hause des Herrn C. O. Rechenberg und fand gleichzeitig Beschäftigung an dem Allgemein historischen Lexicon, zu dessen drittem und vierten Theil er Zusätze und Verbesserungen lieferte (Leipzig 1731. Fol.). Der angestrengten Arbeit waren jedoch die Kräfte Miller's nicht gewachsen. Er verfiel in eine schwere Krankheit, welche ihn sieben Wochen lang arbeitsunfähig machte. Um so freudiger begrüßte der Genesene das Anerbieten des Freiherrn Thomas von Fritsch in Dresden (vgl. Bd. VIII S. 110 ff.), bei ihm als Bibliothekar einzutreten. Die neue Stellung nöthigte M. nach Dresden überzusiedeln, doch blieb er fortwährend in Berührung mit dem akademischen Leben und erhielt im J. 1737 die Würde eines Assessors der philosophischen Facultät zu Leipzig. Die reichen Schätze der von Fritschischen Bibliothek ermöglichten es auch, daß M. eine Fortsetzung des allgemeinen historischen Lexicons ausarbeiten konnte, die in zwei Foliobänden in Leipzig im J. 1740 erschien. In demselben Jahre kehrte M. nach Ulm zurück, wo er am dortigen Gymnasium zuerst die Stelle eines Subrectors und Professors der griechischen Sprache, dann 1743 die eines Prorectors und schließlich 1752 die des Rectors erhielt. Nebenbei bekleidete er auch das Amt eines städtischen Bibliothekars. — M. war ein überaus gelehrter Mann, der fast für alle wissenschaftlichen Disciplinen seiner Zeit reges Interesse zeigte. Dementsprechend ist die Zahl seiner Schriften ungemein groß. Am vollständigsten verzeichnet sie Meusel im Lexicon Bd. IX S. 173—177. Von bleibendem Werthe sind darunter wol nur seine Ausgaben der wichtigsten lateinischen Classiker, welche von 1745—1772, wie es heißt, auf Wunsch Friedrichs des Großen in der Buchhandlung von A. Haude und J. C. Spener in Berlin erschienen. Sie empfehlen sich durch geschmackvolle Ausstattung und enthalten unter der Bezeichnung: „Chrestomathia" sorgfältig gearbeitete Indices, die heute noch brauchbar sind. In einigen dieser Ausgaben, z. B. in der von Cäsars Commentaren (Berolini 1748, 8°) ist die französische Uebersetzung direct dem lateinischen Texte gegenübergestellt. (Vgl. Schweiger, Handbuch der classischen Bibliographie II, 2. S. 1269.) — Als Lehrer vernachlässigte M. neben den classischen Sprachen auch die Realien nicht; vielmehr führte er, wie uns berichtet wird, seit 1772 den Unterricht in der Geographie und in den Naturwissenschaften an dem Gymnasium zu Ulm ein. Seine pädagogischen Ansichten faßte er in seinem „Handbuch zu gemeinnützlicher Bildung und Unterweisung der Jugend in öffentlichen Schulen" (1773) zusammen. M. starb am 17. November 1781.

M. hat sein Leben bis zu seiner Rückkehr nach Ulm selbst beschrieben in den „Acta scholastica" Bd. 3. Leipzig und Eisenach 1743. 8°. S. 76—81.

Weitere Angaben findet man bei Albrecht Weyermann, Nachrichten von Gelehrten . . . aus Ulm. Ulm 1798. 8°. S. 399—404.

H. A. Lier.

Miller: Johann Peter M., lutherischer Theolog und Pädagog des 18. Jahrhunderts, geb. den 26. April 1725 zu Leipheim bei Ulm, † den 29. Mai 1789 in Göttingen. — Nachdem er den ersten Unterricht von seinem Vater Johann Michael Miller, Prediger in Leipheim, später in Ulm († 1747, s. Weyermann, Neue Nachrichten von Ulmischen Gel. S. 332) erhalten, besuchte er das Ulmer Gymnasium, an welchem damals sein gleichnamiger Onkel J. P. Miller (geb. 1705, † 1781), ein ausgezeichneter Philolog, Historiker und Pädagog die Stelle eines Subrectors bekleidete. Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog er, 20 Jahre alt, die Universität Helmstädt, wo er 1745—1747 Philologie, Philosophie und Theologie studirte und besonders an den Theologen J. L. von Mosheim sich anschloß. Mit diesem ging er 1747 als Hauslehrer seiner jüngeren Kinder nach Göttingen, wurde hier 1748 Magister, 1751 als Rector an die Schule zu Helmstädt, 1756 aber in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Halle berufen. Nachdem er hier 10 Jahre lang im Segen gewirkt, folgte er 1766 einem Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität Göttingen, wo er (unter Ablehnung eines an ihn ergangenen ehrenvollen Rufes zum Oberconsistorialrath und Director des Grauen Klosters in Berlin) 23 Jahre lang mit großem Beifall und Erfolg wirkte, bis er am 26. Mai 1789 auf dem Katheder inmitten seiner Schüler vom Schlage getroffen wurde, der seinem Leben nach wenig Tagen ein Ende machte. Seine Vorlesungen umfaßten Dogmatik, Moral, Polemik, Pastoraltheologie, Einleitung in die theologische Litteratur, theilweise auch Erklärung des Neuen Testamentes; auch leitete er katechetische Uebungen der Studirenden im Göttinger Waisenhaus, um dessen Verwaltung er sich als geübter Pädagog und aufrichtiger Kinder- und Armenfreund große Verdienste erwarb. Auch seine fruchtbare und umfassende litterarische Thätigkeit bewegte sich meist auf denselben Gebieten. — Als pädagogischer Schriftsteller machte er sich verdient durch seine „Chrestomathia latina“, die in den Jahren 1755—80 sechs Auflagen erlebte; ferner durch seine gern gelesenen „Historisch-moralischen Schilderungen“, 1753—64, 2. Aufl. 1781—89 in 5 Theilen; durch seine „Erbaulichen Erzählungen der biblischen Geschichten“, 1759—85 in 4 Auflagen erschienen und ins Schwedische und Finnische übersetzt; endlich durch seine „Grundsätze der Erziehungskunst“, Göttingen 1769 und 1771, wie er denn auch zu den Ersten gehörte, welche Vorlesungen über Pädagogik an einer deutschen Universität gehalten haben. — Unter seinen theologischen Schriften sind es besonders seine Arbeiten auf dem Gebiete der Moral, durch die er sich einen Namen gemacht hat: und zwar zuerst seine Fortsetzung von Mosheim's Sittenlehre der h. Schrift, Theil 6—9, 1762—70; dann sein Auszug aus allen neun Theilen der Mosheim'schen Sittenlehre, 1763 und 77, auch ins Schwedische, Dänische, Holländische übersetzt; seine „Einleitung in die Moral“, 1772, „Lehrbuch der Moral“, 1774 und viele kleinere Abhandlungen über verschiedene ethische Fragen und Begriffe. Im Vergleich mit Mosheim hat er mehr gelehrtes Beiwerk, steht aber an Originalität wie an Formvollendung hinter ihm zurück. Aber auch Lehrbücher der Dogmatik, der Polemik, Anweisungen zur Wohlredenheit, zur Katechisirkunst, zur theologischen Bücherkunde, Kirchengeschichtliches, Schriften über Armenwesen und Mission („De eo, quod circa curam pauperum observandum est“, 1749, „De missionibus pie sapienterque regundis“, 1787) hat der fleißige und vielseitig interessirte Mann geschrieben, hat eine Sammlung von kleineren Schriften und Reden Mosheim's besorgt, hat mit seinem Collegen Leß ein Gesangbuch herausgegeben (1779) und Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften ge-

liefert. Miller's theologischer Standpunkt ist der einer moderirten, toleranten, theilweise schon stark zum Latitudinarismus und Rationalismus sich neigenden Orthodoxie; er selbst will orthodox sein in der Ethik wie in der Dogmatik (vgl. seine Schrift „De orthodoxia cum dogmatica tum ethica conjungenda", 1766); aber er erklärt offen, auch ein heterodoxer Theolog könne dennoch ein guter gläubiger Christ sein; denn der Sinn des Evangeliums sei sanftmüthig und nachsichtig; die dogmatische Lehrform könne nicht unveränderlich sein, jedes Menschenalter fordere ein neues System. Ja er ging in seiner Toleranz und Humanität soweit, daß er in seiner Moral die häufige Anwendung der Todesstrafe nicht billigte, in seiner Dogmatik aber sich offen zu der Ansicht bekannte, daß tugendhafte Heiden, wie Sokrates, Epictet, Antonin ꝛc. „wohl schwerlich ewig verdammt sein können". Aber nicht blos in der Wissenschaft, sondern auch in seinem Leben bethätigte er seinen milden und duldsamen, liberalen und liebenswürdigen Sinn (vgl. seine Rede „De theologo amabili" 1768), war überall zum Rathen, Helfen und Wohlthun bereit, ein treuer und uneigennütziger College (wie er denn z. B. selbst kinderlos, eine ihm zugedachte Gehaltserhöhung einem kinderreichen Collegen zuwandte, seine Honorarien der Wittwenkasse schenkte ꝛc.), ein echter Studentenvater und „Candidatenmakler", wie man ihn nannte, freigebig gegen Arme und Armenanstalten, denen er auch testamentarisch einen Theil seines Vermögens zuwandte.

Vgl. über sein Leben Weyermann, Nachrichten von Ulmischen Gelehrten, Ulm 1798, S. 404 ff.; Hirsching, Hist.-lit. Handbuch V, 17 ff.; H. Döring, Gel. Theol. II, 536 ff.; Meusel's Lexikon IX, 178 ff.; Pütter-Salfeld, Göttinger Gel.-Geschichte II, 118 ff.; III, 61 (wo auch ein vollständiges Verzeichniß seiner 63 Schriften und Programme). Ueber seinen theologischen Standpunkt vgl. Gaß, Gesch. der prot. Dogmatik IV, 183; G. Frank, Gesch. der prot. Theol. III, 119; über seine Moral Wuttke, Ethik I, 238; über seine Verdienste um die Pastoraltheologie Palmer in der theol. Real.-Enc. XI, 178 ff.

Wagenmann.

Miller: Johann Martin M., Dichter, geboren in Ulm am 3. December 1750, war der Sohn von Johann Michael M., der 1753 Pfarrer in dem Dorfe Leipheim nächst Günzburg wurde und seit 1763 wieder als Münsterprediger und Professor des Hebräischen in Ulm wirkte. M. hat schon als Knabe mit Liedern, Schauspielen, Tragödien der Poesie schnellfertig gehuldigt. Er wurde am 15. October 1770 (Auskunft Edw. Schröders) als stud. theol. in Göttingen immatriculirt (ex academia Tubingensi, doch führt ihn nach Professor Strauchs Mittheilung die Tübinger Matrikel nicht auf), wo er erst allein, dann mit seinem Ulmer Vetter, dem Juristen Gottlob Dietrich (immatriculirt 15. October 1771), beim Professor der Theologie J. P. Miller, ihrem Oheim, Tisch und Wohnung fand. Ernste Studien scheint er nicht betrieben zu haben. Er war im Grunde stets nur ein schwächlicher Empfindungskrämer und, nachdem die erste Jugendfrische abgeblüht, ein flacher Philister. Der hübsche Jüngling (ein Bild in Lavater's Physiognomik III, 215), dem schönen Klinger ähnlich, setzte die Ulmer Liebeleien fort, liebte aber Fräulein Stock, Pütters Nichte, nur aus der Ferne. Sein leichtes süddeutsches Naturell, das gemüthliche Schwäbeln, ein gefälliges lyrisches Talent machten ihn zum beliebten Gesellschafter, zum Freunde Bürger's, der die Bekanntschaft mit Boie vermittelte. So gehörte M. zu dem von Boie vereinigten und geleiteten „Völkchen" oder „Parnaß in nuce" und am 12. September 1772 zu den Stiftern des eigentlichen „Bundes". Alle großen Tage des „Hains" hat er mitgefeiert. Man versammelte sich meist bei ihm. Der Vetter lieferte als „Bardenhold" neun gezwungene Gedichte in das Bundesbuch, während „Minnehold" 1772 und 1773 ungemein productiv war und nicht nur von

F. L. Stolberg „unter allen Deutschen gewiß der beste Liederdichter“ genannt wurde. Am vertrautesten war er mit J. F. Hahn („Teuthard an Minnehold“), seinem Lehrer im Englischen und Italienischen Hölty („An Miller“) und Voß, der sich später vergebens um die Festigung des treuen Bundesbruders bemühte. Ende September 1774 begleitete er Klopstock bis Kassel, wie 1773 Schönborn. Im October ging er widerwillig auf Wunsch des Rectors M. — sein Vater war am 14. März 1774 gestorben — nach Leipzig; die Fahrt ist in den ungedruckten Briefen an Voß ergötzlich beschrieben und hat Stoff für spätere Romanepisoden geliefert. In Leipzig, wo er mit dem „Genie“ Cramer wohnte, war es ihm mehr um das Theater, um Buchhändler- und Journalverbindungen zu thun, als um die Wissenschaft, und das Ziel des Aufenthaltes, die Magisterwürde, ließ er bald außer Acht. Ende März 1775 traf er wieder in Göttingen ein und reiste am 4. April als Trabant des von Karlsruhe zurückkehrenden Patriarchen nach Hamburg, blieb dort mehrere Wochen in den besten Kreisen, wurde Freimaurer, warb vergebens um eine Klopstock'sche Verwandte, Fräulein Schmidt, trotz anderweitiger Verpflichtung, hauste einige Zeit mit Voß in Wandsbeck und verkehrte viel mit Claudius, besuchte im Juni zu Braunschweig die alten Bremer Beiträger, schloß Ende des Monats in Göttingen ab, weilte mehrere Tage in Münden bei dem Conrector v. Einem, dessen Tochter Lotte, das vielbecourte „kleine Entzücken“, ihn schon länger anzog, schied wie ein Verlobter, that eine Geniereise in die Lahn- und Maingegend, kneipte mit dem „Halbgott“ Klinger in Gießen und Wetzlar (vgl. auch den tollen gemeinsamen Brief in den „Grenzboten“ 1870 IV, 421 ff., 454 ff., 498 ff.), befreundete sich mit dem Musikus Kayser, mit H. L. Wagner u. A., sprach Merck in Darmstadt und traf endlich im August in Ulm ein; die Hoffnung, als Hauslehrer in Kopenhagen den Stolberg nahe bleiben zu können, hatte sich zerschlagen. Im Herbst eilte er zu ihnen nach Zürich, schloß eine dauernde Freundschaft mit Lavater und reiste in Gesellschaft der alten Genossen und Haugwitzens nach Ulm zurück. Seine Candidatenprüfung hatte er dort bestanden. Als Vicar und Gymnasiallehrer sich trotz prahlerischer Briefe (an Boie 23. August 1775) schwer eingewöhnend, schloß er sich eng an Schubart an, der den „himmlischen Jüngling“ unbändig preist (Holtei, Dreihundert Briefe III, 123 f.). Nach Schubart's Gefangennahme führte M. 1777 uneigennützig die Redaction der „Deutschen Chronik“ und blieb der Familie ein treuer Helfer. Das Verhältniß zur Einem brach er sehr leichtsinnig ab und verlobte sich nach mehreren Schwankungen mit Anna Magdalena Spranger, der hübschen, schlichten Tochter eines verstorbenen Gastwirthes. Während des langen Brautstandes in dem „verdammten Nest“ bemühte er sich vergebens um eine Stelle im Badischen; er reiste 1777 von der Tübinger Universitätsfeier aus mit Seybold zum Markgrafen. Er hatte allen „scholastisch-theologischen Wust“ glücklich vergessen und wollte kein neues Examen ablegen. Seine Romane machten ihn eine Zeit lang berühmt, wie früher die Nonnenlieder; er wurde auf kleinen Reisen gefeiert und von einigen Adelsfamilien (Fugger, Arco) herangezogen. Im April 1780 zum Pfarrer der Ulmer Filiale Jungingen befördert, heirathete er am 27. Juni 1780. Die Ehe blieb kinderlos. Seine Schriftstellerei versiegte rasch. Er fand seine eigentliche Bestimmung im „Volks- und Jünglingslehrer“ und war in Ulm mit Schwager Mohler journalistisch thätig. Gedichte tröpfelten seit 1775 und gar seit 1780 spärlich dem ersten Schwall nach. Die mehrmals unterbrochene Correspondenz mit Voß ist voll von Klagen: über das Absterben des Bundes, über sein einsames Leben, das nie in die ersehnte idyllische Landpfarre verpflanzt wurde, über die „schwarze Kutte“. Er zeigt sich als Rationalist plattester Art. Ohne Freude am Beruf, versauerte er tabakqualmend zu Hause und am spießbürgerlichen

Stammtisch, nahm an der großen Litteraturentwicklung keinen Antheil, warf von alten Schwärmereien auch die Klopstockbegeisterung als Irrthum über Bord und erhielt sich nur in Göttinger Erinnerungen ein abgestandenes Restchen von Poesie. Neben dem Junginger Amt wurde ihm im August 1781 die Professur für Naturrecht und dafür schon im December eine für Griechisch am Ulmer Gymnasium übertragen. Am 19. August 1783 zum Münsterprediger gewählt, übernahm er Anfang 1797 den Unterricht in katechetischer Theologie. Während der baierischen Zeit 1804 zum Consistorialrath, 1809 zum Districtsdecan und gegen seinen Wunsch zum Frühprediger an der Dreifaltigkeitskirche ernannt, kehrte er 1810 unter würtembergischem Regiment wieder ins Münster zurück und wurde geistlicher Rath und Decan für Ulm. Seine Bekanntschaften haben sich seit 1775 wenig erweitert. Nicolai sprach auf der berühmten Reise bei ihm vor (Beschreibung IX, 107 ff., 138). Mit Schwaben wie Haug, mit Salis, mit Matthisson (Erinnerungen I, 192 ff.; Briefe I, 68 und II, 75) ergaben sich Anknüpfungen. Klinger tauchte 1778 und 1782 in Ulm auf. F. L. Stolberg machte 1791 bei M. Station. Die glücklichste Zeit war der Besuch des Ehepaares Voß vom 29. August bis zum 17. September 1804 (Briefe III 2, 34 f.; Herbst II 2, 32 f.). Am 12. wurde gar der Stiftungstag des Bundes gefeiert, wozu sich auch der in der Beamtencarriere emporgediehene Vetter, jetzt Herr von Miller, etwas steif einfand. M. machte nur eine größere Reise: im Sommer 1795 nach Leipzig und Halle in Familienangelegenheiten. Am 9. März 1805 starb Miller's brave Gattin. Kaum hatte Voß sein warmes Beileid ausgesprochen, so führte der Münsterprediger am 29. Juli sein Dienstmädchen zum Altar, und schon am 19. December ward ihm ein Söhnlein geboren, dessen Pathin Ernestine Voß wurde. 1810 war Heinrich Voß zwei Tage in Ulm; M., schreibt er an Charlotte Schiller (III, 251), sei zwar „unter die Ulmer Philister gerathen, aber sobald er aufthaut und sich in die alten Göttinger Zeiten hineinspricht, ist er gar liebenswürdig. Er hat zwei Kinder von fünf und einem Jahr, die ihn unendlich glücklich machen." Fritz Ernst ist in Ulm aufgewachsen; Rike kam früh zu Verwandten nach Kiel. Am 2. April 1812 starb ihre Mutter. M. heirathete am 27. October eine wackere Pfarrerswittwe. Sein letzter Brief an Voß ist vom 3. November 1810. Er starb am 21. Juni 1814. Seine dritte Frau trat bald in eine dritte Ehe. Das Vollständigste über Miller's Leben bietet die aus dem Aufsatz im „Morgenblatt" (Januar 1818) erweiterte, zum Theil auf Miller's kurzer Autobiographie (Bock und Moser, „Sammlung von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler", Nürnberg 1793 Nr. 11) aber auch auf persönlicher Bekanntschaft fußende Darstellung in den „Zeitgenossen" IV (13) S. 75 ff. (1819).

„J. M. Miller's Gedichte" erschienen in Ulm 1783 (mit Musik von Eschstruth, 1. Theil Marburg 1788), „Geschöpfe und Gespielen meiner Jugend". Sie bedürfen der Ergänzung aus dem Bundesbuch (z. B. Herbst I, 283), den Briefen an Voß (Hof- und Staatsbibliothek in München), den Almanachen (Redlich, Versuch eines Chiffernlexicons S. 48) — auch dem Schwäbischen — u. s. w.; geändert ist sehr wenig. Ueber spätere Correcturen im Handexemplar s. „Zeitgenossen" IV, 93. Er selbst beantwortet eine humoristische Frage Vossens S. 101 ff.: „Mich Johann Martin Miller hat Liederton und Triller Mama Natur gelehrt," doch überwiegt die Empfindelei gar sehr; Naturtöne sind selten, aber sie sind wenigstens da. Er hat seiner Zeit manch sangbares Lied geschenkt; Neefe, Weiß, Forkel u. A. componirten diese gefälligen Strophen; „Was frag ich viel nach Geld und Gut" (1776) stellt sich neben die besten Gesellschaftslieder von Claudius und Hölty. Er dichtete heitere Trinklieder, Lieder der Freundschaft an Voß, Hahn, Stolberg, ein Abschiedslied für Esmarch. In Hahn's

Polterton donnerte der stolze „deutsche Mann“ gegen Lutetia. In antiken Strophen „Der Todesengel am Lager seines Tyrannen“; auch das „Lied eines Gefangenen“ affectirt den revolutionären Geist der Göttinger Sclavenhasser. Die Liebeslyrik, wo 1772 die übliche Nummer „An meine künftige Geliebte“ nicht fehlt, ist mit wenigen Ausnahmen breiig, mondsüchtig, geziert, zimpferlich, weinerlich und auch durch die Verschwendung von zarten Diminutiven wie Seufzerchen, Zährchen, Thälchen, Bächlein spielerig. Er sagt von der Liebe: „Du zeigest deine Spur in schmachtenden Gebärden nur.“ Bürger räumte M. anfangs den ersten Rang als Lyriker ein (Strodtmann I, 106, 144, 165, Miller half ihm 186 ff.), ebenso Voß (Briefe I, 104). Beide sprachen über die späteren Gedichte streng ab (Strodtmann II, 158; Voß, Briefe II, 102) und Boie schreibt an Bürger (II, 214) im Januar 1778: „Millern — mag ich kaum mehr lesen“. In seiner Blüthezeit pflegte er mehrere Sondergruppen. Erstens „Bauernlieder“, darunter das kräftige „Beim Ernteschmaus“; aber trotz dem beabsichtigten Gegensatz zur Schäfermanier herrscht viel Maskerade, Mondanbetung und Gejammer über Tod und Untreue. Zweitens „Nonnenlieder“: Klagen im Garten und in der Zelle, lyrische Briefwechsel und Duette, sogar „Gebet einer Sünderin in einem Magdalenenkloster“; man denke an La Harpe, Gotter, Sprickmann, Leisewitz und an den „Siegwart“, aber auch an das Volkslied, an Uhland. Drittens „Minnelieder“ 1772 f. Im Frühjahr 1773 wollte sich M., der eben damals an Vossens und Hölty's Plan eines deutschen Wörterbuches theilnahm, mit Bürger und Hölty zur gemeinsamen Herausgabe ihrer Minnelieder vereinigen (vgl. Voß, Briefe I, 130 und 132). Aber abgesehen von einigen nicht üblen Frühlingsliedern, die jedoch mehr an Kleist und Hölty mahnen, bleibt M. ein ganz äußerlicher Nachahmer, wirthschaftet mit den typischen Natureingängen und einer kleinen Wörter- und Phrasenlese und hat im „Lied eines Mädchens“ S. 143 Walthers „Unter der Linde“ nicht nur zu neun Strophen verbreitert, sondern jämmerlich umgedichtet: „Weinend bat er mich und weinend setzt' ich neben ihn auf's Blumenlager mich.“ 1772 hat auch er Marlowe's Come, live with me übertragen, 1788 The nymphs reply von W. Raleigh. Den Gedichten ist ein älterer Aufsatz über Hölty beigefügt.

1775 gab sich M. in Ulm einer ungeheueren Vielschreiberei hin. Ein bürgerliches Trauerspiel zwar blieb liegen, dafür warf er einen Roman nach dem andern auf den Markt. Er knüpfte an die „Leiden des jungen Werther's“ an. Im gleichen Verlag wie Goethe's ewige Herzensdichtung, bei seinem Verwandten Weygand in Leipzig erschien 1776 der — 1780 sehr erweiterte — „Beytrag zur Geschichte der Zärtlichkeit aus den Briefen zweyer Liebenden“, ein mattherziges Product voll heiliger, schwindsüchtiger Liebe mit einigen erlebten Elementen; episodisch und sentimental behandelt er ein gefallenes Mädchen. In demselben Jahre weckte eine Fluth von Thränen: „Siegwart. Eine Klostergeschichte“ in zwei Bänden, 2. Auflage 1777 mit hübschen Chodowieckischen Kupfern und einer Revision der Klosterschilderungen, mehrfach nachgedruckt und übersetzt, weit verbreitet (vgl. Miller's Prahlerei an Bürger II, 214), noch Stuttgart 1844 wiederholt. Recensionen hoben das Buch in alle Himmel; wenige Gegner protestirten laut; „entsetzliche Langeweile“ wie Anton Reiser (Moritz) mögen wir aber auch heute nicht spüren. Siegwart ist nicht nur eine Haupturkunde der empfindsamen Periode und des Wertherfiebers (Edmund Kamprath, „Das Siegwartfieber“ . . . . . Wiener-Neustadt, Gymn.-Progr. 1877, 26 S. Lose Auszüge und Citate), sondern auch eine beobachtungsreiche Fundgrube für das damalige süddeutsche Leben. Anfangs vergoldet der protestantische Vicar das Klosterleben. Der Amtmannssohn Xaver Siegwart besucht einen Pater, seines

Papas Jugendfreund. Seine Schulzeit in Günzburg, wo er sich mit Wilhelm v. Kronhelm verbrüdert (man denke auch an die adeligen Stolberg in Göttingen), beruht zum Theil auf Miller'schen Jugenderinnerungen (vgl. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock S. 298) an das Kapuzinerkloster und das Piaristencollegium in Günzburg. Die Freunde verkörpern in Ingolstadt einen schönen schwärmerischen Gegensatz wider das rohe Burschenleben; die Anwendung auf Göttingen liegt nahe. Man liest gute Dichter und schwelgt in zärtlicher Musik, was geradezu komisch ausgemalt wird. Zwei Liebeshändel kommen in Schwung. Kronhelm verliebt sich als Gast in Therese Siegwart; diese sentimentalste Partie bis zum Schwur über der nassen Messiade, dem Gewitter, dem nächtigen Valet ist aus Miller's Tagebuch der Mündener Abschiedswoche abgeschrieben (vgl. meinen Aufsatz „Aus dem Liebesleben des Siegwartdichters“ Deutsche Rundschau, September 1881), erlebt und doch erlogen, wiewol die Grenze zwischen bewußter und unbewußter Komödie hier schwer zu ziehen ist. Der alte Kronhelm führt bei Siegwart's eine furchtbar brutale Scene auf, die sich Schiller im berühmten Finale von „Kabale und Liebe“ mit überlegenster Kraft zu Nutze machte. Miller's „Siegwart“ ist aber keineswegs einzig und allein ein Buch der Liebesschwärmerei und der Thränen: abgesehen von der komischen Augsburger Amtsmännin haben wir realistisch geschilderte scheelsüchtige Verwandte und im Junker Kronhelm einen rohen Nachfolger des Fieldingschen Western, einen Wüstling, Nimrod und Bauernschinder. Sein jäher Tod befreit Wilhelms Liebe. Siegwart, wie M. von einer Ulmerin, hoffnungslos geliebt von einer tagebuchschreibenden Sophie, verliert in der Kirche sein Herz an die Hofrathstochter Marianne Fischer, deren Aeußeres nach Jungfer Spranger beschrieben wird. Verhimmelte Concerte, Mondscheinscenen, Schlittenpartien und als Krone ein Ball, gegen welchen der im „Werther“ ein Spaß ist. Es wird sogar beim Walzer geweint. Schreibt doch Miller (Leipzig 4 II 75) an Voß: „Mein Liebchen muß weinen können und Thränen lieben.“ Erotische und religiöse Schwärmerei sind gepaart. Aber Siegwart und sein Engel werden getrennt. Die Tragik hat gar nichts zwingendes. Ein hofräthlicher Rival tritt auf, eine gute Tante kann nicht helfen, Vater Fischer tobt und steckt Mariannen ins Kloster. Der Held wird, nachdem er im Wald einen Einsiedler, einen edlen Mörder getroffen, Gärtner im Kloster, aber gar nicht wie Boccaccios Masetto, singt ein 1776 berühmtes Lied und glaubt endlich, sein Mädchen sei todt. Er wird Mönch. Einmal ruft man ihn zu einer sterbenden Nonne. Es ist Marianne. Er wirft sich über ihr Grab und endet so. Alles in zerflossener Darstellung, welche auch die derberen Partien überfluthet, in frauenzimmerlichen Sätzen, theilweise in geschmacklos rhythmischer Prosa (s. meinen „Richardson, Rousseau und Goethe“ 1875, S. 316 f.), höchst phrasenhaft. 1778 veröffentlichte Seybold sein langweiliges, auf „Telynhard“ Hartmann und das Tübinger Stift zielendes Buch „Hartmann eine würtembergische Klostergeschichte“. In Holland erschien Feith's „Julia“. Auch spätere Nachahmungen, wo etwa der Liebende als Kaminfeger ins Kloster dringt, blieben nicht aus. 1780 „Siegwart der Zweite, eine rührende Geschichte“. Bernritter schrieb die lustige Parodie in Reimen „Siegwart oder der auf dem Grab seiner Geliebten jämmerlich verfrohrene Kapuziner“ (Mannheim 1777, 39 S); dagegen ist sehr ernst das anonyme Büchlein „Siegwart und Mariana, eine Romanze in drei Gesängen“, (Cuba bei Gera o. J.). Goethe vergaß den Siegwart nicht im „Triumph der Empfindsamkeit“; noch Tieck stichelt öfters und liefert „Peter Lebrecht“ Cap. 12 „Der neue Siegwart, eine Klostergeschichte“. Neben verzückten Versen bekam M. auch heftige Proteste gegen diese fade, thatenlose, winselnde Unmännlichkeit zu hören (vgl. Almanach der Bellettristen und Bellettristinnen fürs Jahr 1782, S. 139 ff.).

Die litterarischen Freunde Miller's waren wenig erbaut. Bürger schimpfte, daß Siegwarts den frechen Junker nicht hinausgeworfen, und fand zu viel Thränen (Strodtmann I, 373; II, 61 f.). Der feste Voß zürnte dem ganzen Geschreibsel wie früher der Liebesodyssee des halt- und marklosen Verfassers. Umsonst mahnte er zur Langsamkeit und Feile (Briefe II). Er haßte Miller's „Wasserromane", die „leidige Nutzenstifterei", das „ewige Moralgeschwätz" (III 1, 191, III 2, 117).

Ebenfalls noch 1776 begann der „Briefwechsel dreier akademischer Freunde" (1778 vermehrt): uneinheitlich, schleuderig, partienweise recht öde, aber culturgeschichtlich wichtig für die Entwicklung eines jungen Theologen vor hundert Jahren und damaliges Pastorenleben, litterarhistorisch wegen der Abspiegelung des Göttinger Studenten- und Bürgerwesens, der Charakteristik einzelner Lehrer (sehr ungünstig Michaelis als Hainfeind), des Miller'schen Besuches in Hamburg und Wandsbeck. Der eine Freund verkommt (Seebach?). Die Liebe ist minder thränenselig als im „Siegwart" behandelt. Der leere pädagogische „Briefwechsel zwischen einem Vater und seinem Sohn auf der Akademie" schließt sich 1785 an.

1778—80 erschien in vier Bänden mit thörichten Vorreden „Geschichte Karls von Burgheim und Emiliens von Rosenau. In Briefen", ein wüstes, furchtbar langweiliges Werk (1781 Grundlage für ein anonymes Drama). Es ist eine verspätete Richardsoniade, versetzt mit Elementen aus Fielding; die forcirten Donquixoterien Erlach's deuten auf „Grandison den Zweiten" von Musäus. Verwickelte Liebesgeschichten voll Leid und Freud, Landleben, Reisen, massenhafte Abschweifungen. Die zornigen Ausfälle gegen den frechen Parodisten der „Clarissa" deuten auf Bernritter. Im vierten Band führt Miller u. A. die Stolberg auf ihrer Schweizerreise, Gräfin Gustchen, Lavater, Kayser, sich selbst mit vollen Namen lang und breit vor! Voß war wüthend und Graf Fritz schrieb diesem: „Ich kann wahrlich seine Romane nicht lesen. Im Burgheim hat er meinen Bruder und mich jämmerlich vorgeritten" (Arndt XXIII). M. war als Bellettrist fertig. Die im vierten Bande des „Burgheim" versprochene „Geschichte Breitenthals oder die Folgen des Zweikampfes" kam nicht. Tiefer steigend gab er in Ulm 1786 heraus „Die Geschichte Gottfried Walthers, eines Tischlers und des Städtleins Erlenburg. Ein Buch für Handwerker und Leute aus dem Mittelstand" (496 S.), worin zur Warnung vor dem Kaffeetrinken und anderer Ueppigkeit das lamentable Verarmen einer Familie und eines neuen kleinen Sodom langathmig und carikirend erzählt wird. — 1776 ff. erschienen drei Bändchen beifällig aufgenommener „Predigten für das Landvolk", 1790 „Predigten über verschiedene Texte und Evangelien, hauptsächlich für Stadtbewohner", 1795 „Sechs Predigten bei besonderen Veranlassungen"; derlei und die ältere biographische Litteratur s. Jördens III, 579 ff., dazu „Zeitgenossen" XIII, Morgenblatt 1818, 39 ff. — Caroline Schelling berichtet 1809 (II, 369): „In Ulm bestiegen wir den Münster, drinnen predigte eben Martin Miller; im Durchgehen hörten wir ihn viel von den Unannehmlichkeiten und Beschwerden des Lebens hererzählen, und die Ausführung schien mir so wenig neu wie der Text." Wie hatte der Mann sich überlebt, von dem 1776 ein verzückter Recensent schrieb „Natur und Miller, ihr seid meine Führer!"

Erich Schmidt.

Miller: Joseph Cassian M., Bildhauer, zum Unterschiede vor anderen gleichlautenden Trägern seines Namens „der große Miller" benannt, wurde am 20. Mai 1809 zu Pettneu im Stanzerthale (Gericht Landeck in Tirol) geboren, wo sein Vater ein Bauernanwesen bewirthschaftete und zudem das Tischler- und Glaserhandwerk übte. Der Knabe lernte die Geschäfte seines Vaters, versuchte

sich aber in den Ruhestunden und zwar stets heimlich vor seiner Umgebung, im Zeichnen und Schnitzen. Sein Vater, darauf aufmerksam gemacht, wünschte ihn zum alten Maler Grissemann in Grins in die Lehre zu geben; dieser aber verwies ihn an den trefflichen Bildhauer Franz Xaver Renn zu Imst, wo M. im Herbste 1832 eintrat und nach dreijähriger Lehrzeit noch ein weiteres Jahr als Gehülfe verblieb, schließlich aber doch gleichzeitig mit dem nachmals so berühmten Joseph Knabl im Sommer 1836 nach München wanderte. Hier trat M. bei dem Bildhauer Joseph Otto Entres in Condition, arbeitete auch bei Schönlaub, Petz und insbesondere bei Professor Conrad Eberhard und erhielt durch Vermittelung des Professor Schlotthauer Zutritt zum sogenannten Winteract an der Akademie, wo er sich im Zeichnen und Modelliren vervollkommnete. Im Frühjahr 1843 ging M. in seine Heimath zurück und arbeitete während seines zehnjährigen Aufenthaltes daselbst meist religiöse Figuren, Gruppen und Altäre für die Schweiz, auch wohl nach Bayern. Im J. 1853 übersiedelte er nach Hall, 1858 nach Innsbruck, wo er am 1. Februar 1882 sein thätiges Leben beschloß. Seine erste, größere selbständige Arbeit war der Hochaltar für die Pfarrkirche von St. Johann am Arlberg. Dann folgten die Altarbauten im romanischen Style in Strengen und Pettneu, eine lebensgroße Pietà in Marmor für das Grab der Familie Riccabona im Innsbrucker Friedhofe, woselbst auch die Sculpturen an den Grabdenkmälern der Familien Grießer, Schlechleitner, Mayer, Jörg und Graf Sarnthein; ferner das Straßer'sche Monument auf dem Gottesacker in Mariahilf (Innsbruck), die Statue des heiligen Joseph (Grabmonument zu Ischl); zwei überlebensgroße Statuen (St. Peter und Paul) in der Pfarrkirche zu Bruneck, außerdem viele gothische Altäre in den Schloßcapellen von Krippach bei Absam, Sigmundsluft bei Vomp u. s. w. M. war kein geistreicher Künstler, welcher eigene Wege zu bahnen versteht, aber ein gewissenhafter Arbeiter, welcher es außerordentlich ernst und heilig mit seiner Kunst nahm und, getragen von den großen Traditionen der Münchener historischen Schule, an der typischen Strenge des Styles festhielt. Von der persönlichen Schüchternheit und beinahe unbeholfenen Erscheinung des Meisters zeigen seine Werke keine Spur; in denselben spiegelt sich auch sein allzeit lauterer und reiner Charakter.

Vgl. Wurzbach 1868, XVI, 328. Tiroler Kalender für 1880 S. 62. Lützow's Zeitschrift 1882, XVII, 418 und Beil. 34, 40, 46 und 52 zu den den „Neuen Tiroler-Stimmen", 1882 (mit dem ausführlichen Verzeichnisse aller Arbeiten). Hyac. Holland.

Miller: Julius M., bekannter Sänger und Componist, war nach der bisherigen Annahme 1782 in Dresden geboren, während das Kirchenbuch in Charlottenburg das Jahr 1784 ohne Nennung des Geburtstages angiebt. Im Besitze einer hübschen Sopranstimme, konnte er schon im J. 1792 bei den Krönungsfeierlichkeiten Franz II. in Prag mitwirken, ohne bis dahin eigentlichen musikalischen Unterricht genossen zu haben. Um diese Zeit erst begann er das Studium der Violine, trat bereits im J. 1799 eine Kunstreise an und kam auf derselben nach Amsterdam, wo er, da sich bei ihm inzwischen eine angenehme Tenorstimme entwickelt hatte, mit Glück als Tamino in der Zauberflöte debütirte. Damit war seine fernere theatralische Laufbahn entschieden, die ihm viel Erfolg, aber auch mancherlei Enttäuschungen einbringen sollte, woran allerdings sein unstäter, leichtsinniger und unverträglicher Charakter nicht ohne Schuld war. Im J. 1800 kam er als erster Tenor an die Theater nach Flensburg und Schleswig; dort brachte er 1802 seine erste Oper „Der Familienbrief" mit Beifall zur Aufführung. Nach einem Gastspiele in Hamburg (1803) ging er nach Breslau, wo er mit Friedrich Wilhelm Berner und C. M. von Weber bekannt wurde, welche günstig auf seine Fortentwickelung als Componist einwirkten,

was sich in seiner zweiten Oper „Die Verwandlung“ zeigte, welche auf vielen Theatern Deutschlands mit Erfolg zur Aufführung kam. Nach verschiedenen Gastspielen und Engagements in Wien (1808), Dessau und Leipzig, wo er seine Oper „Der Kosakenoffizier“ mit Beifall auf die Bühne brachte, schloß er sich 1810—1813 der Josef Seconda'schen Theatergesellschaft an und folgte dann einem Rufe Kotzebue's an das Königsberger Theater. Hier schrieb er die beiden Operetten „Die Alpenhütte“ und „Herrmann und Thusnelda“ (Texte von Kotzebue). Im Sommer 1816 gastirte er wieder in Berlin, ging dann nach Frankfurt a. M., Darmstadt (1818) und Amsterdam (1819—1822), von wo aus er mehrere Reisen nach Deutschland machte, um seine Oper „Merope“ aufzuführen, über die Spohr sich sehr günstig aussprach. 1823 leitete er in Amsterdam mit F. Haberkorn als Regisseur die deutsche Oper, entzweite sich jedoch 1824 mit der Direction und wirkte nun abwechselnd als Gesangslehrer in Kassel und Hannover. 1827 weilte er in Paris, 1828 gab er mit Drouet gemeinschaftlich Concerte in Brüssel, 1829 gastirte er in Riga, Petersburg und Moskau, war 1830 in Hamburg und Lübeck und lebte von 1831 an eine Zeit lang in Berlin als Gesangslehrer. 1832 übernahm er die Direction des Hoftheaters in Dessau, führte dieselbe mehrere Jahre, mußte aber schon 1834 Schulden halber vom Unternehmen zurückstehen. Kurze Zeit reiste er nun mit einer Gesellschaft russischer Nationalmusiker (sogenannte Hornmusik), für welche er auch einige Stücke componirte. Mitte der vierziger Jahre lebte er in Dresden, wo am 29. Juli 1846 seine letzte Oper „Perrücke und Musik oder die Tabakscantate“ ohne Erfolg zur Aufführung kam. Das Finale derselben erschien unter dem Titel „Die Tabakscantate, ein musikalischer Schwank für 4 Männerstimmen“, bei Hofmeister in Leipzig. 1847 ließ er sich in Leipzig als Gesangslehrer nieder, ging dann nach Berlin und starb am 7. April 1851 gänzlich mittellos in Charlottenburg. Von seinen Compositionen sind, außer den schon angeführten, noch die Opern „Julie oder der Blumentopf“ und „Das erwiderte Gastmahl“ (Text von ihm selber verfaßt), sowie das Intermezzo „Michel und Hannchen“ zu erwähnen. Ferner erschienen von ihm gedruckt: Zwei Messen für 4 und 3 Männerstimmen (Theune in Amsterdam), Vaterunser für 4 Männerstimmen und Chor (Leipzig, Breitkopf & Härtel), sowie viele Chorgesänge, Cantaten u. dgl. für Männerstimmen mit und ohne Begleitung bei Hofmeister, Peters und Breitkopf & Härtel in Leipzig, Schott in Mainz, Cranz und Schuberth in Hamburg, Bote & Bock in Berlin. Als Tenorist wurde Miller seiner Zeit sehr geschätzt; glänzende Erfolge hatte er in Rollen wie Tamino, Titus, Belmonte, Octavio, Cortez, Licinius, Pylades u. s. w. Als Componist entfaltete er tüchtige Beherrschung aller technischen Hilfsmittel, sowie freundliche leichtflüssige Erfindungsgabe, ohne jedoch über eine gewisse Durchschnittsstufe hinauszukommen. Seine Werke sind sämmtlich der Vergessenheit anheimgefallen. Fürstenau.

Miller: Moriz von M., geboren zu Stuttgart 10. März 1792, wurde in seinem 15. Jahre Lieutenant und machte den Krieg von 1809 im württembergischen Generalstabe mit; nach der Schlacht bei Abensberg wurde er mit dem Militärverdienstorden ausgezeichnet. Während des russischen Feldzuges im französischen Hauptquartier häufig verwendet, wurde er bei Smolensk verwundet und erhielt das Kreuz der Ehrenlegion. An den Feldzügen von 1813 und 1814 nahm er als Compagniechef, an dem von 1815 als Adjutant einer Infanteriedivision Theil. Während des Friedens stieg er von Stufe zu Stufe und stand als Generalmajor 1838—1847 an der Spitze des württembergischen Generalstabes. Schon 1822 hatte er sich durch eine Darstellung des Feldzuges von 1812 bemerklich gemacht und 1829 und 1831 die von ihm als Lehrer an der

Offizierbildungsanstalt gehaltenen Vorlesungen über die angewandte Taktik, 1832 über die Feldverschanzungskunst in Verbindung mit dem Pionier- und Pontonnierdienste, sowie über die stehende Befestigung und die Lehre des Angriffes und der Vertheidigung fester Plätze veröffentlicht. Als Chef des Generalstabes schuf er das Feldpioniercorps und förderte die Vereinbarung im 8. Bundesarmeecorps über Signale und Reglements. 1848 wurde er durch das deutsche Parlament zum Reichsgeneral ernannt, verweigerte aber den späteren Reichsregenten den Gehorsam und ließ sich von König Wilhelm von Württemberg an die Spitze der Truppen stellen, welche dem Rumpfparlamente in Stuttgart ein Ende machten. In demselben Jahre zog er als Commandant der aus württembergischen, badischen und hessischen Truppen gebildeten Division nach Schleswig-Holstein, und befehligte, eben von dort zurückgekehrt, das württembergische Expeditionscorps in Baden; dabei wußte er seine Soldaten in strenger Disciplin zu halten. 1850 übernahm er das Kriegsministerium, trat für zahlreiche Reformen in Reglement und Verwaltung ein und wußte namentlich der Kammer der Abgeordneten gegenüber eine Verbesserung der ökonomischen Lage der Offiziere und Soldaten durchzusetzen. Bei seinem Rücktritt im J. 1865 wurde er zum General der Infanterie und Inhaber des 4. württembergischen Infanterieregiments ernannt, starb aber schon am 5. October 1866 in seiner Vaterstadt.

Vgl. Nekrolog im Schwäbischen Merkur vom 7. October 1866; Poten, Handwörterbuch der militärischen Wissenschaften. Eugen Schneider.

Milo, Bischof von Trier, stammt aus einem mächtigen Geschlecht. Sein Großoheim Basinus war Graf und Bischof von Trier, sein Vater Leodvin (Liutwin, Lodoinus) Herzog des belgischen Galliens und gleichfalls Bischof von Trier, Rheims und Laon. Nach seinem Tode setzte ihn sein Sohn Milo in seiner eignen Stiftung, dem Kloster Mettlach an der Saar, bei, in welcher Gegend die Familie begütert gewesen zu sein scheint. Auch Milo's Bruder, Wido, in mehreren Urkunden als Zeuge angegeben, war Graf und Stammvater des bedeutenden Geschlechts der Widonen, dem unter Karl d. Gr. mehrere Markgrafen der Bretagne und ferner Guido von Spoleto, 891 Kaiser von Italien, angehörten. M. widmete sich dem geistlichen Stande, war Diaconus, dann Abt und ward von Karl Martell, dessen Anhänger er war, nach Verjagung des Rigobert als Bischof von Rheims, vielleicht auch nur als Nießnutzer der dortigen Kirchengüter, dann auch als Bischof von Trier eingesetzt. Nach späten, theilweise unsicheren Berichten hat er ein wildes, weltliches Leben geführt, die unterstellten Kirchen geschädigt, ihre Güter verschleudert. Jedenfalls war er ein Gegner des Bonifaz und hat vielleicht als solcher den Bischof Abel von Rheims bedrängt oder gar verdrängt. Er spielt also in dem Leben des Bonifaz wie in der großen Frage von der Säcularisation der Kirchengüter unter Karl Martell und Pippin eine Rolle. Das genannte Kloster Mettlach scheint nach einer Urkunde aus der Zeit Karls d. Gr. (777—791) Familieneigenthum gewesen, dann aber, mit bischöflichen Gütern vermischt, M. von Karl Martell und später von Pippin verliehen, daher auch von ihm mit Aebten, wie Ebraus, Ratbert, Hartham, dem späteren Bischof von Trier, versehen, endlich aber von Pippin seiner früheren Entscheidung zuwider, Lantbert, dem Neffen Milo's, auf gewaltsame Weise übertragen worden zu sein. Die Söhne Lantbert's nahmen es als Allod des Vaters in Anspruch. Ein Rechtsspruch Karls d. Gr. zu Diedenhofen überwies es aber der Kirche von Trier als ihr Eigenthum. Als Bischof erscheint M. 722 und zuletzt 751 in Actenstücken, soll aber nach später Quelle eine 40jährige Amtszeit gehabt und seinem Laienleben gemäß den Tod auf der Jagd durch einen Eber gefunden haben.

Vgl. Rettberg, K. G. I, 307, 468, 470. — Hahn, Jahrb. d. fr. Reichs, S. 131 f. u. 186 f. — Waitz, Ueber das Herkommen des Markgrafen Wido

von Spoleto und Wüstenfeld, über die Herzoge v. Sp. aus dem Hause der Guidonen. Forsch. z. D. Gesch. III, 149—154 u. 383—432 (1863). — Abel, Karl d. Gr., S. 184. — Sickel, A. K., K. 97 u. S. 257. Mühlbacher, Reg. d. Kar. Karl d. Gr., Nr. 252. — Ribbeck, Die sog. Divisio d. fr. Kirchengutes, Diss., Leipz. 1883, S. 25 ff., 73, 93. Hahn.

Miltitz: Dietrich v. M., preußischer General, wurde am 30. Januar 1769 auf dem väterlichen Gute Oberau bei Meißen geboren und bei den Herrenhutern in Niesky und in Barby erzogen. Nachdem er seine juristischen Studien auf den Universitäten zu Wittenberg und Leipzig beendet hatte, trat er in sächsischen Militärdienst, verließ diesen aber schon im Juni 1792 als Souslieutenant bei den Husaren. Seine äußeren Verhältnisse hatten ihn unabhängig gestellt; er ging auf Reisen und ward in Frankreich von den neuen Ideen so mächtig ergriffen, daß er damit umging dort Kriegsdienste zu nehmen, um für die Sache zu kämpfen, welche er für die gute hielt. Die Ausschreitungen der Revolution entnüchterten ihn bald; er ging nach England, verheirathete sich und zog auf sein Gut Siebeneichen, wo er seine menschenfreundlichen Ideen in das Praktische übersetzte. Im J. 1800 zum adeligen Inspector der Fürstenschule zu St. Afra in Meißen gewählt, hatte er an deren zeitgemäßer Umgestaltung hervorragenden Antheil. Bei den kriegerischen Ereignissen, von denen Sachsen berührt wurde, widmete er dem Lande seine Kräfte als Etappen- und Marschcommissär, so 1806, 1809 und 1813, in letzterem Jahre zuerst bei den Russen, dann bei den Oesterreichern. Nach der Schlacht bei Leipzig ward er Mitglied der von den Verbündeten für Sachsen angeordneten Verwaltung, trat dann aber in das Banner der freiwilligen Sachsen, welches im J. 1814 an der Blokade von Mainz theilnahm. Er befehligte die Reiterei desselben, da der Commandeur, General v. Carlowitz, kränklich war vertrat er häufig dessen Stelle. Nach der Heimkehr ward er wieder Gouvernementsrath und bemühte sich treulich die Theilung des Landes abzuwenden; als dies nicht gelang, trat er im Februar 1815 als Oberst in die preußische Armee, zog mit dieser ins Feld, wo er meist zu politischen Aufträgen verwendet wurde, und war dann Divisionscommandeur in Liegnitz. 1830 trat er in Pension, ging nach Siebeneichen und nahm an den öffentlichen Angelegenheiten seines engeren Vaterlandes lebhaften Antheil, daneben mit Studien, besonders geschichtlichen und theologischen, beschäftigt. Seiner idealen Weltanschauung blieb er treu, trat aber 1849 dem Vorschlage des demokratischen Wahlgesetzes in der Kammer energisch und furchtlos entgegen. Er starb am 29. October 1853 zu Siebeneichen.

A. Peters, General Dietrich v. Miltitz, Meißen 1863. Vgl. auch Haym, Romant. Schule (passim). Poten.

Miltitz: Karl v. M., Sohn Sigismunds v. M., Landvogts zu Meißen in Pirna und Herrn auf Rabenau, erhielt seine Bildung zu Köln, war Domherr zu Mainz, Trier und Meißen und siedelte 1514 oder 1515 nach Rom über, wo er die Stellung eines päpstlichen Kämmerers, Notarius et cubicularius secretus et familiaris, endlich eines Nuntius und apostolischen Commissarius bekleidete und dem Kurfürsten Friedrich, ingleichen dem Herzog Georg dem Bärtigen von Sachsen als Agent am päpstlichen Hofe diente; letzterem erwirkte er unter Anderem die päpstliche Erlaubniß, einiges von der aus Jerusalem stammenden Erde des Campo santo zu Rom für den Kirchhof zu Annaberg holen zu lassen. Nachdem des Cardinal Cajetan Versuch, Luther zum Schweigen zu bringen, fehlgeschlagen war, schien M. der geeignetste Mann, diese Sache beizulegen; als äußerlicher Vorwand diente der Auftrag Papst Leos X., dem Kurfürsten Friedrich die geweihte goldene Rose zu überbringen, um die derselbe seit drei Jahren vergebens sollicitirt hatte. Um den Zweck seiner Mission nicht zu gefährden,

vermied M. dem Cardinallegaten zu begegnen, suchte vielmehr den kurfürstlichen geheimen Rath Degenhard Pfeffinger auf dessen Gütern auf und ließ sich von ihm nach Altenburg begleiten, wo er in Spalatin's Wohnung in Gegenwart Fabians v. Feilitzsch seine erste Unterredung mit Luther hatte, 3. Januar 1519. Absehend von der Forderung eines Widerrufs kam er mit Luther überein, daß beiden Theilen Schweigen auferlegt und des letzteren Sache einem gelehrten Bischofe, als welchen er den Erzbischof Richard von Trier bezeichnete, zur Untersuchung aufgetragen werden solle. Eine Folge dieser Verhandlung war der demüthige Brief, den Luther an den Papst richtete. Nachdem M. hierauf Tetzeln in Leipzig zur Ruhe verwiesen, begab er sich nach Koblenz und drang in Luther ebenfalls dahin zu kommen, damit dort seine Sache durch den Erzbischof von Trier geschlichtet werde. Dies geschah jedoch ebenso wenig wie Kurfürst Friedrich auf Miltitz's Vorschlag einging, die mittlerweile bei den Fugger in Augsburg angelangte goldene Rose selbst dort abholen zu lassen. Vielmehr mußte sie M. daselbst abholen, allein seine Absicht, mit der Rose pomphaft in Wittenberg einzuziehen, wurde durch die Verstimmung des Kurfürsten über die lange Vorenthaltung derselben vereitelt und M. mußte sich begnügen, dieselbe am 24. September 1519 den kurfürstlichen Commissarien zu Altenburg auszuhändigen. Er empfing dafür 200 Gulden Gratial und die Ernennung zum kurfürstlichen Rathe auf drei Jahre mit 100 Gulden Jahresgehalt, zeigte sich aber hiermit wenig zufrieden und bat wiederholt um Erhöhung dieser Summen. M. hielt sich noch längere Zeit in Sachsen auf, gern verweilend „an den Orten, wo man ihm gutlich thut und wol aufwart“. Mit Luther hatte er eine zweite Zusammenkunft am 9. October zu Liebenwerda, eine dritte, der auch Melanchthon beiwohnte, im October 1520 zu Lichtenburg, nachdem er in der Zwischenzeit den Augustinerconvent zu Eisleben im August 1520 besucht und die Veröffentlichung von Luther's neuen Streitschriften zu hintertreiben gesucht hatte. Auf einer späteren Reise nach Deutschland 1529 fand er seinen Tod, indem er, angeblich in trunkenem Zustande, im Main unweit Steinau ertrank.

J. K. Seidemann, Karl v. Miltitz. Eine chronologische Untersuchung. Dresden 1844. Flathe.

Miltitz: Karl Borromäus Alexander Stephan v. M., Dichter, Componist und musikalischer Schriftsteller, wurde am 9. November 1781 in Dresden geboren. Sein Vater, der königlich sächsische erste Hofmarschall Friedrich Siegmund v. M., ließ dem Knaben eine sorgfältige häusliche und wissenschaftliche Erziehung zu Theil werden und pflegte auch die früh erwachende Neigung zur Musik. Im Begriff die Universität zu beziehen, bestimmte ihn ein Familienereigniß, 1797 in die Armee einzutreten. Während eines mehrjährigen einsamen Garnisonlebens in einem Städtchen der Oberlausitz beschäftigte er sich eingehend mit Poesie und Tonkunst und betrieb namentlich das Studium der italienischen und französischen Litteratur. Lebhafte Fortsetzung fanden diese Bestrebungen, als er 1802 als Offizier bei den Gardes du Corps nach Dresden versetzt wurde. In der musikalischen Theorie unterrichtete ihn nun der treffliche Christian Ehregott Weinlig, während ein Briefwechsel mit Rochlitz seine allgemeinen Kunstbestrebungen wesentlich förderte. Als Hauptmann in die Schweizergarde übergetreten, fand er volle Muße zu dichten und zu componiren, zugleich aber den Compositionsunterricht nun beim Kapellmeister Joseph Schuster fortzusetzen. Im J. 1811 gab er seinen Posten bei der Schweizergarde auf und zog mit der Gattin nach dem einem seiner Verwandten gehörigen reizenden Schlosse Scharfenberg bei Meißen, brachte aber schon 1812 wegen der Kriegsunruhen seine Familie in Sicherheit nach Prag und nahm nun in dem österreichischen Dragonerregiment Erzherzog Johann Dienste, in welchem er den Freiheitskampf mitmachte. — Nach

Scharfenberg zurückgekehrt, versuchte er sich als Schriftsteller zuerst in dem von Apel, Fouqué und F. Laun herausgegebenen „Wunderbuche“ (3 Bde., Leipzig 1815—1817). Bald darauf gab er eine Sammlung Erzählungen unter dem Titel „Ausstellungen“ (2 Bde., Erfurt 1817—1820) heraus. Nachdem er bei Christian Theodor Weinlig noch Unterricht im Contrapunkt genommen hatte, unternahm er 1820 eine Reise nach Italien, als deren Frucht zunächst eine Sammlung Novellen unter dem Titel „Orangenblüthen“ (3 Bde., Leipzig 1822 bis 1825) erschien. — Die Anstellung seiner Gattin als Oberhofmeisterin bei der Gemahlin des Prinzen Johann führte M. wieder nach Dresden und als 1824 sein Schwiegervater, der General v. Watzdorff, als sächsischer Gesandter nach Berlin ging, wurde er an dessen Stelle zum Oberhofmeister des Prinzen ernannt. Im freundschaftlichen Umgang mit diesem liebenswürdigen und geistvollen Fürsten und den zu dessen geistiger Tafelrunde gehörenden Gelehrten und Künstlern fand nun M. immer mehr Gelegenheit seinen Neigungen zu folgen. Außer seinen „Gesammelten Erzählungen“ (3 Bde., Leipzig 1825) erschienen von ihm noch zahlreiche Novellen in Zeitschriften und Taschenbüchern, welche viel Beifall fanden. Ein Zeitgenosse urtheilt über ihn im dritten Bande des Conversationslexikons der Gegenwart (Leipzig 1840) folgendermaßen: „Ausgestattet mit einer reichen Welt- und Menschenkenntniß und mit einer reichen Phantasie, die ihn und mit ihm den Leser rasch über kleine Unwahrscheinlichkeiten hinweghebt, weiß er durch schnell fortschreitende und lebendige Darstellung, durch ein warmes Colorit der Sprache und durch die frische Anschaulichkeit in oft sehr reizenden Schilderungen zu fesseln und auch, wo es Gelegenheit gibt, durch interessante Blicke in das Kunstleben den ernsten Sinn zu befriedigen.“ Als Componist hat M. eine stattliche Reihe von Werken in Handschrift hinterlassen, welche sämmtlich die mit allen Hilfsmitteln der Kunst wohl vertraute Feder des kunstgebildeten Laien verrathen. Von Kirchensachen sind zu erwähnen: drei Messen (1815, 1829 und 1830), ein Requiem (1834), ein Oratorium „Die Frauen am Grabe des Heilandes“ (1816), ein Stabat mater, ein Ave Maria, zwei Salve Regina ꝛc. Von seinen Opern kamen folgende in Dresden zur Aufführung: „Der türkische Arzt“ (komische Oper in einem Akt, 1832); „Saul, König von Israel“ (große ernsthafte Oper, Text vom Prinzen Johann, 1833); „Der Condottiere“ (romantisch-komische Oper, Text von der Prinzessin Amalie, 1836); „Czerny-Georg“ (1839). Außerdem componirte er 1835 noch die romantische Oper „Alboin und Rosamunde“, welche, wie es scheint, nicht aufgeführt worden ist. Zu den Opern „Der Bergmönch“ von Wolfram und „Die Felsenmühle von Etalières“ von Reißiger, welche 1830 und 1831 in Dresden aufgeführt wurden, schrieb er den Text. Gedruckt von ihm wurden: Messe in H-moll (Wien, Haslinger); „Vater in deine Hände“ für drei Singstimmen (Braunschweig, Spehr); Ouverture „dans le genre de Poésie d'Ossian“ (Leipzig, Breitkopf & Härtel); drei Duettini für Sopran und Alt (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Mehrere Liederhefte von M. erschienen bei Meser in Dresden, Goedsche in Meißen und Breitkopf & Härtel in Leipzig. Verdienstlich wirkte der fleißige und strebsame Mann auch als musikalisch-kritischer Schriftsteller in der „Abendzeitung“, der Leipziger „Allgemeinen musikalischen Zeitung“, der „Cäcilia“ und mehreren anderen periodischen Zeischriften. M. starb als königlich sächsischer wirklicher Geheimer Rath, Oberhofmeister und Kammerherr in Dresden am 19. Januar 1845. Seit 1835 war er auch Ehrenmitglied der schwedischen Akademie. Fürstenau.

Milutinovich: Theodor Freiherr M. von Milovsky und Weichselburg, (auch Milutinović, letztere Schreibweise nur im Gothaischen Taschenbuche angewendet), k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Ritter des Militär-Maria-Theresien-Ordens, zweiter Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 54, wurde am 23. Mai

1766 zu Surduk in Croatien geboren und starb am 7. Novbr. 1836 zu Temesvár in Ungarn. Er war der älteste Sohn des in den Feldzügen des siebenjährigen Krieges, des bairischen Erbfolgekrieges und der Türkenkriege vielverwendeten tapferen Hauptmannes Alexander (mitunter auch Axentius, nach dem Gothaischen Taschenbuche Arentius) M., welcher am 18. Novbr. 1796 in Anerkennung seiner mehrfachen Verdienste vor dem Feinde, sowie zur Zeit der Pestgefahren in den österreichischen erbländischen und in den ungarischen Adelstand mit dem Prädicate von Milovsky erhoben worden ist und am 21. Novbr. 1798 als Generalmajor und Festungscommandant zu Alt-Gradisca verschied. Unter dessen ernster Einflußnahme genoß M. seine erste Erziehung; diese gipfelte nach Brauch und Sitte der Offiziere des ehemaligen Militär-Grenzgebietes darin, dem Kaiser hingebungsvoll und treu zu dienen, den Feinden Oesterreichs jederzeit und allerorts mannhaft entgegenzutreten. Von diesen Gesinnungen erfüllt, kam M. im J. 1779 in die Ingenieurakademie zu Wien, wo seine gänzliche Ausbildung auf Kosten des General-Artilleriedirectors Feldmarschall Josef Grafen Colloredo statthatte. Letzterer löste aber hierdurch in edelsinniger Weise ein Versprechen, welches er Milutinovich's Vater gegeben, als er ihn im bairischen Erbfolgekriege auch auf Vorposten um die Zukunft seiner Söhne besorgt fand. In das Heer selbst trat M. im J. 1786; er wurde als Cadet in das 2. Banal-Grenzregiment eingetheilt, avancirte im J. 1787 zum Fähnrich im Warasdiner Grenzregimente, kam im J. 1788 als Unterlieutenant in das Pioniercorps, machte im J. 1788—90 die Kriege gegen die Türken mit und rückte im Jahre 1792 mit der Armee gegen Frankreich. Ganz besonders in dem letztgenannten Feldzuge ließ M. bereits erkennen, daß ihm trotz Jugend und geringer Erfahrung die Eigenschaften der Ausdauer, der Selbständigkeit und des Muthes eigen; er wirkte nämlich verdienstvoll mit, den durch die vielen Gewässer der Niederlande gehemmten Rückzug des Heeres zu erleichtern, indem er einestheils eine hinreichende Anzahl von Uebergängen errichtete, anderntheils deren Benützung durch den Gegner unmöglich machte. Gleichfalls anerkannt energisch und gewandt war ferner Milutinovich's Verhalten im Winter 1792—93, als er für das Ueberschreiten des Eis führenden, hochangeschwollenen Rheines das nöthige Brückenmaterial ausforschte und zur Stelle brachte. Und so wurde ihm denn im Vertrauen auf seine bisher bewährte Brauchbarkeit im Frühjahr 1793 die ehrenvolle Mission, behufs Förderung der großen Operationen, für das preußische Heer zwischen Goar und Bacharach eine Schiffbrücke zu schlagen. Diesen Auftrag vollführte M. in der Zeit vom 24. zum 25. März unter starken gegnerischen Demonstrationen, worauf er in Würdigung seiner großen Leistungsfähigkeit am 1. Mai 1793 außer der Tour zum Oberlieutenant im Wurmser'schen Freicorps befördert wurde. Auch bei dieser Truppe gelang es ihm binnen Kurzem mit besonderen Verwendungen betraut zu werden, sich lobenswerth hervorzuthun, und zeigte er sich namentlich brav und ausdauernd am 13. Octbr. 1793 zunächst der Weißenburger Linien, als er mit der äußersten Spitze der Avantgarde bei Blittersdorf über den Rhein setzte und am jenseitigen Ufer im feindlichen Feuer bis zum Eintreffen der übrigen Truppen standhaft ausharrte. Schon im April 1794 kam M. zum Generalquartiermeisterstabe, im Juni desselben Jahres avancirte er zum Capitänlieutenant im Wurmser'schen Freicorps, in welchem er im Mai 1795 zum wirklichen Hauptmann vorrückte. Als Compagnie-Commandant erneute und festigte M. im J. 1795 bei Erstürmung der Mainzer Linien am 27. October und bei Thalheim am 5. November derart sein schon früher erworbenes Anrecht auf den Ruf eines entschlossenen kaltblütigen Abtheilungsführers, daß ihm in den weiteren Feldzügen bis 1801 meistentheils die Leitung der Avant- oder Arrièregarde, die Vornahme von Recognoscirungen,

Streifungen ꝛc. übertragen wurde und er immer wieder den erwünschten Anlaß fand, Thatenfähigkeit und Bravour zu bekunden. Ueberdies galten schon damals seine sichere, bestimmte Befehlgebung, sowie sein gerechtes und sorgsames Wesen als von bedeutendem Einfluß auf die Hingebung und Opferwilligkeit seiner Untergebenen und verblieben es auch später unter allen Dienstverhältnissen, zu welchen zunächst, bei Auflösung des Freicorps Wurmser im J. 1801, seine neuerliche Eintheilung in das Peterwardeiner Grenzregiment gehört. Bei diesem Regiment führte M. vorerst das Commando der von serbischen Räuberbanden vielfach bedrohten Station Bossut, deren Sicherung seine unermüdliche Aufmerksamkeit und häufige Kämpfe nothwendig machte. Hierauf rückte M., kurz vor Beginn des Feldzuges im J. 1805 mit dem Regimente zur Armee nach Deutschland; dort avancirte er am 1. September zum Major und errang sich und seinem Bataillon, namentlich am 25. October, die wohlverdiente öffentliche Anerkennung, seiner Mannschaft nebenbei eine fünftägige Gratislöhnung. An diesem Tage wurde nämlich in Folge erhaltenen Auftrages unter Milutinovich's Leitung die Feste Oberhaus bei Passau unvermuthet umzingelt und nach einem kühnen Reiterangriffe dem Gegner entrissen. Geschätzt als tüchtiger Truppenführer kehrte M. nach geschlossenem Preßburger Frieden mit dem Regimente wieder in das Militär-Grenzgebiet zurück und widmete sich nunmehr, abgesehen von kurzen Unterbrechungen bis zum Jahre 1813 mit voller Sorgfalt, großem Verständniß und zielbewußter Festigkeit den eigenartigen Pflichten der Militär-Grenzoffiziere. Und da er hierbei sowohl die Kriegstüchtigkeit jedes einzelnen Grenzers im Auge hielt als auch für die Entwickelung der Kulturzustände seines Gebietes in jedweder Beziehung mit Erfolg bemüht war, so wurde er schon im September 1808 außer der Rangtour zum Oberstlieutenant im Gradiscaner Grenzregimente befördert. In dieser Charge mußte M. statutengemäß während des Feldzuges 1809 im Lande zurückbleiben; doch auch unter diesem Verhältnisse trat seine Brauchbarkeit sichtlich zu Tage, indem er mit den rasch errichteten Reservebataillonen die Grenzen des Gradiscanergebietes wohlbedacht sicherte und einen gegen die zunächst gelegene Banalgrenze unternommenen Angriff bosnischer Türken im Mai 1809 kräftig zurückwies. M., dessen vorbezeichnetes Verhalten vom slavonischen Generalcommando im Erlasse vom 9. Juni mit Ehren gutgeheißen wurde, avancirte im Juli hierauf zum Obersten und Regimentscommandanten. Als solcher hat sich M. eine bleibende Erinnerung im Gradiscaner-Regiment geschaffen, denn in verhältnißmäßig kurzer Zeit wurden nach seinen Weisungen das Räuberunwesen ausgerottet, die Eigenthumsverhältnisse geregelt, die Landeshauptstraße sowie verschiedene Nebenstraßen in gut benützbaren Zustand gesetzt, die Austrocknung von Sümpfen und Morästen zunächst der Save angebahnt, Kanäle gezogen, Brücken errichtet, Kirchen gebaut, Militärunterkünfte hergestellt ꝛc. Diese dem Wohle des Gradiscaner Grenzgebietes zugewendete Thätigkeit währte jedoch nur bis gegen die Mitte des Jahres 1813; — im Monat August marschirte M. mit dem Regimente im Verbande der Südarmee wieder gegen die Franzosen und war in einer Reihe von Positionskämpfen, bei schwer gangbarem Terrain, meistentheils zu selbständigem Wirken berufen, so bei Weichselburg am 6. September, wo ihn ein Prellschuß leicht verletzte, bei St. Marein am 9. und 12. September, bei Weichselburg und St. Marein in der Nacht vom 15. zum 16. und am 16. September, bei Groß-Laschitsch am 25. September, bei Zirknitz am 27. September. An jedem dieser Tage bekundete M., wie wohlberechtigt das in ihn gesetzte Vertrauen gewesen; scharf beobachtend, richtig urtheilend und schneidig handelnd, wußte er nämlich jedes der genannten Gefechte trotz der gegnerischen Uebermacht günstig zu wenden und zu gestalten sowie durch sein Beispiel und seine muthweckenden Einwirkungen die Truppe selbst in den be-

denklichsten Augenblicken zu unbeugsamer Kampfesfreudigkeit und Ausdauer anzuspornen. Vorzugsweise denkwürdig in dieser Hinsicht erscheint jedenfalls der in der Nacht vom 15. zum 16. September begonnene und am 16. nach zehnstündigem Marsche und fünfstündigem Gefechte durchgeführte Ueberfall von Weichselburg, die Erkletterung des gleichnamigen Schlosses im schärfsten Feuer und dann endlich die von M. behufs Sicherung des gehabten Erfolges aus eigenem Entschlusse vorgenommene Besetzung des Stützpunktes St. Marein. M., dessen heldenmüthige, für den Gegner höchst verlustreiche Leistungen allgemeine Bewunderung erregten, fand auch des Kaisers Anerkennung. M. wurde schon am 6. October, sohin noch vor dem Kapitelbeschlusse, zu Folge Allerhöchster Entschließung de dato Teplitz, 28. September, mit dem Ritterkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet, welche Dekorirung seine Erhebung in den Freiherrenstand mit dem weiteren Prädicate „von Weichselburg“ am 12. Dec. 1815 veranlaßte. Ueberdies ehrte der Kaiser M. gleichfalls am 28. Sept. 1813 durch die außerordentliche Beförderung zum Generalfeldwachtmeister und Truppenbrigadier in Dalmatien. Nicht minder verdienstvoll war nun Milutinovich's Vorgehen bei Wiedereroberung dieses Landes, besonders da ihm hierbei durchgehends neuformirte Truppen in geringer Anzahl und ohne Artillerie zur Verfügung standen, die Bekleidung, das Schuhwerk und die Verpflegung im Argen lagen, die Unwegsamkeit allerorts zu den aufreibendsten Anstrengungen nöthigte und beständig auf die Streitigkeiten und die Herrschsucht der sich wild bekämpfenden Parteien Bedacht genommen werden mußte. Doch Klugheit, Entschiedenheit bei Aufrechthaltung strengster Disciplin führten binnen überraschend kurzer Zeit zum Siege; M. rückte, nachdem er sich vom 4. bis 6. Decbr. 1813 an der Einnahme von Zara betheiligt hatte, als selbständiger Commandant zur Unterwerfung von Ragusa und Cattaro vor, auf dem Wege dahin alle den Operationen Gefahr drohenden Felsenfesten einschließend und theilweise auch unterwerfend. Schon am 13. Januar 1814 cernirte er das von den Franzosen vertheidigte Ragusa, nahm hierauf die in den Händen der Montenegriner befindlichen Bocche di Cattaro nebst Umgebung und brachte endlich am 28. Januar Ragusa selbst zur Capitulation, wobei 163 Geschütze erbeutet wurden. M., hierfür zum Commandeur des österreichischen Leopoldordens erhoben, regelte nunmehr als Militär- und Civilgouverneur die Organisirung und Verwaltung der wiedervereinigten Provinzen Ragusa und Albanien, worauf er 1816—1830 als Brigadier in Zara, Karansebes und Mitrowitz, von 1830—1836 als Feldmarschall-Lieutenant und Divisionär zu Karlstadt und Temesvár befehligte. Seit 1831 war M. auch zweiter Inhaber des Infanterieregiments Nr. 54; im Febr. 1836 trat er in den Ruhestand und starb den 7. November desselben Jahres nach einem von Kaiser, Heer und Vaterland dankbar anerkannten, stets selbstlosen und immer nur das allgemeine Beste fördernden Lebenslaufe. Wie verehrt und geliebt M. vor Allem im Grenzgebiete gewesen, hierfür spricht, daß dort noch heute sein Name und seine Thaten im Liede fortleben. M. war mit Maria, geb. Andreovits von Petrovosello vermählt; zwei seiner Söhne blieben 1848 und 1849 auf dem Schlachtfelde in Italien und Ungarn.

Wurzbach, Biogr. Lexikon d. Kaiserth. Oesterreich. 18. Th. Wien 1868. Schels, Oesterr. milit. Zeitschr. 1. Bd. Wien 1839. Militär-Zeitung. Nr. 33. Wien 1858. Hirtenfeld, Der Militär-Maria-Theresien-Orden ꝛc. Wien 1857. Neuwirth, Gesch. d. k. k. Infanterie-Rgts. Nr. 54. Wien 1885. Brinner, Gesch. d. k. k. Pionier-Regiments, 1. Bd. Wien 1878. Vanicek, Specialgesch. d. Militär-Grenze, 4. Bd. Wien 1875. Sch.

Milz: Johann Heinrich M., geb. zu Koblenz am 21. November 1763, studirte zu Trier Theologie und wurde am 21. December 1786 zum Priester

ordinirt, worauf er noch in Göttingen die Rechte betrieb. Zuerst als Professor am Gymnasium zu Koblenz angestellt, wurde er dann Canonicus an St. Castor daselbst, nach Auflösung dieses Stifts 1813 geistlicher Rath und Pfarrer an St. Castor, endlich Provicarius generalis und königlicher Rath in kirchlichen Angelegenheiten. Nach Wiedererrichtung des Trierischen Sitzes wurde er von Leo XII. am 19. December 1825 als Bischof von Sarepta dem Bischof von Hommer als Weihbischof beigegeben und am 23. April 1826 im Dom zu Trier consecrirt. Seine Kränklichkeit gestattete ihm keine sehr ausgebreitete Wirksamkeit. Er starb am 29. April 1833 in Koblenz und wurde dort am 2. Mai begraben.

Vgl. Holzer, De Proepisc. Trevir. Confl. 1844, p. 129 ss.

F. X. Kraus.

Mind: Gottfried M., Thier- und Genremaler, geb. zu Bern 1768, † daselbst am 7. November 1814. Sein Vater war Schreiner und Formschneider, stammte aus Lipisch in Oberungarn und hatte sich in den sechziger Jahren zu Worblaufen bei Bern niedergelassen; das Bürgerrecht erwarb er in Pizy im Kanton Waadt. Die ersten Eindrücke empfing der Sohn, welcher von der Natur geistig wie körperlich gleich schlecht bedacht war, bei einem Herrn Gruner, für dessen Papiermanufactur der alte M. arbeitete. Hier lernte Gottfried einen deutschen Maler, Namens Legel, kennen, der ihm an der Hand der Riedinger'schen Thierbilder, welche Gruner besaß, Unterricht im Zeichnen ertheilte. Einzig den Keim zu einem Künstler trug der Knabe in sich, im Uebrigen war er nicht viel mehr als ein Trottel, der auf allen Gebieten menschlichen Wissens nie über die Anfänge hinausgekommen ist, kaum vermochte er seinen eigenen Namen zu schreiben. In den Jahren von 1780—1785 nahm Siegmund Freudenberger, auf M. aufmerksam gemacht, denselben zu sich und gab ihm Anweisung im Coloriren. Seitdem hat er das Freudenberger'sche Haus nicht mehr verlassen. Solange der Meister lebte, war er ihm ein treuer Mitarbeiter, und nach dessen Tode blieb er bei der Wittwe, von Morgens früh bis Abends spät sich in seine Thierwelt vergrabend. Die Arbeiten Mind's — der Künstler selbst hatte keine Ahnung von seiner Bedeutung — pflegte Frau Freudenberger, um zu ihrem Kostgelde zu gelangen, an reiche Liebhaber zu verkaufen.

Der Schwerpunkt von Mind's Thätigkeit liegt in seinen Thierbildern, besonders in seinen Katzen, die Keiner, weder vor noch nach ihm, so lebendig dargestellt hat. Mit vollem Recht trägt M. daher auch den Beinamen „Katzen-Raphael". Die Katzengruppen des Meisters wurden schnell populär und sind zum Theil durch die Lithographie und den Stich vervielfältigt. 1827 kamen bei G. Fleischer in Leipzig zehn Blätter mit einer kurzen Biographie Mind's heraus, außerdem veröffentlichten Brodtmann und Franz Hegi nach M., der erstere sechs, der letztere vier Blätter mit Katzengruppen. Gute Originale — lauter Aquarelle — finden sich im Basler Museum, im Künstlergut zu Zürich und im Schweizer Künstleralbum in Zofingen. Unerschöpflich ist der Künstler im Auffinden neuer Motive, zahllos sind die Variationen, welche seiner durch die feinste Beobachtungsgabe geleiteten Phantasie entspringen. Das Spiel der alten Katze mit den Jungen, die Fütterungsstunde, der Mittagsschlaf, wie Katze und Kater knurrend mit Mißtrauen einander messen, alles das sind Momente, die in typischer Weise bei M. in die Erscheinung treten. Auch in der Darstellung anderer Thiere versuchte sich der Meister. Schon als Knabe pflegte er Bären, Pudel und Löwen aus Holz und gedörrten wilden Kastanien zu schnitzen, in reiferen Jahren bildete er sie nur noch mit dem Pinsel nach. Vielfach angeregt wurde M. in seinen Studien durch die Benutzung der reichhaltigen Kupferstichsammlung Siegmund Wagner's in Bern, in der er oft Stunden lang mit Wonne kramte. Wagner erzählt, daß seine Lieblingsmeister Rubens, Rembrandt, Potter und Riedinger

gewesen seien, dagegen habe er den Katzen von Cornelius Vischer und Wenzel Hollar keinen Geschmack abgewinnen können. Unter den Genrebildern Mind's zeichnen sich vor allem die humorvollen Kinderspiele aus, von denen der bereits erwähnte Brodtmann eine Folge von zehn Blättern publicirte, besonders gelungen in der Composition ist eine Gruppe „Blindekuh spielender Bauernkinder". Jedoch auch Scenen, von Erwachsenen gespielt, ernste wie komische, geriethen dem Künstler, hierher gehören „Die Heuernte auf dem Lande" und „Der Affentanz", letzterer eine beißende Satyre. Technisch machen Mind's Arbeiten alle einen sauberen und in den Farben harmonischen Eindruck.

S. Neujahrsstück der Zürcher Künstlergesellschaft. 1816. Carl Brun.

Minderer: Raymund M., Arzt, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Augsburg geboren, hatte auf der Universität in Ingolstadt Medicin studirt und daselbst 1597 den Doctorgrad erlangt. Er diente zuerst einige Jahre als Militärarzt, kehrte 1606 nach seiner Heimath zurück, wo er zum Stadtarzte ernannt wurde und hat hier bis zu seinem im J. 1621 erfolgten Tode als hochgeschätzter Arzt gelebt; sein Ruf als Heilkünstler drang über Augsburg hinaus, so daß er wiederholt als Consulent an die Höfe des Kaisers Matthias nach Wien und des Kurfürsten von Baiern nach München berufen worden ist. — M. war einer der letzten Anhänger der sogenannten spagirischen Schule und als solcher verdient durch die Einführung des Gebrauches der Schwefelsäure bei der Behandlung fieberhafter Krankheiten, sowie durch die Darstellung des essigsauren Ammoniums, das, noch heute als schweißtreibendes Mittel gebraucht, unter dem Namen des „Liquor (oder Spiritus) Mindereri" bekannt ist. Uebrigens war er auch ein eifriger Förderer des therapeutischen Gebrauches einheimischer Pflanzenmittel. — Von seinen litterarischen Arbeiten ist am bekanntesten eine in deutscher Sprache verfaßte, in lateinischer erschienene Schrift über Militärheilkunde, „Medicina militaris, seu liber castrensis, euporista et facile parabilia medicamenta continens", 1620, welche zahlreiche Auflagen und auch (1674) eine Uebersetzung ins Englische erfahren hat. Demnächst hat er mehrere pharmakologische Schriften „Aleodarium maracostinum", 1616 (u. a.); „De chalcantho, seu vitriolo disquisitio iatro-chymica", 1617 (1618) und „Threnodia medica seu planctus medicinae lugentis", 1619, und zwei kleine epidemiographische Arbeiten, „De pestilentia liber unus etc.", 1608 (1619) und „Gutachten über die jetzt schwebende und unter den Soldaten mehrentheils grassirende Sucht, morbus hungaricus genannt", 1620, veröffentlicht; auch ist er an der Bearbeitung der „Pharmacopoeia Augustana" betheiligt gewesen. A. Hirsch.

Minderer: Sebaldus M., Franciscaner, wurde am 20. Mai 1710 zu Augsburg geboren, trat 1729 in den Franciscanerorden, wirkte nach Vollendung seiner Studien in verschiedenen Klöstern als Lector der Theologie, Custos und Guardian, in welch' letzterer Eigenschaft er 1745 nach Passau kam, wo ihn der damalige Bischof dieser Stadt, Cardinal Dominicus von Lamberg, zu seinem Beichtvater und Theologen erkor. Später wählten ihn seine Ordensbrüder zum Provinzial und Definitor generalis. Auf den Wunsch des Cardinals verfaßte er zur Belehrung des Volkes 1748 einen deutschen Katechismus, welcher 1761 in zweiter Auflage erschien, worauf er 1762 eine ausführlichere „Auslegung der christkatholischen Glaubens- und Sittenwahrheiten" in zwei Theilen folgen ließ. Außerdem schrieb er „Dissertatio theologica de antiquitate, utilitate et necessitate theologiae scholastico-dogmaticae", 1746; „Supplementum theologiae moralis P. Benjamini Elbel de indulgentiis et de jubilaeo", 6 partes, 1763 und ein paar ascetische Schriften. Er starb am 30. November 1784.

Baader, Lexikon verstorb. baierischer Schriftsteller, II. 1, 196. Werner, Gesch. d. kath. Theologie, 113. Stanonik.

Mingotti: Regina M. geb. Valentini, Opernsängerin, geb. 1728 zu Neapel, † 1807 zu Neuburg a. D. Obgleich italienische Sängerin und in Italien geboren, gebührt der M. doch auch an dieser Stelle ein Platz, denn nicht nur war sie von deutscher Abstammung, sondern hat auch in Deutschland ihre schönsten Erfolge errungen und dieses Land als ihre eigentliche Heimath betrachtet. Sie war die Tochter eines österreichischen Offiziers, kam noch, bevor sie das erste Jahr erreicht hatte, nach Deutschland und wurde in einem Ursulinerkloster in Schlesien erzogen. Ohne Neigung, nur um sich von der ihr wenig zugethanen Mutter loszumachen, heirathete sie den Impressario Pietro M. Der Letztere, der mit seiner Truppe italienischer Operisten schon 1732 in Leipzig, 1732—1736 in Brünn auftaucht, hatte 1746 die Concession erhalten in einem hölzernen Theater im Dresdener Zwinger zu spielen. Auch 1747 spielte er wieder in Dresden und in diesem Jahre wurde seine Gattin für die königliche Oper engagirt. Dem berühmten Gesanglehrer Porpora verdankte sie ihre künstlerische Ausbildung, die ihr im Verein mit ihren ausgezeichneten Mitteln selbst den Sieg über die Hasse möglich machte. 1752 verließ Regina Dresden, sang dann in Madrid, London und verschiedenen italienischen Städten und zog sich 1763 von der Bühne zurück. Sie lebte dann in München und starb 1807 bei ihrem Sohne, dem Forstinspector Samuel v. Bukinghem in Neuburg. Ihre Stimme war von großem Umfang, Vollklang und seltener Schönheit, ihr Vortrag hinreißend, ihr Aeußeres schön.

Vgl. Fürstenau, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden, II, S. 251 ff. Joseph Kürschner.

Minnigerode: August Friedrich v. M., Forstmann, geb. am 16. December 1687 zu Sondershausen, † am 17. November 1747 zu Darmstadt. Er entstammte der Ehe des fürstlich schwarzburgischen Oberjägermeisters und Kammerjunkers Hans v. M. mit Hedwig Dorothea v. Wintzingerode. 1704 trat er als Page in hessen-darmstädtische Dienste, wurde hierauf Hofjagdjunker, im September 1714 Jägermeister, am 2. Juni 1718 wirklicher Jägermeister für das ganze Land und einige Wochen später Oberforstmeister der Ober- und Niedergrafschaft Katzenellenbogen und der Herrschaft Eppstein. Sein Bestallungsbrief (vom 1. Juli 1718) lautet auf 300 fl., Kost bei Hof (= 165 fl.), 20 Malter Korn, 10 Malter Gerste, 1 Malter Erbsen, 1 Malter Linsen, 2 Fuder Wein, für 2 Diener 104 fl. Kostgeld, Futter für 4 Pferde, 30 Klafter Holz, Accidentien rc. Am 24. November 1727 erfolgte seine Beförderung zum wirklichen Oberjägermeister und am 20. October 1728 seine Verheirathung mit Katharine Sabine Sophie v. Lehrbach, Wittwe des Wilhelm Friedrich Röder v. Diersburg. Unter dem 1739 zur Regierung gelangten Landgrafen Ludwig VIII., dessen Liebling und vertrauter Freund er war, stieg er 1740 zur Würde eines Geheimeraths; im Mai 1745 wurde er wirklicher Premierminister, und noch kurz vor seinem Tode ertheilte ihm der Kaiser, auf die Bitte des Landgrafen, durch Patent vom 6. September 1746 den Titel „kaiserlicher Reichshofrath“. M. begründete im Darmstädtischen während des Zeitraums 1720—1730, also unter der Regierung des Landgrafen Ernst Ludwig, an Stelle der seitherigen rohen Femelwirthschaft den schlagweisen Femelbetrieb in den Buchenhochwaldungen. 1731 wurde ihm, außer einer ansehnlichen Zulage (100 Speciesducaten), die landesherrliche Anerkennung zu Theil: „daß er das Forst- und Jagdwesen in den gesammten fürstlichen Landen in einen vollkommenen Zustand gesetzt habe“.

G. W. v. Wedekind, Neue Jahrbücher der Forstkunde, 25. Heft, S. 64 und 26. Heft, S. 92. — Bernhardt, Geschichte des Waldeigenthums rc., II, S. 291. — Privatmittheilungen. R. Heß.

Minola: Alex. Bertr. Jos. M., Historiker, geb. 1759 zu Linz a. Rh., † am 9. November 1829. Seine philosophischen und theologischen Studien machte er zu Koblenz und Trier und wurde in letzterer Stadt 1782 mit der nur dem Tüchtigsten zu Theil werdenden Auszeichnung „titulo mensae Episcopalis“ zum Priester geweiht. Er entschied sich für das Schulfach und wurde 1786 vom Kurfürsten Clemens Wenceslaus als Lehrer an das Gymnasium zu Koblenz berufen. Nachdem unter der französischen Herrschaft die dortigen Verhältnisse umgestaltet worden, begab er sich 1804 nach Westphalen, wo er das Archiv des Freiherrn v. Hoerde zu Schwarzenrabe ordnete und sich mit Studien der Landesgeschichte beschäftigte. 1812 kam er an den Rhein zurück und übernahm bei dem neuerrichteten Gymnasium zu Bonn die Lehrstelle der Geschichte und Geographie. Durch Kränklichkeit genöthigt 1818 diese Stelle aufzugeben, verlegte er sich dann bis zu seinem Lebensende gänzlich auf historische und andere wissenschaftliche Untersuchungen. Im Druck erschien von ihm „Geographisch-historische Beschreibung der Canäle“ (Köln 1802); „Uebersicht dessen, was sich unter den Römern seit Julius Cäsar am Rheinstrome Merkwürdiges ereignete“ (Ehrenbreitstein 1804, zweite vermehrte Ausgabe Köln 1816); „Beiträge zur Uebersicht der römisch-deutschen Geschichte“ (Köln 1818). Außerdem hat man einige kleinere Abhandlungen von ihm und in seinem Nachlasse befanden sich mehrere handschriftliche Werke: „Beiträge zur Geschichte Westphalens“, „Untersuchungen über die Verwandtschaft der Sprachen“ und Zusätze zu seinen beiden Werken über die römisch-deutsche Vorzeit. Die Verdienste Minola's sind um so höher anzuschlagen, als er der erste war, der in einer sturmvollen Zeit den Sinn für vaterländische Geschichtsforschung wiederum anregte. Auch als Mensch, als Priester und als Lehrer verehrte man in ihm ein Muster treuer Pflichterfüllung.

Nekrol. im Beibl. Nr. 12 d. Köln. Zeitung von 1830.

J. J. Merlo.

Minor: Melchior Gottlieb M., königlich preußischer Oberconsistorialrath und Pastor primarius an der Gnadenkirche vor Landshut in Schlesien, war der Sohn eines evangelischen Geistlichen und in Zülzendorf bei Nimptsch, wo schon der Groß- und der Urgroßvater Pastoren gewesen, am 28. December 1693 geboren. Von 1705—1709 auf dem Pädagogium in Halle erzogen und von 1709—1711 auf dem Gymnasium in Zittau vollends für die Universität vorbereitet, studirte er bis Michaelis 1714 in Wittenberg und Jena Theologie und wurde 1720 zum Pastor in Töpliwoda bei Nimptsch und 1722 von dort zum Diaconus an die Gnadenkirche nach Landshut berufen. Seine glänzenden Kanzelgaben, sein liebenswürdiges Wesen, seine hingebende Thätigkeit machten ihn seiner Gemeinde so werth, daß sie ihn 1727 bei eingetretener Vacanz des Pastorats unter Uebergehung des Seniors zum Pastor wählte. Dieser Wahl wurde in Wien die Bestätigung versagt und nur Minor's Beförderung zum Senior genehmigt, trotzdem fühlte er sich in seiner untergeordneten Stellung so glücklich, daß er 1734 einen Ruf nach Görlitz in das Pastorat der dortigen Hauptkirche und 1739 einen anderen nach Hamburg an St. Nicolai ablehnte, und nachdem er 1740 in das Primariat aufgerückt war, 1742 eine Vocation nach Hannover, sowie 1744 eine zweite nach Hamburg an St. Petri ohne Bedenken deprecirte. Nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich den Großen wurde er bei Organisation des Kirchenregiments zum Inspector der in den Kreisen Landshut und Bolkenhain und im Schmiedebergschen neu gegründeten evangelischen Kirchen, denen später noch die des Schweidnitzer Kreises und des Fürstenthums Münsterberg zugefügt wurden, ernannt und 1746 durch die Verleihung des Prädicats eines königlichen Oberconsistorialraths ausgezeichnet. Auf einer Dienstreise nach Breslau überraschte ihn der Tod in dem Hause eines Gastfreundes zu Gutsch-

dorf bei Striegau in der Nacht vom 23. zum 24. September 1748. M. gehörte zu den gefeiertsten Kanzelrednern seiner Zeit. Einzelne, auf Verlangen dem Druck übergebene Predigten, namentlich aber seine 1737 zuerst erschienenen, später wiederholt aufgelegten „Stimmen der Ewigkeit“, denen 1740 die „Evangelische Aufmunterung zum Glauben und gottseligen Wandel in Predigten“ folgte, trugen seinen Ruhm weit über die Grenzen Schlesiens hinaus. Ebenso fern von Pietismus wie Orthodoxismus verkündigte M. ein einfaches biblisches Christenthum in allgemein verständlicher Sprache. Seine Beredsamkeit war weder blendend noch hinreißend, aber sie überzeugte und rührte durch Klarheit der Gedanken und Anmuth der Darstellung. Seine Predigten sind sehr lang; sie füllen 80 Octavseiten und drüber, allerdings großen Drucks, aber sie fesseln den Leser. Minor's Art und Weise, seine Themen zu disponiren, sein fließender, den Classikern abgelernter Periodenbau, sowie die von ihm vertretene theologische Ansicht, ein vernunftgemäßer, sinniger Supranaturalismus erinnern unwillkürlich an Reinhard. Nach Minor's Tode erschienen von ihm noch „Auserlesene Reden und Abhandlungen“ mit einer Vorrede von Burg, 2 Bde., 1752—1754; „Heilige Betrachtungen über die Evangelien“ und „Stimmen der Buße über Sprüche der heiligen Schrift“, 1756; endlich „Heilige Betrachtungen über die Leidensgeschichte“, 1757.

Ehrengedächtniß oder Trauer- u. Trost-Carmina, welche an dem solennen Leichenbegängniß Herrn M. G. M. denen vornehmen Leichenbegleitern öffentlich ausgetheilt worden. Jauer 1748. Mit angehängtem Lebenslauf. 8 Bogen, 4°. Schimmelpfennig.

Mintrop: Theodor M., ein bedeutender Maler der rheinischen Schule, wurde am 7. April 1814 auf Barkhofen bei Werden a. d. Ruhr geboren; sein Vater betrieb eine große Ackerwirthschaft und war Vorsteher der Bauerschaft Heidhausen. Früh entdeckte man bei dem Knaben die außergewöhnlichen Anlagen zum Zeichnen, das er in der Nachbildung alter Heiligenbilder und geschnitzter Engel übte. Der Lehrer unterstützte das mächtig hervortretende Talent und nur zu bald war der Knabe in der Gewalt der Kunst. Aus den Zahlen, die er schrieb, aus den Buchstaben bildeten sich Gestalten, die sich nicht bannen ließen, bis er sie gezeichnet hatte. Vor seinen geistigen Augen schwebten die Göttergestalten der Griechen; Engel, nach den Schilderungen seiner frommen Mutter, und nackte Kinder, die ihm die Wirklichkeit nahe gebracht. Er sah in den Wolken den Reigen seliger Geister, im Strome des Windes den Tanz der Elfen. Dann zeichnete er auch Gruppen aus dem Landleben, riesige Gestalten, die irgend eine Arbeit verrichteten. Immer aber waren die Gestalten ohne Gewandung dargestellt, was dem ahnungslosen Knaben oft übel vermerkt wurde. — Das Leben spannt die Landkinder früher ins Joch der Arbeit als die zarten Pflänzchen der Stadt. Zeitig der Schule entlassen, in welcher er nur wenig gelernt, mußte M. bald Hand ans Werk legen, um alle ländlichen Arbeiten zu üben, wobei ihm in dem frischen Zuge der Bergluft und bei derber Nahrung eine schöne körperliche Entwickelung zu Theil wurde. In jener Zeit sah er zum ersten Male den Stich der Madonna della Sedia, und ohne je von ihrem Schöpfer und dessen gewaltigen Werken gehört zu haben, durchrann es ihm, wie er später oft erzählte, beim Anblick dieser Schönheit Mark und Bein. Aus bloßer Erinnerung bildete er sie getreu bis zur kleinsten Linie nach und wo er jetzt ein Weib mit einem Kinde sah, da bot sich ihm ein unerschöpfliches Studium und seine ihm in allem willfährige Mutter mußte ihm an Sonntagen mit einem Kinde auf dem Schooße in allen Stellungen Modell sitzen. Unter schwerer Arbeit, denn er mußte einen Knecht ersetzen, und im stillen Weiterschaffen in der Welt seiner Ideen hatte er sich zu einem schönen Jüngling entwickelt, so daß sein herrlicher

Kopf den Stempel künstlerischer Weihe zeigte. So kam ihm das 20. Lebensjahr und mit diesem die Zeit seines Militärdienstes. 1834 wurde er als Kanonier einem Artillerieregimente zugetheilt, das wechselzeitig in Münster und Köln Garnison hatte. Nun erschloß sich ihm auch im Reiche der Dichtung eine neue Welt. Zum ersten Male geriethen ihm Schiller's Gedichte in die Hand; zeilenweise mußte er sich den neuen Boden gewinnen; bald suchte er auch die Bekanntschaft der anderen großen Dichter, Goethe, Wieland und Lessing, und später Shakespeare. In jener Zeit zogen auch einst in einem Garten die Marmorstatuen der Venus und des Neptun zwischen Wasserwerk und grünem Laub seine Augen auf sich. Die weiße Frau mit winkenden Armen füllte alle seine Träume. Aus diesem Banne befreiten ihn erst wieder die Holzschnitte von Raphael's „Loggien“, die ihm zufällig in die Hände fielen. In gleicher mächtiger Weise erfaßte ihn die Musik von Beethoven und Mozart. — So kam er nach Beendigung seiner Militärdienstzeit als ein ganz anderer Mensch zurück in seine Heimath. Jetzt wurde das Verlangen, Künstler zu werden, zu heißer Gluth, und doch, wo lag die Möglichkeit der Erfüllung? Aber bald war er wieder mit dem Zwange der Pflicht ausgesöhnt. Am Tage schwere Arbeit, am Abend ein begeisterter Vorleser in matterleuchteter Gesindestube, aber am Sonntage ein Gesegneter im stillen Schaffen; da entstanden Zeichnungen, die später das Entzücken älterer Meister wurden und noch jetzt die Freude der Kunstkenner sind. — So gingen ihm Jahre vorüber. Schon war er ein „alter Knecht“ geworden, und wenn er auch seine Zeichenübungen fortsetzte, wenn sich auch seine Blätter zu geistvollen Compositionen gestaltet hatten, so begann doch bereits seine Hoffnung, ein Künstler zu werden, langsam zu erlöschen. Aber gerade in der dunkelsten Zeit seiner Verlassenheit kam ihm die Erlösung. Es war im October 1844. M. war mit seinem Gespann auf dem Felde. Da wurde er von einem Fremden, dem Maler Eduard Geselschap aus Düsseldorf, angerufen. Dieser, auf einem Ausfluge nach der Ruhr, hatte von dem seltsamen „Bauerngenie“ gehört und beschlossen, ihn aufzusuchen. Voll Staunen sah der Künstler die Arbeiten des Autodidacten. Da war ein „Reigen nackter Kinder“; „Zwei Jünglinge (ohne Gewandung), die sich Freundschaft schwören“, eine „Heilige Cäcilie, die mit Engeln musicirend, der Gottesmutter den Lobgesang darbringt“. Auf den weißgetünchten Wänden seines kleinen Schlafzimmers hatte der junge Bauer aber in Kohle die „Jahreszeiten“ in einer Schönheit dargestellt, vor der der Maler sich in Bewunderung beugte. — Wenige Wochen später hielt der neue Kunstjünger seinen Einzug in die rheinische Musenstadt, beseligt, endlich am Ziele zu sein und mit dem Gelöbniß sich von dem, der ihn dahin geführt, nie im Leben zu trennen. Es störte ihn nicht, daß er zuerst als älterer Mann zwischen Schülern saß, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren. Sein Feuereifer ließ diese ja auch schnell genug hinter sich. Director W. v. Schadow und sein Lehrer C. Sohn widmeten ihm besondere Sorgfalt. Die Bewältigung der Farben wurde ihm schwer, wie schnell er auch mit Stift und Kohle alle Schwierigkeiten überwand. Sein erstes Oelbild „Madonna mit dem Christuskinde und dem kleinen Johannes“ wurde vom Kunstverein für Rheinland und Westfalen angekauft und der städtischen Gallerie in Düsseldorf geschenkt. Das zweite Werk, eine große Zeichnung für Kupferstich, „Engelständchen“, war eine Sammlung seiner Kräfte zur Ausführung eines zweiten Oelbildes „Madonna mit dem heiligen Ludgerus und der heiligen Agnes“, bestimmt als Altarbild für die Pfarrkirche seiner Heimath. Die Aufstellung dieses vollendet schönen Bildes gestaltete sich zu einem Feste für den Künstler, ihm dargebracht von der ganzen Bevölkerung seiner Heimath. — Von zwei Madonnen also in die Kunst eingeführt, schuf er hierauf in rascher Folge eine Fülle von Compositionen voll Geist und Anmuth

und in seltener Formenschönheit, darunter „Das Kinderbachanal“, „Das fruchtbare Jahr“, „Der Christbaum“ (im Museum zu Hamburg), „Passionsblätter“ (Aquarelle), „Die Bergpredigt“, „Der Liebesbrief“, „Amor und Psyche“, „Weinlese“, „Elfenreigen“, „Einführung einer Seele in den Himmel“, „Die fünf Sinne“, „Die Industrie“, „Die Muse der Malerei“, „Das fruchtbare Jahr“ (neue Composition), „Christus am Oelberge“, „Die Bethlehemitischen Kinder“. — In Köln ist im Festsaal des Schaffhausen'schen Bankvereins ein Kinderfries „Kunst und Industrie“ und ein Deckengemälde „Die Elemente“; im Besitze des Kaufmanns v. Asser ein Kinderfries „Die Jahreszeiten“; im Museum Richartz-Wallraf „Der Frühling“ auf Goldgrund und endlich im Hause des Banquiers Deichmann ein Deckengemälde „Der Triumphzug Aurora's“, in welchen Werken sich die höchste Blüthe der Kunst dieses Meisters concentrirt. Aus solcher Laufbahn, „vom Pfluge zum Tempel der Kunst“, die der Genius ihm mit so unvergänglichen Ruhmeszeichen geschmückt hatte, rief der Tod ihn am 30. Juni 1870 ab.
Bund.

Minutoli: Johann Heinrich Freiherr v. M., preußischer Generallieutenant, stammte aus einer alten italienischen, zur Zeit der Kämpfe zwischen den Hohenstaufen und dem Hause Anjou nach der Schweiz geflüchteten Familie, welche sich bis zum Jahre 1820 Menu v. M. schrieb. Am 12. Mai 1772 als Sohn vermögender Eltern zu Genf geboren, trat er 14jährig bei einem in Magdeburg garnisonirenden Infanterieregiment in den preußischen Militärdienst und nahm mit diesem seit 1792 am Kriege gegen Frankreich Theil, bis eine im Mai 1793 erhaltene schwere Wunde ihn dazu für die nächste Zeit unfähig machte. Seine Kenntnisse und sein Fleiß hatten die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn gelenkt; in Folge hiervon wurde er 21jährig als Stabscapitän in das Berliner Cadettencorps versetzt, welchem er 16 Jahre lang angehört hat, bis er 1810 zum Gouverneur des Prinzen Karl von Preußen († 1883) ernannt wurde. In dieser Stellung blieb er bis zur Volljährigkeit des Prinzen. Während dieser ganzen Zeit nahm er an den militärwissenschaftlichen Bestrebungen der Hauptstadt den lebhaftesten Antheil, schrieb eine große Zahl von Abhandlungen, Journalartikeln und selbständigen Werken und betheiligte sich eifrigst an der Stiftung und Entwickelung der Berliner militärischen Gesellschaft. Daneben bereitete er sich auf eine Reise nach Aegypten vor, welche er, von der Regierung unterstützt, in Begleitung seiner zweiten Gemahlin, der Wittwe eines bei Waterloo gefallenen Obersten v. Watzdorf, geb. Gräfin v. d. Schulenburg, und mehrerer Gelehrten, unter denen die Naturforscher Ehrenberg und Hemprich, der Orientalist Scholz und der Architekt Liman sich befanden, am 20. Mai 1820 antrat. Die Expedition wurde von mancherlei Unglücksfällen und Widerwärtigkeiten betroffen, welche ihre Erfolge beeinträchtigten. Eine Anzahl der Theilnehmer starb unterwegs, darunter Liman und Hemprich, mancher Plan mußte aufgegeben werden und schließlich ging ein Theil von Minutoli's Erwerbungen durch Schiffbruch in der Nordsee zu Grunde. Einen bedeutenden Theil erwarb für 22 000 Thaler König Friedrich Wilhelm III.; dieser wird im Berliner Museum unter den ägyptischen Alterthümern aufbewahrt. M. veröffentlichte über seine Erlebnisse seine „Reise zum Tempel des Jupiter Ammon und nach Oberägypten“, Berlin 1824, und einen Nachtrag 1827; seine Gattin schrieb „Souvenir d'Égypte“, Paris 1826, deutsch Leipzig 1829. Nach seiner Rückkehr im August 1822 lebte er, mit litterarischen Studien beschäftigt, zunächst in der Schweiz, dann in Berlin, wo er am 16. September 1846 starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind die nennenswerthesten: „Beiträge zu einer künftigen Biographie Friedrich Wilhelms III.“, Berlin 1843; „Militärische Erinnerungen“, Berlin 1845; „Der Feldzug der Verbündeten im Jahre 1792“, Berlin 1847; 1795 hatte er ein

„Taschenbuch für Offiziere der leichten Truppen“ drucken lassen. Zu seinen Lieblingsstudien gehörte die Beschäftigung mit der Glasmalerei der Alten, worüber er Mehreres geschrieben hat. Seine bedeutende Sammlung von Miniaturen, Gemälden, alten Gläsern ꝛc. ist nach seinem Tode zerstreut.

Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges, Jahrgang 1847, 7. Heft, Berlin. Poten.

Minutoli: Julius Freiherr v. M., preußischer Staatsmann, geb. in Berlin den 30. August 1805, † den 5. November 1860 in der Karawanserai von Khanèh Zenjâhn in der Nähe von Schiras in Persien. Er war der zweite der drei Söhne des preußischen Generallieutenants Freiherrn Heinrich Menu v. M. und der als Schriftstellerin über Aegypten bekannten Wolfradine geb. Gräfin v. d. Schulenburg. Nachdem er in Berlin und Heidelberg die Rechte und die Cameralwissenschaften studirt, trat er 1830 als Kammergerichtsassessor beim Regierungscolleg zu Koblenz in den preußischen Staatsdienst und schrieb hier „Ueber das römische Recht auf dem linken Rheinufer“ (Berlin 1831). 1832 wurde er zum Regierungsrath in Posen, 1839 zum dortigen Polizeipräsidenten und Landrath ernannt. 1842 wurde er im Ministerium des Innern zu Berlin beschäftigt, aber schon 1843 jener Stellung in Posen zurückgegeben. Hier schrieb er „Ueber das Straf- und Besserungssystem Europa's“ (Berlin 1843). In der Stellung in Posen zeichnete er sich 1838 durch tactvolles Verhalten gegenüber der polnischen Bevölkerung aus, welche durch den zwischen der preußischen Staatsregierung und dem Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen bezüglich der gemischten Ehen entstandenen Streit sehr aufgeregt war. Auch dem Auftrage, diesen im April 1839 zu Festungshaft verurtheilten Erzbischof nach Colberg abzuführen, unterzog er sich mit Tact und Gewandtheit. Gegenüber dem im März 1846 unternommenen Versuche eines polnischen Aufstandes, wobei es auf eine Ueberrumpelung der Stadt Posen abgesehen war, entwickelte M. Scharfblick und Geistesgegenwart, verbunden mit großer Humanität. Hierdurch wurde er besonders bei den deutschen Bewohnern der Provinz geachtet und beliebt. Mit Rücksicht auf diese Eigenschaften und Leistungen wurde er 1847 zum Polizeipräsidenten von Berlin ernannt, wo er in der Bewegung von 1848 eine eigenthümliche Rolle spielte. Ohne den Pflichten seines Amtes etwas vergeben zu wollen, suchte er wiederholt in einer die Grenzen desselben überschreitenden Weise in die Bewegung einzugreifen, sie durch Entgegenkommen in friedliche Bahnen zu lenken und ihre Führer zu versöhnlichen Schritten zu bestimmen. Hiermit erzielte er zwar in einem der bewegtesten Momente einen bald vorübergehenden Erfolg, gerieth aber angesichts der steigenden Feindseligkeit zwischen der Bevölkerung und der Regierung in eine schiefe, unhaltbare Lage. In den ersten Märztagen wurde die Thätigkeit der Berliner Polizei durch die Bewegung nicht verändert; als sich diese aber ernster gestaltete, unternahm M. eine gleichsam private Einmischung zur Vermeidung von Unruhen. Am 7. März hatte eine Volksversammlung „unter den Zelten“ im Thiergarten beschlossen, daß folgenden Tags eine Adresse mit dem Ersuchen um Gewährung von Preß-, Rede-, Vereinsfreiheit, Amnestie und Geschworenengerichten durch eine Deputation dem Könige überbracht worden solle. Da hierbei öffentliche Kundgebungen und Ruhestörungen in Aussicht zu stehen schienen, so suchte M. die Führer der Deputation auf und bewog sie in Güte, wenn auch unter Hinweis auf eventuelles Einschreiten des Militärs, zur einfachen Uebersendung der Adresse, deren richtigen Empfang durch den König er verbürgte. In einer zweiten Volksversammlung, welche diesen Vorschlag genehmigen sollte, trat er selbst als Redner und bald darauf wieder in amtlicher Eigenschaft auf, indem er am 14. März gemeinsam mit dem königlichen Gouvernement von Berlin die Verordnungen bezüglich eines Auflaufs

durch Bekanntmachung in Erinnerung brachte. Als sodann am Abend des 14. März Cavallerie in der Brüderstraße auf einen Volkshaufen eingehauen hatte, erließ er am 15. März gemeinsam mit dem Gouverneur eine beruhigende Bekanntmachung, in welcher Bedauern über die Verwundung friedlicher Bürger ausgesprochen und die sofortige Einleitung einer Untersuchung, „um der Strenge des Gesetzes überall ihren Lauf zu lassen", zugesagt war. Am Haupttage der Bewegung, den 18. März, erklärte er auf die Nachricht vom Angriffe des Militärs den ihn zum Vermitteln anrufenden Studenten, es sei keine Aussicht auf Zurückziehung des Militärs; dennoch begab er sich auf fortgesetzte dringende Bitten behufs Vermittlung ins königliche Schloß, bis dahin begleitet von großen Volksmassen, welche ihn über die Barrikaden hinwegtrugen. Auf diesem ganzen, mit großen Beschwerden verbundenen Wege rieth er überall zur Hinwegräumung der Barrikaden und zum Auseinandergehen. Zum Schlosse gelangte er erst, als bereits die ersten Kanonensalven erfolgt waren. Nach Angabe von Braß („Barrikaden" S. 62. ff.) soll M. auf jenem Wege in seinen Ansprachen an die Menge gesagt haben, er habe im Interesse des Volks den König fast fußfällig gebeten, die Truppen zurückzuziehen, es sei ihm aber abgeschlagen, und jetzt, nachdem er sich überzeugt, daß die Bürger gesonnen wären, sich unter allen Umständen zu schlagen, fordere er alle Anwesenden auf sich zu bewaffnen; er wolle sie nach dem Schlosse führen, um dem Könige, der von falschen Rathgebern umringt sei, den Beweis zu liefern, daß die gesammte Bevölkerung sich erhebe, daß dies kein Straßenauflauf, sondern eine Revolution sei; er wolle seine Brust zuerst den Kugeln der Soldaten darbieten. Nach derselben Quelle soll es auch nur einer Ansprache Minutoli's gelungen sein, das Palais des Prinzen von Preußen vor Zerstörung zu bewahren. Am 19. März ließ sich M. auf der Schloßterrasse von einer Volksmenge bewegen, mit einigen Bürgern den König um Gewährung einer Volksbewaffnung zu bitten. Nachdem diese zugesagt war, erließ er mit 6 Bürgern alsbald eine Bekanntmachung wegen Bildung der Bürgerwehr und erklärte dann in der „Berliner Zeitungshalle", er glaube zwar, daß die Bildung dieser Einrichtung den städtischen Behörden gebühre; da es aber auf sofortiges Handeln angekommen sei, habe er dem wiederholten Verlangen der Bevölkerung, die Sache in die Hand zu nehmen, Folge geleistet. Nach der Scene des Königs auf dem Schloßbalkon bat M. denselben, Berlin zu verlassen. Auf die Wünsche wegen Beerdigung der gefallenen Märzkämpfer äußerte er sich klug und zuvorkommend. Am 25. März wurde er in der Versammlung der Hauptleute der Bürgerwehr durch einstimmigen Zuruf zum Befehlshaber derselben gewählt. Er nahm aus gleichen Gründen wie oben an. Nach Bruno Bauer („Der Untergang des Frankfurter Parlaments", Berlin 1849, S. 17) soll M. sich von der militärischen Umgebung des Königs zur Uebernahme jener Stellung haben bewegen lassen. Die von ihm hinsichtlich der Bürgerwehr erlassenen provisorischen Anordnungen erregten in der Bürgerschaft Widerspruch. Er wies daher am 31. März in einer öffentlichen Erklärung darauf hin, daß er nur auf dringendes Bitten angenommen habe und glaube, ein Fachmann eigne sich besser dazu, auch passe seine amtliche Stellung dazu nicht. Wegen seines Verhaltens in den Märztagen ist M. ebenso gelobt als getadelt. Braß („Barrikaden") sagt, M. habe sich in jenen Tagen als unbeugsamer Vertreter des Gesetzes, zugleich edel und hochgesinnt, als das Muster eines pflichttreuen Beamten der Krone gezeigt. In Wolff's Chronik (S. 156) heißt es: „M. allein unter allen den Männern, welche die Person des Königs umgaben, hatte wol die politische Bedeutung des Augenblicks erkannt und von jeher der starr am Bestehenden festhaltenden Form abhold, hatte er es nie über sich gewinnen können, der freien Bewegung und dem Fortschritte mit so eiserner Gewalt entgegenzutreten, als dies Andere gethan

haben würden. Er trat den Gang an, der seiner Entschlossenheit und Vaterlandsliebe so sehr Ehre machte, der sein Leben ernstlich gefährdete. Das Leben ist ihm nicht genommen auf diesem leider vergeblichen Gange, doch ihm die Ehre zu nehmen, das ist später versucht worden. Nicht ohne Erfolg wurde in ausgestreuten zahllosen Verdächtigungen jenem Schritte der Stempel des Hochverraths aufgedrückt." Rellstab („Zwei Gespräche") behauptet, M. habe später dem Minister v. Bodelschwingh zugestanden, daß ihm die Anwesenheit fremder Emissäre in Berlin vor dem 7. März bekannt gewesen sei, daß er aber ihre Beziehung zu den Revolutionären nicht habe erweisen können. Bei der Rückkehr des Königs vom „deutschen Umritt" am 21. März hatte sich M. an die Spitze des Zuges gestellt; aber schon an demselben Tage hat er um Entlassung gebeten, und zwar, wie er selbst in einer als Manuscript gedruckten Denkschrift (Wolff, Chronik, Bd. III, S. 407) sagte, aus Gründen, welche ihm Pflicht und Ehre geboten; allein sein Verbleiben sei als Pflicht des Patriotismus betrachtet; nach Lage der Dinge hätte er durch seine Beliebtheit das Ministerium unterstützen sollen. Weiter berichtet er dort: in den ersten Wochen nach dem 18. März habe sich ein Zustand entwickelt, den er mit schwerem Herzen habe wachsen gesehen, ohne die Mittel zu haben, ihm entgegenzutreten. Der äußere Polizeidienst habe ganz geruht, die Bürgerwehr sich in fliegende Corps getheilt, ihrem Zweck sich entfremdet und Polizeidienste geweigert. Deshalb habe er am 26. März einen Plan zur Umbildung der Polizei nach englischem Muster mit der Bitte um baldige Ausführung vorgelegt. Den Oberbefehl über die Bürgerwehr legte er bei steigender Unverträglichkeit mit seiner amtlichen Stellung am 4. April nieder und erregte den Unwillen der Berliner Demagogen durch das Verbot eines Zugs zum Schloß sowie der Abhaltung politischer Versammlungen im Freien und durch Ausweisung fremder Arbeiter. Wegen des Verbots des Handelns mit Flugblättern wurde er in der Presse, namentlich durch ein Plakat „Minutoli als Censor" heftig angegriffen. Er vertheidigte sich durch eine öffentliche Erklärung vom 20. Mai, auf welche hin wieder eine Entgegnung (von Lewald) erschien. Nachdem der „politische Club" gegen ein Verbot seiner öffentlichen Versammlung mit dem Bemerken Verwahrung erhoben hatte, daß er diese wegen unrichtiger Auslegung der gesetzlichen Bestimmungen doch abhalten werde, nahm M. seine Auslegung und das Verbot zurück. Seiner Denkschrift zufolge hatte er am 21. April das Entlassungsgesuch vergeblich wiederholt. Bei dieser Gelegenheit sprachen ihm Urwähler des 7. Bezirks aus, es sei oft das Geschick edler Vermittler, daß sie von beiden Parteien verkannt würden. Nach dem Rücktritt des Ministeriums Camphausen bat er zum dritten Male um Entlassung, weil er sich, wie es in seiner Denkschrift heißt, nicht dazu habe verstehen können, mit dem Ministerium Auerswald-Hansemann die Volkssouveränetät anzuerkennen. Auerswald habe ihm dann im Auftrage des Königs eine seinen Verdiensten entsprechende Stellung zugesichert und der König ihm am 23. Juni 1848 in einer Audienz angeboten, in seiner Umgebung zu bleiben. Nachdem er dies abgelehnt, habe ihn der König in den gnädigsten Ausdrücken seines Vertrauens versichert. Am Tage nach der Entlassung (27. Juni) erhielt er den Auftrag, mit Rücksicht auf die geplante Umbildung der Polizei eine Reise nach England zu machen. Unter Verleihung des Charakters eines Raths 1. Klasse ging ihm am 30. Juni ein Schreiben des Königs zu mit ehrenvollster Anerkennung der „ausgezeichneten Hingebung und Umsicht, mit welcher er sich große und wesentliche Dienste um den Staat erworben". Die „National-Zeitung" sprach ihr Bedauern aus, „einen so bewährten Mann" von diesem Posten scheiden zu sehen. Die „Vossische Zeitung" bemerkte, M. habe sein Amt unter den schwierigsten Verhältnissen verwaltet, die bisher jemals der Staat dargeboten; „Gefahr und Anstrengungen Tag und Nacht bezeichnen diese

kurze Amtsdauer; es sei in solchen Zeiten unmöglich, jeder Partei zu genügen". Nach dem „Publicist" ist M. bestrebt gewesen eine Art von neutralem Standpunkt für sich zu gewinnen; er habe es mit keiner Partei verderben wollen, es dadurch aber mit allen verdorben. „Die Folge davon waren Anfeindungen und Hindernisse, die man ihm in den Weg legte und womit man ihm das Leben schwer und sauer machte." Nach seinem Rücktritt zum Befehlshaber der Bürgerwehr wieder vorgeschlagen, trat er am 2. Juli mit einer Rede öffentlich auf und lehnte mit dem Bemerken ab, daß seine frühere Wahl ein entschiedener Mißgriff gewesen sei. Zugleich bezeugte er, daß die Klagen über die Schlechtigkeit des Volks ungerecht seien; vielmehr wäre es zu bewundern, daß dasselbe noch so sittlich, brav und voll ursprünglicher Kraft sei. In einer anderen Ansprache bezeichnete er als seine glücklichste Erinnerung, für die Entstehung der Berliner Bürgerwehr gewirkt zu haben. Solche Reden und die der Berliner Bevölkerung wohlwollende Richtung während der Revolutionstage gefielen begreiflich nicht der sogenannten Reactionspartei, welche noch in demselben Jahre zu Einfluß gelangte. Im October 1848 wurde er von dem Auftrage zu polizeilichen Studienreisen entbunden, welche sich auch nach Irland und Frankreich erstreckt hatten. Mit dem Wunsch nach anderweiter Anstellung wandte er sich an die Minister, an hohe Offiziere, an die Prinzen und den König. Da hörte er von einem hohen Beamten, er habe vorläufig an Anstellung nicht zu denken, weil das Staatsministerium und die Hofpartei sich gegen ihn ausgesprochen und seine Gegner behauptet hätten, er habe im März die ganze Bewegung vorausgesehen, aber die Absicht gehegt, erst im Augenblick der höchsten Gefahr einzuschreiten, damit der König aus seinen Händen den Thron wieder erhalte. Er bat hierauf den König und die Minister, ihn wegen dieses Gerüchtes zu beruhigen oder in Anklagestand zu versetzen. Manteuffel erklärte darauf, es liege nichts gegen ihn vor, aber seine Wiederanstellung sei vorläufig „eine politische Unmöglichkeit". Auf Wartegeld gestellt, ergab er sich geschichtlichen Studien über die Hohenzollern. Auch vollendete er seine Denkwürdigkeiten zur Märzrevolution, lehnte aber (nach Wolff, Chronik, Bd. III, S. 414) die wiederholten Aufforderungen, sie zu veröffentlichen, im Gefühle der Ehrfurcht für Personen, in der Rücksicht auf Verhältnisse und aus Pflichten des Patriotismus ab, welche ihn zwängen „für jetzt zu schweigen". Doch wurde er durch Provocationen der „Kreuzzeitung" zur Berichtigung von Thatsachen aus jener Zeit veranlaßt. Insbesondere erklärte er, der Minister v. Bodelschwingh habe sich am 9. März selbst in der Versammlung unter den Zelten befunden und dort die Befehle zur Verhaftung der Fremden zurückgenommen, auch habe derselbe ihm am 12. März verboten, dem Könige Mittheilung von den sich häufenden bedenklichen Anzeichen zu machen. Erst im J. 1853 wurde M. wieder angestellt: er ging als Generalconsul nach Spanien und Portugal, entfaltete in Barcelona und Madrid eine rege Thätigkeit zum Besten des deutschen Handels und legte seine Studien über jene Länder in besonderen Schriften nieder. Sechs Jahre später wurde M. zu einer anderen ähnlichen Stellung berufen. Nachdem Preußen am 25. Juni 1857 mit der Regierung des Schahynschah von Persien für sich und alle deutschen Zollvereinsstaaten einen Freundschafts- und Handelsvertrag geschlossen hatte, wurde M. mit der Leitung einer Mission nach Teheran betraut. Dieselbe verließ gegen Ende des Jahres 1859 Berlin, reiste über Triest, Konstantinopel, Trapezunt, Poti, Tiflis, Dschulfa, Täbriz und hatte am 7. Mai 1860 eine Audienz beim Schah. Dann wurde eine große Rundreise durch Persien unternommen, welche zunächst nach Hamadan und Ispahan ging, hierauf nach Pasargadä, Persepolis und Schiraz. Auf dem Rückwege vom Besuche des Hafenplatzes Buschèhr am persischen Meerbusen erkrankte M. und starb im obenerwähnten Karawanserai. Er

wurde begraben auf der Felsenhöhe des armenischen Kirchhofs im Angesicht der Stadt Schiraz. Zum Theil auf Grund von Minutoli's Tagebüchern hat der ihn begleitende Dr. Brugsch eine genaue Schilderung dieser Reise veröffentlicht. — M. schrieb: 1) „Die weiße Frau. Geschichtliche Prüfung der Sage und Beobachtung dieser Erscheinung seit dem Jahre 1486 bis auf die neueste Zeit" (Berlin 1850). Darin sind die Quellen der Sage untersucht und ist nachgewiesen, daß diese mit Unrecht auf die Gräfin Kunigunde von Orlamünde zurückgeführt wird. Auch sind 16 einzelne Fälle besprochen, in welchen die Sage zu Täuschungen benutzt ist. 2) „Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg und Memorabilia aus dem Leben der Markgrafen von Brandenburg" (Berlin 1850). 3) „Die Mark Brandenburg, Berlin und Cöln im Jahre 1451. Ein Vortrag". (Berlin 1851.) Das Material zu diesen Arbeiten hatte er großentheils dem Plassenburger Archive in Bamberg entnommen. 4) „Die Zustände Berlins im 15. Jahrhundert; das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles" (Berlin 1850). 5) „Spanien und seine fortschreitende Entwicklung" (Berlin 1852). 6) „Portugal und seine Colonien im Jahre 1854" (2 Bde., Stuttgart 1855). 7) „Altes und Neues aus Spanien" (2 Bde., Berlin 1854). 8) „Die Canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft" (Berlin 1854). M. war vermählt mit einer geb. v. Rotenhan, welche als Wittwe mit ihren zwei Kindern in Görlitz wohnte.

Braß, Berlins Barrikaden (Berl. 1848); Graf Arnim-Boytzenburg, Die Verheißungen des 22. März und die Verfassung vom 5. Decbr. (Berl. 1849); Edler, Die Bürgerwehr in Berlin u. in Preußen überhaupt (Leipz. u. Wien 1849); W. Piersig, Die Mysterien der Berl. Demokratie (Berl. 1849); C. Nobiling, Die Berl. Bürgerwehr in den Tagen v. 19. März bis 7. April 1848 (Berl. 1852); Ad. Wolff, Berl. Revolut.-Chronik (Bd. III, Berl. 1854); Unsere Zeit, 1. Folge, Bd. V (Leipz. 1861); Dr. H. Brugsch, Reise der kgl. preuß. Gesandtschaft nach Persien 1861 u. 1862 (2 Bde., Leipz. 1862 u. 1863).

Wippermann.

Minz: Mose b. Eleasar ha-Lewi M., jüdischer Ritualistiker im 15. Jahrhundert. Er nennt Israel Bruna und Jona b. Schalom, beide in Regensburg, seine Lehrer und gehörte 1452 zu den Schülern des damals besonders angesehenen Talmudgelehrten Isserlein b. Petachha in Neustadt. Auch in Luckau und in Bamberg verlebte er einen Theil seiner Jugendzeit. Nachdem er einige Jahre als Rabbiner in Landau fungirt hatte, wurde er um das Jahr 1456 in gleicher Eigenschaft nach Mainz berufen. Die von dem Erzbischof Adolf II. decretirte Ausweisung der Juden aus Mainz (1469) nöthigte ihn, sich nach einer anderen Stelle umzusehen. Er wurde zum Rabbiner der jüdischen Gemeinde in Bamberg erwählt, die damals in einem verwahrlosten Zustande sich befand, so daß er vollauf damit zu thun hatte, das Armenwesen zu regeln und die Würde des öffentlichen Gottesdienstes wiederherzustellen. Nachdem er noch kurze Zeit als Rabbiner in Nürnberg gewirkt hatte (1473), folgte er 1474 einem Rufe nach Posen, wo er, da die Absicht, nach Palästina auszuwandern wol kaum zur Ausführung gekommen ist, sein Leben beschloß. Von den Schriften Minz's hat sich bloß die von ihm selbst geordnete Sammlung der von ihm ertheilten Gutachten erhalten, deren practische Brauchbarkeit er durch wörtliche Anführung der aus älteren Responsen angeführten Belegstellen, die er mit gewandter Dialektik zu interpretiren verstand, zu erhöhen suchte. Dieselben sind übrigens auch als geschichtliche Documente anzusehen, die einen tieferen Einblick in die Culturzustände und geschichtlichen Verhältnisse der Juden im Ausgange des Mittelalters gewähren.

Wiener in Frankl's Monatsschrift für Gesch. und Wissenschaft des Judenthums Jahrg. 17, S. 350 A.; Berliner das. Jahrg. 18, S. 321; Brüll, Jahrb. f. jüd. Gesch. u. Litteratur, 7, S. 31, vgl. Resp. Js. Bruna 12, 245, 257. Brüll.

Miräus: Aubertus M. oder Aubert le Mire, katholischer Kirchenhistoriker, geb. 10. November 1573 in Brüssel, studierte in Douai und Löwen, an welch' letzterer Universität er einer der hervorragendsten Schüler von Justus Lipsius war. Er trat in den Kirchendienst, wurde 1608 Canonicus an der Kathedrale in Antwerpen, dann Secretär seines Oheims, des Bischofs, der ihn 1610 nach Holland sandte, um gegen die Hindernisse, welche die Staaten von Holland der freien Ausübung der katholischen Religion in manchen Plätzen in den Weg legten, zu protestiren, da in den Bestimmungen des zwölfjährigen Bestandes letztere ausdrücklich gewährt worden war. Erzherzog Albert ernannte ihn zu seinem Almosenier und Bibliothekar und wurde 1624 Decan an Unserer Lieben Frauen Kirche in Antwerpen und Generalvicar des Bischofs. Er starb 29. October 1640 und wurde in der Kathedrale von Antwerpen begraben. — M. stand in persönlichem und brieflichem Verkehr mit den ausgezeichnetsten Gelehrten der katholischen Niederlande, die von ihm verfaßten Werke behandeln hauptsächlich die Geschichte der männlichen und weiblichen Klosterorden, wobei er aber manchmal mit großer Oberflächlichkeit zu Werke ging und gegen die geschichtliche Wahrheit, wo diese der Verherrlichung des von ihm behandelten Stoffes im Wege stand, ohne viele Skrupel oft und vielfach verstieß. Ein bleibendes Verdienst hat er sich übrigens durch die Sammlung und Herausgabe einer Menge von kirchlichen Urkunden aus früheren Jahrhunderten erworben. Eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltete Foppens unter dem Titel: „Miraei opera diplomatica et historica“, Brux. 1723—1748, 4 Foliobände. Im J. 1856 erschien in den Bulletins der kgl. Academie von Belgien eine „revue critique des Opera diplomatica de Miraeus sur les livres reposants aux archives departementales de Lille“. Wenzelburger.

Mirbach: Johann Wilhelm, Graf von M., geb. zu Schloß Harff bei Bedburg im Kreise Bergheim des Regierungsbezirks Köln am 11. Februar 1842, als ältester Sohn des Freiherrn Richard Joseph Hubert von der Vorst-Lombeck zu Gudenau, welcher letztere von seinem kinderlosen Oheim mütterlicher Seits, dem Freiherrn und seit 1840 (durch Diplom Königs Friedrich Wilhelm IV.) Grafen Johann Wilhelm Joseph von M. adoptirt und diesem im J. 1849 nachgefolgt war. Nachdem der junge Freiherr die von seinem Großoheim wesentlich mitbegründete Rheinische Ritteracademie zu Bedburg absolvirt und auf der Universität Bonn dem Studium der Staats- und Rechtswissenschaften obgelegen hatte, brachte er die nächsten Jahre theils zur Fortsetzung seiner Studien in Berlin theils auf größeren Reisen zu, bis er als Erbe der Grafenwürde und der ausgedehnten fideicommissarischen Besitzungen des schon am 14. December 1853 verstorbenen Vaters selbst die Verwaltung seiner Güter übernehmen konnte, zu denen außer Harff u. A. die Rittergüter Enzen und Münchhofen im Kreise Euskirchen, Immendorf und Klein-Siersdorf im Kreise Geilenkirchen, Fürth im Kreise Gladbach, Schillingshof im Kreise Grevenbroich, Neuerburg im Kreise Heinsberg, Leidenhausen im Kreise Mülheim am Rhein, Vorst und Graven im Kreise Solingen zählten. Seitdem meist in der rheinischen Heimath und auf seinem Haupt- und Lieblingssitze Harff weilend, that er sich durch umsichtige Leitung seines Güterwesens sowohl als durch rege und einsichtsvolle Betheiligung an den Gemeinde-, Kreis- und Provinzialangelegenheiten hervor. Von der autonomen Genossenschaft des rheinischen Adels im J. 1873 zum Oberdirector der vorgenannten Ritterakademie erwählt und vom nämlichen Jahre

ab als Abgeordneter im Stande der Ritterschaft dem Provinzial-Landtage angehörig, außerdem Devotionsritter des Johanniter-Malteser-Ordens, erfreute er sich seiner Gaben und Kenntnisse wegen wie durch seine mit großer persönlicher Liebenswürdigkeit verbundene Pflichttreue in weiten Kreisen einer stets zunehmenden Anerkennung. Was ihm aber ganz besonders eignete, das war seine Liebe zur heimathlichen Geschichte, die ihn schon früh zu den eingehendsten Forschungen führte und allmählich zu einem der genauesten Kenner der Vorzeit des Niederrheins, namentlich des Herzogthums Jülich, werden ließ. Belege hierfür bieten seine Abhandlungen „Zur Territorialgeschichte des Herzogthums Jülich" (als Beilagen zu dem Programme der Ritteracademie zu Bedburg von 1874 und 1881 erschienen), so wie die Aufsätze und Mittheilungen „Zur Geschichte des Kottenforstes bei Bonn" (1879, Annalen des histor. Vereins f. d. Niederrhein, Heft 33, S. 106 f.), über „Das Dorf Gusten und die dortigen Weisthümer", (1879 Ztschr. des Aachener Geschichtsvereins I., S. 94—109), „Die Jülichsche Unterherrschaft Binsfeld" (1880, ebendas. II., S. 127—140), „Ungedruckte Weisthümer aus dem Jülichschen" (1880, ebendas. II., S. 295 bis 306), „Kriegsschäden, welche das Herzogthum Jülich durch Einlegung und Durchzüge spanischer und kurkölnischer Truppen in den J. 1568—1589 erlitten hat" (1881, ebendort III., S. 279—327), „Die Hexenprozesse im Ländchen Drachenfels 1630—1645" (1881, in den „Forschungen zur Deutschen Geschichte", XXI., S. 615—621) u. A. m. Aus diesen Arbeiten, denen eine im Manuscript nahezu vollendete „Geschichte des Herzogthums Jülich" zu folgen bestimmt war, blickt die ungemeine Vertrautheit des Verfassers mit seinem Gegenstande hervor, überall gestützt auf emsige Forschungen in den Privatarchiven des Jülicher Landes sowohl als in den Staatsarchiven der Rheinprovinz, und auf eigene nicht unbedeutende archivalische Sammlungen, (zu denen u. A. das burggräfliche Archiv vom Drachenfels im Siebengebirge, auf die von Vorst-Lombeck als „Burggrafen zu Drachenfels" vererbt, zählte). Wer in wissenschaftlichen Dingen mit dem Grafen zu verkehren Gelegenheit hatte, lernte den Reichthum seines territorialhistorischen und genealogischen Wissens, getragen von einem bis ins Kleinste treuen Gedächtnisse, ebenso sehr würdigen als bewundern. Voll lebendigsten Interesses für alle gemeinschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der heimathlichen Geschichte, ward er Mitglied des Historischen Vereins für den Niederrhein, des Bergischen Geschichts-Vereins und des Aachener Geschichts-Vereins, als dessen Mitbegründer (1879) er zugleich zu nennen ist. Auch zögerte er nicht, der „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde" bei deren Constituirung zu Köln am 1. Juni 1881 als Patron seine besondere Theilnahme zu bezeigen. Er starb auf seinem Schlosse Harff am 19. Juni 1882 in Folge eines Herzleidens, ganz unerwartet und noch im rüstigsten Mannesalter.

Mit Benutzung des Nachrufs im Programme der Rheinischen Ritteracademie zu Bedburg 1882—1883, S. 20 f. und in großentheils wörtlicher Anlehnung an den Nekrolog des Vf. in der Ztschr. des Berg. Gesch.-Vereins, Bd. 18, S. 175—176 zusammengestellt. Harleß.

Mirbt: Ernst Sigismund M., Professor der Philosophie zu Jena, geb. gegen Ende des Jahres 1799 in Puzlau, einem Dorfe in Schlesien, kam 1809 in die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Gnadenfeld. Das väterliche Gewerbe der Weberei zu erlernen, widerstrebte ihm, er besuchte das Pädagogium und Seminar der Brüdergemeinde und trat alsdann in den Schuldienst an derselben Anstalt, welche er als Knabe besucht hatte. Durst nach Wissenschaft und Trieb, die Welt zu sehen, veranlaßten ihn, zwei Jahre in Bonn und Göttingen den Studien zu widmen. Dann kehrte er in den Schuldienst zurück. Sobald aber der Tod der Mutter ihn in den Besitz eines geringen Erbes gesetzt hatte,

bezog er Ostern 1826 die Universität Jena und widmete sich unter persönlicher Leitung von Fries dem Studium der Philosophie. 1829 wurde er Dr. phil., 1832 Privatdocent der Philosophie, 1836 außerordentlicher Professor und ertrank am Morgen des 20. Juli 1847 in der Saale. Seine Schriften bei H. Döring: Jenaischer Universitäts-Almanach 1845. Jena 1845.

B. Pünjer.

Mirer: Johann Peter M., Bischof von St. Gallen, geb. 2. Oct. 1778 zu Obersaxen in Graubünden, † 30. Aug. 1862 zu St. Gallen. Er machte seine Gymnasialstudien bei den Benedictinern in Dissentis und Pfäffers, studirte 1796—99 zu Dillingen und Augsburg Theologie, zog zweimal mit dem Landsturm gegen die Franzosen, trat im Sept. 1800 in das neu eröffnete Seminar der Diöcese Chur zu Meran ein und wurde im December zum Priester geweiht. Von 1804 an begleitete er zwei junge Adelige an das Lyceum zu Regensburg und die Universität Würzburg, — wo er selbst philosophische und juristische Vorlesungen hörte und Dr. phil. wurde, — und auf Reisen, wurde dann Caplan in seiner Heimath, 1820 Präfect am Gymnasium in St. Gallen, 1829 Pfarrer und Schulinspector in Sargans. Als im J. 1836 nach langen Verhandlungen der Canton St. Gallen von dem Verbande mit der Diöcese Chur abgetrennt und ein eigenes Bisthum für denselben errichtet wurde, wurde M. 13. Mai zum apostolischen Vicar ernannt. Die Verhandlungen der Cantonsbehörde mit Rom über die Organisation des neuen Bisthums kamen erst 1845 zum Abschluß. Am 16. Oct. 1846 wurde M. zum ersten Bischof von St. Gallen ernannt, am 29. Juni 1847 consecrirt. Er errichtete ein Priesterseminar und organisirte das katholische Lyceum und war auch sonst in seinem Amte sehr thätig.

Schäfler, Handlexicon der kath. Theologie III, 139. Rheinwald, Acta II, 169.

Reusch.

Miritz: Melchior M. (Myritzsch, Mirisch, Myricius, von der Heyde), Dr. theol., Augustinermönch, später lutherischer Pfarrer in Magdeburg, war in Dresden geboren und wurde 1507 in Wittenberg inscribirt. 1509 war er schon Prior, 1512 hatte er die Leitung des Augustinerconvents in Köln erhalten, 1519 ist er wieder in Dresden Prior. Bald nachher wurde er nach Gent geschickt, um hier den Einfluß der deutschen Augustinercongregation zu stärken. Als die dortigen Augustiner 1521 wegen ihrer Hinneigung zu den Lehren Luthers auf kaiserlichen Befehl verfolgt wurden, gerieth er gleichfalls in Lebensgefahr, aus der er sich aber auf schlaue Weise zu ziehen wußte. Luther war über sein Verhalten sehr erzürnt und wollte lange Zeit nichts von ihm wissen, erst allmählich gewann er wieder Zutrauen zu ihm. 1522 kam M. nach Magdeburg als Prediger oder Prior, wo er bald hervorragenden Antheil an der Einführung der Reformation nahm. Sein Auftreten war ein ruhiges und besonnenes im Gegensatz zu den radicalen Elementen, die auch in Magdeburg nicht fehlten. Anfang Mai 1524 traten die Vertreter der sechs Pfarrgemeinden zusammen, um die Grundsätze zu berathen, nach denen die Einführung der neuen Lehre in Magdeburg stattfinden sollte. Am 22. Mai hielt man im Augustinerkloster eine Versammlung zu diesem Zwecke ab, welche M. durch eine Ansprache eröffnete. Man beschloß das Abendmahl künftig unter beiderlei Gestalt zu nehmen, die Seelenmessen abzuschaffen, die Klöster aufzuheben, ihre Güter für die Kirchenkassen einzuziehen, den Geistlichen das Heirathen zu gestatten u. s. w. Diese Beschlüsse fanden die Genehmigung des Raths und der Innungsmeister. Luther, den man aus Wittenberg hatte kommen lassen, um seinen Rath zu hören, empfahl zur Durchführung des Reformationswerkes seinen Collegen, den Professor Nicolaus v. Amsdorf. In den Pfarrkirchen wurde der

katholische Gottesdienst abgeschafft, und im Juli M. in der Johanniskirche zum ersten Pfarrer gewählt, am 17. Juli hielt er hier eine deutsche Messe und theilte das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Am 9. August ließ er nebst anderen Geistlichen eine Reihe von Thesen drucken, welche als in Gottes Wort begründet sie sich „wider alle Papisten“ zu vertheidigen erboten, aber die katholischen Gegner ließen sich auf keine Disputation ein. Am 6. Februar 1525 verheirathete sich M. Als er sein Kloster verlassen hatte, übergab der Prior dasselbe sammt allen seinen Gütern, Documenten u. s. w. dem Rathe der Stadt Magdeburg, welcher das Kloster nach dem Ableben der noch darin verbleibenden Mönche in ein Hospital umzuwandeln versprach. Ueber die späteren Lebensverhältnisse von M. scheint nichts bekannt geworden zu sein.

Hoffmann, Gesch. der Stadt Magdeburg, Bd. 2. Th. Kolde, Augustinercongregation. Hülße, Die Einführung der Reformation in der Stadt Magdeburg in den Magdeburger Geschichts-Blättern, Jahrg. 1883, S. 209 ff.

K. Janicke.

Mirus: Adam Erdmann M., Schulmann und vielseitiger, namentlich populärwissenschaftlicher Schriftsteller, wurde am 26. Novbr. 1656 in Adorf im Vogtland geboren. Sein Vater, Johann M., damals Stadtpfarrer daselbst und zugleich Adjunct der Superintendentur Oelsnitz, war der Enkel des streitbaren kursächsischen Hofpredigers Martin M., der unter Kurfürst August an der Aufstellung der Concordienformel wesentlich sich betheiligte, später die Sache des orthodoxen Lutherthums leidenschaftlich vertrat und 1593 starb, seine Mutter hieß Rosina Höfer. Den ersten Unterricht erhielt M. theils in der Stadtschule, theils von seinem Vater. 1672—1674 wurde er dann Schüler des berühmten Zwickauer Rectors Christian Daum, wandte sich aber nach dem Tode des Vaters im J. 1674 — die Mutter war ihm um 4 Jahre vorangegangen — nach dem unter J. Prätorius blühenden lutherischen Stadt-Gymnasium in Halle, wo er bis 1677 blieb, und nach der Weise der Zeit bereits zweimal über theologische Fragen disputirte. Im J. 1677 bezog er die Universität Wittenberg, um Theologie, Philosophie und Philologie zu studieren. Sein Absehen war dabei auf die academische Laufbahn gerichtet. Durch zahlreiche Disputationen und Abhandlungen über theologische, philosophische, namentlich ethische, selbst juristische Gegenstände und gelegentlich auch über brennende Zeitfragen (so: an christianus magistratus in republica tolerare aut in eam recipere debeat Judaeos) in den Jahren 1680—1684 erwies er eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und erwarb sich solche Anerkennung, daß ihn die philosophische Facultät zum Magister legens machte und er daran dachte, in der nächsten Zeit in sie förmlich einzutreten. Da gab im J. 1684 die Berufung in das Conrectorat des Gymnasiums in Zittau, die er in erster Linie gewiß seinem schon begründeten Rufe als Gelehrter verdankte, seinem Lebensgange eine völlig andere Richtung. Nachdem M. in zwei Disputationen (de obligatione iuramenti und Catholicum divinae benedictionis promtuarium ex Numeror. c. VI, v. 22 s. q.) Abschied von der Universität genommen hatte, wurde er am 20. Juni 1684 durch den Rector, den berühmten Christian Weise, mit einer trefflichen Rede de conscientia praeceptorum in sein neues Amt eingewiesen. Bis an seinen Tod, 44 Jahre hindurch, hat er dies inne gehabt, und während dieser Zeit vier Rectoren erlebt und meist überlebt, Christian Weise († 1708), Gottfried Hoffmann († 1712), Joh. Christoph Wenzel († 1723) und Polycarp Müller, ihnen auch die übliche Gedächtnißrede gehalten, von denen er die auf Weise und Hoffmann veröffentlichte (Zittau 1713). Seine amtliche Thätigkeit wurzelte in der Secunda, wo er neben dem Religionsunterricht auch die oratorischen und stilistischen Uebungen im Lateinischen leitete, sowie das im Ganzen stiefmütterlich behandelte Griechisch lehrte; dies Fach ver-

trat er neben dem Hebräischen auch in der Prima; ebendort las er auch Justin. Treuster Eifer und festes Beharren auf der Einprägung und Einübung des Wesentlichen rühmt ihm sein Nachfolger Friedrich Bucher nach. Auch seine schriftstellerische Arbeit wandte er z. Th. der Schule zu. So gab er im J. 1685 „Poemata Phocylidis, Pythagorae et Naumachii“, 1690 „Rudimenta grammaticae graecae“ heraus. Zu einer noch ausgebreiteteren litterarischen Thätigkeit fühlte er sich daneben durch inneren Trieb wie durch die Verpflichtung zur Abhaltung der zahlreichen Gedächtnißreden auf verstorbene Wohlthäter des Gymnasiums beständig aufgefordert. So zersplitternd diese Nöthigung auch wirken mochte, da sie ihn zu zahllosen kleinen Einzelpublicationen zwang, so begannen doch seine Studien selbst sich mehr und mehr auf zwei bestimmte Gebiete zu concentriren. Mehr äußerlich war wohl die Veranlassung, die ihn dazu trieb, sich mit der Geschichte der Stadt und Landschaft zu beschäftigen, in der er thätig war. So versuchte er in einer Gedächtnißrede im J. 1694 eine kurze zusammenfassende Darstellung der Lausitzischen Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Anfalle des Landes an Sachsen, keine selbständige Arbeit natürlich, aber nicht unverdienstlich durch die strenge Periodisirung, die Hervorhebung des Wesentlichen und eine gewisse kritische Nüchternheit („de rebus Lusatorum“, Budiss. 1695, 72 SS. 8°); er beschäftigte sich mit den Gelehrten der Landschaft („de Lusatorum in rempublicam litterariam meritis“, Zittav. 1718) und fühlte sich durch das zweihundertjährige Jubiläum der Reformation in Zittau zu zwei kleinen darauf bezüglichen Gelegenheitsschriften aufgefordert („de initiis doctrinae evangelicae per Lusatiam superiorem sparsae“ und „de historia scholae Zittaviensis ante et post reformationem“, beide Zittav. 1721). In engem Zusammenhange mit seinen in Wittenberg gepflegten Studien dagegen stehen eine ganze Anzahl kleiner deutsch geschriebener Abhandlungen, die zunächst für seine Schüler bestimmt waren und in dichter Reihe von 1705—1714 erst in Görlitz, dann in Dresden und Leipzig erschienen (kurze Fragen aus der genealogia sacra, oeconomia sacra, ethica sacra, politica sacra, musica sacra, physica sacra; von der Reise der Israeliten durch Arabien u. s. f.). Sie bildeten alle Vorarbeiten für drei größere, lexicalische Werke. Zuerst im J. 1714, dann in zweiter, ansehnlich vermehrter Auflage 1727 erschien sein „Biblisches Antiquitätenlexikon“; (Leipzig 1714 und 1727, 1290 bezw. 1372 Spalten, in der 2. Auflage mit vier Indices, gewidmet dem damaligen Landesherrn seiner Heimath, Herzog Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz, 1681—1718). Ihm folgte 1717 das „Lexicon antiquitatum ecclesiasticarum“ (Bautzen 1717, 936 SS. ohne die Register); den Abschluß bildete das „Onomasticon biblicum“ (Leipzig 1721, 994 Spalten ohne die Register). Seine ursprüngliche Absicht war bei allen dreien gewesen, sie in lateinischer Sprache zu veröffentlichen; indeß auf die Veranlassung seines Rectors Gottfr. Hoffmann arbeitete er sie in deutsche Form um, denn nur so konnte er seinen Zweck, zum Ersatz der schwerfälligen und kostspieligen Reallexika ähnlicher Art practische, jedem zugängliche Handbücher zu schaffen, wirklich erreichen. Trotz dieser populären Absicht sind sie übrigens ganz wissenschaftlich gehalten, und setzen demgemäß auch eine gewisse wissenschaftliche Bildung, namentlich die Kenntniß der beiden class. Sprachen und theilweise sogar des Hebräischen voraus, denn überall geht M. auf die Bezeichnung der Sachen in den Ursprachen, bei dem Onomasticon sogar auf die Etymologie der Eigennamen, besonders der hebräischen zurück. Daher errangen sich diese Bücher auch rasch eine gewisse Geltung, die das bibl. Antiquitätenlexicon bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts behauptete. Neben solchen gelehrten Arbeiten fehlte es M. keineswegs an Interesse für die gewaltigen rasch wechselnden Begebenheiten seiner bewegten Zeit. So gedenkt er gelegentlich (in der oben citirten zweiten Ein-

ladungsschrift zur Reformationsfeier) der glänzenden und Anfangs so erfolgreichen Regierung Ludwigs XIV. und der Umgestaltungen, die Rußland durch Peter den Großen erfuhr; ja er fühlte sich ganz im Geiste und vielleicht auf die Veranlassung seines Rectors Weise veranlaßt, den glücklichen Umschlag der Ereignisse des spanischen Erbfolgekrieges seit der Schlacht von Turin und namentlich die Eroberung Neapels durch einen weitläufigen Actus oratorius zu feiern, bei welchem dreizehn ingenui atque bonae spei adolescentes pro captu aetatis die Geschichte des Königreichs Neapel von der normännischen Zeit bis auf die eben erfolgte habsburgische Occupation abschnittweise in lateinischer Rede behandelten (15. Novbr. 1707). Die Einladungsschrift gab eine kurze Uebersicht desselben Gegenstandes (historia regni Neapolitani). In ähnlicher Weise veranstaltete M. zur Feier des Reformationsjubiläums im J. 1721 eine scenische Darstellung, bei welcher die Religion und die sechs oberlausitzischen Schwesterstädte, durch allegorische Figuren vertreten, den Fortgang der Reformation in der Oberlausitz betrachtend und glückwünschend verfolgten. Mit Stadt und Landschaft, in denen er wirkte, kam M. in um so engere Beziehungen, als er sich mit einer Zittauerin, Anna Rosina Gerber, der Tochter eines Arztes, vermählte. Von den vier Söhnen, die sie ihm außer drei Töchtern gebar, starb der älteste Joh. Friedrich, der sich der Theologie gewidmet hatte, vor dem Vater. Zwei andere, Christian Erdmann und August Aenotheus, schlugen die juristische Laufbahn ein, der vierte, der sich dem kaufmännischen Berufe zugewandt, verscholl auf einer Seereise nach Westindien. Da auch Christian Aenotheus jung starb, so erbte der Name des Vaters sich nur durch den zweiten fort († als Stadtschreiber in Zittau 1772), denn eine zweite Ehe, die M. mit Anna Rosina Nesen, der Wittwe des verstorbenen Tertius Joachim Curtius schloß, blieb kinderlos. Schon lange kränkelnd wurde M. im Juli 1726 von einem Schlaganfall betroffen und erlag einer Wiederholung desselben am dritten Pfingstfeiertage (3. Juni) d. J. 1727. Für die Erhaltung seines Andenkens sorgten die drei ihn überlebenden Söhne durch die Stiftung einer Gedächtnißrede, die noch heute alljährlich gehalten wird. Seinen Charakter zeichnet Polycarp Müller, Rector seit 1723, mit den Worten: „Senex sine vitiis senectutis, in labore nunquam laboriosus, inter quaerimonias nunquam querulus, inter tristia hilaris semper, etiam cum doleret sine sensu doloris stoicus erat extra stoam, i. e. philosophus vere christianus — nec schola, molestissima plurimis, ei molesta unquam.“

Sühnel, Decemviralia lusatica (Bautzen 1730) 55—64. — Joh. Gottfr. Kneschke, M. Adami Erdmanni Miri, Gymnasii Zittav. quondam conrectoris memoria, Zitt. 1812. H. Kämmel, Rückblicke auf die Gesch. des Gymnasiums in Zittau (1871), S. 24, 25, 30, 34, 36. Ein Verzeichniß seiner Schriften bis 1709 in Ludovici's Schulhistorie II, 97 ff., vgl. Kneschke, passim und Otto, Lexicon der Oberlausitzischen Schriftsteller II, 613 ff.

Otto Kämmel.

Frerichs *): Friedrich Theodor v. F., geb. am 24. März 1819 zu Aurich, † am 14. März 1885 zu Berlin. Von seinen Zeitgenossen als der erste der deutschen Kliniker anerkannt, der Nestor unter seinen engeren Berufsgenossen, der bekannteste und berühmteste der deutschen Aerzte, hat Frerichs nicht nur

*) Zu Bd. VII S. 352.

seinem Namen einen Weltruf verliehen, sondern auch wesentlich dazu beigetragen, der deutschen Medicin und insbesondere der deutschen Klinik das Ansehen in der Welt zu schaffen, dessen sie sich heute erfreut.

F. stammte aus kleinbürgerlichen Verhältnissen und war durch und durch ein self-made Mann. Am 24. März 1819 in Aurich, der ehemals hannöverschen Landeshauptstadt von Friesland, geboren, verkörperte er in seltener Weise die Vorzüge und Sonderheiten seiner Landsleute, fühlte sich stets mit Stolz als Friese und kehrte bis in die letzten Jahre vor seinem Tode gern und oft in seine Heimath zurück.

Im J. 1838 begann F. das Studium der Medicin und Naturwissenschaften zu Göttingen und legte daselbst vornehmlich durch den Einfluß Wöhler's bestimmt den Grund seiner chemischen Kenntnisse. Nachdem der Aufenthalt in Göttingen auf ein Semester mit Berlin vertauscht und 1842 die medicinischen Examina bestanden waren, ließ er sich äußerer Verhältnisse halber in Aurich als praktischer Arzt nieder, wo er in kurzer Zeit als Ophthalmologe, besonders als Operateur großen Ruf erlangte. Indessen kehrte er im Herbst 1846 nach Göttingen zurück, habilitirte sich dort als Privatdocent und wurde 1848 außerordentlicher Professor. Schon ein erstes Colleg über allgemeine Pathologie war von durchschlagendem Erfolg und erregte solches Aufsehen und soviel Beifall, daß ihn die Studenten, wie er später oft mit Stolz erzählte, am Schluß des Semesters durch einen Fackelzug ehrten. Seine physiologisch-chemischen Studien brachten ihn in nähere Verbindung mit Wöhler und Rudolf Wagner, der ihn zur Mitarbeiterschaft an seinem „Handwörterbuch der Physiologie" heranzog. Zur Förderung seiner pathologischen Studien übernahm er die innere Poliklinik und die klinischen Leichenöffnungen, überall bemüht seine Kenntnisse selbst auf Kosten der gebotenen Vorsicht*) zu erweitern und durch manchen Triumph besonders in diagnostischer Hinsicht über den damaligen, noch ganz in der alten Schule stehenden Kliniker Professor Fuchs auch auf dem Gebiete der praktischen Medicin sich bethätigend. Welche Anerkennung dem jungen Gelehrten seine Arbeiten (s. u.) mittlerweile bei der wissenschaftlichen Welt eingebracht hatten, geht daraus hervor, daß er schon im J. 1850 einen Ruf als Director der inneren Klinik nach Kiel erhielt und damit seine glänzende Laufbahn als Kliniker betrat. Von Kiel, wo er übrigens vorübergehend auch die Oberleitung zweier in Rendsburg errichteten Kriegslazarethe hatte, folgte er schon 1852 einem Rufe nach Breslau und wurde, als sich Schönlein 1859 von der praktischen Thätigkeit zurückzog, der medicinischen Facultät durch Rescript des Ministers als Nachfolger desselben präsentirt, eine Berufung, die, obgleich gegen den herkömmlichen Usus, d. h. ohne die Initiative der Facultät geschehen, doch die allseitige Billigung fand. Damit wurde F. Director der sogenannten lateinischen Klinik, dirigirender Arzt in der Charité, sah sich nach Verlauf von kaum 10 Jahren auf dem ersten Lehrstuhl, welchen Deutschland für sein Fach zu vergeben hat und war, als er kurze Zeit darauf vortragender Rath im Ministerium sowie Mitglied der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen wurde, von bestimmendem Einfluß auf die Gestaltung desselben. Unter dem Ministerium Mühler war sein Rath vornehmlich in Personalfragen ein vielvermögender, später büßte er die Geltung desselben zum Theil durch geflissentliche Abwehr der betreffenden Arbeiten erheblich ein, und wenn man F. vorgeworfen

*) Bei der Obduction eines außerhalb Göttingen gestorbenen Cholerakranken nahm er zum Studium der ihm unbekannten Krankheit Leichentheile und Darminhalt in einer Blechkapsel mit und entging nur mit Mühe einer gegen ihn beabsichtigten Untersuchung, da die Behörden davon Kenntniß erhielten.

hat, daß er in parteiischer Weise nach Gunst und Ungunst verfahren sei und dem Verdienste um seine Person das um die Allgemeinheit nachgestellt habe, so kann man ihm vielmehr negative wie positive Sünden und zwar in dem Sinne anrechnen, daß er wichtige Sachen verschleppt hat und durch lange Jahre ohne jede Initiative namentlich auf dem Gebiete der Medicinalreform und der Hygiene gewesen ist.

Sechsundzwanzig Jahre hat F. in dieser Stellung in Berlin gewirkt. In die Mitte dieser Zeit fällt seine Verheirathung mit Clara Offelsmeyer, der ebenso schönen wie klugen Tochter eines evangelischen Landgeistlichen, Enkelin des aus den Freiheitskriegen bekannten Feldpropstes. Aus dieser Ehe stammen drei blühende Kinder, ein Sohn und zwei Töchter, denen F. mit großer Zärtlichkeit zugethan war. In den seinem Tode vorausgehenden Jahren feierte er die 25jährige Wiederkehr seines Amtsantrittes an der Berliner Klinik, an dem ihm vielfache glänzende Ehrenbezeugungen dargebracht und der Adel verliehen wurde. Nur einmal war er im Verlauf dieser Jahre und zwar noch als Junggeselle genöthigt seine Thätigkeit auf längere Zeit zu unterbrechen. Wahrscheinlich in Folge einer unbeachtet gebliebenen diphtherischen Halserkrankung traten nervöse Lähmungen zunächst der Augenmuskeln (Doppelsehen) und der Stimmbänder auf. Durch Gräfe's Rath veranlaßt unterbrach er die Vorlesungen und ging über Griechenland und die Türkei für einen Winter nach dem Orient. Als er zurückkam, war das Augenleiden völlig geheilt, die Stimmbandlähmung wesentlich gebessert. Doch blieb sein Kehlkopf zeitlebens ein locus minoris resistentiae, der fast allwinterlich mit mehr oder weniger heftigen Katarrhen erkrankte.

An äußeren Glücksgütern hat es F. nicht gefehlt. Er bewohnte eine mit solider Pracht und wirklichem Kunstsinn ausgestattete Villa, aber er sah — außer den geschäftlichen berufsmäßigen Besuchen — seine Collegen nur selten bei sich und eigentlichen Verkehr hat er mit Ausnahme des ihm von Breslau her persönlich nahe stehenden Anatomen Reichert mit keinem derselben gehabt. Sein engerer Umgang beschränkte sich auf einige Vertreter der hohen Finanzwelt, während er sich eine größere Geselligkeit aus den künstlerischen und wissenschaftlichen 2c. Kreisen Berlins fern hielt. Ueberhaupt hat F. mit der Stadt, der er soviel zu verdanken hatte, niemals, wenn man so sagen darf, auf gutem Fuße gestanden. Er war nie gut zu sprechen auf Berlin und die Berliner und sein Unmuth machte sich oft in breiter Weise Luft. Er mochte es wol fühlen, daß Berlin in gewisser Weise, freilich ohne daß die Schuld auf Seiten der Stadt gelegen hätte, an ihm zum Capua geworden war.

Denn die wissenschaftliche Thätigkeit von F., sofern man darunter die Periode des Schaffens und der Veröffentlichung neuer wissenschaftlichen Leistungen verstehen muß, drängt sich auf die verhältnißmäßig kurze Zeit bis zu seiner Berufung nach Berlin zusammen. Später ist er nur noch einmal mit einer seinen früheren Werken keineswegs gleichkommenden Monographie bei Gelegenheit seines Jubiläums hervorgetreten. Aber die Arbeiten jener ersten Periode sind so bedeutender Natur, daß sie ihn für immer den ersten Männern seines Faches einreihen.

F. gehörte mit zu jener Elite bevorzugter Geister, denen es vergönnt war, den großen und folgenschweren Impuls, den die Medicin aus den Fortschritten der Naturwissenschaften, besonders der Chemie und Physik und aus der Uebertragung exacter naturwissenschaftlicher Methoden auf die Erforschung physiologischer und pathologischer Probleme gewann, in richtiger Erkenntniß zu würdigen und auszunutzen. Man warf die Formen der Speculation und der Phrase der naturphilosophischen Schule ab und stellte sich voll und ganz auf den nüchternen

Boden der Thatsachen, die auf dem Wege der strengen und voraussetzungslosen Forschung und Beobachtung, auf dem mühevollen Weg des Experimentes erlangt waren. Auf physiologischem Gebiet waren Männer wie Helmholtz, du Bois-Reymond, Brücke, auf pathologisch-anatomischem Virchow, Reinhardt, Leubuscher vorausgegangen oder mit F. auf gleichem Wege thätig; aber es ist der hervorragende Ruhmestitel Frerichs', dieselbe Methode, die gleiche Art der Behandlung und Durchforschung des Materials als Einer der Ersten mit vollem Bewußtsein und voller Strenge auf das Studium des kranken lebenden Organismus, auf die Klinik übertragen zu haben. So erwarb er sich den Namen des bedeutendsten Pathologen Deutschlands und stellte seine Werke für alle Zeiten als unvergängliche Marksteine in der Geschichte der Medicin hin.

Zunächst aber waren ihm auf dem Gebiete der Physiologie und Chemie hervorragende, ja bahnbrechende Leistungen vergönnt. Die hauptsächlichste Frucht seiner chemischen Arbeiten waren die mit Wöhler veröffentlichten Untersuchungen „über die Veränderungen, welche namentlich organische Stoffe bei ihrem Uebergang in den Harn erleiden“ (Annalen der Chemie und Pharmacie 1848 S. 235), über das Maaß des Stoffwechsels (Müller's Archiv für Anatomie und Physiologie 1849) und die mit Staedeler in Breslau (resp. Zürich) gemachten Arbeiten über die Allantoinausscheidung bei beschränkter Respiration, über das Vorkommen von Harnstoff, Taurin und Scyllit in den Organen der Plagiostomen. Von diesen ist die erstere der Beginn und der Ausgangspunkt aller der zahlreichen bis auf den heutigen Tag fortgesetzten Arbeiten geworden, welche die im Organismus wirkenden chemischen Kräfte der Stoffmetamorphose zu ergründen suchen, und als solche von unvergänglichem Werth. Die Untersuchungen über das Maaß des Stoffwechsels wurden durch die darin ausgeführten Versuche an hungernden Thieren auf lange Zeit grundlegend für die Arbeiten über den Eiweißstoffwechsel und sind es zum Theil noch, obgleich sich die F.'sche Anschauung, daß der Stoffwechsel im Hunger das niedrigste Maß des normalen Stoffwechsels sei, als irrig erwiesen hat. Von großer Bedeutung war auch die ebenfalls mit Staedeler gemachte Entdeckung des Vorkommens von Leucin und Tyrosin in den Lebern resp. Harn von Leber-, Typhus- und Variolakranken (1854) und bei der acuten gelben Leberatrophie (1856). Waren schon die erstgenannten Arbeiten geeignet die Aufmerksamkeit auf den jungen Göttinger Docenten hinzulenken, so wurde er mit einem Schlage ein berühmter Mann, als, von einem äußerst schmeichelhaften Nachwort des Herausgebers begleitet, seine Bearbeitung des Abschnittes „Verdauung“ in R. Wagner's Handwörterbuch der Physiologie erschien. Wagner hatte ihm neben den kleineren Abhandlungen über die Synovia und die Thränensecretion diesen ursprünglich dem Professor J. Vogel übertragenen Artikel anvertraut. F. begnügte sich nicht mit einer oberflächlichen Bearbeitung des vorhandenen Materials, sondern brachte eine erschöpfende, auf zahlreichen Experimenten, chemischen und anatomischen Studien fußende Monographie mit vielen neuen Beobachtungen und vollständiger Beherrschung und umfassender Berücksichtigung des bisher auf diesem Gebiete Geleisteten. Er hob mit einem Schlage die Lehre von der Verdauung auf ein vollkommen neues Niveau. An Stelle von Vermuthungen traten Thatsachen, an Stelle von unklaren Hypothesen exacte Beweisführungen, gestützt auf Experimente chemischer und physiologischer Natur, von denen besonders die ersteren bei seinen Vorgängern nicht die gebührende Beachtung gefunden hatten. So war die „Verdauung“ in der That ein classisches Werk, das im Laufe der Zeit, soviel auch auf diesem Gebiete hinzugekommen und zum Theil verändert ist, an seiner fundamentalen Bedeutung nichts verloren hat.

Hatte sich F. durch diese Abhandlungen wesentlich als Physiologe bethätigt, so brachte ihm sein nächstes Werk, die Monographie über die Bright'sche

Nierenkrankheit und deren Behandlung den Ruf eines Pathologen ersten Ranges ein. Das Material dazu war theils noch in Göttingen, theils in Kiel, wo er das Buch 1851 herausgab, gesammelt. Die große und gerechtfertigte Anerkennung, welche diese Schrift weit über die Grenzen Deutschlands hinaus und namentlich auch in England, wo man der Krankheit wegen ihres häufigen Vorkommens von Alters her ein besonderes Interesse zugewendet hat, fand, beruhte einmal auf der schon oben erwähnten Einführung physiologischer Methoden in die klinische Beobachtung, dann aber in der allseitigen und durchdringenden Verarbeitung des Stoffes, deren Ergebnisse in meisterhaft klarer, knapper und treffender Sprache dargestellt werden. Bei der sogenannten Bright'schen Nierenkrankheit handelt es sich um höchst complicirte anatomische und functionelle Störungen der Nieren, deren gemeinsames Symptom eine mehr weniger reichliche Eiweißausscheidung im Harn und deren Folgen Wassersuchten, Herz-, Lungen- und Hirnerkrankungen sind. Diesen verwickelten Proceß, über den die verschiedensten Theorien scheinbar gleichberechtigt nebeneinander standen, hatte F. mit sichtender Hand entwirrt und von einem einheitlichen Standpunkte aus gedeutet. Seine Eintheilung der Krankheit in drei ineinander überführende Stadien ist, obgleich zeitweise von den späteren Autoren verlassen, in letzter Zeit wieder mit Nachdruck aufgenommen und mit neuen Waffen vertheidigt worden. Die Lücken der klinischen Beobachtung, die durch Messer und Mikroskop unlösbaren Fragen suchte er durch das Experiment zu entscheiden. Er stellte zuerst für die eigenthümlichen Hirnerscheinungen, welche man als urämische Intoxication von dem im Blute zurückgehaltenen Harnstoff ableitete, die Ansicht auf, daß nicht dieser, sondern ein giftiges Zersetzungsproduct desselben, das kohlensaure Ammoniak, die Ursache derselben sei und suchte seine Auffassung experimentell zu erhärten. Seine Beweisführung hat sich freilich als unhaltbar erwiesen, aber sie wurde der Ausgangspunkt zahlreicher anderer experimenteller Arbeiten über diesen Gegenstand und der ihr zu Grunde liegende Gedanke besteht auch heute noch zu Recht.

Durch Unterbindung der Nierenvenen bewies er, daß die Stauung des Blutes in denselben den Uebertritt von Eiweiß, Faserstoff und Blut in die Harnkanälchen zur Folge hat und die Entstehung eigenthümlicher, schon früher bekannter Gerinnsel in denselben bedingt, die später durch den Harn fortgeschwemmt und mit demselben ausgeschieden werden. Umgekehrt widerlegte die Unterbindung der Aorta die Ansicht, als ob der vermehrte arterielle Druck die Ursache der Eiweißausscheidung sei. Zu gleicher Zeit wurden die feineren geweblichen Veränderungen, soweit es die damaligen Hülfsmittel gestatteten, studirt und mit den Befunden beim Menschen in Relation gebracht. Exstirpationen der Nieren lehrten die Folgeerscheinungen einseitigen oder doppelten Nierenverlustes erkennen. Neben dem semiotischen und pathogenetischen Theil wurde aber auch entgegen der damaligen von der Wiener Schule ausgehenden nihilistischen Strömung ein besonderes Gewicht auf die Behandlung gelegt, das Bekannte einer scharfen Kritik unterzogen und, gestützt auf die neugewonnene Einsicht, werden neue Mittel resp. Verfahren anempfohlen.

Es ist fast selbstverständlich, daß sich schon vor F. auch andere Forscher mit den von ihm bearbeiteten Fragen beschäftigt haben, so H. Meyer, Rayer, Bowman, Johnson, Henle, Nasse, J. Vogel und viele Andere, originell ist F. eigentlich nur die Theorie der urämischen Intoxication und die scharfe Betonung der Stadienlehre. Aber durchaus sein eigen ist der wissenschaftliche Geist, der aus dem Ganzen spricht und die einheitliche, das Gebiet vollinhaltlich und nach allen Richtungen erschöpfende Bearbeitung, die auf dem Felde der deutschen Klinik eine durchaus neue und glänzende Erscheinung war.

In noch höherem Maße gilt dies letztere von dem nächsten großen Werke,

der „Klinik der Leberkrankheiten“, deren erster Theil gegen Ende seines Breslauer Aufenthaltes erschien. Auch hier finden sich neben einer bisher unerreichten Fülle und Gediegenheit der klinischen Beobachtungen und einer auf eingehende historische Studien fußenden classischen Darstellung eine Fülle histologischer und namentlich physiologisch-chemischer Befunde, die zum größten Theil seine eigenen Entdeckungen sind. Die genauere Einsicht in die anatomischen Veränderungen der Leber bei der sogenannten Cirrhose (Schrumpfung) derselben und bei den Folgezuständen der schweren Wechselfieber, die Veränderungen des Blutes bei der Melanaemie und endlich das Vorkommen gewisser Zwischenproducte des Stoffwechsels in Leber und Harn, des Leucin und Tyrosin bei der acuten gelben Leberatrophie, das Verschwinden des Harnstoffs bei derselben, die chemische Kenntniß der Gallenpigmente u. m. a. verdanken wir F. Freilich hat gerade der wichtigste dieser Funde, die Entdeckung des Leucin und Tyrosin, zu einer heftigen Polemik resp. Zurückweisung zwischen ihm und Virchow geführt und je mehr sich F. der Tragweite dieses Befundes bewußt und von der Bedeutung desselben eingenommen war, desto mehr wurde er durch diesen Streit mitgenommen und verbittert. Auch seine ebenfalls in den Leberkrankheiten gegebenen Mittheilungen über die Entstehung der Gallenpigmente und Gallensäuren erwiesen sich weiteren Untersuchungen gegenüber als unzutreffend. So mag es vielleicht mit hierdurch veranlaßt sein, daß die Klinik der Leberkrankheiten unvollendet blieb und das Versprechen, weitere Theile der Digestionskrankheiten zu bearbeiten, nie eingelöst wurde.

Das letzte größere Werk Frerichs' „Ueber den Diabetes“ erschien nach einer langen Periode litterarischer Unthätigkeit als Jubiläumsgabe. Es enthält ein großes Material eigener Beobachtungen und Erfahrungen über diese Krankheit, der F. stets eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt hatte und eine Reihe meist auf seine Veranlassung unternommener Untersuchungen seiner Assistenten — besonders neue Gesichtspunkte oder bahnbrechende Ergebnisse vermochte es nicht beizubringen. An die Bedeutung seiner früheren Arbeiten reicht es nicht heran.

Außer diesen großen Werken hat F. noch eine Anzahl kleinerer Mittheilungen zum Theil casuistischer Natur, wie den berühmten Fall über multiple Sklerose des Centralnervensystems u. A. veröffentlicht. Im Ganzen belaufen sich die mit seinem Namen veröffentlichten Publicationen auf 37, wovon 34 auf die ersten 15 Jahre seiner Thätigkeit fallen. Selbstredend ist er von einer um Vieles größeren Zahl von Arbeiten der intellectuelle Urheber gewesen. Allen ist der Gedanke gemeinsam, den er selbst in der Vorrede zu den Leberkrankheiten ausgesprochen hat, die Pathologie vom Standpunkte des Naturforschers und mit allen Hülfsmitteln desselben zu bearbeiten. In diesem Sinne hat er von dem ersten Hinaustreten in die Oeffentlichkeit an bis zu seinem Tode gedacht und gearbeitet. Nicht die specialistische, sondern die generelle Bildung, welche es versteht die Einzelheiten dem großen Ganzen unterzuordnen und sich den Blick für das Bedeutende frei zu halten, seine weite und große Auffassung war es, durch die er sich als Arzt zum wahren Naturforscher erhob und Großes leistete.

F. war ein außerordentlicher Diagnostiker und hat damit oft die Bewunderung seiner Collegen erregt. Freilich von dem Handwerksmäßigen, der Filigranarbeit der Specialisten, wollte er nichts wissen. Zahlreiche Anekdoten sind nach dieser Richtung nicht ganz mit Unrecht in Umlauf gesetzt. Aber in der Verwerthung des gegebenen Bestandes, in der Combination aller Möglichkeiten, in der Aussonderung des Unmöglichen, in der Sicherheit der schließlichen Diagnose thaten es ihm Wenige, vielleicht Niemand gleich. Hier kam ihm sein unfehlbares Gedächtniß und seine selten reiche Erfahrung im höchsten Maße zu Gute. Diese enorme Sicherheit erwarb ihm das Vertrauen der Patienten im hohen Grade und ließ sie von überall her seinen Rath einholen.

F. huldigte einer rationellen Therapie. Er machte sich durchaus keine Illusionen über die Wirkung unseres Arzneischatzes und die Waffe, welche er uns den Krankheiten gegenüber in die Hand giebt. Er hat sich oft genug über das Dunkel in dem wir gerade in therapeutischer Beziehung herumtappen, bitter beklagt und nichts war seinem klaren Verstand mehr zuwider als das Verschwommene, Unklare und Unbestimmte, an dem die ärztliche Kunst so reich ist. Aber er war keineswegs ein Nihilist und unterschied sich dadurch wesentlich von der Richtung der seinen jungen Jahren zeitgenössischen Wiener Schule.

Die Frerichs'sche Klinik erfreute sich eines Weltrufes und mit Recht. Bereits in Kiel und in Breslau erregten seine Krankenvorstellungen und Epikrisen die Bewunderung seiner Zuhörer, unter denen sich schon damals zahlreiche Aerzte aus aller Herren Länder befanden. In weit höherem Maße war dies in Berlin der Fall. F. handhabte die Klinik nicht in dem Sinne, dem jungen Mediciner das ABC der ärztlichen Kunst beizubringen — dazu war die damalige propädeutische Klinik bestimmt. F. ging immer aufs Große und Ganze, aller Kleinkram, alles Düfteln und Tifteln war ihm zuwieder und er gestand lieber betreffenden Falles die Unzulänglichkeit unseres Wissens ein, als daß er sie durch geistreiche, aber unreife Hypothesen zu umschreiben suchte. Wer Frerichs' Klinik mit Nutzen besuchen wollte, mußte eine gewisse Summe ärztlicher Kenntnisse bereits besitzen, aber er konnte nirgends gleich vollendete, abgerundete und klare Krankheitsbilder, nirgends eine so scharfsinnige, treffende Diagnose hören, einen ähnlichen Schatz von Erfahrungen mitgetheilt erhalten. Der Kranke spielte dabei eigentlich eine Nebenrolle, er diente F. nur als Beispiel, an welches er anknüpfte, als Typus für eine Gattung; gemeiniglich sah er den Kranken erst wenn er in das Auditorium gebracht war — die Krankensäle besuchte F. äußerst selten— während der Krankheitsverlauf von den Assistenten beobachtet und ihm berichtet wurde. Aber er war es, der als Meister das Gegebene verarbeitete, sein Urtheil abgab und die Behandlung bestimmte.

Es galt in Deutschland für eine besondere Auszeichnung sein Schüler zu sein und an seiner Klinik lernen und arbeiten zu dürfen, und seine Assistenten und Schüler, die er ohne jede Engherzigkeit schalten ließ und zur Bearbeitung mancher Frage anregte, werden ihm dafür stets ein dankbares Andenken bewahren. In engere persönliche Beziehungen ist er, soviel wir wissen, mit keinem derselben getreten. Andererseits war ihm die Art, Klinik abzuhalten, wie er sie in Berlin durchführte, nur durch seine Assistenten ermöglicht. Ihnen lag der äußere Gang der Klinik und der ärztliche Dienst auf den Krankensälen ob, sie fertigten mikroskopische und chemische Präparate an, die F. seinen Zuhörern demonstrirte u. s. f.

Für die allgemeinen ärztlichen Standesinteressen ist F., wenigstens nach außen hin, nie thätig gewesen. In wieweit ihm seine Stelle als vortragender Rath Gelegenheit gab für die akademischen Verhältnisse Preußens und für das Medicinalwesen im weiteren Sinne thätig zu sein, haben wir schon oben berührt.

Als consultirender Arzt hat F. lange Jahre die erste Stellung eingenommen. Unzähligen Kranken hat er Trost und Beruhigung gebracht, vielen durch seinen Rath geholfen. Seine ruhige, zuversichtliche und überlegene Art war ihnen außerordentlich sympathisch, tröstlich und beruhigend. Obgleich er es dem Patienten nicht leicht machte seine Hülfe zu holen und nicht Jedermann viel Zeit widmen konnte, blieb sein Rath stets gesucht und namentlich die ins Bad reisenden Patienten von allerwärts, besonders aus Rußland, füllten seine Wartezimmer.

Alles in Allem genommen war die ausgezeichnete Verbindung, in welcher sich bei F. die voraussetzungslose Beobachtung mit der erschöpfenden durch alle

Hülfsmittel unterstützten Verarbeitung des Materials paarte, der Anlaß des großartigen und unbestrittenen Erfolges seiner ärztlichen Thätigkeit. Hierin ist ihm nur L. Traube, der gedankenreiche Forscher, der ausgezeichnete, feinfühlige Lehrer und Arzt gleichgekommen. Aber wie diese beiden Männer, die Jahrelang in erbitterter Feindschaft keineswegs zum Exempel und zum Ruhm des Standes neben einander unter dem Dach der Charité einhergingen in ihrem Aeußeren zwei Typen waren, so auch in ihrem Wesen und Wirken. Traube, klein, specifisch jüdisch im Aeußeren, nervös, voller Ideen, mit talmudistischer Spitzfindigkeit grübelnd und spintisirend, von unermüdlicher Thätigkeit. Aber soviel er auch leistete, er hat es zu einem großen zusammenfassenden Werk nicht gebracht, und obgleich seine hinterlassenen Abhandlungen drei starke Bände füllen und eine Fundgrube ausgezeichneter Beobachtungen und überraschender Geistesblitze bilden — das einzige größere Buch, das er zu schreiben beabsichtigte, seine Krankheiten der Respirationsorgane, ist ein Torso geblieben.

F., groß, schlank, blond mit mächtigem Schädel über einem Gesicht, das in der Form, freilich nicht im Ausdruck, etwas kindliches hatte, langsam und linkisch in den Bewegungen, äußerlich kalt, nüchtern, mit scharfem kaustischem, häufig verletzendem Urtheil, aber von durchdringender Penetrationsgabe, stets vollen und greifbaren Zielen zugewendet, verstand es, seine Kraft und die seiner Mitarbeiter, an denen es ihm nie gefehlt hat, zu rechter Zeit zusammenzufassen und gleichsam in einer compacten Masse niederzulegen. Eine außerordentliche Zähigkeit im Verfolg aller seiner Ziele, die ihn auch ganz unbedeutende Dinge mit bohrender Hartnäckigkeit verfolgen ließ, ein rücksichtsloser Wille, wenn nöthig mit eisernem Fleiße gepaart, ein unerbittlich klarer Kopf, ein nie versagendes Gedächtniß, ein ausgebildetes Selbstbewußtsein und ein ungewöhnlich hoher Grad von Egoismus waren F. eigen. Dazu kam eine große Menschenkenntniß, verbunden mit einer Art instinctiver Klugheit, die ihm gestattete, aus den verschlungenen Fäden eines wissenschaftlichen Problems oder aus dem täuschenden Gewirr der Erscheinungen eines dunklen Krankheitsverlaufes den springenden Punkt zu finden, die Gabe, mit wenigen Worten einen Gedanken auszusprechen, wie man sagt, den Nagel auf den Kopf zu treffen und endlich in späteren Jahren eine Summe persönlicher ärztlicher Erfahrungen, wie sie nur der große Zulauf von Patienten aus aller Herren Länder ermöglichen konnte. Daß F. mit dieser Mitgift ein gefeierter Arzt wurde und durch seine Arbeiten an die erste Stelle seines Fachs kam, war unter Beihülfe einer glücklichen Constellation äußerer Umstände — und F. war ein Kind des Glücks — die nothwendige Consequenz derselben. Aber es war in gewissem Sinne ein Unglück, daß er diese Stelle zu früh erreichte unter Verhältnissen die ihm erlaubten mit einer Art otium cum dignitate die Früchte vorgängiger Arbeit einzuernten. Anderenfalls würde seiner Arbeitskraft und seinem Genie noch manche werthvolle Bereicherung unserer Wissenschaft geglückt sein und er hätte dem akademischen und dem practischen ärztlichen Leben in höherem Maße als es thatsächlich der Fall war, förderlich sein können. Er verstand es seinen Besitz durch 26 Jahre festzuhalten und selbstredend immer auf der Höhe der Wissenschaft zu bleiben, Titel, Orden und Vermögen sich zu erwerben — neue und bedeutende wissenschaftliche Productionen hat er ihm nicht zugeführt. Dies ist aber bei einem Mann wie F., der so glänzend begonnen hatte, so ausgezeichnet begabt und mit Hülfsmitteln aller Art so reich bedacht war, eine zum Mindesten auffallende Thatsache.

Man hat die mancherlei Kränkungen und Reibereien, welche die Uebernahme einer solchen Stellung mit sich brachte, und die scharfe und per-

sönliche Polemik, welche sich an seine Leberarbeiten knüpfte, dafür verantwortlich gemacht. Unseres Erachtens sprechen diese Motive, wenn überhaupt nur zum geringsten Theil dabei mit. Ein schaffensfreudiger Geist, dem die Wissenschaft und Forschung letzter und höchster Zweck ist, läßt sich dadurch auf die Dauer nicht hemmen. Aber F. hat entweder nie den inneren Drang selbstloser Forschung gekannt oder er hat ihn früh verloren, jedenfalls war er nicht mächtig genug seine Bequemlichkeit zu überwinden. F. war zu klug, um nicht selbst das Gefühl hiervon zu haben. So sehr er die Menschen im Allgemeinen gering schätzte, so ängstlich sah er auf die Erfüllung aller ihm zufallenden Pertinenzen, so fest hielt er daran, daß von seinen Arbeiten jeder Buchstabe zu Recht bestehen bliebe. Es lag in der Natur der Sache, daß sein Leben und Streben zu einem inneren Widerspruch führen mußten. Trotz seiner dictatorischen Außenseite war F. innerlich ein unfreier, verbitterter Mann, dem „das schöne Gleichmaß und die Harmonie der Seele“ nicht gegeben war, und das konnte einem so hervorragenden Kopf schließlich nur zum Nachtheil gereichen. Denn F. war eine groß angelegte Natur, die in vieler Beziehung an die Charakterköpfe des Cinque cento erinnerte. Aber wenn er Vieles in seinem Leben erreicht hat, wenn er den Triumph genossen hat, als einer der ersten Forscher seiner Zeit anerkannt und geschätzt zu werden, der Glanz seines Namens wurde den ihm näher Stehenden getrübt durch manche Flecken, die wir, wenn anders dieses Lebensbild ein der Wirklichkeit entsprechendes sein soll, nicht übergehen durften. Die Zeit wird die Schroffen und Schlacken im Leben Frerichs' vergessen machen, den großen Namen in der Geschichte der ärztlichen Wissenschaften wird sie ihm nicht rauben können. C. A. Ewald.

Mathis*: Ludwig Emil M., preußischer Staatsmann, geb. den 31. Mai 1797 in Berlin, † daselbst am 17. Novbr. 1874. Die Familie stammt aus Frankreich, von wo sie nach Aufhebung des Edicts von Nantes ausgewandert war. Mathis' Urgroßvater ließ sich in der Mark Brandenburg nieder; sein Vater, Justizcommissar beim Kammergericht in Berlin und Herausgeber einer juristischen Zeitschrift, starb schon 1812. Neben der die Erziehung leitenden Mutter, einer Tochter des Hofpredigers Conrad in Berlin, war sein späterer Stiefvater, der Hofprediger Theremin, von großem Einfluß auf seinen Bildungsgang. Durch ihn wurde ihm auch eine gewisse ernste religiöse Richtung eigen, die sich öfter in seinem öffentlichen Leben bemerkbar machte. Nach dem Besuche des Werder'schen und des Joachimsthal'schen Gymnasiums in Berlin studirte er hier 1815 bis 1818 die Rechte, wurde Auscultator beim Berliner Stadtgericht, 1820 Referendar beim Kammergericht, bestand 1823 die große Staatsprüfung als Assessor und wurde schon wenige Tage darauf zum Rath beim Berliner Stadtgericht ernannt, wo er in der Criminaldeputation arbeitete. Daneben wurde er 1824 Mitglied des Domkirchencollegs und 1825 des Vormundschaftsgerichts in Berlin. Wegen der in jenen Aemtern an den Tag gelegten großen Fähigkeiten wurde er 1829 zum Kammergerichtsrath befördert und in Folge des Vertrauens, welches er beim Präsidenten von Grolmann genoß, auch zum Mitgliede des kurmärkischen Pupillencollegs ernannt. Im Frühjahr 1835 erfolgte seine Ernennung zum Mitgliede der unter dem Namen „Bundes-Centralbehörde“ bekannten Commission von Bevollmächtigten Preußens, Oesterreichs, Baierns, Württembergs und Hessen-Darmstadts in Frankfurt a. M., deren Aufgabe in der gegenseitigen Mittheilung der Verhandlungen bestand, betreffend die Unter-

*) Zu Bd. XX S. 594. Ohne Schuld des Herrn Verfassers durch ein unliebsames Versehen verspätet.

suchungen, welche durch den im April 1833 in Frankfurt a. M. stattgehabten Aufruhrversuch in jenen Ländern hervorgerufen waren. Dieser Aufenthalt in Frankfurt a. M. brachte ihn in ein näheres Verhältniß zu Radowitz, damals Mitglied der Bundes-Militärcommission. 1837 zum Geh. Regierungsrath und vortragenden Rath im Ministerium des Innern ernannt, wurde er 1838 nach Berlin zurückgerufen und nahm in diesem unter v. Rochow stehenden Ministerium die Stelle eines Justitiarius ein, in welcher er mit allen Zweigen des Ministeriums näher bekannt wurde. 1840 wurde er in Königsberg, wohin er jenen Minister zur Huldigung begleitete, zum Geh. Ober-Regierungsrath befördert. Im Januar 1842 folgte seine Ernennung zum Mitgliede des Staatsraths. Daneben wurde er Mitglied des am 1. Juli 1843 eingesetzten Ober-Censurgerichts, welches der Presse Schutz gegen die willkürliche Behandlung durch die Censur gewähren sollte. Diese Stellung mußte er jedoch aufgeben, als ihm v. Rochow's Nachfolger, der Minister Graf von Arnim-Boitzenburg, im Januar 1844 die Leitung der Abtheilung für die höhere Polizei und die Preßangelegenheiten übertrug. v. Rochow's Rücktritt als „Minister des Innern und der Polizei" erfolgte zum Theil, weil er in den Polizei- und den Preßsachen sich in zu schroffen Gegensatz zu den Zeitverhältnissen gesetzt hatte. Dem blos zum Minister des Innern, nicht auch der Polizei ernannten v. Arnim kam es daher auf eine ruhigere und parteilose Würdigung jener Angelegenheiten an. So wurde unter ihm wie auch unter seinem Nachfolger von Bodelschwingh von Seiten Mathis' streng der Grundsatz befolgt, daß die Staatspolizei nur durch die ordentlichen öffentlichen Behörden zu handhaben sei. Vorwürfe gegen diese seine Thätigkeit, welche in den hinterlassenen „Denkwürdigkeiten des Geh. Regierungsraths Dr. Stieber" (unter Protest von dessen Sohn, im Feuilleton des „Berliner Tageblatts" vom 2. Octbr. 1882 bis Ende März 1883 veröffentlicht) erhoben wurden, stellen sich, nach der dem Unterzeichneten gestatteten Einsicht des betreffenden Theils von Mathis' hinterlassenen Memoiren, als völlig unbegründet heraus. Uebrigens behauptete der preußische Gesandte Th. H. R. v. Rochow (Briefe desselben an einen preußischen Staatsbeamten, herausgegeben von Kelchner und Mendelssohn-Bartholdy, Frankfurt a. M. 1873, S. 321), daß auf Mathis' Vortrag v. Itzstein's Ausweisung aus Preußen im Mai 1845 erfolgt sei. Regierungsseitig fand Mathis' Thätigkeit im Polizeifache im April 1845 volle Anerkennung durch seine Ernennung zum Wirklichen Geh. Ober-Regierungsrath. Im September 1846 erfolgte seine Ernennung zum Ministerialdirector. Sein offener Sinn für die Zeitbedürfnisse führte dahin, daß er, in Gemeinschaft mit dem ihm befreundet gewordenen Minister von Bodelschwingh, bald die Anbahnung einer freieren Entwicklung der öffentlichen Verhältnisse, insbesondere auch der Abschaffung des Censurdrucks anerkannte. Ein in diesem Sinne im Herbst 1847 von Preußen unternommener Versuch, Oesterreich zu einem gemeinsamen Antrag am Bundestage auf Beseitigung der Censur zu bewegen, scheiterte; hierauf aber wurden im Winter 1847—1848, unter Mathis' lebhafter Betheiligung, mit dem Königreich Sachsen Verhandlungen gepflogen, um einen solchen Antrag gemeinsam am Bunde zu stellen. Die Einigung hierüber wurde erreicht, aber bevor noch der Antrag eingebracht war, hob der Bundestag am 2. März 1848 seine Beschlüsse über die Censur auf. In Folge des im März eingetretenen Ministerwechsels trat M. von seiner Stellung zurück und wurde auf Wartegeld gestellt. Im Jahre 1848 trat er in der Presse, namentlich in der Kreuzzeitung, öfter den demokratischen Ausschreitungen entgegen; seit aber 1849 dieses Blatt und die nach ihm benannte Partei die preußische Unionspolitik bekämpfte, richtete er sich in Artikeln der Kreuzzeitung vom 31. Mai, 16. und 17. Juni sowie 10. Aug.

1849 gegen die unionsfeindlichen Ausführungen des Rundschauers jenes Blattes. Im Herbst 1849 wurde er zum Vorsitzenden des „Patriotischen Vereins" in Berlin gewählt, welcher sich bei allen wichtigen Anlässen durch Kundgebungen im Sinne der constitutionellen Monarchie bemerklich machte, und dem er schon seit Januar 1849 angehörte. Auch suchte er im September durch eine unter seinem Namen erschienene Flugschrift, betitelt „Preußens deutsche Politik und ihre Gegner" für Preußens entschiedenes weiteres Vorgehen in der Führung Deutschlands zu wirken. Er bekämpfte „den engeren preußischen Standpunkt" und schilderte in beredter Weise, daß es sich „nicht um verächtliche Zugeständnisse an eine verächtliche Demokratie", sondern um „eine große, ernste und gerechte Forderung" des deutschen Volkes handele (s. über diese Schrift die Berl. Zeitung „Deutsche Reform", Nr. 602, vom 15. Novbr. 1849). Als am 20. Decbr. 1849 an Stelle des deutschen Reichsverwesers die unter dem Namen des „Interim" bekannte „Provisorische Bundescentralcommission" als oberste Behörde des deutschen Bundes in Frankfurt a. M. zusammengetreten war, in welcher u. A. Mathis' Freund, v. Radowitz, Preußen vertrat, wurden ihm die Fächer des Innern und der Justiz bei dieser Behörde übertragen. Oesterreich stellte seit dem 26. April 1850 Versuche an, durch Herstellung des Bundestags eine neue Bundesgewalt an Stelle des am 1. Mai ablaufenden Interims zu schaffen. Nachdem sich in Folge dessen zehn deutsche Staaten hierzu geneigt gezeigt hatten, bewirkte die sich ablehnend verhaltende preußische Regierung im Juni 1850 den Zusammentritt von Bevollmächtigten aller deutschen Regierungen zu freien Conferenzen in Frankfurt a. M. als letzten Versuch einer Verständigung über die Neuordnung der Bundesverhältnisse. Die Wahl der preußischen Bevollmächtigten fiel auf M. und General v. Peuker. In diesen Conferenzen war ersterer beharrlich beflissen, den österreichischen Bestrebungen entgegenzutreten, die Form dieser Zusammenkünfte allmählich in die der früheren Bundesversammlung überzuleiten. Insbesondere hatte er darüber zu wachen, daß hinsichtlich des Vorsitzes der Grundsatz der Gleichstellung Preußens mit Oesterreich durchgeführt werde, während dieses, gleich als ob der Bundestag schon wieder aufgelebt wäre, die Rechte der Präsidialmacht beanspruchte. M. wahrte den Standpunkt Preußens mit aller Entschiedenheit, sodaß es in diesen Conferenzen Oesterreich nicht gelang, eine Stimme für seinen Plan zu gewinnen. Die Verhandlungen führten zu nichts. M. sah ein, daß Oesterreich nichts als den Bundestag wolle und daß eine Fortsetzung der Verhandlungen nicht räthlich für Preußen sei. So wurden auf seinen Rath die Verhandlungen abgebrochen. Hiernach wurde er noch eine kurze Zeit vom Minister v. Schleinitz und Ende September 1850 von dessen Nachfolger v. Radowitz im Auswärtigen Amte beschäftigt. Gleichzeitig mit des letzteren Entlassung trat er ins Privatleben zurück. Von anderer Seite wurde jedoch für eine fernere Verwerthung seiner Kräfte im Dienste des Landes gesorgt. Der Bezirk Mogilno in der Provinz Preußen wählte ihn von der zweiten Session der zweiten Legislaturperiode an (21. November 1850) zum Mitgliede der ersten Kammer. Dieser gehörte er bis zum Schluß der Periode (19. Mai 1852) an und hielt sich hier Anfangs zu dem Theile der Rechten, welcher als Programm Aufrechthaltung der Verfassung und Fortbildung der organischen Gesetze aufstellte, doch bewahrte er daneben in einzelnen Fällen einen selbständigen Standpunkt. In der dritten Session schloß er sich der Richtung v. Bethmann-Hollweg's an und gründete mit diesem und anderen Gesinnungsgenossen das „Preußische Wochenblatt", welches durch die Sachlichkeit und Schneidigkeit seiner Kritik der öffentlichen Vorgänge während der Zeit von 1853—1861 zu bedeutendem Ansehen und Einflusse gelangte, sowie durch die Art seiner Bekämpfung der inneren

und äußeren Politik v. Manteuffel's die Bedeutung eines Parteiorgans für die gemäßigt Liberalen auch im außerpreußischen Deutschland gewann. In der ersten Kammer betheiligte sich M. mit besonderer Lebhaftigkeit an den Verhandlungen über die Gemeinde- und Polizeiverfassung auf dem Lande und über die ministerielle Wiederberufung der gesetzlich aufgehobenen Provinziallandtage. Namentlich erregte die Rede, mit welcher er am 19. Februar 1852 den vom Minister v. Westphalen für letztere Maßregel aufgestellten Gründen entgegentrat, großes Aufsehen, sodaß weitere Kreise auf seine Bedeutung aufmerksam wurden. Der vierte Berliner Wahlbezirk ließ es sich bei den Wahlen vom 3. November 1852 nicht entgehen, ihn zum Vertreter für das Abgeordnetenhaus für 1853—1855 zu wählen. Hier gründete er alsbald die jedoch nach seinem Freunde v. Bethmann-Hollweg genannte Partei. Als Abgeordneter trat er allen Versuchen, an der Verfassung zu rütteln, allem Reactionären in den Gesetzvorlagen und den Willkürlichkeiten in der Verwaltung entgegen. Besonders zeichnete er sich aus in den Verhandlungen über die Bildung des Herrenhauses, den Entwurf einer Städteordnung und über die wider den „Neuen Elbinger Anzeiger" auf Betrieb des reactionären „Preußenvereins" angewandten polizeilichen Maßregeln. Letzteren Fall benutzte er am 12. Mai 1853 zu einem entschiedenen Auftreten für den gesetzlichen Schutz der Preßfreiheit und stellte die Behauptungen des Regierungsvertreters, welcher weitgehende Auslegungen des Preßgesetzes vertheidigte, als für die Regierung höchst bedenklich hin. Derselben rief er zu: „Eine Regierung verlangt vor Allem Achtung und Vertrauen im Lande. Wo aber sollen Achtung und Vertrauen bleiben, wenn Gesetze in einer Weise durch Deductionen, denen die Sophistik an der Stirn geschrieben ist, ausgelegt werden?" In anderen Fällen widerlegte er die Gründe, aus welchen, durch Umgehung der Verfassung, die jüdischen Rittergutsbesitzer von den Kreistagen ausgeschlossen wurden, und bekämpfte er die Wiederherstellung des Jagdrechts auf fremdem Grund und Boden. Doch gab es auch Fälle, in welchen er für das Ministerium stimmte. Im Herbst 1854 machte das von Mathis' Richtung grundverschiedene Ministerium Manteuffel den Versuch, seine Kräfte für die Ausarbeitung von Gesetzentwürfen zu gewinnen. Als Mitglied des damals wieder ins Leben gerufenen Staatsraths schied er schon bald aus jener Thätigkeit wieder aus, weil er einsah, daß auch hier die Tendenz des Ministers v. Westphalen, welcher dem Staatsrathe Entwürfe einer ländlichen Gemeinde- und Polizeiverfassung vorgelegt hatte, jede Mitwirkung für ihn unmöglich mache. Für die vierte Periode (1855—1858) vom vierten Berliner Wahlbezirke am 8. October 1855 gegen den Finanzminister Rabe wiedergewählt, trat er im Abgeordnetenhause, statt des nicht wieder eingetretenen v. Bethmann-Hollweg, an die Spitze der jetzt nach ihm selbst genannten Partei und fuhr fort das Ministerium Manteuffel-Westphalen zu bekämpfen. Besonderen Eindruck machte im ganzen Lande die Rede, mit welcher er den Antrag des Grafen Schwerin wegen des illoyalen Verfahrens der Regierung bei den letzten Abgeordnetenwahlen unterstützte. Dagegen stimmte er auch in dieser Periode in einzelnen Fällen für die Regierung, so beim Ehegesetzentwurf und bei der Frage wegen Ablösbarkeit kirchlicher Abgaben. Keine von Mathis' öffentlichen Handlungen hat jedoch so tiefen Eindruck in den weitesten Kreisen hervorgerufen, als sein zuerst im Frühjahr 1856 gestellter und, nach baldigem Schlusse dieser Session, im Januar 1857 wiederholter Antrag, die Erwartung auszusprechen, „die Staatsregierung werde das polizeiliche Einschreiten der Behörden in Betreff der Presse in die Schranken der gesetzlichen Vorschriften zurückführen und dadurch verhindern, daß dieses Einschreiten die verfassungs- und gesetzmäßig begründete Freiheit der Presse vernichte oder verkümmere". Beigefügt war eine längere Reihe der einzelnen Beschwerdepunkte und ausführliche Motive. Bei der

Verhandlung im Abgeordnetenhause begründete M. den Antrag mit scharfsinnigen Ausführungen und trat namentlich der durch den Minister des Innern geübten Praxis der Concessionsentziehung entgegen. Die dem Ministerium sonst unbedingt ergebene Mehrheit trat im April 1857 zweien jener Beschwerdepunkte bei und nahm, wenn sie auch Mathis' Antrag im Uebrigen ablehnte, doch eine Erklärung an, in welcher eine Mißbilligung des Verfahrens der Regierung zu erkennen gegeben und der Wunsch nach Aenderung ausgesprochen war. In der That trat die Preßverwaltung hinfort vorsichtiger auf. Im März 1858 ging er noch einmal gegen die regierungsseitige Handhabung der Presse vor und erklärte sich gegen die vom Minister des Inneren vertretenen Uebergriffe der Berliner Polizeiverwaltung bei der beabsichtigten Gründung eines „Intelligenzblattes“ zum Besten der Polizeikassen. Außerdem ließ er sich als lebhafter Vertheidiger einer ausgedehnten Bankfreiheit vernehmen. Als in Folge des Umschwunges vom October 1858 die demokratische Partei sich am öffentlichen Leben wieder zu betheiligen begann, wurden beim Herannahen der 5. Legislaturperiode (1858—1861) im 4. Berliner Wahlbezirke Mathis' Wiederwahl Schwierigkeiten bereitet, besonders wegen seiner Abstimmung für das Ehegesetz. Die Mehrheit der Wähler ließ sich freilich hierdurch nicht beirren, er lehnte jedoch die am 23. Novbr. 1858 hier auf ihn gefallene Wahl ab und nahm die für Ober- und Niederbarnim an. Nunmehr unterstützte er mit seiner verstärkten Partei im Abgeordnetenhause, welches ihn in allen 3 Sessionen zum Vicepräsidenten wählte, das Ministerium des Fürsten Hohenzollern. Mit Beginn des Jahres 1860 trat er auch formell aus dem Staatsdienste und erhielt vom Prinzen-Regenten den rothen Adlerorden. Der Berliner Stadtverordnetenversammlung gehörte er seit 1857 an. Einen 1862 an ihn ergangenen Ruf des Prinz-Regenten zur Uebernahme einer Vertrauensstellung in dessen Umgebung lehnte er ab. Unterm 15. Decbr. 1862 wurde er zum Präsidenten des Consistoriums der Provinz Brandenburg und Ende Januar 1865 zum Präsidenten des evangelischen Oberkirchenraths ernannt. In dieser Stellung, welche seit dem Tode v. Uechtritz's (29. August 1863) erledigt war, hat er die 1873 zu Stande gekommene Kirchenverfassung in Gemeinschaft mit seinem späteren Nachfolger Hermes vorbereitet. Er gehörte der sog. positiven Union an. Theils wegen asthmatischen Leidens, theils mit Rücksicht auf den Fall des Predigers Sydow in Berlin, dessen Durchführung er jüngeren Kräften überlassen zu müssen glaubte, bat er 1872 um Versetzung in den Ruhestand, welcher ihm vom 1. Juli an unter Verleihung des Kronenordens 1. Cl. und unter dankbarer Anerkennung seiner geleisteten Dienste durch ein Handschreiben des Königs zu Theil wurde. Die Angaben des in „Unsere Zeit“ (Leipzig 1860) über ihn erschienenen Aufsatzes hat er selbst als richtig bezeichnet. Die vorerst unzugänglichen Denkwürdigkeiten seines Lebens befinden sich im Besitze des Sohnes, Consistorialraths M., Pfarrers an der St. Lucaskirche in Berlin.

Wippermann.

Zusätze und Berichtigungen.

Band I.

S. 210. Z. 20 v. o. ff.: Nach der Einleitung zu der inzwischen erschienenen Ausgabe der Gedichte des Königsberger Dichterkreises von L. H. Fischer (Neudrucke des 16. und 17. Jahrhunderts, Halle bei Niemeyer 1883) starb Heinr. Albert am 6. October 1651. Gelegenheitsgedichte von ihm aus dem Jahre 1655 sind nicht vorhanden. Seine Arien sind

nicht zuerst in einzelnen Stimmbüchern, sondern sogleich in Partitur erschienen, Königsberg 1638—1654. Die Titel der beiden Sammelwerke lauten:

Arien oder Melodeyen etlicher theils Geistlicher, theils Weltlicher, zu gutten Sitten vnd Lust dienender Lieder. In ein Positiv, Clavicimbel, Theorbe oder anders vollstimmiges Instrument zu singen gesetzt von Heinrich Alberten. Gedruckt zu Königsberg.

Musicalische Kürbs-Hütte, Welche vns erinnert Menschlicher Hinfälligkeit, geschrieben vnd In 3 Stimmen gesetzt von Heinrich Alberten. 1641.

Band III.

S. 89. Z. 18 v. o. l.: Darnstadt (st. Darmstadt).

S. 504. Z. 16—20 v. o.: Bertheau hat in Theol. Studien Jahrg. 1885 S. 312—321 nachgewiesen, daß Bugenhagen am 24. Juni 1485 (nicht 1484) geboren ist. Sein Brief an den König von Dänemark vom 7. Juni (nicht 7. Juli, wie vermöge eines Druckfehlers in der Allg. D. Biogr. l. c. Z. 19 steht) ward nicht, wie bisher angenommen ist, 1554, sondern, wie Bertheau unwiderleglich beweist, 1555 geschrieben. Die 70 Jahre dieses Briefes ergeben mithin als Geburtsjahr 1485 und zwar in Einklang mit zwei anderen eigenen Angaben Bugenhagen's.

Band IV.

S. 6. Z. 14 v. u.: Das Original der Carolischen Zusätze zu Spangenberg ist in der Handschrift K 97 der königlichen Bibliothek in Dresden von Franz Schnorr von Carolsfeld aufgefunden und nachgewiesen worden; vgl. s. Aufsatz im Archiv f. Litt.-Gesch. IX S. 9 ff.

Band VIII.

S. 129. Z. 27 v. o.: Vgl. ferner jetzt: Franz Beier, Ueber Joh. Jak. Froberger's Leben und Bedeutung für die Geschichte der Klaviersuite. (In der Samml. musik. Vorträge von Graf Waldersee. 1884.)

Band XIII.

S. 648. Z. 23 v. u. l.: 1807 (st. 1307) und Z. 3 v. u. l.: 1824 (st. 1854).

S. 649. Z. 18 v. u. ff. muß es heißen: Im 20. Bande der Jahresh. d. V. f. v. Naturk. in Württ. S. 315 findet sich ein Verzeichniß von den in diesen Jahresheften enthaltenen Aufsätzen Jäger's.

Band XIV.

S. 743. Z. 16 v. o.: v. Janko weist in dem Aufsatz „Niklas Jurischicz Freih. v. Güns" in Streffleur's Oesterr. Milit.-Ztg. Jahrg. XXII Bd. III S. 1 ff. nach, daß Jurischicz laut Protokoll des k. k. Hofkammergerichtes 1543 in Wien gestorben und in Güns beigesetzt ist.

Band XVII.

S. 201. Z. 13 v. o. l.: bei Bönnigheim (st. in Bonigheim).

S. 673. Z. 16 v. u. l.: Hegau (st. Höwgau).

Band XVIII.

S. 271. Z. 11 v. u. l.: 1779 (st. 1799).

S. 279. Z. 16 v. o. l.: 13. Januar (st. Juni).

S. 296. Z. 6 v. u.: Ueber Leodius vgl. jetzt: Hartfelder, Der Historiker J. Th. L. (Forschungen z. D. Gesch. Bd. XXV [1885] S. 275 ff.).

S. 315. Z. 19 v. o. l.: Namen führt (Leonberg bei Stuttgart) geboren.

S. 466. Z. 11 v. o. l.: Letzner (st. letzterer).

Band XIX.

S. 115. Z. 16 v. u.: Vgl. noch: P. v. Schaumburg, Wilhelm v. Calcum gen. Lohausen, königlich schwedischer und herzoglich mecklenburgischer Generalmajor. Elberfeld 1866.

S. 155. Z. 8 v. u.: Die Familie nannte sich auch „von der Langen Rake".

S. 171. Z. 20 v. o. l.: **Lorch, Melchior** s. **Lorichs**. (Durch ein Versehen ist hier statt dieser Verweisung ein zweiter Artikel über denselben Mann, der zurückgelegt werden sollte, abgedruckt worden.)

S. 294. Z. 18 v. u.: Leno Leve war nicht Buchhändler, sondern Domherr zu Lübeck. Dagegen hatte sein Vater Laurens Leo zu Schleswig mit dem Drucker Arndes (Bd. I S. 540) in buchhändlerischer Verbindung gestanden. (Vgl. Pauli in der Ztschr. f. Lübeckische Gesch. u. Alterthumsk. 3, 254 ff.).

S. 331. Z. 13 v. u.: Auf Befehl und auf Kosten der Herzoge Philipp II. und Philipp Julius von Pommern verfertigte Lubinus auf Grund eigener Vermessungen eine große Karte von Pommern. Nach sehr umfangreichen Vorarbeiten (Friedeborn gedenkt Lubin's pommerscher chorographischer Tabellen) begab er sich am 19. August 1612 von Stettin aus auf die Reise und kehrte am 13. October wieder dahin zurück, nachdem er nach dem noch vorhandenen Tagebuch seines Reisegefährten 5907 loca vermessen hatte. Die Karte selbst, auf 12 Kupferplatten in Royalfolio von Nicolaus Geilkerckius gestochen, ist reichlich 4 Fuß hoch und 7 Fuß breit, bildete lange Zeit die Grundlage späterer Karten des Landes und wird immer dauernden Werth behalten durch das auf derselben angebrachte Beiwerk. Dasselbe besteht zunächst aus einem Stammbaum der pommerschen Herzoge und den Bildnissen von fünf derselben: Herzog Philipp II., Philipp Julius, Ulrich, Franz und Bogislav XIV., nebst dem pommerschen Wappen. Darunter kommt eine lateinische Beschreibung des Landes, ein Verzeichniß seiner Städte sowie ein anderes sämmtlicher in pommerschen Gewässern lebender Fische. Das Werthvollste aber ist die doppelte Randeinfassung der Karte, welche die Wappen von 353 namentlich benannten pommerschen Adelsgeschlechtern und die Ansichten von 49 pommerschen Städten, Klöstern und Städten enthält. Die Karte war 130 Jahre nach ihrem Entstehen so selten geworden, daß kaum noch Exemplare davon existirten, als J. C. C. Oelrichs 1757 die Kupferplatten wieder entdeckte und an sich brachte. Von da werden die jetzt vorhandenen verhältnißmäßig gut erhaltenen Exemplare stammen.

Joh. Carl Conr. Oelrichs, Histor.-geogr. Nachricht von Pommern rc., insbes. Gesch. u. Beschreibung der Lubinischen Land Charte von Pommern. v. Bülow.

S. 353. Z. 7 v. o. l.: 1580 (st. 1518).

S. 659. Z. 26, 27 v. o.: Der Gefährte Lussi's bei Einführung des Kapuzinerordens in der Schweiz heißt nicht J. Walter von Stoll (wie irrig gedruckt steht), sondern J. Walter von Roll. G. v. Wyß.

S. 810. Z. 23 v. u. l.: Laufenburg (st. Laufenberg).

Band XX.

S. 257. Z. 6 v. u. l.: Kanig bei Guben.

S. 261. Z. 9 v. u. l.: Kümmritz, Kr. Luckau (st. Cümritz). Z. 8 v. u. l.: Görlsdorf (st. Görtzd.).

S. 268. Z. 23 v. u. l.: Stiehl'schen st. Stieler'schen.

S. 409. Z. 3 v. o. ff.: Nach Stälin, Wirt. Gesch. III, 203 ff. stammt M. v. Randeck nicht aus dem bairischen, sondern aus dem schwäbischen Geschlecht, welches seinen Namen von Randeck bei Kirchheim unter Teck führt. J. H.

S. 551. Z. 2: Vgl. Neue Wöchentl. Rostock'sche Nachricht rc. 1839, S. 366, 406. Ueber Masch's Bedeutung als Slavist und die Prillwitzer Idole: Jagič, Archiv f. slavische Philol. V, S. 193 ff., 197. Ueber seine Bibl. und den Codex Maschianus (jetzt in Rostock) der peregrinatio M. Thetmari: Krause in Forsch. z. Deutschen Gesch. XV, 153 ff.

" Z. 15: Masch starb als Senior und großherzoglich Strelitzischer Archivrath und Ehrendoctor der Univ. Kiel am 28. Juni 1878, geb. am 4. August 1794, Großneffe von Andr. Gottl. M.

Band XXI.

S. 96. Z. 24 v. o.: In der von D. Hidalgo besorgten 2. Auflage von Fr. Mendez' Tipografia española (Madrid 1861 sqq.) I. 158 sq., 377 sqq. ist das in zweierlei Größen vorkommende, höchst eigenthümlich geformte Buchdruckerzeichen M.'s abgebildet. Es besteht zunächst aus einem in Rundschrift gehaltenen M, dessen mittlerer Strich sich um mehr als das Doppelte nach oben verlängert und unmittelbar über dem M durch zwei querliegende Balken geschnitten wird. Diese seltsame Figur befindet sich in einem schwarzen Feld, welches unten ein Oblongum bildet, oben aber dem aus dem M aufsteigenden Strich in verjüngter Breite folgt, so daß der Umriß des Ganzen die Gestalt eines Kolbens hat. Steiff.

S. 108. Z. 28. Vgl. noch: E. E. F. Dalmer, Samml. rc. aus der Zeit und dem Leben des Dr. Albr. Joachim v. Krakewitz. Stralsund 1862, S. 22.

S. 228. Z. 15 v. o. l.: Ikaskola (st. Ikrskola).

S. 324. Z. 11 v. u.: Jetzt noch zu vgl. Minor in Kürschner's D. Nat.-Litt. Bd. 73, S. 213 ff.

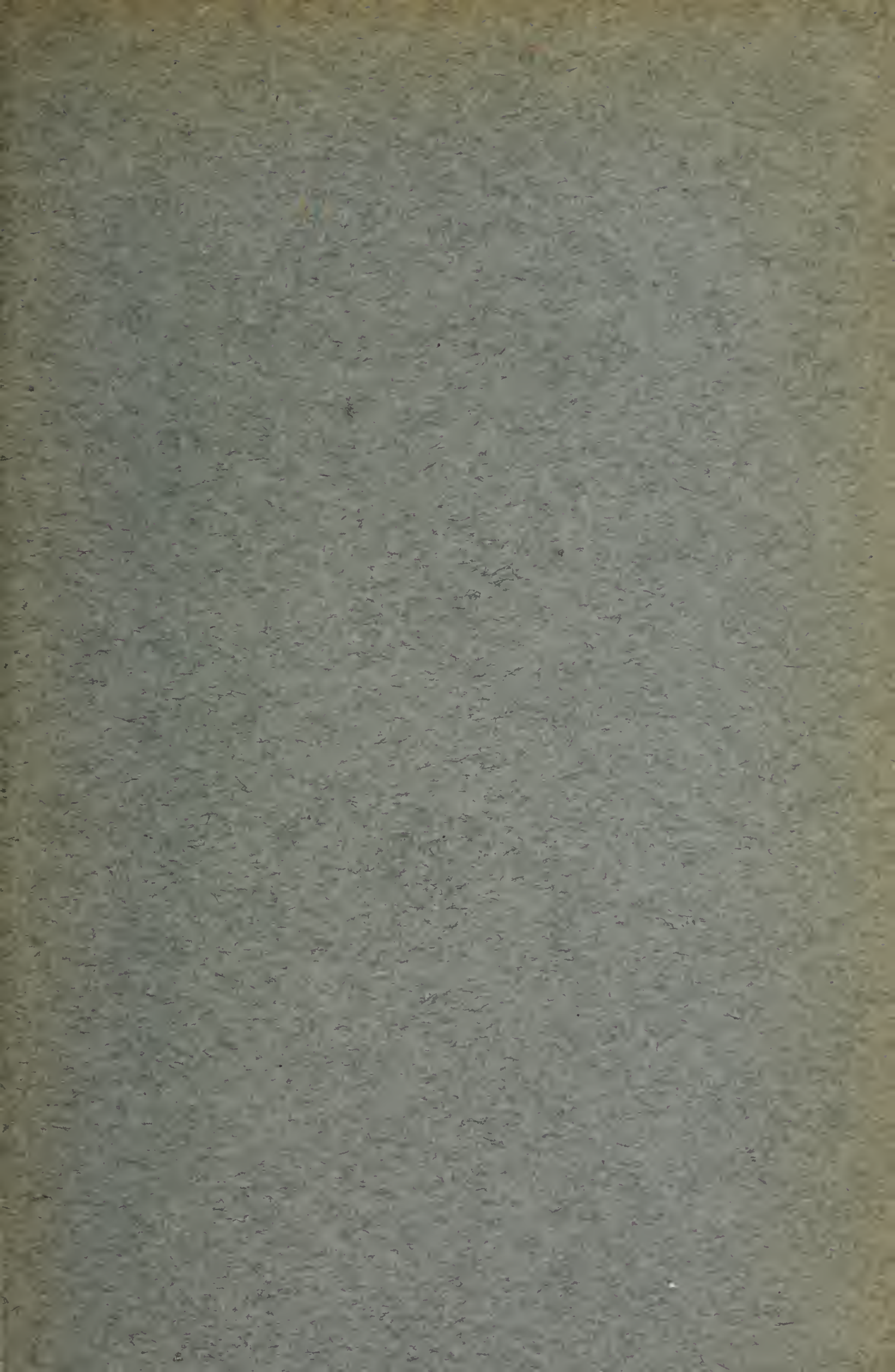
S. 467. Z. 19 v. u. l.: riefen eine Bewegung hervor u. s. w. (st.: eine religiöse Bewegung).

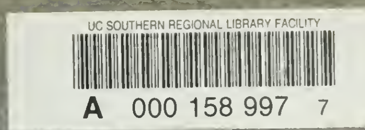
S. 778. Z. 8 v. u. ist statt „Puzlau" zu lesen: Peilau.

S. 779. Z. 6 v. o. als Quelle hinzuzufügen: Günther, Lebensskizzen d. Professoren d. Univ. Jena. Jena 1858, S. 257.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 158 997 7

